Archiv

für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

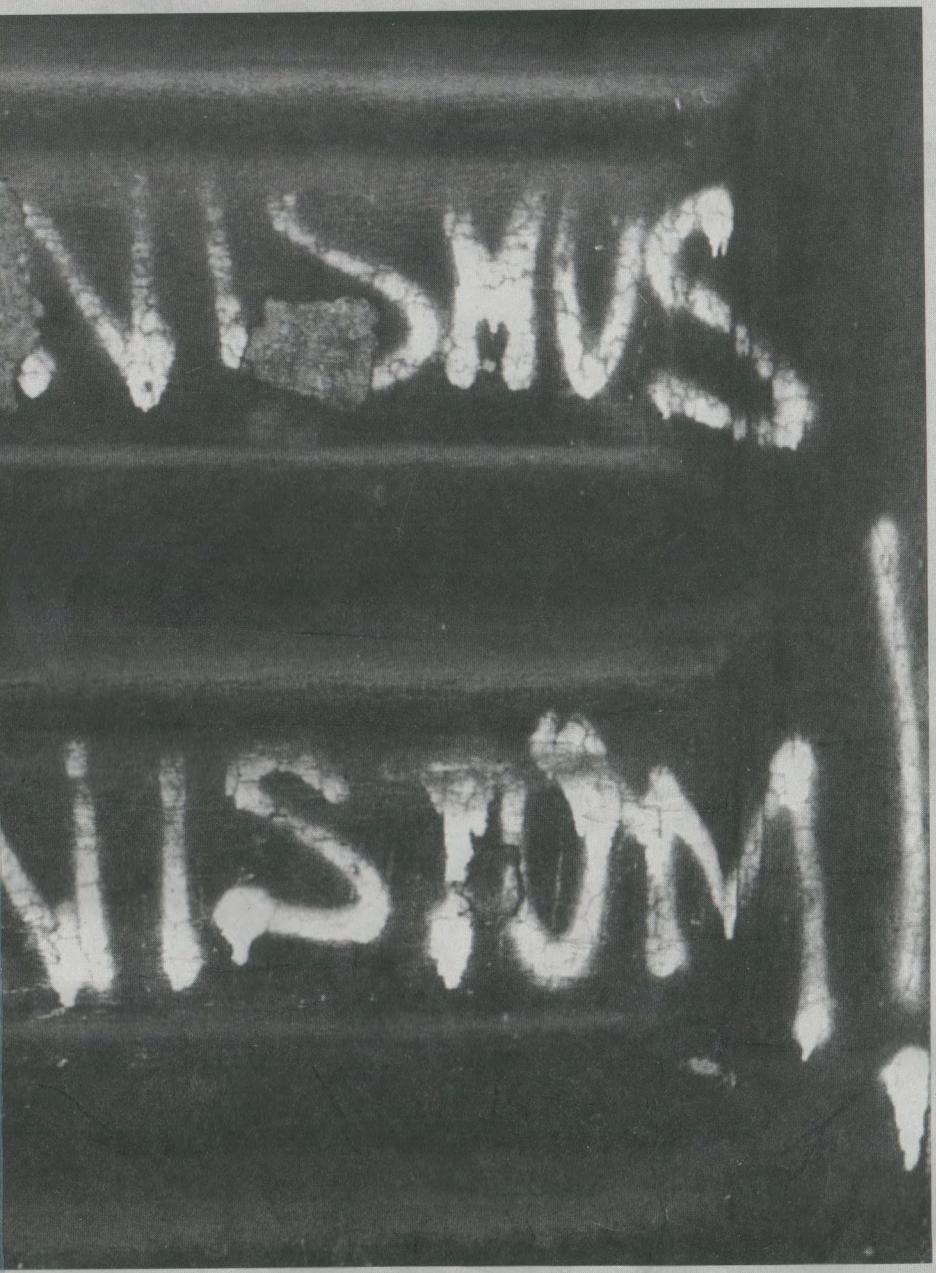
No. 14

Germinal

Aus dem Inhalt:

Syndikalisten und KAPD in Bremen
Syndikalismus in Norddeutschland
Charles Fourier
Kommunisten in Böhmen
Widerstand in Frankreich
Literarische Deserteure
Feuerbachthesen, Kautsky
Wert ohne Arbeit

KOMIC
KOMU


NISMUS
NISM

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Hrsg. mit Unterstützung des „Instituts für Historische Sozialforschung e.V.“, Bochum

Redaktion: Wolfgang Braunschädel, Johannes Materna

Anschrift der Redaktion: Wolfgang Braunschädel
Hustadtring 33
44801 Bochum
Tel.: 0234/704865

Das ARCHIV kann abonniert werden: die Hefte im Abonnement werden mit einer Preisermäßigung von 20% gegenüber dem Einzelverkaufspreis berechnet.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit
Fernwald (Annerod): Germinal Verlag
Erscheint unregelmäßig. - Nr. 6 (1984) - Nr. 8 (1987) u.d.T.:
Bochumer Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit
Früher im Karin Kramer Verlag, Berlin
Aufnahme nach Nr. 9 (1989)
ISSN 0936-1014
NE: Bochumer Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit Nr.6 (1984) - Verlagswechsel

© Germinal Verlag, Siemensstraße 16, 35463 Fernwald (Annerod)
1. Aufl. 1996
ISBN 3-88663-414-0
ISSN 0936-1014
Druck: PRISMA DRUCK, Rödelheimer Landstraße 75, 60487 Frankfurt/Main

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Inhalt:

Zu diesem Heft 11

Peter Kuckuk
Syndikalisten und Kommunistische Arbeiterpartei in Bremen in der Anfangsphase der Weimarer Republik 15

Hartmut Rübner
Linksradikale Gewerkschaftsalternativen: Anarchosyndikalismus in Norddeutschland von den Anfängen bis zur Illegalisierung nach 1933 67

Peter Kropotkin
Charles Fourier 109

Zdeněk Kárník
Die ersten Versuche zur Gründung einer kommunistischen Partei in Böhmen 117

Reiner Tosstorff
Spanische Flüchtlinge nach dem Ende des Bürgerkriegs 181

Georg Scheuer
Der „andere" Widerstand in Frankreich (1939-1945) 209

Walter Mehring
Der Freiheitssender. Hörspiel 233

Dirk Heißerer
„We Fight Back." Ein Kommentar zu Walter Mehrings Hörspiel „Der Freiheitssender" (1943) 239

Dirk Heißerer
Wagnis Freiheit. Literarische Deserteure im 20. Jahrhundert 247

Martin Finkbeiner/Karl Klöckner
Dialektik der Aufklärung und Arbeiterbewegung - Feuerbachthesen, Kautsky 259

Kornelia Hafner
Anarchismus oder der Souverän als Feind. Eine Auseinandersetzung mit den Thesen Joachim Bruhns zur Abschaffung des Staates 283

Jacques Wajnsztejn
Wert ohne Arbeit 311

Wolfgang Braunschädel
Ideal und Ideologie: Einwanderung und Integration im Ruhrgebiet 339

Rezensionen und Hinweise

Flora Tristan, Im Dickicht von London oder Die Aristokratie und die Proletarier Englands, Köln: Neuer ISP -Verlag, 1993, 278 S. *(Jutta Policzer)* 401

Judith Jánoska/Martin Bondeli/Konrad Kindle/Marc Hofer, Das «Methodenkapitel» von Karl Marx. Ein historischer und systematischer Kommentar, Basel: Schwabe & Co. AG, 1994, 296 S. *(Wolfgang Braunschädel)* 401

Michael Bakunin, Gott und der Staat (1871). Einleitung Paul Avrich (Ausgewählte Schriften, Band 1, hrsg. von Wolfgang Eckhardt), Berlin: Karin Kramer Verlag, 1995, 157 S.

Michael Bakunin, „Barrikadenwetter" und „Revolutionshimmel". Artikel in der „Dresdner Zeitung". Einleitung Boris Nikolaevskij (Ausgewählte Schriften, Band 2, hrsg. von Wolfgang Eckhardt), Berlin: Karin Kramer Verlag, 1995, 189 S.

Michael Bakunin, „Ich, Michael Bakunin, der von der Vorsehung Auserkorene...". Philosophische Briefe, Berlin: Karin Kramer Verlag, 1993, 162 S.

Natalia Pirumowa/Boris Nossik, Der rebellierende Adel und die Familie Bakunin, Berlin: Karin Kramer Verlag, 1995, 85 S.

Wolfgang Eckhardt, Michail A. Bakunin (1814-1876). Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur in deutscher Sprache, Berlin/Köln: Libertad Verlag, 1994, 127 S. *(Hugo Nada)* 403

Rudolf Rocker, Johann Most. Das Leben eines Rebellen, Berlin/Köln: Libertad Verlag, 1994, 494 S. *(Hugo Nada)* 405

Gustav Landauer/Fritz Mauthner, Briefwechsel 1890-1919. Bearbeitet

von Hanna Delf, München: Verlag C.H. Beck, 1994, 562 S.
Gustav Landauer, Die Botschaft der Titanic. Ausgewählte Essays. Hrsg. von Walter Fähnders und Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Berlin: Kontext Verlag, 1994, 301 S.
Bernhard Braun, Die Utopie des Geistes. Zur Funktion der Utopie in der politischen Theorie Gustav Landauers, Idstein: Schulz-Kirchner Verlag, 1991, 231 S.
„...die beste Sensation ist das Ewige...". Gustav Landauer - Leben, Werk und Wirkung. Hrsg. von Michael Matzigkeit, Düsseldorf: Theatermuseum der Landeshauptstadt Düsseldorf/Dumont-Lindemann-Archiv, 1995, 349 S.
Leonhard M. Fiedler/Renate Heuer/Annemarie Taeger-Altenhofer (Hg.), Gustav Landauer (1870-1919). Eine Bestandsaufnahme zur Rezeption seines Werkes, Frankfurt/M.;New York: Campus Verlag, 1995, 264 S.
Christine Holste, Der Forte-Kreis (1910-1915). Rekonstruktion eines utopischen Versuchs, Stuttgart: M & P Verlag für Wissenschaft und Forschung, 1992, 324 S.
Annegret Walz, „Ich will ja gar nicht auf der logischen Höhe meiner Zeit stehen." Hedwig Lachmann. Eine Biographie, Flacht: Edition Die Schnecke, 1993, 543 S. *(Wolf Raul)* 407
Beate Häupel, Karl Kautsky. Seine Auffassungen zur politischen Demokratie. Eine ideengeschichtliche Betrachtung unter besonderer Berücksichtigung seines Modells der politischen Institutionen, Frankfurt am Main u.a.: Verlag Peter Lang, 1993, 220 S.
Jürgen Rojahn/Till Schelz/Hans-Josef Steinberg (Hg.), Marxismus und Demokratie. Karl Kautskys Bedeutung in der sozialistischen Arbeiterbewegung, Frankfurt/M.;New York: Campus Verlag, 1992, 401 S.
Karl und Luise Kautsky, Briefwechsel mit der Tschechoslowakei 1879-1939. Hrsg. von Zdeněk Šolle unter Mitwirkung von Jan Gielkens, Frankfurt/M.;New York 1993, 551 S. *(Karl Andres)* 410
Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe, Band 6. Hrsg. von Annelies Laschitza, Berlin: Dietz Verlag, 1993, 22, 385 S.
Annelies Laschitza, Im Lebensrausch, trotz alledem. Rosa Luxemburg. Eine Biographie, Berlin: Aufbau-Verlag, 1996, 687 S.
Max Gallo, Rosa Luxemburg. Eine Biographie, Zürich: Benziger Verlag, 1993, 392 S.
Klaus Gietinger, Eine Leiche im Landwehrkanal. Die Ermordung der Rosa L., Berlin: Verlag 1900 Berlin, 1995, 190 S.
Theodor Bergmann/Jürgen Rojahn/Fritz Weber (Hrsg.), Die Freiheit der Andersdenkenden. Rosa Luxemburg und das Problem der Demokratie, Hamburg: VSA-Verlag, 1995, 177 S.
Kristine von Soden (Hrsg.), Rosa Luxemburg, Berlin: Elefanten Press, 1995, 160 S. *(Wolfgang Braunschädel)* 412
Wilhelm Dittmann, Erinnerungen. Bearbeitet und eingeleitet von Jürgen Rojahn, Frankfurt/M.;New York: Campus Verlag, 1995,

3 Bde., 286, 1562 S. *(Wolfgang Braunschädel)* 416
Karl Korsch, Marxismus und Philosophie. Schriften zur Theorie der Arbeiterbewegung 1920-1923 (Gesamtausgabe, Band 3). Hrsg. und eingel. von Michael Buckmiller, Amsterdam: Stichting beheer IISG, 1993, 502 S. *(Wolfgang Braunschädel)* 419
Klaus Weinhauer, Alltag und Arbeitskampf im Hamburger Hafen. Sozialgeschichte der Hamburger Hafenarbeiter 1914-1933, Paderborn/München/Wien/Zürich: Verlag Ferdinand Schöningh, 1994, 420 S. *(Hartmut Rübner)* 421
Ludger Heid, Maloche - nicht Mildtätigkeit. Ostjüdische Arbeiter in Deutschland 1914-1923, Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms Verlag, 1995, 683 S. *(Karl Andres)* 424
Hartmut Rübner, Freiheit und Brot. Die Freie Arbeiter-Union Deutschlands. Eine Studie zur Geschichte des Anarchosyndikalismus, Berlin/Köln: Libertad Verlag, 1994, 317 S. *(Manfred Burazerovic)* 426
Hartmut Simon, Die Internationale Transportarbeiter-Föderation, Möglichkeiten und Grenzen internationaler Gewerkschaftsarbeit vor dem Ersten Weltkrieg, Essen: Klartext Verlag, 1993, 300 S.
Karl Georg Hermann, Die Geschichte des internationalen Bergarbeiterverbandes 1890-1939, Frankfurt/M.;New York: Campus, 1994, 510 S.
Auf der Suche nach Solidarität. Eine Geschichte der internationalen Bau- und Holzarbeiterbewegung, hg. von Konrad Carl und Bruno Köbele, Autorenteam: Dieter Fricke, Arno Klönne, Reinhard Krämer und Bernd Schütt, Köln: Bund Verlag, 224 S. *(Reiner Tosstorff)* 428
Serge Wolikow/Michel Cordillot (Hrsg.), Prolétaires de tous les pays, unissez-vous? Les difficiles chemins de l'internationalisme (1848-1956), Dijon: EUD, 1993, 253 S.
Serge Wolikow u.a. (Hrsg.), Écrire des vies. Biographie et mouvement ouvrier XIX-XX siècles, Dijon: EUD, 125 S. *(Reiner Tosstorff)* 434
Enzo Traverso, Die Marxisten und die jüdische Frage. Geschichte einer Debatte (1843-1943), Mainz: Decaton Verlag, 1995, 255 S.
Jack Jacobs, Sozialisten und die „jüdische Frage" nach Marx, Mainz: Decaton Verlag, 1994, 239 S.
Mario Keßler, Zionismus und internationale Arbeiterbewegung 1897 bis 1933, Berlin: Akademie Verlag, 1994, 210 S.
Mario Keßler, Antisemitismus, Zionismus und Sozialismus. Arbeiterbewegung und jüdische Frage im 20. Jahrhundert, Mainz: Decaton Verlag, 1993, 156 S.
Juden und deutsche Arbeiterbewegung bis 1933. Soziale Utopien und religiös-kulturelle Traditionen. Hrsg. von Ludger Heid und Arnold Paucker, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 1992, 245 S.
Hans-Gerd Henke, Der „Jude" als Kollektivsymbol in der deutschen Sozialdemokratie 1890-1914, Mainz: Decaton Verlag, 1994, 130 S. *(Karl Andres)* 435
Siegfried Heimann/Franz Walter, Religiöse Sozialisten und Freidenker

in der Weimarer Republik, Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 1993, 392 S. *(Hartmut Rübner)* 439
Die Gründung der KPD. Protokoll und Materialien des Gründungsparteitages der Kommunistischen Partei Deutschlands 1918/19. Mit einer Einführung zur angeblichen Erstveröffentlichung durch die SED. Hg. von Hermann Weber, Berlin: Dietz Verlag, 1993, 356 S.
Bernd Kaufmann u.a., Der Nachrichtendienst der KPD 1919-1937, Berlin: Dietz Verlag, 1993, 462 S.
Jan v. Flocken/Michael F. Scholz, Ernst Wollweber. Saboteur - Minister - Unperson, Berlin: Aufbau Verlag, 1994, 224 S.
William Waack, Die vergessene Revolution. Olga Benario und die deutsche Revolte in Rio, Berlin: Aufbau Verlag, 1994, 314 S. *(Reiner Tosstorff)* 441
Larry Peterson, German Communism, Workers' Protest, and Labor Unions. The Politics of the United Front in Rhineland-Westphalia 1920-1924, Dordrecht-Boston-London/Amsterdam: Kluwer Academic Publications/International Institut of Social History, 1993, 556 S. *(Wolfgang Braunschädel)* 445
Willi Münzenberg 1889-1940. Un homme contre. Colloque internationale 26-29 Mars 92 Aix-en-Provence, Pantin: Le Temps de Cerises, 1994, 199 S. *(Reiner Tosstorff)* 446
Wolfgang Alles, Zur Politik und Geschichte der deutschen Trotzkisten ab 1930, 2. Aufl., Köln: Neuer ISP-Verlag, 1994, 295 S. *(Reiner Tosstorff)* 447
Manfred Zeidler, Reichswehr und Rote Arme 1920-1933. Wege und Stationen einer ungewöhnlichen Zusammenarbeit, München: R. Oldenbourg Verlag, 1993, 375 S.
Olaf Groehler, Selbstmörderische Allianz. Deutsch-russische Militärbeziehungen 1910-1941, Berlin: Vision Verlag, 1992, 208 S.
Bundesarchiv/Russischer Staatlicher Archivdienst/Russisches Staatliches Militärarchiv (Hrsg.), Reichswehr und Rote Armee. Dokumente aus den Militärarchiven Deutschlands und Rußlands 1925-1931, Koblenz: Bundesarchiv Koblenz, 1995, 127 S. *(Karl Andres)* 447
Heinrich August Winkler, Weimar 1918-1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie, München: Verlag C.H. Beck, 1993, 709 S. *(Johannes Materna)* 450
Daniel Jonah Goldhagen, Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, Berlin: Siedler Verlag, 1996, 730 S.
Julius H. Schoeps (Hrsg.), Ein Volk von Mördern? Die Dokumentation zur Goldhagen-Kontroverse um die Rolle der Deutschen im Holocaust, Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag, 1996, 252 S. *(Wolfgang Braunschädel)* 452
Götz Aly, »Endlösung«. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1995, 446 S. *(Wolfgang Braunschädel)* 458

Alexander Watlin, Die Komintern 1919-1929. Historische Studien. Mit einem Vorwort von Friedrich I. Firsow, Mainz: Decaton Verlag, 1993, 192 S. *(Reiner Tosstorff)* 460
Voennye archivy Rossii (Militärarchive Rußlands) 1993, Heft 1, Verantwortliche Redakteurin L.V. Mal'ceva, Moskau 1993, 416 S. *(Zdeněk Obšasník)* 462
Peter Huber, Stalins Schatten in die Schweiz. Schweizer Kommunisten in Moskau: Verteidiger und Gefangene der Komintern, Zürich: Chronos Verlag 1994, 629 S., 58 Abb. *(Horst Lauscher)* 466
Abel Paz, Durruti. Leben und Tode des spanischen Anarchisten, Hamburg: Edition Nautilus, 1994, 730 S. *(Manfred Burazerovic)* 469
Lev Trotsky, Scritti sull'Italia, Introduzione e cura di Antonella Marazzi, II edizione rivista ed ampliata, Roma: Erre emme edizioni, 1990, 252 S. *(Rolf Wörsdörfer)* 472
Aldo Natoli, Tanja Schucht und Antonio Gramsci. Eine moderne Antigone. Übersetzt und eingeleitet von Peter Kammerer, Frankfurt/M.: Cooperative-Verlag, 1993, 269 S.
Antonio Gramsci, Gefängnisbriefe, Band I, Briefwechsel mit Giulia Schucht. Mit einem Vorwort von Mimma Paulesu Quercioli und einer Einleitung von Ursula Apitzsch, Hamburg: Argument-Verlag, Frankfurt/M.: Cooperative-Verlag, 1995, 194 S.
Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Band 5, hrsg. von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug unter Mitarbeit von Peter Jehle, Hefte 8-9, Hamburg: Argument-Verlag, 1993, S. 935-1186, A 425-548.
Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Band 6, Philosophie der Praxis, hrsg. von Wolfgang Fritz Haug unter Mitwirkung von Klaus Bochmann, Peter Jehle und Gerhard Kuck, übersetzt und mit einer Einleitung versehen von W.F. Haug, Hefte 10 und 11, Hamburg: Argument-Verlag, 1994, S. 1193-1493, A 549-644. *(Rolf Wörsdörfer)* 474
David Bosshart, Politische Intellektualität und totalitäre Erfahrung. Hauptströmungen der französischen Totalitarismuskritik, Berlin: Duncker & Humblot, 1992, 292 S.
Sunil Khilnani, Revolutionsdonner. Die französische Linke nach 1945, Hamburg: Rotbuch-Verlag, 1995, 376 S. *(Jules Karbo)* 480
Peter Drucker, Max Shachtman and His Left. A Socialist's Odyssey through the 'American Century', Atlantic Highlands: Humanities Press, 1994, 346 S.
C.L.R. James and Revolutionary Marxism. Selected Writings of C.L.R. James 1939-1949, hg. von Scott McLemee und Paul Le Blanc, Atlantic Highlands: Humanities Press, 1994, 252 S.
Tim Wolforth, The Prophet's Children. Travels on the American Left, Atlantic Highlands: Humanities Press, 1994, 332 S. *(Reiner Tosstorff)* 483
Frank Cain, The Wobblies at War: A History of the IWW and the Great War in Australia, Melbourne: Spectrum Publications, 1994, 300 S. *(Reiner Tosstorff)* 487

Vladimir Dedijer, Jasenovac - das jugoslawische Auschwitz und der Vatikan. Hrsg. und mit einem Vorwort versehen von Gottfried Niemietz, 4. erweiterte Auflage, Freiburg i. Br.: Ahriman-Verlag, 1993, 289 S. *(Rolf Wörsdörfer)* 488
Wolfgang Libal, Mazedonien zwischen den Fronten. Junger Staat mit alten Konflikten, Wien/Zürich: Europaverlag, 1993, 152 S. (*Rolf Wörsdörfer*) 489
Catherine Samary (Hrsg.), Der Krieg in Jugoslawien. Vom titoistischen Sonderweg zum nationalistischen Exzeß, Köln: Neuer ISP-Verlag, 1992, 160 S.
Catherine Samary, Die Zerstörung Jugoslawiens. Ein europäischer Krieg, Köln: Neuer ISP-Verlag, 1995, 168 S. *(Carsten Rebmann)* 491
Jan Pauer, Prag 1968. Der Einmarsch des Warschauer Paktes. Hintergründe-Planung-Durchführung, Bremen: Edition Temmen, 1995, 415 S. (*Zdeněk Obšasník*) 495
Rüdiger Wenzke, Die NVA und der Prager Frühling 1968. Die Rolle Ulbrichts und der DDR-Streitkräfte bei der Niederschlagung der tschechoslowakischen Reformbewegung, Berlin: Ch. Links Verlag, 1995, 296 S. (*Zdeněk Obšasník*) 496
Eric J. Hobsbawm, Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München/Wien: Carl Hanser Verlag, 1995, 784 S. *(Hartmut Rübner)* 499
Fernand Braudel, Schriften zur Geschichte. Band 1: Gesellschaften und Zeitstrukturen, Band 2: Menschen und Zeitalter, Stuttgart: Verlag Klett-Cotta, 1992/1993, 293 S./423 S.
Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der ANNALES in ihren Texten 1929-1992. Hrsg. von Matthias Middell und Steffen Sammler, Leipzig: Reclam Verlag, 1994, 374 S.
Peter Burke, Offene Geschichte. Die Schule der „Annales", Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, 1991, 139 S.
Ulrich Raulff, Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch, Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1995, 510 S. *(Wolfgang Braunschädel)* 502
Theodor W. Adorno/Walter Benjamin, Briefwechsel 1928-1940. Hrsg. von Henri Lonitz, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1994, 501 S.
Theodor W. Adorno und Alfred Sohn-Rethel, Briefwechsel 1936-1969, Hrsg. von Christoph Gödde, München: edition text + kritik, 1991, 174 S. *(Wolfgang Braunschädel)* 505
Johannes Agnoli, Der Staat des Kapitals und weitere Schriften zur Kritik der Politik, Freiburg: Ça ira Verlag, 1995, 241 S.
Geduld und Ironie. Johannes Agnoli zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Joachim Bruhn, Manfred Dahlmann und Clemens Nachtmann, Freiburg: Ça ira Verlag, 1995, 196 S. *(Wolfgang Braunschädel)* 506
Ulrich Enderwitz, Der Konsument als Ideologe. 200 Jahre deutscher Intelligenz, Freiburg: Ça ira Verlag, 1994, 216 S. (*Monika Noll*) 508
Reinhard Nenzel, Kleinkarierte Avantgarde. Zur Neubewertung des

deutschen Dadaismus. Der frühe Richard Huelsenbeck. Sein Leben und sein Werk bis 1916 in Darstellung und Interpretation. Beilage: Huelsenbecks Gedichte 1913 bis 1916, Bonn: Reinhard Nenzel Verlag für Literatur und Wissenschaft, 1994, 574, 15 S. *(Wolf Raul)* 510
Klaus H. Kiefer, Diskurswandel im Werk Carl Einsteins. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der europäischen Avantgarde, Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1994, 631 S.
Klaus H. Kiefer (Hrsg.), Carl-Einstein-Kolloquium 1994, Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang, 1996, 223 S. *(Wolf Raul)* 512
Franz Jung, Briefe 1913 - 1963. Herausgegeben von Sieglinde und Fritz Mierau (Werke, Band 9/1), Hamburg: Edition Nautilus, 1996, 1150 S. *(Wolf Raul)* 515
Mark Polizzotti, Revolution des Geistes. Das Leben André Bretons, München/Wien: Carl Hanser Verlag, 1996, 1043 S.
Alan Rose, Surrealism and Communism. The Early Years, New York/San Francisco/Bern/Frankfurt am Main/Paris/London: Verlag Peter Lang, 1991, 342 S. *(Wolf Raul)* 517
Verweilen im Augenblick. Texte zum Lob der Faulheit, gegen Arbeitsethos und Leistungszwang. Hrsg. Gerhard Senft. Wien: Löcker Verlag, 1995, 310 S. *(Walter Fähnders)* 520
Peter Jirak, Erotik & Gourmandise. Ein gastrosophischer Diskurs vom menschlichen Glück, Wien: Promedia-Verlag, 1992, 208 S. *(Fritz Keller)* 521
Johannes-Dieter Steinert, Migration und Politik. Westdeutschland - Europa - Übersee 1945 - 1961, Osnabrück: secolo Verlag, 1995, 367 S.
Helge Heidemeyer, Flucht und Zuwanderung aus der SBZ/DDR 1945/1949 - 1961. Die Flüchtlingspolitik der Bundesrepublik Deutschland bis zum Bau der Mauer, Düsseldorf: Droste Verlag, 1994, 360 S.
Volker Ackermann, Der „echte" Flüchtling. Deutsche Vertriebene und Flüchtlinge aus der DDR 1945 - 1961, Osnabrück: Universitätsverlag Rasch, 1995, 318 S. *(Wolfgang Braunschädel)* 523
Hinweise 526

Fotos:
Umschlag (Bremer FKAD/SAJD/FAUD-Mitglieder 1930 in Bremen mit Pierre Ramus, vorn links, Berthold Cahn, vorn Mitte; ganz rechts: Gertrud Kaufmann und Hans Friedrichsen), S. 88, 89: Privatarchiv Hartmut Rübner
Umschlagseite 2/Seite 1: Wolfram Altenhövel (aufgenommen in Prag im Herbst 1993; die Übersetzung lautet: Der Kommunismus den Kommunisten)

Zu diesem Heft

Nicht zufällig stoßen die Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges insbesondere bei Historikern auf ein anhaltend großes Interesse. Diese Jahre des Zusammenbruchs des Kaiserreichs und des Übergangs zur Weimarer Demokratie markieren eine historische Phase, in der gesellschaftspolitisch relevante Alternativen noch auf der Tagesordnung zu stehen schienen und zudem entscheidende Weichen für die zukünftige Entwicklung gestellt wurden. Eines der bedeutendsten Ereignisse dieser Jahre war die ohne Zweifel auch für die spätere Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wichtige endgültige Spaltung der Arbeiterbewegung. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die organisatorische und insbesondere auch theoretische Vielfalt in der Arbeiterbewegung gerade auch zu diesem Zeitpunkt erheblich komplexer war, als die spätere Konzentration auf den Widerspruch zwischen Parteikommunisten und Sozialdemokraten dies vermuten läßt. Diese insbesondere vor Ort zum Ausdruck kommende Vielfalt, die ganz beiläufig auch ei ne gewisse Offenheit im Hinblick auf zukunftsträchtige Entscheidungen zum Ausdruck brachte, auf einen einheitlichen Nenner zu bringen, erweist sich als außerordentlich schwierig. An einem exemplarischen Beispiel - den syndikalistischen und linkskommunistischen Gruppierungen in Bremen, einer Stadt, die für die Entwicklung der linken Opposition innerhalb der SPD vor und während dem Ersten Weltkrieg von außerordentlicher Bedeutung war - gibt **Peter Kuckuk** einen erhellenden Einblick in die Diskussionen und Aktivitäten dieser lokal oder regional zeitweise durchaus über einen nennenswerten Anhang verfügenden Organisationszusammenhänge.
Über eine zu diesem Zeitpunkt bereits längere Tradition verfügten die syndikalistischen Gruppierungen. Ursprünglich hervorgegangen aus lokalistischen Gewerkschaftsorganisationen hatten sich die Syndikalisten zu Anfang des Jahrhunderts als „Freie Vereinigung deutscher Gewerkschaften" organisatorisch verselbständigt und im Dezember 1919 in „Freie Arbeiterunion Deutschlands" umbenannt. In den ersten Nachkriegsjahren verfügten sie über eine für deutsche, von staatssozialistischen Traditionen geprägte Verhältnisse überraschend große Anhängerschaft, wobei allerdings, was sich schließlich im schnellen quantitativen Verfall der Organisation zeigte, nicht übersehen werden darf, daß eine ganz wesentliche Motivation der neu gewonnenen Anhänger sich dem Protest gegen die reformistischen Freien Gewerkschaften verdankte. **Hartmut Rübner** gibt in seinem Beitrag einen Abriß der Geschichte der syndikalistischen Aktivitäten im norddeutschen Raum, wobei die frühen zwanziger Jahre, analog zum damaligen Einfluß der Syndikalisten im politischen Tagesgeschehen, im Mittelpunkt stehen.
Zu den hierzulande kaum rezipierten und daher wenig bekannten sozialistischen Theoretikern gehört der in der marxistischen Orthodoxie zu den Frühsozialisten gezählte und damit in die als überholt geltende Vorgeschichte des Marxismus abgeschobene Charles Fourier. Tatsächlich wäre es, insbesondere im Kontext der nach dem Zerfall der Realsozialismen notwendigen Rückbesinnungen auf häretische sozialistische Denktraditionen, mehr als notwendig, diesen in jeder Hinsicht unorthodoxen Theoretiker auch einmal in einer größeren, über die bisher vorliegenden Textzusammenstellungen weit hinausreichenden Werkausgabe dem deutschen Leser zur Kenntnis zu bringen. Da ein solches Unternehmen vorläufig wohl als utopisch angesehen werden muß, soll der kurze

Text **Peter Kropotkins**, der hier zum erstenmal in einer deutschsprachigen Übersetzung vorgelegt wird und der ganz beiläufig auch einen Zusammenhang zwischen frühsozialistischen und anarchistischen Argumentationszusammenhängen andeutet, zumindest einmal mehr auf diesen zu Unrecht kaum zur Kenntnis genommenen Denker hinweisen.

Das Ende des Ersten Weltkrieges brachte auch das Ende des österreichisch-ungarischen Vielvölkerstaates mit sich. Schon lange vorher jedoch hatten sich in den einzelnen Regionen dieses Staates nationale Unabhängigkeitsbestrebungen breit gemacht, die trotz aller ursprünglich internationalistischen Ansprüche auch vor den sozialdemokratischen Arbeiterorganisationen nicht halt machten. Die Lage in der Ende 1918 unabhängig gewordenen Tschechoslowakei wurde noch dadurch verkompliziert, daß es neben der tschechischen Bevölkerung auch eine zahlenmäßig nicht unbedeutende deutsche Bevölkerung gab, was schließlich, neben und unabhängig von den sonstigen ideologischen Auseinandersetzungen, zur Herauskristallisierung einer selbständigen sudentendeutschen Arbeiterbewegung führte. Von diesen speziellen nationalen Problemen abgesehen war auch die im eigentlichen Sinne tschechoslowakische Arbeiterbewegung im Anschluß an die russische Revolution vom Oktober 1917 von vielfältigen ideologischen und organisatorischen Spaltungen betroffen, ehe 1921 eine eigenständige kommunistische Partei gegründet werden konnte. Der Beitrag von **Zdeněk Kárník** gibt zum erstenmal im deutschen Sprachraum einen detaillierten Einblick in die Vorgeschichte dieser Parteigründung.

Während die politische Emigration im vergangenen Jahrhundert im Vergleich zu den damaligen großen Arbeitswanderungen in quantitativer Hinsicht noch eine relativ kleine Rolle spielte, ist sie in diesem Jahrhundert, in den letzten Jahrzehnten insbesondere in Ländern der Dritten Welt fließend übergehend in die sogenannte Wirtschaftsmigration, zu einem bestimmenden Thema der Politik geworden. Dabei waren die Emigranten aus Rußland nach der Machtergreifung der Bolschewiki und aus Deutschland nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten gewissermaßen die ersten Vorboten einer Entwicklung, die heute zur politischen Normalität geworden ist. Eher am Rande und beiläufig im Kontext der Gesamtgeschichte des Spanischen Bürgerkrieges ist die nach der Niederlage der Republikaner einsetzende Emigration aus Spanien im Frühjahr 1939 zur Kenntnis genommen worden. **Reiner Tosstorff** zeichnet in seinem Beitrag die Geschichte dieser Emigranten nach, die schon bald von den Ereignissen des Zweiten Weltkriegs eingeholt wurden und auf die je nach Auswanderungsland sehr unterschiedliche Schicksale warteten.

Die Geschichte des französischen Widerstandes gegen die nationalsozialistische Besatzungsmacht ist, soweit es die Arbeiterorganisationen betrifft, im öffentlichen Bewußtsein weitgehend mit der Kommunistischen Partei verknüpft. Daß es daneben auch einen Widerstand gab, der von den Mitgliedern kleiner Gruppierungen getragen wurde, ist allenfalls Fachleuten bekannt. **Georg Scheuer**, österreichischer Emigrant und seinerzeit selbst im Widerstand in Frankreich aktiv, gibt in seinem Beitrag einen gut dokumentierten Einblick in die Aktivitäten und insbesondere theoretischen Positionen und Stellungnahmen dieses Widerstandes von linksaußen.

Walter Mehring gehörte im intellektuellen Leben der zwanziger Jahre sicherlich zu den bekannteren Autoren. Wie viele andere hat er die Jahre der Emigration nur unter

sehr schweren Bedingungen überleben und im Literaturbetrieb der Nachkriegsjahre nie mehr recht Fuß fassen können, auch wenn viele seiner Bücher nach und nach wieder aufgelegt worden sind. Zu seinen unbekannten und bis vor kurzem nicht zur Kenntnis genommenen Werken gehört ein 1943 von einem New Yorker Sender ausgestrahltes Hörspiel über den norwegischen Widerstand gegen die Nationalsozialisten, das hier zum erstenmal in einer gedruckten Fassung vorgelegt und von Dirk Heißerer in einem ergänzenden Beitrag in seinem historischen Kontext erläutert wird.

Seitdem bundesdeutsche Soldaten im Rahmen der UNO mit Einsätzen im Ausland rechnen müssen und Kurt Tucholskys Wort vom Soldaten als Mörder höchste Richter beschäftigt, steht auch hierzulande das Problem der Desertion wieder auf der Tagesordnung. Dabei harrt die Geschichte der Deserteure aus der nationalsozialistischen Wehrmacht immer noch der Aufarbeitung; sie sind vielfach immer noch verfemt und die längst fällige Anerkennung ihrer bewußten Abwendung vom mörderischen Geschehen läßt weiter auf sich warten. Tatsächlich aber ist, wie **Dirk Heißerer** in seinem Beitrag aufweist, das Problem der Desertion in der bundesdeutschen Nachkriegsliteratur oft genug in einer Weise thematisiert worden, daß es eigentlich keinerlei Zweifel mehr geben kann, daß Desertion gegebenenfalls die einzig moralisch vertretbare Alternative ist.

Daß Marx kein Marxist sein wollte, ist längst zum geflügelten Wort geworden; daß der Marxismus, wie er nach dem Tode von Marx von seinen Adepten systematisiert und ideologisiert worden ist, letztlich zu nichts anderem dienlich war als zur herrschaftslegitimierenden Absicherung autoritärer Staatssozialismen, hat sich, auch wenn es für jeden, der es wissen wollte, schon längst kein Geheimnis mehr war, spätestens nach dem Ende der Sozialismen sowjetischer Prägung auch unter denen herumgesprochen, die diesen Sozialismen in irgendeiner Weise - je intellektueller, desto kritischer - anhingen. Daß Marx zu keinem Zeitpunkt auch nur einen Gedanken daran verschwendet hat, eine Lehre oder gar ein philosophisches oder sonstiges System aufzustellen, sondern daß seine gesamte Tätigkeit auf dem Prinzip der Kritik basierte, wird sich auch noch herumsprechen. Daß demzufolge jede Anknüpfung an Marx oder an sogenannte marxistische Traditionen vom Standpunkt einer prinzipiellen Kritik auszugehen hat, läßt sich an dem Text von **Karl Klöckner** und **Martin Finkbeiner** nachvollziehen, der nicht von ungefähr auf Marx' Feuerbachthesen zurückverweist und den sozialdemokratischen Chefmarxologen Karl Kautsky als einen von jedem kritischen Denken unberührten Ideologen zeigt.

In einem in Heft 10 des ARCHIVs veröffentlichten Beitrag hatte sich Joachim Bruhn unter dem Titel „Abschaffung des Staates" mit dem Staat als politischem Souverän und den Unzulänglichkeiten der marxistischen und anarchistischen Staatskritik beschäftigt. Im Anschluß an diesen Text und weitere im Laufe der letzten Jahre publizierten Beiträge Bruhns, die auf dem Hintergrund des neuesten deutschen Nationalismus die Traditionen dieses spezifischen Nationalismus im Kontext der bürgerlichen Revolution problematisieren, hinterfragt **Kornelia Hafner** Bruhns Begriff vom Staat als politischem Souverän, dem als solchem eine Bedeutung zugesprochen wird, die ihn nicht mehr als Moment der bürgerlichen Gesellschaft erkennt, sondern ihm eine Autonomie jenseits aller konkret notwendigen Differenzierungen zuspricht.

Die gegenwärtige Entwicklung der kapitalistischen Ökonomie mit der Tendenz einerseits zur Globalisierung, andererseits zur Abkoppelung von der produktiven Arbeit läßt

Jacques Wajnsztejn danach fragen, inwieweit Widerstandsformen, die sich auf die überkommenen Widersprüche zwischen Kapital und Arbeit und die daraus hervorgegangenen Organisationsformen beziehen, heute noch Bestand haben können. Wenn, so die These, die kapitalistische Ökonomie mittlerweile eher als Reproduktionsweise funktioniert und Arbeit im herkömmlichen Sinne immer mehr verschwindet und vielfach nur noch eine funktionale Bedeutung hat, dann heißt das nicht nur, daß sich ganz neue Formen von Herrschaft etablieren, sondern auch, daß sich für die aus den tradierten kollektiven Zusammenhängen herausgerissenen Individuen die Frage nach den eigenen Interessen auf ganz neue Weise stellt.
Seit weit mehr als hundert Jahren gibt es in Deutschland, unabhängig von der jeweiligen politischen Regierungsform, eine gezielte Arbeitseinwanderung, die den Mangel an einheimischen Arbeitskräften beheben soll. Im Gegensatz zu den klassischen westlichen Einwanderungsländern und deren in der Tradition der bürgerlichen Revolutionen verankerten Staatsbürgerrechten werden den Einwanderern in Deutschland jedoch allenfalls in sehr beschränktem Maße politische Rechte zugestanden. Trotzdem wird seit den siebziger Jahren, nachdem sich die Rede von den „Gastarbeitern" als pure Ideologie erwiesen hat, die Integration der Einwanderer nicht nur gefordert, sondern vielfach auch als gelungen angesehen. Als Beispiel für diese gelungene Integration muß dabei immer wieder das Ruhrgebiet herhalten, wobei insbesondere auf die vorwiegend polnische Einwanderung vor dem Ersten Weltkrieg verwiesen und zugleich gerne vergessen wird, daß diese Einwanderer aufgrund der damaligen Zugehörigkeit der Herkunftsregionen zu Deutschland auch die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen. Noch weniger ins Bewußtsein dringt die Tatsache, daß es sich bei der sozialen Integration dieser Einwanderer, soweit man denn überhaupt von Integration sprechen kann - tatsächlich handelte es sich weitgehend, soweit die Einwanderer im Ruhrgebiet blieben und nicht Anfang der zwanziger Jahre nach Polen zurück- oder nach Frankreich und Belgien weiterwanderten, um eine schlichte Anpassung an deutsche Verhältnisse -, um einen langwierigen Prozeß handelte, der zum einen von der Erwartung einer „Germanisierung" seitens der einheimischen Bevölkerung und insbesondere der Behörden geprägt und zum anderen durch die nicht zuletzt als Reflex auf die tatsächlich erfahrene Ablehnung erfolgende Herauskristallisierung einer eigenständigen Subkultur gekennzeichnet war. Gerade im Hinblick darauf, daß die polnischen Vereine im Ruhrgebiet im September 1939 aufgelöst und die führenden Personen verhaftet und in Konzentrationslagern inhaftiert wurden, scheint es mehr als vermessen, die Geschichte der polnischen Einwanderung auch heute noch als vorbildlich für eine gelungene Integration zu präsentieren. Zu problematisieren - sowohl im Hinblick auf die damalige Einwanderung als auch auf die heutige Situation - ist das seit damals bis heute in seinen grundlegenden Strukturen unveränderte deutsche Staatsbürgerrecht, das auf jenen in Zeiten der politischen Romantik kreierten Mythos vom deutschen Volk zurückgeht, der ein Staatsbürgerrecht im Sinne der bürgerlichen Revolution bis heute nicht anerkennt. Ohne der Illusion zu verfallen, daß dies im Hinblick auf eine im eigentlichen Sinne soziale Integration notwendigerweise Konsequenzen mit sich bringen muß, sollte doch, so **Wolfgang Braunschädel** in seinem Abriß zur Geschichte der Einwanderung ins Ruhrgebiet und der damit einhergehenden Ideologisierungen, die Notwendigkeit einer grundlegenden Änderung des deutschen Staatsbürgerrechts ins Auge gefaßt werden.

Peter Kuckuk

Syndikalisten und Kommunistische Arbeiterpartei in Bremen in der Anfangsphase der Weimarer Republik

I. Alle in einer Kutsche? Die Syndikalisten in Bremen[1]

„Und wenn hier gesagt wird: die paar Männeken können in einer Kutsche fahren, so möchte ich erwidern, daß in Bremen eine sehr starke syndikalistische Organisation vorhanden ist."
(Aussage des Kommunisten Wilhelm Buchholz in der Sitzung des Bremer Arbeiter- und Soldatenrates am 17. Dezember 1918).[2]

1. Einleitung : Begriffe und Zielsetzung

Der Bremer Arbeiter- und Soldatenrat diskutierte am 17. Dezember 1918 u.a. die Frage, ob den Syndikalisten - wie den Kommunisten, Unabhängigen Sozialdemokraten und Mehrheitssozialisten, d.h. den drei sozialistischen Parteien - eine gesonderte Vertretung im neuen Arbeiter- und Soldatenrat gewährt werden sollte. Dabei erklärte der Unabhängige Sozialdemokrat Alfred Henke[3]: *„Der Syndikalismus ist bekanntlich ein französisches Gewächs, und seine Eigenart besteht darin, daß er sich gegen jede parlamentarische Tätigkeit wendet. Er will überhaupt keine Parteitätigkeit, keine politische Tätigkeit, sondern den Wirtschaftskampf."* [4]
Tatsächlich war der Syndikalismus in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts in Frankreich entstanden; seine Bezeichnung stammt vom französischen Wort für Gewerkschaft, syndicat.[5] Der Anarchosyndikalismus bzw. revolutionäre Syndikalismus stellte

1 Erweiterte Fassung eines Aufsatzes, der in „Bremer Arbeiterbewegung. Mitteilungsblatt des Arbeitskreises Bremer Arbeiterveteranen und des Vereins für Sozialgeschichte und Biographieforschung e.V." z.T. bereits erschienen ist. Vgl. ebd., Heft 9 (1994), S. 4-14 und Heft 10 (1995), S. 14-22.

2 Protokoll der Sitzungen des Arbeiter- und Soldatenrates in Bremen, o.O., o.J. (zit: Prot. AuSR), Sitzung 17.12.1918, S. 32.

3 Alfred Henke. Geb. 1.3.1868 in Altona, gestorben am 24.2.1946 in Wannefeld (Provinz Sachsen). Zigarrenmacher, Redakteur, Politiker. SPD. Redakteur der „Bremer Bürger-Zeitung" (1900-1917). MdBB (Bremer Bürgerschaft) 1906-1922. MdR 1912-1918, Mitbegründer der USPD. Nach Ausbruch der Novemberrevolution: Vorsitzender des Aktionsausschusses des Arbeiter- und Soldatenrates. In der Räterepublik: Vorsitzender des Rates der Volksbeauftragten. Mitglied der Deutschen Nationalversammlung (1919/1920) und MdR 1920-1932. 1922 Rückkehr zur SPD und Übersiedlung nach Berlin: besoldeter Stadtrat und 2. Bürgermeister in Berlin-Reinickendorf. 1933 Entlassung aus dem Staatsdienst.

4 Prot. AuSR, Sitzung 17.12.1918, S. 30.

5 Walter Theimer, Geschichte der politischen Ideen, Bern 1955, S. 353.

„zunächst nichts anderes als die Symbiose anarchistischer Ideologien mit der konzeptionellen Form der gewerkschaftlichen Organisation" dar.[6] Die Syndikalisten mißtrauten dem parlamentarischen Umweg der sozialistischen Parteien. Sie lehnten die bestehenden Gewerkschaften, deren Tarifvertragspolitik und ihr Unterstützungswesen ab.[7] Otto v. Zwiedinek-Südenhorst charakterisierte den Syndikalismus - scheinbar paradox - als *„eine Bewegung mit der ausgesprochenen Tendenz, keine politische Bewegung sein zu wollen, und doch eine Bewegung von ungeheurer politischer Bedeutung."* [8] Damit zeigte er den Hauptgegensatz zwischen Syndikalismus und Kommunismus auf : ihre nicht-politische, weil primär wirtschaftliche Orientierung gegenüber der vor allem politischen Orientierung der Kommunisten, die die politische Macht im Staate erringen wollten. Ziel der Syndikalisten war die sofortige Errichtung einer Gesellschaft aus autonomen Produktionsgenossenschaften, wobei alle politischen Funktionen durch Wirtschaftsorganisationen absorbiert und damit schließlich die Abschaffung des Staates erreicht werden sollten.[9] Die Betriebe sollten also nicht an den Staat, sondern an die Gewerkschaft der betreffenden Industrie[10] und damit an die Arbeiterselbstverwaltung übergehen und untereinander *„durch lose Produktionsverbände föderiert werden."* [11] Der Syndikalismus lehnte demgemäß den marxistischen Staatssozialismus mit seinen bürokratischen Tendenzen ab.[12]

Im Wilhelminischen Kaiserreich hatten sich die Syndikalisten als Reaktion auf die opportunistische Politik der Vorkriegssozialdemokratie gebildet.[13] Dabei wurde der bereits von der Opposition der „Jungen"[14] vertretene Antiparlamentarismus zu einer Negierung des Politischen überhaupt weitergeführt. Abgelehnt wurde außerdem die Partei als Organisationsform wie auch sämtliche gesellschaftlichen Institutionen und der Staat.[15] Indem die Syndikalisten sich aus der politischen Arena verabschiedeten, wandten sie sich *„einem rein ökonomisch ausgerichteten Klassenkampf"* zu, der - au-

---

6 Hartmut Rübner, Freiheit und Brot. Die Freie Arbeiter-Union Deutschlands. Eine Studie zur Geschichte des Anarchosyndikalismus, Berlin/Köln 1994, S. 141.

7 Rudolf Rettig, Die Gewerkschaftsarbeit der Kommunistischen Partei Deutschlands von 1918 bis 1925 unter besonderer Berücksichtigung der Auseinandersetzungen mit den freien Arbeitergewerkschaften, Phil. Diss. (Masch.) Hamburg 1954, S. 42 ff.

8 Otto v. Zwiedinek-Südenhorst, Über den französischen Syndikalismus, in: Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbwegung, 5. Jg. (1915), S. 169.

9 Hans Manfred Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918-1923. Zur Geschichte und Soziologie der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalisten), der Allgemeinen Arbeiter-Union Deutschlands und der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands (Marburger Abhandlungen zur Politischen Wissenschaft, hrsg. von W. Abendroth, Bd. 13), Meisenheim am Glan 1969, S. 166. (zit.: Bock, Syndikalismus). Unter dem Titel „Linkskommunismus von 1918 bis 1923. Ein Beitrag zur Sozial- und Ideengeschichte der frühen Weimarer Republik" Neuauflage Darmstadt 1993 mit neuem Nachwort und Bibliographie, im übrigen aber identischer Paginierung.

10 Theimer, Geschichte..., a.a.O., S. 353.

11 Werner Hofmann, Ideengeschichte der sozialen Bewegung des 19. und 20. Jahrhunderts, Berlin 1962, S. 188.

12 Vgl. Theimer, Geschichte..., a.a.O., S. 354.

13 Vgl. dazu Dirk H. Müller, Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918. Ein Beitrag zur Geschichte des Lokalismus, Syndikalismus und der entstehenden Rätebewegung, Berlin 1985. Als Überblick: Hans Manfred Bock: Anarchosyndikalismus in Deutschland. Eine Zwischenbilanz, in : IWK, Heft 3/1989, S. 295 ff. (zit.: Zwischenbilanz).

14 Zur Oppositionsbewegung der „Jungen" vgl. Hans Manfred Bock, Geschichte des 'linken Radikalismus' in Deutschland. Ein Versuch, Frankfurt /M. 1976, S. 38 ff.

15 Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 17.

ßerhalb der Legalität - durch offensive Massenaktionen (die sog. „action directe") mit den Instrumenten des Streiks, Boykotts und Generalstreiks durchgeführt werden sollte. Damit wuchs den gewerkschaftlichen Organisationen die zentrale Rolle bei einer revolutionären Umgestaltung zu.[16] Der Massenstreik gewann bei den Syndikalisten *„als Inbegriff des direkten Massenhandelns eine geradezu programmatische Bedeutung."* [17] Die revolutionäre Umgestaltung sollte unabhängig von den materiellen und historischen Rahmenbedingungen allein durch den subjektiven Faktor des „freien Willens", dem eine besondere Bedeutung beigemessen wurde, möglich sein.[18]

Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts bildete sich auch in der deutschen Arbeiterbewegung ein eigenständiger syndikalistischer bzw. anarchosyndikalistischer Strang heraus. Dessen historische Entwicklung muß sowohl auf nationaler als auch auf lokaler Ebene aufgearbeitet werden. Daß dies auch für Bremen erforderlich ist, zeigt u.a. die Tatsache, daß in dem 1983 erschienenen Katalogband zur Ausstellung „Bremer Arbeiterbewegung 1918-1945. Trotz alledem"[19] die Syndikalisten so gut wie gar nicht berücksichtigt werden. Nur an einer Stelle werden sie im Zusammenhang mit der zunehmenden Einflußnahme von Unabhängigen Sozialdemokraten und Kommunisten auf die Politik der Freien Gewerkschaften erwähnt.[20] Konsequenterweise taucht weder die Organisationsbezeichnung „Freie Arbeiter-Union Deutschlands" noch deren Abkürzung „FAUD" in dieser Publikation auf.[21]

Im folgenden ersten Teil des Beitrages soll auf der Basis eines relativ spärlichen Quellenmaterials, d.h. im wesentlichen Polizeiakten,[22] die Entwicklung der Syndikalisten und ihrer Organisation[23] in Bremen skizziert werden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß das überlieferte Quellenmaterial weitgehend durch die jeweilige Interessenlage der Politischen Polizei determiniert ist : Schienen die Syndikalisten als ungefährlich, so ließ die Polizei sie unbehelligt, und die Quellenlage ist ausgesprochen dünn; fanden sie in Krisensituationen die besondere Aufmerksamkeit der Staatsorgane, so flossen die Quellen stärker, wobei die Polizei durch Beschlagnahmungen und Haussuchungen kräftig nachhalf.

Meine Vorgehensweise steht in der Tradition der Organisationsgeschichte; an einem konkreten lokalen Beispiel sollen die Entwicklung der syndikalistischen Organisation,

---

16 Ebd., S. 17; vgl. auch Hofmann, Ideengeschichte..., a.a.O., S. 188.

17 Hofmann, ebd., S. 190.

18 Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 17.

19 Hartmut Müller (Hrsg.), Bremer Arbeiterbewegung 1918-1945. Trotz alledem. (Katalogbuch), Berlin 1983.

20 Dort heißt es: *„Außerdem konnten anarchistische und syndikalistische Vereinigungen kurzfristig einen zum Teil erheblichen Zulauf verzeichnen."* (Karl-Ludwig Sommer, Arbeiterbewegung und Republik in den 20er Jahren, in: Ebd., S. 40).

21 Lediglich zwei Dokumente des Reichsverbandes für Geburtenregelung und Sexualhygiene werden bei der Darstellung der proletarischen Lebensverhältnisse in den 20er Jahren abgebildet. (Karl-Ludwig Sommer, Proletarische Lebensverhältnisse in Bremen in den 20er Jahren, in: Ebd., S. 138 f.)

22 Die lokale zeitgenössische Tagespresse, d.h. z.B. die bürgerliche „Weser-Zeitung" und „Bremer Nachrichten" sowie die mehrheitssozialistische „Bremer Bürger-Zeitung" und die „Bremer Arbeiter-Zeitung" der USPD sind nicht sonderlich informativ im Hinblick auf die Syndikalisten in Bremen und ihre Versammlungstätigkeit.

23 Dabei werden branchengebundene syndikalistische Organisationen wie der „Deutschen Seemannsbund" (DSB) nicht berücksichtigt. Zum DSB vgl. das entsprechende Kapitel bei Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 90 ff.

ihre Mitgliedschaft und Funktionäre sowie ihre Aktivitäten aufgearbeitet werden. Die ideengeschichtlichen Prämissen habe ich eingangs kurz skizziert.[24] Im folgenden Aufsatz soll also u.a. untersucht werden, ob die Zahl der Syndikalisten - wie eingangs behauptet - in der Hansestadt tatsächlich so minimal war, daß diese zusammen in eine Kutsche paßten oder ob sie eine ernsthafte politische Kraft darstellten.

2. Der Syndikalismus als Diskussionsthema des Bremer Arbeiter- und Soldatenrates

Gehörten der syndikalistischen Gruppe in Bremen vor dem Ersten Weltkrieg 300 Mitglieder an, so soll ihre Mitgliederzahl unmittelbar nach dem Ausbruch der Novemberrevolution auf 800 hochgeschnellt sein.[25] Die USPD in der Hansestadt zählte am 1. November 1918 - also vor dem Novemberumsturz - 200 Mitglieder[26] und die Bremer Linksradikalen bzw. Internationalen Kommunisten besaßen - allerdings erst um die Jahreswende 1918/1919 - mit Sicherheit tausend, wenn nicht einige tausend Mitglieder.[27] Somit ist den Syndikalisten 1918/1919 im linken Spektrum der organisierten Arbeiterbewegung ein durchaus erwähnenswerter quantitativer Stellenwert zuzubilligen.
Nach der Novemberrevolution reorganisierte sich auf Reichsebene die syndikalistische „Freie Vereinigung deutscher Gewerkschaften" (FVdG) auf ihrem Kongreß am 26./27. Dezember 1918 in Berlin.[28] Den Mitgliedern wurde empfohlen, sich den linksstehenden Parteien - also der USPD und gegebenenfalls den „Internationalen Kommunisten Deutschlands" (IKD), zu denen sich die Bremer Linksradikalen umbenannt hatten, oder dem Spartakusbund (aus deren Fusion zur Jahreswende 1918/19 die KPD hervorgehen sollte) - anzuschließen.[29] Dementsprechend traten die Syndikalisten in Bremen zunächst der Ortsgruppe der Linksradikalen bzw. IKD bzw. KPD als Einzelmitglieder bei.[30]
In dem durch den Novemberumsturz zustande gekommenen Bremer Arbeiter- und Soldatenrat waren keine Syndikalisten vertreten.[31] Doch wurden sie nach dem Ersten

---

24 Zur Ideengeschichte vgl. z.B. Daniel Guérin, Anarchismus. Begriff und Praxis, Frankfurt /M. 1967; Angela Vogel, Der deutsche Anarcho-Syndikalismus. Genese und Theorie einer vergessenen Bewegung, Berlin 1977, S. 99-248 und James Joll, Die Anarchisten, Frankfurt /M. - Berlin 1966.

25 StAB 4,65-1519, Überblick über die Geschichte der KPD (Spartakusbund), Bezirk Nordwest, Ortsgruppe Bremen (zit. Überblick Geschichte KPD Bremen), S. 92.

26 Bremer Arbeiter-Zeitung, 31.12.1919.

27 Peter Kuckuk, Bremer Linksradikale bzw. Kommunisten von der Militärrevolte im November 1918 bis zum Kapp-Putsch im März 1920, Phil. Diss. Hamburg 1970, S. 82.

28 Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 103. Ende 1919 gaben sich die Syndikalisten auf Reichsebene den neuen Namen „Freie Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalisten)". (Vgl. dazu: Bock, a.a.O., Syndikalismus, S. 188 ff.) Mit der Namensänderung von „FAUD (Syndikalisten)" in „FAUD (Anarchosyndikalisten)" auf dem 14. Kongreß im November 1922 brachten die Syndikalisten ihre *„Hinwendung zum kommunistischen Anarchismus... zum Ausdruck"*.(Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 146).

29 Vgl. Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 104.

30 In der „Geschichte KPD Bremens" heißt es: *„Immerhin waren Kommunisten und Syndikalisten... seit Gründung der Ortsgruppe Bremen in dieser vereinigt."* (Überblick Geschichte KPD Bremen, S. 92.)

31 Jedenfalls meldete sich während der ganzen - im folgenden geschilderten - Debatte keiner als solcher zu Wort. Waren die Syndikalisten in Bremen in dem nach der Militärrevolte zustande gekommenen Arbeiterrat noch nicht vertreten, so deckt sich das mit der Feststellung von Rüb-

Weltkrieg erstmals in dessen Beratungen, als dieser das neue Wahlreglement für diese Institution diskutierte, in den Quellen erwähnt. Denn die Syndikalisten wollten im neuen Arbeiterrat *„Sitz und Stimme"* haben. Offenbar auf Anregung bzw. Bitten eines Syndikalisten von der Großwerft A.G. „Weser" hatte der kommunistische Arbeiterrat Seitz in die Änderungsanträge der kommunistischen Arbeiterrats-Fraktion zum Entwurf eines Wahlreglements eine Formulierung aufgenommen, nach der die Syndikalisten - ebenso wie die drei anderen sozialistischen Parteiorganisationen - quasi Grundmandate im Rat erhalten sollten. Seitz begründete dies folgendermaßen: *„Auch dies sind vorwärts strebende Elemente; wenn es auch keine rein sozialistischen Elemente sind, so stehen wir doch mit ihnen auf dem Boden des Vorwärtsstrebens... Diese Syndikalisten, die auch ein hohes Ziel verfolgen, wollen wir nicht ausschalten, denn sie sind für uns doch wertvoller, als solche Parteien, die uns entgegen sind."* [32]

Alfred Henke, der die Sitzung am 17. Dezember 1918 leitete, drang darauf, diese Bestimmung, die durch einen Irrtum in den Entwurf hineingebracht sei, *„der auf die Jugendlichkeit des Antragstellers zurückzuführen ist"*, zu streichen;[33] denn eine syndikalistische *Partei* gäbe es nicht. Derjenige, der dies beantrage, wisse nicht, was Syndikalismus sei und ließe die Hansestadt in den Ruf kommen, *„daß es in Bremen ganz sonderbare Nachtgewächse gebe."* [34]

Ein mehrheitssozialistisches Arbeiterratsmitglied verwies auf die Entstehung der Syndikalisten vor dem Weltkrieg, als aus den Gewerkschaften ausgetretene Sozialisten - insbesondere im Baugewerbe - sich in einer eigenen Organisation zusammengefunden hätten. Er formulierte nicht sonderlich geschickt: *„Eine eigentliche syndikalistische Richtung gibt es hier nicht, sondern es handelt sich nur um eine Zersplitterung, ich möchte sagen, eine gewerkschaftliche Zersplitterung."* [35]

Nach einer Mutmaßung des Mehrheitssozialisten Karl Deichmann[36] füllten die Vertreter dieser Richtung *„vielleicht eine Droschke."* [37] Der energische junge Kommunist Seitz wies darauf hin, daß der syndikalistischen Organisation im Wahlstatut kein Sonderrecht gewährt, sondern den Syndikalisten lediglich das Wahlrecht in den Betrieben garantiert werden solle, *„weil sie auch revolutionär sind"*.[38] In diesem Sinne beschloß der Arbeiter- und Soldatenrat. Damit waren die Syndikalisten in der Hansestadt - wenn auch offenbar als marginal angesehen - von den sozialistischen Parteien zur Kenntnis genommen und als quasi gleichberechtigt akzeptiert worden.

---

ner, daß in der ersten Phase der Rätebewegung bis Dezember 1918 *„die im Entstehen begriffene 'Freie Vereinigung' keinen Einfluß in deren Gremien ausüben (konnte)"*, da sie mit ihrer eigenen Rekonstruktion beschäftigt war. (Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 44). Immerhin waren die Seeleute durch den (erst später ?) im „Deutschen Seemannsbund" aktiven Oetting im Arbeiterrat vertreten.

32 Prot. AuSR, Sitzung 13.12.1918, S. 3.

33 Prot. AuSR. Sitzung 17.12.1918, S. 30.

34 Ebd.

35 Ebd.

36 Karl Deichmann (1863-1940). 1900-1928 Vorsitzender des Zentralvorstandes des Deutschen Tabakarbeiter-Verbandes (Sitz Bremen). Seit 1912 MdR. Vorsitzender der Ende 1916 in Bremen gegründeten mehrheitssozialistischen Parteiorganisation. Mitglied des Aktionsausschusses des Bremer Arbeiter- und Soldatenrates. Nach der Niederschlagung der Räterepublik Mitglied der „Provisorischen Regierung". Mitglied der Bremer Bürgerversammlung und der Deutschen Nationalversammlung. MdBB 1920-1930. Senator 1919-1920 und 1928-1931.

37 Prot. AuSR, Sitzung 17.12.1918, S. 30.

38 Ebd., S. 31.

Auch Syndikalisten verteidigten am 3. und 4. Februar 1919 mit der Waffe in der Hand die Bremer Räterepublik gegen den militärischen Angriff der Division Gerstenberg und des Freikorps Caspari. Unter den 29 getöteten Verteidigern der Räterepublik befanden sich mit Karl Richard Mesike, dem Obmann des syndikalistischen Ortsverbandes der Metallarbeiterföderation und dem Schlosser Willi Glock zumindest zwei Syndikalisten.[39]

3. Die „Syndikalistische Einheitsorganisation Bremen und Umgebung" und ihre Öffentlichkeitsarbeit

Die „Freie Vereinigung deutscher Gewerkschaften" hatte in Bremen erfolgreich auf ihr Vorkriegspotential zurückgreifen und vormalige Verbindungen wieder aktivieren können. Denn bereits im Dezember 1918 wurde für den ihr angeschlossenen Ortsverband Bremen Friedrich Meseke als Kontaktadresse angegeben.[40] Als handelndes politisches Subjekt und als eine in einer Organisation formierte Bewegung trat der Syndikalismus in der Hansestadt nach dem Weltkrieg mit der „Syndikalistischen Einheitsorganisation Bremen und Umgebung" im Frühjahr 1919 wieder in Erscheinung. Am 14. Januar 1919 sprachen sich auf einer öffentlichen Volksversammlung, auf der der bekannte Syndikalist Fritz Kater[41] über die Stellung von Kommunisten und Syndikalisten zur Deutschen Nationalversammlung referierte, die Anwesenden in einer Resolution für den Austritt aus den Zentralverbänden der Freien Gewerkschaften *„und den Übertritt zu den syndikalistischen Vereinen resp. die Neugründung solcher"* aus.[42] Der genaue Zeitpunkt der Gründung der „Syndikalistischen Einheitsorganisation Bremen und Umgebung" ließ sich nicht feststellen; jedoch muß sie spätestens im März 1919 erfolgt sein.[43] Bei der Namensgebung wurde der auch bei manchen Linkskommunisten diskutierte Begriff der politisch-gewerkschaftlichen „Einheitsorganisation"[44] verwandt, was die Affinität zwischen beiden Gruppen signalisierte.

Die lokalen Vereine der Syndikalisten besaßen völliges Selbstbestimmungsrecht und eine eigene Satzung, die den Grundsätzen der „Freien Arbeiter-Union Deutschlands

39 Hartmut Rübner, Bremer AnarchosyndikalistInnen gegen Ende der Weimarer Republik, in: Schwarzer Faden, Vierteljahreszeitschrift, 15. Jg. (1994), Nr. 1, (zit.: Bremer AnarchosyndikalistInnen) S. 62, mit dem Hinweis auf die Todesanzeige in „Der Syndikalist", 1. Jg. (1919), Nr. 11.

40 Der Syndikalist, 1. Jg. (1918/19), Nr. 2 vom 21.12.1918.

41 Fritz Kater (geb. 19.12.1861), Maurerpolier und zeitweise Hausschlachter. Eintritt in die SPD während des Sozialistengesetzes. Kontakte mit Führern der Oppositionsbewegung der „Jungen" in der SPD. Mitbegründer der aus der Lokalisten-Bewegung hervorgehenden „Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften". Seit 1904 deren hauptberuflicher Organisationsleiter und Herausgeber des Verbandsorgans. Freiwilliger Austritt aus der SPD (1908). Reorganisator der „Freien Vereinigung" seit November 1918. Seit Gründung der FAUD (Dezember 1919) bis 1930 Vorsitzender der Berliner Geschäftskommission. Im Mai 1945 durch Blindgänger (Panzerfaust) getötet. (Bock, a.a.O., Syndikalismus, S. 431 und Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 29, Anm. 21).

42 Der Syndikalist, 1. Jg. (1918/19), Nr. 7 vom 25.1.1919.

43 In der Tagesordnung zur ersten nachweisbaren Mitgliederversammlung der Syndikalistischen Einheitsorganisation (Anzeige im „Kommunist", 16.4.1919) am 17. April 1919 ist als zweiter Tagesordnungspunkt „Abrechnung" angeführt; „Vorstandswahlen" oder dgl. sind in der Tagesordnung nicht aufgeführt. Das sind zwei Hinweise auf eine bereits längere Existenz dieser Organisation.

44 Dadurch sollte der Dualismus zwischen Partei und Gewerkschaften aufgehoben werden.

(Syndikalisten)" nicht widersprechen durfte.[45] Die Mitglieder hatten mindestens 1% ihres Wochenlohnes als Beitrag an ihren Ortsverein zu zahlen. Dieser gab wiederum einen minimalen Betrag an den Agitationsfond der Geschäftskommission in Berlin weiter. Bei den Syndikalisten lag die Beitragshöhe unter der der ADGB-Gewerkschaften.[46]
In Bremen existierte im Frühjahr 1919 auf Branchenebene - abgesehen vom „Deutschen Seemannsbund" (DSB) - zumindest noch eine Ortsgruppe der FVdG-Metallarbeiterföderation und ein Lokalverband der Dachdecker und Hilfsarbeiter.[47]
In der „Syndikalistischen Einheitsorganisation" rang zunächst offenbar noch Hermann Haefker[48] mit Franz Martin[49] um die Schlüsselposition.[50] Haefker propagierte in *„überparteilichen"* Versammlungen *„eine neue Partei, die parteilos über den Parteien stehen soll."* [51] Als er jedoch die ersehnte Führungsrolle bei den Syndikalisten nicht spielen konnte, gründete er selbst eine eigene Organisation, die „Gemeinwirtschaftliche Vereinigung",[52] die die Gedanken Sylvio Gesells[53] zu verbreiten suchte.
Im Mai 1919 referierte Friedrich Harjes[54] auf der syndikalistischen Mitgliederversammlung über „Unsere Losung";[55] d.h. die Bremer Syndikalisten wollten ihr ideologisches Selbstverständnis und ihre Zielsetzungen klären. Sie führten - neben Mitglieder- und anderen internen Versammlungen - zwischen Juni 1919 und Oktober 1920 zahlreiche öffentliche Versammlungen durch, in denen u.a. Karl Roche,[56] Fritz Kater (2x), Rudolf Rocker,[57] Fritz Köster[58] und Berthold Cahn[59] - also reichsweit

---

45 Bock, Syndikalismus, a.a.O.,S. 161.
46 Ebd., S. 162.
47 Als die freigewerkschaftlich organisierten Dachdecker am 3. April 1919 mit ihrer Zentralorganisation brachen, schlossen sie sich letzterem an. Dieser Anschluß war jedoch zeitlich limitiert, *„bis eine Einheitsorganisation geschaffen ist, die sich den heutigen Verhältnissen anpaßt."* (Bremer Arbeiter-Zeitung, 8.4.1919). Eine Föderation der Metall- und Industriearbeiter (FAUD (AS)) wurde in Bremen erst am 20.12.1921 initiiert. (Der Syndikalist, 4. Jg. (1922), Nr. 7).
48 Hermann Haefker, Schriftsteller. Mitglied der KPD, Mitglied der Gemeinwirtschaftlichen Vereinigung (Mai 1919), Austritt aus der KPD: 25.7.1919. Mitglied des „Bundes für Dreigliederung (des sozialen Organismus)": Frühjahr 1921. Haefker war sehr wahrscheinlich in der „Föderation Kommunistischer Anarchisten Deutschlands" (FKAD) aktiv bzw. Mitglied.
49 Franz Martin, geb. 22.6.1878 in Staßfurt. Maurer. Syndikalist. Mitglied der KPD. Gestorben 1956.
50 Haefker versuchte z.B. in der Mitgliederversammlung der Syndikalisten am 17.4.1919 zu renommieren. (StAB 4,65-518, Bl. 2)
51 StAB 4,65-517, Bl. 2.
52 Ebd.
53 Silvio Gesell (1862 - 1930). Libertärer Finanztheoretiker mit individualanarchistischer Prägung. Gesell wollte das arbeitslose Einkommen aus Zins und Grundrente durch „Schwundgeld" und „Freiland" beseitigen (Freiwirtschaftslehre), um die Auswüchse des Kapitalismus zu vermeiden. Kurzzeitig in der Münchner Räterepublik (1919) Finanzminister.
54 Friedrich („Fidi") Harjes, Metallbildhauer und Gürtlermeister. Zeitweilig Mitglied der KPD (bis Ende 1919), Referent in KPD-Distriktsversammlungen und bei der „Syndikalistischen Einheitsorganisation". Protagonist der „Gemeinwirtschaftlichen Vereinigung". Antimilitarist und anarchosyndikalistischer Mitsiedler (bis November 1921) auf Heinrich Vogelers Barkenhoff in Worpswede.
55 Anzeige im Kommunist, 14.5.1919.
56 Karl Roche (1862-1931). Kam vor dem Ersten Weltkrieg als Angestellter des Bauarbeiterverbandes zur „Freien Vereinigung". Nach 1919 zeitweise auch in der „Allgemeinen Arbeiter Union" (AAU) in Hamburg aktiv. Mitte der 20er Jahre Mitglied der FKAD und schließlich auch wieder der FAUD. Verfasser von Agitationsbroschüren und Artikeln im „Syndikalist". (Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 35, Anm. 8 und 10).
57 Rudolf Rocker (1873-1958), Buchbinder. In Mainz Anhänger der Parteiopposition der „Jungen". 1893 Emigration nach England, um Verhaftung und Militärdienst zu entkommen. Wegen an-

bekannte führende Syndikalisten - über Themen wie „Was wollen die Syndikalisten?", „Die Grundlagen des Sozialismus" oder „Der organische Aufbau des Kommunismus" referierten.[60]
Ihre Öffentlichkeitsarbeit zeitigte unterschiedliche Erfolge. In der von ihnen am 30. Juni 1919 veranstalteten öffentlichen Volksversammlung zum Thema „Durch revolutionäre Gewerkschaften zum Weltfrieden und zur Völkerwohlfahrt"[61] erschienen keine 200 Besucher. Einige von ihnen antworteten dem Referenten, der sie aufforderte, nur mit geistigen Waffen zu kämpfen, mit höhnischen Zwischenrufen. Der Referent bzw. die von ihm vertretenen Auffassungen fanden keine große Resonanz, denn am Ende der Versammlung waren nur noch vierzig Besucher anwesend.[62]
In der öffentlichen Volksversammlung der Syndikalisten am 25. August 1919[63] referierte Karl Roche (Hamburg) in den Centralhallen über das Thema „Was wollen die Syndikalisten?" Die syndikalistische Organisation hatte für diese Veranstaltung u.a. durch Handzettel geworben.[64] Unter den ca. 400 Besuchern, die sich *„durch lebhaften Beifall... mit den Ausführungen des Referenten einverstanden"* erklärten,[65] sollen sich *„in der Hauptsache Kommunisten und Syndikalisten, vielleicht auch US-Leute"* (Unabhängige Sozialdemokraten, Verf.) befunden haben.[66]
Die am 26. September 1919 von den Syndikalisten veranstaltete öffentliche Versammlung, auf der Fritz Kater im „Casino" referierte, war dagegen mit ca. hundert Personen nur *„sehr schwach besucht."* In der Diskussion trat Bernhard Ecks, der damalige Vorsitzende der KPD in Bremen, auf und dankte sogar dem syndikalistischen Referenten *„für seine Ausführungen"*.[67] Weniger konziliant gingen die Kommunisten am 4. Dezember 1919 mit den Syndikalisten auf deren Versammlung um, in der Rudolf Rocker (Berlin) über das Thema „Der organische Aufbau des Kommunismus" referierte. Dort erklärte er u.a., *„jede Partei wolle erst die Macht haben, um dann von oben nach unten ihre Ideen und Grundsätze zu verwirklichen"*. Rocker stellte dagegen die syndikalistische Auffassung, *„daß alles von unten nach oben gemacht werden müßte."* [68] Das konnte nicht auf Zustimmung der Kommunisten rechnen. So ergriff nach ihm Horst Fröhlich von der KPD das Wort und versuchte offenbar, ein Koreferat zu halten. Seine Rede *„fand wenig Beifall"*, was auf eine syndikalistische Mehrheit unter den Besu-

---

timilitaristischer Propaganda dort 1914 interniert. Erst nach dem Weltkrieg Rückkehr nach Deutschland. Einflußreichster Theoretiker und Vertreter der FAUD. 1933 Emigration in die USA. (Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 36 f., Anm. 17).

58 Fritz (Friedrich) Köster (geb. 1855) 1881 SPD. Redakteur der „Magdeburger Volksstimme". Nach Rückkehr aus dem Schweizer Asyl Herausgabe der anarchosydikalistischen Zeitschrift „Pionier" (1911-14). Führend in der FAUD (bis 1921/22). Starb 1934 in Dresden.

59 Berthold Cahn (1871-1944) kann als einer der exponiertesten Vertreter des Anarchismus in Deutschland gelten.

60 Vgl. die entsprechenden Anzeigen und Versammlungsberichte in der Tagespresse.

61 Referent war Fritz Köster, Dresden. (Anzeige im „Kommunist", 28.6.1919).

62 StAB 4,65-518, Bl. 25, Ber. 1.7.1919.

63 Diese stand im Zusammenhang mit der Konferenz der FVdG Norddeutschlands, die am 24.8.1919 öffentlich in Bremen stattfand. (Der Syndikalist, 1. Jg. (1918/19), Nr. 39).

64 StAB 4,65-518, Bl. 28, Handzettel.

65 Bremer Arbeiter-Zeitung, 26.8.1919.

66 StAB 4,65-518, Bl. 30, Bericht über den Versammlungsbesuch am 25.8.1919 in den Centralhallen, vgl. auch: Bremer Arbeiter-Zeitung, 26.8.1919.

67 StAB 4,65-518, Bl. 35, Bericht 27.9.1919.

68 StAB 4,65-518, Bl. 37, Bericht 5.12.1919.

chern schließen läßt, und es wurde gefordert, *„daß er endlich Schluß mache"*. In der Diskussion räumte ein kommunistischer Redner sogar ein, *„daß die Syndikalisten in einzelnen Punkten Recht hätten"*.[69]

Insgesamt waren die öffentlichen Veranstaltungen der Syndikalisten recht gut besucht; so sprach Fritz Kater Anfang 1919 vor über tausend Hafenarbeitern und Rudolf Rocker zog - nach den Aussagen der Polizei - stets 400-500 Zuhörer an. Diese Zahl scheint die übliche Zuhörermenge auf öffentlichen syndikalistischen Veranstaltungen in der Zeit von 1919 bis 1922 wiederzugeben.[70] Neben ihren großen öffentlichen Versammlungen mit prominenten Rednern aus dem Reich führten die Syndikalisten auch noch regelmäßige wöchentliche Diskussionsabende durch.[71] Ende 1921 fanden jeden Monat eine öffentliche Versammlung und einmal wöchentlich eine *„Besprechung"*, d.h. offenbar ein Diskussionsabend, statt.[72] Allerdings scheinen die Veranstaltungen in der Presse zunehmend an Resonanz verloren zu haben, denn zu einer öffentlichen Volksversammlung der Anarchosyndikalisten im Februar 1922 bemerkte eine Zeitung bissig: *„Die hiesigen Syndikalisten - ja, die gibt es noch in Bremen!"* [73]

Die Syndikalisten bemühten sich durch die von ihnen veranstalteten öffentlichen Versammlungen, ihr politisches Selbstverständnis zu klären, ihre Mitgliedschaft ideologisch zu festigen, in der Öffentlichkeit präsent zu sein, sich mit den politischen Gegnern auseinanderzusetzen und auch neue Anhänger zu werben.

Ungeschminkt (allerdings durch einen Polizeispitzel übermittelt, und vielleicht durch dessen Ressentiments angereichert) drückte der Vorsitzende der Syndikalisten, Franz Martin, deren Vorstellungen und Ziele folgendermaßen aus. Im Hinblick auf das Verhältnis zwischen kommunistischen Führern und der Mitgliedschaft der KPD äußerte er: *„Diese Führer, die nur nach Minister-Sesseln streben und sich die fetten Posten aussuchen und dabei das Arbeiten verlernen und vergessen, daß sie selber Arbeiter sind und was sie den Massen beigebracht haben."* [74] Martins Überzeugung war : *„Ich will nicht regieren, noch von anderen regiert sein und darum kann ich nicht wählen!"* Ihm sei es gleichgültig, ob ein Unabhängiger Sozialdemokrat oder ein Kommunist in der Regierung säße, denn *„wir bekämpfen jede Regierung, mag sein, wer sie will."* [75] Ein anderer Syndikalist erklärte bei dieser Gelegenheit, wenn eine der drei sozialistischen Arbeiterparteien *„erst die Spitze und die Mehrheit in der Regierung erreicht hat, dann vertritt sie nicht mehr die Interessen der Arbeiterschaft, dann achtet sie nur noch auf ihre Posten und Ämter. Uns kann nur eins retten,... die Übernahme der Produktion wie in Sowjetrußland! Aber diese Macht können wir nicht erreichen durch einen Volksentscheid. Da heißt es : Gewalt gegen Gewalt! Vor allen Dingen hilft uns da der Generalstreik; aber nicht solche Demonstrationen in Reihen von vieren und sechsen, sowie unter Absingung der Internationale, wie es jetzt eingebürgert ist!"*[76]

---

69 StAB 4,65-403, Bl. 63, Bericht über die Versammlung der Syndikalisten am 4.12.1919 in den Centralhallen.
70 Vgl. die Versammlungsberichte aus dem Jahre 1922 in : StAB 4,65-514, Bl. 76-78 und 82.
71 StAB 4,65-518, Bl. 37, Bericht 5.12.1919 und StAB 4,65-518, Bericht 8.10.1920.
72 StAB 4,65-517, Bl. 41.
73 StAB 4,65-514, Bl. 77.
74 StAB 4,65-517, Bericht über kombinierte Vorstandssitzung der AAU sowie der Syndikalisten am 30.12.1920, S. VI.
75 Ebd., S. XIX.
76 Ebd., S. XX f.

4. Der Ausschluß der Syndikalisten aus der KPD im Sommer 1919[77]

In den Monaten nach der Niederschlagung der Bremer Räterepublik, als in der Hansestadt der Belagerungszustand verhängt war, *„kooperierte die 'Syndikalistische Einheitsorganisation' eng mit der lokalen KPD."* [78] Im Sommer 1919 wurde es - zumindest auf regionaler Ebene - nicht als ungewöhnlich angesehen, wenn *„Teile ganzer Ortsverbände in beiden Organisationen vertreten waren".*[79]

In der Bremer Parteiorganisation der KPD lassen sich in der ersten Hälfte des Jahres 1919 insgesamt fünf verschiedene Richtungen, Gruppen bzw. Gruppierungen unterscheiden :

1. Die marxistische rechte Führungsgruppe um Felix Schmidt[80] und Adolf Dannat,[81] die sowohl den Ortsvorstand als auch die Redaktion der Parteizeitung „Der Kommunist" in der Hand hatte;
2. eine starke linkskommunistische (ebenfalls marxistische), zur Führungsgruppe in Opposition stehende Strömung;
3. ein Grüppchen um die früheren Linksradikalen Käthe Ahrens und Hugo Wahl, die im Jahre 1920 die Bremer Ortsgruppe der KAPD gründen sollten;
4. die Haefker-Gruppe ethisch-utopischer Sozialisten (u.a. mit Worpsweder Künstlern) mit verschwommenen ideologischen Zielsetzungen;
5. die Gruppe der anarchistisch orientierten „richtigen" Syndikalisten um Franz Martin; ihre Mitglieder besaßen z.T. eine Doppelmitgliedschaft in der KPD und in der „Syndikalistischen Einheitsorganisation Bremen".[82]

Damit gehörten die Syndikalisten *„zum äußersten linken Rand der Bremer Parteiorganisation"*, bis sie im Juli 1919 aus der KPD in Bremen ausgeschlossen wurden.[83]

Die anfängliche Toleranz der Bremer Kommunisten gegenüber den Syndikalisten, um nicht sogar von Affinität zwischen beiden Richtungen zu sprechen, beruhte vor allem

---

77 In diesem Kapitel verwende ich z.T. Textpassagen aus meiner Dissertation, vgl. Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O., S. 229 ff.

78 Rübner, Bremer AnarchosyndikalistInnen, a.a.O., S. 62.

79 Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 36.

80 Felix Schmidt. Geb. 1885 in Magdala (Thüringen). Drucker. SPD und Gewerkschaft (1904). Während des Weltkrieges im Führungskreis der Bremer Linksradikalen. IKD, KPD. Delegierter auf dem Gründungsparteitag der KPD. Redakteur beim Bremer Parteiorgan „Der Kommunist", Ende 1919 Parteisekretär in Hannover. 1921-1923 Mitglied der KPD-Zentrale. Politischer Leiter des Oberbezirks Südwest und Südost. Seit 1924 MdR, mußte als „Rechter" auf Druck der linken Zentrale Mandat niederlegen. In Moskau in der „Internationalen Roten Hilfe" tätig. Ab 1926 wieder in Deutschland, u.a. als Leiter aller KPD-Druckereien. 1929 als „Rechter" aus der KPD ausgeschlossen. KPO. 1932 zur SAP. Gestorben am 20.4.1932. (Hermann Weber, Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik, Frankfurt /M. 1969, Bd. 2, S. 279 f.).

81 Adolf Dannat (25.2.1885 - 1.8.1922). Former. SPD. Schüler und Freund Anton Pannekoeks. Im Weltkrieg zum engeren Kreis der Bremer Linksradikalen gehörend. Beteiligt an der Gründung der „Arbeiterpolitik". IKD, KPD. Bremer Delegierter auf dem Gründungsparteitag der KPD. Mitglied des Arbeiterrates und des Aktionsausschusses. Volksbeauftragter in der Bremer Räterepublik. Vorstandsmitglied der KPD in Bremen. MdBB 1920/21.

82 Kuckuk, Bremer Linksradikale, S. 229 f.

83 Rübner, Bremer AnarchosyndikalistInnen, a.a.O., S. 62; vgl. Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O., S. 230 ff.

auf der Idee der politisch-gewerkschaftlichen Einheitsorganisation.[84] Die von den Bremer Linksradikalen herausgegebene Wochenschrift „Arbeiterpolitik" hatte diese Einheitsorganisation während des Weltkrieges zeitweise propagiert, und sie spukte noch in den Köpfen einiger Bremer Linkskommunisten herum. Das Konzept der Einheitsorganisation mußte auch auf die Syndikalisten, die den Dualismus von politischer und gewerkschaftlicher Organisation ablehnten, attraktiv wirken.
Vermutlich im Zusammenhang mit dem und als Reaktion auf den anti-syndikalistischen Beschluß der KPD-Reichskonferenz vom 29. März 1919[85] und wegen aktueller Anlässe in Bremen[86] startete die rechte Führungsgruppe der Bremer KPD Anfang April 1919 eine anti-syndikalistische Pressekampagne. Wenn zu diesem Zeitpunkt führende Kommunisten - wie Adolf Dannat und Felix Schmidt - und die Redaktion im Bremer Parteiorgan „Der Kommunist" gegen den Gedanken der Einheitsorganisation Stellung bezogen,[87] zeigt dies, daß dieser in der Hansestadt offenbar noch lebendig war und seine Bekämpfung als notwendig erschien.[88] Von seiten der „Parteikommunisten" fand deswegen mit dem Syndikalismus zunächst eine ideologische, im Juli 1919 eine organisatorische Auseinandersetzung statt.
Felix Schmidt verlangte, die Trennung von Gewerkschaft und Partei aufrecht zu erhalten, da erstere *„ihre Taktik auf Kompromisse einstellen müsse, während die Partei restlos ihre Prinzipien ohne jeden Kuhhandel zu verwirklichen habe"*, und jeder *„Verwässerung der Partei"* vorgebeugt werden müsse.[89] Er verband die Absage an die Einheitsorganisation mit der Ablehnung des Syndikalismus. Dieser ersten, in der Presse geführten Kampagne gegen den Syndikalismus und andere Linksabweichungen folgten zwei von der Bremer Parteiorganisation der KPD im Juni 1919 veranstaltete Versammlungen mit dem Thema „Kommunismus - Syndikalismus - Gewerkschaften".[90]
Die rechte Führungsriege und die oppositionellen linken Gruppierungen innerhalb der KPD in Bremen versuchten, sich gegenseitig mit Schlagwörtern wie Föderalisten und Zentralisten zu erschlagen. Die en-bloc-Abstimmung über das Reichsstatut ergab eine linke Mehrheit dagegen, worauf der rechte Ortsvorstand zurücktrat.[91] Einen Tag nach

---

84 Die Einheitsorganisationstendenz existierte innerhalb der FAUD außerdem in Dresden und München längerfristig in Gestalt der lokalen „Syndikalistischen Arbeiterföderationen" (SAF). Mit dem Gedanken der Einheitsorganisation sollte sehr wahrscheinlich der umfassende Anspruch im Hinblick auf Ökonomie und Politik unterstrichen werden. Doch gingen die Bremer Syndikalisten mit ihrem Einheitsorganisationsmodell weit über das übliche Maß hinaus. Durch ihre Affinität zur KPD und zum Industrieunionismus nahmen sie eine ganz augenscheinliche Sonderrolle im deutschen Syndikalismus ein.

85 Vgl. Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O., S. 225.

86 Vor allem wegen des Versuchs des sog. 21er-Ausschusses, sich als „Einheitsorganisation" zu etablieren. (Vgl. Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O.,S. 165 ff.)

87 Dannat: „Einheitsorganisation ?", in: Kommunist, 3.4.1919 ff. und Felix Schmidt: „Einheitsorganisation ?", in : Kommunist, 4.4.1919.

88 Vgl. Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O., S. 170.

89 Kommunist, 4.4.1919.

90 In der Mitgliederversammlung am 12.6.1919 mit Felix Schmidt und Franz Martin als Referenten (Einladung in: Kommunist, 7.6.1919) sowie in der Mitgliederversammlung am 25.6.1919 mit Lange (Berlin) (Einladung in: Kommunist, 23.6.1919). Die Mitgliederversammlung der Syndikalisten am 11. Juni 1919 sollte zum Verhältnis zwischen Kommunisten und Syndikalisten Stellung beziehen; sie sah als Punkt 1 der Tagesordnung die *„Stellungnahme zu dem Beschluß der letzten Mitgliedervers. der Kommunistischen Partei"* vor. (Anzeige im Kommunist, 10.6.1919). Das Ergebnis dieser Versammlung ist allerdings nicht überliefert.

91 Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O., S. 236.

dieser spektakulären kommunistischen Mitgliederversammlung stellte das Parteiorgan fest, daß *„sich der Gegensatz zwischen Syndikalisten und Kommunisten so zugespitzt (hat), daß ein Ausweichen vor der Entscheidung unmöglich ist"*.[92] Damit reduzierte die Redaktion den innerparteilichen Konflikt und Machtkampf auf den Gegensatz zwischen Syndikalismus und Kommunismus. Das Parteiorgan zog daraus die Konsequenz: *„Syndikalisten und marxistische Kommunisten können in einer Organisation nicht fruchtbringend arbeiten."* In der nächsten Mitgliederversammlung müsse die endgültige Entscheidung fallen.[93] Damit verlangte die Redaktion als Sprachrohr der rechten Führungsgruppe die Abspaltung der Syndikalisten von der Bremer Parteiorganisation der KPD.

Die syndikalistische Position beleuchtet eine Kontroverse zwischen dem Kommunisten Carl Stucke[94] und dem Syndikalisten Franz Martin auf einer Versammlung des Distrikts Buntentor. Martin, *„ein Anarchist vom reinsten Wasser"* (wie ihn ein Polizeibericht charakterisierte), sah *„in der Zersplitterung Gefahr für die Partei"* und behauptete, *„eine Einigung der revolutionären Massen"* sei für die zu erwartenden Kämpfe *„nötiger denn je"*. Er drohte mit der Herausgabe einer eigenen Zeitung[95] und verlangte: *„Man solle die fremden Elemente, die mit ihren Aktentaschen (!) am Geeren[96] eingezogen wären, zum Teufel jagen, da sie allein Schuld an der Uneinigkeit der bremischen Arbeiterschaft seien."* [97] Hiermit artikulierte Franz Martin das in der Mitgliedschaft weit verbreitete Mißtrauen gegenüber den „Führern" bzw. gegen die Parteibürokratie und das *„Bonzentum"*.

Auf der KPD-Mitgliederversammlung am 15. Juli 1919 erfolgte dann die endgültige Beschlußfassung über die *„Scheidung"* von den Syndikalisten.[98] Felix Schmidt begründete hier den Antrag auf ihren Ausschluß. Franz Martin, der aufgefordert worden war, als Geschäftsführer der syndikalistischen Gruppierung Stellung zu beziehen, betonte naturgemäß nicht die Gegensätze in den Auffassungen, sondern stellte die Gemeinsamkeiten heraus. Er führte als Hauptargument gegen ihren Ausschluß den revolutionären Geist der Syndikalisten ins Feld und betonte, daß die Syndikalisten innerhalb der KPD *„aufs ehrlichste mitarbeiteten und bis jetzt noch in keiner Weise gegen die Interessen der Kommunistischen Partei verstoßen hätten"*.[99] Abschließend erklärte er, daß die Syndikalisten bei einer Annahme der Resolution *„die Konsequenzen ziehen und ihren Austritt aus der Partei erklären werden"*,[100] was ja schließlich auch die Zielsetzung der Antragsteller war. Es mußte zweimal abgestimmt werden, ehe eine Mehrheit für die Annahme der Resolution erkannt werden konnte.[101]

---

92 Kommunist, 10.7.1919.
93 Kommunist, 8.7.1919.
94 Carl Stucke. Schneider. Mitglied der Bremer Linksradikalen, IKD, KPD. Mitverantwortlich für die Herausgabe der „Arbeiterpolitik", Lokalredakteur des „Kommunist", Redakteur bei der „Roten Fahne" (Berlin) (1921), 2. Redakteur des „Nordwestdeutschen Echo" (1923). Zeitweise (1919) provisorischer Parteisekretär.
95 So auch in : StAB 4,65-395, Bl. 1, Aus der Sitzung der Pressekommission am 5.7.1919 und StAB 4,65-299, Bl. 134, Bericht 10.7.1919.
96 In dieser Straße befand sich das Parteibüro der KPD.
97 StAB 4,65-299, Bl. 134, Agentenbericht, 10.7.1919.
98 StAB 4,65-1519, Überblick Geschichte KPD Bremen, S. 97.
99 Kommunist, 16.7.1919.
100 Ebd.
101 Ebd.

Hermann Haefker, der die Gruppe der ethisch-utopischen Sozialisten leitete, teilte der Bremer Parteiorganisation der KPD darauf schriftlich seinen Austritt mit.[102] Ihm schlossen sich die Anhänger seiner Gruppierung an.[103] Zunächst aber verließen allerdings nur 17 Syndikalisten die Partei.[104] Die Zahl der Parteiaustritte syndikalistischer Einzelmitglieder erhöhte sich bis Ende August 1919 auf 60.[105] Die Konferenz der FVdG Norddeutschlands am 24. August 1919 in Bremen nahm den *„Ausschluß der Syndikalisten aus der Kommunistischen Partei... mit allseitiger Befriedigung zur Kenntnis"* und konstatierte zudem die *„Auflösung der KPD in ihre Bestandteile"*.[106] Auch auf Reichsebene sollten die organisierten Syndikalisten sich nur bis Mitte 1919 weitgehend mit den Parolen der Kommunistischen Partei solidarisieren. Denn mit dem Kampf der Levi-Zentrale *„gegen die vermeintlichen und die authentischen Syndikalisten"* endete diese Symbiose.[107] Allerdings hegte der Bremer Syndikalist Franz Martin noch am 18. Dezember 1919 die Hoffnung, daß eine Verständigung mit der linken Abspaltung der KPD möglich sei.[108]

5. Die Blütezeit der syndikalistischen Organisation von 1920 bis 1921

Am 22. Januar 1920 hielt die „Syndikalistische Einheitsorganisation" in Bremen ihre Generalversammlung ab, auf der Franz Martin als Vorsitzender den Geschäftsbericht erstattete. Im kampfreichen Jahr 1919 seien sämtliche wirtschaftlichen Kämpfe fast ausschließlich aus Eigenmitteln bestritten worden, ohne daß die Hilfe der Geschäftskommission in Berlin hätte in Anspruch genommen werden müssen. Martin stellte ein ständiges Wachsen der Mitgliederzahl fest, so daß die Syndikalisten in Bremen *„bald die zweite Null hinter dem berühmten Bäckerdutzend"* [109] machen könnten, d.h. bald 1.300 Mitglieder zählten. Die Generalversammlung wählte den Vorstand, der sich aus Franz Martin (1. Vorsitzender), Wilhelm Meseke[110] (1. Kassierer) und Eduard Osmers[111] (1. Schriftführer) zusammensetzte, in seiner Gesamtheit wieder.[112] Im „Hilfsausschuß für die Revolutionsopfer"[113] arbeitete Martin als Syndikalist neben je zwei Kommunisten und Unabhängigen Sozialdemokraten mit.[114] Die Besetzung des Vorstandes der FAUD in Bremen in späterer Zeit ist nicht recht deutlich. Am 13. September 1920 soll Johann Mahlstedt[115] zum 1. und Gottlieb Frank[116] zum 2. Vorsitzenden

102 Bremer Arbeiter-Zeitung, 26.7.1919.
103 StAB 4,65-299, Bl. 162, Bericht vom 4.8.1919.
104 StAB 4,65-299, Bl. 144.
105 Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O., S. 249
106 Der Syndikalist, 1. Jg. (1918/19), Nr. 39.
107 Vgl. Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 105.
108 StAB 4,65-514, Bl. 15, nach Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 36, Anm. 14.
109 Bäckerdutzend: 13
110 Wilhelm Meseke. Geb. 25.9.1872 in Uslar. Schmied. Syndikalist. Langjähriger (min. 1920-1923) Kassierer der Syndikalisten.
111 Eduard Osmers. Syndikalist. Schriftführer der „Syndikalistischen Einheitsorganisation" (1920).
112 StAB 4,65-517, Bl. 14, Der Syndikalist, Nr. 7.
113 Damit sind die bei der Niederschlagung der Bremer Räterepublik gefallenen revolutionären Arbeiter gemeint.
114 StAB 4,65-300, Versammlung der Vertrauensleute der Groß- u. Kleinbetriebe am 31.1.1920.
115 Keine Angaben zur Person möglich.
116 Weitere Angaben zu Gottlieb Frank ließen sich nicht ermitteln.

Arbeiter! Proletarier!

Wiederum steht die Arbeiterschaft vor der Wahl der Betriebsräte.

Was ist das Betriebsrätegesetz? Welche Nachteile sind bis heute dem revolutionären Proletariat durch die Verankerung dieses Gesetzes in die Staatsordnung entstanden? Ohne auf die noch weiteren Folgen, die uns bevorstehen, bezug zu nehmen, muß sich jeder ehrliche Revolutionär, bevor er seinen Stimmzettel für derartige Institutionen abgibt, nochmals klar durch den Kopf gehen lassen. Wir erinnern z. B. an die auf der A. G. „Weser" voriger Jahres stattgefundenen Wahl. Als die Kommunisten den U. S. P. und S. P. D. Unfähigkeiten vorwarfen, und der Belegschaft versprachen, sich in den Betriebsrat wählen zu lassen, um innerhalb des Betriebsrätegesetzes gegen das Gesetz zu arbeiten. Und nun fragen wir, was ist bis heute von den kommunistischen Betriebsrat geleistet worden? Wollen wir hier ehrlich und objektiv ein Urteil fällen, so müssen wir eingestehen, **nichts mehr oder weniger als von ihren Vorgängern.** Ein paar Stichpröben aus der revolutionären Tätigkeit des kommunistischen Arbeiterrats der A.G. „Weser". Bei den Verhandlungen mit der Direktion betreffs Geschäftsberichts, verlangte die Direktion den Bericht außer der Arbeitszeit zu geben. Den Vorsitz wollte sie selber übernehmen. Nach dem Gesetz stand der Direktion dieses Recht nicht zu. Alles protestieren half nichts. Und die revolutionären Kommunisten mußten auch hier einen Pflock zurückstecken, um die gute Harmonie zwischen Direktion und Arbeiterrat nicht ganz zu verderben. Damit bewiesen die Kommunisten daß sie nicht gegen das Betriebsrätegesetz arbeiteten, sondern geben von ihren Rechten die ihnen das Betriebsrätegesetz gebracht hat, noch etwas ab. Werfen wir einen Blick weiter auf die Zusammenfassung aller Betriebsräte und prüfen wir etwas dort für das arbeitende Volk geleitet wird, so sehen wir, daß die ganze Arbeiterschaft ihre Macht in die Hände einzelner Personen gelegt hat, die es verstehen ihre parteipolitische Suppe dort auszukochen, sich um die Posten herumstreiten, alle wirtschaftlichen Interessen zu vertreten, Nebensache sein lassen, und die gesamte Arbeiterschaft immer mehr der Willkür und Ausbeutung der Unternehmerschaft preisgeben. **Arbeiter erkennt dieses! Wacht auf! Und gebietet diesem Treiben ein Ende,** indem ihr diejenigen die da glauben euch befreien zu können, keine Stimme gebt. **Nieder mit allen gesetzlichen Einrichtungen.** Wo ihr für euer eigenes Geld verraten und als Sklaven verkauft werdet. **Erkennt, daß die Befreiung der Arbeiterklasse nur das Werk der Arbeiter selbst sein kann!**

Wir stellen zur Diskussion folgende Forderung: Jeder Ressort wählt seine Betriebs-Vertrauensleute, ohne Unterschied der Partei oder Organisation. Nicht aus dem Betrieb heraus gewählte Vertrauensleute haben kein Recht in allgemeinen Vertrauensmännersitzungen zu erscheinen, damit den Kollegen in dem Betriebe die Gewähr gegeben wird, daß alle politischen und persönlichen Zänkereien in den Vertrauensmännersitzungen aufhören, und die wirtschaftlichen Interessen der Belegschaft voll und ganz vertreten werden.

Wer dies nicht will, schadet der gesamten Arbeiterbewegung wie auch seiner eigenen Sache. **Arbeiter, erkennt daß der Bruderkampf sich bis ins unendliche ausdehnt und gebietet ihm ein energisches Halt!** Unsere Feinde ziehen aus der Uneinigkeit Nutzen. Sammeln wir uns alle auf wirtschaftlicher Grundlage, dann werden wir nur einen Feind vor uns haben, unsere Ausbeuter, die Kapitalisten.

Freie Arbeiter-Union (Syndikalisten).

Arbeiter-Börse Bremen.

Arbeiter-Börse Berlin.

gewählt worden sein.[117] Ende 1922 scheint der Nieter Karl Künitz,[118] beschäftigt auf der A.G. „Weser", Vorsitzender der Anarchosyndikalisten in der Hansestadt gewesen zu sein, betätigte sich nach der Einschätzung der Polizei allerdings *„nicht mehr öffentlich"*.[119] Und im Oktober 1923 wurde Albert Schmidt[120] als Vorsitzender der FAUD in Bremen bezeichnet.[121]

Horizontal gliederte sich die FAUD in die Branchen- bzw. Industrieföderationen, von denen die FAUD im Reich 1920/21 sechs umfaßte.[122] Gehörten einer syndikalistischen Ortsgruppe mehr als 25 Angehörige eines Industriezweiges an, so formierten sich diese für den betreffenden Berufszweig zu einer Föderation.[123]

Existierten in einem Orte oder engerem Bezirk mehrere syndikalistische Ortsvereine, so sollten diese eine „Arbeiterbörse" bilden.[124] Diese stellte also den vertikalen regionalen Zusammenschluß dar.[125] In Bremen wurde in der ersten Hälfte des Jahres 1920 eine „Arbeiterbörse" gegründet,[126] deren Vorsitzender Gottlieb Frank wurde.[127] Bei den ihr angeschlossenen syndikalistischen Organisationen handelte es sich zumindest um die ehemalige „Syndikalistische Einheitsorganisation" sowie den „Deutschen Seemannsbund".[128] Die Arbeiterbörsen mit ihren integrativen und koordinierenden Funktionen sollten vor allem die folgenden Aufgaben erfüllen : Agitation und Propaganda, Mitgliederschulung, Jugendbildung und Organisierung der Frauen, Durchführung von gewerkschaftlichen Tageskämpfen und anderen Aktionen und die Vorbereitung für die sozialistische Wirtschaftsorganisation der Zukunft.[129] Bei Streiks und Aussperrungen gewährte die FAD Unterstützung, außerdem über die Arbeiterbörsen auch einen Rechtsschutz.[130] Doch innere Querelen lähmten die Aktivität der Bremer Arbeiterbörse. Bereits Ende Juni 1920 griffen deren Vorstandsmitglieder und die der „Syndikalistischen Einheitsorganisation" die Angestellten des „Deutschen Seemannsbundes" so an, daß diese zunächst jede weitere Zusammenarbeit aufkündigten,[131] schließlich aber wieder einlenkten.[132]

Die Bremer Anarchosyndikalisten setzten sich 1920/1921 für den Eintritt der FAUD in die „Rote Gewerkschafts-Internationale" (RGI) ein und wollten an deren Gründungs-

---

117 StAB 4,65-517, Bl. 38.
118 Die Brüder Karl (geb. 1877) und Johann (geb. 1879) Künitz waren vor dem Weltkrieg Mitglieder der „Anarchistischen Föderation Deutschlands" (AFD) gewesen. (Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 20, Anm. 26). Johann Künitz wechselte zur KAPD.
119 StAB 4,65-518, Bericht 13.12.1922.
120 Keine Angaben zur Person möglich.
121 StAB 4,65-517, Bl. 50.
122 Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 51.
123 Ebd., S. 49.
124 Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 161.
125 Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 49.
126 StAB 4,65-517, Bl. 40, Schreiben des „Deutschen Seemanns Bundes" (DSB), Gruppe Bremen, an den Vorstand der Arbeiterbörse in Bremen vom 29.6.1920.
127 StAB 4,65-517, Bl. 40.
128 Diese beiden Organisationen werden in dem Brief vom 29.6.1920 ausdrücklich genannt. Darüber hinaus wird aber auch von den *„verschiedenen sogen. syndikalistischen Organisationen hier am Platze"* gesprochen.
129 Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 49 f.
130 Ebd., S. 57.
131 StAB 4.65-517, Bl. 40, Brief des DSB, Gruppe Bremen, vom 13.7.1920 an den Vorsitzenden der Arbeiterbörse.
132 Ebd.; vgl. auch Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 102.

konferenz in Moskau teilnehmen. Welche Bedeutung die RGI ihnen zubilligte, zeigt die Tatsache, daß diese von einer *„norddeutschen Richtung"* im Anarchosyndikalismus sprach, die sich nur *„offiziell"* gegen Moskau erklärte.[133]
Zu Beginn der März-Aktion des Jahres 1921 sollen auf einer gemeinsamen Funktionärssitzung von KPD, KAPD und der Syndikalisten letztere die Auffassung vertreten haben, daß in jeder Fabrik durch Sabotageakte die Maschinen zerstört werden müßten, damit auch diejenigen Arbeiter, die unter dem Einfluß der MSPD und der USPD standen, zum Streik gezwungen würden.[134] Hier zeigte sich eine militante Komponente des Syndikalismus.[135] Sprachlich unbeholfen hatte schon Mitte 1920 ein Polizeibericht über das Engagement der Syndikalisten bemerkt, *„daß sie, wenn etwas los war, immer Hand in Hand mit den Kommunisten gegangen sind"*.[136]

6. Mitgliedschaft, soziale Rekrutierungsbasis und Führungspersonen

Im folgenden ist nach den Ursachen der Mitgliederentwicklung der Syndikalisten während des Untersuchungszeitraumes - die wechselnden politischen Rahmenbedingungen müssen dabei als bekannt vorausgesetzt werden - vor allem hinsichtlich der Rekrutierungsbasis ihrer Mitgliedschaft und deren spezifischer Struktur in der Hansestadt zu fragen.
Die deutschen Vorkriegs-Syndikalisten konnten sich *„vom halbherzigen Propagandaverein für Syndikalismus zur syndikalistischen Massenorganisation"* umwandeln, weil während der Kriegs- und der ersten Nachkriegsjahre in Deutschland eine breite Gewerkschaftsopposition entstanden war.[137] Weniger die Sympathie mit der anarchosyndikalistischen Ideologie als *„die Enttäuschung über das konformistische Verhalten der Zentralgewerkschaften"* führte viele radikalisierte und gewerkschaftlich unerfahrene Arbeiter in die FAUD. Nach Rübner füllte der revolutionäre Syndikalismus *„hier offenbar ein Vakuum, das durch die Entfremdung der Mitgliederbasis von einem erstarrten Gewerkschaftsapparat entstanden war"*.[138] Zu dem typischen traditionellen Mitgliederpotential der Vorkriegszeit, dem „Handwerker-Arbeiter", kam jetzt *„eine ver-*

---

133 Auf diesen Aspekt kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht weiter eingegangen werden. Vgl. die entsprechenden Passagen in: Bericht des internationalen Rates der roten Fach- und Industrieverbände, Moskau o.J. (1920/21).
134 StAB 4,65-517, Bl. 31, Ber. 23.6.1921.
135 Zur Rolle der Syndikalisten bei den Lebensmittelunruhen (-plünderungen) vgl.: StAB 4,65-2097.
136 StAB 4,65-518, Bl. 50, Bericht vom 29.7.1920.
137 Bock, Zwischenbilanz, a.a.O., S. 307. Es wäre zu klären, inwieweit die Werftarbeiterstreiks der Jahre 1910 und 1913 in Bremen mit der aus ihnen resultierenden negativen Einstellung gegenüber den Gewerkschaften die Schubkraft in Richtung auf die syndikalistische Organisation verstärkt haben. (Vgl. dazu Helmut Kral, Streik auf den Helgen. Die gewerkschaftlichen Kämpfe der deutschen Werftarbeiter vor dem ersten Weltkrieg, Berlin 1964 und Rolf Neuhaus, Zum Arbeitskampferfolg der Gewerkschaften vor dem Ersten Weltkrieg - Streik und Aussperrung auf den Werften 1910, in : IWK 20. Jg., 4/1984, S. 498-508).
138 Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 59. Auch Bock sieht in der *„antibürokratischen Verhaltensdisposition der Gewerkschaftsopposition... die Grundlage für die Rekrutierungserfolge"* der „Freien Vereinigung" und für das Anwachsen ihrer Mitgliedschaft im Jahre 1919. (Bock, Zwischenbilanz, a.a.O., S. 308). Auf weitere Faktoren, wie Veränderungen der Arbeitsorganisation und des Produktionsprozesses, vor allem durch Rationalisierungsmaßnahmen, kann hier nicht eingegangen werden.

gleichsweise 'moderne' Klientel einerseits organisationserfahrener und qualifizierter Arbeiter, andererseits organisatorisch fluktuierender und tendenziell dequalifizierter Massenarbeiter mit sozialrevolutionärer Orientierung hinzu".[139] Diese radikalisierte Industriearbeiterschaft verhalf dem Anarchosyndikalismus von 1919 bis 1922/23 zu einer Massenbasis.[140] Dadurch erfolgte gegenüber der Vorkriegszeit eine *„weitreichende Veränderung des soziologischen Profils"* der syndikalistischen Organisation.[141]
Allerdings drängte die Gruppe der höher qualifizierten Arbeiter mit Gewerkschaftserfahrung in Bremen offenbar zunächst in die von den (Links-)-Kommunisten beherrschte unionistische Bewegung.[142] Doch von der Rückkehr der *„parteifrommen"* kommunistischen Mitglieder der „Allgemeinen Arbeiterunion" (AAU) in die Freien Gewerkschaften nach dem Einschwenken der Bremer KPD-Führung auf die ideologische Linie der Zentrale im Frühjahr 1920, die nur eine Restgruppe der AAU übrig ließ, konnte die FAUD offenbar profitieren. Sie absorbierte *„anscheinend einen großen Anteil des linksradikalen Potentials der Stadt".*[143] Ihre Mitgliederzahl stieg zum Beginn des Jahres 1920 auf 1.420.[144] Im Spätsommer 1920 besaß die FAUD in der Hansestadt 2.037 eingetragene Mitglieder und darüber hinaus vermutlich noch ca. tausend Sympathisanten.[145] Diese durch die Bremer Polizeidirektion ermittelten Zahlenangaben sind als glaubhaft anzusehen. Die Entwicklung des Mitgliederzuwachses der Syndikalisten in der Hansestadt deckte sich mit dem der Gesamtorganisation, setzte allerdings - und das ist vollkommen untypisch für die Reichsebene - erst später ein.
Im Reich hatte sich die „Freie Vereinigung" Mitte 1919 mit 60.000 Mitgliedern zur Massenorganisation entwickelt und setzte ihre *„rapide Aufwärtsbewegung"* fort, so daß sie auf dem Gründungskongreß der FAUD (27. bis 30. Dezember 1919) 111.675 Mitglieder zählte[146] und 1920/21 mit ca. 150.000 Mitgliedern *„ihren quantitativen Kulminationspunkt erreichte".*[147]
Im Oktober 1921 erklärte Fritz Kater auf dem 13. Syndikalistenkongreß, der Rückgang an Mitgliedern sei noch zu verschmerzen, *„denn damit habe man nur recht zweifelhafte Kampfgenossen verloren".* Als unangenehmer beklagte er es, *„daß noch so viele Mitglieder vorhanden seien, die von gewerkschaftlichem und syndikalistischem Geist keinen Hauch verspürten".* Statt dessen sei die syndikalistische Bewegung *„jetzt durch alle möglichen Spintisierer und Eigenbrödler überflutet worden",* die *„in wallenden Locken und merkwürdigen Kostümen"* aufträten: Individualanarchisten, Siedlungs-

139 Bock, Zwischenbilanz, a.a.O., S. 309.
140 Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 69.
141 Bock, Zwischenbilanz, a.a.O., S. 311.
142 Vgl. Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O., S. 310 ff.
143 Rübner, Bremer AnarchosyndikalistInnen, a.a.O., S. 62 f.
144 Ebd., S. 62.
145 StAB 4,65-517, Bl. 45.
146 Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 36.
147 Ebd., S. 51. Die syndikalistischen Delegierten der Bezirkskonferenz Nordwestdeutschland stellten im Dezember 1920 fest, *„daß wir zahlenmäßig nur langsam wachsen"*; denn die eigenen Organisationen richteten ihre Tätigkeit *„mehr auf innere Klarheit und Festigkeit... als auf Massenzuwachs"* (StAB 4,65-517, Bl. 21 = Der Syndikalist, Nr. 50).

kommunisten und andere.[148] Im Jahr 1922 umfaßte die FAUD im Reich rund 70.000 Mitglieder, 1925 nur noch circa 25.000.[149]
Die Basis der FAUD in Bremen bildeten - neben einer kleineren Anzahl von Metallarbeitern in der Schiffbauindustrie und von Bauhandwerkern - vor allem die Hafenarbeiter. Am 26. Juli 1919 hatte eine Versammlung der Hafenarbeiter fast einstimmig (gegen nur zwei Stimmen) beschlossen, sich dem „Deutschen Seemannsbund" anzuschließen. Oetting[150] vom „Deutschen Seemannsbund" hatte in seinem Referat die antigewerkschaftlichen Ressentiments der Arbeiter aktivieren können, indem er *„das ganze arbeiterfeindliche Treiben der Gewerkschaften ins rechte Licht stellte"*. In der Diskussion zeigte es sich, daß unter den versammelten Hafenarbeitern *„eine große Sympathie für eine revolutionäre, aktionsfähige Kampfesorganisation vorhanden war"*. Hafenarbeiter, die bereits ein oder zwei Jahrzehnte (!) im Transportarbeiter-Verband organisiert waren, traten sogleich in den DSB über.[151] Anfang August 1919 bestand im DSB in Bremen bereits eine besondere „Abteilung Hafenarbeiter", die selbständig agitierte.[152] Denn schon zum 6. August berief der DSB, Abt. Hafenarbeiter, wieder zu einer öffentlichen Versammlung *„aller im Hafenbetrieb tätigen Arbeiter aller Kategorien"* auf.[153]
Als sich die von führenden Funktionären der KPD in Bremen begründete „Allgemeine Arbeiter-Union" Ende des Jahres 1919 bemühte, für sich Mitglieder unter den Hafenarbeitern zu werben und am 10. Dezember 1919 eine Hafenarbeiterversammlung durchführte, auf der der Kommunist Jannack über die Arbeiterunion sprach, waren nur etwa 80 Personen erschienen. Oetting entgegnete dort Jannack :*"Man sei zusammengekommen, um gründliche Aufklärung über die AU* (Arbeiterunion - Verf.) *zu bekommen, aber man sei nach den Ausführungen Jannacks noch nicht klüger geworden. Der Seemannsbund sei von Anfang an für die AU gewesen, aber sie würden es sich jetzt sehr überlegen, für den Anschluß zu stimmen, bevor sich nicht alle Gewerkschaften für die Union ausgesprochen hätten"*
Der Polizeispitzel bezeichnete Oettings Ausführungen als *„in mancher Beziehung durchaus syndikalistisch"*.[154] Oettings Stellungsnahme verdeutlicht, daß offenbar ein großer Teil der Bremer Hafenarbeiter bereits seine organisatorische oder sogar seine politische Heimat im syndikalistischen „Deutschen Seemannsbund" gefunden hatte.
Welche Rolle Hafenarbeiter innerhalb der anarchosyndikalistischen Bewegung in Bremen spielten, zeigt auch die Tatsache, daß im Zusammenhang mit der Verhängung des Ausnahmezustandes im Jahre 1923 auch bei den drei anarchosyndikalistischen Hafen-

148 StAB 4,65-514, Bl. 70 = Hamburger Echo, 19.10.1921.
149 Bock, Zwischenbilanz, a.a.O., S. 323. Diese Reduzierung war vor allem durch die Abspaltung der FAUD-Gelsenkirchener Richtung verursacht, aus der im September 1921 die „Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands (Räteorganisation)" hervorging. Im Dezember 1922 sollen die Bremer Syndikalisten 150 bis 200 Mitglieder gezählt haben. (StAB 4,65-518, Ber. 13.12.1922).
150 Oetting war Mitglied des durch den Novemberumsturz zustande gekommenen Arbeiterrates in Bremen und vertrat dort die Seeleute.
151 StAB 4,65-618, Bl. 19 = Bremer Arbeiter-Zeitung, 30.7.1919, „Anschluß der Hafenarbeiter an den 'Deutschen Seemannsbund'".
152 StAB 4,65-618, Bl. 23, Anzeige in Bremer Arbeiter-Zeitung, 5.8.1919.
153 Ankündigung in Bremer Arbeiter-Zeitung, 5.8.1919. Im Oktober 1919 umfaßte der DSB 580 Mitglieder (Seeleute und Hafenarbeiter). (StAB 4,65-615, Bl. 247).
154 StAB 4,65-608, Bl. 21, Bericht über die Hafenarbeiterversammlung am 10.12.1919; vgl. auch StAB 4,65-618, Bl. 255, Bericht 11.12.1919.

arbeitern Karl Künitz,[155] Erik Andersen[156] und Ferdinand Simon[157] - alle drei waren exponierte Funktionäre der örtlichen FAUD - Hausdurchsuchungen durchgeführt wurden, bei denen Material gefunden wurde, das ihre Zugehörigkeit zu dieser Bewegung eindeutig belegte.[158] Wenn im Jahre 1930 von den insgesamt 93 Mitgliedern der FAUD in Bremen 42 der Hafenarbeiterföderation angehörten,[159] zeigt dies, daß diese Berufsgruppe auch in der Endphase der Weimarer Republik unter den Anarchosyndikalisten in der Hansestadt eine wichtige Rolle spielte.[160]

Allerdings scheint eine nicht unerhebliche Anzahl der neuen Mitglieder die FAUD wegen ihrer im Vergleich zu den ADGB-Gewerkschaften geringeren Mitgliedsbeiträge als „Nur-Gewerkschaft" aufgefaßt zu haben; sie wiesen auch ein entsprechendes pragmatisches Bewußtsein auf und entsprachen damit nicht *„der geforderten anarchistischen Gesinnungsethik..., die auf die Identität ideologischer Inhalte und praktischer Lebensführung abzielte"*.[161] Deswegen schlossen manche syndikalistischen Ortsvereine in der Zeit von Anfang 1921 bis November 1922 solche Mitglieder nach dem Motto *„lieber klein und rein"* aus.[162] Eine solche Ausschlußwelle läßt sich allerdings für Bremen nicht nachweisen.[163] Doch ist Rübner zuzustimmen, daß ein großer Teil der syndikalistischen Mitglieder sicherlich *„mit den hohen Erwartungen überfordert (war), die sich aus der Autonomie einer Organisation ergaben, die sich als antiautoritäre Basisbewegung verstand"*.[164]

In der syndikalistischen Bewegung Bremens während der Anfangsphase der Weimarer Republik waren einige Personen tätig, die nachweislich bereits vor dem Ersten Weltkrieg Anhänger des Syndikalismus bzw. Mitglied einer syndikalistischen Organisation gewesen waren,[165] also deren organisatorische Kontinuität dokumentieren.[166] Franz Martin, von Beruf Maurer, der langjährige Führer der Bremer Syndikalisten, war 1905/06 angestellter Vorsitzender des „Zentralverbandes der Maurer, Zweigverein

155 Karl Künitz. Geb. 8.7.1877. Nieter / Hafenarbeiter. FAUD.
156 Erik Andersen. Geb. 20.12.1885. Hafenarbeiter. FAUD (Kassierer im Jahre 1923).
157 Ferdinand Simon. Geb. 2.1.1892. Nieter / Hafenarbeiter. FAUD.
158 Vgl. StAB 4,65-1856. Siehe auch das Dokument (Resolution zum Bremer Hafenarbeiterstreik im Januar 1920) in: Hartmut Müller (Hrsg.), Bremer Arbeiterbewegung 1918-1945, Berlin 1983, S. 39.
159 Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 167, Anm. 33.
160 Im Jahre 1926 soll die FAUD (AS) noch 800 Mitglieder in Bremen besessen haben. (Rübner, Bremer AnarchosyndikalistInnen, a.a.O., S. 63).
161 Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 160.
162 Ebd., S. 161.
163 Vermutlich liegt der Grund darin, daß in Bremen - im Gegensatz zu Rheinland/Westfalen und Hamburg - die individualanarchistischen Strömungen (abgesehen von freiwirtschaftlichen Bestrebungen) keine Anhänger besaßen. Vgl. zum Individualanarchismus in der FAUD: Ulrich Klan / Dieter Nelles, „Es lebt noch eine Flamme". Rheinische Anarcho-Syndikalisten/-innen in der Weimarer Republik und im Faschismus, Grafenau-Döffingen 1986, S. 107 ff.
164 Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 163.
165 So wurde Johann Pydd Anfang 1911 als Mitglied der „Freien Vereinigung aller Berufe" festgestellt, der er angehörte, *„da er mit der sozialdemokratischen Bewegung unzufrieden war"*. (StAB 4,65-517, Bl. 8, Agentenbericht vom 25.9.1919).
166 Hierauf weist auch Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 51, Anm. 6 hin. Auch der Zimmermann Max Zander (geb. 10.8.1855 in Driessen), 2. Vorsitzende der FAUD in Bremen in den Jahren 1920-1923, gehörte zu den Vorkriegs-Syndikalisten.

Bremen" gewesen. Da er Verbandseigentum veruntreut haben soll,[167] war er aus dem Verband ausgeschlossen worden und hatte nach der Verbüßung einer mehrmonatigen Gefängnisstrafe die „Freie Vereinigung", die Vorläuferorganisation der FAUD, in Bremen gegründet.[168]
Ende Juli 1920 bezeichnete die Polizei u.a. Gottlieb Frank (den Leiter der Bremer Arbeiterbörse), Franz Martin und Scholz[169] als Führer der syndikalistischen Bewegung in Bremen.[170] Die eindeutig führende Persönlichkeit war Franz Martin.

7. Der Versuch zur Errichtung eines Kartells aus AAU, KAPD und Syndikalisten

Die Kontakte auf Ortsvereinsebene brachen - so Bock - zwischen der FAUD und der AAU *„niemals völlig ab"*.[171] Deswegen läßt sich - insbesondere für die Zeit nach 1924, als alle diese Organisationen - auch die KAPD - erheblich dezimiert waren, von einem *„antiautoritären Lager"* sprechen, *„das mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede aufwies und das sich innerhalb der Arbeiterbewegung mit gleicher Entschiedenheit gegen die Sozialdemokratie und gegen den Kommunismus abgrenzte"*.[172]
Auf ihrer Bezirkskonferenz Nordwest am 12. Dezember 1920 hatten die Syndikalisten noch geäußert, das langsame Anwachsen ihres Mitgliederbestandes läge daran, daß ihre Organisationen *„ihre Tätigkeit mehr auf innere Klarheit und Festigkeit einstellen als auf Massenzuwachs"*.[173] Doch was hier noch als Positivum herausgestellt wurde, die Elite der kleinen Zahl, wurde im Verlauf der nächsten Jahre zum Manko. Kennzeichnend für den seit Ende 1920 erfolgenden Niedergang der syndikalistischen Bewegung in Bremen war die Verlegung der Agitationskommission des Bezirks Nordwest von Bremen nach Bremerhaven, die am 12. Dezember 1920 von der Bezirkskonferenz beschlossen worden war,[174] *„da die Gruppe in Bremen keinen günstigen Boden besitzt"*.[175]
Bereits im Sommer 1921 soll die KAPD *„zwecks Bildung einer gemeinsamen Front"* an die Syndikalisten herangetreten sein; doch lehnten die Syndikalisten dieses Ansinnen ab.[176] Ende Mai / Anfang Juni 1922 wurden von Seiten der „Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands" (KAPD) und der AAU in Bremen - wahrscheinlich durch Ernst Schneider („Ikarus")[177] - mit den Syndikalisten Verhandlungen *„zur Errichtung*

167 Anderen Aussagen zufolge soll Martin als Akkordbrecher fungiert bzw. im Gegensatz zu den Zentralverbändlern Akkordarbeit geleistet haben. (Rübner, Bremer AnarchosyndikalistInnen, a.a.O., S. 62).
168 StAB 4,65-517, Bl. 8, Agentenber. vom 25.9.1919.
169 Scholz. Syndikalist. Deutsch-Österreicher. Lebte am Neustadtswall in einer Baracke.
170 StAB 4,65-518, Bl. 50, Bericht vom 29.7.1920.
171 Bock, Zwischenbilanz, a.a.O., S. 324.
172 Ebd. So kam es auf Initiative von Karl Roche am 27./28.12.1924 zur Bildung des norddeutschen „Blocks Antiautoritärer Revolutionäre", in der sich u.a. FKAD, FAUD sowie AAU (E) zusammenschlossen. (Konferenzbericht in: Der Syndikalist, 7. Jg. (1925), Nr. 4 u. 5).
173 StAB 4,65-517, Bl. 21, Der Syndikalist, 2. Jg. (1920), Nr. 50.
174 Ebd.
175 StAB 4,65-517, Bl. 24, Schreiben an Staatskommissar vom 10.1.1921.
176 StAB 4,65-517, Bl. 33.
177 Ernst Schneider, alias Ikarus. Geb. 23.7.1883 in Königsberg. Steuermann und Hafenarbeiter. Redigierte zeitweilig den Hamburger „Kampf. Unabhängiges Organ für Anarchismus und Syn-

einer örtlichen Einheitsfront" zwischen der AAU, der KAPD und den Syndikalisten aufgenommen. Schneider erzielte dafür das Einverständnis von Franz Martin, dem Geschäftsführer der Syndikalisten.[178] Eine paritätisch aus Mitgliedern der AAU, KAPD und der syndikalistischen Organisation zusammengesetzte Kommission sollte die Vorarbeiten *„für ein einheitliches Vorgehen"* erledigen.[179] Bei ihrer ersten Zusammenkunft am 12. Juni betonten die Vertreter aller beteiligten Organisationen ihren Willen, *„sich eng zusammenzuschließen und eine gemeinsame Front gegen die KPD und die sozialistischen Parteien zu errichten"*. Die unterschiedlichen Auffassungen über die zu befolgende Taktik seien nicht so groß, *„daß ein Zusammengehen nicht möglich wäre"*.[180] Franz Martin versprach, daß er die bisherigen Verhandlungsergebnisse einer bald stattfindenden Mitgliederversammlung der Syndikalisten unterbreiten würde, um sich Vollmachten für weitere Verhandlungen geben zu lassen.[181] Doch schliefen diese Einigungsbestrebungen offenbar zunächst ein; sie sollten allerdings in den Jahren 1924/25 wieder aufleben.[182] Ohnehin hätte die Addition von politischen Splitterorganisationen auch keine Massenbewegung, sondern nur eine neue - eventuell etwas größere - Gruppierung ergeben.[183]

Immerhin scheint auch die FAUD in Bremen im Frühjahr 1923 eine militärische Kampftruppe gebildet zu haben. Bei einem Treffen der KO-Stein[184] Mitte Januar 1923 wies der KPD-Funktionär Stein[185] seine Parteigenossen darauf hin, sie brauchten wegen der unbekannten Gesichter in ihrem Kreis keine Befürchtungen zu hegen, denn es handele sich *„um die revolutionäre Elite der Syndikalisten und des Seemannsbundes"*.

---

dikalismus" (1912-1914). War im Januar 1919 wegen seiner Beteiligung am kommunistischen Putsch in Wilhelmshaven verhaftet und zu fünf (sechs ?) Jahren Festungshaft verurteilt worden. Am 29.1.1920 Flucht während eines Transportes, was ihm den Deck- und Spitznamen „Ikarus" eintrug. Anfang September 1920 in Bremen wieder verhaftet, als er sich an der Gründung der Bremer KAPD-Ortsgruppe beteiligte. Aus der Festungshaft in Gollnow am 31.3.1922 auf Bewährung entlassen, kehrte er nach Bremen zurück, wohnte zeitweilig bei dem KAPD-Führer Onasch und betätigte sich wieder in der KAPD. Teilnahme am Hamburger Aufstand im Jahre 1923 als führender Funktionär der KAPD/AAU. Von 1924 bis 1925 Sekretär des DSB in Bremerhaven. 1926 bis 1929 Organisator einer AAU-Ortsgruppe von Seeleuten in Cuxhaven. Schneider fuhr ab 1930 wieder zur See. Kam 1935 für 18 Monate ins Zuchthaus Fuhlsbüttel und emigrierte 1939 über Antwerpen nach England. (StAB 4,65-1831, Bl. 14 und Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 91 f., Anm. 11.)

178 StAB 4,65-508, Bl. 68, Bericht über die Vertrauensmännerversammlung der KAP und der AAU am 8.6.(1922).

179 Ebd.

180 StAB 4,65-508, Bl. 70, Bericht 29.6.1922.

181 Ebd.

182 Versuche zur Errichtung von Aktionsgemeinschaften am äußersten linken Rande des politischen Spektrums gab es auch an anderen Orten, so im April 1921 in Berlin und in Pommern; ab 1924/25 konnten in Frankfurt /Main, Hamburg, Hagen und Danzig „Antiautoritäre Blocks" gebildet werden, in denen sich FAUD, AAUE, SAJD und FKAD zusammenschlossen. (Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 75 ff.)

183 Als die FAUD im Frühjahr 1925 nur noch etwa 25.000 Mitglieder aufwies, sollte dann die Frage der Zukunft der Organisation als *„Kampforganisation oder Sekte"* diskutiert werden. (Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 163 f.; Klan/Nelles, „Es lebt noch eine Flamme", a.a.O.,S. 132 ff.)

184 KO: Kampforganisation.

185 Ludwig Johann Stein. Geb. 22.12.1889 in Stuttgart. Schlosser auf der A.G. „Weser". Schon 1919 Kassierer des „Roten Soldatenbundes". Im April 1922 Organisator sämtlicher illegaler Arbeiten in der KPD. Ab 1.2.1922: 2. Vorsitzender der KPD in Bremen, Rücktritt im Oktober 1922. Später 1. Vorsitzender in Bremen und Bezirkssekretär (bis Juli 1924). Ab dann Leitung der Parteizeitung in Osnabrück. 1925 (?) Parteiausschluß.

Proletarier!
Klassengenossen!

Aufs Neue schreit durch die Gassen der Wahltrommel; das Kinderkreiselspiel soll wieder beginnen. Berufsführer aller Schattierungen buhlen um Eure Stimme. Man zerrt Euch förmlich zur Wahlurne; der gesamte Block, bis in die Reihen der S. P. D. und K. P. D., ist sich einig, dass Ihr wählen sollt. Selbst die K. P. D. ist wieder erlaubt, darf den Wahlapparat spielen lassen und ihre Kandidaten aufstellen: Man sieht ihre Vertreter nicht ungern im Parlament. Anders war's bei der Oktober-Erhebung, beim Kampf um das Leunawerk, beim Kapp-Putsch, als Ihr Ernst machtet und Euer Recht mit Gewalt suchtet. Als Ihr in der Tat den Kampf um die Produktionsmittel, um die wirtschaftliche Macht, aufnahmt, da hielt Euch sogar die K. P. D.-Führerschaft vom Endkampf ab. Die Führerclique der K. P. stempelte die Taten eines Max Hölz zum Verbrechen.

Arbeiter! Klassenbrüder! Ehe Ihr, ausgemergelt von Hunger und Akkordschufterei, zur Wahlurne wankt, denkt einmal darüber nach, was aus all den Versprechungen jener Parlamentarier, jener Berufspolitikasten geworden ist. Wohin sind alle Hoffnungen, die Ihr selbst seit der »glorreichen« Revolution auf das Parlament immer wieder gesetzt habt. Statt

Frieden, Freiheit, Arbeit und Brot

kam die von Ebert eingesetzte **Diktatur** der **wilhelminischen Generäle**, bei **unbegrenzter Arbeitszeit** und **Lohnabbau** die **Stabilisierung Eures Elends**, alles dies mit Zustimmung Eurer gewählten und »bewährten« Führer. Ihr stöhnt über den Verrat; ja, die Parlamentsaffen und Gewerkschaftspfaffen haben Euch verraten mussten Euch verraten, denn auch Ihr wolltet statt **siegreicher Revolution** den kapitalistischen Wiederaufbau. Aufbau aber bedeutet zur Zeit des Monopols:

Massen-Arbeitslosigkeit und gesteigerte Ausbeutung!

Die Zeit ist vorbei, wo der aufsteigende Kapitalismus im Parlament den Arbeitern hin und wieder einen Brocken hinwerfen konnte. Seitdem **der Kapitalismus** seinen Siegeszug über die ganze Erde vollendet, **windet er sich in seiner Todeskrise.** Es gibt keine Kolonialvölker mehr auszubeuten. Das Monopol bedeutet: **Einschränkung der Produktion, Verminderung der Konsumtion** und somit den

Hungertod für Millionen Menschen.

So wird der **Kampf um den Betrieb**, um die **wirtschaftliche** und somit **politische Macht**, zum **Kampf** für **Leben und Tod.** Dieser **Kampf** um die **Betriebe**, der **Kampf** für den **Kommunismus**, wird nicht durch Wahlzettel entschieden. **Ihr müsst** ihn **selbst**, Brust an Brust, gegen die Unternehmer **an der Arbeitsstätte** aufnehmen. Dann ist **das Parlament machtlos.** Nicht im Reichstag, im Direktorium der deutschen Bank wurde der Weltkrieg beschlossen. Heute herrschen in Deutschland Stinnes und die Besitzer der Rentenbank.

Wendet Euch endlich ab von den Schaumschlägereien des **Parlaments** und nehmt ihm somit den letzten Schein moralischen Rechts, **über Euer Geschick zu verfügen.** Trefft alle Vorkehrungen, den **Kampf um den Betrieb**, um die **Umgestaltung der Profit- in die Bedarfswirtschaft**, um den **Kommunismus** aufzunehmen. **Zerschlagt die Gewerkschaften, verlasst** die **parlamentarischen Parteien**, schaart Euch zusammen in **revolutionären Betriebsorganisationen. Durch** die **soziale Revolution** zum **Rätesystem**, zur **Diktatur** des **Proletariats**, zur **klassen-** und **herrschaftslosen Gesellschaftsordnung**, zum **Kommunismus.**

Revolutionärer Block antiparlamentarischer Organisationen.

Allgemeine Arbeiter-Union (Einheits-Organisation). — Komm. Arbeiter-Partei u. Allgem. Arb.-Union (Rev. Betr.-Org.). — Föderation der Kommunistischen Anarchisten. Sympatisierende Anarcho-Syndikalisten und Anarchisten des Bezirkes „Wasserkante".

Mit ihnen sei eine *„enge Verbindung"* hergestellt worden. In der Kampforganisation solle keine Politik getrieben, sondern es sollten *„möglichst alle überzeugt revolutionären Arbeiter"* zusammengefaßt werden.[186] Und auf einem Treffen seiner Kampforganisation am 8. März 1923 teilte Stein mit: *„Im engsten Zusammenarbeiten mit den Syndikalisten und dem Schiffahrtsbund* (Folgeorganisation des DSB, Verf.) *seien die zuverlässigsten Genossen nunmehr in der Kampforganisation vereinigt".*[187] Im paramilitärischen Bereich scheint also eine Einheitsfront mit der KPD zustande gekommen zu sein.

Anfang 1923 waren in Bremen von Seiten der KPD mit der „Syndikalistischen Einheitsorganisation" und der „Syndikalistischen Metallarbeiterföderation" sowie dem DSB auch Verhandlungen zur Bildung einer Einheitsfront aufgenommen worden. Diese schleppten sich über längere Zeit hin und führten schließlich zu dem Ergebnis, einen gemeinsamen Aufruf an die Mitglieder der SPD und der Freien Gewerkschaften zu richten, in dem diese aufgefordert werden sollten, sich in die Einheitsfront einzureihen.[188] Dieses Flugblatt scheint dann tatsächlich herausgekommen zu sein.[189]

Das reichsweite Verbot der kommunistischen Organisation im Jahre 1923 drängte auch die Syndikalisten - wie ebenfalls die KAPD und AAU - in die Illegalität.[190] Am 11. Dezember 1923 wurde die „Freie Arbeiter-Union" vom Militärbefehlshaber des Wehrkreiskommandos VI in Münster verboten, da sie syndikalistische Ziele verfolge.[191] Der in Norddeutschland verhängte militärische Ausnahmezustand blieb bis zum 28. Februar 1924 aufrecht erhalten.[192] Dies hatte mit Sicherheit negative Auswirkungen auf die Organisation und kann als *ein* Faktor für den zu beobachtenden Bedeutungsverlust der regionalen linksradikalen Organisationszusammenhänge seit 1924 angeführt werden. Während des Ausnahmezustandes war nicht nur die syndikalistische Presse verboten, sondern es wurden auch Büro- und Agitationsmaterial sowie die Kassen der örtlichen Organisationen beschlagnahmt und später nicht zurückerstattet !

8. Zusammenfassung

Stellt der *„Typus des ungelernten oder dequalifizierten Arbeiters mit wenig Organisationserfahrung, unstabilem Organisationsverhalten und einer Orientierung auf kurzfristige sozial- und tarifpolitische Erfolge"* den soziologische Schlüssel *„zum Verständnis der Entstehung einer zeitweiligen Massenbasis der FAUD"* dar,[193] so liefert m.E. dieser Tatbestand gleichzeitig auch die Erklärung für den frappierenden Mitgliederverlust mit der Stabilisierung der politischen Verhältnisse und dem dadurch bewirkten Stumpfwerden des bisherigen Kampfinstrumentariums. Denn die Syndikalisten in

186 StAB 4,65-1279, Bl. 8, Bericht 18.1.1923.
187 StAB 4,65-1279, Bl. 21, Bericht 20.3.1923.
188 StAB 4,65-318, Bezirkssekretariat Nordwest, Bericht für den Monat Februar 1923 an die Zentrale vom 20.3.1923.
189 StAB 4,65-1280, Bl. 31, Auszug aus dem Tagesbericht Nr. 230 vom 3.2.1923.
190 StAB 4,65-508, Bl. 72, Bericht 1.12.1923.
191 StAB 4,65-1857, Schreiben des Wehrkreiskommandos VI, Münster vom 11.12.1923.
192 Vgl. StAB 4,65-1856.
193 Bock, Zwischenbilanz, a.a.O., S. 313.

Bremen waren seit ca. 1922 *„einem zunehmenden Erosionsprozeß ausgesetzt"*,[194] der durch das Verbot im Jahre 1923 sehr wahrscheinlich noch beschleunigt wurde. Während sich die Zunahme der Bremer Mitgliedschaft mit einiger Verzögerung gegenüber der Entwicklung im Reichsmaßstab vollzog - vermutlich, weil KPD und AAU in Bremen diese Personen länger banden als im Reich -, gestaltete sich der Mitgliederrückgang in der Hansestadt offenbar analog zur reichsweiten Entwicklung.[195]
Auf Reichsebene stabilisierte sich die FAUD nach 1923 *„auf einer vergleichsweise hohen Reduktionsstufe"* und war - wie Bock feststellt - durchaus in der Lage, *„auf die veränderten ökonomischen und politischen Gegebenheiten mit taktischen Revisionen zu reagieren"*.[196] Rocker hatte schon im Oktober 1921 erklärt, die politische Entwicklung bewege sich nach *„rechts"* und die *„auf eine revolutionäre Wendung gerichteten Hoffnungen seien gescheitert"*. Unter diesen Verhältnissen könne die syndikalistische Bewegung *„keine agitatorische Offensive unternehmen, sondern sie müsse sich darauf beschränken, ihr Einflußgebiet zu erhalten und zu befestigen"*.[197] Dies Verhalten und diese Einschätzung entsprechen nicht dem einer politischen Sekte![198]
Daß die Syndikalisten im politischen Abseits landeten, ist eine Tatsache, die weitgehend durch die feindlichen Rahmenbedingungen verursacht war. Die FAUD scheiterte letztendlich auch *„an den pragmatischeren (parlamentarischen) 'Institutionen' der deutschen Arbeiterbewegung - der KPD und der SPD"*, neben denen sie sich *„als antiautoritäre Alternative nicht entfalten konnte"*.[199] Aber die Syndikalisten konnten auch nicht ihren Anspruch umsetzen, *„zugleich Wirtschaftskampforganisation und Kulturbewegung zu sein"*.[200] In Bremen scheint sich der Charakter der Syndikalisten während der Stabilisierungsphase der Weimarer Republik immer mehr von einer klassenkämpferischen Organisation zu einer Kulturorganisation bzw. einer Gruppe von Schöngeistern entwickelt zu haben. Während Rudolf Rocker in Bremen 1925 noch über das Thema „Nationalismus und Proletariat" sprach, so Helmut Rüdiger im Februar des Jahres 1929 über „Kultur und Revolution" und Erich Mühsam im September desselben Jahres über „Kunst und Proletariat".[201]

---

194 Rübner, Bremer AnarchosyndikalistInnen, a.a.O., S. 63. Allerdings zählte die KPD im ganzen Bezirk Nordwest zwischen August 1922 und Februar 1923 auch nur ca. 4.100 Mitglieder. (StAB 4,65-318, Bezirksfragebogen. Organisator. Monatsbericht für den Bezirk Nordwest). Davon wird mindestens die Hälfte auf die Bremer Lokalorganisation entfallen sein. Daß die FAUD (Anarcho-Syndikalisten) im Jahre 1926 noch 800 Mitglieder in Bremen besessen haben soll, (StAB 4,65-517, Bl. 45) muß - als zu hoch gegriffen - bezweifelt werden.

195 Mitteilung von Hartmut Rübner an Verf.

196 Bock, Zwischenbilanz, a.a.O., S. 325.

197 StAB 4,65-514 = Berliner Tageblatt, 10.10.1921.

198 Bock revidiert in seiner „Zwischenbilanz" partiell seine vorherige Einschätzung des deutschen Syndikalismus in der Weimarer Republik, indem er resümiert, *„daß das Bild von der realitätsfernen Sekte, die ihre Glaubenssätze ebenso beharrlich wie ergebnislos wiederholte, nicht ganz zutreffend und vor allem nicht geeignet ist, die spezifische Wirkungsweise dieser Bewegung zu analysieren"*. (Bock, Zwischenbilanz, a.a.O., S. 324). Ende der 60er Jahre hatte Bock noch behauptet, die syndikalistische Organisation habe sich unter dem Einfluß der anarchistischen Tradition *„zu einer - allerdings außerordentlich rührigen - politischen Sekte"* reduziert. (Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 174).

199 Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 11.

200 Bock, Zwischenbilanz, a.a.O., S. 337.

201 Veranstaltungsankündigungen in der Tagespresse.

Die spezifische Rolle der Syndikalisten innerhalb der Bremer Arbeiterbewegung zeigt sich zudem darin - läßt man die syndikalistische Presse außer acht -, daß sie weitgehend nur als Objekt, nicht als Subjekt in den Quellen auftauchen. So bildet der Syndikalismus den Beratungsgegenstand des Bremer Arbeiter- und Soldatenrates, wobei die Räte über nicht in dieser Institution vertretene Syndikalisten diskutieren. Oder die Syndikalisten werden als faktischer oder imaginärer Gegner von den Kommunisten begriffen, die sie dann aus ihrer Parteiorganisation ausschließen.
Hatten die Anarchosyndikalisten versucht, eine antibürgerliche und antiautoritäre Kulturbewegung ingangzusetzen, so scheiterte dies; tatsächlich sahen sie die Arbeiterschaft und sogar die eigene Organisation zunehmend den Auswirkungen des gesamtgesellschaftlichen Integrationsprozesses ausgesetzt.[202]

II. Die KAPD in Bremen. Eine verspätete und fehlgeschlagene lokale Gründung

1. Zur Vorgeschichte der KAPD-Gründung

Die von der KPD-Zentrale ausgeschlossene linke Opposition gründete am 4. und 5. April 1920 in Berlin die KAPD.[203] Dieser Gründungsparteitag der links von der KPD (Spartakusbund) stehenden Partei bezeichnete das Ende eines längeren Entwicklungsprozesses.[204] Seine Wurzeln reichen im ideologischen Bereich noch weit in die Zeit vor dem Heidelberger (Spaltungs-) Parteitag der KPD (Oktober 1919) zurück. Bereits auf dem Gründungsparteitag der KPD (Spartakusbund) um die Jahreswende 1918/1919 waren die gegensätzlichen ideologischen Positionen von Spartakisten und Internationalen Kommunisten (den vormaligen Bremer Linksradikalen), die schließlich zur Spaltung der Partei führten, sichtbar geworden, vor allem in den Fragen des Parlamentarismus, der Gewerkschaften sowie der Organisation, wo sich die linken Kommunisten zunächst durchsetzen konnten.[205]

---

202 Vgl. Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 219. Boshaft, aber nicht ganz aus der Luft gegriffen, hatte sich schon im Frühjahr 1922 das „Nordwestdeutsche Echo", das Parteiorgan der KPD, über die Syndikalisten geäußert: *„Die Syndikalisten lehnen die Politik ab, d.h. die Politik anderer. In der Furcht aber, unwürdigen Umgang zu bekommen, vermeiden sie es, in den Gewerkschaften zu wirken, in denen sie, unbeschadet ihrer politischen Auffassung, ihre wirtschaftlichen Interessen vertreten könnten. Da sie auch sonst nicht willens sind, sich in der Betätigung im öffentlichen politischen Leben die Hände zu beschmutzen, ist es schon besser, sie bleiben in ihrer 'Reinheit' unter sich. Wenn dann im beschaulichen Zirkel monatlich einmal über die 'Verbrecherregierung' geschimpft wird, wird diese bald erzittern."* (StAB 4,65-514, = Nordwestdeutsches Echo, 10.2.1922).

203 Vgl. Bericht über den Gründungsparteitag der KAPD, eingeleitet u. kommentiert von Hans Manfred Bock, in: Claudio Pozolli (Hrsg.), Jahrbuch Arbeiterbewegung, Bd. 5, Frankfurt /M. 1977, S. 185 ff.

204 StAB 4,65-227, Bl. 82. Zum Gründungsparteitag der KAPD vgl. Hans Manfred Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 225 ff.

205 Zum Gründungsparteitag der KPD vgl. Hermann Weber (Hrsg.), Der Gründungsparteitag der KPD. Protokoll und Materialien, Frankfurt /M.-Wien 1969 sowie Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O., S. 76 ff. Vgl. auch Walter Fähnders / Martin Rector, Linksradikalismus und Literatur. Untersuchungen zur Geschichte der sozialistischen Literatur in der Weimarer Republik, Bd. 1, Reinbek 1974, insbes. S. 58.

Erst mit dem Abflauen der revolutionären Welle im April / Mai 1919, als die Möglichkeiten zur aktiven revolutionären Aktion beschränkt waren und die KPD mehr auf den theoretischen Bereich verwiesen wurde, brachen die objektiv vorliegenden innerparteilichen Gegensätze auf. Die vordem durch die revolutionäre Aktion überdeckten gegensätzlichen theoretischen Positionen traten jetzt mit aller Schärfe ins Bewußtsein und wurden zwischen den Flügeln ausgetragen. Die Opposition „an sich" war zur Opposition „für sich" geworden. Die Gründung der KPD (S) hatte den Dualismus der radikalen Weltkriegslinken zwischen Spartakisten und Linksradikalen nicht aufheben können, sondern nur in den Rahmen der neuen Parteiorganisation hinein verlagert. Dort bestand er zwischen Rechten, d.h. vor allem der Partei-Zentrale und ihren Anhängern, und der sich langsam bewußt werdenden linken Opposition weiter. In den ideologischen und taktischen Fragen wuchsen die ehemaligen Linksradikalen bzw. Internationalen Kommunisten in die Rolle der Opposition hinein, die sie als linke Opposition gegenüber der bisherigen Spartakusführung in den Jahren 1919/1920 spielen sollten. Der Kampf zwischen rechtem und linken Flügel bzw. zwischen Parteizentrale und Linksopposition läßt sich auch als die Auseinandersetzung zwischen Spartakus-Tradition und der Tradition der Linksradikalen begreifen. Die organisatorische Fusionierung beider Organisationen Ende 1918 hatte also nicht zu einer homogenen Parteibildung geführt, der spartakistischen Führungsgruppe war es nicht gelungen, die ehemaligen Linksradikalen zu integrieren. Der Dualismus innerhalb der radikalen Weltkriegslinken war innerhalb der radikalen Nachkriegslinken nicht aufgehoben worden, im Gegenteil : er hatte sich intensiviert.[206]

Paul Levi,[207] nach der Ermordung von Rosa Luxemburg,[208] Karl Liebknecht[209] und Leo Jogiches[210] inzwischen das führende Mitglied der KPD-Zentrale, bemühte sich um eine ideologische Klärung innerhalb der jungen Partei und wollte sie organisatorisch konsolidieren sowie durch den Zusammenschluß mit der linken USPD zur Massenpartei umwandeln. Voraussetzung dafür war eine Revision der Beschlüsse des Gründungsparteitages in den genannten strittigen Fragen. Die von ihm auf dem 2. (Heidelberger) Parteitag eingebrachten Leitsätze hatten die angestrebte ideologische Klärung sowie das Abstoßen nicht integrationsfähiger linkskommunistischer Führer und Mitglieder zum Zweck.[211]

Im organisatorischen Bereich begann der Differenzierungsprozeß zwischen KPD und zukünftiger KAPD sofort nach dem Heidelberger Parteitag, als die Zentrale die Beziehungen zum radikalen Teil der Opposition völlig abbrach. Schließlich bestanden in einigen Bezirken seit spätestens Anfang 1920 bereits zwei Organisationen nebeneinan-

206 Vgl. Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O.,S. 267-270 sowie Fähnders / Rector, Linksradikalismus und Literatur, a.a.O., S. 55 f.

207 Paul Levi. Geb. 11.3.1883 in Hechingen. Rechtsanwalt. SPD, Spartakusgruppe. Teilnehmer des Gründungsparteitages der KPD. Mitglied der KPD-Zentrale. Deren Leiter nach der Ermordung von Liebknecht, Luxemburg und Jogiches. 1921 aus der KPD ausgeschlossen. Gestorben am 9.2.1930.

208 Rosa Luxemburg. Geb. 5.3.1870. Von Regierungstruppen am 15.1.1919 ermordet.

209 Karl Liebknecht. Geb. 13.8.1871. Am 15.1.1919 von Regierungstruppen ermordet.

210 Leo Jogiches. Geb. 17.7.1867 in Wilna. Nach der Ermordung von Luxemburg und Liebknecht führendes Mitglied der KPD-Zentrale. Am 10.3.1919 ermordet.

211 Vgl. Fähnders / Rector, Linksradikalismus und Literatur, a.a.O., S. 61 f. Zum Heidelberger Parteitag vgl. Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O., S. 280-308 und Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 139-152.

der: die der Linksopposition und die auf Weisung der Zentrale von ihren Anhängern neu aufgebauten.[212]

2. Die Gründung der KAPD durch die Mehrheit der Linksopposition

Auf dem Gründungsparteitag der KAPD waren neben elf Delegierten aus Berlin 24 auswärtige aus dem Reich vertreten, die zusammen rund 38.000 Mitglieder repräsentierten.[213] Aus dem KPD-Bezirk Nordwest war von den Linksoppositionellen ein Vertreter aus Wilhelmshaven entsandt.[214] Mehr als ein Drittel der vormaligen KPD-Mitgliedschaft hatte sich ihrer linken Abspaltung angeschlossen. In den ehemaligen Hochburgen der Kommunistischen Partei, d.h. in Berlin, Hamburg und Dresden, traten die lokalen Parteiorganisationen fast geschlossen zur KAPD über.[215] Zahlenangaben über die Mitgliedsstärke der in die KAPD eingebrachten Opposition auf Bezirksebene sind für diesen Zeitpunkt nicht beizubringen. Anfang August 1920, d.h. vier Monate später, stellte die Mandatsprüfungskommission die Mitgliederzahlen für die einzelnen KAPD-Bezirke fest, wonach zu jenem Zeitpunkt der KAPD-Bezirk Nordwest 1.000 Mitglieder umfaßte.[216]

Mit der Gründung der KAPD hatten sich jene Tendenzen innerhalb der Linksopposition durchgesetzt, wie sie vor allem Fritz Wolffheim[217] und Heinrich Laufenberg[218] seit dem Heidelberger Spaltungsparteitag vertreten hatten, als ihnen die Eroberung der KPD-Führung mißlungen war und sie die Gründung einer selbständigen linkskommunistischen Partei angesteuert hatten. Die Mehrheit von Führung und Mitgliedschaft der ehemaligen Linksradikalen fand sich in dieser Partei zusammen, so Laufenberg und Wolffheim (Hamburg), Otto Rühle[219] (Dresden), Gottberg[220] (Hannover), Karl Plättner[221] u.a.m.[222]

---

212 Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O., S. 428 ff.

213 Frits Kool (Hrsg.), Die Linke gegen die Parteiherrschaft. (Dokumente der Weltrevolution, Bd. 3), Olten und Freiburg 1970, S. 114.

214 Prot. Gründungsparteitag KAPD, a.a.O., S. 201.

215 Fähnders/Rector, Linksradikalismus und Literatur, a.a.O., S. 62. So wechselten in Berlin ca. 7.500 von vormals 8.000 Mitgliedern zur KAPD. (Ebd.)

216 Prot. Gründungsparteitag KAPD, a.a.O., S. 201, Anmerkung 3.

217 Fritz Wolffheim. Redakteur und politischer Schriftsteller. Lernt vor dem I. Weltkrieg in den USA die „Industrial Workers of the World" (IWW) kennen. Seit 1913 Zusammenarbeit mit Laufenberg. Einer der Führer der linksradikalen Opposition in Hamburg während des I. Weltkrieges. Mit Laufenberg auf dem Heidelberger Parteitag aus der KPD ausgeschlossen. Mitinitiator der unionistischen Bewegung in Deutschland. Gründungsmitglied der KAPD. Starb nach 1936 im KZ. Vgl. dazu den Beitrag von Hartmut Rübner über Fritz Wolffheim in: Demokratische Wege. Deutsche Lebensläufe aus vier Jahrhunderten. Hrsg. von Manfred Asendorf/Rudolf von Bockel/Jan Philipp Reemtsma, Stuttgart 1996.

218 Heinrich Laufenberg. Geb. 19.1.1872 in Köln. Dr.phil. Mitglied im Zentrum. Ca. 1904: SPD. Aufarbeitung der Geschichte der Hamburger Arbeiterbewegung. Anhänger des linken SPD-Flügels. Im I. Weltkrieg Kriegsgegner und Führer der Parteiopposition in Hamburg. Vorsitzender des Hamburger Arbeiterrates bis 20.1.1919. Auf dem 2. (Heidelberger) Parteitag der KPD Sprecher der Gesamtopposition gegen die Zentrale. November 1919 bis 10.4.1920 Haft. Propagierte mit seinem Freund Wolffheim den Aufbau unionistischer Industrieverbände. Protagonist der linkskommunistischen „Hamburger Richtung." Gestorben am 3.2.1932 in Hamburg.

219 Otto Rühle. Geb. 23.10.1874 in Groß-Voitsberg bei Freiburg/Sachsen. Lehrer. Seit 1900 SPD. 1912 MdR. Stimmt ab März 1915 gegen Kriegskredite. Vorsitzender des Dresdner AuSRes. Mitbegründer der IKD in Dresden. Delegierter auf dem Gründungsparteitag der KPD. Dort Sprecher der linkskommunistischen Mehrheit. 1919 Linksopposition. 1920 Mitbegründer der

Die Dominanz der Berliner Linkskommunisten in der neuen Partei zeigte sich nicht nur in ihrer großen Delegiertenanzahl, sondern auch darin, daß auf dem in der Reichshauptstadt stattfindenden Gründungsparteitag der KAPD die von ihnen vorgelegten Berliner Richtlinien über Gewerkschaften und Parlamentarismus einstimmig angenommen wurden.[223] Jedoch dokumentierte diese Einstimmigkeit keineswegs eine ideologische Geschlossenheit der neuen Organisation. Denn die KAPD sah sich nach ihrer Gründung ähnlichen Problemen gegenübergestellt, wie schon früher die KPD am Beginn ihrer Entwicklung als Partei : Beide waren aus dem Zusammenschluß verschiedener ideologischer Richtungen mit unterschiedlichen geographischen Basen hervorgegangen. Die KAPD bildete die Summe der alten Oppositionsrichtungen, allerdings ohne die Bremer Opposition. Denn die Bremer Lokalorganisation der KPD bzw. ausgeschlossenen Linksopposition war in die Gesamtpartei zurückgekehrt, nachdem ihr Versuch gescheitert war, zwischen Zentrale und Opposition mit Hilfe der Bremer „Informationsstelle" Ende 1919 / Anfang 1920 zu vermitteln, um die Spaltung der Partei zu verhindern. Damit war immerhin eine Komponente der Gesamtopposition weggefallen, doch blieb der Gegensatz zwischen der Hamburger und Berliner Richtung. Dieser wurde noch durch die von Rühle (Dresden) vertretene Einheitsorganisationstendenz, die zunehmende Ablehnung der Partei als Organisationsform, das Insistieren auf Föderalismus und weitgehende regionale bzw. lokale Autonomie sowie die Kritik am Zentralismus der dominanten Berliner kompliziert.
In der KAPD sammelten sich nicht nur die *„radikalsten Kommunisten"*, sondern aus der Sicht der Politischen Polizei wurde sie auch *„ein Sammelbecken der dunkelsten Elemente"* und deswegen als *„Lumpenproletarier-Partei"* bezeichnet. Verschiedene ihrer Ortsgruppen versuchten, *„den immer fühlbarer werdenden Geldmangel mittels Einbrüche oder anderer gewaltsamer Mittel abzuhelfen"*.[224] Die Mitgliederstärke der KAPD wuchs vom Mai bis zum August 1920 kontinuierlich. Anfang August 1920 umfaßte die Partei mit 40.000 Mitgliedern das Maximum ihrer Mitgliederstärke.[225]

KAPD. Seit 1920 Chef-Theoretiker der „Einheitsorganisations"-Tendenz in der Arbeiterunion. Initiator der Gründung der AAU (Einheitsorganisation) im Oktober 1921. Starb am 24.6.1943 in Mexiko.

220 Gottberg. Linksradikaler aus Hannover.

221 Karl Plättner. Geb. 3.1.1893 in Opperode (Krs. Ballenstedt). Verlangte nach der gescheiterten März-Aktion 1921 die Umstellung auf die Aktionsweise des *„organisierten Bandenkampfes."* Von April 1921 bis 3. Februar 1922 Bandenaktionen in Mitteldeutschland. Vom Reichsgericht zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Durch Amnestie 1928 entlassen. Tätigkeit u.a. als Schriftsteller. Ab 1939 KZ-Aufenthalte. Verstirbt an deren Folgen am 4.6.1945 in Freising. (Weitere Angaben zur Person in Kapitel II, 11).

222 Vgl. das Personenregister in: Illustrierte Geschichte der Deutschen Revolution, Berlin 1929. (Reprint), S. 522 ff. Eine genauere Untersuchung über den quantitativen Aspekt des Einflusses von Spartakisten und Internationalen Kommunisten in der jungen KPD (Spartakusbund) wäre durchaus sinnvoll.

223 StAB 4,65-227, Bl. 54 und 54a. (Auszug aus dem Bericht der Sipo Berlin Nr. 237 vom 10.4.1920: Gründungskonferenz der KAPD)

224 StAB 4,65-508 („Geschichte der Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands in der Zeit seit der Gründung bis Mitte September 1920", am 23.9.1920 von der Polizei in Bremen zusammengestellt), S. 2. (zit.: Geschichte der KAPD).

225 Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 239. Nach der Einschätzung der Politischen Polizei besaß die KAPD am 1.7.1920 in ihren 21 Wirtschaftsbezirken bereits 81.000 Mitglieder. (StAB 4,65-508, Geschichte der KAPD, S. 6). Diese Schätzung ist offensichtlich zu hoch gegriffen.

Das Problem beider Parteien - sowohl der KPD (S) als auch der KAPD - bestand nach ihrer Gründung jeweils darin, diese unterschiedlichen ideologischen Richtungen zu integrieren oder aber die sie repräsentierenden Führungskräfte abzustoßen, und dabei gleichzeitig zu versuchen, deren Anhänger möglichst in der Organisation zu halten.

3. „Auf dem Weg zur KAPD?" Das Verhältnis der Bremer KPD zur KAPD.

Die KAPD war vornehmlich aus dem Unbehagen über die Einstellung der KPD-Zentrale, die eine Beteiligung an Parlamentswahlen und die Mitarbeit in den Gewerkschaften befürwortete, entstanden. Ihre Mitgliedschaft und Anhänger rekrutierten sich somit hauptsächlich aus radikalisierten Antiparlamentariern und Unionisten, die die bestehenden Gewerkschaften ablehnten.[226] Der Versuch zur Gründung einer Ortsgruppe der KAPD in Bremen mußte also auf die Sammlung dieser Personengruppen, die sich aufgrund des spezifischen Charakters der Kommunisten in der Hansestadt weitgehend innerhalb der lokalen KPD-Organisation befanden, hinzielen. Unionisten[227] und Antiparlamentarier[228] waren in Bremen - wie die Entwicklung seit der Räterepublik gezeigt hatte - in nicht unerheblicher Anzahl vorhanden. Somit hätte hier eigentlich ein günstiger Boden für einen Gründungsversuch vorhanden sein müssen. Diese Zusammenhänge erkannte auch ein Polizeibericht : *„Die KAP scheint auch in Bremen festen Fuß fassen zu wollen, da die Wahlgegner in der hiesigen KPD sehr stark vertreten sind".*[229]
Die Bezirkskonferenz Nordwest der KPD hatte bereits am 1. Februar 1920 die von Wolffheim und Laufenberg herausgegebene „Hamburger Adresse"[230] grundsätzlich abgelehnt, *„da sie den Grundbedingungen des Klassenkampfes in der Tendenz widerspricht und die inner- und außenpolitische Situation vollständig unrichtig beurteilt".*[231]
Dieser Position stimmte die Bremer Mitgliedschaft auf ihrer Generalversammlung am 9. Februar 1920 vorbehaltlos zu.[232] Die kommunistische Parteiorganisation in Bremen umfaßte zum Jahresbeginn 3.524, der gesamte Bezirk Nordwest 7.275 Mitglieder.[233]
Bereits am 12. April 1920 hatte die KPD-Bezirksleitung in einem „Rundschreiben an alle Ortsgruppen des Bezirks Nordwest"[234] zu der Gründung der KAPD Stellung genommen und dargelegt, *„weswegen die Oppositionspartei Bremen zur Gesamtpartei zurückgetreten ist"*, wie es ein Lagebericht der Nachrichten- und Polizeistelle unbeholfen formulierte.[235] Der neuen Partei wurde vorgeworfen, sie leite ihre Existenz daraus

226 Diese Einschätzung ist zwar etwas pauschal, trifft aber die wichtigsten Gründe. Daneben spielte noch die Organisationsfrage sowie die Diskussion des Verhältnisses zwischen Führer und Masse eine Rolle. Vgl zur Organisationskritik, Hans Manfred Bock, Geschichte des 'linken Radikalismus' in Deutschland. Ein Versuch, Frankfurt/M. 1976, S. 120 ff.
227 Die AAU umfaßte in Bremen Mitte Januar 1920 ihren Höchststand mit annähernd 7.000 Mitgliedern. Dagegen zählte sie in der Hansestadt im Juli 1920 nur noch rund tausend Mitglieder.
228 StAB 4,65-608, Bl. 54, Bericht betr. AAU vom 1.5.1920.
229 Ebd.
230 Eigentlich: „*Kommunistische* Adresse".
231 StAB 4,65-1558, Lagebericht Nr. 72, 9.2.1920.
232 StAB 4,65-300, Bl. 160, Betrifft Generalversammlung der KPD am 9.2.1920.
233 StAB 4,65-1558, Lagebericht Nr. 72, 9.2.1920.
234 StAB 4,65-300, Bl. 228; „Rundschreiben an alle Ortsgruppen des Bez. NW" vom 12.4.1920 (Abschrift).
235 StAB 4,65-1558, Lagebericht Nr. 26, 17.4.1920.

her, daß sie *„bewußt übertriebene Nachrichten"* über die Höhe ihres Mitgliedsbestandes verbreite.[236] Weiter hielt die KPD-Bezirksleitung der KAPD vor: *„Das Wesen der neuen Partei ist Abschaffung der Führer und Zerstörung der Bürokratie und Partei, und zu diesem Zwecke gründen sie selber eine neue Partei und schaffen selbst neue Führer..."* [237]

In Bremen wurde das Verhältnis zur KAPD auf der Vertrauensmännerversammlung der KPD am 3. Mai 1920 im Zusammenhang mit der Regelung der Wahlkampfführung erstmals erörtert. Die Gegner der Wahlbeteiligung waren unter den Vertrauensmännern in großer Anzahl vorhanden und versuchten erneut, *„Propaganda gegen die Beteiligung zu machen"*.[238] Wilhelm Breitmeyer[239] äußerte bei dieser Gelegenheit, er halte die KAPD *„für keine Gefahr"*, allerdings zweifele er auch nicht daran, *„daß die Wolffheimsche Richtung"*, d.h. die Befürworter des sogenannten Nationalbolschewismus, *„auch in Bremen Anhänger bekommen würde"*.[240]

Selbst als die Bremer KPD-Führung Mitte Juni ihre Mitglieder zur Rückkehr in die Gewerkschaften aufforderte[241] und sich damit die Auflösung der „Arbeiterunion" am Horizont abzeichnete, erhielten die Versuche zur Gründung einer Bremer KAPD-Gruppe zunächst noch keine neuen Impulse. Dabei sprach die „Kommunistische Arbeiter-Zeitung" in Hamburg die Erwartung aus: *"Nun werden die ehrlichen Revolutionäre in Bremen sich sammeln. Sie werden eine kommunistische Bewegung von unten aufbauen und in den Betrieben beginnen....Wie die Dantz*[242] *und Schmidt*[243] *die Opposition der Partei an die Leviten verrieten, so verraten sie nun die Betriebsorganisation an die Freigelben"*.[244]

Doch der geschickten Führung der KPD in der Hansestadt gelang es, die Bremer Unionisten von den auf die KAPD orientierten Hamburger und Berliner Richtungen der AAU zu isolieren.[245] Vor allem aber wurden sie als potentielles Rekrutierungsreservoir einer KAPD-Ortsgruppe von dieser ferngehalten, da sie - auch als Unionisten - weiter Mitglieder der KPD bleiben konnten, weil die geforderte Unvereinbarkeitserklärung von gleichzeitiger Partei- und Unionsmitgliedschaft in Bremen abgelehnt worden war.[246] Obwohl sich die Bremer Kommunisten dem Willen der KPD-Zentrale unterworfen hatten, ließen sie *„trotz ihres Anschlusses an die KPD an radikaler Gesinnung nichts zu wünschen übrig"*, erklärte ein zeitgenössischer polizeilicher Lagebericht.[247]

---

236 StAB 4,65-300, Bl. 228.
237 Ebd.
238 StAB 4,65-300, Bl. 243.
239 Wilhelm Breitmeyer. Geb. 1887. Tischler. SPD. Im I. Weltkrieg Linksradikaler. Mitglied im Bremer AuSR. Am Ende der Bremer Räterepublik Stadtkommandant und Mitglied des Verteidigungsrats. Später Funktionen in der KPD und im Holzarbeiter-Verband.
240 StAB 4,65-300, Bl. 243.
241 StAB 4,65-608, Bl. 62, 16.6.1920.
242 Wilhelm Dantz. Geb. 21.7.1886 in Hannover. Tischler. Mitglied im Orts- u. Bezirksvorstand der KPD. Hatte als Sekretär eine hauptamtliche Funktion in der Bremer AAU innegehabt. Delegierter auf der 1. und 2. Reichskonferenz der AAU.
243 Zu Felix Schmidt vgl. Anm. 80.
244 Kommunistische Arbeiter-Zeitung (KAZ) vom 31.6.1920, zit. nach Bremer Arbeiter-Zeitung vom 4.8.1920 (StAB 4,65-508, Bl. 5).
245 Vgl. Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O., S. 460 ff.
246 StAB 4,65-1558, Lagebericht Nr. 120, 17.7.1920.
247 StAB 4,65-1558, Lagebericht Nr. 94, 13.4.1920.

Die Bezirkskonferenz Nordwest der KPD befaßte sich am 9. Mai 1920 *„mit der Stellungnahme zur Bekämpfung der KAPD"*. Man hoffte, daß die Ortsgruppen der Unterweserorte noch vor der Juni-Wahl[248] von der KAPD zur KPD zurückkehren würden. Allerdings erwartete man, die KAPD werde *„wohl eine starke Propaganda entfalten"*, wodurch sie *„auch eine Anzahl von Mitgliedern bekommen würde"*. Diese Aussicht betrachtete die Bezirkskonferenz jedoch mit Gelassenheit, da man die KAPD *„für eine Erscheinung"* hielt, *„die nicht von Dauer sein würde"*. Die Bezirkskonferenz beschloß zur Bekämpfung der KAPD, deren Versammlungen *„nicht zu stören, sondern sie stark zu besuchen und die Partei sachlich zu bekämpfen"*.[249]

Der erste Versuch, in Bremen eine Ortsgruppe der KAPD ins Leben zu rufen, wurde mit einer öffentlichen Versammlung von Laufenberg und Wolffheim Anfang Mai 1920 im „Casino" unternommen.[250] Die Bremer KPD hatte zunächst beabsichtigt, diese *„Versammlung der Wolffheim-Anhänger zu sprengen oder in der Versammlung die Leitung zu übernehmen"*.[251] Da jedoch die Bezirkskonferenz der KPD - wie erwähnt - am 9. Mai eine sachliche Bekämpfung der KAPD beschließen sollte, wurde diese Absicht nicht verwirklicht. In ihrer Versammlung zum Thema „Kommunismus oder Spartakismus", in der Laufenberg auch seine Vorstellungen vom Nationalkommunismus entwickelte, mußten die Hamburger Dioskuren eine Niederlage hinnehmen.[252] Laufenberg wurde von den kommunistischen Versammlungsbesuchern häufig durch Zwischenrufe, wie z.B. *„Deutschnationaler"*, unterbrochen. Insgesamt 16 Bremer KPD-Funktionäre hatten sich zu Wort gemeldet und auf die Rednerliste setzen lassen. U.a. Karl Becker,[253] Jannack,[254] Stucke,[255] Bäumer[256] und Miller[257] leisteten einen Dis-

---

248 Am 6. Juni 1920 fanden gleichzeitig Wahlen zum Deutschen Reichstag und zur Bremer Bürgerschaft statt.

249 StAB 4,65-300, Bl. 245, Bericht 10.5.1920.

250 StAB 4,65-300, Bl. 82 d = StAB 4,65-508, Bl. 19 (Geschichte der KAPD). Ecks soll der KAPD für diese Versammlung einen Saal besorgt haben, obwohl er sich bis zu diesem Zeitpunkt für eine Beteiligung an der Wahl ausgesprochen hatte. (StAB 4,65-608, Bl. 54; Bericht betr. AAU vom 1.5.1920). Falls diese Behauptung zutreffend und kein Gerücht ist, könnte sich der vormalige KPD-Ortsvorsitzende Ecks aus dem Grunde an der Etablierung einer KAPD-Ortsgruppe in Bremen interessiert gezeigt haben, um hier eine neue Führungsposition zu erhalten.

251 StAB 4,65-300, Bl. 244, Bericht 6.5.1920. Allerdings war diese Absicht noch nicht zum Beschluß erhoben worden (ebd.)

252 StAB 4,65-227, Bl. 82 d.

253 Karl Becker. Geb. 19.11.1894 in Hannover. Schriftsetzer. SPD. Im I. Weltkrieg führend bei den Bremer Linksradikalen. Im November 1918 in Dresden Mitglied des AuSRes, Mitbegründer der dortigen IKD. Delegierter auf dem Gründungsparteitag der KPD. Prägte die linkskommunistische Gewerkschaftspolitik mit und war einer der frühesten Autoren des deutschen Unionismus. Ende 1919/1920 Mitglied der Bremer Informationsstelle, der zeitweiligen Führung der ausgeschlossenen Linksopposition. Im März 1920 Aufgabe der linksoppositionellen Haltung und Unterordnung unter die Zentrale. Am 1.12.1942 in Plötzensee hingerichtet.

254 Karl Jannack. Geb. 23.1.1891 in Cölln (bei Bautzen). Schuhmacher. Seit 1910 in Bremen. Gewerkschafts- und SPD-Mitglied. Während des I. Weltkrieges Bremer Linksradikaler. KPD. Politischer Leiter des Soldatenrats der Bremer Garnison. Volksbeauftragter in der Bremer Räteregierung. 1919 bis April 1922 Leiter des Bezirks Nordwest der KPD. MdBB 1920-1922. 1920 bis 1923 Mitglied des Zentralausschusses der KPD. Gestorben am 27.5.1968 in Cölln.

255 Carl Stucke: s. Anm. 94.

256 Ludwig Bäumer. Geb. 1.9.1888 in Melle. Schriftsteller. Abgebrochenes Jura-Studium. Worpsweder Delegierter auf dem Gründungsparteitag der KPD. Volksbeauftragter in der Bremer Räteregierung. Im Juni 1919 Austritt aus der KPD. Im August 1928 Selbstmord in Berlin.

257 Joseph („Sepp") Miller. Geb. 27.8.1883 in Scheppach/Bayern. Schlosser auf der A.G. „Weser". Seit 1907 SPD. Bremer Linksradikaler. Bis zu seinem Übertritt zur AAU besoldeter Funktionär

kussionsbeitrag. Letzterer erklärte, *„daß kein Bremer Arbeiter für die Richtung KAPD zu haben sei"*. Miller beantragte Schluß der Debatte, was die Versammelten gegen wenige Stimmen beschlossen. Als Laufenberg sein Schlußwort begann, verließen sämtliche Versammlungsteilnehmer bis auf etwa hundert den Saal.[258] Nach der Einschätzung des Lageberichts der Polizei bedeutete der Verlauf des Abends *„für die KAPD ein Fiasko und zeigte, daß diese Partei in Bremen keinen festen Boden fassen kann"*.[259]
Damit war der erste Versuch der KAPD, in Bremen eine Ortsgruppe zu gründen - trotz der vorhandenen potentiellen Anhänger - gescheitert. Vielleicht hatte der Mißerfolg der beiden Hamburger Linkskommunisten vor allem darin seine Ursache, daß sie primär als Exponenten des - von der Bezirkskonferenz Nordwest bereits am 1. Februar 1920 abgelehnten - sogenannten Nationalbolschewismus gesehen wurden. Andererseits wurde die Gründung einer Ortsgruppe der KAPD in Bremen *„infolge der geschickten Führung der alten KPD"* zunächst verhindert.[260]
In den nächsten Wochen kam es zu keinen weiteren Versuchen zur Gründung, obwohl sich einige ehemalige Ortsgruppen des Bezirks Nordwest der KPD wie Oldenburg, Bremerhaven und Wilhelmshaven der KAPD angeschlossen hatten.[261] Im Gegenteil verlor die KAPD seit dem Einsetzen des Wahlkampfes im Bezirk Nordwest von acht ihr angehörenden Ortsgruppen fünf,[262] die zur KPD zurückkehrten;[263] ihr blieben mit Bremerhaven, Wilhelmshaven und Oldenburg nur drei. Somit war auch die Mitgliederzahl der KAPD im Bezirk Nordwest *„nicht von Bedeutung"*.[264] Das Ergebnis der Wahlen im Juni 1920 wurde allerdings zuungunsten der KPD z.T. dadurch bestimmt, daß die zur KAPD übergegangene Bremerhavener Ortsgruppe der KPD noch existierte und sich nicht an den Wahlen beteiligte,[265] so daß Kommunisten gar nicht auf den Stimmzetteln aufgeführt waren.

4. Die ersten Abspaltungen von der KAPD im Reich und im Bezirk Nordwest

Laufenberg und Wolffheim hatten ihr nationalbolschewistisches Programm[266] erst konkretisiert, nachdem sie auf dem Heidelberger Parteitag ausgeschlossen worden waren. Am 1. September 1919 veröffentlichten sie in der Hamburger „Kommunistischen Arbeiter-Zeitung" ihre „Erste Kommunistische Adresse an das Deutsche Proletariat". Der

---

des „Deutschen Metallarbeiter Verbandes" (DMV) in Bremen. 1919 2. Vorsitzender der KPD-Ortsgruppe, Parteisekretär. Mitglied der KPD-Bezirksleitung und der sogenannten Informationsstelle.

258 StAB 4,65-1558, Lagebericht Nr. 102, 15.5.1920.
259 Ebd.
260 StAB 4,65-227, Bl. 82 d.
261 Ebd.
262 StAB 4,65-318, Bl. 47, Bericht 16.6.1920.
263 Aussage Millers in der Vertrauensmännerversammlung der KPD am 2.6.1920 (StAB 4,65-300, Bl. 253, Bericht 3.6.1920).
264 StAB 4,65-318, Bl. 47, Bericht 16.6.1920.
265 StAB 4,65-1993, Lagebericht Nr. 107 vom 9.VI.1920.
266 Die Bezeichnung National*bolschewismus* suggeriert eine Sympathie mit dem russischen Bolschewismus, die gar nicht vorhanden war. Vielmehr hatten die Linkskommunisten die bürokratischen Tendenzen in der KPdSU und der Sowjetunion bereits sehr früh erkannt und konsequent abgelehnt.

hierin propagierte sogenannte Nationalbolschewismus, besser als Nationalkommunismus bezeichnet, bezweckte ein Zusammengehen Deutschlands und Sowjet-Rußlands gegen die Entente und den Versailler Frieden; dabei sollte in innenpolitischer Hinsicht quasi ein Burgfrieden zwischen revolutionärer Arbeiterschaft und dem deutschen Bürgertum mit dem Ziel eines antikapitalistisch-korporativen Rätesystems auf einer breiten gesellschaftlichen Basis vorausgesetzt werden, um alle Energien gebündelt gegen die Entente mobilisieren zu können.[267] Karl O. Paetel erklärt im Rückblick den Nationalbolschewismus als *„eine Synthese zwischen 'ganz links' und 'ganz rechts'"*,[268] als *„die Konzeption eines aktiv-militärisch revolutionären Bündnisses Rußland - Deutschland"*.[269]

Mit der Veröffentlichung ihrer „Ersten Kommunistischen Adresse" als Broschüre unter dem Titel „Revolutionärer Volkskrieg oder konterrevolutionärer Bürgerkrieg?" versuchten die beiden Hamburger Dioskuren, Anhänger für ihr Konzept zu gewinnen.[270] Die Bremer Linkskommunisten kritisierten Anfang Januar 1920 ganz entschieden die „Nationalkommunistische Romantik" Laufenbergs und Wolffheims - wie ein Artikel im Bremer „Kommunist"[271] überschrieben war.[272]
Die durch die nationalkommunistischen Thesen in der KAPD ausgelösten innerparteilichen Kontroversen führten monatelang zu keiner Klärung, bis auf dem 2. Parteitag (1. bis 4. August 1920) nach zehnstündiger Debatte die beiden Hamburger eine Abstimmungsniederlage einstecken mußten.[273] Als ihnen der Versuch, die nationale Tendenz innerhalb der Partei durchzusetzen, mißlungen war, verließen sie als dessen konsequenteste Verfechter die Konferenz[274] und die Partei.[275]
Otto Rühle sollte ihnen bald folgen. Er wurde Ende Oktober 1920 wegen seiner Festlegung auf das dezidiert föderalistische Konzept der politischen und gewerkschaftlichen (bzw. wirtschaftlichen) Einheitsorganisation wegen *„parteizerrüttender Tätigkeit"*[276]

---

267 Karl O. Paetel, Der „Hamburger Nationalbolschewismus", in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 10. Jg., 1959, S. 737.
268 Ebd., S. 735.
269 Ebd., S. 737. Vgl. dazu vor allem: Louis Dupeux, „Nationalbolschewismus" in Deutschland 1919-1933. Kommunistische Strategie und konservative Dynamik, München 1985, S. 82 ff. sowie auch: Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 274-281.
270 Die 2. Auflage dieser Broschüre im Juni 1920 erreichte eine Auflage von 1.500. (Dupeux, „Nationalbolschewismus", a.a.O., S. 99, Anm. 50).
271 Kommunist, 2. Jg. (1920), Nr. 1 (3.1.1920)
272 Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 279.
273 StAB 4,65-508, (Geschichte der KAPD), S. 4 f. Die Reichskonferenz nahm mit 39 : 6 Stimmen eine Berliner Resolution an, die den Nationalbolschewismus ablehnte. (StAB 4,65-227, Bl. 82 b).
274 StAB 4,65-227, Bl. 82 b.
275 So hatte sich auch innerhalb der KAPD die Frage des Nationalkommunismus als ein unüberbrückbarer Gegensatz erwiesen (StAB 4,65-508, Bl. 18). Nach Klockner begann mit dem Ausschluß der sog. Nationalbolschewisten *„die lange Reihe der Spaltungen und Absplitterungen, welche die KAPD schnell dezimierte"*. (Clemens Klockner (Hrsg.), Protokoll des außerordentlichen Parteitages der KAPD vom 15.-18. Februar 1921 im Volkshaus zu Gotha, Darmstadt 1984, S. XIX). (zit.: Prot. Parteitag KAPD Februar 1921).
276 Prot. Parteitag KAPD Februar 1921, a.a.O., S. 23, Anm. 2.

aus der Partei ausgeschlossen.[277] Damit waren drei der prominentesten Gründer der neuen Partei bereits nach wenigen Monaten ausgeschieden.
Im Bezirk Nordwest der KPD hatten einige Ortsgruppen die Rückkehr der Bremer Kommunisten in die KPD nicht mitgemacht.[278] Zunächst acht Ortsgruppen,[279] im August 1920 sogar zehn,[280] die sich mit den Zielsetzungen der neuen Partei in Übereinstimmung glaubten, schlossen sich der KAPD an.[281] Im Sommer 1920 leitete sie Johann Moritz (gewöhnlich : Maurice) Disch,[282] gleichzeitig Vorsitzender der Bremerhavener Ortsgruppe.[283] Der Bezirk Nordwest der KAPD besaß keinen hauptamtlichen Sekretär, sondern die Sekretariatsgeschäfte wurden von der Bremerhavener Ortsgruppe mit betreut.[284] Bereits im Frühjahr 1919 hatten die Ortsgruppen des Bezirks Nordwest der KPD eine radikalere („linkere") Position als die Bremer Lokalorganisation eingenommen.[285] In den ersten Augusttagen 1920 beschloß allerdings die Wilhelmshavener Ortsgruppe der KAPD - offenbar als Reaktion auf den 2. Parteitag - die Beitragssperre gegen die Berliner Leitung.[286] Charakteristisch ist die Form ihres Protestes; stellte die Beitragssperre doch ein bereits in der „Arbeiterpolitik" der Bremer Linksradikalen propagiertes und von der linksradikalen Mehrheit der Bremer Lokalorganisation der SPD im Ersten Weltkrieg praktiziertes Instrument der innerparteilichen Auseinandersetzung dar. Mit dieser Maßnahme bewegte sich die KAPD in Wilhelmshaven ganz in der Tradition der Bremer Linksradikalen! Und auf ihrer Bezirkskonferenz in Bremerhaven sagten sich die Ortsgruppen des Bezirks Nordwest am 8. August 1920 - also nur wenige Tage nach dem 2. Parteitag - von der KAPD los. An die ersten Anfänge der organisierten deutschen Arbeiterbewegung anknüpfend, proklamierten sie die Neugründung des

277 Bernhard Reichenbach, Zur Geschichte der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands, in : Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, 13. Jg., 1928, S. 127; Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 214 ff. und 281 ff.

278 Bereits Anfang März 1920 sollen sich neben den Ortsgruppen Kiel und Friedrichsort des Bezirks Nord die Ortsgruppen der KPD in Lehe, Bremerhaven, Oldenburg und Wilhelmshaven zu den „Hamburger Leitsätzen" bekannt haben. (StAB 4,65-227, Bl. 43). Die Bremerhavener Ortsgruppe soll zu diesem Zeitpunkt 140 Mitglieder umfaßt haben. (StAB 4,65-300, Bl. 199).

279 StAB 4,65-300, Bl. 253, Bericht 3.6.1920.

280 StAB 4,65-508 = Kommunistische Arbeiter-Zeitung, 28.8.1920.

281 StAB 4,65-227, Bl. 82 d.

282 Johann Hermann Moritz („Maurice") Disch. Geb. 18.2.1888 in Köln-Ehrenfeld. Ingenieur. 1908 SPD. 1913-16 Kaiserliche Marine. Mitglied der Bauaufsicht der k.u.k. Marine in Triest. 1919 bis 1922 Kontakte zu Heinrich Vogeler in Worpswede. Parteisekretär der KPD in Bremerhaven. Mitglied der Bezirksleitung der KPD im Bezirk Nordwest. Delegierter auf dem Heidelberger (Spaltungs-)Parteitag der KPD. Delegierter zum Internationalen Seemannskongreß in Moskau (August 1921). Reise durch die UdSSR. In NS-Deutschland im KZ. Gewerkschaftsopposition in der DDR. Maurice Disch sympathisierte nicht nur mit dem Nationalkommunismus, sondern intensivierte seine Zusammenarbeit mit Otto Rühle in Dresden, d.h. der KAPD-Opposition Ostsachsen. So veröffentlichte er den zweiteiligen Artikel „Levi und seine Kritiker aus der dritten Internationale" in Rühles Blatt „Die Revolution. Organ der Allgemeinen Arbeiter Union Deutschlands Groß-Dresden (Ostsachsen)", Nr. 17 (Mai) und Nr. 20 (Juni 1921).

283 StAB 4,65-508, Bericht 29.6.1920. Disch und seine Funktionäre sollen von Amsterdam, d.h. dem sog. Amsterdamer Büro der Komintern finanziell unterstützt worden sein. (StAB 4,65-318, Bl. 47, Ber. 16.6.1920). Zur Rolle von Disch und der Sonderrolle der AAU und des DSB vgl. Hartmut Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 100.

284 StAB 4,65-508 = Kommunistische Arbeiter-Zeitung, 28.8.1920.

285 Das hatten sie u.a. durch die Wahl von Karl Plättner zum Bezirksvorsitzenden im Januar 1919 demonstriert.

286 StAB 4,65-227, Bl. 82 c.

„Bundes der Kommunisten" mit Sitz in Bremerhaven.[287] Diese Gründung wurde vermutlich lediglich von den vormaligen KAPD-Ortsgruppen in Bremerhaven, Wilhelmshaven und Oldenburg getragen.[288] In einem Aufruf erklärte die neue Organisation, der jüngst vergangene Parteitag der KAPD habe *„einen Verfall der Parteiorganisationsform als ein letztes Überbleibsel der bürgerlichen Organisationsform"* gezeigt. Trotzdem habe der Parteitag es für geboten gehalten, *„eine Galvanisierung des politischen Leichnams vorzunehmen"*. Der Aufruf verlangte für den neuen Bund *„weitgehendste Autonomie der örtlichen Organisationen"* und sah in ihm einen *„föderativen Zusammenschluß der fortgeschrittensten revolutionären Arbeiter... zur Propagierung revolutionärer Ideen"*. Der Aufruf enthielt weiter ein Bekenntnis zu einer *„Propaganda der Tat"*, die Zielsetzung der Errichtung einer *„Diktatur unter Leitung der Räte"* sowie eine Absage an die *„Ideologie der Führer"*.[289]

Nach ihrem Ausschluß aus der KAPD hatten Laufenberg und Wolffheim zunächst versucht, wenigstens ihren lokalen bzw. regionalen Einfluß innerhalb der Partei, d.h. der Hamburger Ortsorganisation und der Bezirksorganisation Nord zu behaupten. Die Hamburger Ortsgruppe der KAPD vollzog in ihrer Mitgliederversammlung am 24. August 1920 noch keine Trennung von der Laufenberg-Gruppe. Im Gegenteil konnte Laufenberg dort einen Antrag durchbringen, wonach sich die Hamburger Ortsgruppe *„in ihrer Taktik und in ihren Grundsätzen auf die vom Aktionsausschuß (L.-W.) redigierten Leitsätze"* - bei einer Negierung der jüngsten Parteitagsbeschlüsse - festlegen ließ. Der Bruch im Bezirk Nord erfolgte erst auf dessen Bezirkskonferenz am 29. August 1920. Die im Bezirk Nord existenten sechs Ortsgruppen[290] und eine Minorität der Ortsgruppe Hamburg konstituierten sich - bei Ausschluß der majoritären Laufenberg-Anhänger - als Konferenz des Bezirks Nord der KAPD.[291] Dieser umfaßte im Oktober 1920 circa 1.500 Mitglieder.[292]

In der Ortsgruppe Hamburg der KAPD hatte sich (wahrscheinlich auf Betreiben von Laufenberg und Wolffheim) ein Aktionsausschuß konstituiert, der am 20. September 1920 einstimmig beschloß, der KAPD-Mitgliederversammlung einen Satzungsentwurf für einen „Bund der Kommunisten" vorzulegen. Danach sollte dieser *„die Vereinigung der Kommunisten Deutschlands"* darstellen, *„die sich die Errichtung der Weltwirtschafts-Kommune in der politischen Form der freien Vereinigung freier Völker auf der Grundlage der Selbstverwaltung der arbeitenden Massen"* zum Ziel setzten. Der „Bund der Kommunisten" war als „Propagandavereinigung" mit Sitz in Hamburg gedacht.[293]

---

287 Kommunistische Arbeiter-Zeitung (Hamburg), 2. Jg. (1920), Nr. 71, 14.8.1920; StAB 4,65-227, Bl. 82 c.

288 Die Behauptung, daß sämtlich zehn Ortsgruppen, die ehemals dem Bezirk Nordwest der KAPD (und vorher der KPD) angehörten, sich dem „Bund der Kommunisten" angeschlossen haben, (StAB 4,65-227, Bl. 82 c) kann nicht den Tatsachen entsprechen, da bereits während des Wahlkampfes im Mai/Juni 1920 fünf Ortsgruppen zur KPD zurückgekehrt waren. (StAB 4,65-318, Bl. 47, Bericht 16.6.1920).

289 Kommunistische Arbeiter-Zeitung (Wirtschaftsbezirk Groß-Berlin), 1. Jg. (1920/21), Nr. 121.

290 Flensburg, Friedrichsort, Kiel, Glückstadt, Geesthacht, Altona.

291 Kommunistische Arbeiter-Zeitung (Wirtschaftsbezirk Groß-Berlin), 1. Jg. (1920/21), Nr. 127.

292 Kommunistische Arbeiter-Zeitung (Wirtschaftsbezirk Groß-Berlin), 1. Jg. (1920/21), Nr. 139.

293 Kommunistische Arbeiter-Zeitung (Hamburg), 2. Jg. (1920), Nr. 77, 25.9.1920.

Laufenberg und Wolffheim aber gründeten außerdem (zeitlich offenbar weitgehend parallel) - unter Beteiligung von Mitgliedern der bürgerlichen Intelligenz - eine „Freie Vereinigung zum Studium des deutschen Kommunismus" in Hamburg, um mit ihrer Hilfe ihre nationalkommunistischen Vorstellungen propagieren zu können.[294] Diese Organisation suchte, wie sie selbst erklärte, *„die intensivste Mitarbeit der Intelligenz"*; so gehörten ihr neben den linkskommunistischen Gründungsmitgliedern Laufenberg, Wolffheim, Friedrich Wendel,[295] Maurice Disch und Heinrich Vogeler[296] auch bürgerliche *„Persönlichkeiten"* an.[297] Diejenigen, die die Ziele der Organisation ebenfalls anstrebten, sollten sich *„unabhängig von ihrer Parteizugehörigkeit"* der „Freien Vereinigung" anschließen.[298] Deren Gründer beschlossen am 19. September 1920 die Satzung und wählten einen Vorstand, in dem u.a. Heinrich Laufenberg die Position des 1. Vorsitzenden, Fritz Wolffheim die des Schriftführers besetzten.[299] Die Satzungen bestimmten Hamburg zum „Vorort" und definierten als Zweck der Vereinigung, *„die praktischen Probleme des staatlichen und wirtschaftlichen Aufbaues zu ergründen"*, um dadurch schließlich *„an dem kommunistischen Aufbau des deutschen Staates und der deutschen Wirtschaft mitzuarbeiten"*. (§ 4). Dafür sollten u.a. Arbeitsgruppen *„zum Zweck der praktischen Durcharbeitung aller Gebiete des gemeinwirtschaftlichen Aufbaues"* geschaffen werden. Eindeutig war die parteienfeindliche Tendenz der Organisation, wenn *„Propaganda für die Ausschaltung und vollständige Auflösung des Organisationsapparates aller Parteien"* getrieben werden sollte (§ 5).[300]
Der „Bund der Kommunisten" in Hamburg erkannte die „Allgemeine Arbeiterunion" und die „Freie Vereinigung zum Studium des deutschen Kommunismus" *„als gleichwertige Bewegungen"* an.[301] Mit dieser im Satzungsentwurf verankerten Formulierung offenbarte sich die enge Verbindung mit Laufenbergs Neugründung der „Freien Vereinigung" sowie zur „Allgemeinen Arbeiterunion", in der Wolffheim noch Einfluß besaß. Durch dieses Bündel von Organisationen sollten offenbar möglichst viele unterschiedliche Zielgruppen erreicht werden : Durch die „Freie Vereinigung" völkische Kreise, durch den „Bund der Kommunisten" oppositionelle KAPD-Mitglieder und

294 StAB 4,65-508, Geschichte der KAPD, S. 9 sowie StAB 4,65-227, Bl. 82 d.
295 Friedrich Wendel. Geb. 12.5.1886 in Köslin (Pommern). Buchdrucker. 1907 SPD. Mitglied der Spartakusgruppe. Linksopposition in der KPD. Gründungsmitglied der KAPD. Sympathisierte mit dem Nationalbolschewismus. Im August 1920 Austritt aus der KAPD und Rückkehr zur SPD. Gest. am 8.3.1960 in Kiel.
296 Heinrich Vogeler. Geb. 12.12.1872 in Bremen. Maler. Seit 1894 in der Künstlerkolonie Worpswede, wo er den Barkenhoff erwirbt. Politisierung durch Krieg. Seit Mitte 1918 wieder in Worpswede. Der Barkenhoff wird zur Zuflucht für verfolgte Revolutionäre und zur Arbeitskommune umfunktioniert. Bis 1922 syndikalistische und unionistische Agitationstätigkeit. 1924 Übertritt zur KPD. Der Barkenhoff ging 1923 an die „Rote Hilfe" und wird Kinderheim. Gestorben 14.6.1942 in Kasachstan.
297 Dazu gehörten u.a. ein Kontorist, ein Landwirt, auffallend viele Schiffsoffiziere, ein Divisionspfarrer a.D., ein Justizrat und Notar sowie zwei Jurastudenten, ein Eisenbahn-Ingenieur und ein Oberleutnant.
298 Kommunistische Arbeiter-Zeitung (Wirtschaftsbezirk Groß-Berlin), 1. Jg. (1920/21), Nr. 132, „Deutschnationaler 'Kommunismus'".
299 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO) / ZPA (Zentrales Parteiarchiv) I 5/5/1, Satzung.
300 Ebd.
301 Kommunistische Arbeiter-Zeitung (Hamburg), 2. Jg. (1920), Nr. 77, 25.9.1920.

durch die „Allgemeine Arbeiterunion" hoffte man offenbar, linkskommunistische Arbeiter zu erreichen.[302]

Der Zentralausschuß der KAPD hatte sich in zwei Schreiben vom 14. und 17. August 1920 an das Bezirkssekretariat Nordwest der KAPD gewandt, in denen er die Aufrechterhaltung der Verbindung mit dem Bezirk *„von der Unterwerfung unter die Parteitagsbeschlüsse"* abhängig machte. Doch das Bezirkssekretariat faßte dieses Ansinnen als *„unqualifizierte Anwürfe"* auf. Andererseits bekannte das Bezirkssekretariat Nordwest der KAPD, daß es sich mit der Bremer Lokalorganisation der KPD *„sehr gut über das gegenseitige Vorgehen"* bei Aktionen verständigen könne. Auch habe man die vertraulichsten Nachrichten der KAPD nicht von deren Zentrale, *„sondern über Genossen, die der Zentralleitung des Spartakusbundes nahe standen"*, erhalten. Frustriert stellte es in einer Zuschrift an die „Kommunistische Arbeiter-Zeitung" fest, man habe sich nicht aus der KPD (S) drängen lassen, *„um anstelle der Levi-Posner die weniger talentvollen Rasch*[303] *und Konsorten"* zu setzen.[304]

Damit hatte die KAPD - vier Monate nach ihrer Gründung - im norddeutschen Raum bereits zwei Gruppierungen wieder verloren. Sie begann, in die verschiedenen Komponenten bzw. Richtungen, die Bestandteile der alten Opposition gegen die KPD-Zentrale gewesen waren, auseinanderzufallen. Sowohl in der KPD als auch in der KAPD hatten die ehemaligen Linksradikalen ihren Führungsanspruch nicht realisieren können.

Um die weitere Entwicklung der KAPD in ihrem Bezirk Nordwest vorwegzunehmen: Auf ihrem a.o. Parteitag in Gotha (15.-18. März 1921) war der Wirtschaftsbezirk Nordwest durch keinen Delegierten vertreten.[305] Im August 1921 umfaßte dieser Wirtschaftsbezirk, dessen Bezirksleitung in Bremen war, Ortsgruppen in dieser Stadt sowie in Wilhelmshaven, Bramsche, Emden und Aurich.[306]

Der Bezirk war auf dem nächsten, dem a.o. Parteitag vom 11.-14. September 1921 in Berlin zumindest durch einen Delegierten aus Bremerhaven vertreten, der sich zusammen mit den Berliner Vertretern gegen die Schaffung einer 4., der „Kommunistischen Arbeiter-Internationale" (KAI) aussprach.[307] Zu diesem Parteitag hatte auch der Wirtschaftsbezirk Nordwest (Wilhelmshaven) drei Anträge gestellt. Einer davon lautete : *„Die heutige AAU ist das Sammelbecken einer Waffe, die aus allen Schattierungen besteht. Wir erkennen ihre historische Notwendigkeit an. Ihre organisatorische Selbständigkeit muß in jeder Beziehung gewahrt bleiben".*[308]

---

302 Die (Berliner) „Kommunistische Arbeiter-Zeitung" vermutete, daß die „Freie Vereinigung" offenbar mit dem in Bremerhaven existierenden „Bund der Kommunisten" durch Personal-Union verbunden sei. (Kommunistische Arbeiter-Zeitung (Hamburg), 2. Jg. (1920), Nr. 17, 25.9.1920). Diese personelle Verzahnung lag in der Tat - zumindest durch die Person von Maurice Disch - vor. Wolffheim betrieb schließlich eine Hinwendung des „Bundes der Kommunisten" zu völkisch-antikapitalistischen und rassistischen Gruppierungen. Die schließlich nur noch zwölf Personen umfassende Gruppe löste sich im April 1925 auf. (Mitteilung von Hartmut Rübner).

303 Fritz Rasch. Schneider. Vor 1914 SPD. Spartakusgruppe. Delegierter auf dem Gründungsparteitag der KPD. 1919 aktiv in der Linksopposition. Mitbegründer und einer der Führer der KAPD.

304 StAB 4,65-508 = Kommunistische Arbeiter-Zeitung, 28.8.1920.

305 Prot. Parteitag KAPD Februar 1921, a.a.O., Einleitung, S. 19.

306 Ebd., S. 34, Anm. 46.

307 Protokoll des a.o. Parteitags der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands vom 11. bis 14.9.1921 in Berlin, hrsg. u. eingeleitet von Clemens Klockner, Darmstadt 1986, Einleitung, S. 32.

308 Kommunistische Arbeiter-Zeitung (Groß-Berlin), 2. Jg. (1921), Nr. 214, zit. nach Klockner (Hrsg.), Protokoll Parteitag KAPD September 1921, a.a.O., S. 64, Anm. 96.

In der Organisation der Antragsteller dürfte es - zumindest zu jenem Zeitpunkt - keinesfalls das sogenannte Intellektuellen-Problem gegeben haben, das andernorts der KAPD weitere Kontroversen bescherte.[309]

5. Das Projekt zur Gründung einer „Internationalen Kommunistischen Partei" in Bremen

Angesichts der geschickten Politik der Bremer KPD-Führung, die Antiparlamentarier und vor allem Unionisten in ihrer Partei zu halten vermochte, sowie auf dem Hintergrund der innerparteilichen Aueinandersetzungen innerhalb der jungen KAPD sind die in Bremen unternommenen Versuche zur Gründung einer ganz neuen Partei links der KPD und neben der KAPD zu sehen.
Am 16. Juli 1920 fanden sich in der Wohnung von Käthe Ahrens[310] 16 Personen zusammen. Diesen Zeitpunkt kann man als den eigentlichen Beginn eines Gründungsprozesses ansehen, dessen Ergebnis eine neue Ortsgruppe der KAPD in Bremen war.[311] Einen *„Hauptpunkt"* bei den zahlreichen Vorgesprächen spielte *„die Geldfrage"*. So wollte Hugo Wahl[312] versuchen, nach Kopenhagen zu reisen, *„um dort wegen der Erlangung von Geldern mit dem russischen kommunistischen Konsul in Verbindung zu treten"*. Doch hatten seine mehrmaligen Versuche, ein dänisches Visum zu erhalten, keinen Erfolg.[313]
Es ist davon auszugehen, daß in diesem Bremer Gründerkreis hinsichtlich der Bürokratiekritik, der Einstellung zum Unionismus sowie im Hinblick auf den Antiparlamentarismus Einigkeit herrschte. Denn strittig war zunächst nur die ideologische Frage, wie man sich zu den nationalkommunistischen Ideen Laufenbergs und Wolffheims stellen sollte.[314] Deswegen setzte sich der Gründerkreis zunächst mit Eugen Lieby[315] in Hamburg - offenbar der Exponent der Laufenberg-Gegner innerhalb der dortigen KAPD - in Verbindung. Käthe Ahrens fuhr am 14. August - keine zwei Wochen nach dem 2.

---

309 Zum Intellektuellen-Problem vgl. Bock, Syndikalismus, S. 323.

310 Käthe Ahrens. Geb. 4.11.1877 in Emden. Während des I. Weltkrieges Mitglied der Bremer Linksradikalen und verantwortlich für den Vertrieb der „Arbeiterpolitik". Mitglied im Bremer Arbeiterrat. 2. Parteisekretärin der KPD im Frühjahr 1919. Lebte mit Hugo Wahl zusammen. Ende 1919/Anfang 1920 Austritt aus der KPD. Erst Beisitzerin, 1921 Kassiererin der KAPD in Bremen.

311 StAB 4,65-508, Bl. 21, Die KAPD in Bremen seit der Gründung im Juli 1920 bis zum 30. September 1920. In dieser Quelle wird der 16. Juli einerseits als Gründungsdatum angesehen, andererseits aber werden die von diesem Datum an abgehaltenen Zusammenkünfte *„lediglich"* als *„Vorbesprechungen"* bezeichnet. In den ersten Vorbesprechungen spielte die Finanzierung einer neuen Partei eine Hauptrolle. Ein geschäftsführender Vorstand wurde noch nicht gewählt. (ebd.)

312 Hugo Wahl. Geb. 5.10.1884 in Bremen. Maschinenarbeiter, in der Waggonfabrik beschäftigt. Mitglied im AuSR. Anfang 1919 besoldeter Parteisekretär der KPD in Bremen.

313 StAB 4,65-508, Bl. 21.

314 Zu Laufenberg und Wolffheim nahmen die Gründer der Bremer KAPD-Ortsgruppe keine Verbindung auf; denn deren *„nationalbolschewistische Tendenz wurde grundsätzlich abgelehnt"*. (So StAB 4,65-508, Bl. 22).

315 Eugen Lieby. Geb. in Elsaß-Lothringen. Dreher. Vorsitzender des Soldatenrates in Cuxhaven. Führer der militärischen Hilfskräfte aus Cuxhaven und Oberbefehl über bewaffnete Arbeiter der Bremer Räterepublik. Zu den revolutionären Ereignissen in Cuxhaven vgl.: Johann Lüken, Revolutionäre Strömungen und Ereignisse in Cuxhaven von November 1918 bis Februar 1919, in: Männer vom Morgenstern, Jahrbuch 53 (Bremerhaven 1973), S. 135-182.

KAPD-Parteitag - nach Hamburg, wo eine interne Besprechung stattfand, in der man die Gründung einer neuen kommunistischen Partei unter Ausschluß von Laufenberg und Wolffheim beriet. Als Name der neuen Partei war für die Bremer Ortsgruppe zunächst die Bezeichnung „Internationale Kommunistische Partei" vorgesehen, während dieselbe Partei in Hamburg vorerst noch den alten Namen KAPD beibehalten sollte.[316] Die für Bremen geplante Namensgebung gibt einen deutlichen Hinweis darauf, daß der Bremer Gründerkreis an die Traditionen der „Internationalen Kommunisten Deutschlands" (IKD) anknüpfen wollte. Diese Vermutung wird gestützt durch die Tatsache, daß die führenden Personen, die sich um die Neugründung einer linkskommunistischen Partei in Bremen bemühten, ehemalige Mitglieder eben dieser IKD gewesen waren.
Das führende Mitglied dieses Gründerkreises war Käthe Ahrens, die schon während des Weltkrieges den Linksradikalen angehört hatte. Hugo Wahl, mit dem sie befreundet war und zusammenlebte, hatte zu Beginn des Jahres 1919 die Funktion eines Parteisekretärs der Bremer KPD-Organisation ausgefüllt. Karl Plättner, der Mitte September zu ihnen stieß, war einer der profiliertesten Exponenten des linken Flügels der Bremer KPD während der Zeit der Revolution und Räterepublik; er war auch in den Jörnputsch[317] verwickelt gewesen. Diese Personen, *„die in der ersten Zeit nach der Revolution in der KPD eine Rolle spielten, später aber wegen Unstimmigkeiten aus der Partei ausscheiden mußten"*,[318] waren die Initiatoren zur Gründung einer Parteiorganisation links von der KPD in Bremen. Wenn diese Bemühungen, nach dem bald aufgegebenen Versuch, eine völlig neue Partei zu schaffen, zur Konstituierung einer Bremer Ortsgruppe der KAPD führten, so arbeitete dabei paradoxerweise u.a. ein Mann wie Hugo Wahl mit, der länger als die KPD-Mitglieder als Abgeordneter in der Bremer Nationalversammlung verblieben war,[319] was nicht gerade eine antiparlamentarische Einstellung dokumentierte.

6. Die Gründung der Bremer Ortsgruppe der KAPD

Käthe Ahrens versuchte in reger Kleinarbeit Mitglieder für die Neugründung einer links von der KPD stehenden Partei zu sammeln, indem sie sämtliche ihr aus der KPD und ihren Vorläuferorganisationen bekannten Personen aufsuchte, von denen sie annahm, daß ihr Herz linker als das der in der KPD organisierten Genossen schlug.[320]
Eine weitere Vorbesprechung fand am 29. August 1920 mit zwölf Personen in Bremen statt. Eugen Lieby aus Hamburg hatte dazu gleich seine Geliebte Elisa v. Brook mitgebracht und forderte dort *„zur Gründung einer neuen Ortsgruppe auf"*.[321] Ob sich dieses Verlangen auf die Gründung einer Bremer Ortsgruppe einer neuen linksradikalen Partei

316 StAB 4,65-508, Bl. 21, „Die KAPD in Bremen seit der Gründung im Juli 1920 bis zum 30. September 1920".
317 Zum Jörn-Putsch vgl. Peter Kuckuk, Bremen in der deutschen Revolution 1918-1919. Revolution - Räterepublik - Restauration, Bremen 1986, S. 184 ff.
318 StAB 4,65-508, Bl. 19.
319 Hugo Wahl trat erst am 12. September 1919 aus der Bremer Nationalversammlung aus. (Verhandlungen der verfassunggebenden bremischen Nationalversammlung 1919/1920. Bremen 1920, S. 788; vgl. auch Kommunist, 20.8.1919.
320 StAB 4,65-508, Bl. 21.
321 StAB 4,65-508, Bl. 21. Zu einer Vorbesprechung am 23.8.1920 waren auch Brase und ein Genosse aus Wilhelmshaven hinzugezogen worden (ebd.).

bezog, was angesichts der gerade erfolgten Gründung des „Bundes der Kommunisten" angenommen werden könnte, oder lediglich auf die Etablierung einer Ortsgruppe der bereits im Reich bestehenden KAPD, bleibt dabei zunächst ungewiß. Doch trifft letzteres mit Sicherheit den wahren Sachverhalt. Der Teilnehmerkreis spaltete sich hier in zwei Gruppen. Brandes,[322] Sauerbrey,[323] Obadowsky[324] und andere sprachen sich gegen die beabsichtigte Neugründung aus, da sie eine erneute Zersplitterung der Arbeiterschaft mit sich bringe. Lieby, Käthe Ahrens, Hugo Wahl und andere hielten jedoch an diesem Plan fest. Schließlich bestimmte man eine Kommission, die sich mit den KAPD-Ortsgruppen in Hamburg und Berlin in Verbindung setzen sollte, um Material zur eigenen Orientierung zu beschaffen.[325]
Die Gegensätze im „Gründerkreis" spitzten sich in der Besprechung am 2. September zu; Obadowsky und Brandes beharrten auf ihrem bereits bei der letzten Sitzung eingenommenen ablehnenden Standpunkt in der Frage der *„Neugründung der Partei"*, ihnen schlossen sich Hogrefe[326] und Blume[327] an. Hugo Wahl, Schumacher[328] und Onasch[329] dagegen setzten sich weiter für die Neugründung ein. Der Gründerkreis verließ die Sitzung gespalten und *„in Unfrieden"*.[330] Nur sein Kern arbeitete weiter für die Konstituierung einer Ortsgruppe links der KPD.
Am 5. September 1920 traf Ernst Schneider („Ikarus"),[331] der in enger Verbindung zu Lieby stand, in Bremen ein, um *„hier als Organisator der neuen Partei tätig (zu) sein"*. Doch verhaftete ihn die Hamburger Kriminalpolizei am Abend des 8. September in der Wohnung von Onasch, was *„in den Kreisen der Neugründung außerordentliche Erregung hervor(rief)"* und vorübergehend lähmend wirkte.[332] Im rechten Moment tauchte Karl Plättner Mitte September 1920[333] - von der Staatsanwaltschaft in Halberstadt steckbrieflich gesucht - in Bremen auf. Er übernahm an Stelle des verhafteten Schneider *„sofort die Organisation der neuen Partei"*, und reiste nach Berlin, um von dort Mitgliedskarten und Broschüren der KAPD zu holen.[334]

---

322 Denegat Brandes. Geb. 24.11.1882 in Peine. Nieter auf der Werft A.G. „Weser". Mitglied der KPD und des „Roten Soldatenbundes", Prozeß im Juni 1919.
323 Hans (Johannes) Sauerbrey. Geb. 30.7.1882 in Barmen. Dreher auf der A.G. „Weser". Mitglied der KPD und ihres Aktionskörpers. Gründer einer Kommunistischen Kampforganisation auf der A.G. "Weser".
324 Julius Obadowsky. Geb. 1.3.1891 zu Elisenhof, Krs. Frankenstein. Nieter. Waffenmeister im Arbeiter-Bataillon der Bremer Räterepublik.
325 StAB 4,65-508, Bl. 21.
326 August Hogrefe. Geb. 6.4.1896 in Bremen. Kaufmännischer Angestellter. Vor dem I. Weltkrieg SPD, 1918 USPD, nach der Niederschlagung der Bremer Räterepublik: KPD.
327 Theodor Blume. Geb. 14.2.1881 in Springe. Arbeiter.
328 Theodor A.H. Schumacher. Geb. 29.3.1871 in Güstrow. Schiffbauer.
329 Johann Onasch. Geb. 17.11.1884 in Bremen. Heizer im Gaswerk. Vor dem I. Weltkrieg SPD, Bremer Linksradikaler. Teilnahme an Räterepublik. Nach 1920: KAPD und AAU. Ab 1931: „Rote Kämpfer". 1933 und 1936-1940 inhaftiert. Nach 1945: KPD. Betriebsrat auf dem Bremer Gaswerk. Gest. 1965.
330 StAB 4,65-508, Bl. 21.
331 Ernst Schneider, s. Anm 177.
332 StAB 4,65-508, Bl. 50 (S. 2).
333 Plättner soll bereits Anfang Januar 1920 - vermutlich kurzfristig - beim ehemaligen kommunistischen Parteisekretär Hugo Wahl *„als Flüchtling"* gewohnt haben. (StAB 4,65-300, Bl. 104, Bericht 7.1.1920)
334 StAB 4,65-508, Bl. 50 (S. 2).

Am 17. September 1920 fand in der Wohnung von Friedrich Lührs[335] im Pastorenweg - offenbar in einem kleineren geladenen Kreis - die eigentliche Gründungsversammlung statt. Hier wurde der Vorstand gewählt - zum 1. und 2. Vorsitzenden Lührs und Onasch, zur Beisitzerin Käthe Ahrens und Hugo Wahl zum Sekretär.[336] Während Käthe Ahrens und Hugo Wahl zwar nur Funktionen im zweiten Glied des Vorstandes besetzten, besaßen sie im Sekretärsposten eine innerorganisatorische Schlüsselposition. Mit Lührs hatte man einen 1. Vorsitzenden gewonnen, der vor kurzem noch Mitglied der KPD gewesen war. Offensichtlich hoffte man mit ihm als Aushängeschild, Sympathisanten aus der KPD zu sich herüberziehen zu können.
Die Mitte Juli 1920 einsetzenden Bemühungen des inzwischen zusammengeschmolzenen Bremer Gründerkreises hatten damit nach zwei Monaten[337] zur Konstituierung der Bremer KAPD-Ortsgruppe geführt, womit der lokale Gründungsprozeß seinen positiven Abschluß fand.[338] Auf der Bezirkskonferenz Nord am 9./10. Oktober 1920 in Kiel war die - wie die „Kommunistische Arbeiter-Zeitung" zu melden wußte - *„kürzlich gegründete Ortsgruppe Bremen als Gast durch einen Delegierten vertreten"*.[339]

7. Aufstieg und Niedergang der KAPD in Bremen

Die neu gegründete Bremer Ortsgruppe der KAPD veranstaltete bereits einen Tag später, am 18. September 1920, ihre erste öffentliche Versammlung. Lührs eröffnete als Vorsitzender die von etwas über fünfzig Personen besuchte Veranstaltung und teilte die inzwischen erfolgte Gründung einer Bremer Ortsgruppe der KAPD mit, die *„alle wirklich revolutionären Arbeiter umfassen solle"*. Plättner hielt ein dreistündiges Referat, in dem er die Geschichte der deutschen Revolution *„von Beginn an kritisch beleuchtete"*.[340] In der Diskussion verteidigte Wahl die Partei gegen die Angriffe des KPD-Funktionärs Gottwerth Becker.[341] Von den Versammlungsteilnehmern ließ sich eine Anzahl in die Partei aufnehmen.[342]
Die öffentliche Versammlung der KPD am 21. September, in der Paul Levi, das führende Mitglied der KPD-Zentrale und der bestimmende Inaugurator ihrer Spaltungspolitik, sprach, nutzte die KAPD zu ihrem ersten größeren Auftritt in der Öffentlichkeit; aber der Eingriff Hugo Wahls in die Diskussion brachte keine positive Resonanz. Auch in der von der KPD veranstalteten öffentlichen Versammlung am 30. September griff die KAPD in die Diskussion ein; Plättner konnte den Abend zu einem für die KAPD erfolgreichen Rededuell mit der KPD gestalten.[343]

---

335 Friedrich Lührs. Geb. 25.9.1889 in Emden. Schlosser.
336 StAB 4,65-508, Bl. 21.
337 Ebd. Dieselbe Quelle gibt auf Blatt 19 *„Anfang September 1920"* als Gründungsdatum an. Entscheidend für den Akt der Gründung scheint mir jedoch die Wahl eines Vorstandes zu sein.
338 StAB 4,65-227, Bl. 82 d.
339 Kommunistische Arbeiter-Zeitung (Wirtschaftsbezirk Groß-Berlin), 1. Jg. (1920/21), Nr. 139.
340 StAB 4,65-508, KAPD in Bremen seit Gründung, Bl. 22.
341 Gottwerth Becker. Geb. 1.12.1884 in Hemelingen. Stellmacher auf der A.G. „Weser". Vorstandsmitglied der KPD in Bremen (Ende 1920 - 1922). Bis Ende 1919 2. Bevollmächtigter der Bremer Zahlstelle des Holzarbeiter-Verbandes.
342 StAB 4,65-508, Bl. 21.
343 Ebd.

Die Bremer Polizeiorgane schätzten die Chancen und den Charakter der Bremer KAPD-Gruppe am 23. September 1920 folgendermaßen ein : *„Ob es der Partei gelingen wird, in Bremen festen Fuß zu fassen, kann z.Zt. noch nicht beurteilt werden. Es werden sich in dieser Partei ohne Zweifel die radikalsten Elemente zusammenfinden."* [344] Tatsächlich bemühte sich die Bremer KAPD-Führung, den Kommunisten Sauerbrey als Mitglied zu gewinnen, da sie in ihm den Führer einer Kampfgruppe vermutete, die sie auf diese Weise gewinnen wollte. Doch Sauerbrey machte seinen Eintritt von der Größe und Mitgliederzahl der KAPD abhängig und schob seine Entscheidung noch hinaus.[345]

Der Bremer KAPD-Vorstand beschloß Mitte Oktober 1920, für den verhafteten und in der Festung Gollnow einsitzenden Ernst Schneider, mit dem er in *„reger brieflicher Verbindung stand"*, in Bremen, Hamburg und Berlin Geld zu sammeln. Dieses sollte nicht etwa für den Kauf von Liebesgaben verwandt, sondern eingesetzt werden, *„um damit Schneiders Wächter zu bestechen und ihm auf diese Weise zur Freiheit zu verhelfen"*.[346]

Der Vorstand der KAPD in der Hansestadt hielt es am 19. November 1920 für nötig, mit den - in der Folge des polnisch-sowjetischen Krieges - internierten Rotgardisten *„eine ständige Verbindung aufrecht zu erhalten und Geld zu ihrer Unterstützung zu sammeln"*. Bereits zwei Tage später reiste Käthe Ahrens an einem Sonntag zu den russischen Internierten nach Soltau. Nach ihrer Rückkehr war sie *„sehr erbost"*, weil sie unter diesen *„fast durchweg 'Weißgardisten' gefunden hatte"*.[347] Dieses als bedeutungslos erscheinende Ereignis ist m.E. symptomatisch für ihr offenbar getrübtes Verhältnis zur Realität. Denn Käthe Ahrens hatte - aus ihrem Wunschdenken heraus - doch offenbar etwas ganz anderes erwartet: enthusiastische Rotarmisten.

Von Oktober bis Dezember 1920 versuchte die neue Bremer Ortsgruppe der KAPD, sich zu konsolidieren und zu expandieren. Genicke[348] wurde Mitte Oktober 1920 zum Kassierer der KAPD in Bremen gewählt. Die Mitgliederlisten befanden sich beim Kassierer, die Mitgliederkarten bei dem 2. Vorsitzenden Onasch. Beitrittserklärungen wurden fortan in Bremen gedruckt.[349] Anfang Oktober bemühte sich Käthe Ahrens in Delmenhorst, Kontakte für die Partei zu knüpfen und für diese Propaganda zu treiben.[350] Am 10. Oktober 1920 verteilte die Bremer Ortsgruppe ein Flugblatt mit dem Titel „An die revolutionäre Arbeiterschaft."[351]

Im Sommer 1921[352] verbreiteten die KAPD und die AAU in Bremen gemeinsam ein eigenes Flugblatt. Dessen Tendenz war eindeutig gegen den ADGB und seine Einzelgewerkschaften sowie die drei Arbeiterparteien SPD, USPD und VKPD gerichtet. Den

344 StAB 4,65-508, Bl. 19.
345 Ebd.
346 StAB 4,65-508, Bl. 50 (S. 2).
347 StAB 4,65-508, Bl. 51.
348 Karl Genicke. Geb. 1.5.1891 in Lübeck. Kassierer der KAPD seit 17.10.1920.
349 StAB 4,65-508, Bl. 51.
350 StAB 4,65-508, Bl. 50. In dieser Zeit wurde auch der aus der KPD ausgeschlossene Brase in die KAPD aufgenommen. Doch bereits Ende Oktober 1920 einigte sich der Vorstand, der nächsten Mitgliederversammlung vorzuschlagen, Brase aus der Partei auszuschließen, *„da er angeblich nicht tauglich für die KAPD sei"*. (StAB 4,65-508, Bl. 51).
351 StAB 4,65-508, Bl. 50.
352 Eine genauere Datierung ist nicht möglich. Immerhin nimmt der Text auf die Rest-USPD bezug, die sich erst 1922 mit der SPD zur VSPD vereinigte.

Gewerkschaften wurde vorgeworfen, *„die gewerkschaftlich organisierten* (Arbeiter, Verf.) *gegen die Unorganisierten, die Syndikalisten und die Unionisten auszuspielen"*. Sie spalteten das Proletariat in einen Teil, *„der mit magerem Speckköder vom Kampf weggelockt werden soll und in einen Teil, der revolutionär ist und deshalb verrecken soll"*. Die Gewerkschaftsbürokratie sei Teil des kapitalistischen Systems, sei *„Rettungsanker des Kapitals und des bürgerlichen Staates"*. Die jeweiligen Fraktionen von SPD, USPD und VKPD innerhalb der Gewerkschaften unterschieden sich - nach der Einschätzung von KAPD und AAU in Bremen - *„nur durch den mehr oder weniger starken Aufwand von scheinrevolutionären Phrasen"*. Alle drei Arbeiterparteien beteiligten sich am bürgerlichen Parlamentarismus sowie an den offiziellen Betriebsräten. Sie suchten ihre Existenzberechtigung dadurch nachzuweisen, *„daß jede der drei Fraktionen andere Spezial-Illusionen, andere Spezialmätzchen aus der Rumpelkammer des Reformismus und Opportunismus herauskramt und sie den Proleten als funkelnagelneue 'Ziele der Revolution' vorsetzt"*. Ihre Einheitsfront bestehe darin, das Proletariat zwingen zu wollen, *„den Kampf um Illusionen zu führen"*. Die Arbeiter aber müßten sich entschließen, *„selbst zu handeln, verantwortlich zu kämpfen"*. Sie sollten revolutionäre Aktionsausschüsse als Kampforgane schaffen. Das Flugblatt gipfelte in dem Aufruf *„für die Befreiung der Arbeiter vom kapitalistischen Joch, für die Übernahme der Produktion, für die Diktatur des Proletariats"* zu kämpfen.[353]

Die Mitgliederzahl der Ortsgruppe stieg von den Personen des reduzierten Gründerkreises[354] auf *„knapp 50"* einige Tage nach der offiziellen Gründung und ersten öffentlichen Versammlung an[355] und belief sich Ende September auf 73 Personen.[356] Diese steigende Tendenz hielt bis Mitte Oktober 1920 an; zu diesem Zeitpunkt besaß die Bremer Ortsgruppe mit 111 Mitgliedern ihren offensichtlich höchsten Mitgliederbestand, der bis Anfang Dezember fast konstant gehalten werden konnte. Er betrug am 5. Dezember 1920 104 Mitglieder,[357] von denen 42 auf der Mitgliederversammlung anwesend waren,[358] was als eine außerordentlich gute Beteiligung zu bewerten ist. Von diesem Zeitpunkt ab begann - offenbar in Analogie zur reichsweiten Entwicklung - ein zunächst langsames Abbröckeln der Mitgliedschaft, das sich im Januar 1921 aber rapide beschleunigte, so daß sich gegen Ende Januar 1921 mit 47 Mitgliedern[359] der Bestand bereits um die Hälfte reduziert hatte und auf den Stand einige Tage nach der offiziellen Gründung zurückgefallen war. Im Januar 1921 trat zunächst Lührs - immerhin der 1. Vorsitzende der KAPD in Bremen - aus der Partei aus und kehrte in die KPD zurück. Auch Schumacher, eines der bremischen Gründungsmitglieder, verließ in diesem Monat die KAPD.[360] Ein polizeilicher Lagebericht schlußfolgerte Ende Januar 1921 aus

353 StAB 4,65-508, Bl. 61, undatiert.
354 StAB 4,65-508, Bl. 21.
355 Ebd., Bl. 19.
356 Ebd., Bl. 22.
357 Ebd., Bl. 50 f.
358 Ebd., Bl. 51. Hier hielt Plättner unter dem Vorsitz von Lührs die Hauptrede. (ebd.)
359 StAB 4,65-508, Bl. 54, Bericht 24.1.1921.
360 StAB 4,65-508, Mitgliederverzeichnis. Der Kassierer Genicke und seine Frau hatten schon im Dezember 1920 beabsichtigt, aus der KAPD auszutreten, weil *„die Partei es hier am Orte doch nicht weiterbringen würde"*.(StAB 4,65-508, Bl. 52).

dieser Entwicklung : Die KAPD *„kann hier in Bremen keinen festen Fuß fassen. Die Ortsgruppe geht ihrer Auflösung entgegen".*[361]
Als die KPD in Bremen anläßlich der März-Aktion eine Versammlung mit dem Thema „Reden oder Handeln?" veranstaltete, meldete sich Dresemann[362] für die AAU und KAPD zu Wort und erklärte für seine politischen Freunde, sie träten *„vom ersten bis zum letzten Mann für das Handeln ein".*[363] Immerhin scheint die März-Aktion die Aktivität der KAPD in Bremen wieder ein wenig geweckt zu haben, denn sie verbreitete Anfang April in Bremen ein von Berlin ausgehendes Flugblatt.[364]
Bei ihrem geringen Mitgliederbestand konnte sich die Bremer Ortsgruppe keine eigene Parteipresse leisten, sondern war auf den Bezug der in Berlin erscheinenden „Kommunistischen Arbeiter-Zeitung" angewiesen. Diese wurde zweimal wöchentlich in 60 Exemplaren an den Bremer Kassierer gesandt und durch Onasch und Käthe Ahrens vertrieben.[365] Der minimale Mitgliederbestand wirkte sich auch nachteilig auf die finanzielle Lage der Ortsgruppe aus; Klagen über Geldmangel waren ein Dauerzustand,[366] zumal der illegal lebende Plättner zeitweilig aus der Parteikasse unterstützt werden mußte.[367] Bereits Ende 1920 war Käthe Ahrens nach Berlin gefahren, um von der Leitung der Partei Unterstützung zu erhalten. Als sie am 29. Dezember von dort zurückkehrte, war sie mit der Parteileitung unzufrieden, *„diese habe schließlich zugesagt, etwas Geld an die Ortsgruppe zu schicken".*[368] So war es nicht verwunderlich, daß der Geldmangel sich negativ auf die Öffentlichkeitsarbeit auswirkte und die Ortsgruppe und ihre Ziele in der Arbeiterschaft kaum bekannt wurden. Agitation konnte lediglich von Mund zu Mund betrieben werden. Deswegen besaß die Bremer KAPD-Ortsgruppe ihre meisten Mitglieder in zwei Betrieben, wo zwei KAPD-Funktionäre beschäftigt waren, dem Gaswerk und der Waggon-Fabrik; denn im Gaswerk wurden sie durch Onasch, in der Waggon-Fabrik durch Hugo Wahl als Mitglieder geworben.[369] Aufgrund all dieser Faktoren gelang es der Ortsgruppe nicht, einen größeren Einbruch in die Bremer Arbeiterschaft zu schaffen.[370] Während die KPD, durch die linke USPD verstärkt, zur Massenpartei wurde, die sich auf Wahlen konzentrieren konnte, blieb die KAPD mit der einsetzenden Fixierung der etablierten Arbeiterbewegung auf den Parlamentarismus einflußlos.

361 StAB 4,65-2058, Bl. 112, Lagebericht Nr. 163, 29.1.1921.
362 Dresemann. Keine Angaben zur Person möglich.
363 StAB 4,65-2135, Bl. 2.
364 Das Flugblatt wurde am Vormittag des 2.4.1921 an der A.G. „Weser" angeheftet gefunden. Es handelte sich dabei um die „Extra-Nr. 2 der Kommunistischen Arbeiter-Zeitung." (Original in: StAB 4,65-2136).
365 StAB 4,65-508, Bl. 50.
366 StAB 4,65-508, Bl. 54, Bericht 24.1.1921.
367 StAB 4,65-508, Bl. 52.
368 Ebd.
369 Ebd.
370 Ebd.

8. Die Spaltung der KAPD im Reich und der Abstieg zur politischen Bedeutungslosigkeit

War die nationalkommunistische Laufenberg-Wolffheim-Fraktion bereits auf dem 2. Parteitag der KAPD ausgeschlossen worden und ihr die Gruppierung um Rühle, die sich für die Einheitsorganisation einsetzte, bald gefolgt, so zeigten sich nach der Niederschlagung der März-Aktion 1921 *„die taktischen und persönlichen Konflikte, die nach den bisherigen Absplitterungen zur Spaltung der Partei im März 1922 führten"*,[371] wie Bock konstatiert.

Im Frühjahr 1922 kam es zur Spaltung der KAPD (und später auch der AAU). Karl Schröder[372] und sein Kreis wurden im März 1922 erst aus der KAPD, dann auch aus der AAU ausgeschlossen. Im Gegenzug etablierte Schröder ein neues Führungsorgan in Essen. Nach dem Sitz der nunmehr zwei miteinander konkurrierenden Führungen erhielten diese beiden Tendenzen die Bezeichnungen „Berliner" und „Essener Richtung".[373] Die Essener Richtung der KAPD mit 400 bis 450 Mitgliedern blieb in der Minorität und zerfiel bald, die KAPD der Berliner Richtung brachte es auf tausend Mitglieder in der Reichshauptstadt und noch einmal tausend im Reich und konnte sich zunächst einigermaßen konsolidieren.[374]

Seit März 1922 mußten sich also die Ortsgruppen der KAPD zwischen diesen beiden Richtungen entscheiden. Die Auswirkungen der Richtungskämpfe innerhalb der KAPD auf Reichsebene wiederholten sich auch im lokalen Bereich. Auf einer gemeinsamen Vertrauensleuteversammlung von AAU und KAPD am 13. April 1922, auf der mit circa dreißig Personen sämtliche Vertrauensleute beider Organisationen anwesend gewesen sein sollen, zeigten sich die Verhältnisse in der KAPD in der Hansestadt *„noch ungeklärt"*.[375] Ernst Schneider, der den KAPD-Bezirk Pommern am 9./10. April 1922 als Delegierter in Essen vertreten hatte, bezeichnete die Spaltung als einen *„Führerkampf"*, der *„in ernsten Zeiten"* nicht in Erscheinung träte, da dann Partei und Führerschaft geschlossen zusammen stünden: *„In ruhigen Zeiten dagegen flaue die Bewegung immer etwas ab und in der Partei machten sich dann Theoretiker und solche Führer breit, die vorwärts strebten und neue Wege suchten, wodurch Differenzen entstünden, die zu Spaltungen führten."* [376] Dabei wüßten viele Bezirke derzeit *„nicht einmal, was los sei"*. Schneider berichtete, die Essener Richtung habe neue Richtlinien aufgestellt, über die auf dem nächsten Parteitag beschlossen werden solle. Doch sollten zu diesem Parteitag nur solche Bezirksvertreter zugelassen werden, die auch auf dem Boden dieser Richtung stünden.[377]

---

371 Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 243 und ähnlich : ebd., S. 215.

372 Karl Schröder. Geb. 13.11.1884 in Bad Polzin. 1911 SPD. Wanderlehrer der Partei. Mitglied der Spartakusgruppe. 1920 Mitbegründer der KAPD. 1924 Rückkehr in die SPD. Führendes Mitglied der „Roten Kämpfer". 1936 - 1940 Haft und Konzentrationslager. Gestorben am 6.4.1950 in Berlin.

373 Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 244. Diese gaben jeweils eine eigene „Kommunistische Arbeiter-Zeitung" und einen eigenen „Kampfruf" (Organ der AAU) heraus.

374 Kool (Hrsg.), Die Linke gegen die Parteiherrschaft, a.a.O., S. 142; Fähnders / Rector, Linksradikalismus und Literatur, a.a.O., S. 72 ff.

375 StAB 4,65-508, Bl. 65-67, Versammlung am 13.4.1922.

376 StAB 4,65-508, Bl. 65 f.

377 StAB 4,65-508, Bl. 66.

Die AAU in Bremen hielt sich zurück und schien der Berliner Richtung zuzuneigen. In der Bremer KAPD dagegen waren zwei Strömungen vorhanden; während Onasch,[378] der auf dem Gaswerk eine erhebliche Anhängerschaft besaß, sich für die Essener Richtung[379] einsetzte, machte sich der Rest unter der Führung von Hagemann,[380] der auf dem Elektrizitätswerk beschäftigt war, für die Berliner Richtung stark.[381]

9. Der gescheiterte Versuch einer Zusammenarbeit zwischen AAU, KAPD und Syndikalisten

Die unionistische Bewegung, d.h. der Versuch, außerhalb und gegen die freien Gewerkschaften revolutionäre wirtschaftliche Kampforganisationen in den Betrieben (Betriebsorganisationen) zu gründen, war erst während der Rätebewegung im Verlauf der deutschen Revolution entstanden.[382] Die Arbeiterunionen bestanden auf lokaler Ebene bereits seit August 1919 und auf Reichsebene seit Februar 1920. Sie existierten also früher als die KAPD.[383] Nach dem Sieg der revolutionären Bewegung sollten die Unionen das organisatorische Fundament der neuen Gesellschaft bilden. Die KAPD hatte gleich bei ihrer Gründung die AAU als ihre Nebenorganisation requiriert.[384] Ende des Jahres 1920 war die AAU *„zu einer Art ergänzende(r) Wirtschaftskampf-Organisation"* der KAPD geworden.[385] Letztere verpflichtete im Februar 1921 auf ihrem Parteitag ihre Mitglieder, sich in der Arbeiterunion zu engagieren.[386] In der Hansestadt gehörten die Mitglieder der AAU Anfang 1921 jedoch *„größtenteils"* der KPD an.[387] Ende April 1921 besaß die Arbeiterunion dort 400 bis 500 Mitglieder. Bei Neuaufnahmen war sie *„äußerst vorsichtig"* und legte besonderen Wert darauf, *„nur die radikalsten und als besonders zuverlässig bekannten Mitglieder"* der KPD aufzunehmen.[388]
Die Bremer Anarchosyndikalisten hatten Anfang der 20er Jahre *„anscheinend einen großen Anteil des linksradikalen Potentials der Stadt (absorbiert)"*.[389] Die Mitgliederzahl der „Syndikalistischen Einheitsorganisation" war im Januar 1920 auf 1.420 gestie-

---

378 Für den Januar 1922 läßt sich Onasch als Vorsitzender der KAPD in Bremen nachweisen. In dieser Funktion sprach er auf einer Mitgliederversammlung der AAU am 1.1.1922: StAB 4, 65-608, Bl. 135.
379 Die Essener Richtung scheint in Bremen im Frühjahr 1922 einen provisorischen Vorstand, bestehend aus Olschlager (Oelschläger ?), Krause, Becker und Goldstein, besessen zu haben. (StAB 4,65-508, Bl. 67, Versammlung am 13.4.1922).
380 Hagemann. Keine Angaben zur Person möglich.
381 StAB 4,65-508, Bl. 67. Zu diesem Zeitpunkt soll die KAPD in Bremen 150 Mitglieder umfaßt haben, was ich für übertrieben halte.
382 Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 193.
383 Ebd., S. 194, vgl. dazu auch Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O., S. 326 ff.
384 Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 203.
385 Ebd., S. 233.
386 Ebd., S. 203.
387 StAB 4,65-608, Bl. 97.
388 Ebd. Im nationalen Rahmen erlebte die Unionsbewegung in den Jahren 1920/21 *„eine starke Aufwärtsentwicklung"* und ihr Mitgliederbestand erreichte in der ersten Jahreshälfte 1921 *„zweifellos ihren Höhepunkt"*. (Bock, Syndikalismus, a.a O., S. 195 f.) Ende 1922 besaß die Berliner Richtung der AAU allerdings nur noch rund 12.000 Mitglieder im Reich, die Essener Richtung der AAU lediglich klägliche 600. (Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 209).
389 Rübner, AnarchosyndikalistInnen, a.a.O., S. 62 f.

Block anti-autoritärer Sozialisten

Bezirk Nordwest.

Seit Errichtung der deutschen Republik sind viele Tausend Arbeiter wegen politischer „Vergehen" und „Verbrechen" gegen den Staat eingekerkert worden. Andere Tausende sind auf Befehl ihrer ehemaligen Klassengenossen, Noske, Severing, Hense usw., durch die „Sicherheitsorgane" der Republik hingemordet worden. Zur Zeit mögen in Deutschland etwa 7000 Revolutionäre hinter Zuchthausmauern sitzen, und täglich vergrößern furchtbare Klassenurteile diese Zahl.

Die Tausende und Abertausende Arbeiteropfer strecken aus den Gräbern und Kerkern die Knochenarme; sie weisen hin auf Scheidemann-Ebert, aus deren Infamie diese Republik geboren wurde, die sich nährt von Arbeiterblut und Arbeiterverzweiflung.

Jedoch nicht nur die deutsche Republik mordet und vergewaltigt revolutionäre Arbeiter, solches geschieht in allen Staaten. In Spanien, in Italien, und nicht minder im „freien" Amerika macht man mit revolutionären Arbeitern kurzen Prozeß nach Noskeart. Und erst in „Räterußland", dem Lande der parteikommunistischen Regierungsdiktatur,

sind revolutionäre Proletarier vogelfrei, sie werden dort an die Mauer gestellt, in die Kerker geworfen, nach Sibirien verbannt oder aus dem „Proletarierstaate verjagt". In Deutschland werden revolutionäre

Arbeiter im Namen der „sozialen Demokratie" verfolgt und geschunden, in Rußland geschieht es mit zaristischer Grausamkeit im Namen der — „Weltrevolution". — Die K. P. D. ist mit der Kommunistischen Partei Rußlands aufs engste verbunden und sie ist damit einverstanden, daß die russische Partei den unmenschlichsten Frevel an politischen Gefangenen verübt.

Arbeiter, denkt einmal darüber nach, wo die Ursachen dafür liegen, daß in allen Staaten politische Gefangene gemordet, gefoltert werden; ob es die „Republik" oder der „Rätestaat" oder der monarchistische Staat ist, immer ist es der Staat, der den grausamsten Terror gegen revolutionäre Arbeiter verübt. Der Staat, die Zwangs-Organisation der Besitzenden und der Bürokratie über das Proletariat ist der grausame, bodenlose Schlund, der Arbeiteropfer ohne Zahl verschlingt, aber den Kapitalisten, den politischen Abenteurern, den Parteidiktatoren Herrschaft und Macht sichert.

Jede politische Partei, möge sie sich sozialdemokratisch oder kommunistisch nennen, erstrebt einen neuen Staat und einen neuen Scheiterhaufen für revolutionäre Arbeiter. Es hat keine Partei das Recht, zu rufen:

„Heraus mit den politischen Gefangenen!",

denn jede Partei macht politische Gefangene, sobald sie zur politischen Macht gelangt ist.

Arbeiter! Für eure Sache, für eure Befreiung

haben sich die politischen Gefangenen eingesetzt, darum habt auch nur ihr Arbeiter das Recht und die Pflicht mit allen euch zur Verfügung stehenden Mitteln des Kampfes die Befreiung aller politischen Gefangenen zu erwirken; in allen Versammlungen, in den Betrieben, überall erhebt den Ruf:

„Raus die Gefangenen!"

Revolutionäre, drängt zur Aktion, denn nur so können wir unsere geketteten Brüder helfen!

Arbeiter, bedenkt, es gibt nur ein Mittel um zu verhindern, daß je wieder politische Gefangene gemacht werden: Das ist die

Beseitigung jedes Staates überhaupt

und die Organisierung der gesellschaftlichen Arbeit durch die Werktätigen selbst nach den Grundsätzen der gegenseitigen Hilfe. Dann sind die Staaten hinfällig, dann sind politische Verbrecher unmöglich.

Ist die Arbeit frei, so ist der Mensch frei!

Weitere Auskünfte über Zweck und Ziel des „Blocks" erteilen alle dem Block angehörenden Arbeiter, Unionisten, Syndikalisten, Anarchisten in den Betrieben und Bezirken.

Verantwortlich: K. Roche, Hamburg 30, Wrangelstraße 90. Druck: J. Kahle Nachf., Hamburg 5.

gen.[390] Im Spätsommer 1920 besaß die FAUD in der Hansestadt 2.037 eingetragene Mitglieder und vermutlich darüber hinaus noch ca. tausend Sympathisanten.[391]
Als sich im Mai / Juni 1922 die drei Gruppierungen AAU, KAPD und Syndikalisten in Bremen um eine engere Zusammenarbeit bemühten, sollte wegen fehlender Übereinstimmung sowohl mit der Berliner als auch der Essener Richtung von seiten der KAPD und der AAU versucht werden, eine neue - nämlich Bremer - Richtung zu kreieren. Deswegen hatte sich Schneider („Ikarus") auch an die etwa sechshundert Mitglieder starke Stettiner Organisation[392] gewandt, die er auf der Essener Konferenz vertreten hatte und die im gleichen Sinne wie die Bremer vorgehen wollte. Eine paritätisch aus Mitgliedern der AAU, KAPD und der syndikalistischen Organisation zusammengesetzte Kommission sollte die Vorarbeiten *„für ein einheitliches Vorgehen"* erledigen.[393]
Auf einer gemeinsamen Vertrauensmännersitzung von KAPD und AAU am 8. Juni 1922 waren jedoch nur sieben Vertrauensmänner anwesend, darunter Onasch und Ernst Schneider. Letzterer hielt das Referat. Schneiders Rede gipfelte in der Forderung, daß sich die Bremer KAPD und AAU *„sowohl von der Berliner als auch von der Essener Richtung lossagen müßten"*.[394]
Nach einer ersten Zusammenkunft des gemeinsamen Ausschusses von KAPD, AAU und Syndikalisten am 12. Juni 1922 scheinen die Einigungsbestrebungen im Sande verlaufen zu sein,[395] denn im Dezember 1922 wurden sich die führenden Personen der AAU in Bremen darüber klar, daß sich *„wegen zu geringer Mitgliederzahl und wegen finanzieller Schwierigkeiten"* die Weiterführung ihrer Bremer Organisation nicht lohne.[396] Sie rangen sich dazu durch, *„demnächst"* den Vertrauensmännern den Antrag zu stellen, *„vorläufig ihre Tätigkeit einzustellen"*. In dem Fall, daß die Verhältnisse *„sich in dem Maße verschlechtert haben, daß mit einem starken Anwachsen der AAU gerechnet werden kann, soll sie wieder aufleben"*.[397] Das Verbot der KPD Ende 1923 drängte schließlich auch die KAPD, AAU und die Anarchosyndikalisten in die Illegalität.[398]

10. Waffenspielereien : Linkskommunistischer Aktionismus

Aufgrund ihres „maximalistischen" Klassenkampf-Programms war die KAPD an paramilitärischen Organisationen in höchstem Maße interessiert.[399] Bei dem Faible des in der KAPD und AAU - in geringerer Weise auch bei den Syndikalisten - organisierten linkskommunistischen Personenkreises für Waffen und Sprengstoff handelte es sich nicht um eine vorübergehende modische Marotte; vielmehr stellte ihr Interesse an den

390 Ebd., S. 62.
391 Ebd., S. 63.
392 Die Stettiner Organisation bestand aus einem linkskommunistisch-syndikalistischen Kartell aus FAUD, AAU und AAUE, das aus dem DSB hervorgegangen war. Darin waren vor allem Seeleute und Hafenarbeiter organisiert. Vgl. dazu Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 119 ff.
393 StAB 4,65-508, Bl. 68, „Bericht über die Vertrauensmännerversammlung der KAP und der AAU am 8.6.(1922)"
394 Ebd.
395 Ebd. S. auch Kapitel I, 7.
396 StAB 4,65-608, Bl. 138, Bericht vom 19.12.1922.
397 Ebd.
398 StAB 4,65-508, Bl. 72, Ber. 1.12.1923. S. auch Kap. I, 7.
399 Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 234.

Möglichkeiten zur Bewaffnung der revolutionären Arbeiterschaft eine Konstante während der Zeit der revolutionäen Nachkriegskrise dar. Mit dem Anwachsen der inflationären Entwicklung im Sommer 1922 und der beabsichtigten engeren Kooperation zwischen KAPD, AAU und Syndikalisten in Bremen wurde die Waffenfrage wieder virulent. Das zeigte eine Vertrauensmännerversammlung dieser Organisationen am 16. Juni 1922 in der Landbude auf der Parzelle von Bavendamm[400] in Walle - dem traditionellen konspirativen Treffpunkt im Bremer Arbeitermilieu. Angesichts ihrer Grundfläche von 4 x 3 m war eine große Teilnehmerzahl nicht möglich; tatsächlich führte der Polizeibericht[401] acht Anwesende auf, darunter Ernst Schneider, Bavendamm und Onasch.
In seinem Bericht über die politische Lage erklärte Ernst Schneider dort, die zunehmende Teuerung verschlechtere die wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiterschaft auf unhaltbare Weise. Die Lage der Ordnungsparteien werde von Tag zu Tag schwieriger. Schneider sagte wörtlich: *„Der Tag des Umsturzes würde mit Bestimmtheit kommen."* Hieraus entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch über die Beschaffung von Waffen. Denn, wie Knoop[402] dort betonte: *„Zum Umsturz braucht man Waffen."* Schneider entgegnete, man müsse sich die Waffen dort holen, wo sie sich befänden, bei der Polizei und der Reichswehr. Es sei eine Leichtigkeit, einzelne Posten und Wachen zu überrumpeln: *„Der Posten wird dann unter Bedrohung seines Lebens dazu gezwungen, uns dahin zu führen, wo Waffen liegen."* Man müsse sich immer vor Augen halten, daß die Anwesenden diejenigen seien, *„die unter Hintansetzung ihres eigenen Lebens im Ernstfalle die ersten sind, die losschlagen"*. Während Bavendamm erklärte, daß noch genügend Munitionskisten vorhanden seien, bemerkte Knoop, er besäße noch zwei tadellos eingefettete Gewehre. Und Onasch behauptete, genau zu wissen, daß sich im Lloydgebäude *„noch viele Waffen befinden"*.[403]
Die Polizei, die es wissen mußte, war da anderer Auffassung. Bei quantitativer Stagnation und politischer Einflußlosigkeit der linkskommunistischen Organisationen trieben ihre Protagonisten in der Hansestadt, abgeglitten ins illegale und konspirative Milieu, Revolutionsromantik.

11. Soziale Zusammensetzung und politische Herkunft der Bremer KAPD-Aktivisten

Die Mitglieder der Führungsgruppe der KAPD in Bremen lassen sich als besonders aktivistische und von der seinerzeitigen Politik der KPD frustrierte Personen charakterisieren. Das aktivistische Element unter den führenden Bremer KAPD-Mitgliedern kann besonders bei denjenigen Personen ausgemacht werden, die deren paramilitärischen Apparaten angehörten bzw. in deren Dunstkreis anzusiedeln sind. Diese Zugehörigkeit sowie die Beteiligung an militanten Aktionen stellte das verbindende Element der meisten Aktivisten der KAPD in der Hansestadt dar. Dies ist bei Karl Plättner und Ernst

400 Albert Bavemdamm. Geb. 29.2.1885 in Bremen. Kesselschmied. Mitglied der KAPD, AAU und KO (Kampforganisation).
401 Unter diesen acht Personen muß sich auch der Polizeispitzel befunden haben.
402 Fritz Knoop. Geb. 28.9.1874. Kesselschmied. AAU-Mitglied. Im Frühjahr Distriktsvorsitzender in der Bremer KPD. Gegner der Wahlbeteiligung.
403 StAB 4,65-508, Bl. 71, Bericht 29.6.1922.

Schneider („Ikarus") evident. Sie können geradezu als Protagonisten dieser extrem aktivistischen Richtung bezeichnet werden.
Karl Plättner, gelernter Former, war 1910 als 17jähriger der SPD beigetreten und gewerkschaftlich organisiert. Während des Krieges hatte er die oppositionelle sozialistische Jugendbewegung im Sinne der Linksradikalen beeinflußt, zuletzt in der Illegalität lebend. Durch die Novemberrevolution aus der Haft befreit, war er Mitbegründer der Dresdner Gruppe der IKD und zur Jahreswende 1918/19 der KPD (S). Seit Anfang 1919 in Bremen, setzte er sich für die Bewaffnung der Arbeiterschaft ein, war Bezirksvorsitzender der KPD im Bezirk Nordwest und mußte nach der Niederschlagung der Bremer Räterepublik in der Illegalität leben. Wegen seiner Beteiligung an mehreren bewaffneten Auseinandersetzungen mit Regierungstruppen wurde er im September 1919 in Halle verhaftet, konnte jedoch im Dezember 1919 fliehen. Plättner war im April 1920 Gründungsmitglied der KAPD. In der März-Aktion des Jahres 1921 sollte er eine Kampfgruppe leiten und seit April 1921 in Mitteldeutschland - bis zu seiner Verhaftung am 3. Februar 1922 - einen Bandenkrieg organisieren.[404]
Neben Karl Plättner hatte sicherlich Ernst Schneider (alias „Ikarus") den abenteuerlichsten Lebenslauf vorzuweisen. Ernst Schneider, vor dem Ersten Weltkrieg Mitglied der SPD und Anhänger ihres linken Flügels, dann Syndikalist, war zur See gefahren.[405] Während des Krieges hatte er illegale Arbeit in der Kaiserlichen Marine geleistet. Er war aktiv an der Matrosenrevolte in Wilhelmshaven Anfang November 1918 beteiligt. Schneider war Mitte Januar 1919 offensichtlich Mitglied der Wilhelmshavener IKD-Gruppe.[406] Beteiligt am kommunistischen Putsch in Wilhelmshaven am 26. Januar 1919, bei dem u.a. Gelder der dortigen Reichsbank beschlagnahmt worden waren,[407] war Schneider Ende Januar 1919 verhaftet und zu einer Festungshaft von sechs Jahren verurteilt worden. Es gelang ihm am 29. Januar 1920 während eines Transportes von der Festung Gollnow zu einer Schwurgerichtsverhandlung in Wilhelmshaven in Hamburg zu fliehen und sich dort unter falschem Namen zu verbergen. Doch wurde er Anfang September 1920 in Bremen verhaftet und mußte seine Festungshaft in Gollnow wieder antreten, aus der er am 31. März 1922 mit Bewährungsfrist vorzeitig entlassen wurde.[408] Seit seiner spektakulären Flucht Anfang 1920 trug er den Spitznamen „Ikarus".[409]
Eugen Lieby, mit dem intensive Kontakte gepflegt wurden, war führend an den Kämpfen zur Verteidigung der Bremer Räterepublik beteiligt. Er hatte das Flugblatt, das die Einstellung des aussichtslosen Kampfes am 4. Februar 1919 verlangte, unterzeichnet.[410]

---

404 Vgl. dazu ausführlicher meinen biographischen Beitrag in: Demokratische Wege. Deutsche Lebensläufe aus vier Jahrhunderten. (hrsg. von Manfred Asendorf/Rudolf von Bockel/Jan Philipp Reemtsma), Stuttgart 1996.
405 Joe Thomas in der Einleitung zu Ernst Schneider, The Wilhelmshaven Revolt. A Chapter of the Revolutionary Movement in the German Navy 1918-1919. (Reprint 1975), S. 4.
406 Schneider, S. 24.
407 Ebd., S. 26.
408 StAB 4,65-508, Bl. 69.
409 Im Sommer 1922 wohnte Ernst Schneider bei Onasch und hatte bei dem Schrotthändler (?) Freuthal eine Anstellung gefunden. (StAB 4,65-508, Bl. 68, Bericht vom 9.6.1922).
410 Zumindest von Lieby scheinen engere Beziehungen zum Worpsweder Barkenhoff Heinrich Vogelers bestanden zu haben. Denn der nach der Niederschlagung der Bremer Räterepublik flüchtige Lieby hatte später nach dorthin seine Geliebte, Frau von Brook, bringen lassen. (StAB 4,65-

Von den Bremer KAPD-Funktionären bzw. -Mitgliedern (sowie den Angehörigen des ursprünglichen 16-köpfigen Gründerkreises) waren Obadowsky, Sauerbrey, Brandes, Blume und August Hogrefe in der ersten Hälfte des Jahres 1919 Mitglieder eines „Revolutionären Komitees", gegen das seit dem 16. Juni 1919 vor dem außerordentlichen Kriegsgericht verhandelt worden war.[411] Käthe Ahrens ihrerseits hatte bereits im Ersten Weltkrieg Deserteure in ihrer Wohnung versteckt.[412] Sie war das einzige weibliche Mitglied im 21köpfigen Aktionsausschuß des Bremer Arbeiter- und Soldatenrates gewesen. Aufgrund ihres jenseits der bürgerlichen Gesetzlichkeit angesiedelten Engagements war sie auch mit konspirativem Verhalten vertraut.
Hugo Wahl war noch im Frühjahr 1919 Parteisekretär der KPD in Bremen gewesen.[413] Jedoch hatte Ende Juni 1919 sein Nachfolger Breitmeyer mitgeteilt, daß sowohl Wahl als auch die mit ihm befreundete Käthe Ahrens aus der Partei ausgetreten seien, nachdem Wahl zuvor unter den KPD-Mitgliedern eine Beitragssperre propagiert habe.[414] Doch hatten sich Wahl und Käthe Ahrens in der Mitgliederversammlung der KPD am 3. Juli 1919 gerechtfertigt und von der Versammlung ein Vertrauensvotum erhalten.[415] Offenbar hatten beide damals ihren Entschluß revidiert, der KPD den Rücken zu kehren, weil sie angesichts der aufbrechenden Gegensätze während der innerparteilichen Auseinandersetzungen im Juli 1919 hofften, wieder größeren Einfluß zu erlangen.
So sehr man versucht ist, diesen Personenkreis als „Revolutionsromantiker" zu bezeichnen, waren sie doch eher Praktiker der Revolution, die der Überzeugung waren, daß Macht aus den Läufen von Gewehren herrührt.
Unter ihnen befand sich niemand, der als Intellektueller hätte bezeichnet werden können. Die einzige Ausnahme macht hier eventuell Plättner, der als autodidaktischer Arbeiter-Intellektueller mit langjähriger Organisationserfahrung bezeichnet werden könnte. Plättner kann auch als Berufsrevolutionär verstanden werden.
Persönliche Enttäuschung, vielleicht auch politische Frustrationen, müssen vor allem bei Käthe Ahrens und Hugo Wahl, die vordem in der Bremer Ortsgruppe der KPD eine wichtige und tonangebende Rolle gespielt hatten, vermutet werden.

12. Schluß

Die Bremer Parteiorganisation der KPD kehrte im Frühjahr 1920 in die Gesamtpartei zurück und gab ihre Oppositionshaltung gegenüber der KPD-Zentrale auf. Es wäre zu erwarten gewesen, daß engagierte Bremer Linkskommunisten weiter zu ihrer Überzeugung gestanden und durch die sofortige Gründung einer Ortsgruppe der KAPD die KPD in der Hansestadt gespalten hätten. Doch diese Entwicklung trat nicht ein. Vielmehr konnte die Bremer KPD-Organisation ihre Einheit wahren. Als es dann - mit einer

1519, Überblick über die Geschichte der KPD (Spartakusbund), Bezirk Nordwest, Ortsgruppe Bremen, S. 80).

411 Vgl. dazu die Berichterstattung in der Tagespresse, u.a. Kommunist, 17., 19., 20. und 24.6.1919 sowie Weser-Zeitung, 16. und 23.6.1919, ferner: Ingrid Schattauer, Die Vorläufer des Roten Frontkämpferbundes in Bremen, HA Bremen 1965, S. 20 f.

412 StAB 4,65-508, Bl. 56.

413 Da für die Mitgliederversammlung am 22.5.1919 die Wahl eines Parteisekretärs vorgesehen war, mußte Wahl zu diesen Zeitpunkt bereits zurückgetreten sein.

414 Kommunist, 28.6.1919.

415 Kommunist, 2.7.1919.

Verzögerung von einem halben Jahr im Vergleich zum Reich - auch in Bremen zur Gründung einer KAPD-Ortsgruppe kam, konnte von einem ernst zu nehmenden Dualismus zwischen beiden kommunistischen Organisationen sowohl in quantitativer als auch qualitativer Hinsicht nicht die Rede sein.
Die wichtigsten strittigen Punkte zwischen KPD und KAPD stellten die Frage des Parlamentarismus, die Gewerkschaftsfrage sowie die der Organisation dar. Daß diese in der Bremer Parteiorganisation der KPD nicht zur gleichen Zeit relevant wurden wie auf Reichsebene, sondern in einigem zeitlichen Abstand, verhinderte die Herausbildung eines selbstbewußten und konsistenten, in allen drei dieser Fragen übereinstimmenden linken Flügels, der das innerparteiliche Klima innerhalb der KPD belastet und schließlich zu einer Spaltung geführt hätte. Damit ist aber bereits einer der Gründe des Scheiterns der KAPD in Bremen genannt.
Als wichtig sollte sich aber auch die Haltung der Bremer KPD-Führung gegenüber der KAPD auf lokaler und Bezirksebene erweisen, die durch eine kluge und elastische Politik den Einfluß der KAPD eindämmen konnte. So bewirkten die Sonderbedingungen der Bremer Lokalorganisation der KPD, daß die Gründung einer Bremer KAPD-Ortsgruppe erst mit einer erheblichen zeitlichen Phasenverschiebung von rund einem halben Jahr im Vergleich zur Entwicklung im Reich erfolgte. Damit stellte die Entstehung der Bremer KAPD-Ortsgruppe insofern einen Anachronismus dar, als sie erst im schon begonnenen Prozeß der innerparteilichen Fraktionierung und Richtungskämpfe der KAPD erfolgte.
Die linkskommunistischen Organisationen verloren mit dem Ende der revolutionären Nachkriegskrise ihre proletarische Massenbasis, sofern sie überhaupt eine solche besessen haben; was bei der KAPD in Bremen nicht der Fall war.
Das nach dem Fehlschlagen der März-Aktion 1921 einsetzende wilde Spaltungsfieber brachte Anfang 1924 ein ehemaliges KAPD-Mitglied auf die folgende sarkastische Formel : *„Alles ist ausgeschlossen worden von den 'Unentwegten'. Diese sind nun 'unter sich'. Eine Kerntruppe, ein Haufen - ein Häufchen. Zweitausend Genossen haben - praktisch - über 50.000 Genossen 'ausgeschlossen.'"* [416]
Wurde die KPD aufgrund des Ermächtigungsgesetzes vom November 1923 bis Februar 1924 verboten, so dezimierte das Eingreifen der staatlichen und militärischen Behörden auch die links von ihr stehenden Organisationen erheblich. Ende 1924 soll im Reich die KAPD (Berliner Richtung) noch etwa 2.000 Mitglieder, die der Essener Richtung rund 700 Mitglieder umfaßt haben.[417] Die rätekommunistische Restgruppe der AAU und der KAPD in Bremen, die zuletzt zehn bis zwölf Personen umfaßte, löste sich 1925/26 auf.[418]

416 Fähnders / Rector, Linksradikalismus und Literatur, a.a.O., S. 81, Anm. 257.
417 Bock, Syndikalismus, a.a.O., S. 319 f.
418 Rübner, Bremer AnarchosydikalistInnen, a.a.O., S. 66.

Hartmut Rübner

Linksradikale Gewerkschaftsalternativen: Anarchosyndikalismus in Norddeutschland von den Anfängen bis zur Illegalisierung nach 1933

I. Begriffsbestimmung

„Im deutschen Sprachgebrauch bezeichnet Syndikalismus (vom franz. syndicat = Gewerkschaft)" eine *„revolutionär-gewerkschaftliche Bewegung und Doktrin"*,[1] die in der Zeit der beginnenden Hochindustrialisierung zunächst in Frankreich als Reaktion auf die bereits mehr oder weniger etablierten Organisationen der Arbeiterbewegung entstand. Die oppositionelle Rolle des Syndikalismus ist bestimmt durch den Alleinvertretungsanspruch eines *„authentischen Arbeitssozialismus"*, der im Gegensatz zu der sowohl von den politischen Linksparteien als auch den gemäßigten Gewerkschaftsverbänden unterstützten *„bürgerlich-differenzierte(n) Reform- und Sozialpolitik des Staates"*,[2] auf eine *„Ablösung des Staates und der kapitalistischen Gesellschaft"* abzielt.[3]. Die angestrebte regierungslose Neuordnung ohne den zur Aufrechterhaltung des Staates notwendigen Apparat (Parlamente, Verwaltungsbehörden etc.), ohne die ideologievermittelnden Einrichtungen (Parteien, Kirchen etc.), und ohne die Organe der gesetzlich legitimierten Gewaltausübung (Militär, Polizei usw.), soll über die *„direkte Übernahme der Betriebe, möglichst durch friedliche Massen- oder Generalstreiks"* [4] (aber auch mittels kollektiver Sabotage, Boykotts und Blockaden) erreicht werden. Die Ersetzung von Staatsherrschaft und kapitalistischer Profitwirtschaft ist in der Programmatik des Syndikalismus auf der Grundlage eines basisdemokratisch konzipierten Rätesystems von regionalen Industrieföderationen und lokalautonomen Arbeitsbörsen angelegt, von denen erstere die Güterproduktion regeln und letztere - über die Verteilung der Güter hinaus - die kulturellen Bildungs- und Erziehungsaufgaben der Gemeinden übernehmen. Das Organisationsmodell des Syndikalismus antizipiert damit gewissermaßen in embryonaler Form die künftigen gestalterischen Aufgaben der Gewerkschaften, die sich also von Interessenvertretungsinstanzen in Produzenten- und Verteilungsverbände umzuwandeln hätten. Alle durch die Basis obligatorisch zu wählenden Leitungsfunktionäre verfügen gemäß den direkt-demokratischen Intentionen des Syndikalismus lediglich über ein imperatives Mandat, sind dementsprechend jederzeit abberufbar und an solche Mehrheitsentscheidungen gebunden, die ein idealtypisches Maß einer

1 Erich Gerlach, Syndikalismus, in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften (HDSW), Bd.X, Göttingen 1959, S.271-275, hier S.271.
2 Siegfried Braun, Überlegungen zum Syndikalismus, in: W. Hindrichs/O. Negt (Hg.), Der schwierige Weg der Arbeiteremanzipation. Festschrift für Adolf Brock, Bremen 1992, S.163-199, hier S.189.
3 Franz Neumann, Anarchismus, in: Ders. (Hg.), Handbuch politischer Theorien und Ideologien, Reinbek bei Hamburg 1989², S.222-294, hier S.266.
4 Siegfried Braun, Überlegungen zum Syndikalismus, a.a.O., S.187.

„Autonomie des Individuums durch Selbst- und Mitbestimmung in allen Fragen" [5] garantieren sollen. In den theoretischen Ausprägungen des Syndikalismus fand die sozialistisch-emanzipatorische Klassenkampfidee und die Entwicklungsideologie des Marxismus (nach der jedes Gesellschaftssystem sich innerhalb des alten herausbilden müsse) ebenso ihren Niederschlag wie die antietatistischen Vorstellungen des seinerseits im radikalen Liberalismus wurzelnden Anarchismus. Unterschiede von organisationsprinzipieller und ideologischer Art können gleichwohl geographisch verortet werden, da die jeweiligen Erscheinungsformen des Syndikalismus von den charakteristischen sozioökonomischen Entwicklungen in den entsprechenden Regionen geprägt wurden. Die von Pierre-Joseph Proudhon (1809-1865), Michail Bakunin (1814-1876) und Peter Kropotkin (1842-1921) formulierten anarchistischen Postulate übernahm vor allem der Anarchosyndikalismus, der seine größte Bedeutung in den romanischen Ländern Südeuropas und Lateinamerikas erlangte, wo die nicht marxistischen Strömungen in der Arbeiterbewegung stärker ausgeprägt waren und deren föderalistische Grundgedanken oftmals an separatistische Selbstverwaltungs- und Autonomiebestrebungen anknüpfen konnten. In den industriell fortgeschrittenen angelsächsischen Ländern basierten die organisatorischen Grundeinheiten des revolutionären Industrieunionismus auf den Betriebsorganisationen, die in graduell zentralisierterer Form in branchenbezogenen Regionalvertretungen ('Wirtschaftsbezirke') zusammengefaßt waren, um auch somit dem inhärenten Dilemma der Herausbildung *„immer neuer Planungs- und Koordinierungsgremien"* [6] zu entgehen. Der rätekommunistische Industrieunionismus, der zwar wesentliche anarchosyndikalistische Impulse integrierte, übernahm im Gegensatz zum Anarchosyndikalismus jedoch die marxistische Formel der „Diktatur des Proletariats" (in einer der leninistischen Konzeption der Parteiavantgarde entgegengerichteten Interpretation). Der strikt antiautoritäre Anarchosyndikalismus lehnte diesen Marxschen Entwurf, der die Übergangsphase vom bürgerlichen Staat zur Realisierung einer kommunistischen Gesellschaftsordnung festlegte, schon begrifflich als Ausdruck eines klassen- und parteigebundenen Herrschaftsanspruchs einer selbsternannten politischen Elite ab. In seiner vehementen Kritik an dem totalitären Zwangscharakter der zentralisierten staatssozialistischen Systeme erwies sich insbesondere der Anarchosyndikalismus langfristig resistent gegenüber möglichen diktatorischen Transformationen. Unter sozialstaatlichen Bedingungen war eine Neuorientierung in Richtung evolutionär-pragmatischer Einstellungen durchaus wahrscheinlicher (wie z. B. in Schweden, wo sich bis heute eine „reformistische" Variante des Syndikalismus herausbildete). Eine herausragende historische Relevanz besaß der Syndikalismus vor allem während des spanischen Bürgerkrieges (1936-1939), als die Zielsetzungen des freiheitlichen Kommunismus in Gestalt von kollektivierten Landwirtschafts- und Industriebetrieben über einen kurzen Zeitraum immerhin ansatzweise realisiert wurden. In der Frühphase der Weimarer Republik erreichte die syndikalistische Sozialbewegung eine vornehmlich auf das Bergische Land, das Ruhrgebiet und das Rheinland (neben einzelnen mitteldeutschen und norddeutschen Hochburgen) lokalisierbare Wirkung, die in ihren ge-

5 Udo Bermbach, Rätesystem, in: W. Mickel in Verbindung mit D. Zitzlaff (Hg.), Handlexikon zur Politikwissenschaft, Bonn 1986, S.424-428, hier S.428.

6 Udo Bermbach, ebd., S.427.

samtgesellschaftlichen Wechselbeziehungen von der Geschichtsschreibung bislang nur wenig zur Kenntnis genommen worden sind.

II. Zur Genese des Syndikalismus in Deutschland

Die auf dem Halberstadter Gewerkschaftskongreß im März 1892 abgespaltenen lokalorganisierten Berufsvereine,[7] die es als sogenannte „Lokalisten" ablehnten, den von der Generalkommission angestrebten Kurs der Zentralisation der Verbandsstrukturen nachzuvollziehen, gelten als die eigentlichen Vorläufer der syndikalistischen Arbeiterbewegung in Deutschland.[8] In ihrem Insistieren auf basisgebundene Entscheidungsfindungsprozesse, ihrem überregional nur lose konzipierten Verbindungs- und Kommunikationsnetz und ihrer örtlichen Berufsautonomie, die sich u. a. durch die Freiwilligkeit der in Streikfällen zu leistenden Unterstützungsleistungen ausdrückte, wiesen diese Gewerkschaftsvereinigungen noch einige der wesentlichen Merkmale der traditionellen berufsständischen Fachvereine auf. Im Gegensatz zu den metiergewerkschaftlichen Verbänden verstanden sich die Lokalisten in ihren politischen Zielsetzungen indessen weniger als korporativistische Opponenten des fortschreitenden Industrialisierungsprozesses, sondern viel mehr als entschieden radikale Sozialisten und standen - auch aufgrund zahlreicher Personalunionen - in enger Wechselbeziehung zur äußersten Linken in der Sozialdemokratie. Das Zentrum der lokalistischen Gewerkschaftsminorität, die ihre quantitative Obergrenze von etwa 20.000 Mitgliedern um die Jahrhundertwende erreichte, lag im Großraum Berlin. Hier fanden vornehmlich die Bauhandwerksberufe, wie z. B. die der Ofensetzer, Zimmerleute, Maurer oder auch ausgesprochene Spezialberufe wie beispielsweise die Musikinstrumentenbauer, eine Gewerkschaftsorganisation vor, die sich im Unterschied zu den politisch gemäßigteren Zentralverbänden kompromißlos revolutionär artikulierte.[9] Die Hinwendung zu extremeren Positionen erfolg-

---

7 Die Vorgeschichte der lokalistischen Fachvereinsbewegung reicht bis zur Formulierung erster antizentralistischer und organisationsautonomistischer Vorstellungen durch handwerklich geprägte Gesellenarbeiter zurück, die sich zuerst 1884 unter den Berliner Maurern artikulierten. Publizistisch wurde diese Richtung 1886/87 im Gewerkschaftsorgan der „Baugewerkschafter" und in der „Berliner Volkstribüne" (1888) durch den später in der „Freien Vereinigung" federführenden Regierungsbaumeister Gustav Keßler (1832-1904) repräsentiert. Vgl. dazu Willy Albrecht, Fachverein - Berufsgewerkschaft - Zentralverband. Organisationsprobleme der deutschen Gewerkschaften 1870-1890, Bonn 1982, S.397-449, hier S.412ff.

8 Vgl. zum radikalen Lokalismus Dirk H. Müller, Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918. Ein Beitrag zur Geschichte des Lokalismus, Syndikalismus und der entstehenden Rätebewegung, Berlin 1985, S.140-197; ders., Der Syndikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung vor 1914, in: E. Matthias/K. Schönhoven (Hg.), Solidarität und Menschenwürde. Etappen der deutschen Gewerkschaftsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bonn 1984, S.57-68; Klaus Schönhoven, Lokalismus, Berufsorientierung, Industrieverband. Zur Entwicklung der organisatorischen Binnenstrukturen der deutschen Gewerkschaften vor 1914, in: W. Mommsen/H. G. Husung (Hg.), Auf dem Weg zur Massengewerkschaft. Die Entwicklung der Gewerkschaften in Deutschland und Großbritannien 1880-1914, Stuttgart 1984, S.277-296; Wilhelm Kulemann, Die Berufsvereine. 1.Abt.: Geschichtliche Entwicklung der Berufsorganisationen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber aller Länder. Organisation der Arbeitnehmer Deutschland, Bd.2, Jena 1908, S.96-108; Dieter Fricke, Die Freie Vereinigung deutscher Gewerkschaften (Lokalistische Gewerkschaften), in: Ders., Die deutsche Arbeiterbewegung 1869 bis 1914, Berlin [Ost] 1976, S.746-756.

9 Gleichwohl kooperierten die Lokalisten bis 1900 mit der Gewerkschaftskommission der Berliner Zentralverbände. Die handwerklichen Vereinstraditionen wurden später in der FAUD gelegentlich hervorgehoben. Die Berliner „Föderation der Bauarbeiter" führte z. B. ihre Entstehung

te kontinuierlich und fand 1912 einen vorläufigen Abschluß in einer programmatischen Grundlage, die deutliche Anleihen bei den syndikalistischen Klassen- und Arbeitskampfmethoden der 'direkten Aktion'[10] aufwies, die zu diesem Zeitpunkt die „Confédération Générale du Travail" als einflußreichste Massengewerkschaft Frankreichs propagierte. Den endgültigen Bruch mit den Zentralgewerkschaften dokumentierten die Lokalisten mit der im Jahr 1901 angenommenen Organisationsbezeichnung „Freie Vereinigung deutscher Gewerkschaften" (FVdG). Ab 1904 bestimmte der Geschäftsführer Fritz Kater[11] den zunehmend sozialrevolutionär ausgerichteten Kurs der FVdG mit. Ideologische Impulse von anarchistischer Provenienz erhielt die gewerkschaftliche Opposition dabei vor allem durch die vorübergehende Einflußnahme des Berliner Anarchosozialisten Dr. Raphael Friedeberg.[12] Dessen These des gleichermaßen erzieherischen wie bewußtseinsdeterminierenden Charakters des revolutionären Generalstreiks prägte das sozialrevolutionäre Selbstverständnis der FdVG seit 1904 maßgeblich und beschleunigte die somit vorbestimmte Konfrontation mit der sozialdemokratischen Parteiführung, die sich schließlich in einem Unvereinbarkeitsbeschluß im Jahre 1908 auch faktisch niederschlug. Der Bruch mit der Sozialdemokratie bedeutete nicht nur den Verlust von mehr als 10.000 Mitgliedern (was ca. 50% der Organisationsstärke entsprach), sondern letztendlich auch die politische Isolation der FVdG. Die Hinwendung zu dezidiert anarchistischen Positionen - sie hatte sich bereits frühzeitig durch den Einfluß bestimmter Berufsgruppen, wie z. B. der Klavierbauer und auch engagierter Einzelpersonen wie Andreas Kleinlein (1864-1925) und Fritz Köster[13] angebahnt - erfolgte nun schrittweise, wurde jedoch durch den Beginn des Ersten Welt-

---

auf den 1882 gegründeten „Verein zur Wahrung der Interessen der Maurer" zurück. Die „Vereinigung der Klavierarbeiter" ging später in der syndikalistischen „Vereinigung der Holzarbeiter" auf, während der „Verein der Töpfer" bis Ende der 20er Jahre autonom und außerhalb der FAUD blieb. Vgl. „Die Berliner Bewegung in der FAUD(AS)", in: „Der Syndikalist. Organ der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Anarcho-Syndikalisten)", 9. Jg. (1927), Nr. 25.

10 Vgl. Pierre Ramus, Generalstreik und direkte Aktion im proletarischen Klassenkampfe. Mit einer besonderen Berücksichtigung des Großstreiks von Schweden und des deutschen Bergarbeiterstreiks zu Mansfeld, Verlag Fritz Kater, Berlin 1910. Ramus (= Rudolf Großmann) resümiert das damalige Selbstverständnis der FVdG in folgender Weise: *„Nach langer innerer Entwicklung hat sie* (die FVdG, H. R.) *jene Geistesstufe erreicht, die sie eine sozialrevolutionäre, organisatorisch föderalistische und autonomistische Gewerkschaftsbewegung sein lässt, deren taktische Mittel der Generalstreik, die direkte Aktion und der Antimilitarismus sind."* Ebd., S.61.

11 Fritz Kater (1861-1945), von Beruf Maurer und zeitweilig Hausschlachter, trat während des restriktiven „Sozialistengesetzes" (1878-1890) der SPD bei, der er bis zu seinem Austritt im Jahre 1908 angehörte. Als Geschäftsführer der FVdG/FAUD fungierte er von 1904 bis 1930. Kater starb im Mai 1945 in Berlin an den Folgen der Explosion eines Blindgängers.

12 Zur Biographie Raphael Friedebergs (1863-1940) vgl. Hans Manfred Bock/Florian Tennstedt, Raphael Friedeberg. Arzt und Anarchist in Ascona, in: H. Szeemann (Hg.), Monte Verità. Berg der Wahrheit. Lokale Anthropologie als Beitrag zur Wiederentdeckung einer neuzeitlichen sakralen Topographie, Locarno/Milano 1978, S.38-53.

13 Friedrich Köster (1855-1934), Schlosser, trat 1881 in Hannover der SPD bei. Nach seiner Übersiedlung in die Nähe von Magdeburg im Februar 1887 wurde er wegen Verbreitung illegaler Druckschriften für 18 Monate inhaftiert. Als er 1890 als verantwortlicher Redakteur der „Magdeburger Volksstimme" ein inkriminiertes Gedicht Heinrich Heines publizierte, verurteilte ihn das Landgericht zu einer weiteren Haftstrafe, deren Antritt er 1891 durch die Flucht ins Ausland entging. Nach 16jährigem Exil in der Schweiz kehrte Köster nach Deutschland zurück wo er u.a. mit Gustav Landauer zusammenarbeitete und von 1911 bis 1914 die anarchosyndikalistische Zeitschrift „Der Pionier. Unabhängiges sozialrevolutionäres Organ" der FVdG herausgab. Bis 1922 blieb Köster in aktiver Funktion in der FAUD (u. a. als verantwortlicher Redakteur von „Der Syndikalist").

An die Arbeiterſchaft der Unterweſerorte!

Die ſeit Jahren fortgeſetzte Steuerpolitik der herrſchenden Klaſſe, insbeſondere die neue 500 **Millionen-Forderung**, welche durch indirekte Steuern aufgebracht wird, hat **durch ihre Folgen** zu einem **chroniſchen Notſtand** des ſchaffenden Proletariats geführt.

Demgegenüber haben die Machtmittel der Arbeiterſchaft, welche ſie innerhalb der Partei und der Zentralverbände beſitzen, vollſtändig verſagt.

Der Kritik an dieſen Zuſtänden ſowie dem Zweck, eine Änderung herbeizuführen, ſoll die hier bekannt gegebene Verſammlung dienen.

Sonntag, den 3. Oktober, nachm. ½3 Uhr

Oeffentliche

Gewerkſchafts-Verſammlung

im Coloſſeum in Bremerhaven

Tages-Ordnung:

„Klaſſenkampf und die Stellung der Partei und Gewerkſchaftsbewegung."

Referent: C. Haffner, Berlin. — Diskuſſion.

Zahlreichen Beſuch erwartet

Der Einberufer.

Verantwortlich: A. Meyer, Geeſtemünde. — Druck: Maurer & Dimmick, Berlin SO. 16, Adalbertſtraße 37.

kriegs vorerst abgebrochen. Eine engere Kooperation mit der „Anarchistischen Föderation Deutschlands", die in ihrer Programmatik auf den kommunistischen Anarchismus Peter Kropotkins rekurrierte, kam gleichwohl bis 1914 nur partiell zustande.
Während in den beiden Hochburgen der Arbeiterbewegung Norddeutschlands zunächst nur die lokalistische Gewerkschaftsminderheit Hamburgs seit 1892 durch eine Anzahl von berufsständischen Handwerkerfachvereinen und industrieverbandsähnlichen Basisgruppen in der örtlichen Hafen- und Metallarbeiterschaft präsent war,[14] regte sich eine gewerkschaftliche Opposition in Bremen erst in der Folge von Auseinandersetzungen um die Akkordarbeit in den Jahren nach 1906/7. Der vormals festangestellte Bezirksvorsitzende der Bremer Zweigstelle des „Zentralverbands der Maurer Deutschlands", Franz Martin,[15] kanalisierte die oppositionellen Tendenzen im Ortsverband, was mit einiger Zeitverzögerung zur Gründung der ersten Filiale der „Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften" in der Hansestadt führte. Durch die Fusion mit der regionalen „Anarchistischen Föderation Deutschlands" zur „Freien Vereinigung aller Berufe für Bremen und Umgebung", nahm die anarchistische Theorierezeption des regionalen Syndikalismus schon im Jahr 1911 organisatorische Konturen an.[16] Nach dem Krieg kam es zu einer Neuauflage des organisatorischen Dualismus durch die 1919 neugegründete „Föderation kommunistischer Anarchisten Deutschlands" (FKAD), die in Bremen und Bremerhaven fast vollständig in Personalunion geführt wurde. In Hamburg gewannen die unter dem Einfluß Carl Langers (1881-1958) zu individualistischen Grundeinstellungen tendierenden „Freien Sozialisten-Anarchisten" (später „Anarchistischer Freibund") eine stärkere Bedeutung.

III. Die Rekonstituierung des radikalen Lokalismus nach dem Ersten Weltkrieg

Trotz der staatlichen Restriktionen und den einberufungsbedingten Mitgliederverlusten überstand die FVdG die Kriegszeit und konnte anschließend nahezu übergangslos an ihre informell weiterbestehenden Vorkriegsstrukturen anknüpfen. Bereits im Dezember 1918 existierten in Hamburg und Bremen wieder zwei Adressen der „Freien Vereinigung", zu denen kurz darauf diejenige der rekonstituierten Ortsgruppe Bremerhaven hinzukam.[17] Das unvermittelte Wiederaufleben läßt auf intakt gebliebene, während der Kriegszeit aktive Organisationskerne schließen, deren Kontinuität und Handlungsfähigkeit durch die Unterstützung eines festen Kaders von erfahrenen Funktionären gesi-

14 So fungierten z. B. die lokalistischen Schauerleute als die Initiatoren des großen Hamburger Hafenarbeiterstreiks von 1896/97. Vgl. Michael Grüttner, Mobilität und Konfliktverhalten. Der Hamburger Hafenarbeiterstreik 1896/97, in: K. Tenfelde/H. Volkmann (Hg.), Streik. Zur Geschichte des Arbeitskampfes in Deutschland während der Industrialisierung, München 1981, S.143-161. Lokalistische Vereine existierten in Hamburg außerdem für die Isolierer, Ofensetzer, Fensterreiniger, Zimmerer, Maler und Schneider.

15 Franz Martin (1878-1956) fungierte bis 1905/06 als festangestellter Vorsitzender des Bremer Zweigvereins des „Zentralverbands der Maurer". Nach der militärischen Niederschlagung der Bremer Räterepublik kam er im April 1919 als Mitglied des Roten Soldatenrates in Haft. Nach Angaben im Staatsarchiv Bremen (= StAB) 4,65-517 (Bl. 8).

16 Vgl. Ulrich Linse, Organisierter Anarchismus im Deutschen Kaiserreich von 1871, Berlin 1969, S.260.

17 Vgl. „Der Syndikalist", 1. Jg. (1918/19), Nr. 2 vom 21. Dezember 1918 u. ebd. Nr. 4 vom 4. Januar 1919.

chert blieb. Nach ihrer Neuformierung unter der Bezeichnung „Syndikalistische Einheitsorganisation" unterstützte die Bremer Ortsorganisation die am 10. Januar 1919 proklamierte Räterepublik, ohne allerdings in deren Exekutivorganen präsent zu sein. In der Endphase des Räteexperiments zählten die Anhänger der „Syndikalistischen Einheitsorganisation" zu den etwa 1.000 militanten Arbeitern und Matrosen, die am 4. Februar 1919 die aus den Vertretern der KPD, der USPD und des Soldatenrates bestehende Räteregierung gegen die anrückenden Freikorps verteidigten.[18] In den folgenden Monaten des militärischen Ausnahmezustandes kooperierte die „Syndikalistische Einheitsorganisation" eng mit der lokalen KPD. Bis zu ihrem Ausschluß im Juli 1919 gehörten die Syndikalisten zur äußersten linken Strömung innerhalb der noch heterogenen Parteiorganisation und waren, dem jeweiligen politischen Standort entsprechend, entweder eine akzeptierte oder doch zumindestens eine tolerierte Minderheit in der linksradikalen Arbeiterbewegung Bremens, die aufgrund ihrer Organisationsstärke kaum zu ignorieren war.[19] Nach eigenen Angaben verzeichnete die „Syndikalistische Einheitsorganisation" Ende 1919 insgesamt *„330 Buchdruckerhilfsarbeiter u. -arbeiterinnen", sowie den „Dachdeckern verwandte Berufe".*[20] Bis zum Januar des folgenden Jahres stieg diese Zahl auf 1420,[21] wobei noch die 1.100 Mitglieder des mit der „Freien Vereinigung" zwischen Dezember 1919 und Mai 1922 landesweit assoziierten syndikalistischen „Deutschen Seemannsbundes" (DSB) hinzugerechnet werden können.[22] In Bremerhaven ist eine durch Doppelmitgliedschaften bedingte Affinität zur „Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands" (USPD) noch im März 1920 nachweisbar. Als die linken Arbeiterorganisationen in der Folge des Kapp-Putsches am 15. März 1920 einen aus jeweils drei Delegierten von USPD, KPD und „Syndikalistischer Vereinigung" bestehenden „Revolutionären Arbeiterrat" bildeten, betrieb der KPD-Vertre-

---

18 Während der einen Tag andauernden Kämpfe kamen über 70 Menschen ums Leben. Vgl. dazu: Peter Kuckuk, Weltkrieg, Novemberrevolution und Räterepublik, in: H. Müller (Hg.), Bremer Arbeiterbewegung 1918 bis 1945 - »Trotz Alledem«, Berlin 1983, S.30 u. Peter Kuckuk, Bremen in der deutschen Revolution 1918/19, Bremen 1986. Unter den 29 getöteten Arbeitern befanden sich der Obmann der syndikalistischen Metallarbeitervereinigung Karl Richard Mesike sowie der Schlosser Willi Glock. Vgl. deren Todesanzeige in: „Der Syndikalist", 1. Jg. (1918/19), Nr. 11.

19 Vgl. dazu: Peter Kuckuk, Bremer Linksradikale bzw. Kommunisten von der Militärrevolte im November 1918 bis zum Kapp-Putsch im März 1920. Ihre Politik in der Hansestadt und in den Richtungskämpfen innerhalb der KPD, Diss. Phil., Hamburg 1970, S.230ff., sowie ders: Alle in einer Kutsche? Syndikalisten in Bremen in den ersten Jahren der Weimarer Republik (Teil 1), in: 'Bremer Arbeiterbewegung. Mitteilungsblatt des Arbeitskreises Bremer Arbeiterveteranen und des Vereins für Sozialgeschichte und Biographieforschung e.V.', 9/1994, S.4-13, in erweiterter Form in diesem ARCHIV, S. 15 - 39.

20 Vgl. die Präsenzliste im „Protokoll über die Verhandlungen vom 12. Kongreß der Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften, abgehalten am 27., 28., 29., und 30. Dezember 1919 in Berlin", Berlin 1920.

21 Nach Angaben der Polizeidirektion Bremen vom 13. Januar 1920, in: StAB, 4,65-517 (Bl. 10).

22 Neben den 1.100 Bremer Mitgliedern besaß der DSB im August 1920 jeweils weitere 2.050 in Hamburg und Lübeck sowie 1.200 in Stettin und 1.250 in Emden. Siehe Klaus Weinhauer, Alltag und Arbeitskampf im Hamburger Hafen. Sozialgeschichte der Hamburger Hafenarbeiter 1914-1933, Paderborn/München/Wien/Zürich 1994, S.199 (Anm. 66). Die 2.000 Bremerhavener Seemannsbündler vollzogen die Annäherung an die FVdG nicht mit und traten am 15. Oktober 1919 zur „AAU Sektion Fischerei/Seeleute" über. Vgl. StAB, 4,65-615 (Bl. 252). Zur radikalgewerkschaftlichen Seeleutebewegung vgl. Hartmut Rübner, Freiheit und Brot. Die Freie Arbeiter-Union Deutschlands. Eine Studie zur Geschichte des Anarchosyndikalismus, Berlin/Köln 1994, S.89-123.

ter Maurice Disch schon am 25. März erfolgreich den Ausschluß der Syndikalisten, wodurch auch deren Beziehungen zur USPD schließlich abbrachen.[23] Nachdem im Verlauf des Jahres 1920 die Bremer Rätekommunisten der „Allgemeinen Arbeiter-Union" (AAU) bis auf eine Restgruppe zum freigewerkschaftlichen „Deutschen Metallarbeiter-Verband" (DMV) übergetreten waren, konnten die Syndikalisten, die seit ihrem 12. Kongreß im Dezember 1919 als „Freie Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalisten)" (ab 1922 als FAUD Anarcho-Syndikalisten) firmierten, anscheinend einen größeren Teil des linksradikalen Potentials der Stadt resorbieren. Im Spätsommer 1921 registrierte die Polizei 2037 eingetragene Mitglieder und vermutete weitere 1.000 unorganisierte Sympathisanten der Bewegung.[24] Zum Zeitpunkt ihres Gründungskongresses existierten in Nordwestdeutschland drei Ortsverbände der FVdG/FAUD, deren 1102 Mitglieder sich regional nahezu gleichmäßig verteilten:[25]

- Syndikalistische Föderation Hamburg (Alle Berufe, Zimmerer, Maler und Lackierer): 400 Mitglieder.
- Syndikalistische Einheitsorganisation Bremen (Buchdruckerei-Hilfsarbeiter und -arbeiterinnen, Dachdecker u. verwandte Berufe): 330 Mitglieder.
- Freie Vereinigung aller Berufe der Unterweserorte (Bremerhaven): 372 Mitglieder.

Nach diesen anfänglichen Organisationserfolgen wurde ein Jahr später lediglich *„ein zahlenmäßig... langsames Wachsen"* registriert, so daß man die mittelfristigen Perspektiven der Bewegung nun eher auf *„innere Klarheit und Festigkeit"* einstellte *„als auf Massenzuwachs"*.[26] Die beabsichtigte Konsolidierung der lokalen Organisationsstrukturen schlug sich erst mit einiger Zeitverzögerung in der Praxis nieder. So erfolgte die Sektionsbildung des Bremer Metallarbeiterortsverbands zur „Föderation der Metall- und Industriearbeiter FAUD(S)" erst im Dezember 1921.[27] Die bis ins Jahr 1922 nachweisbaren Neugründungen in den angrenzenden Ortschaften Blumenthal, Varel, Vegesack und Delmenhorst blieben gleichwohl bis auf die letztere, deren längerfristige Kohärenz dem Einsatz des rührigen Funktionärs Wilhelm Schroers zugeschrieben werden kann, allesamt von kurzer Dauer. Die quantitative Aufwärtsentwicklung der Bremer Einheitsorganisation stagnierte bereits seit 1921/22, so daß die Gründung der FAUD-Hafenarbeiterföderation im Jahre 1924 allenfalls als eine sozioprofessionelle Ausdifferenzierung eines vormals einheitlichen Organisationsaufbaus interpretiert werden sollte.[28]

---

23 Dem Ausschluß waren vehemente Auseinandersetzungen zwischen dem antimilitaristischen Syndikalisten Adolf Meyer und dem militanten Kommunisten Maurice Disch (1888-1959) über die Anwendung von Waffengewalt vorausgegangen. Vgl. Adolf Meyer, „Wie die Parteien das Proletariat 'einigen'", in: „Der Syndikalist", 2. Jg. (1920), Nr. 16 (Beilage).

24 Vgl. StAB, 4,65-517 (Bl. 45).

25 Nach der Präsenzliste im „Protokoll über die Verhandlungen vom 12. Kongreß der Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften, abgehalten am 27., 28., 29., und 30. Dezember 1919 in Berlin", Berlin 1920.

26 „Konferenz für Nordwestdeutschland" (am 12. Dezember 1920 in Bremerhaven), in: „Der Syndikalist", 2. Jg. (1920), Nr. 50.

27 Die Gründung der Föderation erfolgte am 22. Dezember 1921. Vgl. „Der Syndikalist", 4. Jg. (1922), Nr. 7.

28 Die Formierung der Hafenarbeiterföderation am 6. April 1924 ist auch ein Indiz für eine ununterbrochene, informelle Organisationstätigkeit in der Zeit des Verbots der FAUD vom 20. November 1923 bis zum 28. Februar 1924.

Die soziale Basis der Syndikalisten in Norddeutschland, die sich vor dem Krieg überwiegend aus der Bau- und Metallhandwerkerschaft rekrutierten, verlagerte sich nach 1918 in die weniger qualifizierten Transport- und Metallarbeiterberufe der Werften und Hafenbetriebe. Fristete die Hamburger Lokalorganisation der FVdG/FAUD seit Mitte 1919 neben der dort entstehenden unionistischen Massenbewegung von Anfang an lediglich eine Randexistenz, so setzte auch in Bremen seit etwa Mitte der zwanziger Jahre ein anhaltender Erosionsprozeß ein. Die Rezession im Schiffbau machte sich ab 1924 einschneidend in der traditionellen linksradikalen Hochburg der Bremer Arbeiterbewegung, der Werft „A. G. Weser", bemerkbar. Bei einem Überhang an Produktionskapazitäten im deutschen Schiffsbau und einem gleichzeitigen Überangebot auf dem Arbeitsmarkt, stellte die Werftdirektion in Zusammenarbeit mit der politischen Polizei jetzt sicher, daß sich die politisch aktiven Funktionsträger[29] der Linksradikalen unter den entlassenen Teilen der Belegschaft befanden.[30] Mit dem Rückgang der betrieblichen Basis ging zudem ein Ausscheiden von respektierten Integrationsfiguren des lokalen Anarchosyndikalismus einher. Besonders schwer mag der Verlust des über die Fraktionsgrenzen der Bremer Arbeiterbewegung populären Geschäftsführers der FAUD(AS) Franz Martin gewogen haben, der die Ortsgruppe Ende 1925 verließ.

IV. Die Debatte um die Einheitsorganisation

Vor dem Ersten Weltkrieg lag das norddeutsche Zentrum der „Freien Vereinigung" in Hamburg. Die Basis der Lokalisten war hier zunächst breit gefächert und umfaßte vor allem die Industriearbeiterberufe der Transport-, Hafen- und Werftarbeiter, zu denen einzelne Berufe des Bauhandwerks und des Dienstleistungssektors hinzukamen, die sich zur „Freien Vereinigung aller Berufe" (ab 1913: „Syndikalistische Vereinigung aller Berufe") zusammenschlossen. Letztere bildeten mit einigen weiteren Fachvereinen und der „Föderation der Metallarbeiter" (seit 1913 ebenfalls mit den Hafenarbeitern und Seeleuten des „Syndikalistischen Industrie-Verbandes") ein örtliches Gewerkschaftskartell.[31] Seit 1912 erschien mit dem programmatischen Untertitel „Unabhängiges Organ für Anarchismus und Syndikalismus" die Hamburger Zeitschrift

29 Karl Roches (1862-1931) Kündigung als Büroangestellter der Hamburger „Vulcan-Werft" am 29. November 1919 erfolgte ausdrücklich aufgrund dessen führender Rolle in der syndikalistischen Bewegung und der Propagierung der 'direkten Aktion'. Vgl. das - zum Zeitpunkt des Wiedereintritts Roches in die FAUD - im Wortlaut wiedergegebene Kündigungsschreiben, in: „Der Syndikalist", 6. Jg. (1924), Nr. 30 (Beilage).

30 Vgl. Peter Kuckuk, Die Entwicklung des kommunistischen Einflusses auf der A.G. Weser während der Weimarer Republik, in: H. Müller (Hg.), Bremer Arbeiterbewegung 1918 bis 1945..., a.a.O., S.116-123, hier S.120. Die AAU-Betriebsorganisation der „A.G. Weser" erfaßte 1919/20 ca. 3.000 Mitglieder unter den 7.614 Beschäftigten. Die Gesamtstärke der Bremer AAU bestand in dieser Zeit aus etwa 7.000 Personen.

31 Die politische Polizei registrierte Aktivitäten des Gewerkschaftskartells der lokal organisierten Gewerkschaften Hamburgs zwischen 1904 und 1917. Vgl. Staatsarchiv Hamburg, PP 3225 [331-3V 830]. Die Ortskartelle der FVdG fungierten als die Vorläufereinrichtungen der späteren anarchosyndikalistischen Arbeiterbörsen (ab 1926 wurde die geschlechtsneutrale Bezeichnung „Arbeitsbörsen" gebräuchlich). 1910 existierten Kartelle in Berlin, München, Nürnberg-Fürth, Düsseldorf, Mannheim-Ludwigshafen, Dresden und Hamburg. Siehe „Offizielles Adressenverzeichnis der Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften", in: „Jahrbuch der Freien Generation für 1910" (= „Volkskalender und Dokumente der Weltanschauung des Sozialismus-Anarchismus"), redigiert von Pierre Ramus, Paris o. J., S.113.

„Kampf", die mit einer Auflage von 2.000 - 4.000 Exemplaren außerdem in Hannover, Wilhelmshaven, Neumünster, Altona, Bremerhaven und Rüstringen-Wilhelmshaven Verbreitung fand.[32] Die Protagonisten der Hamburger FVdG, Ernst Schneider, Karl Roche und Paul Schreyer, behinderten die Entfaltung der syndikalistischen Bewegung allerdings in einer gravierenden Weise, da sie untereinander seit 1913 einen langwierigen Disput kultivierten. Den äußeren Anlaß für diese Auseinandersetzungen boten vor allem die mangelnde Koordination bzw. die ausbleibenden Unterstützungsleistungen während des Hamburger Werftarbeiterstreiks des Jahres 1913, wobei sich bereits zuvor eine unsachlich geführte Ideologiedebatte zwischen der „Anarchistischen Föderation Hamburgs"[33] um Paul Schreyer und den (ihrerseits untereinander verfeindeten) Syndikalisten Ernst Schneider von den syndikalistischen Transport- und Hafenarbeitern und Karl Roche von der „Syndikalistischen Vereinigung aller Berufe" angebahnt hatte. Ernst Schneiders Kritik richtete sich besonders gegen die dualistische Organisationsstruktur der FVdG, wenn er das Selbstbestimmungsrecht der Betriebsgruppen gegenüber einer *„Zentralisierung"* durch die Ortskartelle einforderte und ebenso auf deren mangelnde Autonomie gegenüber der Berliner Geschäftskommission hinwies.[34] Die Diskussion kulminierte schließlich in einer anhaltenden Auseinandersetzung über eine Strukturveränderung des Syndikalismus, in der in Deutschland erstmalig die Frage der *„Einheitsorganisation"* thematisiert wurde.[35] Als Vorbild für das angestrebte Industrieverbandsprinzip, das dem ökonomischen Konzentrationsprozess in Richtung monopolisierter Industriekartellierungen Rechnung tragen sollte, diente das Modell der „Industrial Workers of the World" (IWW), dessen formelle Grundlagen in Norddeutschland bekannt waren.[36] Der Gedanke der Einheitsorganisation auf der Grundlage von betrieblichen Basiseinheiten sollte in der FVdG jedoch schließlich zugunsten des Industrieberufsprinzips (in Gestalt der Industrieföderationen) zurücktreten. Ein *„Mangel an politischer Erfahrung und Kommunikation mit der betrieblich verwurzelten oppositionellen Arbeiterbewegung"* kann jedenfalls nicht ohne weiteres als Aus-

---

32 Vgl. Ulrich Linse, Organisierter Anarchismus..., a.a.O., S.260 (Anm. 114) u. S.261.

33 Die örtliche AFD stagnierte während ihrer Existenz und wurde wesentlich durch die Auseinandersetzungen behindert, die eine Ausdehnung in größere Arbeiterkreise offenbar konterkarierten. Die organisierten Anarchisten Hamburgs zählten vor 1914 nicht mehr als 80 Personen. Vgl. Heidi Heinzerling, Anarchisten in Hamburg. Beiträge zu ihrer Geschichte 1890-1914, in: Hamburger Zustände. Jahrbuch zur Geschichte der Region Hamburg, Bd.1, Hamburg 1988, S.95-144, hier S.132.

34 Vgl. „Die Einigkeit. Organ der Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften", 17. Jg. (1913), Nr. 41 (Beilage).

35 Das Modell der Einheitsorganisation wurde von dem Bremer Delegierten Franz Martin vorgeschlagen, nachdem es entgegen den FVdG-Statuten schon in Hamburg durch Roche realisiert worden war. Vgl. „FVdG, Protokoll über die Verhandlungen vom 11. Kongreß. Abgehalten in Berlin am 21., 22. und 23. Mai 1914 im 'Fürstenhof', Köpenicker Straße 137/138", Berlin o.J. (1914), S.58ff.

36 Vgl. „Eingang I.W.W.", in: „Kampf. Unabhängiges Organ für Anarchismus und Syndikalismus", 2. Jg. (1914), Nr. 21. Vor allem Seeleute verbreiten das industrieunionistische Organisationsschema in den norddeutschen Hafenstädten. Vgl. Hans Bötcher, Zur revolutionären Gewerkschaftsbewegung in Amerika, Deutschland und England. Eine vergleichende Betrachtung, Jena 1922, S.38 (Anm. 2); Larry Peterson, The One Big Union in International Perspective: Revolutionary Industrial Unionism, 1900-1925, in: J. E. Cronin/C. Sirianni (Hg.), Work, Community, and Power. The Experience of Labor in Europe and America, 1900-1925, Philadelphia 1983, S.49-87, hier S.58.

gangsbedingung des Einheitsorganisationspostulats angeführt werden.[37] Die im Vergleich zur gebräuchlichen Praxis der FVdG in Bremen und Hamburg betriebene Aufgabe des Berufsverbandsprinzips zugunsten eines vereinheitlichten Aufbauschemas diktierte dabei mindestens ebenso der Zwang zur Konzentration der beschränkten betrieblichen Einwirkungsmöglichkeiten wie der Wille zur Beseitigung einer verankerten Berufsideologie. Die Abkehr von organisationsstrukturellen Prämissen kann daher auch als Konzession an eine latente Mitgliederschwäche interpretiert werden, die eine weitere Ausdifferenzierung allenfalls um den Preis der gewerkschaftlichen Handlungsfähigkeit ermöglicht hätte. Dementsprechend plädierten die Bremer und Hamburger Delegierten auf dem Berliner Kongreß der FVdG im Jahr 1914 für die Aufgabe des metiergewerkschaftlich-zentralisierten Aufbaus zugunsten selbstbestimmter und homogener Basiseinheiten, ohne die bis dahin obligatorische Berufsbindung.[38] Die Diskussion um eine strukturelle Reform brach indessen mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs ab, da die gewerkschaftlichen Betätigungsmöglichkeiten der FVdG aufgrund ihres eminent politischen Charakters und ihrer dezidiert antimilitaristischen Propaganda stark eingeschränkt waren. Die Kontakte der Hamburger FVdG zur Berliner Geschäftskommission blieben während des Krieges infolgedessen zwar beeinträchtigt, rissen aber einstweilen nicht vollkommen ab.[39]

Gleichwohl konnte die FVdG nach dem Krieg an ihre ohnehin geringen Rekrutierungserfolge unter den Metallarbeitern der Hamburger Werftindustrie ebensowenig anknüpfen, wie an die seit 1913 bestehenden ersten Ansätze ihres syndikalistischen Transportarbeiterverbands, der sich von Hamburg ausgehend im Dezember 1918 landesweit in Gestalt des „Internationalen Seemannsbunds" (seit dem Frühjahr 1919 „Deutscher Seemannsbund") als unabhängige radikale Gewerkschaft im Rahmen der Rätebewegung verselbständigte. Das komplexere Einheitsorganisationsmodell, das nachdrücklich von den norddeutschen Ortsgruppen Bremen und Hamburg propagiert worden war und dessen Realisierung entgegen den Organisationsstatuten der FVdG geschah, macht indessen ein generelles Dilemma der komplizierten syndikalistischen Organisationsstrukturen deutlich, was sich im Fall der FVdG/FAUD im Bedürfnis nach einer interprofessionellen Autonomie auf regionaler Ebene einerseits und einer andauernden Kritik an der zentralen Koordinierungs- und Verwaltungsadministration in Berlin andererseits zeigte. Die Hamburger Ortsgruppe hielt im Spätsommer 1913 die Situation für eine Ausdehnung auf die radikalisierte Hamburger Werftarbeiterschaft für günstig, da ein „wilder" Werftarbeiterstreik zehntausende von Metallarbeitern und Schiffszimmerleuten erfaßte und sich ohne jegliche Unterstützung und Mitwirkung des „Deutschen Metallarbeiter-Verbandes" in wenigen Tagen von Hamburg nach Stettin,

37 Volker Ullrich, Die Hamburger Arbeiterbewegung vom Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zur Revolution 1918/19, Bd.1, Hamburg 1976, S.434. Die Debatte über das Einheitsorganisationsschema datiert Ullrich auf den Sommer 1917 und verortet dessen Rezeption in den Kreisen der linksradikalen Jugendbewegung. Ebd., Bd.2, S.152 f. (Anm. 32).

38 Franz Martin forderte erstmalig die Realisierung der *„Einheitsorganisation"*. Vgl. „FVdG, Protokoll über die Verhandlungen vom 11. Kongreß...", a.a.O., S.58f.

39 Die Verbindungen der Hamburger Ortsgruppe mit der Berliner Geschäftskommission der verdeckt agierenden „Freien Vereinigung" wurden u. a. durch Agitationsreisen aufrechterhalten. So ist für den 8. Juli 1917 eine Veranstaltung mit 56 Werftarbeitern dokumentiert, auf der Fritz Kater als Redner angekündigt war. Vgl. Volker Ullrich, Die Hamburger Arbeiterbewegung vom Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zur Revolution 1918/19, a.a.O., Bd.2, S.153 (Anm. 34).

Kiel, Flensburg bis in die Belegschaften des Wesergebiets ausdehnte. Diesmal schienen sich die Hoffnungen zu realisieren, daß die *„Werftarbeiterschaft nun zu einem selbsthandelnden Faktor geworden war, der unabhängig vom Organisationsapparat existierte"*.[40] Doch trotz der vermeintlich mehr als erfolgversprechenden Ausgangssituation registrierte die örtliche „Freie Vereinigung" überrascht, daß die ihr zugehörige „Freie Vereinigung der Metallarbeiter" allenthalben auf geringe Resonanz stieß.[41] Die Erfolglosigkeit der Streikbewegung, die die Werftarbeiterbasis weniger der Aussperrungstaktik der konzertierten Werftunternehmerschaft als der quietistischen Gewerkschaftsführung und ihrer Bürokratie anlastete, förderte indessen die Diskussionen über das Verhältnis von Führer und Massen in den Arbeiterorganisationen beträchtlich und bereitete das Terrain für die später in Gestalt der Arbeiter-Unionen und des Anarchosyndikalismus vollzogenen praktisch-organisatorischen Konsequenzen vor.[42] Die Einheitsorganisationsvorstellungen, die in den theoretischen Interpretationen der Linksradikalen aus den politischen Rahmenbedingungen der ökonomischen Zentralisationsprozesse resultierten, konkretisierten sich in der Folgezeit vor allem in den Überlegungen[43] der Hamburger Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim,[44] die seit Juni 1917 in der

---

40 Marina Cattaruzza, Gewerkschaftliche Organisationsprozesse der Werftarbeiter im Kaiserreich: eine komparative Studie, in: G. A. Ritter (Hg. unter Mitarbeit von E. Müller-Luckner), Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs, München 1990, S.415-437, hier S.433.

41 Vgl. „Die Einigkeit", 17. Jg. (1913), Nr. 29 (Beilage).

42 Gerhard Engel, Die politisch-ideologische Entwicklung Johann Kniefs (1880-1919). Untersuchung zur Geschichte der Bremer Linksradikalen, phil. Diss. Berlin (Ost) 1967, S.99f.

43 Vgl. Heinrich Laufenberg/Fritz Wolffheim, Demokratie und Organisation. Grundlinien proletarischer Politik, Hamburg 1915, S.55. Explizit ist hier erstmals von einem *„Industrieverband auf der Grundlage der Betriebsorganisation"* die Rede, dessen Vorbild ganz offensichtlich der us-amerikanischen I.W.W. entlehnt ist.

44 Fritz Wolffheim (30.10.1888-17.3.1942), Sohn eines wohlhabenden jüdischen Berliner Kaufmanns und gelernter Handlungsgehilfe, übernahm 1908 ein Redaktionsvolontariat an einer Tageszeitung. Seit 1909 Mitglied der SPD, war er während eines Aufenthaltes in den USA von 1910 bis 1913 in der „Socialist Party" aktiv und redigierte ab 1912 deren Organ „Vorwärts der Pacific-Küste" in San Francisco. Nach seiner Rückkehr machte er in Hamburg die Bekanntschaft Heinrich Laufenbergs (19.1.1872 - 3.2.1932), mit dem er die lokale Parteiopposition gegen die Kriegspolitik der SPD anführte. Eingezogen am 1. Mai 1915, kam er zwischen 1916 und 1918 insgesamt 23 Monate aufgrund Gehorsamsverweigerungs- und Hochverratsdelikten in Haft. In deren Folge wiesen ihn die Behörden zwischen dem 15. November 1918 und dem 15. Mai 1919 als „Nervenkranken" in ein Sanatorium ein. Wolffheim betrieb mit Laufenberg an maßgeblicher Stelle die Abspaltung der linksradikalen Opposition von der KPD(S) und war mit diesem zunächst führend in der norddeutschen KAPD, aus der sie jedoch 1920 wegen der Verbreitung dezidiert nationalkommunistischer Ansichten ausgeschlossen wurden. Daraufhin initiierten die beiden Freunde die „Freie Vereinigung zum Studium des deutschen Kommunismus" (FVSK) und den „Bund der Kommunisten" (BdK), mit denen sie sowohl Einfluß in Kreisen des nationalrevolutionär eingestellten Bürgertums, als auch in patriotisch gesinnten Arbeiterzirkeln zu gewinnen suchten. Die Trennung Laufenbergs vom BdK erfolgte nach 1922, als der zahlenmäßig unbedeutende Konventikel unter der Ägide Wolffheims - außer mit der Lebensreform- und Volksgesundheitsbewegung - auch mit antisemitischen und nationalistischen Kreisen in Verbindung trat. Wolffheims Gründung der kurzlebigen „Arbeitsgemeinschaft für revolutionäre Politik" im Jahr 1925 folgte 1927 - nach erfolglosen Wiedereintrittsersuchen in die KPD - die Neuauflage der FVSK, die sich zunehmend völkisch-nationalrevolutionären Kreisen annäherte und 1930 schließlich zur „Gruppe sozialrevolutionärer Nationalisten" überwechselte. Wolffheim, der anscheinend Kontakte zum abgespaltenen „Strasser-Flügel" der NSDAP anknüpfte, starb im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Vgl. die autobiographischen Angaben in: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR, ZPA I 5/5/1, (Bl. 93). Zur Biographie Laufenbergs vgl. Hartmut Rübner, Heinrich Laufenberg, in: M. Asendorf/R. v. Bockel/J.

Zeitschrift der Bremer Linksradikalen „Arbeiterpolitik" eine publizistische Plattform fanden.[45]

Während des 11. Kongresses der FVdG im Mai 1914 kam auch die gewerkschaftliche Unterstützungspraxis zur Debatte, die besonders die Beschäftigten der metallverarbeitenden Industrie benachteiligte, da diese in Streikfällen von der finanzschwachen Metallarbeiterföderation nur unzureichend unterstützt werden konnten. In den Hafenstädten, in denen die unqualifizierteren Arbeitsplätze der Hafen-, Werft- und Abwrackarbeiter einer starken Fluktuation unterlagen und klar ausdifferenzierte Berufsfelder kaum bestanden, erschienen syndikalistische Fachvereinigungen angesichts der neuen fabrikmäßigen Produktionsmethoden nicht länger zeitgemäß. Wenn sich auch die primäre Orientierung der „Freien Vereinigung" nun allmählich von den Handwerkern ab- und der zumeist angelernten Industriearbeiterschaft zuzuwenden begann, zeigten sich im Hinblick auf die Vereinheitlichungsprozesse in der Zusammensetzung der Großbelegschaften doch noch grundlegende strukturelle Defizite im Organisationsaufbau. Insofern erwies sich die syndikalistische Organisationspraxis für Industriebranchen mit überwiegend unständig beschäftigten Arbeitern, die von einer eigenen Marktpolitik abhingen und/oder ihre Arbeitsabläufe eigenverantwortlich kontrollieren konnten, als weniger angemessen. Die Option für die eine oder andere Gewerkschaft bzw. die Bereitschaft sich einer solchen überhaupt anzuschließen, war immer auch von dem Anliegen bestimmt, kollektive Handlungsspielräume im betrieblichen Rahmen zu wahren. Für die Werftarbeiter betraf dieses Interesse vorrangig die eigenständige Arbeitsorganisation, die ihnen sowohl die Steuerung der Arbeitsintensität als auch die Vereinbarung der Lohnsätze im Gruppenakkord ermöglichte.[46] Die unständig beschäftigten Hafenarbeiter bewegte noch dazu die Problematik der eigenverantwortlich geregelten Kontrolle der Arbeitsplatzvergabe und -vermittlung.[47] Der Erfolg der politischen Gewerkschaftspraxis war jedenfalls oft *„mehr durch das Auf und Ab der Lohnentwicklung als durch die Überzeugungskraft der kommunistischen Idee bestimmt"*, wie selbstkritische Funktionäre resümierten.[48] Die sich bereits vor 1914 abzeichnende, dann während des Kriegszeit fortsetzende Radikalisierung der Werft- und Hafenarbeiterschaft[49] kanalisierte seit Mitte 1919 der entstehende Industrieunionismus, der mit seinem Betriebsorganisationsschema den spezifischen Bedürfnissen in den betreffenden Beschäftigungssparten offenbar effektiver als der Syndikalismus entsprach.[50]

P. Reemtsma, Demokratische Wege. Deutsche Lebensläufe aus vier Jahrhunderten. Ein Lexikon, Stuttgart 1996.

45 Vgl. Hans Manfred Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1923. Ein Beitrag zur Sozial- und Ideengeschichte der frühen Weimarer Republik, Darmstadt [2]1993, S.84f.

46 Vgl. Marina Cattaruzza, Gewerkschaftliche Organisationsprozesse..., a.a.O., S.435.

47 Vgl. Klaus Weinhauer, Alltag und Arbeitskampf im Hamburger Hafen..., a.a.O., S.204ff.

48 Ursula Büttner, Die Hamburger freien Gewerkschaften in der Zeit der Weimarer Republik, in: U. Bauche/L. Eiber/U. Wamser/W. Weinke (Hg.), »Wir sind die Kraft«. Arbeiterbewegung in Hamburg von den Anfängen bis 1945, Hamburg 1988, S.131-167, hier S.149.

49 Zur unionistischen Hafenarbeiterbewegung vgl. Klaus Weinhauer, Alltag und Arbeitskampf im Hamburger Hafen..., a.a.O., S.197-208 u. S.231-233. Zur Entwicklung der einzigen Hafenarbeitersektion des „Deutschen Seemannsbundes" (seit September 1920: „Schiffahrtsbund") vgl. Charlotte Niermann, Die Hafenarbeiter Bremens in der Weimarer Republik, in: W. Drechsel/H. Gerstenberger/C. Marzahn (Hg.), Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, Heft 6 (1983): Arbeitsplätze Schiffahrt, Hafen, Textilindustrie 1880-1933, S.105-192, hier S.113-131.

50 Karl Roche bemerkte schon 1913 dazu: *„Eine eigentliche Berufsorganisation in Hamburg in den Gebieten, in denen wir uns ausdehnen können, besteht gar nicht."* Mit seiner Behauptung,

Die sozioprofessionelle Basis der norddeutschen „Freien Vereinigung" bestand nach dem Krieg zunächst noch überwiegend aus den Handwerksberufen des Bausektors, wobei die maßgeblichen Protagonisten der Vorkriegszeit aus den Querelen um den Organisationsaufbau bzw. den ideologischen Auseinandersetzungen mit der AFD ihre Konsequenzen zogen und, wie Paul Schreyer und Ernst Schneider, in der FVdG nicht mehr in Erscheinung traten. Der mit ausgedehnten Agitationstouren ausgelastete Karl Roche, der sich in seinem programmatischen Einfluß auf die ideologisch noch nicht festgelegte Theorierezeption des Syndikalismus zusehens durch den Anfang 1919 aus dem Exil zurückgekehrten Rudolf Rocker[51] verdrängt sah, verließ die Organisation vor ihrem ersten Nachkriegskongreß im Dezember 1919, um ebenso wie Ernst Schneider künftig eine führende Position in der norddeutschen „Allgemeinen Arbeiter Union" einzunehmen.[52] Die Entscheidung einer Abkehr vom Anarchosyndikalismus trug im übrigen sehr wahrscheinlich auch dem Umstand Rechnung, daß die radikalisierte Hafen- und Werftarbeiterschaft in den norddeutschen Hafenstädten die im Aufbau befindliche AAU als eine revolutionäre Gewerkschaftsalternative mit einem marxistischen Theorieüberbau bevorzugte.[53] Innerhalb der AAU vertrat Roche bald eine eigenstän-

---

„der Syndikalismus liegt in Hamburg in der Luft", lag er sicherlich richtig, wenngleich die späteren Organisierungserfolge in den norddeutschen Hafenstädten primär den Arbeiter-Unionen zugute kamen. Vgl. „FVdG, Protokoll über die Verhandlungen vom 11. Kongreß der FVdG...", a.a.O., S.59. Eine Mitte 1919 auf den Hamburger Werften durchgeführte Massenumfrage attestierte den Syndikalisten lediglich 50 Anhänger. Siehe Jörg Berlin, Staatshüter und Revolutionsverfechter. Arbeiterparteien in der Nachkriegskrise, in: U. Bauche/L. Eiber/U. Wamser/W. Weinke (Hg.), »Wir sind die Kraft«. Arbeiterbewegung in Hamburg von den Anfängen bis 1945, Hamburg 1988, S.103-129, hier S.122.

51 Rudolf Rocker (1873-1958) war von Beruf Buchbinder und gehörte in seiner Jugend der radikalen sozialdemokratischen Parteiopposition der „Jungen" an. Um einer Verhaftung und der Einberufung zum Militärdienst zu entkommen, emigrierte er 1892 nach Paris, dann nach London. Ohne selbst Jude zu sein, engagierte er sich dort in der entstehenden östjüdischen Gewerkschaftsbewegung und stand in engen Kontakten zu den bekanntesten Protagonisten der internationalen anarchistischen Bewegung. Wegen antimilitaristischer Aktivitäten nach Beginn des Ersten Weltkriegs in England interniert, kehrte er 1919 nach Deutschland zurück, wo er maßgeblich die ideologische Neuorientierung des Syndikalismus in Richtung des kommunistischen Anarchismus bestimmte. Rocker galt seit den zwanziger Jahren als der einflußreichste Theoretiker und Sprecher der deutschen, wie auch der internationalen libertären Bewegung. Sein kulturphilosophisches Hauptwerk „Nationalismus und Kultur" erschien in deutscher Sprache erstmals 1949 unter dem Titel „Entscheidung des Abendlandes" und stieß vor allem in den USA (wohin er 1933 emigriert war) auf breiteres Interesse. Vgl. zur Biographie Rockers Peter Wienand, Der »geborene« Rebell. Rudolf Rocker - Leben und Werk, Berlin 1981, sowie Rudolf Rocker, Aus den Memoiren eines deutschen Anarchisten (Hg. v. H. P. Duerr u. M. Melnikov), Frankfurt/M. 1974.

52 Im Gegensatz zu Rudolf Rocker, der im Sinne des kommunistischen Anarchismus für die Abschaffung des Lohnsystems eintrat, propagierte Karl Roche die Durchsetzung eines „Einheitslohns" und die Etablierung der „Diktatur des Proletariats." Vgl. Karl Roche, Was wollen die Syndikalisten? Programm, Ziele und Wege der Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften, Berlin 1919 u. ders., Einheitslohn und Arbeitersolidarität, Berlin o.J. (1919). Vgl. zur Auseinandersetzung in der FAUD mit Roches Grundgedanken über die revolutionäre Gewaltanwendung und das AAU-Organisationsschema W. Börne, „Betriebsorganisation oder Industrieorganisation des Syndikalismus", in: „Der Syndikalist", 2. Jg. (1920), Nr. 31 (Beilage).

53 Im Sommer 1919 zählte die Hamburger AAU etwa 12.000 Mitglieder, die sich ungefähr aus 20% Hafen- und 80% Werftarbeitern zusammensetzten. Im folgenden Jahr wurde ein Höchststand von 15.000-16.000 Mitgliedern erreicht, der bis März 1921 wieder auf 10.000 sank. Im gleichen Monat lag der Stand des AAU-Bezirks Wasserkante bei 17.000 Mitgliedern. Vgl. Klaus Weinhauer, Alltag und Arbeitskampf im Hamburger Hafen..., a.a.O., S.198 u. 199 (Anm. 60).

dige föderalistische Richtung, die sich mit ihrem konsequent vertretenen wirtschaftlichen und politischen Betriebs- und Einheitsorganisationsmodell, als eine syndikalistische Unterströmung im deutschen Unionismus, ab Herbst 1921 in der „Allgemeinen Arbeiter Union (Einheitsorganisation)" (AAUE) fortsetzte.[54] In Bremen gab hingegen die ebenfalls größtenteils aus Werftarbeitern bestehende Basis der „Allgemeinen Arbeiter Union" dem Druck der KPD-Führung nach und trat zum „Deutschen Metallarbeiter-Verband" (DMV) über. Für eine Minderheit der antiparlamentarischen Linksopposition füllte die FAUD jetzt ein Vakuum, das außer dem organisierten Anarchosyndikalismus weder die örtliche „Kommunistische Arbeiter Partei" (KAP), noch die einflußlose AAUE auszufüllen vermochte.[55] Während die linkskommunistische Opposition der AAU nach der Rückkehr ihrer Majorität in den DMV keine dauerhafte Konsistenz erreichte, die KAP in der Zeit ihres kurzen Bestehens nur ein Schattendasein fristete und die örtliche AAUE in einer Zeit des allgemeinen Rückgangs der linksradikalen Bewegung keinerlei Bedeutung erlangte, vermochte die anarchosyndikalistische FAUD ihren Alleinvertretungsanspruch als wirtschaftliche und politische Einheitsorganisation in der Hafen- und Werftarbeiterschaft nach 1920 erfolgreicher durchzusetzen.

V. Die Entwicklung der Organisationsstrukturen

Hinsichtlich der Mobilisierung einer neuen Mitgliederbasis spielten bekannte Funktionäre der FVdG,[56] die während der Kriegszeit aktiv geblieben waren und somit die Kontinuität der Organisationsarbeit in Norddeutschland gewährleisteten, eine wesentliche Rolle. Die öffentliche Agitation beschränkte sich aufgrund der verhängten Ausnahmegesetze auf sporadisch durchgeführte Versammlungen und Vortragsveranstaltungen, die zumeist unter Polizeiobservanz stattfanden. Mit der wiedererlangten Legalität war die bruchlose Anknüpfung an die syndikalistischen Vorkriegsstrukturen ohne behördliche Beschränkungen möglich. Zur Unterstützung der wiederauflebenden Aktivitäten in den Ortsgruppen erfolgte zwischen dem 10.- 16 Januar 1919 eine erste Agitationsreise durch Norddeutschland, die Karl Roche und Fritz Kater gemeinsam bestritten.[57] Unter der Geschäftsführung Karl Roches verfügte die „Syndikalistische

54 In ihrer Kritik an den erstarrten *„Berufsorganisationen"* der FAUD(AS) und deren vermeintlichem *„Verlassen des föderativen Aufbaus"* und an der *„Zurückentwicklung in die Fachgewerkschaft"* griff die AAUE weniger auf ideologische als primär organisationsprinzipielle Argumente zurück. Vgl. „Der Unionist. Organ der Allgemeinen Arbeiter-Union (Einheits-Organisation). Wirtschaftsbezirk: 'Wasserkante'", 4. Jg. (1923), Nr. 18. Die AAUE-Hamburg verfügte nach dieser Quelle 1923 über acht Betriebsorganisationen in den Hafen- und Werftbetrieben.

55 Von der ansonsten akribisch arbeitenden politischen Polizei Bremens ist kein Aktenvorgang zur AAUE überliefert. Eine etwa sechsköpfige Abspaltung, die offenbar vollkommen isoliert operierte, existierte nach Aussagen des Zeitzeugen und AAU/KAP-Mitglieds Albert Flachmann noch 1924.

56 Die bekanntesten Vertreter der FVdG reaktivierten die syndikalistischen Vorkriegsverbindungen. Dies gilt insbesondere für Karl Roche und August Heidel in Hamburg, für Adolf Meyer in Bremerhaven sowie für Fritz Meseke und Franz Martin in Bremen.

57 Es fanden fünf Veranstaltungen in Bremerhaven, Bremen und Hamburg statt. Vgl. „Der Syndikalist", 1. Jg. (1918/19), Nr. 7. Die „Norddeutsche Volksstimme" Nr. 10 vom 12. Januar 1919 berichtete von 2.000 Zuhörern, die Fritz Katers Vortrag „ Die politische Lage und das Attentat auf die Werftarbeiter" in Geestemünde (bei Bremerhaven) besucht hätten.

Föderation Hamburg" im Frühjahr 1919 über Zweigstellen in sieben Stadtteilen.[58] Während der ersten syndikalistischen „Konferenz Norddeutschlands" vom 23./.24 August 1919 waren in Bremen Delegierte aus Kiel, Wilhelmshaven, Bremerhaven, Worpswede, Hamburg, Geestemünde und Bremen sowie ein Vertreter des „Deutschen Seemannsbundes" anwesend, die den kurz zuvor erfolgten Ausschluß der Bremer „Syndikalistischen Einheitsorganisation" aus der KPD mit *„allseitiger Befriedigung"* zur Kenntnis nahmen. Zur Verbesserung der Kommunikation unter den norddeutschen Ortsverbänden und zur propagandistischen Außenwirkung beschlossen die Delegierten einstweilen die Bildung einer Agitationskommission mit Sitz in Hamburg.[59] Als Koordinierungsinstanz erfüllte diese Einrichtung in der Folgezeit jedoch nicht einmal ansatzweise die an sie gestellten Erwartungen. Die Auflösung der Agitationskommission im August 1921 bedeutete letztendlich den Verlust der spärlichen Kontakte zwischen den norddeutschen Ortsgruppen und veranschaulicht die unzureichenden Kommunikationsverbindungen einer Gewerkschaft, der es im regionalen Rahmen nicht einmal gelang, einen obligatorischen Schriftverkehr aufrechtzuerhalten.[60] Den Ausbau zu dem in der programmatischen „Prinzipienerklärung des Syndikalismus" vorgesehenen vertikalen und horizontalen Organisationsschema in Gestalt der Arbeiterbörsen und Industrieföderationen vollzog zuerst die expandierende „Syndikalistische Einheitsorganisation" Bremens, aus der im Juli 1920 eine Arbeiterbörse und im Dezember 1921 eine Föderation der Metall- und Industriearbeiter hervorging. Der Zustandsbericht der Hamburger Frühjahrskonferenz, die Ostern 1922 stattfand, dokumentiert die substanziellen Strukturdefizite in der norddeutschen FAUD. Die Delegierten der acht Ortsgruppen kamen hier zu der Auffassung, daß an die Formierung einer Bezirksarbeiterbörse schon deshalb nicht zu denken war, weil bis dahin nicht einmal die Bildung örtlicher Arbeiterbörsen gelungen sei.[61] Vorerst beschloß man lediglich das Wiederaufleben der brachliegenden Hamburger Agitationskommission. Schon die Liste der vertretenen Ortsverbände macht deutlich, daß der kurzzeitige Prozeß der Ausdehnung zu diesem Zeitpunkt längst stagnierte. So läßt sich im Hinblick auf das Organisationsgefüge allenfalls eine lokale Diversifizierung feststellen.[62] Effektive Impulse für Neugründungen vermittelte einzig die im Verlauf des Jahres 1920/21 einen immensen Mitgliederzulauf

58 In den Bezirken St. Pauli, Barmbeck, Hammerbrock, Elmsbüttel und Altona/Neuhof. Vgl. „Der Syndikalist", 1. Jg. (1918/19), Nr. 14. Die von der überregionalen FVdG abweichende Organisationsbezeichnung diente einerseits zur deutlicheren Abgrenzung von den Zentralgewerkschaften und galt wiederum als Ausdruck einer Abkehr vom Berufsverbandsprinzip zugunsten einer in Streikfällen effektiveren Einheitsorganisationsstruktur. Die Hervorhebung des ideologischen Charakters durch die Verwendung der Bezeichnung „Syndikalismus" (u. a. durch die beabsichtigte Umbenennung des Verbandsorgans in „Der Syndikalist") wurde insbesondere von Roche gefordert. Vgl. „FVdG, Protokoll über die Verhandlungen vom 11. Kongreß...", a.a.O., S.67 u. 96.

59 Die Funktion des Vorsitzenden der Agitationskommission (AK) übernahm Karl Roche. Vgl. „Der Syndikalist", 1. Jg. (1918/19), Nr. 39. Im Frühjahr 1920 wechselte der Sitz der AK nach Bremen und im Dezember 1920 von dort nach Bremerhaven.

60 Vgl. „Der Syndikalist", 4. Jg. (1922), Nr. 6.

61 Neben der Arbeiterbörse Hamburg existierte seit 1920 auch ein Büro der Arbeiterbörse Bremerhaven. Vgl. „Der Syndikalist", 3. Jg. (1921), Nr. 6 u. 14.

62 Vertreten waren aus Hamburg die „Syndikalistische Föderation", die „Föderation der Bauberufe" sowie die Ortsgruppen Harburg und Meldorf-Heide, die Bremerhavener Ortsgruppe und die „Syndikalistischen Einheitsorganisationen" aus Delmenhorst und Bremen. Vgl. „Der Syndikalist", 4. Jg. (1922), Nr. 18 (Beilage).

verzeichnende „Syndikalistische Einheitsorganisation" Bremens, die am 17. September 1922 eine Bezirksarbeiterbörse bildete, welche aus den Ortsgruppen Bremen, Delmenhorst, Blumenthal und Unterweser (Bremerhaven) bestand.[63] Auf die separate Initiative der Bremer reagierten die verbleibenden norddeutschen Gruppen mit der Einberufung einer Konferenz des „FAUD-Bezirks Wasserkante", auf der sich die Anwesenden jedoch unumwunden eingestehen mußten, daß *„die verschiedenen Ortsgruppen meistens noch mit sich selbst zu kämpfen"* hätten und daher von der Gründung einer zweiten Bezirksarbeiterbörse Abstand nahmen.[64] Von verfestigten Zusammenhängen konnte zu diesem Zeitpunkt - abgesehen von zwei Ausnahmen: der Bremer Ortsgruppe sowie der vergleichsweise unbedeutenden „Syndikalistischen Föderation Hamburgs" - ohnehin keine Rede sein.[65] In einer Entwicklungsphase, die inzwischen von der latenten Stagnation des Jahres 1921/22 in das Stadium einer akuten Erosion übergegangen war, traf die FAUD das Verbot, das die Behörden aufgrund des (gescheiterten) Hamburger Aufstandes der KPD vom 22. Oktober 1923 über alle linksradikalen Organisationen Norddeutschlands verhängten. Die Polizei durchsuchte sowohl die Büros der FAUD als auch die Privatwohnungen ihrer bekanntesten Funktionäre und konfiszierte die Kassen- und Bücherbestände sowie das gesamte erreichbare Büroinventar.[66] Aus den Polizeiakten geht indessen hervor, daß es der FAUD(AS), trotz des zeitweiligen Verbots zwischen dem 20. November 1923 und dem 28. Februar 1924, dennoch gelang, die Bremer Organisation in der Folgezeit auf einem vergleichsweise niedrigerem Niveau zu stabilisieren. Demzufolge soll die dortige FAUD(AS) im Jahr 1926 noch etwa 800 Personen umfaßt haben.[67] An den Börsensitzungen nahmen zu diesem Zeitpunkt allerdings nur noch etwa 50-60 Mitglieder regelmäßig teil, was auf ein nachlassendes Interesse der Mitgliederbasis in einer Periode relativer politischer Stabilität hindeutet.[68] Die Handlungsfähigkeit der Bremer FAUD belegt gleichwohl die Formierung einer „Föderation der Hafenarbeiter", die kurz nach der Aufhebung der polizeibehördlichen Repressionswelle bekanntgegeben wurde.[69] Die Hafenarbeiterföderation blieb, ebenso wie der zwei Jahre später in die Hamburger Ortsgruppe integrierte „Verband der Binnenschiffer" (VdB), bis zum Ende der Weimarer Republik gewerkschaftlich handlungsfähig.[70] Die

63 Vgl. „Der Syndikalist", 4. Jg. (1922), Nr. 31 (Beilage).

64 Auf der Konferenz des Bezirks Wasserkante, die Ostern 1923 in Neumünster stattfand, waren außer Hamburg lediglich Lübeck (ohne Ortsgruppenstatus), Kiel sowie Neumünster vertreten. Siehe „Der Syndikalist", 5. Jg. (1923), Nr. 10.

65 Dort konstituierte sich Anfang 1923 die Ortsbörse „Groß-Hamburg", der Berthold Hellingrath vorstand. Vgl. „Der Syndikalist", 5. Jg. (1923), Nr. 11.

66 Vgl. StAB, 4,65-1856 („Verfügung zur Auflösung radikaler Organisationen vom 20. November 1923, Nr. 1160/11/23").

67 Vgl. StAB, 4,65-521 (Bl. 28).

68 Vgl. StAB, 4,65-521 (Bl. 16). Interne Aussagen konzedieren das Fehlen einer *„engen Bindung"* und *„einheitlichen Linie."* Darüber hinaus wird auf einen *„traurigen Besuch der Mitgliederversammlungen"* hingewiesen, der sich nur bei einem *„Vortrag einer 'großen Kanone'"* ändere. Vgl. Max [Hilse]: „Das Gebot der Stunde", in: „Der Sprecher. Bulletin für die Provinzial-Arbeiter-Börse 'Nordwest' der Freien Arbeiter-Union Deutschlands/Anarcho-Syndikalisten", 2. Jg. (1929), Nr. 6 [Juni].

69 Am 6. April 1924. Vgl. „Der Syndikalist", 6. Jg. (1924), Nr. 15.

70 Am 15. Juni 1926 schloß sich der „Verband der Binnenschiffer" (VdB) des Stromgebiets Elbe der „Provinzialarbeiterbörse Nordwest" an. Vgl. „Der Syndikalist", 8. Jg. (1926), Nr. 27 (Beilage). Der VdB wurde im November 1918 von den vormaligen Angestellten der Binnenschiffersektion des „Deutschen Transportarbeiterverbandes" (DTAV) Wilhelm Schüning und Robert Schlisch, sowie dem früheren Funktionär des „Zentralverbandes der Maschinisten und

zum Agitationsbezirk Nordwestdeutschland zusammengefaßten Börsenbezirke Bremen und der (inzwischen realisierte) Bezirk Wasserkante umfaßten im Sommer 1924 insgesamt 11 Ortsverbände.[71] Außer den sporadisch einberufenen Konferenzen der „Agitationskommission Nordwest" gelang es in den nächsten Jahren nicht, ein für die Ortsverbände verbindendes Element oder Organ zu schaffen. Alle Energien in diese Richtung schienen sich zudem vorübergehend auf die Expansion des Hamburger „Blocks antiautoritärer Revolutionäre" (zunächst: „Block antiautoritärer Sozialisten") zu konzentrieren, der 1924/25 aus einer Initiative der örtlichen AAUE in Verbindung mit der Zeitungsgruppe „Proletarischer Zeitgeist" entstanden war. Während der Konferenz der Bezirks Nordwest der FAUD vom 27./28. Dezember 1924 debattierten die Delegierten verschiedener linksradikaler Splittergruppierungen über eine interfraktionelle Verschmelzung aller antiparlamentarisch eingestellten Linksorganisationen, zumal, so der maßgebliche Initiator des Blocks, Karl Roche, das unionistische - auf der Grundlage der Betriebsorganisation basierende Rätemodell - weitgehend mit der anarchosyndikalistischen Konzeption der Arbeiterbörsen identisch sei.[72] Der Block blieb jedenfalls, trotz aller gegenteiligen Absichten, nicht viel mehr als eine informelle Verbindung linksradikaler Aktivisten, die sich mit einem Kreis politisch interessierter Arbeiter jeden 1. und 3. Sonntag im Monat zu Diskussionsveranstaltungen und Vortragsabenden[73] im Logenhaus Barmbeck versammelten. In der antiautoritären Bewegung

---

Heizer Deutschlands", Emil Dyrrlich, gegründet. In politischer Nähe zur USPD und KPD(S) stehend, strebte der VdB zunächst im Rahmen der revolutionären Rätebewegung die Kollektivierung der Binnenschiffahrt an. Ende 1919 reklamierte der VdB 7.324 Mitglieder gegenüber den 3.133 Mitgliedern des DTAV. Nach der von dem Berliner USPD-Abgeordneten Schüning im April 1920 vollzogenen Rückkehr der gemäßigten Schiffer in den DTAV, führte Schlisch den aus ca. 500 Mitgliedern bestehenden VdB in loser Anbindung an die FAUD als Geschäftsleiter von deren „Föderation der „Kommunal- und Verkehrsarbeiter" in Personalunion weiter. Als sich im Mai 1926 eine kommunistische Fraktion unter Dyrrlich abspaltete, um den „Industrieverband für das Verkehrsgewerbe, Reichsgruppe Binnenschiffer" zu formieren, integrierte sich der in Breslau ansässige Organisationsrest in die FAUD, der er bis zur Selbstauflösung am 30. Juni 1933 mit 60 Mitgliedern (1930) angehörten. Robert Schlisch kam Anfang 1945 mit seiner Familie während der Kämpfe in Breslau um. Siehe zu den Zahlenangaben von 1919 „Die Schiffspost. Deutsche Wasserstraßen-Zeitung. Organ für die schiffahrtstreibende Bevölkerung", 1. Jg. (1919), Nr. 48.

71 Auf einer gemeinsamen Konferenz beider Bezirke waren außer den bereits bestehenden Verbänden die Ortsgruppen Braunschweig und Hannover vertreten. Vgl. „Der Syndikalist", 6. Jg. (1924), Nr. 24. Im Vergleich zu den 11 norddeutschen Ortsgruppen verzeichnete die „PAB-Rheinland-Westfalen" 113 lokale Zusammenschlüsse. Siehe die „Abschrift über die Rheinisch-Westfälische Konferenz gehalten zu Mühlheim-Ruhr am 6. und 7. Sept. 1924", in: Stadtarchiv Bochum (Landratsamt), LA 1314 (Bl. 359).

72 Vgl. „Der Syndikalist", 7. Jg. (1925), Nr. 5. An den Verhandlungen waren Vertreter der FAUD Braunschweig, Bremen, Delmenhorst, Bremerhaven, der SAJD Bremen, Hamburg und Geestemünde, sowie der FKAD, den IWW und der AAUE Hamburgs beteiligt. Vgl. „Der Syndikalist", 7. Jg. (1925), Nr. 4 (Beilage).

73 Gelegentlich fanden auch Blockveranstaltungen wie z. B. diejenige mit Rudolf Rocker am 14., 15. und 17. Juli 1925 („Geschichte der 1. Internationale") statt. U. a. referierte auch der vormalige Nationalkommunist Heinrich Laufenberg am 11. Februar 1927 (Thema: „Völkerbundmilitarismus") für den antiautoritären Block. In Zusammenarbeit mit dem Freimaurer Walther Funder gab Laufenberg zu dieser Zeit in Hamburg „Die Harpune. Monatsschrift für Kulturradikalismus" heraus, die sowohl Individualanarchisten und Freimaurern als auch freiwirtschaftlichen, radikalpazifistischen („Gruppe revolutionärer Pazifisten") und KPD-oppositionellen Kreisen ein publizistisches Forum bot. Laufenberg argumentierte in der „Harpune" in einer verschroben anmutenden Weise klerikalkritisch. Vom völkischen Rassismus und Antisemitismus, wie auch vom *„politische(n) Marxismus der Gegenwart"* distanzierte er sich nach-

galt der Zusammenschluß der marginalisierten Linksopposition wegen seines kompromißlosen Radikalismus und der Polemik gegen freiberuflich publizierende Exponenten des deutschen Linksradikalismus wie Otto Rühle, Erich Mühsam, Rudolf Großmann (= Pierre Ramus), Rudolf Rocker und Max Hoelz[74] als ebenso realitätsfern wie kontraproduktiv.[75] Überdies endeten im Herbst 1928 die wenig praxisorientierten Aktivitäten des Blocks, dessen überregionale Ausdehnung zwar mittels einer flächendeckenden Flugblattpropaganda angekündigt wurde, aber nicht über das Stadium eines organisatorischen Desiderats hinauskam. Alles in allem trugen diese vergeblichen Bemühungen zugunsten einer Fusionierung der linksradikalen Reste wenig Konstruktives zur Stabilisierung des norddeutschen Linksradikalismus bei.

Mit der Gründung der Provinzialarbeiterbörse Nordwestdeutschland („PAB-Nordwest") am 7. März 1926 erfolgte indessen ein bedeutsamer Schritt der Konsolidierung, der allerdings, ebenso wie der Anstoß zur Initiierung der „PAB-Schlesien" (am 28. Februar 1926) und der „PAB-Sachsen" (am 4. April 1926), weniger aus eigenem Antrieb von der Basis, als aus einer Entscheidung der Berliner Geschäftskommission herrührte. Ziel dieser Maßnahme war ganz offensichtlich der lückenlose Abschluß der organisatorischen Durchstrukturierung bis zum 16. Reichskongreß der FAUD(AS) im Mai 1927.[76] Im Herbst 1927 registrierte die „PAB-Nordwest" zwar ein *„langsames Aufblühen unserer Bewegung"* und auch eine bessere *„Zusammenarbeit zwischen den Ortsvereinen und der P.A.B.-Ltg."* ;[77] all dies schlug sich jedoch mittelfristig nicht in steigenden Mitgliederzahlen nieder, wie die für das Jahr 1930 ausgewiesenen internen Angaben zeigen.[78] Daß dem Abwärtstrend nicht mehr entgegengesteuert werden konnte, belegt das vorliegende statistische Material, welches die „PAB-Nordwest" gegen Ende der Weimarer Republik mit 154 verbliebenen Mitgliedern in 7 Ortsverbänden als nahezu bedeutungslosen Regionalverband ausweist.[79] In Norddeutschland gelang zwar

---

drücklich. Vgl. Heinrich Laufenberg, „Karl Marx, der Idealist der materialistischen Geschichtsauffassung", in: „Die Harpune", 1. Jg. (1927), Heft 2, S.12.

74 Vgl. exemplarisch die Nachricht „Max Hölz [sic !] käuflich!" über dessen Schallplattenaufnahmen für den „Roten Frontkämpfer Bund", in: „Proletarischer Zeitgeist. Eine von Arbeitern für Arbeiter geschriebene Zeitung", 7. Jg. (1928), Nr. 39.

75 Vgl. den Brief Carl Dopfs an Erich Mühsam vom Dezember 1927 mit der Überschrift „Revolutionäre Zersetzungsarbeit", abgedruckt, in: Gerd W. Jungblut (Hg.), Erich Mühsam, In meiner Posaune muß ein Sandkorn sein. Briefe 1900-1934, Bd.2, Vaduz 1984, S.809-812.

76 Vgl. das „Protokoll über die Verhandlungen vom 16. Kongress der FAUD(AS). Abgehalten am 26., 27. und 28. Mai 1927 in Mannheim", Berlin 1927, S.20. Als erster Obmann der „PAB-Nordwest" fungierte der Binnenschiffer Emil Große (Hamburg), dem im März 1927 der Bremer Hafenarbeiter Hermann Große (1877-1930) folgte. Ab März 1928 übernahm der Hafenarbeiter Max Hilse (1900-1973) in Wesermünde die Geschäftsleitung der PAB. Mit deren Verlegung von Bremen nach Neumünster im April 1930 ging die Geschäftsleitung an den selbständigen Händler Wilhelm Sach (geb. 1883) über. Vgl. den „Bericht von der P.A.B. Konferenz 'Nordwest' am 5. und 6. April 1930 in Bremen", in: „Der Syndikalist", 12. Jg. (1930), Nr. 19.

77 Siehe: „Konferenz der P.A.B Nordwestdeutschland", in: „Der Syndikalist", 9. Jg. (1927), Nr. 44.

78 Für die „PAB-Nordwest" werden lediglich 243 Mitglieder in 8 Ortsverbänden verzeichnet. Darunter entfielen auf „Alle Berufe": Bremerhaven - 11, Hamburg - 70, Bremen - 36, Neumünster - 40, Delmenhorst - 5; Binnenschiffer: Hamburg - 24; Hafenarbeiter: Bremen - 42; Metallarbeiter: Bremen - 15. Vgl. das „Protokoll über die Verhandlungen des 18. Kongresses der FAUD(AS), abgehalten vom 29. Mai bis 1. Juni 1930 im 'Atlantik', Berlin-Gesundbrunnen", Berlin 1930, S.91-93.

79 Bremen [Hafenarbeiter]: (26), Alle Berufe (28); Hamburg: [Binnenschiffer] (24), [Alle Berufe] (40); Delmenhorst (5); Neumünster (21), [Alle Berufe, darunter 18 Textilarbeiter];Wesermünde

die bruchlose Anknüpfung an die überkommenen Organisationsstrukturen der FVdG, die FAUD erreichte hier dennoch nicht die quantitative Bedeutung, die sie in ihren Hochburgen Berlin, Thüringen (hier ist vor allem Sömmerda mit 1950 Mitgliedern zu nennen) und ihren Zentren in Rheinland-Westfalen und im Bergischen Land besaß. Der langwierige Entwicklungsprozeß in Richtung der Herausbildung von organisatorischen Konturen war erst zu einem Zeitpunkt abgeschlossen, als die FAUD(AS) als regionale Gewerkschaftsopposition in ihren traditionellen Standorten über keine aktionsfähige Mitgliederbasis mehr verfügte.

VI. Der Anarchosyndikalismus als Kulturbewegung

Erste Aktivitäten außerhalb rein gewerkschaftlicher Zusammenhänge lassen sich am Beispiel der anarchistischen Jugendbewegung bereits im Jahr 1919 aufzeigen. Nach einer *„kurzen Blüte"* der anarchistischen Fraktion in der „Freien Sozialistischen Jugend" die bis Juli 1919 andauerte,[80] verzeichnete die im Verlauf des Jahres 1922 gegründete „Syndikalistisch-Anarchistische Jugend Deutschlands" (SAJD) in Norddeutschland allerdings keine Fortschritte, die über die Initiierung vereinzelter Ortsgruppen hinausgegangen wären. Die auf dem Magdeburger Pfingstkongreß 1923 verabschiedeten *„organisatorischen Leitsätze der SAJD"*, die zum Zweck einer intensivierten Durchstrukturierung eine Gliederung in Orts-, Kreis- und Landesbezirke vorsah, weisen für den 6. Landesbezirk Nordwest-Deutschland lediglich drei Ortsgruppen aus.[81] Die zusammenhanglose Verteilung der Jugendgruppen macht einerseits deutlich, daß die Resolutionen zur Schaffung neuer SAJD-Jugendgruppen weitgehend erfolglos blieben und daß zum anderen die oft kurzlebigen Neugründungen außerhalb des Wirkungskreises der Erwachsenenorganisationen blieben.[82] Erst im Verlauf des Jahres 1924 zeigten sich Ansätze einer relativen Stabilisierung der „Syndikalistisch-Anarchistischen Jugend" in Norddeutschland, denn im September 1925 existierten hier sieben Jugendgruppen, die bis auf eine Ausnahme nicht im unmittelbaren Umfeld der FAUD angesiedelt waren.[83] Die Leitung der in den programmatischen Leitsätzen zur Aufrechterhaltung der Kontakte zwischen den Ortsgruppen und der Reichsinformationsstelle vorgesehenen Bezirksinformationststelle übernahmen sympathisierende Jungunionisten von der Hamburger AAUE, die sich außer mit der SAJD auch mit Ernst Friedrichs „Freier Jugend (Junge Anarchisten)" zur „Antiautoritären sozialistischen Jugend (Anarchisten)" zusammenschlossen. Letztere stand wiederum im direkten Einflußbereich des Hamburger

(10). Vgl. „Statistik über die Industrieföderationsmitgliedschaft der FAUD(AS)", in: Geheimes Staatsarchiv Berlin-Dahlem, I HA, Rep. 219, Nr. 140. Die Statistik ist sehr wahrscheinlich anläßlich des Ende März 1932 stattfindenden 19. Reichskongresses der FAUD(AS) erstellt worden.

80 Siehe Wolfgang Merkel/Bernhard Oldigs, morgen rot! 80 Jahre Bremer Arbeiterjugendbewegung. 40 Jahre Landesjugendring, Bremen 1987, S.22.

81 Neben Bünde (Ostfriesland) und Rüstringen wird als dritte Ortgruppe Magdeburg angegeben. Vgl. das „Rundschreiben der SAJD", (1923), Nr. 5. Dies deutet auf eine „Patenschaft" der mit großer Wahrscheinlichkeit solideren Magdeburger SAJ hin.

82 Der FAUD-Bezirk Wasserkante hatte am 25. Februar 1923 zusätzlich zur Gründung der SAJ auch die Initiierung eines syndikalistischen Frauenbundes angeregt, der jedoch nicht realisiert wurde. Vgl. „Der Syndikalist", 5. Jg. (1923), Nr. 10 (Beilage).

83 Zu diesem Zeitpunkt bestanden landesweit 76 Gruppen mit ca. 3.000 Mitgliedern. Vgl. StAB 4,65-821 (Bl. 34).

„Blocks der antiautoritären Revolutionäre".[84] Zum Zeitpunkt der Einberufung der ersten Bezirkskonferenz der „SAJD-Nordwest" im August 1926 in Verden a.d. Aller war der Zenit der anarchistischen und anarchosyndikalistischen Jugendarbeit allerdings schon erkennbar überschritten und die Verbindungen zur Reichsinformationsstelle waren mittlerweile endgültig abgerissen. Auf dem 7. Reichskongreß der SAJD wies man nochmals auf den desolaten Zustand des Landesbezirks Nordwest hin, der seine Existenz 1928 praktisch beendete.[85] Ganz offensichtlich vermochten die durch die revolutionären Ereignisse politisierten Jungfunktionäre der SAJ keine Generationsabfolge in ihren Gruppen einzuleiten, obgleich ihnen später eine wesentliche Bedeutung in der FAUD zugemessen werden muß.

Seit 1927 war in den internen Funktionärskreisen der FAUD(AS) wiederholt angeregt worden, in den Kulturorganisationen der Arbeiterbewegung eine stärkere Präsenz zu zeigen, um der parteipolitischen Dominanz in den proletarischen Kulturverbänden entgegenzuwirken und der Organisation somit ein zusätzliches Einflußgebiet zu erschließen. Ein Beispiel für ein intensiviertes Engagement in den Kulturorganisationen ist die Mitarbeit von FAUD-Publizisten in der Presse der Freidenkerbewegung und der Sexualreformbewegung. Im Verbandsorgan des unter der Leitung des Nürnberger FAUD-Geschäftsführers Franz Gampe stehenden „Reichsverbandes für Geburtenregelung und Sexualhygiene" waren Artikel von solch bekannten anarchosyndikalistischen Funktionsträgern wie Fritz Oerter[86] und Fritz Linow[87] zu finden. In der „Gemeinschaft proletarischer Freidenker" (GpF), einem links von der KPD stehenden Zusammenschluß radikaler Atheisten, verfügten die anarchosyndikalistischen Autoren nicht nur über ein starkes journalistisches Gewicht, sondern auch über eine solide Basis unter den Funktionären und den Mitgliedern. Als 1930/31 eine Spaltung des Freidenkerverbandes infolge der externen Einflußnahme durch die KPD und den internen Auseinandersetzungen um den Stellenwert des marxistisch-materialistischen Theoriebezugs unvermeidlich schien, trug die gefestigte anarchosyndikalistische Fraktion wesentlich zur Klärung des politisch-ideologischen Kurses der GfB bei.

Die Einbindung in die regionale Arbeiterkulturbewegung und die Ausformung eigenständiger Nebenorganisationen gelang der „PAB-Nordwest" nur in Bremen. So übernahm der Kaufmann Willi Brandt,[88] der bis zu seiner Übersiedlung im Jahr 1925 der

---

84 Vgl. Ulrich Linse, Die anarchistische und anarcho-syndikalistische Jugendbewegung 1919-1933. Zur Geschichte und Ideologie der anarchistischen, syndikalistischen und unionistischen Kinder- und Jugendorganisationen 1919-1933, Frankfurt/M. 1976, S.76f. sowie „Proletarischer Zeitgeist", 4. Jg. (1925), Nr. 20. Vgl. auch den Bericht über das Pfingsttreffen der „Antiautoritären Jugend Norddeutschlands vom 4.-6. Juni 1926", in: „Proletarischer Zeitgeist", 5. Jg. (1926), Nr. 19.

85 Der 7. Reichskongreß fand am 25./26. Dezember 1929 statt. Es waren 46 Jugendgruppen vertreten, die fast ausschließlich den Bezirken Sachsen, Thüringen, Rhein-Main-Gau und Rheinland-Westfalen entstammten. Vgl. „Der Syndikalist", 11. Jg. (1929), Nr. 4.

86 Der Anarchist Fritz Oerter (1869-1935) war von Beruf Lithograph und Buchhändler. Im März 1919 gehörte er als Vertreter der USPD dem Vollzugsausschuß des Arbeiter- und Soldatenrates der Stadt Fürth an. Oerter, der als publizistisch engagierter Propagandist einer kultursozialistischen Linie in der libertären Bewegung Deutschlands gilt, starb 1935 im KZ Sachsenhausen.

87 Der Tischler Fritz Linow (1900-1965) war ein ausgewiesener Arbeits- und Sozialrechtsexperte und übernahm 1932 eine der führenden Funktionen in der FAUD.

88 Wilhelm („Willi") Brandt (geb. 1896), der neben seinen Funktionen in der Sexualreformbewegung auch im linkssozialdemokratischen „Deutschen Freidenker Verband" aktiv war, trat 1932 der „Sozialistischen Arbeiter Partei" bei und gründete nach dem Krieg die „Liga für Mutter-

Bernhard Koch (Mitte) im Kreise Berliner SDAJler (März 1923 in Berlin)

Duisburger FAUD angehört hatte, zu Beginn des Jahres 1931 die Bezirksgeschäftsleitung des „Reichsverbandes für Geburtenregelung und Sexualhygiene (Gau Weser-Ems)". Dem 1928 gegründeten sexualreformerischen Verband gehörten 1932 insgesamt 267 Bremer Mitglieder an, zu denen noch 42 weitere in Bremen-Vegesack und 152 in Delmenhorst hinzukamen.[89] Im Hafenarbeiterstadtteil Walle betrieb Brandt in der Nähe des Hafenbordellviertels eine Beratungsstelle des „Reichsverbandes", die - unter Umgehung des restriktiven § 184 StGB - preisgünstige Verhütungsmittel und Aufklärungsschriften verbreitete.[90] Die als Sexual- und Familienberatungsstelle konzipierte Einrichtung stand in enger Verbindung mit sozialpolitisch interessierten Hebammen und Ärzten, die öffentlich über das Thema der Geburtenregelung in der Arbeiterschaft referierten.[91] Auch von der „Gilde freiheitlicher Bücherfreunde", einer im Jah-

---

schutz und Sexualreform". Im organisationseigenen „Liga-Buchverlag" gab er noch bis Ende der 50er Jahre Aufklärungsschriften heraus.

89 Angaben nach „Sexual-Hygiene. Offizielles Organ des Reichsverbandes für Geburtenregelung und Sexualhygiene e.V.", 4. Jg. (1932), Nr. 4.

90 Für den „Reichsverband" veröffentlichte Brandt die Aufklärungsschrift „Wie lange noch Mutterschaft oder Zuchthaus?", Bremen o. J. (1931).

91 Zur Praxis der Bremer Beratungsstelle des Reichsverbands vgl. Susanne Schunter-Kleemann, Bremer Frauen in der Weimarer Zeit und der § 218, in: R. Meyer-Braun (Hg.), Frauen - Geschichte - Bremen (= Schriftenreihe der wissenschaftlichen Einheit Frauenstudien und Frauenforschung an der Hochschule Bremen, Bd.3), Bremen 1991, S.81-140, hier S.115-119. Als überregionale Vergleichsdarstellung vgl. Kristine von Soden, Die Sexualberatungsstellen der Weimarer Republik 1919-1933 (= Stätten der Geschichte Berlins; Bd.18), Berlin 1988. Zur Geschichte der Sexualreformbewegung allgemein: Atina Grossmann, The new Woman, the new Family and the Rationalisation of Sexuality: The Sex Reform Movement in Germany 1928 to 1933, phil. Diss. New Brunswick 1984; dies., Reforming Sex. The German Movement for Birth Control and Abortion Reform 1920 - 1950, Oxford 1995. Zum Verhältnis von FAUD(AS) und „Reichsverband" vgl. Hartmut Rübner, Freiheit und Brot..., a.a.O., S.219-236.

Jan Göbel (links), Gertrud Kaufmann (2. von rechts)

re 1929 von der FAUD geschaffenen Unterorganisation, deren Mitglieder zu etwa 50% nicht der anarchosyndikalistischen Trägerorganisation angehörten, existierten in Norddeutschland zwei Filialen in Bremen und Hamburg.[92] Um die Verbreitung freiheitlich-sozialistischer Literatur zu fördern, richtete die GfB in Zusammenarbeit mit der örtlichen Arbeiterbörse (die zuletzt in einem Bremer Arbeiterlokal ansässig war) außerdem eine kleine Bibliothek ein.

Die Freidenkerorganisationen der Arbeiterbewegung waren in Norddeutschland weit weniger von Bedeutung als in ihrer angestammten Hochburg Berlin oder in ihren Zentren im Ruhrgebiet, in Sachsen und Thüringen.[93] Über die Zusammensetzung der lokalen „Gemeinschaft proletarischer Freidenker", deren Reste seit dem Übertritt der SPD- und KPD-Mehrheit in den linkssozialdemokratischen „Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung" (VFF) landesweit eng mit der FAUD(AS) kooperierten, ist nichts genaueres bekannt, da die politische Polizei diesen Verband schon vor seiner Spaltung zu Beginn des Jahres 1927 als verhältnismäßig unbedeutend einschätzte.[94] Von den Bre-

92 Während in Bremen seit 1929/30 eine Ortsgruppe der GfB existierte, war in Hamburg lediglich eine Gildenzahlstelle in der am 1. Dezember 1931 eingerichteten Geschäftsstelle des „Verbandes der Binnenschiffer (Anarchosyndikalisten)" ansässig. Vgl. „Der Syndikalist", 13. Jg. (1931), Nr. 47 (Beilage).

93 Vgl. dazu die statistischen Daten in: Jochen-Christoph Kaiser, Arbeiterbewegung und organisierte Religionskritik: Proletarische Freidenkerverbände in Kaiserreich und Weimarer Republik, Stuttgart 1981, S.354ff.

94 Die Majorität in der GpF fusionierte 1927 mit dem von der sozialdemokratischen Verbandsspitze unter Max Sievers (1878-1944) dominierten „Verein der Freidenker für Feuerbestattung" zum „Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung e.V." Eine aus Linkssozialisten, Rätekommunisten, Anarchisten und Anarchosyndikalisten (wie z. B. dem vormaligen anarchosyndikalistischen VFF-Aufsichtsratsvorsitzenden Ernst Rieger 1875-1947) zusammengesetzte Minderheit führte die GpF unter der alten Organisationsbezeichnung bis 1933 weiter. Der Höchststand der unter merklichem Einfluß der FAUD stehenden GpF betrug um 1931/32 etwa 15.000-

mer Anarchosyndikalisten war nachweislich einzig Max Hilse in der GpF aktiv.[95] Einige scheinen sich indessen, wie z. B. Willi Brandt, Bernhard Koch[96] und der Delmenhorster Willi Schroers auf eine Fraktionsarbeit im VFF (nach Abspaltung der kommunistischen Mitglieder 1930 in „Deutscher Freidenker Verband" umbenannt) konzentriert zu haben, während andere wiederum freireligiöse oder anthroposophische Kreise bevorzugten.[97] Eine Anzahl von Anarchosyndikalisten war außerdem am linken „Arbeiter-Gesangverein Bremen" beteiligt, aus dem seit der mehrheitssozialdemokratischen Beteiligung bei der Niederschlagung der Bremer Räterepublik alle SPD-Mitglieder kategorisch ausgeschlossen wurden. Mit dem Dirigenten des Chors Hermann Böse (1870-1943) stand Erich Mühsam in freundschaftlicher Verbindung.[98]

VII. Die anarchosyndikalistische Regionalpresse

„Zur sozialistischen Schulung der Arbeiter ist zunächst die sozialistische Presse berufen. In der modernen Zeit ist die Zeitung das einfachste, billigste und erfolgreichste Bildungsmittel... Die Druckschrift ist viel mehr wert als Papier und Schwärze." [99] Anders als das in diesem allgemeinverbindlichen Bildungsanspruch zum Ausdruck kommende emanzipatorische Selbstverständnis vermuten läßt, richtete sich, insbesondere in der Nachkriegszeit, die anarchosyndikalistische Presse vorzugsweise an die Adresse der Mitgliederschaft und diente vor allem als flankierende Unterstützung zum Aufbau und zur Festigung der Binnenstrukturen. In Anbetracht der nicht nur auf den ersten Blick verwirrend anmutenden Vielfalt der Titel, reflektiert die Presse der FVdG/FAUD in ihrer thematischen Variationsbreite nicht zuletzt auch den dualistischen Organisationsaufbau des Anarchosyndikalismus. Die berufsbezogenen Fachblätter der Nachkriegsphase waren zunächst noch stark metiergewerkschaftlich geprägt und blieben - mehr oder weniger korrespondierend mit den Belangen der Gesamtorganisation - den lokalistischen Berufstraditionen verhaftet. Erst mit der Betonung einer entschieden gewerkschaftlicheren Linie, die nach dem 15. Kongreß im Frühjahr 1925 einsetzte, intensivierten die Föderationsgeschäftsleitungen der Bau-, Metall- und Holzindustriearbeiter

---

20.000 Mitglieder. Zur Entwicklung der GpF von 1927 bis 1933. Vgl. Hartmut Rübner, Freiheit und Brot..., a.a.O., S.236-254.

95 Vgl. Max Hilse, „Kirchen und Krieg", in: „Der proletarische Atheist. Organ der Gemeinschaft proletarischer Freidenker Deutschlands", 3. Jg. (1929), Nr. 8. Der Hafenarbeiter Max Hilse (1900-1973) gehörte der SAJD, FAUD sowie der „Anarchistischen Vereinigung" Erich Mühsams an. Nach dem Krieg folgte eine Funktionärslaufbahn in der ÖTV einem bis 1952 dauernden Intermezzo in der „Föderation freiheitlicher Sozialisten" (FFS).

96 Der Laborant Bernhard („Harding") Koch (1901-1983) war Funktionär der SAJD, FAUD und der FKAD und gilt als einer der Mitinitiatoren der Bremer FFS.

97 Ein solches Interesse bekundeten der in der norddeutschen SAJD führende Dreher Hans Friedrichsen (1900-1967) und die Fabrikarbeiterin Gertrud („Trudel") Kaufmann (1901-1960). Letztere war eine der wenigen weiblichen Aktivistinnen in der von Männern dominierten FAUD. Einen Hang zum Vegetarismus und religiösen Sozialismus zeigte der deutsch-österreichische Tischler und Anarchosyndikalist Josef („Sepp") Edlinger (1904-1975). Es kann daher eine Heterogenität in Weltanschauungsfragen innerhalb der SAJD/FAUD konstatiert werden, die gleichsam das gesamte linke Spektrum der Jugendbewegung charakterisierte.

98 Hermann Böse (1870-1943), der als Widerstandskämpfer der KPD gilt, brachten die Polizeibehörden in direkten Zusammenhang mit der FAUD. Vgl. Bundesarchiv Koblenz (= BAK), R58/318 (Bl. 35).

99 »Isegrim«, in: „Der Syndikalist", 8. Jg. (1926), Nr. 34 (Beilage).

die Herausgabe eigener Presseorgane mit vorzugsweise branchenspezifischen Inhalten. In der Regel grenzten sich die Publikationen der Industrieföderationen in drastischer Form gegen die Einzelgewerkschaften des ADGB ab und dienten vorrangig der Koordination von Arbeitskämpfen sowie der Sammlung von Solidarleistungen in Streikfällen. Die Intentionen dieser arbeitsalltagsorientierten Organe zielten in erster Linie darauf ab, Mitglieder über das berufliche Umfeld hinaus in engere Berührung mit den praktischen Belangen der FAUD zu bringen. Das als Wochenzeitschrift für die Küstenregion konzipierte Branchenblatt „Der Sturm. Organ der Föderation der Kommunal-, Staats- und Verkehrsarbeiter" scheiterte indessen schon im Frühjahr 1920 an der mangelnden Integrationsbereitschaft des „Deutschen Seemannsbundes", dessen Hamburger Redaktion der Verbandszeitschrift „Seemannsbund" die vorgeschlagene Übernahme ihres Organs durch die FAUD-Verkehrsarbeiterföderation rigoros ablehnte.
Mit der fortschreitenden Konsolidierung des Organisationsgefüges sah sich die FAUD(AS) seit Mitte der zwanziger Jahre mit dem Problem einer zunehmenden Erosion der Mitgliederzahlen konfrontiert. In der Zeit der Wirtschaftskrise ab 1929 reduzierten sich die Reste der einstigen Massenorganisation auf etwa 10 % ihrer früheren Stärke, wobei in dieser Reduktionsstufe von einem hohen Anteil aktiver Mitglieder und engagierter Funktionsträger ausgegangen werden kann.[100] Da es der FAUD für eine funktionierende Gewerkschaftsarbeit mehr und mehr an einem Rückhalt in der Industrie fehlte, produzierten die Betriebsgruppen der FAUD(AS) sporadisch Betriebszeitungen, um somit dem schwindenden Einfluß durch einen für die Werbung neuer Mitglieder günstigen werksinternen Informationsaustausch entgegenzuwirken. Verfolgt man die Entwicklung der regionalen anarchosyndikalistischen Zeitschriften, dann wird deutlich, daß sich der redaktionelle Schwerpunkt ab 1928 auf die Provinzialarbeiterbörsen zu verlagern beginnt. Erst ab 1930 gingen die Ortsgruppen dazu über, ihr bis dahin vornehmlich als internes Mitgliederblatt verbreitetes Organ „Der Syndikalist" zur direkten Mitgliederwerbung im Straßenverkauf und in den Betrieben umzufunktionalisieren.[101] Nichtsdestoweniger blieben Klagen an der Tagesordnung, die Ortsgruppen wären nur bereit, die Zeitungen entsprechend ihrer Mitgliederstärken zu bestellen. Wenn Austritte zu verzeichnen seien, käme dies also in der Regel mit der Abbestellung einer dementsprechenden Anzahl des „Syndikalist" gleich. Um interne Diskussionsprozesse transparent zu gestalten und die Themenschwerpunkte der bevorstehenden Kongresse bereits im Vorfeld auszubreiten, gab die Pressekommission der FAUD(AS) für die

100 Die von der FAUD registrierten Mitgliederzahlen sanken von 20.000 im Jahr 1925 auf 12.000 im Jahr 1928. Vgl. den „Bericht der Geschäftskommission der FAUD für den 3. Kongreß der Internationalen Arbeiter-Assoziation", in: Internationaal Instituut Voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam (= IISG), Coll. Albert de Jong (Part: International Workingmen's Association (= IWMA), Mappe 8, Seite 1. Bis 1932 ging die Organisationsstärke auf 7.000 Mitglieder zurück. Vgl. „Pressedienst der Internationalen Arbeiter-Assoziation", 10. Jg. (1932), Nr. 5 [146] vom 10. April.

101 *„Unser Organ, 'Der Syndikalist', ist so auszubauen, daß es sich besser als bisher zum Vertrieb auf den Straßen, vor den Betrieben und in den Häusern eignet, da unsere Zeitung immer noch das beste Propagandamittel unserer Ideen ist. Im Gegensatz zu Flugblättern schafft die Zeitung ein festes Bindeglied zwischen der FAUD und unserer Weltanschauung einerseits und den Abonnenten andererseits, ganz abgesehen davon, daß in einem solchen Falle die Abonnenten unsere Propaganda mit finanzieren helfen."* Beschluß des 18. Kongresses der FAUD(AS), abgedruckt in: „Der Syndikalist", 12. Jg. (1930), Nr. 27.

Funktionäre ein internes Diskussionsforum („Die Debatte") heraus.[102] Dem Meinungsaustausch über theoretisch-programmatische Differenzen, dem analytischen Diskurs zu Fragen der Ökonomie und Politik sowie der Information über den Stand der internationalen Bewegung, diente seit 1924 das deutschsprachige Theorieorgan der „Internationalen Arbeiter-Assoziation" „Die Internationale", das die Geschäftskommission nach Bedarf an die Funktionäre der Ortsgruppen auslieferte.[103] Die publizistischen Aktivitäten[104] der deutschen Anarchosyndikalisten brachen nach der nationalsozialistischen Machtübernahme keineswegs ab. So gelang nicht nur die Einschleusung von illegalen Druckerzeugnissen aus dem Ausland, sondern auch die Herstellung von eigenem Propagandamaterial. Zusammen mit der Fluchthilfe, sowie der Hinterbliebenen- und Gefangenenunterstützung war die Verteilung der illegalen Schriften ein wesentliches Betätigungsfeld des anarchosyndikalistischen Widerstandes.

Die FAUD(AS) machte auch die mangelnden Publikationsmöglichkeiten für die hinsichtlich der Mitgliederwerbung fehlende Resonanz ihrer öffentlichen Informationsveranstaltungen verantwortlich. Abgesehen von einigen polemisierenden Artikeln in den Presseorganen der Arbeiterbewegung, sahen sich die Anarchosyndikalisten seit der Trennung von der Bremer KPD von den regionalen Partei- und Gewerkschaftspublikationen ausnahmslos boykottiert. Erst nach einem diesbezüglichen Beschluß der Herbstkonferenz der „PAB-Nordwest" am 16. Oktober 1927 erfolgte die Herausgabe eines Mitteilungsblattes für Norddeutschland,[105] das unter dem Titel „Der Sprecher. Bulletin für die Provinzial-Arbeiter-Börse 'Nordwest' der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Anarcho-Syndikalisten)" im Laufe des Jahres 1928 realisiert wurde und fortan als monatliches Informationsorgan der „PAB Nordwest" in einer Auflage von 500 Exemplaren erschien. Inhaltlich vermittelte das Blatt vor allem die obligatorischen Veranstaltungshinweise, die durch Theoriebeiträge[106] und Themen von organisationsinternem Charakter ergänzt wurden. Deshalb blieb das Diskussionsorgan in der Regel *„nur Mitgliedern zugänglich"* und diente allenfalls gelegentlich der propagandistischen Au-

---

102 Diesem von der Geschäftskommission verbreiteten Titel folgten zwei „Gegengründungen" mit verhalten oppositionellen Tendenzen: „Die Tat", Ludwigshafen (1931-32) und „Im Spiegel", Leipzig (ab 1931).

103 Am 1. März 1931 bezog die „PAB-Nordwest" 36 Exemplare für folgende Ortsgruppen: Bremen (22, davon entfielen 13 auf die Hafenarbeiterföderation), Delmenhorst (1), Hamburg (3), Neumünster (5), Wesermünde (5). Angesichts der insgesamt 922 an die Ortsgruppen versandten Hefte läßt die geringe Zahl auf ein in der „PAB-Nordwest" verbreitetes Desinteresse an theoretischen Fragen schließen. Vgl. die „Aufstellung über den Bezug der Internationale", in: BAK, R 58/321 (Bl. 136f.).

104 Von der Forschung bislang kaum berücksichtigt sind die zahlreichen Versuche der zumeist autodidaktisch gebildeten Publizisten der FAUD, ihre in der anarchosyndikalistischen Bewegung gemachten Sozialisationserfahrungen durch die Mitarbeit an politisch anders ausgerichteten Publikationen oder die Herausgabe eigener Blätter über das eigene ideologische Spektrum hinaus zu verbreiten. Als wichtigste Initiative in letzterer Hinsicht kann wohl die „Freiheit. Politische Wochenschrift für Schlesien und Oberschlesien" (1. Jg. 1928 - 6. Jg. 1933) gelten, die als sozialrevolutionäres Boulevardblatt konzipiert war und deren drastische Diktion zuweilen an den Stil der von Johann Most redigierten „Freiheit" erinnert.

105 Vgl. „Konferenz der P.A.B. Nordwestdeutschland", in: „Der Syndikalist", 9. Jg. (1927), Nr. 44.

106 Vgl. Willi Schroers, „Proletarische Wohnkultur", in: „Der Sprecher", 2. Jg. (1929), Nr. 3 [März] u. Bernhard Koch, „Der 1. Mai, ein internationaler Kampftag", in: „Der Sprecher", 2. Jg. (1929), Nr. 5 [Mai].

Der Sprecher

Bulletin für die Provinzial-Arbeiter-Börse „Nordwest"
der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Anarcho-Syndikalisten)
Anschrift: Max Hilse, Wesermünde-G., Schillerstraße 62

2. Jahrgang — Wesermünde, März 1929 — Nummer 3

Die hohe Politik des A.D.G.B.

Zur besonderen Taktik der Zentralgewerkschaften gehört es, die Tarife der einzelnen Industriezweige so abzuschließen, daß nie alle zu gleicher Zeit ablaufen. Sollte aber durch ein Versehen doch einmal das Gegenteil der Fall sein, so muß eine der beiden Arbeitergruppen so lange im tariflosen Zustande verbleiben, bis die Lohnbewegung der anderen glücklich abgelaufen ist.

Nachdem nun der ziemlich sanfte Kampf der rheinisch-westfälischen Metall-, und der Werftarbeiter an der Wasserkante zur Zufriedenheit aller Unternehmer abgewürgt ist, sind die Textilarbeiter an der Reihe. Nach diesem kommen die Bergarbeiter, und so geht das in endloser Kette immer weiter! Ängstlich ist der ADGB darauf bedacht, nur ja nicht etwa die Ausbeuterclique mit zu hohen Löhnen zu belasten. Den Beweis hierfür erbrachten wir ja in Nr. 2 des „Sprecher" und im „Syndikalist" Nr. 5. Die Gewerkschaftsbesitzer sind der Meinung, daß die Löhne der Arbeiterschaft nicht zu hoch sein dürfen, damit auch ja die arme, notleidende deutsche Industrie gegenüber der ausländischen „konkurrenzfähig" bleiben kann, und um den aus dem großen Völkermorden als „Sieger" hervorgegangenen Staaten an Hand der Tatsache, daß das deutsche Volk infolge der äußerst niedrigen Löhne im Elend fast verkommt, vorzudemonstrieren, daß die Reparationslasten unbedingt herabgesetzt werden müssen.

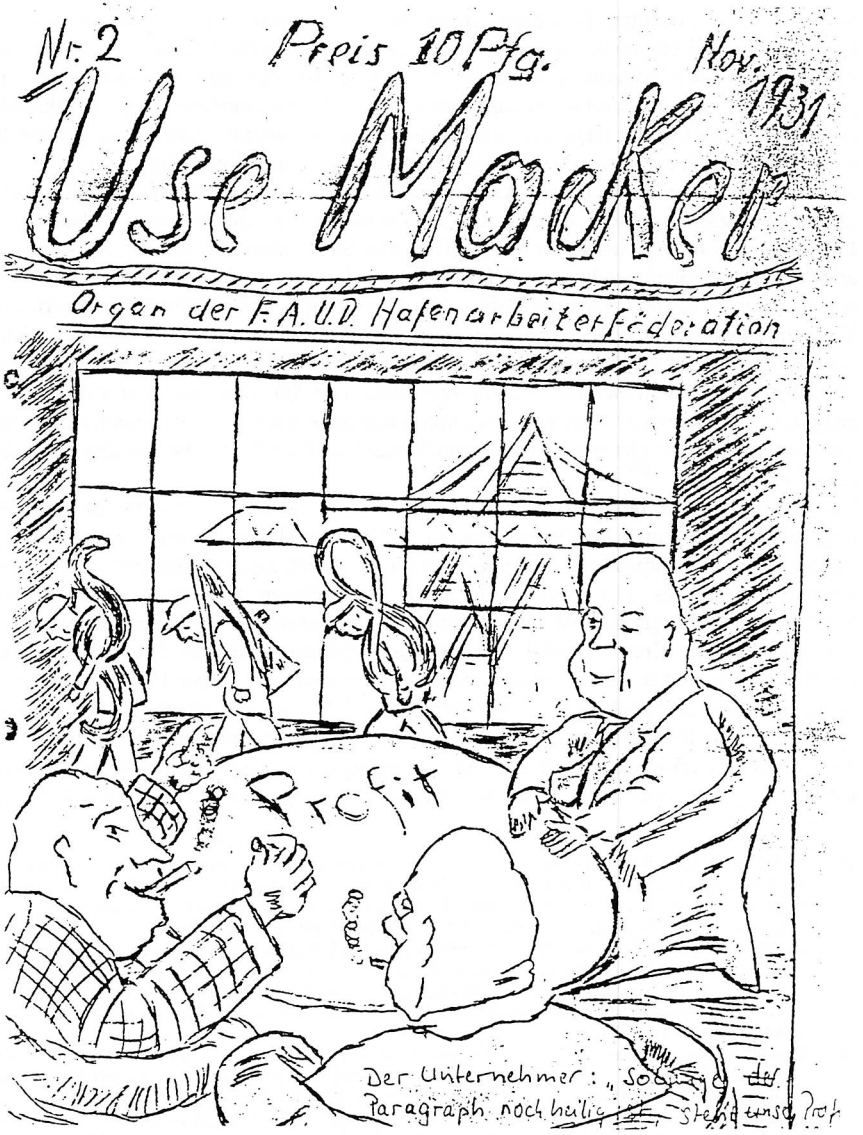
Die Gewerkschaft des revolutionären Arbeiters ist die Freie Arbeiter Union!

Aufnahme neuer Mitglieder, ebenso Anmeldungen zum Abonnement des „Syndikalist" können in den Versammlungen der FAUD., desgleichen bei den nachstehenden Genoss. vollzogen werden:

Bremen: Fr. Meseke, Schulze-Delitzschstraße 28; R. Schnause, Lübberstedterstraße 33. **Bremerhaven:** Aug. Steinhoff, Gesthelle 41. **Wesermünde:** Karl Marquardt, Poststr. 135. **Delmenhorst:** Willy Schroers, Schönemoorstr. 15. **Hamburg:** H. Reimers, Hbg. 15, Hammerbrookstraße 41. **Lübeck:** H. Ahrens, Fackenburger Allee 47 d. **Neumünster:** Wilh. Sach, Feldstraße 4.

Hein: „Fidi wees't all, et gifft allerhand to dohn, dar is'n Damper mit 'ne Ladung Hötverordnungen inlopen."

Fidi: „Dat dee us ok nödig."


Nr. 2
Preis 10 Pfg.
Nov. 1931
Use Macker
Organ der F.A.U.D. Hafenarbeiterföderation
Profit
Der Unternehmer: „Sodange der Paragraph noch heilig ist, steht unser Prof

ßenwirkung.[107] Die Herausgabe bzw. die Herstellung war mehr oder weniger an die Person des Jungfunktionärs Max Hilse gebunden, was schon daraus ersichtlich wird, daß der Erscheinungsort mit dessen Wohnsitz wechselte.[108] Auf der Frühjahrskonferenz der „PAB-Nordwest" kam es im April 1930 zu dem Beschluß, mit dem Wechsel des Sitzes der neugewählten Geschäftsleitung nach Neumünster die Redaktion des Informationsblattes ebenfalls nach dorthin zu verlegen. Es wurde ferner vereinbart, die Zeitung nur noch solange erscheinen zu lassen, bis das interne Funktionärsblatt „Debatte" als ein *„konzentriertes Ausspracheorgan der Gesamtbewegung"* regelmäßig von der Berliner Geschäftskommission aufgelegt werden könne. Dem Redaktionswechsel lag vermutlich nicht nur der Wunsch nach einer gleichmäßigen Aufgabenverteilung zugrunde, denn die Entscheidung kann vielmehr auf die Observierung durch die Polizeibehörden zurückgeführt werden, die inzwischen in den Besitz eines vollständigen Jahrgangs gekommen waren, da Max Hilse unter Strafandrohung jeweils ein Belegexemplar auf der Polizeiwache abzuliefern hatte. Aufgrund der abgedruckten Informationen wurden die Ermittlungen der politischen Polizei nicht unwesentlich erleichtert. Die Verlegung des Publikationsortes überdauerte das Blatt allerdings nur kurze Zeit, denn von der Hamburger Herbstkonferenz der PAB wird am 18./19. Oktober 1930 folgendes berichtet: *„Das Erscheinen des Mitteilungsblattes 'Der Sprecher' mußte aus Mangel an geeigneter Mitarbeit (es wurde nichts eingesandt über wichtige Vorkommnisse im Bezirk und nichts über Ortsgruppenveranstaltungen) und auch aus finanziellen Gründen eingestellt werden."* [109]

Nach dem Scheitern des PAB-Zeitungsprojekts versuchte Hilse mit einer Betriebszeitung die Agitation unter den Schauerleuten des Bremer Hafenbetriebsvereins zu unterstützen. Dieses selbstproduzierte Blatt erschien monatlich als „De Macker" bzw. ab der zweiten Nummer als „Use Macker. Organ der in der Freien Arbeiter Union der Arbeiterbörse Bremen organisierten Hafenarbeiter". Als Herausgeber fungierte diesmal die Arbeiterbörse der Bremer FAUD(AS) und als verantwortlich für Druck und Inhalt zeichnete wieder Max Hilse. Die erste Ausgabe erschien im Oktober 1931, war nur einseitig hektographiert und hatte einen Umfang von 6 Seiten, auf denen die Autoren teilweise im Idiom über Hafeninternes, wie z. B. die Auseinandersetzungen mit der KPD, den Freien Gewerkschaften und über Arbeitsbedingungen berichteten. Die zweite Ausgabe war bereits zweiseitig bedruckt, mit Zeichnungen illustriert und nun 8 Seiten

---

107 StAB, 4,65-522 (FAUD-Presse). Im Herbst 1929 kursierte „Der Sprecher" z. B. in einer Antikriegsausgabe von 3.000 Exemplaren, die auch am 27. September 1929 auf einer Veranstaltung mit Erich Mühsam zum Thema „Kunst und Proletariat" verbreitet wurden. Vgl. den „Bericht von der Herbstkonferenz der P.A.B.-Nordwest am 10. November 1929", in: „Der Syndikalist", 11. Jg. (1929), Nr. 50. Die Veranstaltung fand anläßlich des 25 jährigen Jubiläums des „Arbeiter-Gesangvereins Bremen" statt und wurde von 350 Personen besucht. Vgl. StAB, 4,65-521. Am 10. Mai 1929 hatten Rudolf Rocker und Erich Mühsam bereits vor 450 Personen über „Die Bekämpfung des internationalen Faschismus durch die Arbeiterklasse" gesprochen. Vgl. StAB, 4,65-521 (Bl. 47).

108 Zunächst kam das Blatt bis zum 2. Jg. (1929), Nr. 4 in Wesermünde heraus. Nach dem Wohnortwechsel Hilses am 7. April 1929 nach Bremen-Findorf wird als Erscheinungsort Bremen angegeben, wo die vierseitige Zeitung zwischen 1929 und 1930 (Mai) erschien. Seit Anfang 1929 besaß die „P.A.B.-Nordwest" eine eigene Druckpresse. Vgl. „Frühjahrskonferenz der P.A.B.-Nordwestdeutschland" (23. März 1929), in: „Der Syndikalist", 11. Jg. (1929), Nr. 15 (Beilage).

109 Siehe „Bericht über die Herbstkonferenz der P.A.B 'Nordwest' am 18. und 19. Oktober 1930 in Hamburg", in: „Der Syndikalist", 12. Jg. (1930), Nr. 47.

stark. Die dritte Ausgabe vom 21. Dezember 1931 anläßlich des Bremer Hafenarbeiterstreiks wurde der Polizei zwar aktenkundig, ist aber bis Anfang 1932 von Hilse nicht mehr abgeliefert worden. Angesichts der hohen Motivation der Bremer Anarchosyndikalisten und der bis 1933 weiterbestehenden Hafenarbeiterföderation erschien „Use Macker" sehr wahrscheinlich noch bis zur nationalsozialistischen Machtübernahme.

VIII. Die gewerkschaftlichen Aktivitäten der PAB-Nordwest/ FAUD(AS) bis 1933

Die FAUD(AS) nahm in ihrem Selbstverständnis als klassenorientierte Interessenvertretungsinstanz die primären gewerkschaftlichen Aufgabenfelder - Unterstützung bei Arbeitslosigkeit, Rechtsstreitigkeiten, Aussperrungen und Streiks - auch in der Phase ihrer Marginalisierung wahr. Die „PAB-Nordwest" blieb sogar, wie alle übrigen Organisationen der FAUD auf regionaler Ebene, in dieser Hinsicht nach wie vor funktionsfähig, wie die für das Jahr 1929 vorliegenden Statistiken belegen. So wurden in dem Jahr der einsetzenden Weltwirtschaftskrise in Norddeutschland insgesamt 422 Streiktage von 33 Mitgliedern mit 1381 Mark unterstützt. Daß die Mitgliederschaft im gleichen Zeitraum noch zusätzliche 489 Mark an Solidaritätsleistungen für externe Bezirke aufbrachte, läßt sich als weiteres Indiz für eine weiterbestehende Handlungsfähigkeit und Solidaritätsbereitschaft im kleinsten Rahmen anführen.[110]
Außer den Aktivitäten der vergleichsweise starken Binnenschifferorganisation in Hamburg kann zumindest die Betriebsarbeit der Bremer Hafenarbeiterföderation in den frühen 30er Jahren noch als verhältnismäßig rege bezeichnet werden. Diese Aussage muß zwar angesichts einer Zahl von 42 FAUD-Hafenarbeitern[111] innerhalb einer Gesamtbelegschaft von ca. 3.500 Beschäftigten relativiert werden, im Vergleich zur konkurrierenden kommunistischen Betriebszelle des „Einheitsverbandes der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer" (ESHB) des Hafenbetriebsvereins, die am 1. Dezember 1931 lediglich aus 30 Mitgliedern bestand, konnte sich die Hafenarbeiterföderation dagegen durchaus behaupten.[112] Ähnliches gilt für den „Verband der Binnenschiffer", der unter den radikalisierten Schiffern des Stromgebiets Oder und Elbe praktisch ein Organisationsmonopol besaß, das von der ESHB nur auf der Weser aufgebrochen werden konnte.[113] Während des Hafenarbeiterstreiks im Winter 1931/32 versuchte die FAUD(AS) in eigenen Streikversammlungen vor allem die Unorganisierten zu erreichen. Auf den großen Massenveranstaltungen des freigewerkschaftlichen „Gesamtverbandes" vermochten sich die anarchosyndikalistischen Redner Bernhard

110 Siehe das statistische Material der FAUD(AS)-GK, in: IISG, Coll. Albert de Jong (Part: IWMA), Mappe 59. Die Geschäftskommission koordinierte lediglich die Abführung der aufgebrachten Leistungen, da die FAUD keine zentrale Streikkasse einrichtete.

111 Bei einer Gesamtzahl von 93 Mitgliedern. Angaben nach dem „Protokoll über die Verhandlungen des 18. Kongresses der FAUD (A.-S.)", Berlin 1930, S.93. Anfang 1931 war die Zahl der organisierten Hafenarbeiter auf 38 gesunken. Siehe BAK, R 58/321 (Bl. 23). 1932 waren es noch 26 bei einer Gesamtzahl von 54 Mitgliedern in Bremen. Vgl. Geheimes Staatsarchiv Berlin-Dahlem, Rep. 219, N. 140.

112 Vgl. Jörg Wollenberg/Lore Heer-Kleinert/Mechthild Müser/Dieter Pfliegensdörfer, Von der Krise zum Faschismus. Bremer Arbeiterbewegung von 1929-33, Frankfurt/M. 1983, S.107.

113 Vgl. Hartmut Rübner, Freiheit und Brot..., a.a.O., S.127.

Koch, Robert Saevecke und Max Hilse allerdings kaum durchzusetzen.[114] Noch Anfang 1933 versuchte Hilse in Zusammenarbeit mit der „Internationalen Arbeiter-Assoziation" einen Reparaturboykott niederländischer Schiffe in den Hamburger und Bremer Werftbetrieben zur Unterstützung streikender Amsterdamer Dockarbeiter zu erreichen. Hilse zeichnete als verantwortlicher Herausgeber eines Flugblatts, das sich auch an die Mitglieder des „Deutschen Metallarbeiter-Verbandes" wandte, dessen Funktionäre und Mitglieder es jedoch im Hinblick auf die veränderten politischen Rahmenbedingungen vorzogen jegliche Involvierungen in Arbeitskämpfe zu vermeiden. Den Polizeibehörden als maßgeblicher anarchosyndikalistischer Funktionsträger bekannt, kam Hilse vom 19. April bis zum 1. Juni 33 in „politische Schutzhaft" in das erste Bremer KZ Mißler. In Folge einer Denunziation, die die Entfernung einer Hakenkreuzfahne betraf, geriet auch der als aktiver Freidenker der FAUD zugehörige Jan Göbel in die ehemaligen Lloyd-Auswanderungshallen Mißler. Da die Gesichtsverletzungen die ihm die dortigen Wachmannschaften zugefügt hatten, in der sechswöchigen Haftzeit nicht heilten, überstellte ihn die SA anschließend auf den zu einem provisorischen KZ umgewandelten Lloyd-Kahn „Ochtumsand".[115] Eine weitere Inhaftierung eines Anarchosyndikalisten betraf den Plöner Funktionär Heinrich Röhling, den die Polizeibehörden als vormaliges Mitglied des FAUD-Reichsrats ohne Angabe von näheren Gründen am 28. September 1933 in das KZ Kuhlen bei Neumünster einlieferten.[116] Zwei Jahre später meldete die Gestapo, die norddeutsche FAUD habe seit dieser Zeit *„jede Tätigkeit eingestellt"*.[117] Die Kerngruppe der Bremer Anarchosyndikalisten traf sich trotz der Verhaftungen bis in die Kriegszeit in privaten Wohnungen und an öffentlich zugänglichen Orten, ohne daß es darüber hinaus zu illegalen Aktivitäten gekommen wäre. Nachdem 1934 aus Sicherheitsgründen der Schwerpunkt der illegalen Arbeit von der Geschäftskommission auf die Provinzialarbeiterbörsen übertragen worden war, sind weder Kontaktaufnahmen zwischen der „PAB-Nordwest" mit der anarchosyndikalistischen deutschen Exilorganisation in den Niederlanden, noch mit der IAA nachweisbar. Das Archiv der „PAB-Nordwest" bzw. die Unterlagen und die Bibliothek der Arbeiterbörse wurden nach dem 30. Januar 1933 von den Bremer Anarchosyndikalisten Hans Fried-

114 Vgl. StAB 4,65-563.

115 Nach mündlicher Mitteilung von Minna Göbel vom 4. Januar 1995. Jan Göbel (1896-1970) war nach der Bremer Räterepublik als Maler der örtlichen „Föderation Aller Berufe" beigetreten.

116 Heinrich Röhling (geb. 17. 7. 1896), über dessen weiteres Schicksal nichts bekannt ist, gehörte als Delegierter der „P.A.B.-Nordwest" bis 1932 dem Reichsrat der FAUD(AS) an. Vgl. das Protokoll des Gestapoverhörs vom 11. Oktober 1933, in: StAB, 4,65-521 (Bl. 4). Der FAUD-Reichsrat, der sich aus den Vertretern der Provinzialarbeiterbörsen, Industrieföderationen und der Geschäftskommission zusammensetzte, wurde 1930 zur Klärung von innerorganisatorischen Angelegenheiten ins Leben gerufen.

117 Mitteilung vom 18. September 1935. Siehe BAK, R 58/318 (Bl. 35). Von einer Einstellung aller Aktivitäten in der „PAB-Nordwest" geht auch der bislang erreichte Forschungsstand aus. Vgl. Wolfgang Haug, „Eine Flamme erlischt." Die Freie Arbeiter Union Deutschlands (Anarcho Syndikalisten) von 1932 bis 1937, in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (= IWK), 25. Jg. (1989), S.359-379, hier S.369f. Der 1943 auf der „A. G. Weser" aufgrund von Widerstandsaktivitäten verhaftete Elektroschweißer Robert Saevecke wird von den Behörden als „Kommunist" ausgewiesen, obgleich er nachweislich von 1920 bis 1932 als Funktionär der FAUD-Hafenarbeiterföderation aktiv war. Saevecke kam 1945 in einem nationalsozialistischen Lager in den Niederlanden um. Vgl. Herbert Schwarzwälder, Geschichte der freien Hansestadt Bremen, Bd. 4: Bremen in der NS-Zeit (1933-1945), Hamburg 1985, S.308.

Werftarbeiter! Klassengenossen!

Bereits 3 Wochen befindet Ihr Euch im Streik, um Euren Hungerlohn aufzubessern und die Stunden der Fron zu verringern!

Die Lebenshaltungskosten stiegen von Monat zu Monat, **doch Euer Lohn blieb derselbe,** weil Eure „Führer" durch die Tarifvertragspolitik diesen für ein Jahr und darüber, zusammen mit den Unternehmern, festsetzen! Dabei ist zu beachten, daß nie alle Tarife zu gleicher Zeit gekündigt werden, sondern immer nur für jede Berufsgruppe oder Bezirk hübsch nacheinander, sodaß noch stets nur ganz geringe Lohnerhöhungen für die Arbeiterschaft herauskamen. Diese sogenannten Lohnerhöhungen", die dem **unaufhörlichen Ansteigen der Lebenshaltungskosten ganz jämmerlich nachhinken und noch nie ganz ausglichen,** feiern die Zentralgewerkschaften als — — „Siege"!!

Werftarbeiter! Wollt auch Ihr auf das Recht, menschenwürdig leben zu können, verzichten, indem Ihr Euch mit einer völlig unzulänglichen Lohnerhöhnng und dem Achtstundentag zufriedengebt??

Wollt Ihr, daß diese elenden Zustände immer so bleiben? Euer Lebensinteresse kann das **niemals** zugeben! Darum hört die

Forderungen der Anarcho-Syndikalisten
und
macht sie zu den Euren

Sofortige Arbeitsniederlegung der Arbeiter auswärtiger Firmen, die zu Streikbrucharbeiten herangezogen werden!

Sofortige Verweigerung jeglicher sog. „Notstandsarbeit", die doch nur verschleierte Streikbrucharbeit ist!

Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit auf 6 Stunden, damit die auf die Straße rationalisierten Arbeiter nicht mehr eine Reservearmee für das Kapital bilden!

In den Orkus mit all den Teilstreiks, welche nie den werktätigen Massen einen wirklichen Erfolg bringen, sondern immer lediglich dem Kapital zum Vorteil gereichen!

Darum Ausdehnung des Streiks auf alle anderen Berufe und das ganze Reich — vor allem aber auf die Hafenarbeiter und Seeleute, denn nur mittels Generalstreiks ist es möglich, die Forderung der Arbeiterschaft auf menschliche Lebensmöglichkeiten auch wirklich durchzusetzen!

Der geschlossenen Front des Kapitals muß die geschlossene Kampffront des Proletariats entgegengesetzt werden, andernfalls schreitet das Proletariat von Niederlage zu Niederlage!!

Es lebe die Solidaridät der Tat!
Es lebe der soziale Generalstreik!

Freie Arbeiter Union Deutschlands
(Anarcho-Syndikalisten)
Bezirk „Nordwest"

Arbeiter, lest die sozialrevolutionäre Wochenschrift „Der Syndikalist", zu beziehen durch:

Bremen: Friedr. Meseke, Schulze-Delitzsch-Str. 28
Rob. Saevecke, Wilhelmshavener Str 7 pt.

Hamburg: Ludwig Oberdörfer, Hbg. 15, Hammerbroockstr. 41 h. p.
Heinr. Reimers, bei Kaisig, Weidenstieg 16 III

Wesermünde: Karl Bolles, Wesermünde-L., Ebertstr. 2 II
Max Hilse, Wesermünde-G., Schillerstr. 62

Es lebe die internationale Solidarität!

Nieder mit dem Streikbruch!

Die Dockarbeiter vom Nederlandschen Dock, Amsterdam, befinden sich im Streik. Sie führen einen Lohnkampf. Die Werft liegt vollkommen still.

Die holländischen Unternehmer schicken jetzt ihre Schiffe nach Hamburg und Bremen, um sie dort von deutschen Arbeitern in den Docks reparieren zu lassen. Die Hamburger und Bremer Arbeiterschaft soll also Streikbrucharbeit verrichten und dadurch unseren holländischen Klassengenossen in den Rücken fallen. Die Hoffnung der holländischen Unternehmer geht dahin, auf diese Weise die holländischen Arbeiter mürbe zu kriegen. Die Hamburger und Bremer Arbeiterschaft hat jetzt die Aufgabe, durch diese Rechnung einen Strich zu machen, indem sie sich mit den holländischen Streikern solidarisiert und die Streikarbeit verweigert. Es kommt darauf an, daß das Gewissen des Hamburger und Bremer Arbeiters wach wird, und alle Arbeiterorganisationen Hamburgs und Bremens müssen ihre Ehre darein setzen, zu dieser Wachrüttelung beizutragen. Die Prinzipien der internationalen Solidarität dürfen nicht vergessen sein.

Hamburger und Bremer Dockarbeiter!
Beruft Betriebsversammlungen ein! Nehmt Stellung zu dieser Sache! Mobilisiert die proletarische Öffentlichkeit gegen diese Schandarbeit! Übt Solidarität untereinander!

Die Arbeit an folgenden Schiffen der Koninlijke Hollandsche Lloyd ist Streikbrucharbeit:

Kennemerland:	Zaandam	Rijnland:	Orania
	Delftland		Gelria
	Salland		Zeelandia
	Montferland		Flandria
	Waterland		Gaasterland
Außerdem:	Lingestroom		Scheldestroom
	Vechststroom		Gouwestroom
	Zaanstroom		Rijnstroom
	Reggestroom		Masstroom

und alle anderen Schiffe mit der Endung: -stroom.

Hoch die Solidarität!

Internationale Arbeiter-Assoziation
Freie Arbeiter-Union Deutschlands
(Anarcho-Syndikalisten)

Verantwortlich: Max Hilse, Bremen / Druck: A. Janiszewski GmbH., Berlin SO 36.

richsen und Bernhard Koch mit einem Leiterwagen zu ihren Gartenlauben verfrachtet und dort vergraben. Ein Teil des versteckten Literatur- und Broschürenbestandes der Bibliothek der Arbeitsbörse fand 1947 Verwendung für die neugegründete Bücherei der „Gilde freiheitlicher Bücherfreunde".

IX. Widerstand gegen den Nationalsozialismus am Beispiel des Anarchosyndikalisten Willi Schroers

Am 17. Januar 1900 als Sohn des Gärtners Wilhelm Schroers und dessen Frau Anna Schroers geb. Müller (1875-1931) in der zwischen Oldenburg und Bremen gelegenen Industriestadt Delmenhorst geboren, fand Willi Schroers nach dem Besuch der Volksschule eine Beschäftigung in einer Textilfabrik und arbeitete bis zum Ende des 1. Weltkriegs in der Dreherei der Otwi-Rüstungswerke. Hier erlebte der bis dahin vollkommen unpolitische Jugendliche im November 1918 die Novemberrevolution.[118] Von der allgemeinen Politisierung der Arbeiterschaft mitgerissen, trat Schroers zunächst der USPD bei, von der er jedoch nach Diskussionen auf dem „Barkenhoff" - der Siedlungsgemeinschaft Heinrich Vogelers in Worpswede - bald zu den Anarchosyndikalisten überwechselte. In der Zeit des Aufstiegs der antiparlamentarischen Sozialbewegungen umfaßte die Delmenhorster Ortsgruppe der FAUD(S) etwa 120 Mitglieder, die überwiegend in der Textilindustrie beschäftigt waren. Indem er Organisationsaufgaben in den unterschiedlichsten Organisationen der Arbeiterbewegung übernahm, durchlief Schroers die beinahe typischen Stationen eines anarchosyndikalistischen Funktionärs in der Weimarer Republik. Seit 1925 gehörte er dem sozialdemokratisch orientierten „Verein der Freidenker für Feuerbestattung e. V." und dem pazifistischen, ebenfalls SPD-nahen, „Volksbund für Geistesfreiheit" an. Neben seiner Tätigkeit als Obmann der „Gilde freiheitlicher Bücherfreunde" war er außerdem als überzeugter Antimilitarist ein aktives Mitglied der „Deutschen Friedensgesellschaft". Nebenbei assistierte er seiner Frau Martha, die ab 1930 die Delmenhorster Beratungsstelle des „Reichsverbands für Geburtenregelung und Sexualhygiene" (RfGSH) leitete.
Im Jahr 1932 bestand die Delmenhorster FAUD lediglich noch aus 12 unentwegten Mitgliedern, von denen überdies eine Anzahl zu einer individualanarchistischen Gruppe abwanderte. Die Perspektive jahrelanger Arbeitslosigkeit brachte die Delmenhorster Anarchosyndikalisten im Sommer des Jahres 1932 dazu, auf einem gepachteten Grundstück eine landwirtschaftliche Produktionsgemeinschaft zu realisieren. Ein Gemeinschaftshaus entstand und wurde von der Siedlungsgemeinschaft kurzzeitig bezogen. Die Dienstverpflichtung zum Arbeitsdienst mehrerer Siedlungsgenossen unterbrach indes den begonnenen Gemüse- und Obstanbau. Das Projekt konnte zwar danach von einem bislang unbeteiligten Gesinnungsgenossen noch einige Jahre weitergeführt werden, die SA zweckentfremdete jedoch das Gelände zwischenzeitlich für ihre Wehrsportübungen und zerstörte dabei Wohnhaus und Geräteschuppen.
Trotz einer mittleren Größe galt Delmenhorst in den zwanziger und dreißiger Jahren als die bedeutendste, überwiegend von der Textilbranche abhängige Industriestadt des ländlich-konservativen „Freistaates Oldenburg". Zwar kam es, wie z. B. mit dem

118 StAB, 7,147 (= Nachlaß Willi Schroers), Erinnerungen (Ordner 29: mschrftl. Autobiographie), Delmenhorst 1978.

„Gautag" des ultranationalistischen „Stahlhelm"[119], schon in den zwanziger Jahren zu gelegentlichen Aufmärschen rechtsextremer Verbände; diese Erscheinungen blieben gleichwohl Ausnahmen. Die vergleichsweise eher schwache Ortsgruppe der SA konnte in der von der Arbeiterbewegung dominierten Stadt bis 1933 nicht einmal öffentlich in Uniform auftreten. Noch bei den letzten halbwegs legal abgehaltenen Reichstagswahlen zeichnete sich am 5. März 1933 eine deutliche Mehrheit für die linksstehenden Parteien ab.[120] Im angrenzenden Umland hatte sich die allgemeine Tendenz nach rechts allerdings bereits im Oktober 1932 vollzogen, als der Nationalsozialist Carl Röver zum Ministerpräsidenten des Freistaates Oldenburg gewählt wurde. Insofern traf die Machtübernahme die Delmenhorster Linksradikalen zumindest nicht gänzlich unvorbereitet. Nach den ersten Polizeieinsätzen gelang es Schroers im März 1933, das gesamte Geschäfts- und Archivinventar des „Reichsverbandes für Geburtenregelung und Sexualhygiene" und der FAUD in Sicherheit zu bringen. Der Bestand wurde zusammen mit der persönlichen Bibliothek bei einem politisch unverdächtigen Bekannten eingelagert, der aber später aus Furcht vor den Repressalien der Gestapo das Material verbrannte.
Durch einen *„nachträglichen Vorstandsbeschluß"* erfolgte die offizielle Auflösung des „Reichsverbandes für Geburtenregelung und Sexualhygiene" Mitte März, da diese zweckgebundene Vereinigung für eine illegale Fortsetzung wenig geeignet erschien. Wenn *„es schon schwierig (war), eine politische Gruppe illegal aufrecht zu erhalten, so konnte eine Gruppe, die lediglich durch reine wirtschaftliche Notlage zusammengehalten wurde und nicht von einer tiefgehenden Weltanschauung, sich einfach nicht halten"*, resümiert Schroers, wenngleich die zumeist aus Anarchosyndikalisten bestehenden *„leitenden Persönlichkeiten"* des RfGSH seiner Einschätzung nach *„gemäß ihrer sozialistischen Weltanschauung aus tiefer menschlicher Verantwortung heraus gehandelt (hatten)."* [121] Die Kasssenbestände und der Erlös aus dem Verkauf des Inventars des RfGSH (Verhütungsmittel, Aufklärungsschriften, Büroeinrichtung usw.) konnten noch teilweise an die Mitglieder ausbezahlt werden, bevor die Behörden bei einer Hausdurchsuchung das noch erreichbare Vermögen beschlagnahmten. Der für den „Reichsverband" in Bremen-Hemelingen praktizierende Arzt Dr. A. Leschke wurde etwa zur gleichen Zeit festgenommen und für sieben Monate inhaftiert. Durch die Vorgehensweise der Bremer Polizei alarmiert, reisten die Schroers nach Hamburg, um den dortigen Arzt des Reichsverbandes, Dr. Elkan - und die als Rednerin der Sexualreformbewegung populäre sozialdemokratische Bürgerschaftsabgeordnete Henningsen - vor der bevorstehenden Verfolgung zu warnen.
Ungeachtet des Verbots der politischen Betätigung bildete sich in Delmenhorst zunächst ein aus unterschiedlichen politischen Richtungen bestehender Zusammenschluß, der aufgrund seines informellen Charakters niemals entdeckt wurde. Darüber hinaus knüpfte Schroers Kontakte zu einer illegalen Bremer Gruppe um den Malermeister Griese, zu der eine Anzahl von Lehrern gehörte. Dieser Kreis verbreitete Flugblätter und sammelte Geld und Kleidungsstücke für verhaftete Widerständler. Mit einem anar-

119 Vgl. Willi Schroers, „Faschistentag in Delmenhorst", in: „Der Syndikalist", 6. Jg. (1924), Nr.25 v. 18. Juni 1924.
120 Bei den Reichstagswahlen vom 5. März 1933 erreichten die SPD 4.907 und die KPD 2.174 Stimmen gegenüber den bürgerlichen Parteien DVP (129), DStP (237), DNVP (1.639) und dem katholischen Zentrum mit 1.345 Wählerstimmen. Die NSDAP erhielt 5.165 Stimmen.
121 StAB, 7,147, Willi Schroers, „1933", in: Erlebnisse/Erinnerungen (Ordner 10), S.12f.

chosyndikalistischen Genossen verteilte Schroers antimilitaristische Flugblätter, die noch aus den Beständen der FAUD aus der Zeit vor der Machtübernahme entstammten. Gleich von der ersten Verhaftungswelle betroffen war Wilhelm Schroers sen., der als überzeugter Gewerkschafter nach der Machtübernahme noch für die kommunistische „Rote Hilfe" Beiträge kassierte. Der 76 jährige Mann wurde im August 1933 in das zu einem KZ umfunktionierte Frauengefängnis Vechta eingeliefert und dort für einige Monate festgehalten. Infolge der psychischen Spätfolgen verübte der Greis am 15. Januar 1939 Selbstmord. Vermutlich aufgrund einer für den Widerstand fehlenden anarchosyndikalistischen Basis entschloß sich Willi Schroers unter dem Eindruck der Verhaftung seines Vaters im Verlauf des Jahres 1934 zur Mitarbeit in einem Widerstandszirkel der KPD. Zu diesem Zeitpunkt setzte sich der kommunistische Widerstand noch aus den führenden Funktionären der vormaligen „Roten Hilfe", der „Revolutionären Gewerkschaftsopposition", des „Kampfbundes gegen Faschismus" und der KPD zusammen. In einer zweiten Verhaftungswelle im März 1934 gelang der Gestapo die Zerschlagung dieser Organisation.
Nach der „Röhm-Affäre" im Frühsommer 1934 rechneten die verbliebenen kommunistischen Widerstandsgruppen mit einer baldigen Destabilisierung des Regimes und verstärkten dementsprechend ihre Aktivitäten. Verbindungslinien in die Schweiz und in die Tschechoslowakei wurden zur Durchschleusung von politischen Flüchtlingen genutzt. Ein Genosse fuhr mit dem Fahrrad bis in die Schweiz um illegale Schriften, wie z. B. das als Reclam-Bändchen getarnte „Braunbuch" einzuschmuggeln. Ungeachtet der Nachbarschaft von zwei Gestapobeamten diente die Wohnung des Ehepaars Schroers zur Einlagerung der verbotenen Schriften und ebenso als Unterbringungsmöglichkeit für politisch Verfolgte. Mittlerweile betrieb Schroers einen schwunghaften Brothandel, der sich als eine ideale Verteilungsmöglichkeit von illegalem Schriftgut erwies. Obwohl die Gestapo Verdacht schöpfte und gleich mehrfach Kontrollen durchführte, blieben diese Aktivitäten vorerst unentdeckt. Nach der Überzeugung von Willi Schroers galt es in dieser schwierigen Zeit vor allem, *„die guten Kräfte zu erhalten"* und für wichtige Aktionen den *„illegalen Kreis so klein wie möglich zu halten"*.[122]
Die Gestapo kam indessen durch die Hinweise eines Überläufers auf die Spur der kommunistischen Widerstandsgruppe um den Funktionär Giehoff. Im Verlauf der Ermittlungen konnte Schroers zwar lediglich der Bezug der Blätter „Rote Fahne" und „Rote Front", die Entrichtung von Beiträgen für die KPD zwischen 1934 und 1936 sowie ein Bekenntnis zum Syndikalismus vor Zeugen nachgewiesen werden,[123] doch auch ohne den selbst für die nationalsozialistischen Polizeiorgane obligaten Haftbefehl hob die Gestapo am 10. Oktober 1937 den aus sechs Personen bestehenden sechsten, und damit letzten kommunistischen Widerstandszirkel um Willi Schroers in Delmenhorst aus. Aufgrund der illegalen Betätigung für die KPD saß Schroers bis zum Mai 1938 in „verschärfter Schutzhaft" (Einzelhaft) im Lager Vechta. Es folgten Überstellungen in die Gefängnisse Bremen, Oldenburg, Bremerhaven und Hamburg-Altona. Nach dreizehn Monaten lieferten ihn die Behörden bis zum 23. November 1938

122 Ebd., S.18.
123 Siehe Oberlandesgericht Hamburg, 8. 5. 38, O Js. 27/38 - IV: „Anklageschrift N.IV aus der Sache Giehoff u. a.", S.6. Kopie der behördlichen Abschrift in: STAB, 7147, Willi Schroers, Widerstand (Ordner 9).

schließlich in das Emsland-KZ „Walchum IV" ein. Die bei widrigsten Witterungsbedingungen im Moor arbeitenden Gefangenen wurden dort aus Versuchszwecken mit synthetischem Kohlefett (ähnlich Stearin oder Paraffin) traktiert. Da das anorganische Fett im menschlichen Organismus nicht verwertet werden kann, stellten sich bei den Zwangsversuchspersonen bald chronisch auftretende Sehnenscheiden- und Gallenblasenentzündungen ein. Einige Monate nach der Entlassung brach Schroers infolgedessen mit einer schweren Gallenkolik zusammen. Martha Schroers war inzwischen im März 1938 von ihrer Vermieterin - einer *„150%igen Nationalsozialistin"* - wegen angeblich vorgenommener Abtreibungen denunziert worden und daraufhin drei Tage in Untersuchungshaft gekommen. Wegen einer lückenlosen Polizeiobservierung erschien eine Fortsetzung illegaler Aktivitäten nunmehr unmöglich.
Nach 1945 gehörte Schroers zu den Initiatoren der „Kampfgemeinschaft gegen Faschismus". Ohne besondere Ambitionen und ohne jemals *„Parteimensch"* gewesen zu sein, blieb er bis November 1949 Mitglied der KPD, die er bis November 1946 als Abgeordneter im Stadtrat von Delmenhorst vertrat. Zudem fungierte er als Mitbegründer und 2. Vorsitzender der „Allgemeinen Gewerkschaften" (dem späteren DGB) und wurde 1949 zum langjährigen Vorsitzender der ÖTV in Delmenhorst berufen. Als Vorstandsmitglied der örtlichen SPD gehörte er zum linken Parteiflügel, der sich gegen die Wiederaufrüstung einsetzte und sich in der Antivietnam- und Ostermarschbewegung engagierte. Bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1965 leitete er als Verwaltungsangestellter die Volkshochschule Delmenhorst. In den siebziger Jahren wurden seine Zeichnungen, Aquarelle und Linolschnitte mehrfach öffentlich ausgestellt. Einen regionalen Bekanntheitsgrad erreichte Schroers dabei vor allem durch seine Darstellungen, die das Leben im Moorlager dokumentieren. Willi Schroers starb am 4. Juli 1981 in seiner Heimatstadt.

X. Resümee

Im übertragenen Sinn war der Linksradikalismus als proletarische Massenbewegung ein „Zerfallsprodukt" der Novemberrevolution von 1918. Nach der Entmachtung der Rätebewegung und der Etablierung des parlamentarischen Systems ging es den Akteuren um die Verlagerung der revolutionären Aktivitäten von der Straße in die Betriebe. Die Arbeitsstätten fungierten somit als eine konkrete Operationsbasis, von der aus sich, über die Verbesserung der Arbeitsbedingungen hinaus, die Vorstellung einer basisorientierten Wirtschaftsdemokratie entwickeln ließ. Im Revolutionskonzept der linksradikalen Theoretiker waren die Betriebsorganisationen der diesem Zweck entsprechende Ausdruck einer *„föderalistische(n) Selbständigkeit"*; der industrielle Produktionssektor insofern die wesentliche Grundbedingung zur Verwirklichung von *„revolutionären Arbeiterinteressen"*,[124] die auf die Etablierung einer auf der Grundlage des Rätesystems gestützten klassenlosen Gesellschaftsordnung abzielten. Die syndikalistische und die unionistische Arbeiterbewegung einte das ihnen gemeinsame Primat des Ökonomi-

124 Otto Rühle, Von der bürgerlichen zur proletarischen Revolution, Dresden 1924 (Nachdruck zusammen mit: Paul Mattick, Otto Rühle und die deutsche Arbeiterbewegung, Berlin-Wilmersdorf 1970), S.53 u. 71. Vgl. auch Henk Canne Meijer, Die Arbeiterrätebewegung in Deutschland (1918-1933), o. O. 1985, S.21f.

schen gegenüber dem (parlamentarischen und etatistischen) Politischen. In der Kritik an der freigewerkschaftlichen Realpolitik von oben wurde eine antiautoritäre Grundeinstellung betont, die sich programmatisch in explizit basisgebundenen Entscheidungsfindungsprinzipien manifestierte.
Was die Affinität von Teilen der Industriearbeiterschaft zu linksradikalen Sozialbewegungen anbelangt, so sind deren charakteristische Ideologierekurse sicherlich weniger ausschlaggebend als die jeweils variierenden organisationsspeziellen Faktoren, die sich sowohl in puncto der innerbetrieblichen Arbeitsorganisation als auch für ein kollektives Handeln als günstigste Vorbedingungen erwiesen.[125] Nicht so sehr die Rezeption anarchistischer oder marxistischer Theoriepostulate, sondern die verschiedenen Formen der betrieblichen (und beruflichen) Basisautonomie war hier für die Mitglieder vermutlich der jeweilige Grund, der für eine Entscheidung zugunsten der einen oder anderen Organisation den Ausschlag gab. Das Bedürfnis, Unterschiede prinzipieller Art herauszukristallisieren entwickelten vor allem die zumeist publizistisch tätigen Protagonisten des Linksradikalismus, die sich fast durchweg auch als lokale oder überregionale Funktionsträger und Bezugsgrößen profilierten. An der alltagsverhafteten Basis waren die (vor allem historisch legitimierten) politisch-ideologischen Differenzierungen weit weniger von Bedeutung, wie sicher zu Recht inzwischen wiederholt betont wurde.[126] Besonders für die unionistische Bewegung wirkten sich die beständigen Querelen um eine exponierte Meinungsführerschaft in Prinzipienfragen katastrophal aus, da sie oftmals in Richtungskämpfe und in Abspaltungen übergingen und damit zur Zersplitterung und Erosion der Basis beitrugen. Die gewerkschaftliche Praxis in den Betrieben wurde gerade durch diese im Einzelnen kaum noch nachvollziehbaren Konflikte erkennbar gelähmt.[127] Die FAUD stieß zu Beginn der zwanziger Jahre ihre internen organisationsfeindlichen individualistischen Strömungen ab. Gegenüber der unionistischen Bewegung schlug die Berliner Geschäftskommission einen erklärten Isolationskurs ein, der jedoch, wie das Beispiel der anarchosyndikalistischen Beteiligung an der „Roten Ruhr Armee“ im März/April 1920 und die in den nächsten Jahren erfolgenden Blockbildungen zeigten, in der Region oftmals ignoriert wurde. Auch in der Zeit ihrer größten politischen Wirksamkeit stand die gesamte linksradikale Gewerkschaftsbewegung im Spannungsfeld von internen Auseinandersetzungen, die sich in den vehement geführten Debatten um regionale und/oder überregionale Prioritäten und um die positiven oder negativen Konsequenzen einer ausschließlich branchen-, berufs- oder betriebsgebundenen Interessenvertretung niederschlugen. Die Einheitsorganisationsfrage, bzw. die Unvereinbarkeit von zentralistischen und föderalistischen Prämissen bot bereits einen entscheidenden Ausgangspunkt aller Differenzen zwischen der

125 Vgl. Klaus Weinhauer, Zwischen Betrieb und Straße. Arbeit, Konflikt und Organisation der Hamburger Hafenarbeiter 1918-1933, in: IWK, 31. Jg. (1995), H.1, S.6-24, hier S.13.
126 Vgl. Dieter Nelles, Syndikalismus und Unionismus. Neuere Ergebnisse und Perspektiven der Forschung, in: IWK 3/1995 (31. Jg.), S.348-356, hier S. 349; Klaus Weinhauer, Alltag und Arbeitskampf..., a.a.O., S.17f. u. 394; Marcel van der Linden/Wayne Thorpe, Aufstieg und Niedergang des revolutionären Syndikalismus, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, 5. Jg. (1990), S.9-38, hier S.26; Dick Geary, Arbeiterprotest und Arbeiterbewegung in Europa 1848-1939, München 1983, S.10 u. 46.
127 Vgl. Klaus Weinhauer, Zwischen Betrieb und Straße..., a.a.O., S.16.

FVdG/FAUD und der KPD[128] und schwand auch in der Folgezeit nicht aus der Diskussion. Oftmals verdeckten die strukturrelevanten Kontoversen gewachsene Berufsegoismen, wie etwa das Beispiel der 1927 aufgrund einer die Bauarbeiterföderation finanziell benachteiligende Streikunterstützungsregelung von der FAUD(AS) abgespalteten „Föderation der Bauberufe Deutschlands (Syndikalisten)" zeigte.[129]
Ihre wesentlichen Rekrutierungserfolge verzeichnete die FAUD in Norddeutschland ausschließlich in ihren angestammten Vorkriegszentren. Länger etablierte Ortsverbände wie Bremen, Bremerhaven und Hamburg erreichten zwar eine längerfristige Konsistenz und Stabilität, die Entwicklung der Mitglieder- und Ortsgruppenzahlen wies die „PAB-Nordwest" jedoch von Anfang an als eine im landesweiten Vergleich eher unbedeutende Regionalorganisation der FVdG/FAUD aus. Eine maßgebliche Bedeutung für die kontinuierliche Organisationsarbeit besaßen die lokalen Wortführer der FVdG/FAUD, die wie Ernst Schneider, Karl Roche und Franz Martin auf eine lange Erfahrung in den Freien Gewerkschaften zurückblicken konnten. Sowohl die tradierte Organisationspraxis als auch die anspruchsvolle Bildungsarbeit der Gewerkschaftsbewegung prägten insofern auch die Schulungs- und Aufklärungsideale der FAUD, wenngleich die der SPD und dem ADGB gemeinsamen Primärgruppe - die qualifizierte Facharbeiterschaft - nicht unbedingt der vordringlichste Adressat für die emanzipatorische Bildungsarbeit der Anarchosyndikalisten darstellte. Das Altersprofil der Funktionäre in der FAUD änderte sich etwa Mitte der zwanziger Jahre, als durch die Novemberereignisse politisierte Jugendliche in den Ortsverbänden an Einfluß gewannen, ohne allerdings ein größeres Mitgliederpotential Gleichaltriger binden zu können.[130] In seinem gesamten Wirkungszeitraum besaß der Anarchosyndikalismus in Norddeutschland den Charakter von lokal eigenständigen - in der Praxis weitgehend voneinander isoliert agierenden - Oppositionsgruppierungen von radikalgewerkschaftlicher Provenienz.
Dementsprechend bot der Anarchosyndikalismus in Norddeutschland das Erscheinungsbild einer marginalen urbanen Minderheitenbewegung, die mit ihrem antigewerkschaftlichen Habitus nur eine geringe Anziehungskraft auf das nichtindustrialisierte kleinstädtische Umland ausübte. Selbst in der Zeit der größten organisatorischen Bedeutung erreichte hier weder der Anarchosyndikalismus noch der Unionismus eine flä-

128 Vgl. Peter Kuckuk, „Alle in einer Kutsche? Syndikalisten in Bremen in den ersten Jahren der Weimarer Republik...", a.a.O., S.10-12. Die AAUE postulierte hingegen die Synthese zwischen einer föderalistischen Basisautonomie und der zentralisierten Konzentration des organisatorischen Überbaus. Vgl. Otto Rühle, Von der bürgerlichen zur proletarischen Revolution..., a.a.O., S.55f.

129 Unter Führung der alten FAUD-Föderationsgeschäftsleitung unter Robert Buth und Alex Launer verselbständigte sich diese syndikalistische Richtung bis 1933 außerhalb der FAUD(AS). Die Mitte 1930 verzeichneten 663 Mitglieder verteilten sich auf Breslau (Steinsetzer 96, Bauarbeiter 255); Stuttgart (Bauarbeiter 60); Pliezhausen (Bauarbeiter 35); München (Fliesenleger 217). Vgl. Bundesarchiv Potsdam, RIM/ST 10/246, (Bl. 23). Die „Landesorganisation der Bauberufe (Syndikalisten)" war bis zu ihrem Ausschluß im Jahr 1931 als deutsche Sektion der am 17. November 1926 in Lyon gegründeten „Internationalen syndikalistischen Föderation der Bauarbeiter" (ISFB) angeschlossen. Der ISFB gehörten 1926 ca. 15.000 schwedische, 10.000 portugiesische, 4.000 französische, 4.000 deutsche und 600 niederländische Bauarbeiter an. Vgl. Föderation der Bauberufe Deutschlands (Hg.), Vorgeschichte und Gründung der Internationalen Syndikalistischen Bauarbeiter-Föderation, Berlin o. J. (1927).

130 Der Generationswechsel in der Bremer FAUD(AS) ist dargestellt worden in Hartmut Rübner, Bremer AnarchosyndikalistInnen gegen Ende der Weimarer Republik, in: Schwarzer Faden, 15. Jg. (1994), Nr. 48, S.62-67.

chendeckende Ausdehnung. Infrastrukturelle Defizite in den Kommunikationsverbindungen sowie die unzureichende Koordinierung der mit dieser Aufgabe betrauten Berliner Geschäftskommission erschwerten die Verbindungen der zerstreuten Gruppen nachhaltig. Die rege Vortrags- und Versammlungstätigkeit mit den relativ prominenten Exponenten des deutschen Anarchismus bzw. Anarchosyndikalismus sicherte den Ortsgruppen zwar ein gewisses Maß an Öffentlichkeitswirksamkeit, diese war jedoch kein effektiver Ersatz für eine betriebliche Basisarbeit. Eine längerdauernde Stabilität und einen nachweisbaren Einfluß in der lokalen Arbeiterkulturbewegung verzeichnete allenfalls die Bremer Ortsorganisation, die gleichsam das regionale Zentrum der norddeutschen FAUD in den zwanziger Jahren darstellte. Doch auch dort blieb von der anarchosyndikalistischen Massenbewegung der Vorinflationsjahre 1920 bis 1922 bis zum Ende der Weimarer Republik nur eine linksradikale Splittergruppierung, deren Konsolidierung jedoch im Gegensatz zur rätekommunistischen „Allgemeinen Arbeiter Union" und der „Kommunistischen Arbeiter Partei" (deren gemeinsame 10- bis 12-köpfige Restgruppe sich um das Jahr 1925/26 auflöste) auf einer niedrigen Reduktionsstufe gelang.

Gegen Ende der Weimarer Republik rekrutierte sich die aktive Mitgliederbasis der FAUD(AS) überwiegend aus Jungfunktionären mit einer langjährigen Organisationserfahrung im anarchosyndikalistischen Jugendverband. Das rührige Engagement der Bremer Ortsgruppe der FAUD(AS) kann dabei für die frühen 30er Jahre auf einen etwa 15-20-köpfigen Personenkreis eingegrenzt werden, der einige Wirkung in einem unmittelbaren Umfeld in der Arbeitswelt, in einer der Kulturorganisationen der Arbeiterbewegung und in Nachbarschaften und Freundeskreisen entfaltete. Den jeweiligen politischen und sozialen Rahmenbedingungen entsprechend konnten hin und wieder indifferente Neuaufnahmen verbucht werden, deren Einbindung zumeist von vorübergehender Dauer blieb. Die tatsächlichen Wirkungsmöglichkeiten der linksradikalen Gewerkschaftsbewegungen kennzeichnet indessen nicht die Zahl ihrer organisationsgebundenen Akteure, sondern viel mehr die in bestimmten Situationen einsetzenden Mobilisierungserfolge, die ihre numerischen Organisationsstärken bisweilen weit überstiegen. Da die Anarchosyndikalisten bis zur Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in der Öffentlichkeit präsent blieben, war ihr wahrnehmbarer Einfluß auch in dieser Hinsicht sicher größer als die formalen Mitgliederzahlen. Als gewerkschaftsoppositionelle Kleinorganisation verfügte die FAUD(AS) lediglich unter den überwiegend unständig beschäftigten Bremer Hafenarbeitern noch über eine geschlossen agierende Betriebsgruppe. Einen erkennbaren Einfluß besaßen außerdem die anarchosyndikalistischen Binnenschiffer Hamburgs.

Regionalspezifische Gründe sind für den Niedergang der linksradikalen Bewegung in Norddeutschland sicher weniger verantwortlich[131] als die gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die der Weimarer Republik in der Zeit zwischen dem Ende der Hyperinflation (1924) und dem Beginn der Weltwirtschaftskrise (1929) zu einer Phase

131 Im Saarland lassen sich hingegen autonomistische und separatistische Tendenzen in der FAUD als ein für den Anarchosyndikalismus desintegrativer Faktor aufzeigen. Vgl. Klaus Michael Mallmann, Syndikalismus in der Provinz. Zur Geschichte der „Freien Arbeiter-Union Deutschlands" (FAUD) 1919 - 1935, in W. Haubrichs/W. Lauter/R. Schneider (Hg.), Zwischen Saar und Mosel. Festschrift zum 65. Geburtstag von Hans-Walter Herrmann, Saarbrücken 1995, S.381-388, hier S.385f.

der verhältnismäßigen politischen Konsolidierung und relativen wirtschaftlichen Stabilität verhalfen. In dieser Hinsicht muß die von den Anfängen des sozialstaatlichen Interventionismus (eine geregelte Arbeitslosenunterstützung wurde z. B. 1927 etabliert) und den zunehmend verrechtlichten und institutionalisierten Arbeitsbeziehungen ausgehende Integrationswirkung berücksichtigt werden, die das Konfliktpotential in der Arbeiterbewegung nachhaltig entschärfte. Die unionistische Fixierung auf industriebetriebliche Zusammenhänge erwies sich somit als kontraproduktiv, ein Manko, das der Anarchosyndikalismus immerhin teilweise durch eine flexiblere Einstellung in der Problematik der innerbetrieblichen Interessenvertretung und auch durch ein forciertes Engagement in der proletarischen Kulturbewegung zu kompensieren vermochte.
Die politische Sozialisation in den norddeutschen FAUD(AS)-Gruppen blieb nicht ohne Langzeitwirkung, denn ein engagierter Personenkreis fand sich in der Nachkriegszeit in Hamburg und Bremen wieder in der „Föderation Freiheitlicher Sozialisten" (FFS) und der „Gilde freiheitlicher Bücherfreunde" (GfB) zusammen.[132] Die Kontinuität der antiautoritären Arbeiterbewegung setzte sich somit in der kulturellen als auch in der politischen Ausprägung bis in die 50er Jahre fort.

Heraus zur internationalen Kundgebung

am Mittwoch, den 8. Mai 1929, 20 Uhr
im Cafe Lehmkuhl, Waller Heerstraße

gegen Faschismus und Diktatur!

Lucien Huart, Paris u. Therese Souchy sprechen über:

Internationale Kampffront aller Werktätigen gegen den internationalen Kapitalismus!

Erich Mühsam spricht über:

Die Bekämpfung des internationalen Faschismus durch die Arbeiterklasse!

Der Arbeiter-Gesang-Verein Bremen hat seine Mitwirkung zugesagt. Zur Aufführung gelangt der vom Dirigenten Herm. Böse komponierte „Kampfruf" von Erich Mühsam.

Freie Aussprache! **Eintritt 30 Pfg.**

Freie Arbeiter-Union Deutschlands (Anarcho-Syndikalisten)
Orts-Arbeits-Börse Bremen

Druck: Heinrich Gillner, Düsseldorf, Mindenerstr. 17.

132 Vgl. dazu die Darstellung von Albert Flachmann, Linkssozialistische und anarchistische Gruppen in der Nachkriegszeit, in: H. G. Hofschen/A. Schwerd (Hg.), Zeitzeugen berichten. Die Bremer Arbeiterbewegung in den fünfziger Jahren, Marburg 1989, S.133-146. Die GfB wurde am 29. April 1947 in Bremen zugelassen und stand zunächst unter der Leitung von Bernhard Koch, der seit Januar 1948 das GfB-Publikationsorgan „Die Gilde" herausgab. Das Blatt erschien nachweislich bis Mai/Juni 1948 (Nr. 6/7). Die Hamburger FFS wurde von dem Anarchosyndikalisten Bruno Rex mitinitiiert.

Peter Kropotkin

Charles Fourier

Fourier, Charles François Marie
gehört zusammen mit Robert Owen und Saint-Simon zu den drei Begründern des Sozialismus. Geboren wurde er im Jahre 1772 in der Stadt Besançon, gestorben ist er im Jahre 1837 in Paris. Sein Vater, ein wohlhabender Großkaufmann, starb, als sein Sohn neun Jahre alt war; für die Erziehung des Sohnes sorgte danach die Mutter, die entschied, ihn für die kaufmännische Tätigkeit vorzubereiten. Seit seiner Kindheit mochte der Junge offensichtlich den kaufmännischen Beruf nicht leiden. Als ihn die Mutter in die Lehre zu einem Bankier gab, lief er bald davon. Den jungen Fourier zog das Studium der Geographie, die Beschäftigung mit der Musik und das Lesen von Büchern an. Er bemühte sich seinerzeit um die Aufnahme in die Schule für das Militäringenieurswesen, ohne daß es ihm jedoch gelang. Fourier mußte sich sein ganzes Leben lang mit der Stellung eines Angestellten abfinden. Seine Bildung ergänzte er gewöhnlich durch Selbststudium. Während der Ausübung seines Berufes reiste er viel durch Frankreich, Belgien, die Niederlande und Deutschland.
Es ist nicht bekannt, wo sich Fourier beim Ausbruch der Revolution im Jahre 1789 aufhielt. Wir wissen nur, daß er im Jahre 1793 in Lyon war, wo er höchstwahrscheinlich die dortigen Anhänger der „wahren Gleichheit" und den „Freund des Volkes" [Marie-Joseph] Chalier kennenlernte, der von den Jakobinern hingerichtet wurde. Weiter machte er Bekanntschaft mit [François-Joseph] L'Ange und anderen Wegbereitern des zeitgenössischen Sozialismus. In Lyon überlebte er nicht nur die Belagerung, sondern wurde er auch Zeuge der Massenhinrichtungen, mit denen die Jakobiner in Lyon und in Südfrankreich triumphierten. Während der Zerstörung von Lyon verlor Fourier sein ganzes Eigentum, zweimal wurde er verhaftet, und nur mit Mühe und Not entkam er der Erschießung.
Offensichtlich sprach Fourier nie von seinen persönlichen Erlebnissen während dieser Zeit. Aus den Erfahrungen der Großen Revolution gewann er folgende Überzeugungen: 1) daß der Handel auf der Grundlage der persönlichen Bereicherung ein Übel sei, das man beseitigen müsse, damit sich die Menschheit entwickeln könne; 2) daß die Menschheit ungenügend produziere. Sie könnte leicht doppelt so viel produzieren, falls man die Produktion anders organisieren würde, wobei Fourier es für unvermeidlich hielt, die Landwirtschaft mit der Industrie zu vereinigen und die mannigfaltigen Eigenschaften des menschlichen Wesens vernünftig zur Geltung zu bringen; und 3) daß dies durch den Umsturz der Regierung und den Erlaß von Dekreten unmöglich zu erreichen sei. In Anbetracht der Lebensumstände in Frankreich während der jakobinischen Revolution, lehnten Fourier sowie diejenigen seiner Generation, die die Revolution überlebt hatten, im allgemeinen die Anwendung von Gewalt zur Verwirklichung einer neuen Gesellschaftsordnung uneingeschränkt ab. Die gleiche Meinung vertraten auch Robert Owen und seine Nachfolger in England während der 30er Jahre. Fourier bemühte sich, die notwendige Umgestaltung der Lebensumstände auf der Grundlage der föderativen

Vereinigung (*„association"*) der Produktion und auch des Austauschs der Produkte auf friedlichem Wege zu verwirklichen.
Fourier schätzte das Prinzip der föderativen Vereinigung und Integration der gesamten Lebensumstände hoch ein. Er glaubte, daß der Mensch nur in der neuen Gesellschaft glücklich sein könne, die man auf diesen Grundlagen verwirklichen würde. Erst dann könne er der Gesellschaft alles das geben, zu dem er imstande sei. Nur dann würde es kein Elend und keine Ungleichheit auf der Welt geben, wenn jeder Mensch die Möglichkeit haben würde, alle seine Fähigkeiten zu entwickeln und sie in der Produktion einzusetzen. Gerade auf diese Weise würde sich die Gesellschaft befreien. Sie könne sich nur dann fortschrittlich entwickeln, wenn sie aus freien Vereinigungen bestehen und sie selbst die Vereinigung der Vereinigungen, d.h. das Bündnis der Bündnisse, die Genossenschaft der freien Genossenschaften bilden würde.
Die Zivilisation der sogenannten gebildeten Völker hat, teils unter dem Einfluß falsch verstandener Privatinteressen, teils aus historischen Gründen, insbesondere unter dem Einfluß *„der Philosophen"* (Fourier nannte so alle Gegner der Religion) und im Streben Kapital und Macht zu bilden, eine völlig falsche Richtung angenommen. Die Menschen brauchen nur diesen Fehler zu entdecken, auf die Lehren zu verzichten, die man in 400.000 Bänden in unseren Bibliotheken aufbewahrt und nichts als das Prinzip der Assoziation, das Ausdruck der *„leidenschaftlichen Anziehungskraft"* (*„attractions passionelles"*) ist, als das einzige Gesetz des ganzen Lebens anzuerkennen.
Die Vorteile der föderativen Vereinigungen werden die Menschen begreifen, wenn diese *versuchsweise* in irgendeiner organisierten Assoziation, auch im kleinen Rahmen, bewiesen werden. Schon die Tatsache, so der Glaube Fouriers, daß eine Gruppe von Menschen in einer Assoziation *dreimal* mehr leistet als die gleiche Anzahl von einzeln arbeitenden Menschen, wird so überzeugend sein, daß man anfängt, ähnliche Assoziationen überall zu gründen. Selbst die Kapitalisten werden bei so hoher Produktivität der Assoziationen die ersten sein, die ihr Kapital in solche Assoziationen investieren.
Nach Meinung von Fourier sollte eine Assoziation aus 1600 - 1800 Menschen bestehen. Fourier nannte diese Assoziationen „Phalangen". Das Grundstück jeder Phalange wird ungefähr eine Quadratmeile betragen. In der Mitte dieses Grundstückes wird man ein prächtiges Gebäude („Phalanstère") erbauen, in dem außer den Wohnräumen für die Mitglieder der Phalange und ihre Familien schöne Säle für Konzerte und Abendveranstaltungen, Hörsäle für Vorlesungen, Bibliothek usw. errichtet werden.
Mit der Darstellung des Lebens in der Phalanstère befand sich Fourier selbstverständlich auf dem Gebiet der reinen Utopie. Ebenso Utopist war er, wenn er an die Anziehungskraft der Assoziationen bei der anfänglichen sorgfältigen Auswahl der Menschen für die Phalangen gemäß ihren *„Neigungen"* glaubte (Fourier benutzte das Wort „passions". Das Wort „passions" entspricht, insbesondere in der Literatur jener Zeit, eher dem russischen Wort „Neigungen" als „Leidenschaften"). Mit seiner detaillierten Klassifizierung der menschlichen Veranlagung zum Fehlverhalten verfiel Fourier ausgerechnet denselben Irrtümern, die er bei den Jakobinern 1793 richtig erkannt hatte. In seiner Phalanstère sollten Menschen so vereinigt werden, daß es in jeder Gemeinschaft die gleiche Anzahl von Individuen mit der *„Neigung zu Intrigen"*, zu *„Unbeständigkeit"* usw. geben würde.

Fourier kämpfte gegen die christliche Lehre, die eine *totale Unterdrückung* der menschlichen Neigungen benötigt, was eigentlich als unmöglich erscheint. Er maß den natürlichen Neigungen des Menschen die Hauptrolle im gesellschaftlichen Leben bei. Fourier hat auch als erster aufgezeigt, daß es nötig ist, anstatt im Menschen die Neigungen seines Charakters zu unterdrücken, die sich manchmal gegen die gesellschaftlichen Eigenschaften richten, diese Neigungen für die Gesellschaft und Menschheit in nützliche Richtung zu lenken. Das gesamte Familien- und Gesellschaftsleben muß man auf der Grundlage der Zuneigung und Neigung aufbauen. In der Phalange wird sich jeder einen Beruf oder ein Handwerk nach jenen Neigungen wählen, die ihm am besten zusagen und die am besten seinem Charakter und Wesen entsprechen.

Beim Studium der Ideen und Ansichten von Fourier ist es notwendig, die Aufmerksamkeit auf die außerordentliche Vielfältigkeit seiner Terminologie zu richten. Wenn er über Gott spricht, versteht er ihn auf seine Weise - nicht nur als eine Kraft, die den mathematischen und physikalischen Gesetzen untergeordnet ist (so verstanden Gott schon manche anglo-schottischen Philosophen des 18. Jahrhunderts), sondern auch als eine Kraft, die die Schaffung der neuen harmonischen Gesellschaft wünscht, wobei den Menschen freigestellt wird, sie selber zu schaffen. Fouriers Kritik der christlichen Religion ist so scharf, daß sogar die Kritik der Atheisten des 18. Jahrhunderts und natürlich auch die einseitige Kritik von Nietzsche im Vergleich mit ihr verblassen.

Notwendig ist es auch, die Eigentümlichkeit der Terminologie von Fourier zu berücksichtigen, wenn er von physikalischen Kräften spricht, z.B. von der Anziehungskraft („*attractions*"). Nach seiner Meinung durchzieht die Anziehungskraft nicht nur das physikalische Leben der Natur, sondern auch das psychische Leben der Menschen; die zwischenmenschliche Freundschaft, Liebe, Geselligkeit - dies alles sind Erscheinungsformen der Anziehungskraft. Aus ihr entspringt die Macht der Assoziation (Genossenschaft), auf deren Grundlage das Leben der Menschheit umgebaut werden muß.

Zu der Erkenntnis der bedeutenden Rolle der Assoziation im Leben der Menschen gelangte Fourier freilich nicht über die Lehre der Gravitation und der physikalischen Gesetze, sondern dadurch, daß er während der Großen Revolution in Lyon überlebte. Hier begegnete er dem Hunger und der ökonomischen Zerrüttung, hervorgerufen durch die jakobinische Revolution. Fourier begann gründlich über den Plan nachzudenken, wie es praktisch möglich wäre, die Versorgung der Bevölkerung mit dem Lebensnotwendigen zu organisieren und zu gewährleisten, unabhängig von den theoretischen Schwierigkeiten, die ihm auf dem Wege zur Verwirklichung seines Lehrgebäudes der genossenschaftlichen Produktion und des genossenschaftlichen Austausches begegneten. Er begann für die Rechtfertigung seiner Theorie der Assoziation universelle Grundlagen zu suchen und vereinte sie mit den hervorragenden Entdeckungen Newtons.

Im Jahre 1808 bot sich Fourier die Möglichkeit, seine Ideen, die er in den letzten fünfzehn Jahren entwickelt hatte, zu publizieren. Statt direkt darzulegen, was er mit den Begriffen Assoziation und Artel[1] aufgrund seiner Lebenserfahrung praktisch meinte, trat er, ohne eine philosophische Ausbildung zu besitzen, mit einer abstrakten philosophischen Beweisführung für seine reformatorischen Pläne auf.

---

1 Artel: Im zaristischen Rußland Genossenschaftsverband von Personen gleichen Berufs mit gemeinsamer Haftung und Gewinnverteilung. In der Sowjetunion vorwiegend landwirtschaftliche Produktionsgemeinschaft, in der geringfügiger Privatbesitz erlaubt war. (Anm. d. Übers.).

Es muß betont werden, daß er der abstrakten Überlegung einen hohen Tribut zollte, die jedoch während dieser Epoche sowohl in Deutschland als auch bei uns in Rußland anzutreffen war, wo sie ebenfalls bei den Moskauer „Freunden der Weisheit" zum Ausdruck kam. Möglicherweise hat Fourier, im Zusammenhang mit der fürchterlichen Reaktion in Frankreich, die nach dem Sturz von Robespierre und besonders seit der Errichtung des napoleonischen Kaiserreiches wütete und deren Schrecken er aus der Nähe erleben konnte, erkannt, daß ausschließlich die abstrakte Form der Darstellung seines Reformplanes eine Chance besaß, die gesellschaftliche Umgestaltung des Lebens auf neuen sozialen Grundlagen zu propagieren. Für diese Ideen haben die Verkünder der „Gleichheit" im Jahre 1793 mit dem Kopf gebüßt, ebenfalls die Kommunisten - Babeuf mit Genossen - im Jahre 1795.
Wenn man von dieser Hypothese ausgeht, dann ist es völlig einleuchtend, daß Fourier, als er zum ersten Mal mit seinem Plan der gesellschaftlichen Umgestaltung auftrat, bewußt die praktische Umsetzung außer Acht ließ. In seinem ersten Werk widmete er sich ausschließlich der philosophischen Vorbereitung und Entwicklung des Gedankenguts des Prinzips der Assoziation, und zwar auf der Grundlage der natürlichen und gegenseitigen Anziehungskräfte oder Neigungen, die sich aber nicht im Widerspruch zu den allgemein geltenden Gesetzen im Leben der Natur befinden dürfen.
Das erste Werk von Fourier - „Theorie der vier Bewegungen und der allgemeinen Bestimmungen" („Théorie des quatre mouvements et des destinées générales") - erschien im Jahre 1808 und war nur ein „Entwurf und eine Ankündigung der Entdeckung" („Prospectus et annonce de la découverte"); als Erscheinungsort war Leipzig angegeben , obwohl das Werk in Lyon gedruckt wurde (das geschah wohl aus Zensurgründen). Nur sechs Jahre später, 1814 - 1815, veröffentlichte Fourier ein zweibändiges Werk unter dem Titel „Traité de l 'association domestique-agricole, ou attraction industrielle". In dieser Arbeit sind die Theorien von Fourier vollständig wiedergegeben worden. Später erweiterte er seine Abhandlung und veröffentlichte sie unter dem Titel „Théorie de l'Unité universelle". Ein kurzes Resümee seiner Theorien stellte Fourier in dem Buch „Nouveau Monde industriel et sociétaire" vor, das im Jahre 1828 erschien.
Bereinigt von allen phantastischen und utopischen Überlagerungen, führt Fouriers Lehre hauptsächlich zur Erkenntnis der bedeutenden Rolle der Assoziation oder der Genossenschaft im Leben der Menschen. Dieser Teil von Fouriers Lehre floß als Grundstock in alle späteren Theorien der Sozialisten und der Anarcho-Kommunisten ein. Zu gleicher Zeit bemühte sich Fourier nachzuweisen, daß die Assoziation einzig und allein auf der Grundlage der freien Zustimmung aller Mitglieder gegründet werden kann. Er sah deutlich voraus, daß die Assoziation degenerieren wird, wenn sie unter Zwang und Gewalt entsteht. In seiner Broschüre „Finten und Scharlatanerie der Anhänger Saint-Simons und Robert Owens, die Assoziation und Fortschritt verheißen" („Pièges et charlatanisme des deux sectes Saint-Simon et Owen, qui promettent l'association et le progrès") beteuert Fourier, daß die Verwirklichung der Lehre Saint-Simons den werktätigen Klassen nicht eine Verbesserung der Lebensumstände bringt, sondern eine Knechtschaft neuen Typs. *„Wenn die Anhänger Saint-Simons die Macht besitzen sollten"*, sagt Fourier, *„werden sie mit dem Volk genauso verfahren, wie es bisher alle Theokraten, beginnend mit den Opferpriestern in Ägypten und Indien und endend mit der römischen Kurie, taten."*

Das zweite charakteristische Merkmal von Fouriers Lehre unterscheidet sich von der Theorie Saint-Simons deutlich durch die vorrangige Bedeutung *der Arbeit* im menschlichen Leben. An erster Stelle in Fouriers System befindet sich der Arbeiter mit seinen Bedürfnissen. In der neuen Gesellschaftsordnung müssen die Erzeugnisse zwischen den Vertretern der Arbeit, des Talentes und des Kapitals aufgeteilt werden. Fourier überläßt fünf Zwölftel, d.h. fast die Hälfte des gesamten Produktes, dem Arbeiter als Vertreter der Arbeit und nur vier Zwölftel, d.h. ein Drittel, dem Vertreter des Talentes oder der geistigen Arbeit und drei Zwölftel, d.h. ein Viertel, dem Vertreter des Kapitals. Gemäß Fouriers Lehre steht die Arbeit an sich nicht im Widerspruch zum Wesen des Menschen, sie erweist sich auch nicht als eine Bestrafung. Sie richtet sich jedoch dann gegen den Menschen, wenn sie eintönig und unfreiwillig ist.
Fourier gehört zu den bedeutenden Theoretikern der sogenannten *„integralen Erziehung"*, die heutzutage jedoch die Bezeichnung *„Arbeitserziehung"* trägt.
Fouriers Lehre wurde in Frankreich von einer großen Anzahl seiner Schüler verbreitet und weiterentwickelt. Der bedeutendste unter ihnen war Victor Considerant. Manche Anhänger Fouriers haben Versuche unternommen, Gemeinden oder Phalanstères zu gründen. Einer der bedeutendsten Versuche dieser Art führte Fouriers Schüler [Jean-Baptiste-André] Godin durch; er gründete im Jahre 1859 im Städtchen Guise, in der Nähe von Saint Quentin, eine große produktive Assoziation - Familistère -, die auch heutzutage noch erfolgreich gedeiht.
Fouriers Lehre hatte einen großen Einfluß auf die Entwicklung des russischen Sozialismus. In den vierziger Jahren übte sie einen bedeutenden Einfluß auf V.G. Belinskij, A.J. Gercen [A. Herzen], später auf M Petraševskij, N.J. Danilevskij, M.J. Saltykov-Ščedrin, A.N. Pleščeev, N.G. Černyševskij und andere aus. Es ist interessant, daß in Černyševskijs Roman „Was tun?" unter mehreren Büchern, die Lopuchov Vera Pavlovna bringt, auch Considerants Werk „Destinée Sociale" Erwähnung findet. Im vierten Traum von Vera Pavlovna beschreibt Černyševskij eine Phalanstère, genauso, wie sie Fourier entworfen hatte. Die gesamte Bedeutung von Fourier und des Fourierismus für die Entwicklung des internationalen Sozialismus ist im Ganzen immer noch nicht geklärt und wartet auf ihren Erforscher.

Bibliographie

F[ourier], Oeuvres complètes, 6 Bände, Paris-Besançon 1841-1845; Über F[ourier] siehe: A[ugust] Bebel, Charles F[ourier]. Sein Leben und seine Theorien. [Stuttgart] 1888; Cantagrel, [Fourier] Le fou du Palais-Royal [dialogue sur la théorie phalanstérienne], Paris 1845 [1841]; Gatti de Gamond, F[ourier] et son système, Paris 1841 [1838]; [Herman] Greulich, [Charles] F[ourier. Ein Vielverkannter. Versuch einer Darlegung seines societären Ideenganges im Lichte des modernen Sozialismus, Hottingen-] Zürich 1880 [1881]; [Amédée] Paget [avec M.E. Cartier], Examen du système (de) F[ourier et de principales objections qui y sont faites], Paris 1844; [Charles] Pellarin, F[ourier], sa vie et sa théorie, Paris 1872 [1843]; [Édouard de] Pompery, Théorie de [l'association et de l'unité universelle de Fourier, introduction religieuse et philosophique] Charles F[ourier], Paris [Capelle] 1841; [Abel] Transon, Théorie sociétaire de Ch[arles]

FAMILISTÈRE

DES FONDERIES & MANUFACTURES D'APPAREILS DE CHAUFFAGE DE GODIN-LEMAIRE, A GUISE

CERTIFICAT DES DÉPOTS

Faits à la Caisse du Familistère par M Dallet-Moret *conformément aux récépissés ci-joints. Ces dépots sont remboursables à la demande du déposant ou du dépositaire. Les intérêts sont calculés, en compte courant, au taux résultant des bénéfices du Familistère, après balance et clôture des écritures d'inventaire, en tant que le porteur reste habitant du Familistère; dans le cas contraire, le taux de l'intérêt est fixé à [illegible] pour cent l'an, à partir du dernier arrêté de compte.*

Familistère, le 1er Avril 1874

Le Chef de Comptabilité,

GODIN-LEMAIRE

Le présent titre annule tous les reçus antérieurs délivrés au Titulaire pour les versements faits à la Caisse Godin-Lemaire. — Le remboursement des sommes partielles qui y sont inscrites, se constate par le détachement des récépissés ou coupons qui les représentent.

Ce titre est la totalisation d'un compte ouvert sur un Livret d'Épargne délivré à cet effet au Porteur, ce compte sert à inscrire toutes les sommes déposées et les intérêts dus annuellement, il est arrêté tous les six mois, le montant, en chiffre rond, en est inscrit dans l'un des coupons que porte ce titre. — Chaque inscription, pour être régulière, devra être revêtue des signatures de M. Godin ou de son Fils, du Chef de comptabilité et du Caissier.

Zur von Kropotkin erwähnten „Familistère de Guise“ im Département Aisne-Ardennen (1859 - 1883) - die Abbildung zeigt eine Anleihe der Genossenschaft - schreibt Günter Behrens (Die soziale Utopie des Charles Fourier, Diss. phil., Köln 1977, S. 466): *„Der vermögende Industrielle J.-B.-A. Godin (1817 - 1883) verzichtete in seinem - partiell funktionierenden, ökonomisch zeitweise erfolgreichen - Experiment auf eine systematische Realisierung der Fourierschen Vorstellungen und begnügte sich in seiner produktivgenossenschaftlich strukturierten 'Familistère' damit, sich mit einigen fourieristisch klingenden Etiketten zu schmücken. Die 'Familistère' pervertierte immer mehr zu einem kapitalistischen Unternehmen mit kooperativen Elementen, was Bebel - vielleicht ein wenig zu scharf - als 'Ausbeutung unter progressiver Flagge' abqualifizierte.“*

F[ourier ou art d'établir en tout pays des associations domestiques-agricoles de quatre à cinq cent familles], Paris 1832; [Otto] Warschauer, F[ourier]. Seine Theorie und Schule, Leipzig 1893; [Hubert] Bourgin, Le socialisme sociétaire, Paris 1904; [Victor] Considerant, Exposition abrégée du systéme [phalanstérien] de F[ourier], [Paris] 1845.
In der russischen Literatur über F[ourier] siehe: N.A. Bibikov, Kritičeskie etjudy (Kritische Studien), St. Petersburg 1865 (der erste Aufsatz unter dem Titel: Die gegenwärtigen Utopisten); Michajlov, Proletariat vo Francii (Das Proletariat in Frankreich), St.Petersburg 1869; A. Isaev, Mesto F[ourier] v obščestvenno-chozjajstvennoj nauke (F[ouriers] Stellung in der Gesellschafts- und Wirtschaftswissenschaft), in: Jurid. Vestnik 1882g., mai-ijun' (Juristische Zeitschrift 1882, Mai-Juni); D. Ščeglov, Istorija social'nych sistem, tom 2 (Geschichte der sozialen Systeme, Band 2), St.Petersburg 1889; über F[ourier] finden sich auch einige Bemerkungen bei Gercen (Herzen) in: Byloe i Dumy (Das Vergangene und die Dumy[2]); eine Darstellung von F[ouriers] Theorien unternahm Butaševič-Petraševskij im Slovar' inostrannych slov (Lexikon der Fremdwörter), St. Petersburg 1846.

Übersetzung aus dem Russischen: Zdeněk Obšasník und Michael Schnabel

Nachbemerkung

Der hier zum erstenmal in deutscher Übersetzung vorliegende Text Peter Kropotkins erschien zuerst in „Enciklopedičeskij slovar' Russkogo Bibliografičeskogo Instituta Granat. Sed'moe pererabotannoe izdanie. Tom sorok pjatyj. Čast' vtoraja" („Enzyklopädisches Wörterbuch des Russischen Bibliographischen Instituts Granat. Siebte überarbeitete Auflage. Band 45, Teil 2"), o.O., o.J. (Leningrad, ca. 1935). Der Text stammt vermutlich aus Kropotkins Nachlaß, dürfte aber Anfang des Jahrhunderts geschrieben worden sein - der jüngste bibliographische Hinweis bezieht sich auf Hubert Bourgins Schrift „Le socialisme sociétaire" aus dem Jahre 1904, ein Titel übrigens, der im Band 3 von Josef Stammhammers „Bibliographie des Sozialismus und Kommunismus" (Jena 1909) nicht verzeichnet ist (dort finden sich folgende drei Titel von Bourgin: „Fourier: le système sociétaire. Extraits des œuvres complètes", Paris 1903; „Fourier. Contribution à l'étude du socialisme français", Paris 1905; „Le socialisme de Fourier", Paris 1905). Wenn man allerdings Kropotkins Bemerkung, daß die „Familistère" Jean-Baptiste-André Godins in Guise *„auch heutzutage noch erfolgreich gedeiht"* mit dem zitierten Hinweis von Günter Behrens konfrontiert, daß diese „Familistère" nur bis 1883 existierte, dann könnte es auch sein, daß Kropotkins Text bereits in den frühen achtziger Jahre geschrieben wurde und daß der bibliographische Anhang nicht von ihm, sondern von der Redaktion des „Wörterbuchs" stammt. Ein Hinweis auf Kropotkins Text findet sich in Evgenij V. Starostins zweibändiger Bibliographie „P.A. Kropotkin (1842-1921). Bibliografičeskij ukazatel' pečatnych trudov" („Bibliographisches Verzeichnis der gedruckten Werke"), Moskva 1980. Zur Herkunft des Textes allerdings erfährt man dort nichts; erwähnt wird jedoch, daß Kropotkins Nachlaß über verschiedene Institutionen verstreut und bis heute nicht aufgearbeitet ist.

2 Dumy: Ukrainische Volkslieder, die historische Ereignisse oder volkstümliche Helden besingen (Anm. d. Übers.).

Hingewiesen auf Kropotkins Text wird auch in einem wohl auf der Bibliographie Starostins beruhenden Anhang in Heinz Hugs unter Mitarbeit von Heidi Grau zusammengestellter Kropotkin-Bibliographie (Grafenau/Bern 1994).
Redaktionelle Ergänzungen, die sich auf Namen bzw. bibliographische Hinweise beziehen, sind in eckige Klammern gesetzt.
Im übrigen kann man immer noch gelten lassen, was Franz Jung Mitte der zwanziger Jahre zu Charles Fourier geschrieben hat:
„Unter den großen Sozialisten des neunzehnten Jahrhunderts nimmt Charles Fourier einen besonderen Platz ein. Sein Einfluß auf die Zeitgenossen, die Bedeutung seiner Schule waren vielleicht am größten und nachhaltigsten von allen Vorläufern des Marxismus. Trotzdem ist die Kenntnis seiner Schriften von allen großen Sozialisten am geringsten in Deutschland verbreitet.
Es hängt dies damit zusammen, daß die Übersetzung von Fourier's Schriften sehr schwierig ist. Er schreibt gelegentlich seine eigene Sprache mit eigener Wortbildung, eigener Ideologie und eigenen Begriffen, die jahrelang unverständlich und utopisch wirkten, und heute erst, nachdem die Forschungen der Psycho-Analyse gewissermaßen wissenschaftliches Allgemeingut geworden sind, ihren verständlichen oder selbstverständlichen Sinn erhalten. Dazu kommt, daß Fourier in der wissenschaftlich-marxistischen Welt zu sehr als Utopist verschrien ist, als daß man sowohl in der russischen wie in der deutschen Revolution die marxistischen Thesen als Ansichten Fourier's allzusehr in den Vordergrund hätte rücken wollen. Dabei ist zu sagen, daß die Frage des Arbeitsproblems erstens, und zweitens die Fragen einer sozialistischen Erscheinung zum Kollektivismus und drittens die Analyse des Kollektivismus selbst ausschließlich Fourier's Eigentum sind, und daß alles, was in Rußland nach dieser Richtung hin geschehen ist oder in Deutschland versucht wurde, sich als reiner Fourierismus erweist."
(Franz Jung, Betr: Ausgewählte Werke von Charles Fourier, in: Ders., Briefe und Prospekte. Dokumente eines Lebenskonzeptes, Zusammengestellt und kommentiert von Sieglinde und Fritz Mierau [= Werke 11], Hamburg 1988, S. 122).
Aus der von Franz Jung geplanten dreibändigen Werkauswahl ist nichts geworden.
Verwiesen sei auf folgende Übersetzungen von Texten Fouriers aus den letzten Jahren:

Charles Fourier, Theorie der vier Bewegungen und der allgemeinen Bestimmungen, Herausgegeben von Theodor W. Adorno, Eingeleitet von Elisabeth Lenk, Frankfurt am Main 1966;

Charles Fourier, Auszüge aus seinen Werken zum Thema: Arbeit, Kommunikation, Leidenschaft, in: Literaturmagazin 3, „Die Phantasie an die Macht". Literatur als Utopie, Herausgegeben von Nicolas Born, Reinbek bei Hamburg 1975, S. 163 - 190;

Charles Fourier, Frauen, Liebe, Orgie, in: Jahrbuch Politik 7, Herausgegeben von Wolfgang Dreßen, Berlin 1976, S. 10 - 28;

Charles Fourier, Aus der neuen Liebeswelt. *Über die Freiheit in der Liebe* ausgewählt und eingeleitet von Daniel Guerin. Mit einem Anhang *Über die Freiheit in der Arbeit* ausgewählt und eingeleitet von Marion Luckow, Berlin 1977;

Charles Fourier, Über die Hindernisse, die sich dem Erfinden von Utopien entgegenstellen, in: Kursbuch 52/1978, S. 133 - 145;

Charles Fourier, Ökonomisch-Philosophische Schriften. Eine Textauswahl, Übersetzt und mit einer Einleitung herausgegeben von Lola Zahn (= Ökonomische Studientexte Band 8), Berlin (DDR) 1980.

Zdeněk Kárník

Die ersten Versuche zur Gründung einer kommunistischen Partei in Böhmen

Vorwort

Bald nach der Beendigung meines Studiums an der philosophischen Fakultät der Karls-Universität in Prag stellte ich mir die Aufgabe, zuerst in Monographien und dann in einer zusammenfassenden Arbeit die Entwicklung der sozialistischen Bewegung in der Tschechoslowakei während der Endphase des Ersten Weltkrieges und in den ersten Nachkriegsjahren aufzuarbeiten. Als ich einige Studien und Bücher vorbereitet hatte, die sich auf die eine oder andere Art mit der Entwicklung der sogenannten marxistischen Linken in der „Tschechoslowakischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei" beschäftigten, kam ich zu dem Schluß, daß ich auch die radikalen sozialistischen Strömungen und die kleineren Gruppen, die in der Geschichtsschreibung bis dahin völlig übergangen worden waren, untersuchen muß. Die diesen Gruppierungen eigene Problematik war so spezifisch, daß man ihre Entwicklung nicht mit jenen Methoden aufarbeiten konnte, die bei der Beschäftigung mit großen politischen Parteien üblich sind.
Ich tat dies zwar systematisch, aber langsam und nicht ohne Lücken. Zuerst beschäftigte ich mich kurz mit der Geschichte der deutschen kommunistischen Gruppen in Nordböhmen während ihrer zweiten Entwicklungsphase. Bis heute bin ich überzeugt, daß sie vor allem von der „Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands" beeinflußt wurden. Sie versuchten, deren inhaltliche Ausrichtung für die Tschechoslowakei zu übernehmen und nicht von ungefähr durchliefen sie einen entsprechenden inneren Differenzierungsprozeß.
Einige Jahre später hatte ich meine Habilitationsschrift „Erste Versuche zur Gründung einer kommunistischen Partei in Böhmen" beendet, aus der die folgenden Kapitel ausgewählt sind (im Jahre 1965 wurde das Manuskript beendet und abgegeben, im Januar 1966 erfolgte die Habilitation, im Oktober des gleichen Jahres die Ernennung und im Januar 1968 die Berufung zum Dozenten an der philosophischen Fakultät der Karls-Universität in Prag; veröffentlicht wurde die Habilitationsschrift in der hochgeschätzten Reihe „Rozpravy Československé akademie věd" [„Abhandlungen der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften"] im Jahre 1966). Die Arbeit befaßt sich mit den radikalen sozialistischen Gruppen während der wichtigen Periode vom November 1918 bis zum Juni 1919. Damals ging es um die Entscheidung, ob die revolutionäre Welle der Nachkriegszeit doch noch den mehr oder weniger stetigen triumphalen Vormarsch der sozialistischen Weltrevolution gemäß den Vorstellungen der russischen Bolschewiki oder wenigstens ihren Sieg in Mitteleuropa mit sich bringen würde. Vor allen Dingen aber ging es darum, ob diese oder jene Gruppe diesen oder jenen Charakter, diese oder jene ideelle Ausrichtung oder Organisationsform haben würde.
Die weitere Arbeit zur Geschichte der angesprochenen radikalen Gruppen unterbrach ich eine Zeit lang, weil ich zu dem Schluß kam, daß ich zuerst einmal die Kriegsperi-

ode gründlich behandeln mußte - daraus entstand das Buch „Socialisté na rozcestí - Habsburk, Masaryk či Šmeral?“ („Sozialisten am Scheideweg - Habsburg, Masaryk oder Šmeral?“). Bald nachdem es 1968 erschienen war, kam es auf den Index, und ich durfte mich fast 20 Jahre lang nicht mehr aktiv mit der Geschichte der sozialistischen Bewegung befassen. Noch vorher, ebenfalls im kritischen Jahr 1968, hatte ich als Einleitung zu den Schriften von Stanislav K. Neumann eine Studie über dessen sogenannte „Kommunistische Gruppe“ beziehungsweise über den „Bund der kommunistischen Gruppen“ geschrieben. Diese Studie durfte erst gar nicht erscheinen, weil ich als Gegner der sowjetischen Intervention vom August 1968 inzwischen zum antisowjetischen Hetzer erklärt worden war und die Fakultät verlassen mußte; es ist mir bisher nicht gelungen, das Manuskript wiederzufinden.

Es erübrigt sich fast darauf hinzuweisen, daß aus meinem Lebensprojekt einer Gesamtdarstellung der tschechoslowakischen sozialistischen Bewegung während des Ersten Weltkrieges und der Jahre danach, also während der Periode, die ich weiterhin als Schlüsselperiode für die ganze folgende historische Entwicklung ansehe, nur ein Torso übriggeblieben ist.

Dies in aller Kürze zur Geschichte meiner Arbeit über die linksradikalen sozialistischen Gruppen in der Tschechoslowakei nach dem Ersten Weltkrieg. Der deutsche Leser hat erst jetzt, nach 30 Jahren, die Möglichkeit sie zu lesen. Würde ich mich mit diesem Thema erneut befassen, könnte ich sicherlich einiges ergänzen, obwohl die Quellen zum Kern jedes Themas ein mehr oder weniger geschlossenes und ausgeschöpftes Ganzes bilden. Auch könnte ich, da durch das Leben und die geschichtliche Entwicklung geprüft und deshalb auch im Fach erfahrener, einige Formulierungen oder Wendungen korrigieren, insbesondere dort, wo ich mich, den Verhältnissen unter dem alten Regime entsprechend, nur mit großer Vorsicht oder indirekt äußeren konnte. Ich meine aber, daß dies unstatthaft wäre und nehme deshalb nach reifer Überlegung keine einzige Änderung oder Korrektur vor; auch die Archive, in denen ich vor dreißig Jahren gearbeitet habe, behalten ihre damaligen Namen. Zum besseren Verständnis für deutsche Leser wurden nur einige wenige Worte im Text und drei Anmerkungen hinzugefügt. In diesem Sinne handelt es sich auch um die Publikation eines Dokumentes. Für Hinweise an die Adresse der Redaktion des „ARCHIVs“ werde ich dankbar sein.

Die im folgenden veröffentlichten Kapitel bilden ein lose miteinander verbundenes Ganzes - das Bindeglied ist dabei nicht die gemeinschaftliche Zusammenarbeit der behandelten Gruppierungen, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Ideenströmung oder sogar bestimmte organisatorische Verbindungen. Die erwähnten Gruppen verbindet vor allen Dingen die Tatsache, daß sie hinsichtlich der Entwicklung eines nach links orientierten Sozialismus in gewissem Sinn allesamt in Sackgassen geführt haben. Was in einem anderen Lande als Kuriosität gelten könnte, kann man für die Tschechoslowakei als normale Entwicklung betrachten. Dies wird vielleicht eine nützliche Erkenntnis für deutsche Leser sein, weil die Entwicklung in Deutschland nicht nur in oberflächlicher Hinsicht, sondern auch in wesentlichen Aspekten unterschiedlich verlief.

Wie aus dem Kapitel **„Marxistische Linke und tschechische Kommunisten aus Rußland“** hervorgeht, ist die sogenannte marxistische Linke der tschechoslowakischen Sozialdemokratie die einflußreichste Strömung des linken revolutionären Sozialismus in der Tschechoslowakei geworden. Im ersten Kapitel meiner Habilitationsschrift, das

hier, da es für den deutschen Leser keine neuen Erkenntnisse mit sich bringen würde, nicht abgedruckt ist, hatte ich in aller Kürze die Bemühungen der russischen bolschewistischen Partei um die Gründung der Dritten Internationale, ihre Vorstellungen vom schnellen Fortschreiten der sozialistischen Weltrevolution (die danach so katastrophale Folgen hatten) und die daraus folgende Bucharinsche Theorie der Bildung revolutionärer Kerne geschildert. Dieser Theorie zufolge war es nötig, auf schnellstem Wege - gegebenenfalls auch nur kleine und anfangs einflußlose - kommunistische Parteien zu gründen, da diese im Verlauf der sich ständig steigernden Klassenkämpfe die Massen leicht und schnell mitreißen und zum baldigen Sieg führen würden.
Das zweite Kapitel der Habilitationsschrift schildert, auf welche Weise die sozialdemokratische Linke die mit diesen Vorstellungen erfüllten und dementsprechend instruierten tschechoslowakischen Kommunisten, die bald nach dem Kriegsende aus Rußland zurückkehrten, überzeugte, daß eine solche Vorgehensweise in der Tschechoslowakei verheerend wäre.
Was in diesem Kapitel allerdings nicht behandelt wird, sind die Folgen dieser Entscheidung. Die Tschechoslowakei war der einzige mitteleuropäische Staat, in dem keine kommunistische Partei nach Bucharins theoretischen Vorgaben gegründet wurde. Die aus Rußland zurückkehrenden Kommunisten traten der Sozialdemokratie bei, unterhielten ihre Verbindungen mit Rußland aufrecht und konspirierten. Sie traten aber nie als eine selbständige Richtung innerhalb der marxistischen Linken der Sozialdemokratie auf. Im Frühjahr 1919, als es schien, daß die sozialistische Revolution doch noch in Mitteleuropa erfolgreich sein würde, waren sie der Selbständigkeit am nächsten. Sie nahmen damals zusammen mit den ungarischen und den österreichischen Kommunisten an gewissen konspirativen Treffen teil, die aber nur einige Verhaftungen zur Folge hatten. Auch wenn die marxistische Linke der Sozialdemokratie sie mit ihrer Autorität schützte - nur sie war imstande dies zu tun - , war das wohl eine ausreichende Belehrung; eine ähnliche Tendenz zur Verselbständigung gab es in der Folge nicht mehr.
Die marxistische Linke insgesamt entwickelte sich zwischenzeitlich zu einer selbständigen Gruppierung innerhalb der sozialdemokratischen Partei mit dem Ziel, die Mehrheit der Sozialdemokratie für die Grundsätze der Kommunistischen Internationale zu gewinnen. Dies läßt sich nicht zuletzt dadurch bezeugen, daß ihre Vorstellungen von der kommunistischen Politik und der sozialistischen Revolution sich nur unwesentlich von dem Standpunkt der Leitung der Kommunistischen Internationale unterschieden, insbesondere von dem Sinowjews. Schließlich waren die Bemühungen von Erfolg gekrönt: Nahezu drei Jahre nach Gründung der Kommunistischen Internationale wurde, nach mancherlei Verzögerungen und Streitigkeiten, im November 1921 in der Tschechoslowakei eine kommunistische Partei gegründet, der damaligen Terminologie zufolge eine Massenpartei. Was die Mitgliederzahlen betrifft, war sie, relativ gesehen, sogar größer als die bolschewistische Partei und z.B. die deutsche kommunistische Partei nach der Vereinigung mit der linken USPD.
Die aus Rußland zurückgekehrten Kommunisten bekleideten innerhalb der „Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei" (KPTsch) einige bedeutende Funktionen, aber sie führten die Partei nie. Während der ersten Periode galt der führende Kopf der marxistischen Linken, Dr. Bohumír Šmeral, der am Ende der zwanziger Jahre

bei der sogenannten Bolschewisierung der KPTsch durch Klement Gottwald definitiv aus der Leitung verdrängt wurde, als die eigentliche Autorität. Die Schicksale der aus Rußland zurückgekehrten Kommunisten waren sehr unterschiedlich - meistens endeten sie als „Abweichler" und wurden als Trotzkisten oder als Rechtsopportunisten (wie z.B. Alois Muna, der Vorsitzende der „Tschechoslowakischen Kommunistischen Partei in Rußland") aus der Partei ausgeschlossen. Oft wechselten sie zur Sozialdemokratie - im Gegensatz zur Mehrheit der Führer der ehemaligen marxistischen Linken der Sozialdemokratie, die dem Kommunismus treu blieben.
Das zweite Kapitel - **„Tschechoslowakische Kommunisten"** - gibt einen Einblick in die Welt des tschechischen Anarchismus, genauer des Anarchokommunismus. Anzumerken wäre dabei, daß für den tschechischen Anarchismus ein sozialer wie auch ein nationaler Radikalismus typisch waren. Dies zeigte sich nicht nur in der beschriebenen Gründung einer „Tschechischen Sozialistischen Partei". Die eigentliche Massenbasis des tschechischen Anarchismus waren die radikalen tschechischen Bergleute in dem national gemischten Braunkohlenrevier in Nordböhmen. Es ist notwendig, zur Verteidigung der Anarchisten in dieser Region anzuführen, daß ihr nationaler Radikalismus sich zwar gegen die nationale Unterdrückung richtete, aber nicht gegen die deutschen Genossen in den Schachtanlagen.
Wie aus dem Text hervorgeht, ist die Geschichte der „Tschechoslowakischen Kommunisten" nicht die der tschechischen Anarchokommunisten im allgemeinen, sondern jenes kleinen Zweiges der Anarchokommunisten, der die Vereinigung mit der „Tschechischen (bzw. Tschechoslowakischen) Sozialistischen Partei" schon während jener Zeit ablehnte, als die späteren Radikalen unter der Leitung von Stanislav K. Neumann (späterer „Bund der kommunistischen Gruppen", der die marxistischen Linken in der Sozialdemokratie als Opportunisten bezeichnete) nicht nur der Partei gegenüber, sondern auch dem Staat gegenüber loyal waren; Neumann selbst z.B. wurde Sektionschef des Ministeriums für Schulwesen und Kultur. Diese Anarchokommunisten bildeten keine wirkliche Bewegung; es ist schwierig zu bestimmen, ob und inwieweit sie sich in sozialen Auseinandersetzungen in Prag oder in Nordböhmen profiliert haben. Es ist sicherlich kein Zufall, daß sie schließlich verschwanden, als ob der Erdboden sie verschluckt hätte. Ihre Führer bekleideten nie bedeutendere Funktionen in einer sozialistischen Partei und ihre Bemühungen international aufzutreten und Kontakte zu deutschen Genossen zu knüpfen, sind hoch zu bewerten, aber insgesamt lag ihnen wohl eine gewisse Naivität zugrunde.
Das dritte Kapitel - **„Deutsche Radikalsozialisten"** - ist nicht zufällig das umfangreichste. Das Zentrum der sozialdemokratischen Bewegung in den böhmischen Ländern befand sich seit der Gründung der Partei in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts im Westen, Nordwesten und Norden. Hier gab es nicht nur eine starke deutsche Minderheit; diese Gebiete des böhmischen Grenzlandes waren auch am meisten industrialisiert, so daß die Sozialdemokratie hier die stärkste Unterstützung unter der Bevölkerung fand. Bei der deutschen Bevölkerung der damaligen Zeit handelte es sich aber weder - wie oft irrtümlich interpretiert wird -, um Deutschösterreicher im eigentlichen Sinne des Wortes noch um sogenannte „Sudetendeutsche". Man sollte sie, was die Nationalität anbelangt, als Deutschböhmer charakterisieren, weil sie ethnisch und sprachlich - abgesehen von der Beeinflussung durch die böhmische Kultur - zu den grenz-

überschreitenden ethnischen Gruppen aus Bayern und hauptsächlich aus Sachsen gehörten. Im Laufe der Jahrhunderte wechselten sie, in mal kleinerer, mal größerer Intensität, nach Böhmen über, um hier nach und nach eine neue ethnische Gruppe zu bilden, die deutschböhmische, die begreiflicherweise von den Deutschen aus Prag, Schlesien und Mähren und insbesondere von den Deutschen aus dem Böhmerwald und Südmähren, die sich nach Österreich hin orientierten, zu unterscheiden ist.
Diese kurze einleitende Bemerkung ist notwendig, um begreifen zu können, was sich in der deutschen Sozialdemokratie Böhmens nach dem Ersten Weltkrieg abspielte. Die Partei - unter der geistigen Führung von Otto Bauer - bemühte sich verzweifelt um den Anschluß an das Deutsche Reich, da die Mehrheit des oben erwähnten Gebietes darin den einzigen Ausweg sehen mußte.
Die radikalen Gruppen und schließlich auch die Oppositionsfraktion in der Partei begannen jedoch, die Zusammenarbeit mit jenen tschechischen Genossen zu propagieren, die ähnliche linke Orientierungen vertraten und erste praktische Schritte in diese Richtung zu unternehmen. In diesem Kontext ist auch die Geschichte der „Vereinigung der kommunistischen Gruppen der Stadt Děčín und Umgebung" und der Gruppe „Rote Fahne" zu sehen. Während der ersten Bemühungen um die internationale Zusammenarbeit mit den Tschechen - und der radikale Flügel der marxistischen Linken in der „Tschechoslowakischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei" reagierte positiv auf diese Bemühungen - hatte sich die ehemalige Reichenberger Opposition innerhalb der Partei noch nicht zu Wort gemeldet.
Erst im Frühling 1920 entstand die „Reichenberger Linke", die den Weg der Zusammenarbeit mit der tschechoslowakischen marxistischen Linken beschritt und sich, ähnlich wie diese, die Eroberung der Parteimehrheit zum Ziel gesetzt hatte. Im Gegensatz zu den tschechischen und slowakischen Genossen hatte sie keinen Erfolg und erlitt auf dem Karlsbader Parteitag im Oktober 1920 eine Niederlage. Ein Jahr später allerdings war sie an der Gründung der einheitlichen internationalistischen KPTsch beteiligt.
Dieser allmähliche und sich ständig verstärkende Trend zur Zusammenarbeit mit den sich immer weiter nach links orientierenden tschechoslowakischen Sozialdemokraten hatte gezwungenermaßen zur Folge, daß die Mehrheit der tschechoslowakischen und deutschen Sozialdemokratie in Böhmen ihm zuletzt folgen mußte - daraus resultierte schließlich die aktivistische Politik der deutschen Sozialdemokratie, die durch den Namen Ludwig Czech symbolisiert wird. Jahre später waren es die deutschen Kommunisten innerhalb der KPTsch und die deutschen Sozialdemokraten, die als letzte dem Ansturm des Hitlerismus in Gestalt von Konrad Henlein Widerstand leisteten.
Die bekannteren Namen der kleinen deutschen linken Gruppierungen finden sich später nicht mehr in den Führungsspitzen der deutschen Abteilung der KPTsch oder der deutschen Sozialdemokratie, obwohl ihre Stellung innerhalb der Bewegung stärker war als zum Beispiel die der „Tschechoslowakischen Kommunisten". Man darf aber nicht die Verdienste vergessen, die auch die Mitglieder der kleinen linken Gruppen bei der Überwindung der Schranken zwischen den tschechischen und deutschen Sozialdemokraten hatten.

Prag, 3. Oktober 1994

I. Marxistische Linke und tschechische Kommunisten aus Rußland

1. Anfänge der marxistischen Linken

In der tschechoslawischen Sozialdemokratie existierte während des Krieges keine Richtung, die sich an der Zimmerwalder Bewegung beteiligte.[1] Genau genommen, gab es in dieser größten Partei des tschechischen Proletariats keine Linke, nicht einmal im Sinne des Zentrismus. Die Führung der Partei, repräsentiert hauptsächlich durch die Namen Antonín Němec, Bohumír Šmeral und František Soukup, bemühte sich, unter den Kriegsbedingungen die Vorkriegspolitik fortzusetzen, wobei sie von keiner organisierten Opposition bedroht wurde. Trotzdem kann man die Führung der Partei nicht den Sozialchauvinisten der beiden kriegführenden Blöcke gleichsetzen, obwohl Šmeral seine Politik zehn Jahre später so gekennzeichnet hat.[2] Es war eine Politik, die das Organisationsleben abtötete und zweifelhafte Kompromisse mit bürgerlichen Kreisen im Namen der auch unter den Sozialchauvinisten geltenden Losung einging, derzufolge der Kampf um den Sozialismus erst nach dem Kriege „eröffnet" werde und es deshalb notwendig sei, die Kräfte der Bewegung dafür zu erhalten.

Gleichzeitig bot die komplizierte Situation der tschechischen Arbeiterbewegung unter den Bedingungen der Beibehaltung der alten politischen Linie in der nationalen Frage jedoch nicht genug Möglichkeiten und Gelegenheiten, sich einerseits der Position des österreichischen Regierungslagers anzuschließen, andererseits sich aber mit der an den Alliierten orientierten tschechischen Emigration zu identifizieren. Der sogenannte Aktivismus bemühte sich in gewisser Weise darum, der Bewegung weiterhin ein Bewußtsein für die Notwendigkeit von Klassenpolitik zu vermitteln und somit an gewissen Elementen marxistischer und internationalistischer (wenn auch auf verquere Weise) Politik festzuhalten.

Die immer stärker anwachsende Kriegsmüdigkeit, die zunehmende Erschöpfung der Zentralmächte, die Kriegsanstrengungen der Alliierten und nicht zuletzt die Entwicklung einer tschechischen nationalen Massenbewegung führten zu einer Änderung der außenpolitischen Orientierung bei der Mehrheit der tschechischen Bourgeoisie. Man rechnete immer mehr mit dem Sieg der Alliierten, die Autorität der tschechischen Emigration um Tomáš G. Masaryk wuchs und die tschechischen politischen Parteien in Österreich gingen in die Opposition. Im Zuge dieser Wende trat auch innerhalb der Sozialdemokratie eine Opposition auf, die mit radikalen patriotischen Losungen operierte und tatsächlich in die Richtung tendierte, die Arbeiterbewegung der politischen Konzeption der emigrierten Repräsentanten des tschechischen und slowakischen Bürgertums zu unterwerfen. Sie befand sich im Einklang mit der allgemeinen Tendenz zur Entwicklung einer nationalen Bewegung und obwohl die Parteiführung sich nicht änderte, beherrschte diese Richtung die Partei. Die alte Linie, theoretisch hauptsächlich von Bohumír Šmeral inspiriert, übernahm die Rolle einer latenten Opposition. Seit die-

1 Bis zur Entstehung der Tschechoslowakei im Oktober 1918 nannte sich die tschechische Sozialdemokratie offiziell „Tschechoslawische Sozialdemokratische Arbeiterpartei".

2 Vergleiche Bohumír Šmeral, Historické práce (Historische Arbeiten), Prag 1961, S. 417 (der Band enthält seine Artikel aus der Zeitung „Rudé právo" [„Das Rote Recht"], Jahrgang 1924).

ser Zeit zeigte sich bei Šmeral die schon früher eher untergründig vorhandene Tendenz zur Verteidigung des Marxismus sowie der Opposition gegen den stärker gewordenen Patriotismus und gegen die Unterordnung unter die Führer der Bourgeoisie. Die Politik der Anhänger von Šmeral in der zentralen Frage der Bewegung dieser Zeit - der nationalen Frage - zeigte jedoch keine Perspektive auf und war insofern passiv als bis dahin kein eigenes revolutionäres Programm erarbeitet worden war.[3] Die „kollektivistischen Sozialisten" um Šmeral waren nicht einmal in der Lage, die tschechische demokratische und nationale Bewegung in den Kontext der in Rußland begonnenen sozialen Revolution zu stellen. Dieser Widerspruch, der sich zwischen der wieder zum Leben erwachten klassenbezogenen sozialistischen Bewegung einerseits und der demokratischen und nationalen Bewegung andererseits abzeichnete, hatte tiefen Wurzeln.

Während der Zeit des Imperialismus änderte sich der Stellenwert der nationalen Frage, und zwar insofern, als die Großbourgeoisie im allgemeinen und grundsätzlich das Interesse an der Demokratisierung der Gesellschaft und somit auch an den nationalen Bewegungen verlor, weil im Hintergrund eines solchen Prozesses immer ihr Hauptfeind - das Proletariat - stand. Die demokratische und nationale Bewegung wurde von daher inhärenter Bestandteil der sozialistischen Revolution. Dies ist die Haupttendenz einer allgemein geltenden historischen Entwicklung, die man aber nicht als uneingeschränkt gültig betrachten kann. In der Realität kann die Geschichte einer nationalen Bewegung im Verhältnis zur proletarischen Bewegung manchmal zu größeren oder kleineren Widersprüchen führen.

Als sich die tschechische nationale Bewegung während der Zeit des Imperialismus allmählich in einer Abschlußphase befand, orientierten sich die österreichischen Sozialisten (einschließlich der tschechischen) in dieser verwickelten Situation an diffusen Vorstellungen einer Kulturnation auf föderativer Basis. Die Losung der uneingeschränkten Selbstbestimmung der Nationen wurde aus Besorgnis darüber, daß die Arbeiterbewegung im Nationalismus untergehen könnte, zur Seite geschoben. Die innere Logik der nationalen Bewegung selbst aber führte auch die Arbeiterbewegung zum Kampf für die nationale Gleichberechtigung und Souveränität. Das Proletariat kann seine internationalen Lösungen nur dann durchsetzen, wenn es diese Logik begreift und sich an die Spitze der progressiven nationalen Bewegung stellt. Die österreichische Arbeiterbewegung war dieser Erkenntnis nicht fähig und die Resultate des Ersten Weltkrieges zerschlugen die austromarxistische nationale Konzeption. Die tschechische Arbeiterbewegung selbst geriet, wenn sie der alten Linie treu bleiben wollte, offenbar in Widerspruch zum nationalen Widerstand, dem der Krieg die Möglichkeit der endgültigen Loslösung aus den Händen der imperialistischen Mächte des feindlichen österreichischen Lagers bot. Das wurde in dem Augenblick offensichtlich, als die nationalen Aktionen zu Massenaktionen wurden, hauptsächlich nach der bürgerlichen demokratischen Revolution in Rußland vom Februar 1917.

Die Situation wurde durch die Große Sozialistische Oktoberrevolution noch einmal verändert. Ihr allgemeiner Einfluß, der sich in aller Welt verbreitete, führte auch die tschechische nationale Bewegung in das Stadium des unmittelbaren Kampfes für die

3 Selbst Šmeral machte eine tiefe politische und persönliche Krise durch, die im Augenblick des Triumphes der Alliierten - zur Zeit der Gründung der Tschechoslowakei - ihren Höhepunkt erreichte.

nationale Souveränität. Es ging jetzt darum, ob diese Souveränität unter dem direkten Einfluß und dem Patronat des revolutionären Rußland verwirklicht und ob die Befreiung der tschechischen und slowakischen Nation mit dem Sieg der sozialistischen Revolution in Mitteleuropa zusammenfallen würde, oder ob die Befreiung nur aufgrund des beschleunigten Zerfalls der imperialistischen Regime und der Beendigung des imperialistischen Krieges und somit auf der Grundlage des imperialistischen Friedens realisiert würde. Die konkreten Umstände in der Anfangsphase der erwarteten Weltrevolution - hauptsächlich die Beschränkung der Ideen und der Macht auf das russische Revolutionszentrum - hatten zur Folge, daß die tschechische Frage im Rahmen der Machtambitionen der Alliierten gelöst wurde. Dem entsprach auch die Tatsache, daß die tschechische Bourgeoisie zu Hause und in der Emigration die ideelle und organisatorische Führung der nationalen Bewegung übernahm, und daß das Schicksal des neu gebildeten tschechoslowakischen Staates von Anfang an mit der Entwicklung des siegreichen alliierten Blocks verbunden war.[4]

Die Tatsache, daß die Tschechoslowakei einerseits territorial der Region angehörte, von der das revolutionäre Weltproletariat erwartete, daß sie nach Rußland die Last der weiteren Entwicklung der Weltrevolution übernehmen und sie in die unmittelbare Nachbarschaft Deutschlands tragen werde, andererseits von Deutschland, Ungarn und Österreich umgeben war, wo die revolutionäre Wende heranreifte, hat die Situation sehr zugespitzt.

In den Augen einiger Revolutionäre schien die soziale Revolution nach der Oktoberrevolution die Grenzen von Staaten und Kontinenten zu überschreiten und die nationalen Bewegungen sollten, falls sie ihr im Wege standen, einfach zur Seite geschoben werden. Diese Ansichten waren typisch für den überwiegenden Teil der europäischen revolutionären Linken, sie konnten aber auch unter den russischen Kommunisten Wurzeln schlagen, die über entsprechende Erfahrung aus den Kämpfen für die Demokratie gegen den Zarismus verfügten. Unterstützt wurde diese Haltung durch die Tatsache, daß Mitteleuropa seit dem Jahr 1918 - vom Standpunkt Sowjetrußlands aus - im Bereich des unmittelbaren Kampfes für die Diktatur des Proletariats gegen die bürgerliche Revolution lag. Nicht zufällig waren seit Kriegsanfang auf der theoretischen Ebene Streitigkeiten über diese Frage zwischen Lenin und anderen Genossen aus der Partei - hauptsächlich Grigorii Pjatakov, Karl Radek und Nikolaj Bucharin - entbrannt, die wieder aktuell wurden, als die bolschewistische Partei in der tagtäglichen Praxis die komplizierte Nationalitätenproblematik des ehemaligen zaristischen Rußlands lösen mußte. Die skeptische Einstellung den nationalen Bewegungen gegenüber zeigte sich manchmal auch in Sowjetrußland; so führte sie z.B. bei Bucharin und seinen Anhängern während der Zeit, als die Plattform der Kommunistischen Internationale - im März 1919 auf dem VIII. Parteitag - unter der Führung der Bolschewiki ausgearbeitet wurde, zu einer Polemik gegen die Losung der Selbstbestimmung der Nationen. Der Standpunkt Lenins, der die Notwendigkeit des Auslebens der demokratischen und nationalen Bewegungen verstand, konnte sich jedoch überlegen durchsetzen. Um diesen Standpunkt jedoch so durcharbeiten zu können, damit er auch als Plattform für die revolutio-

4 Die konkrete Umsetzung dieser Tatsache konnte verschiedenste Auswirkungen haben. Die Entscheidung der Alliierten für die Bildung der Tschechoslowakei ist auch als Belohnung für die konterrevolutionären Dienste der tschechoslowakischen Legionen in Rußland zu sehen.

näre Weltbewegung dienen konnte, hatten die Bolschewiki nicht genügend Kräfte. Dabei ist nicht nur die geringe Macht des sowjetischen Zentrums in Betracht zu ziehen, sondern auch die Unfähigkeit der nationalen Abteilungen des revolutionären Proletariats, eine entsprechende Linie auszuarbeiten. Es gab also, da die revolutionären Bewegungen mit diesem sonst positiven Faktor immer weniger rechnen konnten, keine reale Chance, während der Zeit des Aufschwungs nach dem Kriege die von Rußland ausgehende sozialrevolutionäre Strömung mit den nationalen Bewegungen Mitteleuropas zu vereinigen, die unter dem direkten Einfluß der siegreichen Alliierten (darunter auch die tschechische nationale Bewegung [5]) an die Macht kamen.

Die Tatsache, daß die sich herauskristallisierende linke Strömung der tschechischen Arbeiterbewegung angesichts der um die nationale Selbständigkeit bemühten Massenbewegung nicht imstande war, die sozialrevolutionäre und nationale Bewegung zu vereinigen, war im Kontext der internationalen Arbeiterbewegung jedoch keine Ausnahme. Da aber ihre Politik auf dem Widerstand gegen den Nationalismus und die offene Zusammenarbeit mit der Bourgeoisie basierte, führte dies in dem neuen tschechoslowakischen Staat - wo die ehemaligen „radikalsozialistischen" Oppositionellen in die gleiche Rolle von Ministerialbeamten schlüpften, wie ihre Kollegen in den übrigen siegreichen Staaten - zur Herausbildung einer sehr breiten, wenn auch nicht fest eingrenzbaren und somit unsicheren Oppositionsbasis gegen den Rechtssozialismus. Die Anhänger von Šmeral standen zunehmend auf dem Boden des tschechoslowakischen Staates, gleichzeitig aber protestierten sie gegen die Zusammenarbeit mit der Bourgeoisie und gegen die Verletzungen der innerparteilichen Demokratie durch die Ministerialbeamten. Sie bekämpften heftig die radikale antimarxistische Fraktion um František Modráček, sympathisierten mit der russischen Arbeiterrevolution und verteidigten das Recht der aus Rußland zurückkehrenden tschechischen Kommunisten, in der Heimat tätig zu werden. Auch wenn der Parteiflügel um Šmeral im Jahr 1918 bedeutende Weiterentwicklungen durchgemacht hatte - als letzten Schritt in dieser Hinsicht kann man sein Auftreten auf dem XII. Parteitag Ende Dezember 1918 betrachten - , darf man nicht davon ausgehen, daß er die Grundsätze und die Taktik des russischen Kommunismus übernehmen wollte.

In der zentralistischen „Tschechischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei", die unter der Arbeiterschaft nicht über den gleichen Einfluß verfügte wie die Autonomisten der „Tschechoslawischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei" oder die Nationalsozialen, stellte sich die Situation ganz anders dar.[6] Der Widerstand gegen den „Separatismus"

---

5 Die Arbeit von Karel Pomajzl „Vznik ČSR 1918" („Die Entstehung der Tschechoslowakei 1918"), Praha 1965, erklärt die angedeuteten Probleme leider nicht, sie werden nicht einmal befriedigend beschrieben. Ich nehme an, daß dies vor allem der methodischen Herangehensweise zu verdanken ist, da an erster Stelle die deduktiven Überlegungen und nicht die Realität der historischen Entwicklung standen.

6 Die Auseinandersetzungen zwischen Zentralisten und Autonomisten fanden einen Höhepunkt 1910 auf dem Kopenhagener Kongreß der Zweiten Internationale; die entscheidende Frage dabei war, ob die tschechischen Gewerkschaften eine eigene Zentrale in Prag erhalten sollten. Auch wenn der Kongreß die Autonomisten verurteilte, hatte dies gegenteilige Auswirkungen. Die Autorität der Internationale wurde eher in Frage gestellt und die zentralistische „Tschechische Sozialdemokratische Arbeiterpartei", die als Abspaltung von der „Tschechoslawischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei" gegründet wurde, gewann in den folgenden Jahren keinen großen Einfluß.

der Autonomisten hielt diese Organisation abseits der nationalistischen Ausschweifungen und der offenen Zusammenarbeit mit der tschechischen Bourgeoisie, und brachte sie im Gegenteil der österreichischen Sozialdemokratie und ihren oppositionellen Strömungen nahe. Die Zentralisten bekannten sich seit Dezember 1917, auch wenn sie an keiner Konferenz der Zimmerwalder Bewegung teilgenommen hatten, offiziell zu den Ideen dieser Strömung, informierten sich allseitig über die Ereignisse in Rußland, sympathisierten offen mit der Oktoberrevolution und den tschechischen Kommunisten in Rußland und kritisierten in aller Deutlichkeit den Einsatz der tschechoslowakischen Legionen in Rußland. Gemeinsam mit der sozialistischen Linken der anderen Nationen Österreichs versuchten sie im Januar 1918 ein neues Nationalitätenprogramm auszuarbeiten, das die Basis für die Zusammenarbeit der österreichischen Arbeiterschaft sein sollte; ähnlich wie Bohumír Šmeral lehnten sie die Teilnahme an den nationalen Beratungen während der ersten Hälfte des Jahres 1918 und die Reorganisation des Nationalausschusses ab. Ihre Opposition war aber nicht einmal ansatzweise „linksradikal" orientiert. Sie nahmen - wie auch Bohumír Šmeral - an den Vorbereitungen zu einem für den August 1917 in Stockholm geplanten Treffen der Reformisten teil und am 14. Oktober 1918 traten sie dem am 6. September 1918 gegründeten „Sozialistischen Rat" bei, wobei sie gezwungen waren, mit der „Tschechischen Sozialistischen Partei" zusammenzuarbeiten. Nach dem 28. Oktober 1918 nahmen sie Abgeordnetenmandate in der „Revolutionären Nationalversammlung" an, die nichts anderes war als die Erweiterung des am 13. Juli 1918 gegründeten Nationalausschusses. Da die Hauptursache der Abspaltung dieser Partei, die Spaltung der tschechischen Gewerkschaftsorganisationen, schon vorüber war, nahm sie schließlich Verhandlungen über die Wiedervereinigung mit der Mutterpartei an. Die Vorbehalte, die von ihrer Seite dabei geäußert wurden, schlugen sich in der Garantie nieder, daß die ehemaligen Zentralisten die Grundsätze des internationalen klassenbezogenen Sozialismus von Marx frei verteidigen konnten.[7]
Die endgültige Vereinigung auf der Brünner Konferenz am 16. März 1919 schwächte die Stellung der radikalen Rechten um František Modráček und stärkte im Gegensatz die entstehende Linke der tschechoslawischen Sozialdemokratie. Die Zentralisten arbeiteten innerhalb der Partei mit dem Flügel um Bohumír Šmeral zusammen, sie teilten seine wichtigsten Ansichten und sein Vorgehen; faktisch waren sie schon vor der offiziellen Vereinigung zur „Tschechoslowakischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei" mit ihm verschmolzen.
Keine der beiden Richtungen hatte gegen Ende des Krieges einen Standpunkt eingenommen, der es der Arbeiterklasse erlaubte, die Führung des nationalen Befreiungskampfes zu übernehmen. Keine brachte die Voraussetzungen mit sich, eine der tragen-

7 Edmund Burian von den ehemaligen Zentralisten nahm an der Berner Arbeiter- und Sozialistenkonferenz vom Februar 1919 teil und man lud ihn auch zu der getrennt abgehaltenen Konferenz in Zimmerwald ein, die von Fritz Platten organisiert worden war. Er verhielt sich dabei wohl so wie alle anderen, die es ablehnten, an der Konferenz nicht teilzunehmen ohne aber dort eine organisierte Linksfraktion zu gründen. Sie beriefen sich auf ihre offiziellen Mandate und lehnten die Spaltung ihrer nationalen Organisationen ab. (Der Erste Kongreß der Kommunistischen Internationale, Protokoll der Verhandlungen in Moskau vom 2. bis 19. März 1919, Petrograd 1920, S. 230-232). Aus Burians Bericht über die Verhandlungen kann man auf seine Zustimmung zu dem Auftreten der Vertreter der Zimmerwalder Bewegung auf der Konferenz und auch außerhalb davon schließen. Die Teilnahme in Bern hat er positiv gewertet (Dělnický denník [Arbeitertageszeitung], 15. Februar 1919, Nr. 39).

den Kräfte der Weltrevolution zu werden, wie sie die radikal linken (später kommunistischen) Strömungen in Mitteleuropa und vor allem die russischen Kommunisten konzipierten. Einer der Gründe dafür hat eine tiefere Ursache. Die tschechische sozialdemokratische Linke formierte sich im Kontext der nationalen Bewegung, die ihren Höhepunkt verspätet erreichte, und zwar erst nach dem Beginn der in Rußland begonnenen sozialistischen Weltrevolution. Unter dem Einfluß der Machtpläne der alliierten Imperialisten geriet sie in einen Widerspruch zum Revolutionszentrum in Rußland, den zu dieser Zeit nicht einmal die radikal linken Richtungen einschließlich der Bolschewiki zu lösen wußten oder lösen konnten.[8]

2. Tschechische Bolschewiki in Rußland

Die in russischer Gefangenschaft sich aufhaltenden tschechischen Sozialdemokraten wurden während der russischen Revolution und in der ersten Phase des Bürgerkrieges von einer ganz anderen Umgebung geprägt als die Arbeiter zu Hause, so daß ihre Ansichten sich weit voneinander entfernten.[9]
Die tschechischen sozialdemokratischen Organisationen in Rußland, die außerhalb der tschechoslowakischen Legionen arbeiteten, hatten bald nach der Oktoberrevolution großenteils Sowjetrußland unterstützt;[10] sie gründeten die „Tschechoslowakische Kommunistische Partei in Rußland", schlossen sich der Föderation der ausländischen Gruppen bei der „Russischen Kommunistischen Partei (b)" an, und wurden faktisch zum autonomen Bestandteil der bolschewistischen Partei. Die tschechischen und slowakischen Kommunisten hatten die sehr schwierige Aufgabe, in den tschechoslowakischen Legionen zu agitieren, eine Arbeit, die nach dem Eintreten der Legionen für die Konterrevolution zu einem unbarmherzigen Kampf wurde. Die tschechoslowakischen Kommunisten lebten in Rußland ihr eigenes Parteileben, leisteten mancherlei Arbeit in den sowjetischen Organen, erwarben sich viele Verdienste im Kampf gegen die Konterrevolution und die Intervention und bereiteten sich gleichzeitig - gemäß der Ausrich-

8 Detailliertere Beschreibungen und Dokumentationen der Entwicklung der Hauptzüge der tschechischen linken Bewegung während des Ersten Weltkrieges kann man der umfangreichen Literatur entnehmen. Ich mache hier nur auf einige Arbeiten aufmerksam, auf die ich mich berufen habe: Vladimír Kašík, Snahy o jednotnou reformistickou stranu v l. 1917-1918 a jejich porážka (Die Bemühungen um die Bildung einer einheitlichen Partei in den Jahren 1917 - 1918 und ihre Niederlage), Praha 1961; Zdeněk Kárník, Přeměna reformismu v hlavní oporu buržoazně demokratického režimu v ČSR (Die Umwandlung des Reformismus in die hauptsächliche Stütze des bürgerlich demokratischen Regimes in der ČSR), in: O reformismu v českém dělnickém hnutí (Über den Reformismus in der tschechischen Arbeiterbewegung), Praha 1965; Zdeněk Kárník, Počátky marxistické levice (Anfänge der marxistischen Linken), in: Československý časopis historický (Tschechoslowakische Historische Zeitschrift), 1959, Nr.4, S. 644-675; Josef Kolejka, Revoluční dělnické hnutí na Moravě a ve Slezsku v letech 1917-1921 (Revolutionäre Arbeiterbewegung in Mähren und Schlesien während der Jahre 1917-1921), Praha 1957; Karel Pomajzl, Vznik ČSR 1918 (Die Entstehung der Tschechoslowakei 1918), Praha 1965.

9 Meine Zielsetzung beschränkt sich darauf, die Ansichten der tschechischen Kommunisten hinsichtlich der Entwicklung der Weltrevolution, der Situation und der Aufgaben der revolutionären Bewegung in der Tschechoslowakei und der Frage der Gründung einer Kommunistischen Partei zu verfolgen. Ich will also nicht die Bewegung der tschechischen Kommunisten in Rußland als Ganzes beschreiben.

10 Die tschechischen Legionen setzten sich vor allem aus Gefangenen und Überläufern zusammen, die auf der Seite Rußlands gegen Deutschland und Österreich und im Laufe des Bürgerkrieges später auch gegen die Bolschewiki kämpften.

tung auf eine Weltrevolution und entsprechend der Intentionen der sowjetischen Kommunisten und der Regierung - auf eine nicht minder wichtige Mission vor, die revolutionäre Arbeit in der Heimat.
Gemeinsam mit den russischen Kommunisten erlebten auch die tschechoslowakischen Genossen alle Enttäuschungen und Hoffnungen hinsichtlich des erwarteten baldigen Aufschwungs der Weltrevolution; vielleicht sogar noch intensiver, da sie den Anstieg der revolutionären Bewegung auch in ihrer entfernten Heimat erwarteten. In ihrem Zentralorgan „Průkopník svobody" („Der Vorkämpfer der Freiheit") kann man in aller Deutlichkeit nachlesen, daß sie im Frühherbst des Jahres 1918 immer überzeugter von der sich nähernden Katastrophe der Kriegsmächte geschrieben und entsprechende konkrete Schlußfolgerungen gezogen haben: *„Während der nächsten Tage wird sich das Schicksal der Arbeiterschaft und der österreichischen Nationen entscheiden. Die tschechische Arbeiterschaft wird dort unter der Flagge der Revolution nicht nur ihre nationale Unabhängigkeit von Österreich, sondern auch die Freiheit und die Menschenrechte von der tschechischen Bourgeoisie erkämpfen! Die tschechische Arbeiterschaft steht vor dem blutigen Kampf mit der Bourgeoisie und sie wird ihre Unterstützung und Rettung in dem siegreichen Geist der proletarischen Revolution in Rußland finden."* [11] Man skizzierte hier ganz deutlich eine Vorstellung über die Entwicklung der Revolution in Österreich, derzufolge die proletarische Revolution zuerst Deutschland und danach Österreich ergreifen und binnen kurzer Zeit auch die böhmischen Länder in ihren Strudel hineinreißen werde, indem sie alle nationalen Widerstände bricht. In dieser Phase der großen Hoffnungen hatten die tschechoslowakischen Kommunisten keinen Zweifel an ihrer eigenen Aufgabe im Rahmen der revolutionären Ereignisse. Der schon erwähnte Leitartikel „V šik svůj se každý řad´!" („Jeder stelle sich in Reih und Glied!") vom 11. Oktober betonte, die Revolution sei unabwendbar und das Proletariat müsse sich gut auf sie vorbereiten. *„Auch wir, hier in Rußland, müssen uns in einem mächtigen, militärisch organisierten und disziplinierten Block vereinigen. Nach Österreich kehren wir nicht einzeln und mit leeren Händen zurück, sondern als revolutionärer Block mit der Waffe in der Hand".* Die tschechoslowakischen Kommunisten in Rußland waren damals von der Idee eines Feldzuges der tschechoslowakischen Roten Armee zur Hilfe der Arbeiterrevolution in der Heimat beherrscht. Diese Idee spitzte sich noch durch die Kämpfe mit den tschechoslowakischen Legionen zu: *„Nicht die Weiße Garde von Masaryk wird es sein, die nach Böhmen einrückt, sondern es werden unsere Regimenter der wirklichen tschechoslowakischen revolutionären Kommunisten sein, die mit der Schneide ihrer Bajonette dem unterdrückten Proletariat unserer Heimat die Freiheit und den Feinden und Ausbeutern des arbeitenden Volkes Tod und Vernichtung bringen werden."* Diese überschwenglichen Vorstellungen basierten auf den Nachrichten über das heftige Anwachsen der revolutionären Bewegung in Europa, über den Zerfall der Regierungen der Zentralmächte und über die Auflösung ihrer Einheiten an der russischen Front. Verursacht wurden sie wohl hauptsächlich durch die angesichts der verworrenen allgemeinen Lage verständliche unzureichende Kenntnis der Situation innerhalb der internationalen Arbeiterbewegung.

11 Průkopník svobody (Der Vorkämpfer der Freiheit), 11. Oktober 1918, Nr. 19 (Leitartikel).

Über die Situation in den böhmischen Ländern wurden die tschechoslowakischen Kommunisten ganz gut, wenn auch etwas verspätet, informiert.[12] Die Lage der Arbeiterbewegung in der Heimat schätzten sie sehr kritisch und offen ein. Sie bemerkten, *„daß der nationalistisch ausgerichtete Teil des Volkes"* das revolutionäre Rußland und die Bolschewiki *„wahnsinnig haßt"* und daß ein *„beträchtlicher Teil des Volkes mit der tschechoslowakischen konterrevolutionären Armee sympathisiert"*.[13] Weiter schrieben sie, daß innerhalb der Sozialdemokratie ein Teil der Partei unter der Führung von Šmeral den Bolschewiki gegenüber recht wohlgesinnt sei, daß er aber wegen seines opportunistischen Verhaltens während des Krieges das Vertrauen unter dem Volk verliere. Man beurteilte die Richtung von Šmeral als sehr inkonsequent und zweifelte daran, daß sie sich zum Bolschewismus hin orientieren könne, da sie bislang nicht einmal so weit gehe wie die Unabhängigen Sozialdemokraten in Deutschland.[14]

Die Kommunisten nahmen zum Kampf der Tschechen für die nationale Befreiung und für die staatliche Selbständigkeit eine zwar positive, aber auch sehr kritische Stellung ein.[15] Sie betonten, daß der vorgesehene Staat für die Bourgeoisie ein Paradies werde, für die Arbeiterschaft aber nichts Wesentliches bringe und nahmen an, daß, sobald das Proletariat seine Ansprüche vortrage, tiefe Widersprüche sichtbar werden würden.[16] In einem umfangreichen Bericht über die Gründung der Tschechoslowakei hob „Průkopník svobody" hervor, daß *„der selbständige tschechoslowakische Staat eine Fiktion ist, hinter der sich in Wirklichkeit die rücksichtslose Ausbeutung des tschechischen Proletariats durch die tschechische patriotische Bourgeoisie versteckt"* und daß man von einer wirklichen Selbständigkeit so lange nicht sprechen könne, solange dieser Staat als ein Anhängsel der großen imperialistischen Mächte bestehe.[17]

Diese scharfe Analyse hielt die Kommunisten nicht von der Hoffnung auf einen schnellen Umschwung ab. Mitte Oktober nahmen sie an, daß sich die Revolution in Böhmen *„im Anfangsstadium befindet und sich unter der Losung des Nationalismus entwickelt"* und daß man *„einen großen Widerstand gegen die soziale Revolution und gegen den Bolschewismus auch von der Seite des national orientierten Proletariates erwarten kann"*. Gleichzeitig sprachen sie aber die Überzeugung aus, daß man diese

12 Diese Verspätung konnte sich ungefähr auf 14 Tage bis zu einem Monat belaufen.

13 Průkopník svobody, 20. September 1918, Nr. 16.

14 Ebd. und Nr. 15, 13. September 1918.

15 Daß es diesbezüglich auch während dieser Zeit einen bestimmten Zwiespalt gab, der wahrscheinlich von den Unterschieden zwischen den ehemaligen Autonomisten und Zentralisten beeinflußt wurde, geht aus dem Artikel von Karel Knoflíček „Kořen zla" („Wurzel des Bösen") aus „Průkopník svobody" vom 13. Dezember 1918, Nr. 28 hervor. Hier führte er aus, daß *„Österreich-Ungarn als gesamtstaatliches Gebilde dem Proletariat nicht schädlich war"*. 14 Tage später (27. Dezember, Nr. 30) meldete „Průkopník svobody", daß Karel Knoflíček und Arno Hais das Recht verloren hatten, im Namen des Zentralexekutivausschusses der Partei aufzutreten. Ich weiß aber nicht, ob der zitierte Artikel und die darin vertretenen Standpunkte bei dieser Entscheidung eine Rolle gespielt haben.

16 Alois Muna, der bedeutendste Führer der tschechischen Kommunisten, erklärte gleich nach seiner Rückkehr in die Tschechoslowakei, wie man in Rußland die Perspektive der tschechischen Bewegung sah: *„... entweder nimmt man die Selbständigkeit aus den Händen der Imperialisten der Westmächte an und man bekommt die bourgeoise Republik, oder man nimmt die Selbständigkeit aus den Händen der proletarischen Revolution an, um sich die sozialistische Republik zu erkämpfen."* Alois Muna, Ruská revoluce a československé hnutí na Rusi (Die russische Revolution und die tschechoslowakische Bewegung in Rußland), Kladno 1919, S. 39.

17 Průkopník svobody, 22. November 1918, Nr. 25.

Schwierigkeiten *„innerhalb von kurzer Zeit"* überwinden werde. Als aber auch der Oktober 1918 in der böhmischen Arbeiterbewegung keinen wesentlichen Umschwung brachte, ging man nicht mehr davon aus, daß die Welle der proletarischen Revolution plötzlich auch die Tschechoslowakei ergreifen werde, sondern daß *„die erste Phase des revolutionären Aufstandes schon zu Ende ist"*, und daß das Proletariat *„in der nächsten Zukunft, während des Übergangs von den Aufregungen der letzten Zeit zum alltäglichen praktischen Leben... nach dem Beispiel des russischen Proletariats seine eigene Revolution mit der Losung 'Weg mit der nationalen Regierung! Es lebe die Diktatur des Proletariates!' durchführen werde"*. [18]

Diese Wertung der Situation, die dann durch die Ereignisse keine Bestätigung fand, hatte ihren Ursprung vor allem in der Einschätzung des Einflusses des Nationalismus in der tschechischen Bevölkerung durch die Kommunisten. Die allgemeine Behauptung, daß große Teile des Volkes und der Arbeiterschaft dem Nationalismus erlegen seien, war nämlich nicht durch eine Analyse des Charakters und der Aufgabe der nationalen Befreiungsbewegungen während der Zeit des Imperialismus untermauert. Die Einschätzung der Situation zeigte, daß man die Befreiungsbewegungen unterschätzte und ihre Zusammenhänge mit dem ganzen Revolutionsprozeß nicht verstand. Die Kommunisten hielten manchmal auch das für Nationalismus, was einen eigenständigen Bestandteil der nationalen demokratischen Bewegungen bildete.

Die ursprünglichen Voraussetzungen für den geplanten revolutionären Marsch der tschechoslowakischen Rotarmisten zur Hilfe der zu Hause kämpfenden Arbeiterschaft gerieten in dem Maße in den Hintergrund, in dem sich die Hoffnungen auf einen triumphalen Vormarsch der Revolution durch Europa, d.h. auch durch die böhmischen Länder, nicht erfüllten; aber auch weil sich die tschechische Arbeiterschaft nicht radikal vom nationalen Rausch befreite und zuletzt auch deshalb, weil die militärische Stellung Sowjetrußlands immer noch kritisch war. Die tschechoslowakischen Kommunisten sahen ihre Hauptaufgabe selbstverständlich weiterhin in der Arbeit zu Hause. Im November 1918 war es aber auch ihnen klar, daß sie nicht mit dem Gewehr, sondern als Agitatoren und Organisatoren der kommunistischen Bewegung in die Heimat zurückkehren würden. Schon am 4. November war in „Průkopník svobody" zu lesen, daß die Kommunisten zu Hause schwere Arbeit erwarte und daß ihre Aufgabe aus *„Erklären, Erklären und - Organisieren"* bestehe. Am 17. November druckte „Průkopník svobody" den Aufruf des Exekutivausschusses der „Tschechoslowakischen Kommunistischen Partei in Rußland" an die tschechoslowakischen Gefangenen, in dem sie diese ermunterte, trotz aller von der bürgerlichen Regierung aufgestellten Hindernisse nach Hause zurückzukehren und in diesen entscheidenden Zeiten im Geiste des Internationalismus für die Revolution zu arbeiten. Gleichzeitig rief die Parteiführung sie zum Eintritt in die tschechoslowakischen Abteilungen der Roten Armee auf, die die Basis der Arbeiterarmee in Böhmen, Mähren und der Slowakei bilden sollten.[19]

---

18 Průkopník svobody, 4. und 22. November 1918, Nr. 22 und Nr. 25.

19 Diese Aufforderung zum Eintritt in die Rote Armee erschien in „Průkopník svobody" noch öfter. Am 6. Dezember (Nr. 27) wurde der Aufforderung der Satz hinzugefügt, daß diese Rote Armee *„sich nicht nur über die Ukraine den Weg in die Heimat, sondern auch den Weg zur besseren Zukunft der Arbeiterklasse mit der Waffe in der Hand bahnen wird"*. Ähnliche Aufforderungen machten im Unterschied zu früher jedoch nicht mehr die Hauptvorstellung von der poli-

Ein Arbeitsschwerpunkt der tschechoslowakischen Kommunisten in Rußland bildete das Entsenden von politisch zuverlässigen Einzelpersonen in die Heimat. Nachdem man die Nachricht von der Zerschlagung Österreich-Ungarns erhalten hatte, teilte man sie gleich danach planmäßig den Gefangenentransporten zu.[20] Unter den ersten reiste Alois Muna ab, der bisherige Vorsitzende der kommunistischen Partei und der verantwortliche Redakteur von „Průkopník svobody". Auch wenn sich in „Průkopník svobody" kein Hinweis auf die ihm übertragenen Aufgaben findet, kann man davon ausgehen, daß er in der Heimat auf schnellsten Wege die kommunistische Bewegung aufbauen und eine kommunistische Partei gründen sollte. Ein plötzliches Aufflammen der Arbeiterrevolution in Mitteleuropa war ohne die kommunistische Partei - die durch die eiserne Disziplin der revolutionären politischen Leitung zusammengeschweißt wurde - überhaupt nicht denkbar. Das zeigt auch der Beschluß der „Tschechoslowakischen Kommunistischen Partei in Rußland" vom 2. März 1919, in dem es mit einer gewissen Ungeduld hieß: *„Wir rufen das tschechoslowakische Proletariat auf, sich unverzüglich in der kommunistischen Partei zu organisieren und die Ziele des Kommunismus in Böhmen öffentlich zu propagieren."* [21] Die Tatsache, daß die Kommunisten, hauptsächlich Alois Muna, mit der Absicht zurückkamen, eine kommunistische Partei zu gründen, konstatierte Bohumír Šmeral ausdrücklich in seinem Referat auf dem XIII. Parteitag der linken Sozialdemokraten in September 1920 und auch in seiner Aussage während des sogenannten Hochverratsprozesses in Kladno im Frühjahr 1921.[22] Die

---

tischen Arbeit in der Heimat aus, die praktischen Maßnahmen hatten schon eine andere Richtung eingeschlagen.

20 Der Zentralexekutivausschuß der „Tschechoslowakischen Kommunistischen Partei in Rußland" versuchte schon Anfang September engere Kontakte mit Bohumír Šmeral anzuknüpfen. Man schickte Alois Heiduk nach Böhmen mit dem Ziel, Informationen über den Zustand der Bewegung und über mögliche Arbeitsperspektiven zu sondieren. Alois Heiduk verhandelte - wahrscheinlich noch vor dem 14. Oktober 1918 - mit Šmeral, der für ihn Unterlagen erarbeitete. Heiduk schaffte es nicht mehr, nach Moskau zurückzukehren. Vgl. AÚD KSČ, Band 31/62 (Erinnerungen von Alois Heiduk).

21 Průkopník svobody, 28. Februar 1919, Nr. 39. Diese Ausgabe ist wahrscheinlich vordatiert worden. Ein interessantes Zeugnis ist auch der Brief von František Beneš (Mitglied des Zentralexekutivausschusses der „Tschechoslowakischen Kommunistischen Partei in Rußland") an Klinger (Mitarbeiter des Exekutivsekretariats der Komintern) vom 29. Januar 1920. Beneš bittet um die Erlaubnis in die Heimat fahren zu dürfen, weil alle bisher Entsandten enttäuscht und keine kommunistische Partei gegründet hätten. Seine Ansichten zum Zustand der Bewegung in der Heimat kann man als phantastisch bezeichnen, genauso wie seine vielfältige Tätigkeit in Rußland. Bei der Nachverfolgung der Schritte von Beneš hat man Zweifel, ob es sich um einen nervenkranken labilen Phantasten oder um einen durchtriebenen Desperado handelte. Daß er nicht lange nach seiner Rückkehr in die Tchechoslowakei einige Kommunisten bei der Polizei angezeigt und im Dezember 1920 eine unglaubliche Schmähschrift gegen sie herausgegeben hat, spricht eher für die zweite Möglichkeit. Vgl. AÚD KSČ, Band 20/99/1; SA Brünn B 40/I-338, Nr. 13337/21.

22 Šmeral sagte auf dem Parteitag: *„Genossen, die aus Rußland zurückgekehrt sind, haben wir überzeugt, daß sie keine selbständige kommunistische Partei gründen...."* (Protokol XIII. řádného sjezdu československé socialně demokratické strany dělnické (levice), jenž se konal 25.-28. září 1920 ve Smetanově síni Obecního domu v Praze (Protokoll des XIII. Parteitages der Tschechoslowakischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei [Linke], abgehalten vom 25.-28. September 1920 im Smetanasaal des Gemeindehauses in Prag), Praha 1920, S. 119). In seiner Zeugenaussage sagte er: *„...ich erkläre, daß die aus Rußland zurückgekehrten Genossen nach unserem Rat keine selbständige kommunistische Partei gegründet haben, wie sie das ursprünglich in Rußland vorgehabt haben...."* (Velezrádný proces kladenský, podrobný a přehledný obraz přeličeni se 14 obžalovanými komunisty před šestičlenným vyjimečným senátem v Praze ve dnech 31. března - 13. dubna 1921 [Der Hochverratsprozeß in Kladno, ausführliches und

realistische Vorstellung der Kommunisten vom Einfluß des Nationalismus auf die tschechische Arbeiterbewegung bestimmte ihre Ansicht, daß sie in der Heimat auf *„große Hindernisse"* treffen werden und daß *„die Arbeit sehr schwer sein wird"*. Mit anderen Worten: Man ging in Übereinstimmung mit Bucharins Methode des Klassenkampfes davon aus, daß die neue kommunistische Partei am Anfang nicht groß sein, aber im Verlauf der revolutionären Kämpfe schnell anwachsen werde. Hier wirkten sicherlich das Beispiel und die Erfahrungen bei der Gründung der kommunistischen Parteien in Deutschland und Ungarn (vielleicht auch die Tätigkeit von Béla Kun, den Alois Muna gut kannte). Die tschechoslowakischen Kommunisten in Rußland identifizierten sich mit der Konzeption der sozialistischen Weltrevolution, so wie sie in Rußland, wo man sie zu realisieren begonnen hatte, entwickelt wurde und sie versuchten, sie auf die tschechoslowakischen Verhältnisse zu übertragen, auch im Hinblick auf die Gründung einer kommunistischen Partei.

3. Rückkehr der Kommunisten in die Heimat

Anfang Dezember 1918 bekam die Polizeidirektion in Prag die Meldung, daß am 28.-29. November ein großer Transport mit Rückkehrern angekommen war, in dem sich auch drei bolschewistische Agenten befanden.[23] Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sich unter ihnen Alois Muna befand, der gleich nach seiner Ankunft, am 30. November, in seine Vorkriegswirkungsstätte nach Prostějov zurückkehrte. Das war während der Zeit, als die Spießbürger aus Haß und panischer Angst vor dem Bolschewismus Pogromstimmungen gegen die bolschewistischen Kommunisten erzeugten, deren Ankunft man erwartete. Muna wurde zum Symbol des Bösen und des Mordes an den gefeierten Legionären. Als ein Offizier, voll der heiligen nationalen Begeisterung, Muna in Prostějov festnahm, geschah etwas Unvorhergesehenes. Als die Arbeiter von Prostějov das erfuhren, traten sie am 2. Dezember in den Streik; sie bewaffneten sich - gleich ob Autonomisten, Zentralisten, National- oder Christsoziale - mit allem, was zur Hand war, und befreiten Muna. Es folgte eine improvisierte Versammlung, auf der Muna erstmals in der Tschechoslowakei über die russische Revolution referierte. Danach ging er nach Prag, wo er mit anderen Kommunisten, hauptsächlich mit Václav Friedrich und wahrscheinlich auch mit Arno Hais verhandelte und mit den Führern der Sozialdemokratie Josef Stivín, Jan Skála, František Vorel, Václav Šturc, Václav Houser und Edmund Burian, hauptsächlich aber mit Bohumír Šmeral zusammentraf. Es ist wahrscheinlich, daß sie speziell während dieser Gespräche Muna von der Schädlichkeit der Gründung einer selbständigen kommunistischen Partei zu überzeugen versuchten und daß es im Gegensatz günstiger wäre, die entstehende linke Bewegung in der sozialdemokratischen Partei zu unterstützen. In vielen Fragen, so z.B. über die russische Revo-

übersichtliches Bild der Verhandlungen gegen die vierzehn angeklagten Kommunisten vor dem sechsköpfigen außerordentlichen Senat in Prag vom 31. März - 13. April 1921], Praha 1921, S. 38).

23 SÚA Prag, PP 1916-20, P/55/21, Nr. 13925.

lution, die opportunistische Linie der tschechischen Führer und über den Nationalismus kam es zu gewissen Übereinstimmungen.[24]

Die Hysterie um die tschechischen Kommunisten ging inzwischen weiter. Muna war angeblich an verschiedensten Orten Böhmens und Mährens anzutreffen und die Behörden baten um Instruktionen, wie sie ihn behandeln sollten; auch auf höchster Ebene wurde darüber beraten. Der Exekutivausschuß der Sozialdemokratie nahm gegen die Stimmen von Bohumír Šmeral und Václav Houser einen vertraulichen Beschluß an (der von Václav Šturc auf dem XII. Parteitag bekannt gegeben wurde), demzufolge man einen Standpunkt erst nach der Anhörung beider Seiten, d.h. der Legionäre und der Kommunisten, beziehen werde und vorläufig nichts mit Muna zu tun haben möchte. Muna wurde zum Verlassen der Tschechoslowakei aufgefordert, wobei für den Fall, daß er dies nicht freiwillig machen sollte, die weitere Entscheidung der Regierung überlassen wurde; Modráček empfahl sogar die Übergabe an die Polizei.[25] Die Parteiführung sagte sich offiziell von den Kommunisten los. Als nach einem Referat von Rudolf Bechyně am 3. Dezember die Regierung über die Angelegenheit Muna beriet, machte sich Verlegenheit breit. Alle waren entweder für die Internierung von Muna, oder für seine Abschiebung über die Grenzen. Die Angelegenheit wurde aber für so delikat befunden, daß die Regierung den Beschluß faßte, in dieser Sache die sozialistischen Parteien entscheiden zu lassen, die Muna zum Verlassen der Republik bewegen sollten. Erst wenn sich Muna dem widersetzen sollte, wollte man ihn abschieben. Diesen Beschluß realisierte man aber nicht.[26] Auch wenn die Regierung wahrscheinlich unter dem Druck der Arbeiteröffentlichkeit auf eine Ausweisung verzichtete, war die Stellung der Kommunisten sehr unsicher, da sie keine wirkliche organisatorische Basis hatten. Die Massen der sozialdemokratischen Arbeiter waren hauptsächlich deshalb gegen die Festnahme von Kommunisten, weil sie ein wenig mit der Arbeiterrevolution in Rußland sympathisierten und daran glaubten, eine demokratische Republik zu erkämpfen, in der man die Arbeiterfunktionäre nicht verfolgen kann; schließlich wollten sie die Kommunisten einfach anhören.

Die kämpferischste Organisation war in Kladno, aber auch hier ging man vorsichtig vor. Für den 25. Dezember 1918 wurde Muna nach Kladno eingeladen, damit er seine Ansichten in einem engeren Kreis von Funktionären darlegte. Wahrscheinlich schon

---

24 Muna a spol. Spis obžalovací (Muna und die Anderen. Anklageschrift), b. r., b. m (o.O., o.J.), S. 46-47.

25 Protokol XII. řádného sjezdu československé sociálně demokratické strany dělnické, konaného ve dnech 27., 28., 29. a 30. prosince 1918 v Reprezentačnim domě v Praze (Protokoll des XII. Parteitages der Tschechoslowakischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, abgehalten vom 27.-30. Dezember 1918 im Repräsentationshaus in Prag), Praha (1919), S. 93. Bei der Behandlung dieser Frage ging es sehr stürmisch zu.

26 Gemäß den Angaben von Muna (die sich in einem gewissen Widerspruch zum Protokoll der Regierungssitzung von 3. Dezember befinden) schaltete sich Dr. Vrbenský - Minister für Versorgung von der „Tschechischen Sozialistischen Partei" - in die Diskussion ein, indem er erklärte, *„daß eine grundlose Festnahme eine Kabinettskrise hervorrufen wird"*. Als sich auch drei sozialdemokratische Minister zu dieser Einschätzung bekannten, wollte man die Festnahme nicht mehr durchführen. Alois Muna, Můj proces (Mein Prozeß), Prag 1921, S. 4; Boj o směr vývoje československého státu, I, Říjen 1918- červen 1919, k vydání připravili A. Kocman, V. Pletka, J. Radimský, M. Trantírek, L. Urbánková (Kampf um den Kurs der Fortentwicklung des tschechoslowakischen Staates I, Oktober 1918-Juni 1919, hrsg. von A. Kocman u.a.), Praha 1965, S. 383 (Sitzungsprotokoll der Regierung).

während dieser Sitzung bot man Muna die Stelle eines Angestellten der Kreisorganisation der Partei an.[27] Danach folgte vom 27.-30. Dezember der XII. Parteitag, wo man mit der Parteiführung und den Anhängern von Modráček öffentlich über die Kommunisten stritt. Gleich danach, am Neujahrstag, fand in Kladno eine Sitzung mit 150 Delegierten politischer und gewerkschaftlicher Organisationen statt, wo man Muna mit großer Zustimmung anhörte; gleichzeitig lud man ihn zu einer Massenveranstaltung am 12. Januar ein. *„Im Namen des Proletariats des Kreises von Kladno"* garantierte man ihm *„volle persönliche Sicherheit"*.[28] Die Parteiführung versuchte die Funktionäre von Kladno zu entmutigen, die Gendarmerie bereitete außerordentliche Maßnahmen vor und die „Tschechischen Sozialisten" organisierten eine Gegenaktion. Es war aber offenkundig, daß die Kommunisten (hauptsächlich Muna in Böhmen) über eine zuverlässige Basis für die weitere Tätigkeit - allerdings über eine sozialdemokratische Basis - verfügten.

Der Parteivorstand beriet am 4. Januar über die Kommunisten und es zeichnete sich ein Kompromiß zwischen den Rechten und der sich bildenden Linken ab, ohne daß aber eine klare Entscheidung fiel.[29] In der von Modráček herausgegebenen Zeitung „Socialistické listy" („Sozialistische Blätter") wurden die Parteitagsbeschlüsse verletzt und die Kommunisten sogar dadurch denunziert, daß ihre Namen samt Adressen abgedruckt wurden. Die hysterischen Stimmungen einer Kommunistenjagd wurden wieder stärker. „Právo lidu" („Volksrecht") stellte sich dem vehement entgegen, auch Josef Stivín trat mit einer eigenen Erklärung auf. Er warnte *„jeden vor einer Gewalttat gegen den Genossen A. Muna"* und gab die Losung *„Auge um Auge, Zahn für Zahn"* aus.[30] Einen Tag später wurde bekanntgegeben, daß 50 bedeutende Parteifunktionäre einen ständigen „Verteidigungsausschuß gegen den weißen Terror" ins Leben gerufen hatten. Um die Mittagszeit des gleichen Tages ereignete sich im Volkshaus in Prag eine turbulente Sitzung von Arbeitslosen. Am Nachmittag verübte A. Šťastný das Attentat auf den Ministerpräsidenten Karel Kramář. Die aufgeputschten Massen unternahmen gleich danach einen Angriff auf das Volkshaus. Während dieser Tage gab es zudem eine Welle von Hungerunruhen, die am Tag nach dem Attentat ihren Höhepunkt hatten. In der Tschechoslowakei sah es wie am Vorabend eines Bürgerkrieges aus.[31] Aufgrund der großen Bemühungen aller Parteien und nach der Veröffentlichung des Regierungsprogramms am 9. Januar beruhigte sich die Situation wieder.

Die Kommunisten, hauptsächlich Karel Knoflíček und Václav Friedrich, fanden im mährischen Brünn einen Zufluchtsort, wo sie in der Zeitung „Dělnický denník" („Arbeitertageszeitung") von Anfang an verteidigt wurden und schon damals ihre Artikel veröffentlichen konnten. Die Redaktion von „Rovnost" („Die Gleichheit") schloß sich dem Ausschuß gegen den weißen Terror an. Die Kommunisten traten hier schon im Dezember 1918 auf, indem sie versuchten, öffentliche Sitzungen einzuberufen. Das

---

27 SÚA Prag, PM 1919-1920, 8/1/3/23, Nr. 39478/18.

28 Svoboda (Die Freiheit), 4. Januar 1919, Nr. 2. Zum Wortlaut siehe: „Boj o směr vývoje...", I, a.a.O., S. 259. Alois Muna wohnte zu dieser Zeit schon bei Antonín Zápotocký in Kladno und war sehr oft in der Redaktion von „Svoboda".

29 Vgl. das Sitzungsstenogramm von Šmeral, AÚD KSČ, Band 55/1091.

30 Právo lidu (Volksrecht), 7. Januar 1918, Nr. 6.

31 Hierbei machte sich auch der Einfluß der Ereignisse in Deutschland bemerkbar, wo gerade während dieser Tage der Aufstand des Berliner Proletariats stattfand.

gelang ihnen unter der Patronage der Zentralisten hauptsächlich in Brünn und Třebíč. Eine von diesen Sitzungen fand in Brünn am 13. Januar unter Teilnahme von 400 Zuhörern statt. Die Sitzung war, nach den Referaten von Knoflíček und Friedrich und der mäßigenden Abschlußrede von Burian, erfolgreich und hatte, auf der Linie der Zentralisten, einen versöhnlichen Charakter.[32] Auch wenn sich die Widersprüche in Mähren nicht so sehr zuspitzten, war es auch hier offensichtlich, daß die Kommunisten unter der sozialdemokratischen Basis mit ihren Ideen an Boden gewannen. Auch nach der sehr erfolgreichen Versammlung mit Muna in Kladno war der Kampf jedoch noch nicht entschieden. Der vergrößerte Exekutivausschuß der Partei nahm bei einer Kampfabstimmung am 15. Januar (25 : 20 Stimmen) einen Resolutionsentwurf von Rudolf Bechyně an. Dieser Entwurf ergänzte die am nächsten Tag in „Právo lidu" („Volksrecht") veröffentlichte Erklärung von Muna. Dieser widersprach an dieser Stelle in seinem und im Namen *„der kommunistischen Bewegung in Böhmen"* der Anschuldigung, für das Attentat auf den Regierungschef Kramář verantwortlich zu sein. Der bisherige Streit spitzte sich, vielleicht unbewußt, aufgrund der im folgenden zitierten Worte zu. Es ist schwer zu beurteilen, bis zu welchem Maße Muna schwankte oder nur dem Druck einiger Kommunisten nachgab: Jedenfalls trat er bis Mitte Januar nicht der Sozialdemokratie bei und benutzte gewöhnlich bei der Beschreibung der Situation in Böhmen den Begriff *„kommunistische Bewegung"*. Diese Tatsache nutzte die Mehrheit der Mitglieder des Exekutivausschusses aus, um erneut die Frage aufzuwerfen, ob man mit den Kommunisten klar brechen solle. In Bechyněs Resolution, in der man die Treue den sozialdemokratischen Grundsätzen gegenüber und den Widerstand gegen *„die Taktik der russischen Bolschewiki und der deutschen Spartakisten"* (genau am Tag der Niederlage des Berliner Aufstandes) beschwor, hieß es: *„Al. Muna erklärte sich zum Anhänger der kommunistischen Bewegung und somit also nicht zum Mitglied der Tschechoslowakischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei... im Gegenteil, seine Agitation zielte darauf ab, neben und gegen unsere Partei eine neue, kommunistische Partei ins Leben zu rufen... Der Parteivorstand heißt die Genossen willkommen, die nach ihrer Rückkehr aus Rußland in unsere Reihen eintreten und dort im Sinne des Parteiprogramms, der geltenden Organisationsordnung und der Parteibeschlüsse mit uns zusammenarbeiten wollen."* Muna hatte auf den öffentlichen Sitzungen nicht dementsprechend gehandelt, und deshalb *„ist es selbstverständlich, daß er nur unter eigener Flagge und auf eigene Verantwortung handeln kann. Wer die selbständige bolschewistische Partei aufbauen möchte, der ist ein Widersacher der Sozialdemokratie. Wir bitten deshalb alle Organisationen und Zeitungen der Partei, daß sie sich in Zukunft für keine Agitation hergeben, die gegen die sozialdemokratischen Ideen und gegen die sozialdemokratische Partei gerichtet ist."* [33]

Der Vorschlag von Rudolf Bechyně war wahrscheinlich in jenem Teil für die Parteimitte und -linke vorteilhaft, wo man den Kommunisten die Zusammenarbeit im Rahmen der Sozialdemokratie anbot, aber das selbstverständlich nur unter der Bedingung, daß das sozialdemokratische Programm und die Beschlüsse, die antikommunistisch inspiriert waren, beachtet wurden. Die Parteirechte verließ sich auf die Verschärfung der

32 SA Brünn, B 40/1/1, Nr. 667/19; Bericht eines Spitzels. Zu militärischen Meldungen über die Sitzung siehe Boj o směr vývoje, I, a.a.O., S. 269.

33 Právo lidu (Volksrecht), 16. Januar 1919, Nr. 14.

Unterschiede zwischen den Kommunisten und der sich bildenden Linken und darauf, daß die Organisationen vor den Auseinandersetzungen mit den Kommunisten Angst bekommen würden. Sie nahm an, daß die Beschlüsse für die Kommunisten unannehmbar sein und sie deshalb versuchen würden, eine eigene kommunistische Partei zu gründen und daß sie dann vernichtet würden. Die folgende Entwicklung der tschechoslowakischen Arbeiterbewegung wäre dann ähnlich der Situation in Deutschland verlaufen, aber mit für die revolutionäre Bewegung wahrscheinlich noch weit ungünstigeren Auswirkungen.
Unter den linken Funktionären gab es keine wirklichen Sympathien für die russische Revolution; den tschechischen Kommunisten wurde die Kenntnis der und die Übereinstimmung mit der bolschewistischen Sicht der Situation sowie deren strategischen und der taktischen Vorgehensweise unterstellt. Die sich herausbildende Linke beschäftigte sich hauptsächlich mit den Fragen der nationalen Bewegung und mit den weit verbreiteten Befürchtungen über das Schicksal des gerade entstandenen Staates, der von gefährlichen Nachbarn bedroht wurde. Sie verfiel der Illusion einer klassenlosen, wirklich demokratischen Tschechoslowakei und glaubte an die Möglichkeit der Zusammenarbeit mit der Bourgeoisie im Rahmen einer Koalition zur Bildung einer sozial gerechten Republik. Sie hielt deshalb eigenständige Aktionen des tschechoslowakischen Proletariats in der komplizierten Situation Mitteleuropas für ausgeschlossen. Den Führern der Linken und den Massen ihrer Anhänger war die Vorstellung einer halblegalen, kämpferischen, durch eiserne Disziplin verbundenen Organisation von Revolutionären, die die Kämpfe planmäßig bis zum bewaffneten Aufstand, zum Sturz der „nationalen Regierung" und der Einführung einer revolutionären Diktatur vorantreiben würde, fremd. Da sie von der Tradition der mitteleuropäischen Sozialdemokratie geprägt waren, sahen sie die Perspektive der Revolution nur in der allmählichen Überzeugung der Volksmassen für ihr Programm; dies nicht einmal wesentlich durch Agitation, sondern dadurch, daß die in der Bevölkerung verbreiteten Illusionen durch die Realitäten des Klassenkampfes in Ernüchterung und schließlich in revolutionäres Bewußtsein umschlagen würden. Sie waren sich darüber im klaren, daß sie in einem Land mit relativ hoch entwickelter Kultur und - besonders ausgeprägt in der Arbeiterschaft - einem umfassenden gesellschaftlichen Organisationsgrad wirkten. Sie gingen von dem Grundsatz aus, daß jeder ihrer Schritte in Richtung einer revolutionären Plattform von der Mehrheit der Angehörigen der Bewegung verstanden und befolgt werden mußte. Die Anhänger von Šmeral wußten, daß ihr Ziel - die Eroberung der Sozialdemokratie, beziehungsweise ihre Umwandlung in eine revolutionäre Partei - langfristig war. Schon seit Anfang des Jahres 1919 übernahmen sie allmählich von den Kommunisten aus Rußland viele Grundsätze, die sich später in der Plattform der Kommunistischen Internationale wiederfanden (bürgerliche Demokratie, Sowjets, Diktatur des Proletariats usw.). Sie behielten sich aber einen Spielraum bei der Beurteilung ihrer eigenen taktischen Vorgehensweise vor. Manche Ansichten der Führer der Linken waren sicherlich nicht richtig, so das Vertrauen auf eine automatisch fortschreitende Entwicklung, die Nachgiebigkeit gegenüber der Spontaneität der Bewegung, der Mangel an festen Grundsätzen und korrespondierend dazu die Bereitschaft zu schädlichen Kompromissen und unklarem Lavieren. Diese Ansichten entsprachen aber wohl

der Reaktion von Menschen, die sich für sozialdemokratische Politik einsetzten, auf die damals bestehende Situation.[34]

Josef Stivín drückte die Ansichten der sich herausbildenden Führung der Linken noch einen Tag vor der Sitzung des Exekutivausschusses der Partei am 15. Januar 1919 wie folgt aus.[35] Er schrieb, daß *„es eine unglückliche Täuschung wäre"*, wenn die Kommunisten versuchen würden, in Böhmen *„eine kritiklose Nachahmung"* der russischen Methoden zu verfolgen und daß auch in der Sozialdemokratie viele nicht an die Koalitionspolitik glauben würden, man diese aber vor den Augen der Arbeiterschaft ausprobieren wolle, damit man keinen solchen Schrecken wie in Berlin erleben müsse. Die Bourgeoisie in der Tschechoslowakei habe sich während des Krieges nicht diskreditiert; im Gegenteil, das Proletariat habe mit ihr für die nationale Befreiung gekämpft. Eine solche Situation habe es sonst nirgendwo gegeben und deshalb führe der Weg auf der Basis einer ideellen Arbeit im Rahmen der Partei vorwärts. Niemand würde den Kommunisten das Propagieren ihrer Ansichten verbieten. *„Ihr seid sicherlich so erfahren, das ihr wißt, daß man erfolgreiche sozialistische Aktionen nicht mit irgendeinem Bruchteil der Kräfte der Arbeiterklasse durchführen kann und daß es besser ist, sich dem langsameren Tempo der Gesamtheit anzupassen, als daß man seinen eigenen Weg in Gestalt irgendeiner sozialistischen Sekte energischer geht"*, schrieb Stivín. Die Organisation von Kladno rekapitulierte ihr Verhalten in der Beziehung zu den Kommunisten: Der Sozialdemokratie habe die Gefahr der Spaltung gedroht und deshalb *„haben wir es als unsere erste Pflicht betrachtet, den Versuch zu unternehmen, die Genossen Kommunisten für unsere Organisation zu gewinnen und sie so zu zwingen, sich der Taktik unserer Partei zu unterwerfen"*.[36] Angesichts der Gründung der Ungarischen Räterepublik äußerte sich die Zeitung „Sociální demokrat" („Sozialdemokrat") zur Problematik. Der Sieg der Sowjets in Ungarn war für die Zeitung *„der neue Beweis der Richtigkeit der Lehren von Lenin, mit denen unsere tschechischen Genossen aus Rußland zurückgekommen waren und denen zufolge man die Revolution in jedem Lande gemäß dessen eigenen Gegebenheiten mache"*. Beim Vergleich der eigenen Vorgehensweise mit der Gründung der Kommunistischen Partei in Ungarn kam man zu dem Schluß, daß die tschechischen Kommunisten keine eigene Partei gründen sollten: *„In dieser Hinsicht hat Béla Kún anders gehandelt, aber als die entscheidende Zeit gekommen ist, hat sich seine Partei mit den linken Sozialdemokraten schnell vereinigt.... Einmal wird man vielleicht die Verdienste der Genossen, die um 'Sociální demokrat' vereinigt sind, anerkennen, daß sie die fast dem nationalen Opportunismus verfallene Partei nach links bewegt haben, und daß dadurch die zurückkehrenden Kommunisten*

---

34 Durch diese Passage ersetze und ergänze ich - wegen Platzmangel - die Analyse der Tätigkeitsbedingungen und der Absichten der Linken, die ich in dem erwähnten Artikel „Počátky marxistické levice" („Anfänge der marxistischen Linken") und in der Publikation „Za československou republiku rad" („Für die Tschechoslowakische Räterepublik") (hauptsächlich in den Kapiteln II und III) versucht habe.

35 Právo lidu, 14. Januar 1919, Nr. 12. Den Standpunkt von Stivín darf man aber nicht für die offizielle Linie der Linken halten. Stivín gehörte schon damals trotz seines auffälligen Auftretens innerhalb der Linken zu den Gemäßigten, auch wenn es zu den ersten Zerwürfnis zwischen ihm und der Linken erst zwei Monate später kam. In den hier angesprochenen Fragen gab es wahrscheinlich keine grundsätzlichen Unterschiede zwischen seinen Ansichten und den Ansichten der Prager Führung der Linken.

36 Svoboda (Die Freiheit), 25. März 1919, Nr. 32; Referat von der Kreiskonferenz in Rakovník.

in die Partei eintreten konnten und daß uns der Bruderkampf zwischen ihnen und der Partei erspart geblieben ist." [37]

Es blieb aber nicht beim Schreiben von Artikeln. In Kladno übte man den offenen Aufstand gegen die Zentrale. Schon am 21. Januar druckte die „Svoboda" den Beschluß des Kreisexekutivausschusses, in dem unter anderem ausgeführt wurde: *„In der Erklärung des Exekutivausschusses in der Angelegenheit Muna sehen wir die Gefahr der Bildung einer neuen sozialistischen Partei in der Tschechoslowakei....Wir halten es... sowohl für unsere Partei als auch im Sinne unserer Republik für notwendig und vorteilhaft, die tschechischen Genossen Kommunisten im Rahmen unserer Republik... und unserer Partei bereitwillig aufzunehmen."* Muna wurde angeboten, die neue Donnerstagnummer von „Svoboda" zu redigieren, die man speziell der *„sozialistischen Erziehung der Arbeiterschaft im Sinne des sozialrevolutionären klassenbezogenen und internationalen Sozialismus"* widmen wollte.[38] Wenn man die Tatsache in Betracht zieht, daß auch die Brünner „Dělnický denník" mit der Ausgabe für Ostrava den Kommunisten ihre Seiten zur Verfügung stellte, daß diese ihre Ansichten zudem in der während dieser Auseinandersetzungen entstandenen „Jiskra" („Der Funke") in Třebíč und in der am 28. Februar gegründeten Zeitung „Sociální demokrat" verbreiten konnten und daß schließlich die „Svoboda" aus Kladno während dieser Zeit zu einer Zeitung von nationaler Bedeutung wurde, muß man konstatieren, daß die Kommunisten solche Möglichkeiten zur Beeinflussung der Arbeiterschaft bekamen, von denen sie nach ihrer Ankunft in der Heimat nicht träumen konnten; allerdings unter der Bedingung, keine eigene Partei zu gründen.

Ihre diesbezügliche Entscheidung fiel ihnen wahrscheinlich nicht allzu schwer. Dabei hat sicherlich die Tatsache eine Rolle gespielt, daß sie aus Sowjetrußland im Bewußtsein weggefahren waren, sich in der Heimat nach den Bedingungen der dortigen Arbeiterbewegung richten zu müssen. Wie Alois Muna in dem Hochverratsprozeß von Kladno ausführte, war er vor seiner Abfahrt in die Tschechoslowakei (in den Tagen zwischen dem 10. und 12. November 1918) im Kreml gewesen, wo ihm Lenin ans Herz legte, man könne unter den Bedingungen von Mitteleuropa keine isolierte Revolution nach den russischen Methoden durchführen. *„In kleinen Ländern müsse man sich nach den eigenen Gegebenheiten richten, man könne nicht einfach kopieren". „Lenin"*, sagte Muna, *„hat in vielen Dingen andere Ansichten als Béla Kún gehabt."* [39] Diese Ansich-

---

37 Sociální demokrat, 28. März 1919, Nr. 5. Ende März 1919 konnte man das traurige Ende der Vereinigung der Sozialisten mit den Kommunisten in Ungarn noch nicht voraussehen. Dies kann man wenigstens teilweise dem unkritischen Optimismus hinsichtlich der eigenen Handlungsweise anrechnen. Aus dem gleichen Grund konnte man nicht einmal das eigene Vorgehen im Vergleich mit der beschleunigten Gründung der Kommunistischen Partei Ungarns einschätzen, die nicht einmal nach der Vereinigung mit der sozialdemokratischen Linken zur Ausübung der führenden Rolle im Staate befähigt war. Die Taktik der marxistischen Linken konnte zur damaligen Zeit keine Garantie für die erfolgreiche Führung von revolutionären Kämpfen geben, weil die revolutionäre Bewegung weder in Ungarn noch in der Tschechoslowakei für die Erfüllung so großer Aufgabe reif war.

38 Berounský obzor (Die Berauner Rundschau), 8. Februar 1919, Nr. 6.

39 Velezrádný proces kladenský..., a.a.O., S. 17. Man kann auch an entsprechende Bemerkungen von Karl Radek erinnern, der unmittelbar nach dem Krieg als leitender Mitarbeiter der Abteilung für die ausländische Propaganda der bolschewistischen Partei während seiner Gespräche mit den ins Ausland fahrenden Genossen in ähnlicher Richtung wirkte (K. Radek, Pjat' let Kominterna [Fünf Jahre Komintern], Moskva 1924, Vorwort). František Beneš schrieb in seiner

ten, der Kontakt mit der nackten Wirklichkeit der sich radikalisierenden, aber durch die nationale Befreiung berauschten Arbeiterbewegung zu Hause und vor allen Dingen die Tatsache, daß die linke Opposition innerhalb der tschechoslowakischen Sozialdemokratie im Verlauf der Auseinandersetzungen um die Kommunisten eigene Pläne für eine revolutionäre Arbeit konzipierte, wobei die Kommunisten eine große Rolle spielten, und weil sie genug Kräfte zur Durchsetzung ihrer Konzeptionen hatten - das alles führte dazu, daß Muna und die anderen Kommunisten beschlossen, auf den ursprünglichen Vorsatz, eine eigene kommunistische Partei zu gründen, zu verzichten. Alois Muna begann mit der Arbeit an der Donnerstagsausgabe von „Svoboda" und besuchte viele Sitzungen, immer in Begleitung einer treuen Wachmannschaft aus jungen revolutionären Arbeitern. In der Presse und den Organisationen arbeiteten auch andere tschechische Kommunisten; im Laufe der Zeit bauten sie einen eigenen illegalen Apparat auf, der die immer noch aus Rußland zurückkehrenden Genossen auf verschiedene Posten in der Partei und der Gewerkschaft verteilte. Die Kommunisten verbanden ihr Schicksal fest mit der marxistischen Linken in der sozialdemokratischen Partei.

Es ist verständlich, daß unter der radikalen Linken und besonders bei einigen Kommunisten Unzufriedenheit mit dem vorsichtigen Vorgehen der Prager sozialdemokratischen Linken entstand. Kritische Zeiten waren im April und Mai 1919, als im Zusammenhang mit der ungarischen Revolution und der innenpolitischen Situation die Stimmung sehr gereizt war, und die Linke gerade mit der Parteiführung sehr problematische Kompromisse abschloß.[40] Die Unzufriedenheit breitete sich vor allen Dingen unter den Brünner Kommunisten aus. Gemäß den Polizeimeldungen, die allerdings von geringem Wert sind, *„trat Karel Knoflíček im April gegen Šmeral auf, und begründete die Notwendigkeit, die extremen sozialistischen Elemente zu organisieren"*. Aus dieser Aktion entstand der „Sozialdemokratische Klub" als Deckname für den „Kommunistischen Klub".[41] Die Meinungsverschiedenheiten mit den sehr gemäßigten Brünner sozialdemokratischen Linken führten die Kommunisten und andere Linke im April/Mai 1919 zum Versuch, die Zeitschrift „Internacionála" („Die Internationale") herauszugeben. Aber auch dieser Versuch wurde auf die gleiche Art wie in Kladno gelöst; „Dělnický denník" erweiterte seine Samstagsausgabe und stellte sie den Kommunisten zur Verfügung. Auf diese Weise wurde der letzte größere Konflikt zwischen den Kommunisten und der Linken bereinigt.[42]

Die Festnahme der Kommunisten Mitte Juni und die Vorbereitung des sogenannten Hochverratsprozesses hatten eine ganz andere Wirkung, als sich das die Regierungs-

---

denunziatorischen Schrift über die tschechischen Kommunisten, daß Muna mit Radek verkehrte (vgl. F. Beneš, Agenti provokatéři [Agenten und Provokateure], Ostrava 1920, S. 5).

40 Das Ziel dabei war, die Kräfte der Linken zu erhalten, unter anderem auch den Arbeitsplatz von Muna in Svoboda. So z. B. protestierte Josef Šneberg, der in Plzeň (Pilsen) wirkte (er war der ehemalige Sekretär der Moskauer Organisation), gegen die Einstellung der linken „Pravda" („Die Wahrheit") in Plzeň und in einem Brief von 11. Mai 1919 schrieb er an Muna, *„vielleicht war es unsere Pflicht, uns gleich außerhalb des Rahmens der Partei zu stellen.... Jetzt könnten wir schon ein gewisses Stück Arbeit hinter uns haben"*. (Muna a spol..., a.a.O., S. 56)

41 SA Brünn, B 40/I/2, Nr. 4464/19; Venkov (Das Land), 5. April 1919, Nr. 82.

42 Mein schon erwähnter Artikel „Počátky marxistické levice" („Anfänge der marxistischen Linken") und die Arbeit von J. Kolejka „Boje české dělnické třídy v prvních měsících vzniku ČSR" („Kämpfe der tschechischen Arbeiterklasse während der ersten Monate der Entstehung der Tschechoslowakei"), in: „Ke vzniku ČSR" („Zur Entstehung der Tschechoslowakei"), Praha 1958, S. 51-89 behandeln die Situation der Linken im Frühjahr 1919 detaillierter.

kreise und die sozialistische Rechte wünschten: Die Kommunisten waren nicht isoliert, sondern wurden zu bewunderten Märtyrern und die marxistische Linke organisierte für ihre Verteidigung eine politische Massenbewegung, vor der die Widersacher zum Schluß kapitulieren mußten.

Vor ihrer Rückkehr aus Rußland hatten die tschechischen Kommunisten meistens den mittleren Funktionärskadern der Sozialdemokratie angehört. Ihre Erfahrungen mit der Revolution in Sowjetrußland, die Akzeptanz und das Verständnis der Grundthesen der sowjetischen Politik verschafften ihnen einen großen Vorsprung. Trotzdem kann man unter ihnen - Muna nicht ausgenommen - keine theoretisch gebildeten Männer mit der Übersicht eines Bohumír Šmeral, Josef Skalák, Václav Houser oder anderen finden. Auch das spielte während den Diskussionen zwischen ihnen und den Führern der Linken über die beschleunigte Gründung einer kommunistischen Partei sicherlich eine gewisse Rolle; aufgrund dieser Tatsache war es klar, daß nicht sie, sondern Bohumír Šmeral und seine Mitarbeiter den Hauptanteil an der Ausarbeitung und der Verwirklichung der Konzeption der marxistischen Linken hatten. Nichtsdestoweniger waren es gerade die Kommunisten, die in der Linken und in der ganzen Partei die Diskussionen über die zentralen Fragen der sozialistischen Politik entfachten und sich in entscheidender Weise darum verdient machten, daß die Bemühungen der marxistischen Linken um die Gründung einer kommunistischen Partei eine klare Zielsetzung bekam. Unter ihrem Einfluß änderte sich die Gestalt der linken Bewegung. Neben den schwankenden Funktionären, die halb mit den Linken und halb mit der sogenannten Mitte gingen, neben den Zentralisten, der zentralen Prager Gruppe, die von Bohumír Šmeral geführt wurde, entwickelte sich ein radikaler Flügel mit dem Zentrum im Gebiet von Kladno, der die Antriebskraft der fortschrittlichen Entwicklung der marxistischen Linken in Richtung zum Kommunismus bildete. Die Tatsache, daß sich die Kommunisten ganz der Arbeit innerhalb der marxistischen Linken widmeten, kann man nicht hoch genug schätzen. Ohne sie wäre die marxistische Linke ganz bestimmt nicht die hervorragende historische Erscheinung der tschechoslowakischen Arbeiterbewegung geworden.[43]

Die Reaktion der in Rußland verbliebenen tschechischen Kommunisten darauf, daß man in der Heimat immer noch keine kommunistische Partei gegründet hatte, war ziemlich verlegen. Manchmal, besonders während der Zeit des neuen Aufschwungs der revolutionären Bewegung im Frühjahr 1919, hatte man in starkem Maße die Vorstellung eines apokalyptischen Verlaufs der Revolution. In „Průkopník svobody" war in den Nachrichten aus der Tschechoslowakei laufend von der *„kommunistischen"* oder der *„bolschewistischen"* Bewegung die Rede. Zu den dramatischen Ereignissen im Januar 1919 hieß es z.B.: *„Wie wir es vorhergesehen haben, hat sich der Genosse Dr. Boh. Šmeral an die Spitze der kommunistischen Bewegung gestellt... Heute arbeitet er mit dem Genossen Muna zusammen... Die tschechischen Kommunisten beabsichtigen innerhalb von zwei Wochen den Gründungsparteitag der Tschechoslowakischen Kommunistischen Partei in Böhmen einzuberufen."* [44] Neben dem erwähnten Beschluß vom

43 Auch später konnten keine Maßnahmen der Parteimitte - vor allen Dingen im Sommer 1920 - die Linken von den Kommunisten trennen und umgekehrt konnten zur gleichen Zeit die Vorschläge des „Bundes der Kommunistischen Gruppen" zur Bildung einer rein kommunistischen Partei nicht die Kommunisten von den Linken trennen.

44 Průkopník svobody, 22. Januar 1919, Nr. 33; der Artikel basiert auf Informationen bis zum 9. Januar.

2. März 1919 wurde die Gründung einer kommunistischen Partei in einer in die Tschechoslowakei geschickten und von Muna am 20. März in „Svoboda" abgedruckten Botschaft (mit dem Datum vom 7. Februar) gefordert. Die entsprechenden Ansichten der tschechoslowakischen Kommunisten in Rußland werden auch in der ersten speziell der Tschechoslowakei gewidmete Nachricht in der Zeitschrift „Kommunisticeskij international" („Die Kommunistische Internationale") behandelt. Man trennte in der Beurteilung zwischen der *„kommunistischen Bewegung"* und den *„Kommunisten"*, denen man praktisch die ganze Entwicklung der revolutionären Bewegung anrechnete, und der Linken innerhalb der Sozialdemokratie, die *„aus der Partei noch nicht ausgetreten ist"*.[45]

Andererseits fand ich nirgendwo (bis auf den erwähnten sonderbaren Brief von František Beneš) Muna und den Kommunisten gegenüber ein ausgesprochenes Mißtrauen wegen ihrer Handlungsweise in der Heimat. So betonte z.B. Dr. Růžička auf der Plenarsitzung der Moskauer Organisation, daß *„wir hier in Rußland heute keine genaue Taktik unseres politischen Prozesses bestimmen können"* und daß *„die Taktik zu Hause selbst bestimmt werden muß"*.[46] Die tschechischen kommunistischen Organisationen in Rußland bemühten sich im Gegenteil, Muna und den Genossen in der Heimat mit allen Kräften zu helfen. Man sammelte Geld für die erste kommunistische Tageszeitung in der Tschechoslowakei, das dann für die „Svoboda" in Kladno bestimmt wurde. Immer mehr Mitarbeiter mit beglaubigten Mandaten wurden in die Tschechoslowakei entsandt, die sich, angeleitet durch das von J. Handlíř geleitete illegale Zentrum, der Arbeit innerhalb der marxistischen Linken planmäßig anschlossen. Die tschechoslowakischen Kommunisten in Rußland wünschten - wenigstens im ersten Halbjahr 1919 - eine beschleunigte Gründung einer kommunistischen Partei in der Tschechoslowakei.[47] Es ist mir aber nicht bekannt, ob sie sich um eine Änderung des politischen Kurses der schon in der Heimat tätigen Kommunisten bemüht haben.

II. TSCHECHOSLOWAKISCHE KOMMUNISTEN

1. Anarchokommunisten

Als mehr oder weniger geschlossene Richtung formierte sich der kollektivistische Anarchismus in den böhmischen Ländern schon am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Die „Fortschrittlichen Sozialisten", die Zeitschrift „Nový kult" („Neuer Kult") von Stanislav K. Neumann, die „unabhängigen Sozialisten" um Vilém Körber, die junge radikale Intelligenz um Bohuslav Vrbenský, einige Anhänger von „Volná myšlenka" („Freier Gedanke") um Dr. Theodor Bartošek sowie die radikale antimilitaristische Jugend beeinflußten in größerem oder kleinerem Maße mit den Thesen von Peter Kropotkin, Jean Grave und anderen die Massenbasis der anarchistischen Bewe-

45 Kommunističeskij international (Die Kommunistische Internationale), Jg. 1, Nr. 4, S. 525-528. Als letzte sind die Ereignisse vom Mai 1919 kommentiert worden.

46 AÚD KSČ, Band 31/68/1, Protokolle der örtlichen kommunistischen Organisation in Moskau; Sitzungsprotokoll vom 5. Januar 1919.

47 Genosse Rudolf Hájek erinnerte sich am 9. Dezember 1965 in einem Vortrag im „Lidový dům" (Volkshaus, Prag) daran, daß er im Juli 1919 schon mit der Weisung in die Heimat zurückgekehrt ist, innerhalb der Sozialdemokratie zu arbeiten und keine neue Partei zu gründen.

gung - Teile der nordböhmischen Bergleute und der Glas- und Textilarbeiter - im Gebiet von Reichenberg (Liberec) und im Nordosten von Böhmen. Die Einsicht in die Notwendigkeit breiter kollektiver Bemühungen gewann die Oberhand über den alten Individualismus. Die „Föderation der tschechischen Anarchokommunisten", nach längeren Bemühungen im Jahre 1914 gegründet, betonte im Widerstand gegen den sozialdemokratischen Zentralismus, gegen den Parlamentarismus und den Opportunismus in der nationalen Frage das Ideal der freien Kommunen, *„die direkte Massenaktion"* und eine antiösterreichische Haltung. Die antimilitaristische Jugendbewegung, der nationale Radikalismus und die Tatsache, daß die Anarchisten und die Nationalsozialen am härtesten verfolgt wurden, beschleunigten die Annäherung der „Föderation" an die Nationalsozialen. Die Anarchokommunisten, die Nationalsozialen und der Flügel von Modráček in der Sozialdemokratie verstanden sich im Widerstand gegen den Marxismus; gemeinsam suchten sie nach einer neuen Konzeption des „tschechischen Sozialismus", der ideologische Grundlage einer geplanten Partei des national gefärbten sozialen Reformismus werden sollte. Als dieses Streben wegen des Widerstandes der sozialdemokratischen Mitglieder keinen Erfolg hatte, beschloß die „Föderation der tschechischen Anarchokommunisten" am 3. Februar 1918 die Vereinigung mit den Nationalsozialen zur „Tschechischen Sozialistischen Partei". Die Führer der Anarchisten bekleideten später bedeutende Positionen, Dr. Bohuslav Vrbenský z.B. war Vorsitzender des Parteiklubs und Minister für Versorgung.[48]

Die Anarchisten bekannten sich zu *„der Verteidigung und dem Ausbau der jungen Republik"* und reihten sich in die reformistische Koalitionspolitik ein, die unter der Führung von Václav Klofáč praktiziert wurde. Aber bereits vom Frühjahr 1918 an legten sie trotz der Vereinigung Wert auf die ideologische Selbständigkeit innerhalb der einheitlichen Partei. Am 2. Februar 1919 trafen Mitglieder der früheren „Föderation der tschechischen Anarchokommunisten" zu einer Konferenz zusammen. Über 30 Delegierte anarchistischer Gruppen und viele Gäste diskutierten erneut die Bedingungen der Vereinigung. Die Konferenz erklärte in einer *„einstimmig"* angenommenen Resolution, sie *„bestehe auf der gemeinsamen Arbeit... in den einheitlichen Organisationen"* und sprach sich für die Vereinigung der sozialistischen Parteien und für den friedlichen *„Aufbau der sozialistischen Form unserer Republik"* aus. Gleichzeitig jedoch betonte man die ideologische Selbständigkeit der Anarchisten. Expansiv klang ein Beschluß, der dazu verpflichtete, die *„Grundsätze des kommunistischen Anarchismus"* zur Geltung zu bringen. Neu war auch, daß die Anarchisten eine angemessene *„zahlenmäßige Vertretung in den Organen und Institutionen der Partei"*, bei der Bildung der *„wirtschaftlichen, öffentlich-rechtlichen und anderen"* Institutionen und besonders *„eine direkte Vertretung"* im Parlament sowie die Herausgabe einer eigenen Zeitung verlangten. Die Forderungen zielten deutlich auf eine Stärkung der Positionen der Anarchisten und eine bewußte Gestaltung des linken Flügels der Partei ab.[49]

---

48 Vergleiche Vladimír Kašík, Snahy o jednotnou reformistickou stranu v letech 1917-1918 a jejich porážka (Die Bemühungen um die Bildung einer einheitlichen Partei 1917-1918 und ihre Niederlage), Praha 1961, besonders S. 16 - 21 und S. 61 - 63.

49 České slovo (Das tschechische Wort), 9.2.1919, Nr. 34; Červen (Juni), Nr. 1 vom 6.3.1919 und Národní listy (Nationalblätter), Nr. 33 vom 10.2.1919 schrieben, daß die Forderungen der Konferenz die Vereinigung vom Frühjahr 1918 auf den Kopf gestellt hatten. Das Manuskript des Protokolls der Konferenz wird im Archiv des ZK KSČ, Band 67/5 aufbewahrt.

Da die Anarchisten ihre Forderungen ernst nahmen, mußten die Ergebnisse gezwungenermaßen mehr als problematisch sein. Das Schicksal von Dr. Bohuslav Vrbenský dokumentiert dies am besten. Die Parteiführung nahm seinen radikalen Vorschlag zur Sozialisierung nicht an und seine unnachgiebige Verteidigung der Interessen des Volkes in Fragen der Ernährung in der Regierung brachte ihn in eine merkwürdige Lage: Die linkssozialen demokratischen Zeitschriften nahmen sich seiner Verteidigung gegen die heftigen Angriffe der Bourgeoisie an, aber die Führung seiner eigenen Partei schwieg verlegen. Als man nach den Kommunalwahlen vom 15. Juni 1919 eine „rotgrüne" Koalition zwischen Sozialdemokraten und Agrariern bildete, wurde Vrbenský untragbar. Im Norden traten die Arbeiter ohne Unterschied der politischen Überzeugung in den Streik - gegen den Willen der Parteiführung. Die Lage der Anarchisten in der Partei war trotz aller ihrer Bemühungen eher schwächer als stärker geworden; die Anarchokommunisten mußten sich konsequenterweise entweder zu der Plattform der „Tschechischen Sozialistischen Partei" bekennen oder die Partei verlassen.

Während der Weg der Fraktion um Vrbenský zu einer oppositionellen Stellungnahme sehr langwierig und verschlungen war, wollte die Gruppe um die Zeitschrift „Červen" („Juni") schon im März 1919 die Autorität von Masaryk nicht mehr ohne weiteres und unbedingt anerkennen; sie war zwar für eine ruhige Entwicklung, aber sie wollte Garantien gegenüber der Reaktion haben. Entgegen dem stumpfen Antibolschewismus der Mehrheit der Partei interessierte sich „Červen" für die Kulturpolitik Sowjetrußlands und veröffentlichte bereits im Mai 1919 einen ersten Auszug aus Lenins „Staat und Revolution". Aber auch während dieser Zeit wurden mehr Artikel publiziert, die Unverständnis für die russische Revolution und den revolutionären Sozialismus zeigten. Erst im Herbst 1919 kann man den Anfang der entscheidenden Wende verzeichnen, besonders in innenpolitischen Fragen. Die oppositionellen Stellungnahmen von „Červen" in der ersten Hälfte des Jahres 1919 hatten mit dem revolutionären kommunistischen Standpunkt noch nichts zu tun. Auf der erwähnten Februarkonferenz der früheren Mitglieder der „Föderation der tschechischen Anarchokommunisten" traten beide Gruppen in allen Hauptfragen im Grunde genommen übereinstimmend auf.

Da die Ansichten der Anhänger von Vrbenský ohne jeden Zweifel bekannt waren, kann man als das eigentlich Neue die „republikanischen" Aktivitäten der Gruppe „Červen" bezeichnen, als die man den Eintritt von Stanislav. K. Neumann in das Ministerium für Schulwesen und Volkskultur[50] von Habrman deuten kann. Neumann begab sich mit diesem Schritt nicht in Widerspruch zu den oppositionellen Standpunkten von „Červen". Im Gegenteil: Seine Entscheidung war das Ergebnis der Bemühungen der Anarchisten, ihren Einfluß in der Partei, im Parlament, in der Regierung und anderen Institutionen mit mehr Nachdruck geltend machen, der Bemühungen also, über die sich beide Gruppen vorläufig offensichtlich geeinigt hatten. Der in „Červen" abgedruckte Bericht über die Februarkonferenz unterschied sich nicht von jenem in „České slovo".

---

50 Bürgerliche Zeitungen, z.B. „Venkov" („Das Land") und „Národní listy" notierten mit merklichem Vergnügen, daß Stanislav K. Neumann zum Ministerrat nominiert worden war. Es handelte sich dabei zweifelsohne um eine Konsequenz aus der von der Konferenz verlangten zahlenmäßig angemessenen Vertretung in den *„öffentlich-rechtlichen"* Institutionen.

„Červen" verteidigte zudem in einem Kommentar in der nächsten Nummer[51] die Resolution der Konferenz gegen *„einige Unzufriedene"*. Nur diese abschließende Bemerkung des Kommentars gibt einen Hinweis darauf, daß unter den Anarchisten auch solche waren, die sich mit dem Konferenzbeschluß nicht einverstanden erklärten. Die beiden anerkannten Führer der Föderation, Bohuslav Vrbenský und Stanislav K. Neumann konnten mit Erfolg die Befürchtungen der Delegierten vor den Ergebnissen der Vereinigung mit den Nationalsozialen zerstreuen. Auf der Konferenz fand sich auch niemand, der der Hauptresolution nicht grundsätzlich zustimmte.
Anarchismus und Syndikalismus waren in der Vorkriegsperiode zum ideellen Zufluchtsort eines Teils der radikal eingestellten Arbeiterschaft geworden, der mit dem sozialdemokratischen Opportunismus unzufrieden war. Aber bereits im Jahre 1914 hatten sich die beiden Richtungen durchaus nicht als Wunderheilmittel gegen dieses Leiden bewährt. Der Großteil der anarchistischen und syndikalistischen Organisationen verfiel dem Nationalismus. Trotzdem existierte unter den Anarchisten und Syndikalisten ein starker revolutionärer Flügel. Als der Gründungskongreß der Komintern sein Verhältnis zu den verschiedenen Richtungen der Arbeiterbewegung bestimmte, setzte er im Grunde genommen mit Recht voraus, daß der revolutionäre Anarchismus und Syndikalismus eine wichtige Unterstützung der Kommunisten sein würde, während der Vorkriegsmarxismus, der sogenannte orthodoxe Marxismus, gänzlich enttäuscht hatte. Die spezifischen Bedingungen der tschechischen nationalen Bewegung, die Tradition und die sozialen Wurzeln des tschechischen Anarchismus, der seine Anhänger hauptsächlich unter der national gemischten Bevölkerung in Nordwestböhmen hatte, führten jedoch zur Zeit des Höhepunktes des Befreiungskampfes die Anarchisten insgesamt ideologisch in das Lager des national gefärbten Reformismus, organisatorisch schließlich zur Vereinigung mit den Nationalsozialen. Es waren nur einige wenige Einzelne, die sich dieser Entwicklung widersetzten.

2. Der Versuch einer „Großgemeinde der tschechoslowakischen Kommunisten"

Wenn auch die Niederlage des Berliner Proletariats im Januar 1919 auf die revolutionären Bewegungen in Mitteleuropa depressiv wirkte, bedeutete dies noch nicht, daß eine Ära der Konsolidierung der bürgerlich demokratischen Regimes begann. Anfang März führten die Revolutionsunruhen in Deutschland zum Generalstreik, der Züge eines bewaffneten Aufstandes annahm; nach der Ermordung des bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner, des Führers der Unabhängigen, am 21. Februar 1919, setzte jene Bewegung ein, die im April 1919 zur Münchner Räterepublik führte. Am 21. März 1919 war in Ungarn unerwartet die Räterepublik ausgerufen worden. Die Kommunistische Internationale, gegründet am 5. März in Moskau, hatte noch nicht genug Kraft, um den Kampf um die Macht im internationalen Maßstäbe organisieren zu können, aber bereits die Nachricht von ihrer Gründung wirkte in mobilisierender Weise. Während der glei-

51 Červen, Nr. 2 vom 3. März 1919. „České slovo" und „Červen" berichteten erst nach dem „Vorwärts", dessen Bericht im Grunde genommen einen anderen Tenor hatte. Die Verspätung von „České slovo" und „Červen" kann man, denke ich, mit den Widersprüchen unter den Anarchisten bzw. zwischen den Anarchisten und der Parteiführung erklären.

chen Zeit feierte die Rote Armee Erfolge, die unter anderem die sozialistischen Parteien Rußlands zu Verhandlungen mit den Bolschewiki über die Bildung einer gemeinsamen Kampffront gegen die Konterrevolution veranlaßten. Die Perspektive eines baldigen Ausbruchs der europäischen beziehungsweise mitteleuropäischen Revolution schien wieder konkretere Konturen anzunehmen.
Die Tschechoslowakei war kein Land, wo sich die Bourgeoisie in einer besonders schwierigen Lage befand. Trotzdem schien man gerade im März und April 1919 einem beschleunigten Ausbruch einer tiefen Krise des Regimes entgegenzusteuern. Die Agitation der deutschen Parteien für die Wahlen zum österreichischen Parlament, die am 4. März 1919 in einem Generalstreik gipfelte, wühlte die Bevölkerung der Grenzgebiete und der inneren Regionen auf. Bei einem Zusammenstoß von Demonstranten mit dem Militär kam es zu einem Massaker, wie es die böhmischen Länder in den Friedenszeiten der neuzeitlichen Geschichte noch nicht erlebt hatten. Das Innenministerium versuchte die Situation zur Verschärfung des Terrors gegen die revolutionäre Bewegung auszunutzen. Die Arbeiterschaft antwortete mit einer Reihe von Protestaktionen, die in einem politischen Streik im Bergbaurevier von Kladno am 7. März gipfelten. Die Regierung geriet in ihre erste schwere Krise, als die Sozialdemokratie unter dem Druck der Linken am 12. März 1919 ein auf vierzehn Tage beschränktes Ultimatum für die Realisierung der Grundforderungen des Volkes vorlegte. Die Linke in der Partei wurde binnen weniger Tagen zu einer wichtigen Kraft und organisierte Ende März ihre erste gesamtstaatliche Aktion - sie eröffnete im Sinne der Beschlüsse der Gründungskonferenz der Komintern die Diskussion über die Arbeiterräte. Die Linke war nun so stark, daß Modráček, als er sie frontal angriff, isoliert blieb, und die Partei verlassen mußte. Man kann kaum daran zweifeln, daß gerade diese Entwicklung der Situation das Häufchen Oppositioneller unter den Anarchisten zur Teilnahme an der Aktion anspornte.
Der „Vorwärts", der alle Linksströmungen in der tschechischen Arbeiterbewegung sehr behutsam verfolgte, besonders dann, wenn sie dem Nationalismus der tschechischen Politik widersprachen, berichtete über die erwähnte Konferenz der Anarchisten ganz anders als die Zeitungen „Červen" oder „České slovo". Seinem Bericht zufolge protestierte eine Reihe von Rednern scharf dagegen, wie die Partei und „České slovo" Sowjetrußland, die Bolschewiki und den Spartakusbund anzugreifen pflegten. Ein Teil der Delegierten sprach sich demzufolge grundsätzlich gegen die Vereinigung mit den Sozialisten aus und *„verlangte die Wiederbildung der 'Föderation der tschechischen Anarchokommunisten'"*. Die Wiener Gruppe schickte einen scharfen Protest gegen das Vorgehen von Dr. Vrbenský. Trotzdem gelang es den Führern durchzusetzen, daß die Anarchisten in der Partei blieben, jedoch mußten sie sich verpflichten, die Parteiführung um eine *„radikale Änderung der Politik"* anzugehen. Allerdings übertrieb der „Vorwärts" den Widerstand einiger Delegierter gegen die Linie von Vrbenský. Niemand von ihnen - wie sich laut Protokoll beurteilen läßt - verlangte die organisatorische Erneuerung der „Föderation der tschechischen Anarchokommunisten". Es ist wohl anzunehmen, daß es diese Forderung gab, aber nicht unter den bei der Konferenz vertretenen Anarchisten.[52]

52 Vorwärts, 7. Februar 1919, Nr. 32. Der „Vorwärts" war, wie es scheint, von irgendeinem der Oppositionellen informiert worden. In Frage kommt auch Jindřich Bartoš selbst, der spätere Redakteur des Blattes „Komuna", der aus dem Gebiet von Reichenberg stammte.

Die Anhänger der radikalen Bewegung in Prag pflegten sich während dieser Zeit zu den wohl vielen unverbindlichen Debatten zu treffen, wo man die letzten politischen Ereignisse erörterte und über anstehende Aktivitäten diskutierte. Auch die Anarchisten vom linken Flügel (darunter Ladislav Klement, Mitarbeiter von „Červen") nahmen daran teil. Wir haben keinen Grund die Nachricht des „Vorwärts" zu bezweifeln, der zur Zeit der Abhaltung der Konferenz die Erneuerung der anarchistischen Föderation für das Anliegen der anarchistischen Opposition hielt. Die Konferenz selbst erwies eine solche Erneuerung der Föderation jedoch als unrealistisch; es war vielmehr notwendig, einen neuen, eigenen Weg einzuschlagen. Rudolf Fárek[53] berichtete in einer seiner Spitzelmeldungen dem Ministerium für nationale Verteidigung, daß sich bereits im Februar (also kurz nach der Konferenz) ein „Klub der Kommunisten" gebildet hatte, zu dem Jindřich Bartoš und andere gehörten. Die folgenden Ereignisse bestätigten diese Information. Die Anarchistengruppe um Bartoš ließ illegal ein Flugblatt „An die tschechischen Kommunisten!" drucken. Darin hieß es, die Reden über die Reformen in der Republik seien nur eine Lüge; man bekannte sich zum Bolschewismus, der *„jeden Kompromiß mit den Bourgeois ablehne"*. Ihre Taktik, die der *„tschechischen Kommunisten"*, unterscheide sich aber *„von der Taktik der russischen Genossen"*. Die Sozialdemokraten in Deutschland, Österreich und Ungarn unterstützten den Krieg gegen das Proletariat, hieß es weiter. Bei uns sei dies anders gewesen, *„aber auch unsere Sozialdemokratie hielt nicht an ihren Ideen fest"*. Im folgenden wird verhältnismäßig detailliert das Vorgehen der Sozialdemokratie bei der Kürzung der Arbeitslosenunterstützung beschrieben, und schließlich zieht man die Schlußfolgerung: *„Ihre einzige Antwort muß sein: Austritt aus so einer Partei und Eintritt in die Partei der tschechoslowakischen Kommunisten."* Das Flugblatt teilte schließlich mit, ein Parteitag werde in *„kurzer Zeit"* einberufen. Unterschrieben ist das Flugblatt, das eine Beitrittserklärung zur Partei enthält, mit „Großgemeinde der tschechoslowakischen Kommunisten der Hauptstadt Prag".[54] Im Flugblatt kommen die anarchosyndikalistischen Ansichten der „tschechoslowakischen Kommunisten" nicht deutlich zum Ausdruck; eine gewisse Aufmerksamkeit dem Begriff Kommunismus gegenüber erweckt zudem den Eindruck einer Verwandtschaft der „tschechoslowakischen Kommunisten" mit dem Kommunismus der entstehenden Komintern. Man findet in dem Flugblatt jedoch nicht einmal die

53 Rudolf Fárek, tätig im Gebiet von Brünn, war ein politischer Abenteurer; früher Anarchist, dann Anhänger der „fortschrittlichen Sozialisten" um A.P. Veselý, von wo er zuerst zu den Nationalsozialen, danach zu den Sozialdemokraten wechselte, um das *„schwarze Schaf der Partei"* von Modráček in Mähren zu werden, näherte er sich schließlich wieder den Anhängern von Klofáč. Er drängte seine in gleichem Wortlaut verfaßten Berichte dem Ministerium für nationale Verteidigung, der Polizeidirektion in Brünn, der Kanzlei des Präsidenten der Republik u.a. mit dem Hinweis auf seine bedrängten Familienverhältnisse und mit der Bitte um Kostenersatz auf. Das Ministerium für nationale Verteidigung dotierte ihn mit *„beträchtlichen Beträgen"*. Die Brünner Polizeidirektion hatte oft Mühe, seine Berichte, die zwar eine *„sachliche Grundlage zu haben scheinen, aber übertrieben sind"*, auf das rechte Maß zurückzuführen. Es war von ihm allgemein bekannt, daß er ein bezahlter Agent des Ministeriums für nationale Verteidigung war. SÚA Prag, PMV/F (mehrere Akten); ebd. IV F/36; „Dělnický denník" vom 29.6.1919, Nr. 147.

54 Das Original des Flugblattes findet sich im AÚD KSČ - Komuna. Zum Wortlaut siehe „Boj o směr vývoje...", I, a.a.O., S. 285-286. Das Flugblatt befindet sich nicht an dem Ort, den die Herausgeber des Sammelwerkes angeben. Die unterzeichnende „Großgemeinde der tschechoslowakischen Kommunisten" - schon die Terminologie weist auf Anarchisten hin - muß man als eine oppositionelle Kleingruppe der Anarchisten sehen; der Name taucht ansonsten nirgendwo auf.

Andeutung des Versuches, die programmatischen Grundsätze des Kommunismus zu erläutern. Die Tatsache, daß die Verfasser des Flugblattes ihre Aufmerksamkeit auf die Hauptströmung der tschechischen Arbeiterbewegung richteten - auf die Sozialdemokratie - hatte gezwungenermaßen auch ein offenherziges Bekenntnis zur Sektiererei zur Folge, indem man in aller Deutlichkeit zum Austritt aus der Sozialdemokratie aufforderte.

Die „tschechoslowakischen Kommunisten" verbreiteten das Flugblatt wahrscheinlich vor allem in Prag und seiner weiteren Umgebung. Den einzigen positiven Beweis dafür gibt es aus Mladá Boleslav (Jungbunzlau), wo das Flugblatt um den 20. Februar unter den Arbeitern der Fabrik von Laurin & Klement verteilt wurde. Die Sache wurde bekannt, als der achtzehnjährige Realschüler Ladislav Šulc Flugblätter verteilte.[55] Das Präsidium der politischen Landesverwaltung reagierte schnell und mit allem Ernst. Schon am 12. März gab es ein Rundschreiben zur „Verbreitung der bolschewistischen Flugblätter in Mladá Boleslav" heraus, in dem es die Behörden um die *„sofortige Beschlagnahme der Flugblätter und das unverzügliche Einschreiten gegen die Verbreiter gemäß allen nach dem Strafgesetz zulässigen Mitteln"* ersuchte. Die Fahndung brachte aber keine positiven Ergebnisse. Nur der Polizist Karel Pojman, Spezialist im Einsatz gegen Kommunisten, stellte fest, daß der Redakteur der Zeitschrift „Komuna", Jindřich Bartoš aus Prag,[56] der Urheber der Flugblattaktion sei. Bei einer Hausdurchsuchung - erst am 27. März! - beschlagnahmte man 321 Exemplare des Flugblattes „An die tschechischen Kommunisten". Bartoš schützte sich beim Verhör in der Polizeidirektion mit der Behauptung, daß er die Flugblätter von einem Unbekannten erhalten habe und sie selbst nur verteilte.[57] Die Polizei machte wohl noch einige Hausdurchsuchungen, so mit Sicherheit bei Michael Kácha, der sich von dem Flugblatt distanzierte und zwar durch eine persönliche Erklärung in „Červen".[58] Die Flugblattaktion der „tschechoslowakischen Kommunisten" fand kein bemerkenswertes Echo innerhalb der Arbeiterschaft.[59] Sie war jedoch nicht die einzige Aktion, mit der die Kommunisten die Gründung einer kommunistischen Partei versuchten.

Jindřich Bartoš hatte schon am 18. Februar der Polizeidirektion mitgeteilt, er wolle vom 28. Februar an eine *„sozialistische Wochenzeitung"* unter dem Titel „Komuna" heraus-

---

55 Nachdem Ladislav Šulc ein solches Flugblatt zufällig (so seine Behauptung) vor der Fabrik bekommen hatte, schrieb er an die auf dem Flugblatt angegebene Anschrift, erklärte seinen Beitritt zur kommunistischen Partei und bat um die Zusendung weiterer Flugblätter. Er erhielt in einem Brief 70 Exemplare von *„irgendeinem Jindřich Bartoš"*, verteilte sie unter den Mitschülern und klebte einige offensichtlich in der Stadt an. Die Polizei beschlagnahmte die Mehrzahl davon bei einer Hausdurchsuchung am 5. März (SÚA Prag, PP P 55/40, Nr. 2830/19).

56 SA Brünn, B 40/I/2, Nr. 4584/, SÚA Prag PM 8/1/3/23 Nr. 7538 (Rundschreiben ZSP). Zur „Enthüllung" brauchte man seit dem Augenblick keinen besonderen Scharfblick mehr, als Jindřich Bartoš als Herausgeber der „Komuna" registriert wurde, in der das gleiche Anmeldeformular für die „Partei der tschechoslowakischen Kommunisten" abgedruckt war wie in den Flugblättern.

57 SÚA Prag, PM 8/1/3/23, Nr.7538; ebd. PP P 55/40, Nr.10460/19, 3703/19.

58 Červen, 20. März 1919, Nr. 3 (Kácha bezeichnete das Flugblatt als *„zweifelhaft"*).

59 Die Vermutung der Herausgeber des Sammelwerkes der Dokumente „Boj o směr vývoje...",I, a.a.O., S.384, *„es handle sich offensichtlich um eine Aktion der Anarchokommunisten aus Nordböhmen"*, ist unbegründet. Das Zentrum der „tschechoslowakischen Kommunisten" war ganz sicher in Prag. Die „tschechischen Kommunisten" hatten zur Zeit der Flugblattaktion wahrscheinlich überhaupt keine festere Verbindung mit dem Norden. Belege für eine solche Verbindung fand ich erst für den Herbst 1919.

geben.[60] Die erste Nummer erschien allerdings erst am 13. März.[61] Nach der zweiten Nummer zu schließen, wollte die „Komuna" eine breitere Publizität für den Versuch zur Gründung einer kommunistischen Partei schaffen.

Im gleichnamigen Leitartikel hieß es, daß der *„tschechische Kommunismus"* auf dem *„Recht für alle auf das Leben und auf dem Recht auf die freie Produktion"* basiere. Die tschechoslowakischen Kommunisten würden sich mit allen Kräften bemühen, die *„Republik vor den inneren und äußeren Feinden zu sichern"*, sie seien für Vereinbarungen mit den deutschen, polnischen und ungarischen Minderheiten und würden mit den Kommunisten dieser Nationen solidarisch vorgehen. Wenn diese aber an irgendwelchen Machenschaften oder Aktionen gegen die Republik teilnähmen, würden die tschechischen Kommunisten sie für Pseudosozialisten halten, weil die Existenz der Republik die *„erste wichtige Bedingung der Verwirklichung des tschechischen Kommunismus ist"*. Der Bolschewismus sei zwar ein *„wirklicher Sozialismus"*, die tschechischen Kommunisten würden aber von ihm *„in Programm und Taktik teilweise"* abweichen, denn *„der Geist der tschechischen Nation... verlangt den folgerichtigen und durch die wahre Menschlichkeit beseelten Kommunismus"* und deshalb könne man nicht mit dem Terror einverstanden sein. Der Kommunismus müsse von *„der glühenden Hitze der tiefen tschechischen Seele durchdringen"* sein, um verwirklicht zu werden. Aus dem Wirtschaftsprogramm wird die Enteignung des Boden, der Industrie, des Verkehrswesens und des Bergbaus ohne Entschädigung hervorgehoben. Das Recht, *„die Achse der menschlichen Gesellschaft"* zu sein, haben nur die *„Organisationen der wirklichen Produzenten und Arbeiter"*, nur diese sind *„vollberechtigte Bürger und Bürgerinnen in der kommunistischen Gesellschaft"*. Die Produzenten und Arbeiter werden sich demzufolge in selbstverwalteten Genossenschaften und in Fachsyndikaten organisieren. Aus diesen Syndikaten werde entsprechend der zahlenmäßigen Stärke das „Parlament der Republik" gebildet, das ein Wirtschaftsparlament sein und die Minister und den Präsidenten wählen werde.[62]

Auch wenn es nicht möglich ist, umfassender über die Grundsätze der Herausgeber der „Komuna" zu informieren, ist zu ersehen, daß ihre Ansichten nur in weitläufiger Beziehung zu der Hauptströmung der kommunistischen Bewegung standen, die ihre Quelle in den Erfahrungen der Bolschewiki und des Spartakusbundes fand. Die Theorie des genossenschaftlichen Sozialismus, die syndikalistischen Vorstellungen von der Ord-

---

60 Jindřich Bartoš (geboren im Jahre 1896 in Dubí bei Reichenberg) war Redakteur und Herausgeber der „Komuna". Der Sitz der Redaktion war in seiner Wohnung in Prag-Vinohrady (AÚD KSC - Komuna, Band 361). Eine Identität mit Jindřich Bartoš, dem Redakteur der linken Zeitung „Jiskra" aus Třebíč , der während dieser Zeit in Třebíč unter dem Decknamen Radimov tätig war, kommt von daher nicht in Frage.

61 Ein Exemplar der ersten Nummer blieb nicht erhalten, die zweite Nummer datiert vom 20. März. Das Original des Zensurabzuges befindet sich in SA Prag, ZST Pr. 15/19. Eine Photokopie der Nr. 2 befindet sich in den erwähnten Materialien des AÚD KSČ.

62 Der Leitartikel sollte in der nächsten Nummer der „Komuna" fortgesetzt werden, die jedoch nicht mehr erschien. Einen weiteren programmatischen Artikel mit dem Titel „Rätepolitik und internationales Proletariat" hatte man von Karl Radek übernommen. Auf den Seiten 3 und 4 analysierte man in dem gleichnamigen, nicht unterschriebenen Artikel die *„wirtschaftlichen Grundlagen der kommunistischen Gesellschaft"* mit dem Ziel, die genossenschaftliche Produktionsweise als die adäquate Verbindung der individuellen Interessen mit der kollektiven Produktion zu begründen. Die einzelnen Genossenschaften sollten den ganzen Produktionsapparat in der Hand haben.

nung der Gesellschaft und die überempfindliche Betonung der nationalen Unterschiede - das alles sind Muttermale des Anarchismus, speziell des tschechischen Anarchismus, des Anarchismus nach der Metamorphose während der nationalen Befreiungsbewegung in den Kriegsjahren. Dieser „tschechische Kommunismus" ist also eigentlich der Zwillingsbruder des „tschechischen Sozialismus".

„Komuna" propagierte in Fettdruck die Lektüre von „Červen" und der in Kladno erscheinenden „Svoboda".[63] Die „tschechoslowakischen Kommunisten" schenkten also ihre Sympathien der sozialdemokratischen Linken. In der Zeitschrift findet man pauschale Aburteilungen der Sozialdemokratie, wobei vor allem die Anhänger von Scheidemann in Deutschland, die Anhänger von Hudec, Klofáč und Svozil in der Tschechoslowakei und die Zeitung „České Slovo" angegriffen werden.[64] Man findet nirgendwo einen Hinweis darauf, daß die „tschechoslowakischen Kommunisten" mit der Sozialdemokratie in irgendeiner Weise zusammenarbeiten wollten; nicht einmal mit den Kommunisten aus Rußland, denen sie in Anbetracht ihrer eigenen Absichten am nächsten standen.[65]

Eine an „Červen" adressierte Bemerkung wird manches klarer werden lassen: Es gibt nicht, so heißt es unter Bezugnahme auf einen Text in „Červen", ausschließlich Unzufriedene und sie handeln auch *„nicht im Widerspruch zu ihrem früheren (anarchistischen) Standpunkt"*. Sie hatten zwar die Möglichkeit, weiterhin nur *„Theoretiker des Kommunismus"* zu bleiben und *„bis zu ihrem Tode diese unschädliche, obwohl exotische bürgerliche Sportart zu betreiben"* - wie es die Anhänger von „Červen" tun, sollte der Leser selber ergänzen. Die „Komuna" nimmt *„eigentlich nur den Weg, den wir* (Anarchisten - *Z.K.*) *schon früher hätten nehmen sollen"*. Man wird im übrigen niemandem *„ein anderes Verfahren übelnehmen. Im Gegenteil, wir freuen uns darüber, falls die Kommunisten sich durchsetzen, wo immer es möglich ist"*. Man legte hier den Begriff „Kommunismus" offensichtlich im Sinne des kollektivistischen (d.h. kommunistischen) Anarchismus aus, im Unterschied zum individuellen Anarchismus.

Die „Pravda" aus Plzeň (Pilsen), beeinflußt durch die Kommunisten aus Rußland, reagierte als erste der linken Zeitschriften auf das Erscheinen der ersten Nummer der „Komuna", und charakterisierte sie eindeutig als das Organ jener Anarchisten, die mit der Vereinigung mit den Nationalsozialen nicht einverstanden waren. In der folgenden Nummer - am 25. März - berichtete die „Pravda", daß die Redaktion der „Komuna" ihr mitgeteilt habe, die „Komuna" sei kein Organ der Anarchisten, sie wolle Sowjetrußland

---

63 Der Hinweis enthält auch Werbung für andere linke Blätter: Dělnický denník, Jiskra, Pravda (Plzeň), Sociální demokrat.

64 „Komuna" registrierte z.B. Svozils Niederlage im Kampf mit der Linken aus Kladno, die den Generalstreik und die Demonstrationen am 7. und 9. März organisiert hatte. Man griff selbstverständlich die Regierung an, besonders Švehla und Klofáč; man kritisierte auch Masaryk, wenn auch dezenter.

65 Auf Bemühungen, mit den Linken in den übrigen Organisationen in Verbindung zu treten, kann man nur aus einem Redaktionsaufruf schließen, der die *„Kameraden und Genossen aus der aufgelösten 'Föderation der tschechischen Anarchokommunisten' und die mit der Führung und den Verhältnissen in den sozialistischen Parteien Unzufriedenen"* aufforderte, mit dem Blatt zusammenzuarbeiten. Man kann aber mit Recht daran zweifeln, ob dieser Aufruf in der sozialdemokratischen Linken, die schon eine eingeführte und bei den Arbeitern populäre Presse besaß, ein Echo fand.

verteidigen und den revolutionären Sozialismus propagieren.[66] Auch die „Svoboda" aus Kladno meldete sich mit einem Bericht „Kommunistische Zeitschrift" zu Wort und schrieb, daß die „Komuna" dem *„kompromißlosen radikalen Sozialismus"* folgen werde.[67] Kurz darauf, am 21. März, hieß es in der Nr. 68 von „Dělnický denník", daß *„zwei neue Zeitungen und zwar zwei gute sozialdemokratische Zeitungen"* erschienen seien - die „Komuna" (in Prag) und die „Pravda" (in Pilsen). Die nationalistische Presse kritisierte die „Svoboda" und „Dělnický denník" wegen deren positiver Haltung zu den Bolschewiki und kam zu dem Ergebnis, daß es *„eine Reihe bolschewistische Blätter"* gäbe.[68] Der „Vorwärts" brachte eine erste Nachricht über die „Komuna" am 1. April (Nr. 77) unter dem Titel „Bolschewistisches Blatt in Prag"; man bezeichnete die „Komuna" dort sogar als das *„erste offizielle Organ der Bolschewiki in Böhmen"*. Der „Vorwärts" erwähnte die „Komuna" zum zweitenmal am 5. April, als sie ähnlich wie „Dělnický denník" den Artikel „Schafft die Wehrpflicht ab!" zitierte. Die Aufnahme bei den Prager Sozialdemokraten war sehr zurückhaltend, wie es dem zwar positiven, gleichwohl aber vorsichtigen Verhältnis der dortigen Sozialdemokraten zu den ultralinken Strömungen entsprach. Sie stellten fest, daß eine *„kleine Wochenzeitschrift Komuna"*, *„ohne Aggressivität"* redigiert im *„Geiste des theoretischen Anarchismus"*, in Prag-Vinohrady erschienen sei.[69]

Typisch ist, daß die linksorientierten Zeitschriften der tschechoslowakischen Sozialdemokratie und die deutschsprachige sozialdemokratische Zeitschrift „Vorwärts", die in all jenen ihre Mitkämpfer sahen, die gegen den Nationalismus und die Koalitionspolitik waren, sich für die Zeitschrift „Komuna" interessierten. Man kann diese große Nachsicht den Schwächen der „Komuna" gegenüber auch mit den Bemühungen der Linken erklären, sich die Hegemonie unter allen oppositionellen Strömungen zu sichern und die eigenen Vorstellungen über den Weg der revolutionären Strömung in der Tschechoslowakei nicht durch unüberlegte Abweisungen in Frage stellen zu lassen. Die positive Reaktion der sozialdemokratischen linksorientierten Zeitschriften bezog sich selbstverständlich nicht auf die Bemühungen, eine kommunistische Partei zu gründen. Diese Zeitschriften ignorierten die in der „Komuna" abgedruckte Eintrittserklärung zur kommunistischen Partei einfach, und die Gruppe um „Červen" bekämpfte die „tschechoslowakischen Kommunisten" mit allen Mitteln.[70]

Die „tschechoslowakischen Kommunisten" konnten also nur auf die Sympathien von Individuen oder Kleingruppen hoffen. Es hieß aber auch hier den möglichen Erfolg in Frage zu stellen, wenn man sich auf die Mittel allgemeiner Werbetätigkeit beschränkte;

---

66 Pravda vom 18. und 25. März 1919, Nr. 3 und 4.

67 Svoboda vom 20. März 1919, Nr. 30.

68 „Dělnický denník" zitierte noch am 31. März aus der zweiten Nummer der „Komuna". Die Bezeichnung der „Komuna" als *„gutes sozialdemokratisches Blatt"* ist jedoch ein Irrtum.

69 Sociální demokrat vom 4. April 1919, Nr. 6. Im Bericht werden kurz die Ereignisse um die Einstellung der „Komuna" beschrieben. Die Hausdurchsuchung bei Jindřich Bartoš und das Verhör auf der Polizeidirektion begründet man zu Unrecht mit einem Eingreifen gegen die „Komuna" und nicht mit der Fahndung nach dem Flugblatt „An die tschechischen Kommunisten!".

70 Die kurze Geschichte der „Komuna" erlaubt es aber nicht, den Standpunkt der sozialdemokratischen Linken zu präzisieren. Das Blatt „Červen" reagierte nicht direkt auf die Herausgabe der „Komuna"; aus Bemerkungen zu den „tschechoslowakischen Kommunisten" geht aber klar hervor, daß man diese immer mit Verachtung beurteilte. Die Anarchokommunisten hatten keine andere Zeitschrift zur Verfügung.

von einer entsprechenden Ratlosigkeit zeugen die Verbreitung der Flugblätter in Mladá Boleslav, in den Bezirken Hořovice und Sedlčany[71] - soweit sich dies durch die überlieferten Fakten nachvollziehen läßt - und selbstverständlich auch in Prag und seiner weiteren Umgebung. Die „tschechoslowakischen Kommunisten" waren sich der Tatsache bewußt, daß sie eine gewisse soziale Basis haben müssen und glaubten sie unter den Arbeitslosen zu finden. Die Zeitschrift „Komuna" und das Flugblatt „An die tschechischen Kommunisten!" schrieben der Arbeitslosenbewegung eine außerordentliche Bedeutung zu. Die „Komuna" veröffentlichte in ihrer zweiten Ausgabe den umfangreichen Artikel „Proletarier ohne Beschäftigung", der in sehr radikaler Terminologie die Arbeitslosenunterstützung ablehnte und die Arbeitslosen dazu aufforderte, sich selber Rohstoffe zu besorgen und die Produktion zu organisieren, die bürgerliche Diktatur zu beseitigen und für die Sozialrevolution zu arbeiten. Das einzige konkrete Beispiel, mit dem man die allgemeinen Thesen des Flugblattes „An die tschechischen Kommunisten!" illustrierte, wählte man wieder aus dem Bereich der Arbeitslosen. Ehe aber über den Erfolg dieser Orientierung der „tschechischen Kommunisten" entschieden werden konnte, waren schon andere Ereignisse eingetreten.

Die wegen zwei Artikeln durchgeführte Beschlagnahmung der schon gedruckten zweiten Nummer der „Komuna" am 21. März 1919 lähmte jegliche Kraft zur Aktion, falls man von irgendeiner Kraft überhaupt sprechen kann. Man ging damals davon aus, daß eine nach der Beschlagnahmung berichtigte dritte Nummer noch erscheinen werde. Das geschah jedoch nicht, aus finanziellen Gründen, wie ich denke. Im April gelangte eine Meldung vom unerlaubten Vertrieb der zweiten Nummer in Beroun und im Bezirk Sedlčany nach Prag. Die Polizeidirektion in Prag ordnete an, den Vorfall zu untersuchen und die Überwachung der „Komuna" zu verschärfen. In Juni erhob man Anklage gegen den Inhaber der Druckerei der „Komuna". Man arbeitete zwar weiter, jedoch umsonst: eine dritte Nummer der Zeitschrift „Komuna" erschien nicht mehr. Schließlich teilte Jindřich Bartoš, der schon im Sommer 1919 von Prag nach Dubí, seinen Geburtsort umgesiedelt war, nach einer umständlichen Korrespondez mit einem Brief vom 11. Februar 1920 mit, daß die „Komuna" *„vorläufig"* nicht erscheinen werde. Danach wurden die „Komuna" aus dem Verzeichnis der Zeitschriften und Bartoš aus dem Verzeichnis der Redakteure gestrichen.[72]

Der Mißerfolg der Zeitschrift „Komuna" versagte den „tschechoslowakischen Kommunisten" eine großzügigere Agitation in der Presse. Sie gaben aber ihre Bemühungen nicht auf und veranstalteten weiter Versammlungen in der Gastwirtschaft „U Velké Prahy" („Zum großen Prag") in Prag-Vinohrady, wo angeblich über die *„Gründung der Arbeiter- und Soldatenräte sowie der Bauernräte"* diskutiert wurde. Als es ihnen gelang, eine öffentliche Versammlung einzuberufen, nahmen daran nur 26 Person teil.[73]

---

71 Siehe die Schriften der „Komuna" in AÚD KSČ, Bände 348, 352, 354-355.

72 Zu der Beschlagnahmung und der gerichtlichen Verfolgung siehe die Akten der „Komuna" in AÚD KSČ, Bände 338-342, 344-362, 365-366, 369-371.

73 Auch Jindřich Bartoš nahm an der Versammlung teil. (SÚA Prag PP P 44/40, Nr. 4979/19). Eine kurze Nachricht erschien mit Verspätung auch in den „Zusammenfassenden wöchentlichen Meldungen des Präsidiums der politischen Landesverwaltung in Prag". Die Zahl der Teilnehmer wurde hier mit 60 benannt (Souhrnná týdenní hlášení presidia zemské správy politické v Praze o situaci v Čechách 1919 až 1920, k vydání připravil Al. Kocman [Zusammenfassende wöchentliche Meldungen des Präsidiums der politischen Landesverwaltung in Prag über die Situation in Böhmen 1919 bis 1920, hrsg. von Al. Kocman], Praha 1959, S. 48 und 57).

Die vertraulichen Zusammenkünfte der „tschechoslowakischen Kommunisten" fanden im Laufe April weiterhin statt;[74] sie gaben offensichtlich nicht einmal während dieser Zeit den Gedanken auf, einen Kongreß zur Gründung der Partei der tschechoslowakischen Kommunisten einzuberufen.[75]

In den Apriltagen erreichten auch die Bemühungen der „tschechoslowakischen Kommunisten", die Arbeitslosen für ihr Programm zu gewinnen, ihren Höhepunkt. Noch in März druckten die Kommunisten ein Flugblatt mit dem Titel „Kameraden Arbeitslose aus Großprag", mit dem sie zur massenhaften Teilnahme an einer Versammlung mit dem Programm *„Hunger, Teuerung der Lebensmittel, ungenügende Arbeitslosenunterstützung und tschechoslowakische kommunistische Partei"* aufforderten. Die Polizei beschlagnahmte ein solches Flugblatt am 26. März.[76] Die Volksversammlung konnte von den Kommunisten jedoch erst am 12. April einberufen werden. Sie fand auf der „Střelecký ostrov" (Schützeninsel) in Prag statt und konnte infolge der schwachen Teilnahme erst mit Verspätung anfangen, *„als etwa 100 Personen"* erschienen waren. Ihre Zahl stieg bis zum Ende der Versammlung auf 200 Personen an. Die Polizei stellte fest, daß die Mehrzahl der Anwesenden Arbeitslose waren; „Červen" jedoch gab an, daß die Hälfte *„Neugierige und Bourgeois mit der Absicht zu provozieren"* waren und erwähnte die *„Physiognomie der Nichtstuer"* einiger Anwesenden. Referent war Jindřich Bartoš. Der Polizeimeldung zufolge war der Beschluß, *„während der nächsten Zeit"* eine Deputation mit dem Ersuchen *„nicht um Unterstützungen, sondern um Beschaffung von Arbeit"* [77] zum Ministerium für öffentliche Arbeiten zu schicken, das einzige wirkliche Ergebnis der Versammlung. Auch wenn man alle negativen Vorgänge des Versammlungsverlaufes, die sowohl die Polizei als auch „Červen" betonten, außer Acht läßt, handelte es sich unbestreitbar um einen Mißerfolg und zwar insofern, als es eigentlich darum ging, die Arbeitslosen, bei denen die Kommunisten ihre letzte mögliche Stütze zu finden glaubten, auf die Straße hinauszuführen. Der Mißerfolg war auch deshalb so hervorstechend, weil er die Kommunisten in einer Zeit eines bis dahin noch nicht dagewesenen Aufschwungs der revolutionären Bewegung traf, der aber an ihnen vorbeiging. Die „tschechoslowakischen Kommunisten" pflegten sich auch nach dieser Versammlung noch eine gewisse Zeit zu treffen und sie nahmen sicher an Arbeiterversammlungen in Prag teil. Jindřich Bartoš war von Zeit zu Zeit an einigen kleineren Arbeiteraktionen beteiligt. Als Gruppe traten die „tschechoslowakischen Kommunisten" zum letztenmal mit dem Flugblatt „Proletarier - Arbeiter und Soldaten!" an die Öffentlichkeit, das in der zweiten Aprilhälfte illegal zum 1. Mai gedruckt wurde. Dessen zentraler Gedanke war der Protest dagegen, daß die *„Verräter des Sozialismus den*

---

74 Die Berichte der Spitzel und der Geheimpolizei sind in dieser Hinsicht ein wenig skeptisch (siehe Akten SÚA Prag, PM 8/1/11/46).

75 Zum Gründungskongreß sollte wohl das für Ostern geplante und auf unbestimmte Zeit verschobene *„Zusammentreffen der kommunistischen Vertrauensleute aus der ganzen Republik"* werden (siehe „Souhrnná týdenní hlášeni...I, a.a.O., S. 57), vgl. auch „Parteitag der tschechoslowakischen Kommunisten", angekündigt in dem Flugblatt „An die tschechischen Kommunisten!".

76 AÚD KSČ, 1919/212.

77 Souhrnná týdenní hlášeni..., a.a.O., S. 46; Červen, 17. April 1919, Nr. 7. Die Polizeimeldung betont sogar, daß die Arbeitslosen, nachdem sie erkannt hatten, daß man ihre Versammlung zur kommunistischen Agitation nutzte, *„dagegen protestierten"*. Das ist sicherlich übertrieben, da man sich zum Abschluß der Versammlung im Sinne der „tschechoslowakischen Kommunisten" für die Arbeit unter den Arbeitslosen aussprach.

Feiertag der Revolutionäre in einen banalen Nationalfeiertag" umgeändert hatten. Unterschrieben war es übertrieben mit „Zentralrat und Exekutivkomitee der tschechischen kommunistischen Partei". Man konfiszierte das Flugblatt noch vor dem 1. Mai und leitete gegen dessen Autor Jindřich Bartoš ein Strafverfahren ein.[78] Erneut war also ein Mißerfolg zu verbuchen.

Ein von den Behörden abgefangener Brief von Jindřich Bartoš an den Redakteur der „Roten Fahne" Franz Fiedler nach Podmokly (Bodenbach) vom 19. Juni 1919 beweist das gut. Bartoš verlangt in diesem Brief *„um jeden Preis"* die Zusendung von 3-5 Nummern der „Roten Fahne" und fragt: *„Hat die Rote Fahne in Prag oder in der Umgebung mehrere Abonnenten? Falls ja, könnte man eine kommunistische Sektion gründen."* Die „tschechischen Kommunisten" gaben also die Hoffnung auf, eine Partei zu gründen und obwohl sie in die Bemühungen der deutschen Kommunisten nicht eingeweiht waren, wollten sie sich ihnen als „Sektion" anschließen. Auch daraus ist nichts geworden.[79]

Die anarchistischen Oppositionellen waren jedoch weiter tätig, auch nachdem ihre Bemühungen zur Gründung einer „Partei der tschechoslowakischen Kommunisten" offensichtlich gescheitert waren. Nach und nach konzentrierten sie ihre Aufmerksamkeit auf das Braunkohlengebiet von Nordböhmen, wo sie offensichtlich einige Anhänger fanden. Sie waren es, die die gereizte Stimmung der Bergleute auffingen und mit der Propaganda für Arbeiterräte den Verlauf des stürmischen Novemberstreiks 1919 beeinflußten. Sie traten jedoch nicht mehr als „tschechoslowakische Kommunisten" oder gar als „Partei der tschechoslowakischen Kommunisten" auf. Die Situation in der anarchistischen Bewegung änderte sich zu dieser Zeit auch wesentlich. Die Gruppe um Stanislav K. Neumann tendierte jetzt dazu, die revolutionäre Plattform der Komintern anzunehmen. Sie übernahm nun ganz offensichtlich selbst die Aufgabe des Führung beim Übergang der anarchistischen Bewegung auf die Positionen des Kommunismus.

Das Schicksal der „tschechoslowakischen Kommunisten" war sehr typisch für die tschechische Arbeiterbewegung. Den Versuch einer raschen Gründung einer kommunistischen Partei, dem sich in anderen Ländern die äußerste sozialistische Linke widmete, unternahm nur eine kleine Sekte, deren ideologische Plattform weit entfernt von den Prinzipien der Komintern war.

III. DEUTSCHE RADIKALSOZIALISTEN

1. Die Linke in Liberec (Reichenberg) und die Tschechoslowakei [80]

78 Jindřich Bartoš ließ das Flugblatt in der Druckerei Grafia drucken. Zum Wortlaut siehe „Boj o směr vývoje...", I, a.a.O., S.315-316. Das Original wird aufbewahrt in SA Prag, ZST Pr. 28/19, die Begleitschriften fehlen leider.

79 SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 21861/19 (Abschrift des abgefangenen Briefes). Die Unkenntnis von Jindřich Bartoš über die Aktionen der Gruppe aus Děčín-Podmokly (Tetschen-Bodenbach) ist so groß, daß der Brief, da er 13 Tage nach dem Verbot der „Roten Fahne" geschrieben wurde, den Eindruck einer Provokation erweckt. Auch einige andere Aspekte aus der kurzen Geschichte der Bewegung der „tschechoslowakischen Kommunisten" erwecken gewisse Zweifel an den persönlichen Fähigkeiten von Jindřich Bartoš.

80 Dieses Kapitel kann nur eine sehr kurze Skizze einiger Tendenzen der Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung - hauptsächlich der Reichenberger Linken - in den Jahren 1914-1919

Während die Wiener Führung der Sozialdemokratie der Kriegsbegeisterung erlag, verhielten sich die Parteien der von Österreich unterdrückten Nationen mehr oder weniger passiv. Alle aber schrieben und sprachen von einem schicksalhaften Konflikt und davon, daß es notwendig sei, den Kampf für den Sozialismus erst nach dem Krieg aufzunehmen. Diese „Durchhaltepolitik" machte auch die Landesführung der deutschen Sozialdemokratie in Böhmen mit. Gegen den Krieg ließen sich in der Sozialdemokratie nur wenige Stimmen hören; die lauteste gehörte dem „Vorwärts", den man daraufhin bereits am 28. Juli 1914 einstellte. Die Wiener Führung war schon soweit in den Bann der chauvinistischen Stimmungen geraten, daß sie die Reichenberger Sozialdemokraten wegen ihrer Haltung als abweichende Anarchisten betrachteten. Man schwieg die Reichenberger Linke tot und die Rechte riß die den „Vorwärts" ersetzende „Reichenberger Tagespost" („Abendpost") an sich.

Die Linksorientierung des Reichenberger Kreises hatte schon eine ältere Vorkriegstradition. Die Reichenberger Jugend und ein Teil der Kreisführung war in der Partei solidarisch mit dem Flügel um Friedrich Adler. Sie widersprach zwar dem Programm von Otto Bauer, demzufolge eine Teilung der böhmischen Länder nach dem Nationalitätsprinzip anzustreben war, unterstützte aber die Minderheitsforderungen der tschechischen Arbeiterschaft im Sudetenland. Gleichzeitig aber prangerte sie scharf und übertrieben, ohne alle diesbezüglichen Ursachen zu begreifen, den Separatismus der tschechoslawischen Sozialdemokratie an. Nach der Spaltung in Zentralisten und Autonomisten verlor ihre Organisation die Verbindung mit den tschechischen Sozialdemokraten. Auf theoretischer Ebene, die bei der Reichenberger Linken immer eine bedeutende Rolle gespielt hatte, war sie internationalistisch ausgerichtet.[81] Man kann die Reichenberger Linke als einzige der politischen Gruppen in den böhmischen Ländern der Vorkriegslinken in der Zweiten Internationale zuordnen. Die Widersprüche, an denen ihre Standpunkte litten, waren typisch für den ganzen linken Flügel der Zweiten Internationale.

Die Reichenberger erholten sich schon bald von den Schlägen bei Kriegsbeginn. Auf den Reichskonferenzen der deutschböhmischen Sozialdemokratie im Mai 1915 und im März 1916 traten sie schon als Opposition auf und begannen damit eine illegale Propaganda und einen Diskussionsklub zu organisieren. Im Jahre 1917 gewannen die linken Strömungen an Zustimmung, unterstützt durch die zunehmende Ernüchterung der nationalistischen Stimmungen, das Anwachsen der Massenbewegungen und die Belebung der innerorganisatorischen Diskussionen. Im September dieses Jahres übernahm die Linke die Zeitschrift „Tagespost"; sie sympathisierte mit der Zimmerwalder Bewegung und kritisierte die Parteiführung für das opportunistische Verhalten beim Generalstreik im Januar 1918.

---

sein. Ich will nur auf einige Zusammenhänge aufmerksam machen, die für das Verständnis der folgenden Erörterungen wichtig sind.

81 Es ist kein Zufall, daß man im Jahre 1912 gerade in Reichenberg Anton Pannekoeks Broschüre „Klassenkampf und Nation" herausgab, die diesen Standpunkt vertrat. Die Broschüre von Josef Strasser, dem Führer der Reichenberger Linken, „Der Arbeiter und die Nation" (Reichenberg 1914), die von Lenin positiv erwähnt wurde, zielte darauf ab, die Politik der Arbeiterklasse in der nationalen Frage aus der Sicht des revolutionären Marxismus zu werten; sie litt jedoch an ähnlichen Mängeln.

Der Aufschwung der Befreiungsbewegungen des tschechischen und slowakischen Volkes hatte auch auf die deutsche Arbeiterbewegung in Böhmen und Mähren radikale Auswirkungen. Die Ansichten der Austromarxisten und die traditionelle Auffassung der nationalen Frage bei den Vorkriegslinken der Zweiten Internationale konnten nicht einmal der Reichenberger Linken bei der Lösung der komplizierten Lage auf dem Höhepunkte des nationalen Befreiungskampfes der unterdrückten Nationen der österreichisch-ungarischen Monarchie dienlich sein. In gleichem Maße, wie der Widerstand gegen den Krieg seit dem Jahr 1916 anwuchs und wie allgemein sichtbar wurde, daß die demokratische Bewegung durch die wachsende Teilnahme der Massen an Kraft gewann, erwies sich das Programm der föderativen Gestaltung Österreichs als vollkommen unzureichend. Die Strömung, die ihr Ziel entsprechend den Wünschen der Massen in der nationalen und staatlichen Selbständigkeit sah, gewann in der tschechischen Arbeiterschaft die Oberhand. Der Zusammenbruch der austromarxistischen Konzeption war in dieser Zeit in der deutschen Arbeiterbewegung noch nicht so offensichtlich. Als sich aber zeigte, daß das nationale Programm der Partei im gesamtösterreichischen Maßstab nur auf dem Papier Gültigkeit hatte, versuchten die deutschen Sozialdemokraten - und nicht zufällig deren Linke - zusammen mit den ihnen nahestehenden Strömungen der übrigen Nationen (z. B. mit den tschechischen Zentralisten) im Januar 1918 dieses Programm im Sinne eines lose föderalisierten Staatenbundes zu interpretieren. Ihre Initiative aber kam einerseits zu spät, andererseits gewann sie bei der Wiener Führung keine Mehrheit; zudem war sie weder konsequent noch revolutionär. Die deutsche Sozialdemokratie in ihrer Gesamtheit schloß sich dieser Initiative erst im Oktober 1918 an, als allen klar war, daß es nur eine Frage der Zeit war, bis die Zentralmächte besiegt waren und die österreichisch-ungarische Monarchie auseinanderfallen würde. Der Vorschlag der Linken vom Januar 1918, der ursprünglich eher die zerfallene österreichische Internationale zusammenhalten sollte, wurde in dieser Situation zum Programm der Rettung Deutschösterreichs, also zum Programm einer rein nationalen Lösung. Dadurch verlor die austromarxistische Lösung der nationalen Frage auch unter den deutschen Sozialdemokraten Österreichs an Überzeugung, was sich schließlich auch darin zeigte, daß die deutschen Sozialdemokraten für den Anschluß an Deutschland plädierten.

Dies erwies sich für die deutsch-böhmischen Sozialdemokraten jedoch als allzu billiger Ausweg. Gerade in der Frage des Sudetengebiets kam es bei der gegenseitigen Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes zwischen den tschechischen und deutschen Sozialdemokraten zu grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten. Die Verwirklichung des tschechoslowakischen Staates war militärisch, wirtschaftlich und politisch nicht ohne Sudetengebiet denkbar. Die tschechische bürgerliche Politik vertrat diesen Standpunkt um so deutlicher, je mehr sie vom Sieg der Alliierten überzeugt war. Die Führung der tschechoslawischen Sozialdemokratie verband die gleiche Haltung mit einer diffusen Vorstellung eines sozial befriedigenden Ausgangs der nationalen Befreiung und der darauf gründenden Hoffnung, sich mit den deutschen Sozialdemokraten in dem neuen Staat zu einigen. Die deutsche sozialdemokratische Organisation der Grenzgebiete der böhmischen Länder - einschließlich der Reichenberger Linken - wünschte das Selbstbestimmungsrecht der tschechischen Nation und sie wünschte es selbstverständlich auch jenem Teil der deutschen Nation, der die Grenzgebiete der böhmischen Län-

der bewohnte. Beide Parteien kamen ihren Aufgaben scheinbar nach: Die eine berief sich auf den Marxismus und auf die Treue dem alten Programm gegenüber, die andere proklamierte ihre Pflicht, an dem Befreiungskampf der Nation teilzunehmen. Tatsächlich aber betrieben sie beide nationale Politik.

Es gab zu diesem Zeitpunkt noch keinen Haß zwischen den tschechischen und den deutschen Arbeitern. Karl Kreibich erinnerte sich, daß er auch am Kriegsende noch annahm, daß sich die Sozialisten beider Nationen irgendwie einigen würden. Die Illusionen verschwanden, sobald die Zeit der Taten kam. Nach der Nachricht von der Erklärung der tschechoslowakischen Selbständigkeit am 28. Oktober 1918 konstituierten die deutschen Abgeordneten aus dem Sudetengebiet Deutschböhmen und das Sudetenland am 29. Oktober als Provinzen des Staates Deutschösterreich. Alle weiteren Versuche zu verhandeln waren aussichtslos. Die beiden Provinzen bauten schnell die Grundlagen einer Verwaltung auf, an deren Spitze Landtage und Koalitionsregierungen standen, in den die Sozialdemokraten eine wichtige Rolle spielten. Die tschechischen Sozialdemokraten wiederum waren in der Koalitionsregierung der Tschechoslowakischen Republik vertreten. Sie gehörten sicherlich zu jenen, die eine Einigung mit Josef Seliger, dem Führer der deutschen Sozialdemokraten in Böhmen wünschten, aber nur unter der Bedingung, daß das Sudetengebiet Teil des tschechoslowakischen Staates wird. Noch im Januar 1919 verhandelte der Parteivorstand ernsthaft darüber, daß die Partei *„versuchen wird, sich mit ihm* (d. h. mit Masaryk - *Z.K.*) *über die Autonomie für die Deutschen zu einigen"*.[82] Die tschechischen linken Organisationen und deren Führer waren für die Zusammenarbeit mit den deutschen Arbeitern, aber die Diskussionen endeten immer bei der Frage der Haltung zu dem grundlegenden Problem der nationalen Selbständigkeit.

Diese Umstände mußten zur Folge haben, daß die Reichenberger Linke mit ihrer Politik praktisch mit der ganzen übrigen Partei verschmolz. Ihr schimpfliches Abgleiten von den Positionen einer allgemein proklamierten revolutionären Politik zur Zusammenarbeit mit den Parteien der Bourgeoisie in einer Koalitionsregierung und in den Staatsorganen Deutschböhmens war die Folge des Versagens der austromarxistischen Konzeption der nationalen Frage; alle Versündigungen am Geist des Internationalismus begründete man mit der Berechtigung des Kampfes um die Selbstbestimmung der Nation. Die Reichenberger verhielten sich, gerade was den Kampf um die Selbstbestimmung der Nation anging, in der Koalitionspolitik härter und radikaler als die alten Rechten in der Partei. Das war insofern verständlich, als einerseits in Deutschland und Österreich einer zum Widerstand scheinbar unfähigen und diskreditierten Bourgeoisie revolutionäre Massenbewegungen mit allmächtigen Arbeiterräten gegenüberstanden und man von daher (wie die Reichenberger vermuteten) jeden Augenblick den endgültigen Sieg des Sozialismus erwarten konnte, andererseits die Tschechoslowakei ein vom Sieg und vom Nationalismus geblendeter Sprößling der triumphierenden Alliierten und Frankreichs war. Der einzig logische Ausweg aus einer solchen Beurteilung der Situation mußte in dem Bemühen liegen, hartnäckig für Deutschböhmen, für den Anschluß an Österreich oder an Deutschland zu kämpfen. Die Reichenberger Organisation

82 Rudolf Bechyně, damals Anhänger des nationalen Flügels der Partei, trug den Vorschlag vor (AÚD KSČ Band 55/1091; Stenogramm von Šmeral aus der Sitzung des Parteivorstandes am 8.1.1919).

kritisierte zum einen in aller Deutlichkeit die angesichts der Entwicklung in Deutschland in der nationalen Frage aufgrund ihrer Klasseninteressen sich zurückhaltende deutsch-böhmische Bourgeoisie und verurteilte zum anderen die Zusammenarbeit der tschechoslowakischen Sozialdemokratie mit der tschechoslowakischen Bourgeoisie beim Aufbau der Tschechoslowakei als Dienst für die Konterrevolution der Alliierten. Nach der Besetzung des Sudentenlandes durch die tschechoslowakischen Streitkräfte fühlten sich die Reichenberger in dieser Auffassung nur bestärkt. Nach der Etablierung einer nationalen tschechischen Regierung wurden Zensur, Kontrolle der Versammlungen und örtliche Verwaltungsapparate eingeführt und gefestigt, ein Polizeisystem wurde aufgebaut und die tschechischen Truppen kamen ihren Pflichten als „Hüter der inneren Ordnung" nach. Der Zusammenbruch der austromarxistischen Konzeption der nationalen Frage erreichte seinen tiefsten Punkt mit Verzögerung und dies ausgerechnet bei der Reichenberger Linken.

Der Prozeß der Ernüchterung kam nur langsam voran. Dazu trugen die Niederlage der Revolutionäre Mitte Januar 1919 in Berlin, die blutigen Demonstrationen am 4. März 1919 in der Tschechoslowakei, hauptsächlich aber das solidarische, internationalistische Vorgehen des tschechischen Proletariats bei. Der Reichenberger „Vorwärts" forderte im März 1919 zum erstenmal zur Zusammenarbeit mit dem tschechischen Proletariat auf. Die Reichenberger Organisation verließ zwar vorläufig nicht die Plattform der Koalition für den Kampf um Selbstbestimmung, begann aber darauf hinzuweisen, daß das Vorgehen der Parteiführung die Zusammenarbeit mit der tschechischen Arbeiterschaft nur erschwert. Die Wende wurde beschleunigt durch die Annahme des Friedensvertrages von Versailles am 28. Juni 1919.

Das Versagen der sozialdemokratischen Politik in der nationalen Frage war der Anlaß dafür, daß die Anläufe der Reichenberger Linken zu einer konsequenten revolutionären Stellungnahme schon während des Krieges auf die Positionen des Zentrismus einschwenkten. Die Reichenberger Organisation, die Friedrich Adler und den Unabhängigen Sozialdemokraten in Deutschland vertraute, begriff nicht das Wesentliche der Politik der Bolschewiki und der Spartakusgruppe. Sie war im Februar 1919 mit der Teilnahme an der Berner Konferenz der Sozialisten einverstanden und betrachtete die Gründung der Komintern als Fehler. Sie verteidigte zwar Sowjetrußland, meinte aber, daß das Vorgehen und die Methoden der Bolschewiki in Mitteleuropa nicht anwendbar seien. Noch auf dem Gründungsparteitag der „Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik" in Teplice (Teplitz) vom 30. August - 3. September 1919 nahm der Führer der Reichenberger Linken Karl Kreibich als Referent hinsichtlich der Programmfrage - obwohl der radikale Geist in seinem Auftreten verglichen mit der Rede von Josef Seliger bemerkbar war - einen ablehnenden Standpunkt zur Komintern und deren Plattform ein.

Die tschechische Arbeiterbewegung war nach dem Kriege unter sehr komplizierten Bedingungen tätig. Die deutsche Arbeiterbewegung war in einer um so schlimmeren Situation, als sie gerade während der Zeit der revolutionären Nachkriegswelle, als sich die Klassenverhältnisse der tschechischen Arbeiterschaft durch die Eroberung der staatlichen Selbständigkeit vereinfachten, einen verspäteten und perspektivlosen Kampf für die nationale Befreiung durchmachte und, was das Verständnis der damaligen Grundtendenzen der Weltentwicklung betrifft, versagte. Während die tschechische so-

zialdemokratische Linke ihre Konzeption der revolutionären Entwicklung im Staate diskutierte, nahm sie trotz mancher Unverständnisse und mancher Vorbehalte eine positive Haltung zur „Moskauer Internationale der Tat" ein und wurde zu einem starken Zentrum, das alle revolutionären Elemente der Bewegung an sich zog; die deutsche Linke dagegen zeigte diese Fähigkeit zum damaligen Zeitpunkt nicht in genügendem Maße. Die Situation begann sich erst seit dem Herbst 1919 und besonders im Jahre 1920 zu ändern.[83]

2. Die Vereinigung der kommunistischen Gruppen von Děčín (Tetschen) und Umgebung

Der radikale Flügel der deutschen Arbeiterbewegung in den böhmischen Ländern hatte ältere Wurzeln. Die linken Strömungen der deutschen Arbeiterbewegung bewegten sich oft am Rande und manchmal auch außerhalb der Sozialdemokratie und waren teilweise auch von Ideen des Anarchismus und Syndikalismus beeinflußt. Im Unterschied zur tschechischen Bewegung kamen Einflüsse des theoretischen Anarchismus oder gar eine ausgeprägte anarchistische Gruppe jedoch nicht so sehr zur Geltung. Der linke Flügel war sehr eng mit der Entwicklung in Österreich verbunden, in Nordböhmen auch mit Deutschland, hatte jedoch keine engeren Beziehungen zu den sogenannten Linksradikalen in Deutschland. In einigen Zentren kamen radikale Ideen bei der Organisierung von Arbeiter- und Soldatenräten gleich nach Kriegsende stark zur Geltung. Sie fanden ihren Ausdruck in den Bemühungen um eine internationale Ausrichtung und in dem Bestreben nach einer Alleinherrschaft der Arbeiter- und Soldatenräte gegenüber den auf einer Koalition beruhenden Nationalräten. Schon damals traten Sympathien für die Anhänger von Spartakusbund in Ústí (Aussig), Mimoň (Niemes), Chomutov (Komotau), Podmokly (Bodenbach) zutage. Die linken Gruppen wirkten im Rahmen der Sozialdemokratie, hielten manchmal Verbindung untereinander und gleichzeitig Verbindungen mit den Kommunisten in Deutschland und in Österreich.
Diese Tendenzen konnten sich in der Zeit, als Deutschböhmen von einer Koalition regiert wurde, nicht durchsetzen. Am Beispiel von Mimoň läßt sich dies deutlich zeigen. Die Radikalen aus den Reihen der Frontheimkehrer mit Karl Schicketanz an der Spitze

83 Dieses Kapitel basiert, neben den zitierten Unterlagen, auf dem Studium einiger (auch gedruckter) Archivquellen, des „Vorwärts" und folgender Publikationen: František Horka, Ke vzniku a vývoji liberecké levice (1905-1921) (Zur Entstehung und Entwicklung der Reichenberger Linken) (Handschrift); Milan Hübl, Z dějin II. internacionály (Aus der Geschichte der II. Internationale), Praha 1961; Karl Kreibich, K dějinám vzniku KSČ (Zur Geschichte der Entstehung der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei), in: Komunistická revue, Jg. 7 (1932), S. 216-233; ders., Těsný domov, širý svět, ze vzpomínek (Enge Heimat, weite Welt, Erinnerungen), in: Příspěvky k dějinám KSČ (Beiträge zur Geschichte der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei), 1963, Nr. 6; 1964, Nr. 1; ders., Má cesta revoluce (Mein revolutionärer Weg), in: Říjen 1917 (Oktober 1917), Praha 1957, S. 53-65; L. Otáhalová, Příspěvek k národně osvobozeneckému boji lidu v českých zemích (Der Beitrag zum nationalen Befreiungskampf des Volkes in den böhmischen Ländern), August 1914-1917, Praha 1964; P. Reiman, Dopis s. Stalina a problémy teoretické práce v KSČ (Ein Brief des Genossen Stalin und Probleme der theoretischen Arbeit in der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei), in: Komunistická revue, Jg. 7 (1932), S. 9-16; ders., Dějiny KSČ (Die Geschichte der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei), Praha 1931; Emil Strauss, Die Entstehung der Tschechoslowakischen Republik, Prag 1934.

führten hier den Soldatenrat; wie überall bremste der Druck der Koalitionspolitik jedoch alle vielversprechenden Anfänge. Die radikale Bewegung in Mimoň floß von Nationalismus über und begann sich erst nach der Besetzung des Gebietes durch die tschechoslowakischen Truppen in eine wirklich revolutionäre Richtung zu entwickeln, und zwar im Kontakt nicht nur mit der Arbeiterbewegung der übrigen Grenzgebiete, sondern auch mit der revolutionären tschechischen Bewegung.[84] Eine Resonanz auf die radikale kommunistische Bewegung findet man in den verschiedensten Orten der böhmischen Länder.

Der Generalstreik vom März 1919 in Berlin, der zum bewaffneten Aufstand wurde, die Einführung der Diktatur des Proletariats in Ungarn am 21. März 1919 und die Ausrufung der Räterepublik in Bayern hatten einen indirekten Einfluß auf die tschechische Arbeiterschaft. Die Befürchtungen, daß eine bolschewistische Regierung in Deutschland und besonders in Ungarn auch eine Bedrohung der Souveränität und der Unantastbarkeit des Gebietes der jungen Republik zur Folge haben könnte, beeinflußten große Teile der tschechischen Arbeiterklasse. Unter den deutschen Arbeitern stießen die erwähnten Ereignisse fast ausnahmslos auf eine positive Resonanz; die linksorientierten Organisationen - ohne daß sie kommunistisch orientiert sein mußten - reagierten mit Begeisterung. Die Autorität der revolutionären Richtung war unter der deutschen Arbeiterschaft gefestigt; dies zeigte sich auch in einem Flugblatt des „Spartakusbundes aus Litoměřice (Leitmeritz)", das Mitte März abgefangen wurde.[85] Die Hoffnungen, die die Ereignisse vom März unter den radikalen Linken der deutschen Arbeiterbewegung wachgerufen hatten, waren wohl der letzte Anstoß zu ihrem ersten Versuch, eine kommunistische Partei zu gründen.

Die radikalen Gruppen, die sich schon zum Kommunismus bekannten, konnten nur dort auf Erfolge hoffen, wo sie auf jene Teile der Arbeiterbewegung Einfluß ausübten, die gute Verbindungen zu der fortgeschritteneren Bewegung in Deutschland und deshalb auch eher die Gelegenheit hatten, die Arbeit von mehreren Gruppen zu koordinieren. Ein solches Zentrum entstand Anfang des Jahres 1919 im Gebiet von Děčín (Tetschen). Die Radikalen gewannen dort entscheidenden Einfluß im Bund der Frontheimkehrer, ein Teil der Mitgliedschaft der Arbeiterorganisationen folgte ihnen und sie knüpften und festigten Verbindungen mit den Kommunisten in den Gebieten von Reichenberg, von Mimoň, von Teplice, von Rumburk (Rumburg), von Šluknov (Schluckenau) und in anderen Gebieten. Ihre Verbindungen mit Dresden waren so eng, daß sie die sächsischen Parteiorgane als vorgesetzte Parteigliederung betrachteten. Öffentlich traten sie zum erstenmal mit einem Flugblatt auf, das in der zweiten Märzhälfte in verschiedenen Orten des Grenzgebietes verbreitet wurde. Die Zeitung „Národní listy" berichtete darüber unter dem Titel „Alldeutsche verlassen sich auf die tschechischen Bolschewisten". Es folgten gefälschte Zitate aus dem Flugblatt, in dem der Meldung zufolge vom Kampf *„gegen den Imperialismus der tschechischen Regierung"* die Rede war. *„Die Köpfe der größten Lumpen, Kramář und Masaryk, müssen rollen"*, hieß es weiter, und: *„Großdeutschland stürmt bald gemeinsam mit den Bolschewiki gegen Frankreich. Man*

84 Vgl. Zdeněk Kárník, Za československou republiku rad (Für die tschechoslowakische Räterepublik), S. 59-62.

85 Boj o směr vývoje..., I, a.a.O., S. 287.

muß Frankreich wie auch die Tschechoslowakei zerschmettern!" [86] Das Flugblatt war mit „Kommunistische Partei in Deutschböhmen" unterschrieben. Ursprünglich hatten die tschechoslowakischen Dienststellen ihre Behörden von der Flugblattaktion nicht informiert. Nachdem der Zeitungsartikel erschienen war, demzufolge das Flugblatt im gesamten gemischtsprachigen Gebiet verteilt worden war, schickte man prompt ein Rundschreiben an alle Dienststellen, mit der Anordnung, den Vorfall zu untersuchen und *„streng zu verfolgen"*. Die Ergebnisse der im April durchgeführten Fahndung waren aber negativ.[87] Es scheint, daß die tschechische bürgerliche Presse die Flugblattaktion der „Kommunistischen Partei in Deutschböhmen" aus propagandistischen Gründen aufgeblasen hatte.

Die Autoren des Flugblattes oder die ihnen nahestehenden Leute setzten sich während dieser Zeit auch schon mit der tschechischen Linken in Verbindung (höchstwahrscheinlich durch die Vermittlung der Kommunisten, die aus Rußland heimgekommen waren). Die „Svoboda" aus Kladno veröffentlichte am 10. April 1919 eine fundierte Polemik, in der sie die angeblichen Zitate in sozialistischen Blättern und bürgerlichen Zeitungen als Falsifikate bezeichnete und schrieb, daß das vermeintliche Flugblatt der „Kommunistischen Partei in Deutschböhmen" „An alle!" tatsächlich von der *„kommunistischen Partei in Nordböhmen"* herausgegeben worden war. Die „Svoboda" zitierte auch den tatsächlichen Wortlaut:[88] *„Proletarier aller Länder vereinigt euch! Seit dem Zusammenbruch des alten monarchistischen Systems sind fünf Monate vorüber, und das Volk wartet noch auf die Früchte der Revolution... Die Kapitalisten, Großagrarier und Kriegswucherer versuchen durch Hetzkampagnen, die Vereinigung des deutschen und tschechischen Proletariats zu verhindern. Die bürgerlichen und sozialdemokratischen Zeitungen wetteifern miteinander in der Verbreitung des Chauvinismus unter den Leuten, anstatt die kommunistischen Ideen zu verbreiten... Der Kampf der Arbeiter, sowie aller, die arbeiten müssen um zu leben, soll nicht national sein, sondern muß wirtschaftlich sein... Unsere tschechischen Genossen reichen uns die Bruderhand, die wir mit Freude drücken, um in Rahmen der Internationale für unsere Befreiung von den Ketten des Kapitalismus zu kämpfen und zu siegen... Nicht mit Chauvinismus, sondern in der Einheit der deutschen und tschechischen Genossen wollen und müssen wir unter der freien Fahne des Kommunismus im Kampf gegen Imperialismus und Großkapital streiten."* Außerdem hieß es im Flugblatt, daß die Bewegung dringend eine Zeitschrift brauche und die Arbeiter für einen Pressefonds Geld sammeln sollten. Am Ende stand eine Eintrittserkärung zur kommunistischen Partei.[89]

Ein oberflächlicher Vergleich scheint auf eine Parallele zu dem Versuch der „Großgemeinde der tschechischen Kommunisten" hinzuweisen. Deren Flugblatt - ebenfalls mit einer Eintrittserklärung zur kommunistischen Partei - wurde ungefähr zur gleichen Zeit verteilt; auch sie verband ihren Versuch mit der Gründung einer Zeitschrift; auch sie wollte die kommunistische Partei gegen die Sozialdemokratie gründen, ohne die Verbindung mit der „organischen" Linken dieser Partei aufzugeben. Damit enden jedoch die Ähnlichkeiten beider Versuche. Der Inhalt des Flugblattes der

86 Národní listy, Abendausgabe vom 29. März 1919, Nr. 73.
87 SÚA PP 1916-20, A/15/1, Nr. 3773/19.
88 Das Original des Flugblattes konnte nicht gefunden werden.
89 Svoboda, 10. April 1919, Nr. 39.

deutsch-böhmischen Kommunisten zeigt, im Vergleich mit jenem aus Prag, daß sie offensichtlich nicht mit anarchistischen Dogmen und einer entsprechenden Terminologie belastet waren. Insbesondere ihre Bemühungen um eine internationale Orientierung, was damals in der deutschsprachigen Arbeiterbewegung außergewöhnlich war, muß man positiv einschätzen. Es zeigt sich hier deutlich, daß die Kommunisten die Tschechoslowakei als Basis des Klassenkampfes angenommen haben. Die Tatsache, daß sie eine kommunistische Partei der deutschen Arbeiterschaft ohne feste Kontakte zur tschechischen Arbeiterschaft organisieren wollten, ist eher darauf zurückzuführen, daß ihr Wirkungskreis nicht weiter reichte. Man findet in ihrem Flugblatt keinen Versuch, die zentrale Frage der kommunistischen Plattform jener Zeit - die Frage nach der bürgerlichen Demokratie und der Diktatur des Proletariats - zu beantworten; man erwähnt noch nicht einmal ausdrücklich die Komintern.[90]

Die Veröffentlichung des Flugblattes war nur eine der Aktionen mit dem Ziel der Gründung einer kommunistischen Partei. Die Radikalen von Děčín teilten den Behörden in der ersten Aprilhälfte mit, daß sie eine Schriftenvertriebsstelle eröffnen wollten, um die kommunistische Presse und Literatur auf legaler Plattform zu verbreiten. Am 8. April teilten ihre Führer, Václav Krejcik und Emil Müller, der politischen Kreisverwaltung mit, daß das „kommunistische Sekretariat der Partei" seine Tätigkeit eröffnet. Als die Behörde schon am folgenden Tag diesen Schritt ablehnte, brachten die Kommunisten noch am gleichen Tag ein Gesuch zur Bewilligung des Vereins „Vereinigung der kommunistischen Gruppen Děčín-Podmokly und Umgebung" ein und legten ihre Statuten vor. Sie gingen davon aus, daß, wenn die Gründung einer kommunistischen Partei vorläufig nicht auf legalem Wege erreicht werden könne, die Vereinigung der kommunistischen Gruppen die gesetzmäßige Basis sein werde, auf der die Partei ihre Tätigkeit vorläufig entwickeln könne.[91] Man wartete die Billigung der Statuten nicht ab und entwickelte sofort Aktivitäten; es wurden Agitationsversammlungen veranstaltet, man gab Mitgliedsbücher aus, kassierte Parteibeiträge und verbreitete kommunistische Flugblätter, Zeitungen und Literatur (vor allem vom Spartakusbund). Emil Müller wurde vorläufig zum Vertrauensmann der Vereinigung gewählt, Václav Krejcik zum Sekretär.[92] Die Kommunisten gaben sich alle erdenkliche Mühe, die Herausgabe einer

---

90 Es ist jedoch möglich, daß man das Flugblatt vor dem Erhalt der Nachrichten über die Ergebnisse des I. Kongresses der Komintern konzipierte.

91 Bei der Gründung der „Vereinigung" spielten vielleicht auch jene Traditionen der Linksradikalen eine Rolle, die auf die Idee der Bildung einer zentralisierten und disziplinierten Partei, wie man sie aus Rußland kannte, mit Widerwillen reagierten. Zu den Berichten über die kommunistischen Bewegungen in Nordböhmen finden sich verschiedene Unterlagen in SÚA, Prag, PM 8/1/11/23-46. Gesuche und Bekanntmachungen der Kommunisten aus Děčín sowie „Zusammenfassende Meldungen der Hauptmannschaft" zu den Ereignissen finden sich ebd., PM 8/1/11//46, Nr. 20794/19, 19584/19. Die Nachricht von der Eröffnung des kommunistischen Sekretariats veröffentlichte auch der „Nordböhmische Volksbote". Sieben Führer der Kommunisten, unter ihnen Václav Krejcik, Emil Müller, Rudolf Schögel, hatten die vorgelegten Statuten unterzeichnet. Die Übersetzung des Originals „Satzung der Vereinigung...." als „Zásady sjednocení...." (in „Boj o směr vývoje...",I, a.a.O., S. 389) scheint mir ungenau zu sein.

92 Václav Krejcik, geb. am 20. November 1885, von Beruf Gießer, damals arbeitslos. Erfahrungen in der politischen Arbeit hatte er schon aus der Vorkriegszeit. Während des Krieges war er an der russischen Front und nach Information der Polizei *„knüpfte er dort persönliche Kontakte zu den russischen Bolschewiki"*. Emil Müller, geb. am 15. September 1886, Steinmetz, ebenfalls arbeitslos, befand sich seit 1915 in russischer Gefangenschaft und nahm an der revolutionäre Arbeit in Rußland teil. S. dazu die Protokolle der Verhöre der später verhafteten Kommunisten -

eigenen Zeitung zu beschleunigen. Sie konnten aber in Děčín keine Druckerei finden, die die Zeitung drucken wollte; von daher gab es nicht einmal ein Gesuch um die Herausgabe einer eigenen Zeitung. Die vielversprechende Entwicklung wurde aber schon bald durch Eingriffe der Behörden unterbrochen, die begriffen hatten, daß sich in Děčín ein anziehendes kommunistisches Zentrum zu bilden begonnen hatte. Man verhaftete den kommunistischen Agitator Pech aus dem Gebiet von Šluknov, der mit der Gruppe aus Děčín-Podmokly eng zusammenarbeitete[93] und verwies ihn des Landes. Das Präsidium der politischen Landesverwaltung gab am 21. April 1919 ein Rundschreiben zur kommunistischen Bewegung in Nordböhmen heraus. Am 26. April teilte die Landesverwaltung nach Děčín mit, daß man die „Vereinigung der kommunistischen Gruppen" nicht bewillige und ordnete an, Václav Krejcik und anderen Genossen *„höchste Aufmerksamkeit"* zu widmen. Nachdem man eine Nachricht der „Vereinigung" an die sächsischen Kommunisten abgefangen hatte, brachte man die Angelegenheit zu einem Ende. Die politische Kreisverwaltung von Děčín erhielt in einem neuen Rundschreiben die folgende Anordnung: *„Die Tätigkeit der kommunistischen Gruppen Děčín-Podmokly und Umgebung ist sofort im Sinne des § 28 des Vereinsgesetzes einzustellen. Gegen die Funktionäre, bei denen eine Hausdurchsuchung durchzuführen ist, sollen Strafanzeigen erstattet werden."* [94] Die von den Kommunisten verbreiteten Druckschriften wurden beschlagnahmt, Emil Müller wurde von der Militärpolizei verhaftet und in die Militärfestung von Terezín (Theresienstadt) gebracht. Die Kommunisten protestierten gegen diese Maßnahmen, ohne weiterhin die Bewilligung der „Vereinigung" zu verlangen; auch die „Svoboda" [95] in Kladno, die offensichtlich mit der Gruppe aus Podmokly in Verbindung stand, setzte sich für sie ein. Emil Müller wurde nach kurzer Zeit aus dem Gefängnis entlassen. Das änderte aber nichts an der Tatsache, daß es weder gelang, eine kommunistische Partei bzw. die „Vereinigung der kommunistischen Gruppen" zu gründen, noch eine Zeitung („Die Rote Fahne") als eigenes Organ herauszugeben.

Schon der erste Versuch der deutschen Kommunisten zur Gründung einer kommunistischen Partei schlug aus ähnlichen Gründen fehl wie jener der Tschechen. Er wurde

---

SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 20067/19. Die Schreibweise der Namen der Funktionäre der kommunistischen Bewegung in der Region von Děčín ist unsicher. Es handelt sich um ein Gebiet, in dem Deutsche und Tschechen lebten, was dazu führte, daß die Schreibweise der Namen variierte. Auch in den Quellen - je nachdem, ob es sich um tschechische oder deutsche Druckerzeugnisse handelt oder um amtliche Meldungen. die in tschechisch oder in deutsch verfaßt waren - werden verschiedene Schreibweisen benutzt; besonders strittig sind die Schreibweisen folgender Namen: Vojtěch Hampl/Adalbert Hampel, Václav Krejcik/ Václav Krejcík/Wenzel Krejczik, Emil Müller/Heinrich Müller, Karl Schicketanz/Karl Schiketanz, Rudolf Schögl/Rudolf Schögel.

93 SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 12465/19; 12950/19; 14151/19; ebd. 8/1/3/23, Nr. 10990/19;13303/19; ebd. 8/1/11/46, Nr. 16541/19 - enthält den Teil der abgefangenen Nachricht der „Vereinigung" an die Kommunisten in Sachsen, der in dem von den Behörden veröffentlichten Rundschreiben enthaltenen Auszug und in den „Zusammenfassenden Meldungen des Präsidiums der politischen Landesverwaltung" nicht enthalten war (vergleiche im Sammelwerk „Souhrnná týdenní hlášeni...I, a.a.O., S. 57-58).

94 SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 16541/19 (Rundschreiben mit der Anordnung an OSP [Kreisverwaltung] Děčín); ebd. 12950/19 (Rundschreiben vom 21. April, siehe auch PP 55/40, Nr. 6700/19).

95 Svoboda, 17. April 1919, Nr. 42; in dem Artikel heißt es sogar, daß Emil Müller wegen der Verbreitung der „Svoboda" verhaftet worden sei.

ohne Kontakte mit der Linken der Sozialdemokratie unternommen, auf der Basis einer kleinen Gruppe von Anhängern. Der Versuch hatte aber insofern eine etwas bessere Grundlage als die Bemühungen der „tschechoslowakischen Kommunisten", als die Gruppe in Děčín Einfluß unter einem Teil der Arbeiterschaft besaß, sich auf die relativ erfahrenen Organisationen in Sachsen stützen konnte, nicht von den übrigen Zentren des Spartakusbundes in Nordböhmen isoliert war und zudem erste Verbindungen mit den tschechischen Kommunisten anknüpfte. Es gelang der Gruppe zwar nicht, eine Zeitschrift herauszugeben, aber ihre Flugblattaktion fand ein breiteres Echo als das Flugblatt „An die tschechischen Kommunisten!"; zudem gründete man eine halblegale Schriftenvertriebsstelle, man bildete sogar ein „kommunistisches Sekretariat" und nach dessen Verbot auf Vereinsbasis die „Vereinigung der kommunistischen Gruppen". Der wichtigste Unterschied aber lag darin, daß die deutschen Kommunisten ihre Ideen nicht aus anarchistischen Quellen schöpften, sondern Anschluß an die „Kommunistische Partei Deutschlands" suchten, der nach der russischen wichtigsten Sektion der Komintern.

Die allgemeine Ursache dieser Vorzüge des deutschen Versuches zur Gründung einer kommunistischen Partei resultiert aus den spezifischen Bedingungen der deutschen Arbeiterbewegung in der Tschechoslowakei. Aus diesen Bedingungen folgte, daß die Kommunisten in den Grenzgebieten einer wesentlich härteren Verfolgung ausgesetzt waren als die entsprechende Bewegung im Inland. Der bürgerliche Staatsapparat betrachtete sie als gefährliche Feinde, und zwar sowohl vom Klassenstandpunkt aus als auch vom nationalen Standpunkt aus. Die massenhaft verbreiteten Befürchtungen um die „junge Republik" ermöglichten es den bürgerlichen Parteien, die Eingriffe gegen die Kommunisten als Maßnahmen gegen eine großdeutsche, bolschewistisch maskierte Aufstandsbewegung zu präsentieren. Ohne Verbindung mit der deutschen und hauptsächlich mit der tschechischen sozialdemokratischen Linken konnten sich die deutschen Radikalen nicht mit Erfolg verteidigen.

3. Die Rote Fahne

Der Versuch der Kommunisten von Děčín führte also scheinbar zum gleichem Ende wie die Bemühungen der Großgemeinde der Prager Kommunisten. Die Verfolgung durch die Behörden im April 1919 traf die Bewegung schwer, konnte sie jedoch nicht vernichten. Die kommunistische Agitation nahm in den Gebieten von Reichenberg, Rumburk, Teplice und Mimoň ihren Fortgang, ein neues Zentrum entwickelte sich in Stříbro (Mies) und auch die Kommunisten im Gebiet von Děčín hörten selbstverständlich nicht auf zu arbeiten. In Mimoň warteten die Kommunisten schon seit Anfang des Jahres mit immer größeren Aktivitäten auf. Nach der Auflösung der Volkswehr, deren Kommandant der Kommunist Karl Schicketanz war, orientierten sich die Kommunisten, was typisch war, auf die Agitation unter den Arbeitslosen. Sie informierten in den Debatten und auf den Versammlungen über Sowjetrußland, standen an der Spitze der lokalen Aktionen der Arbeitslosen und organisierten vertrauliche und öffentliche Versammlungen sowie Hungerdemonstrationen. Die Kommunisten beherrschten faktisch die 1. Mai-Demonstration im Bezirk. Im Frühjahr schlugen sich so viele Anhänger auf ihrer Seite, daß sie die Mehrheit in der sozialdemokratischen Kreisorganisation gewan-

nen. Sie unterhielten Verbindungen mit Sachsen und Wien und knüpften immer engere Kontakte mit der Reichenberger radikalen Linken, vor allem mit Vojtěch Hampl, der wiederum in Verbindung mit Prag und mit dem Gebiet von Kladno stand. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie schon in April 1919 direkte Verbindungen mit den Kommunisten von Děčín aufnahmen.

Die Kommunisten aus Mimoň bereiteten sich während der Maitage, als die Ereignisse nicht nur in der Tschechoslowakei, sondern auch in Ungarn und in Österreich einem dramatischen Höhepunkt entgegengingen, auf eine große Aktion vor, die die Vorstufe für revolutionäre Kämpfe in großem Maßstab sein sollte. Man schob diese Aktion angeblich nur wegen der Notwendigkeit der Koordination mit der tschechischen Revolutionsbewegung, namentlich mit den Linken von Kladno, auf. *„Kladno ist das Zentrum der tschechischen und Mimoň das Zentrum der deutschen Kommunisten"*, so die Einschätzung der Behörden.[96] Die sozialdemokratische Kreisorganisation von Mimoň war nicht groß,[97] sie war aber mit Sicherheit die erste, in der die Kommunisten die Mehrheit gewannen. Dieses Beispiel der Eroberung und nicht der Zerschlagung der sozialdemokratischen Organisation änderte wahrscheinlich die ursprüngliche Vorstellung der Kommunisten von Děčín über das Verfahren zur Bildung einer kommunistischen Partei.

Die Entwicklung der kommunistischen Bewegung im Gebiet von Reichenberg verlief wesentlich anders. Die Ereignisse vom März 1919 schoben auch die Reichenberger Organisation nach links und man knüpfte erste Kontakte mit der tschechischen Linken an. Dr. Václav Houser, ein Anhänger des radikalen Flügels der marxistischen Linken, ließ in der Reichenberger Druckerei des „Vorwärts" durch Vermittlung von Vojtěch Hampl ein Flugblatt drucken, das vor der Gefahr der Intervention gegen die ungarische Räterepublik warnte. Die sogenannte Houser-Affäre, die sich daraus entwickelte und aus der die Bourgeoisie und die sozialdemokratische Rechte eine Hochverratsaffäre machen wollten, brachte die Reichenberger mit der marxistischen Linken noch näher zusammen.[98]

An den folgenden Aktion waren vor allem die Kommunisten der Reichenberger Organisation beteiligt. Im Zusammenhang mit der Houser-Affäre verhaftete man Vojtěch Hampl für kurze Zeit und führte bei ihm eine Hausdurchsuchung durch;[99] dieser Eingriff konnte aber die Arbeit der Kommunisten nicht weiter stören. Unter der Führung von Vojtěch Hampl gewannen sie die Mehrheit im Bund der Heimkehrer, vertraten jedoch die Linie der Tätigkeit innerhalb der sozialdemokratischen Organisationen. Vojtěch Hampl und Ferdinand Effenberger, der nach seiner Heimkehr aus der russischen Gefangenschaft im Dezember 1918 als Kommunist in der „Union der Textilar-

---

96 S. SÚA Prag, PM 8/1/3/23, Nr. 19596/19; weiterhin benutzt wurde das Material aus SÚA, PP Schicketanz 16/60, Nr. 20611/19.

97 Mimoň war zahlenmäßig der schwächste Kreis der Partei im Bezirk von Reichenberg (1.215 Parteimitglieder am 30.6.1919); die Sozialdemokraten erhielten hier bei den Wahlen vom 15.6.1919 ca. 50% der Stimmen. Vgl. den Bericht an die Kreiskonferenz am 27. und 28. September 1919 in Reichenberg, Reichenberg (1919), S. 12-25.

98 S. z.B. „Souhrnná týdenní hlášeni...", a.a.O., S. 44; Sociální demokrat, 18. April 1919, Nr. 8; Právo lidu (Abendausgabe), 22. April 1919, Nr. 91.

99 Die Polizei nutzte die Gelegenheit auch dazu aus, das Sekretariat der „Union der Textilarbeiter" zu durchsuchen, wo Hampl beschäftigt war. Die Zeitung „Svoboda" aus Kladno protestierte gegen Hampls Verhaftung (10. April 1919, Nr. 39).

beiter" tätig war, nutzten ihre Stellungen zur breiten Agitationstätigkeit aus. Auf diese Weise gewannen die Kommunisten die Unterstützung mehrerer Stellen. Vojtěch Hampl, vom Ministerium für soziale Fürsorge in den zentralen Demobilisierungsausschuß für die Textilindustrie berufen, nutzte diese Funktion zur Anknüpfung von Kontakten in der tschechischen Arbeiterschaft aus; er hielt auch Verbindung mit Kladno. Ferdinand Effenberger widmete sich nach seiner Entlassung aus dem Sekretariat der Union der Textilarbeiter fast ausschließlich der kommunistischen Propagandaarbeit. Er leitete in Reichenberg die Versandstelle für sozialdemokratische Literatur und Zeitschriften, hielt engen Kontakt mit Wiener Kommunisten, hauptsächlich mit Karl Toman und Josef Strasser, studierte die kommunistische Literatur und bereitete die Herausgabe von Schriften Leo Trotzkis, Karl Radeks und Nikolaj Bucharins vor. Die Reichenberger Kommunisten waren in ein mehr oder weniger gut organisiertes illegales Netz eingegliedert, das die verschiedenen tschechischen und deutschen Gruppen in Böhmen und Mähren (hier vor allem in Brünn) verband, und sie waren direkt oder durch Vermittlung den Kommunisten in Österreich, in Ungarn und hauptsächlich in Sachsen angeschlossen.[100]

Da diese Tätigkeiten den sozialdemokratischen Rechten, die hauptsächlich in der Gewerkschaftszentrale saßen, ein Dorn im Auge war, mußten sich die Kommunisten schon sehr bald gegen die Anschuldigung verteidigen, daß sie die Einheit der Bewegung zerschlagen hatten. Vojtěch Hampl legte deshalb auf der Kreiskonferenz in Reichenberg am 30. März eine Erklärung des Bundes der Heimkehrer vor und erklärte, daß die Arbeit dieser Organisation auf den Lehren von Karl Marx basiert und sie *„im Rahmen der existierenden sozialdemokratischen Partei arbeitet, denn nur sie ist berufen, für die Grundsätze des Klassenkampfes tätig zu sein"*. Der Bund der Heimkehrer will, so hieß es weiter, *„alle Heimkehrer für die Partei gewinnen"*. Hampl lehnte deshalb alle unbegründeten Angriffe ab. Die Konferenz nahm die Erklärung nach einer Diskussion und Hampls Erläuterungen zur Kenntnis.[101]

Egal ob die Reichenberger Kommunisten an der Flugblattaktion teilgenommen hatten oder nicht, egal ob sie gegen die Statuten irgendwie verstoßen hatten oder nicht, die Rechte wollte mit ihnen definitiv fertig werden. Man entließ Vojtěch Hampl und kurz nach ihm auch Ferdinand Effenberger aus den Diensten des Sekretariats der Union der Textilarbeiter. Dieser eigenwillige Eingriff löste auch in anderen Kreisen einen großen Widerstand aus. Anton Roscher, der Sekretär der Gewerkschaften, verteidigte das Vorgehen der Union mit beiläufigen Gründen, aus denen nur aus Versehen das wesentliche

100 Vgl. Muna a spol..., a.a.O., S. 24; SÚA Prag, PP E 2/71; SA Brünn B 40/I/5, Nr. 9377/19; ebd., B 40/I/12, Nr. 18647/19 (eine Analyse der Spartakusbewegung in Nordböhmen, die man auch in anderen Archivfonds findet). Man kann nicht alle Informationen, die diese Unterlagen bieten, als ganz glaubwürdig betrachten. Sie beschreiben die Spartakusbewegung als eine präzise ausgebaute illegale Organisation, die einen Staatsumsturz zu einem genau bestimmten Datum anstrebte. Die ganze Wahrheit über das Netz der wirklichen illegalen Verbindungen wird man wohl im Detail nie rekonstruieren können. Als zuverlässig kann man nur die Grundzusammenhänge und die wichtigsten Fakten betrachten, die von den Ereignissen bestätigt wurden. Die Militärbehörden zogen aus den verhältnismäßig breiten Verbindungen der Kommunisten aus Reichenberg mit den anderen kommunistischen Zentren die Schlußfolgerung, daß das Zentrum des Spartakusbundes sich in Nordböhmen befinde.

101 Vorwärts, 1. April 1919, Nr. 77.

hervorging, worauf Hampl in seiner Antwort auch hinwies.[102] Hinter Roschers Beschuldigung, Hampl *„habe in der letzten Zeit den Boden der Verteidigung der Grundsätze unserer Gewerkschaftsorganisation und ihrer Einheit verlassen, er habe an der Bildung von Organisationen teilgenommen, die außerhalb des Rahmens unserer Gewerkschafts- und Parteiorganisation stehen"* und deshalb *„könne man ihn nicht mit Gewerkschaftsgeldern bezahlen"* versteckte sich, wie Hampl richtig sah, nichts anderes als die Tatsache, daß man ihn *„wegen seiner internationalen sozialistischen Überzeugungen"* [103] hinausgeworfen hatte, und wegen der Tatsache, daß er *„auch in Organisationen gesprochen hatte, deren Mitglieder sich zum Kommunismus bekennen"*; zudem sei er *„der Sympathien zum Kommunismus und zu Rußland verdächtig, und für dieses Verbrechen kennt man kein Erbarmen"*. In seiner Antwort entwickelte Hampl auch seine Vorstellungen von der kommunistischen Arbeit unter der deutschen Arbeiterschaft: *„Unser höchstes Grundprinzip muß sein, auf dem Boden der Partei zu arbeiten und die einheitliche Kampffront des Proletariats so lange zu halten, wie es nur möglich ist."* [104] Es ist aus all dem ersichtlich, daß die Reichenberger Kommunisten die gleiche taktische Linie wie ihre tschechischen Genossen verfolgen wollten: in der Sozialdemokratie tätig sein, die Entwicklung der Linken vorantreiben und die Massen der deutschen Arbeiterschaft auf diesem Wege schrittweise zum Kommunismus führen. Man darf mit Recht vermuten, daß dieses Vorgehen ein Teil der Kooperation mit den tschechischen Kommunisten bzw. des sich herauskristallisierenden Planes zur Gründung einer revolutionären Partei in der Tschechoslowakei war. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Reichenberger Kommunisten versuchten, diese Methode auch unter den anderen kommunistischen Gruppen durchzusetzen.

Der Auseinandersetzungen um Hampls Entlassung gingen im Laufe des April und Mai weiter; schließlich wurden sie zur Angelegenheit der ganzen Partei und laut „Roter Fahne" nahm auch die Wiener Zentrale daran teil. Am 14. Mai traf die Reichenberger Bezirksvertretung der Sozialdemokratie mit der Gewerkschaftskommission für West- und Nordböhmen zusammen; in Gegenwart des Delegierten der Landesvertretung der Partei Karl Cermak wollte man zu einem abschließenden Standpunkt in der Angelegenheit kommen. Nach einer längeren Diskussion, an der auch Vojtěch Hampl teilnahm, formulierte man Vorbehalte nur hinsichtlich des Ablaufs der Entlassung, die im übrigen bestätigt wurde, so daß man die Angelegenheit als erledigt betrachtete;[105] die Reichenberger Linke raffte sich vorläufig nicht zu einer größeren Gegenaktion auf. Die Reichenberger Sozialdemokraten waren mit der Tätigkeit der Kommunisten in ihrer Organisation einverstanden, obwohl die Ansichten beider Gruppen in den prinzipiellen

---

102 Anton Roscher schrieb auch, daß Hampl wegen seiner Unfähigkeit, richtig deutsch zu schreiben, für die Arbeit in der Administration ungeeignet sei, daß er zudem seine Arbeitszeit nicht einhalte und statt der Arbeit im Sekretariat nur von einer zur anderen Versammlung zu gehen pflegte. Hampl antwortete in satirischem Ton: Bis jetzt, d.h. während seiner zwölfjährigen Arbeit im Sekretariat, habe seine tschechische Herkunft nichts ausgemacht; er sei auch keine administrative Kraft, sondern selbständiger Sekretär und die Rechte versuche nur, seine Kontakte mit den Arbeitern zu verhindern.

103 Roscher hielt Hampl die Teilnahme an der Versammlung des zentralen Demobilisierungsausschusses vor, die von der Konferenz der Vertrauensleute abgelehnt worden war; Hampl wollte sie jedoch zur Anknüpfung von Kontakten mit der tschechischen Arbeiterschaft ausnützen.

104 Vorwärts, 10. April 1919, Nr. 85.

105 Vorwärts, 17. Mai 1919, Nr. 115.

Fragen noch längere Zeit unterschiedlich waren. Sie ergriffen die Partei der Kommunisten jedoch nicht mit einem solchen Nachdruck wie die tschechische Linke im Januar und Februar desselben Jahres. Die Reichenberger Linke war vorläufig nicht so stark, um ihren Standpunkt durchsetzen zu können. Die Gewerkschaften waren das Bollwerk der Rechten, und in der Bezirksführung der sozialdemokratischen Partei hatte die Linke bis dahin noch nicht mit der Rechten abgerechnet.

Zu einer ersten Auflösung dieser Streitigkeiten und der Unklarheiten kam es jedoch nicht im Gebiet von Reichenberg, sondern im Gebiet von Děčín. Die Kommunisten genossen hier unter der Arbeiterschaft eine gewisse Autorität. Auch die Behörden charakterisierten deren Führer Karl Jelinek, Václav Krejcik, Emil Müller, Franz Fiedler und einige weitere als opferbereite Arbeiter, die vor keinen Hindernissen zurückschreckten und *„sogar Martyrien auf sich nehmen"* würden.[106] Die Ergebnisse der Flugblattaktion, die erfolglosen Bemühungen um die Herausgabe einer kommunistischen Zeitschrift, das Verbot der „Vereinigung der kommunistischen Gruppen", sicherlich auch der Erfolg der Genossen aus Mimoň in der sozialdemokratischen Organisation und schließlich der Druck der Reichenberger Kommunisten führten die Gruppe von Děčín zur Änderung ihrer Taktik. Vor allem entschieden sie sich für den Gebrauch der Bezeichnung „linke (oder radikale, die Bezeichnung war nicht festgelegt - *Z.K.*) Sozialisten". Unter diesem Decknamen wollten sie eine amtliche Bewilligung für die Gründung und Tätigkeit der Organisation „Vereinigung der radikalen Sozialisten" erreichen. Sie verfolgten das Ziel, solche *„Vereinigungen überall im Kreise"* zu gründen bzw. *„die existierenden sozialdemokratischen Vereine in solche Vereinigungen umzuwandeln"*. Auf die gleiche Weise sollten auch die Kommunisten in anderen Kreisen vorgehen. Mit Unterstützung von Zeitschriften, Broschüren und Versammlungsaktivitäten wollte man vor den Wahlen der offiziellen Sozialdemokratie den Boden unter den Füßen wegziehen, wobei man eine Unterstützung der Aktionen durch die Leipziger und Dresdener Kommunisten erwartete.[107] Die Aktionen waren nicht auf den Kreis von Děčín begrenzt, die Bezeichnung linke (oder radikale) Sozialisten gebrauchten auch die Anhänger von Schicketanz im Gebiet von Mimoň und den Meldungen der Behörden zufolge waren die linken Sozialisten auch in den Gebieten von Rumburk, von Varnsdorf, von Stříbro und anderswo tätig.

Während der gleichen Zeit gelang es den Kommunisten, sich eine Druckerei in Ústí n. Labem (Aussig an der Elbe) zu sichern, woraufhin sie am 9. Mai im Namen von Emil Müller als Herausgeber den Behörden mitteilten, daß sie die Wochenzeitung „Die Rote

106 Über Karl Jelinek, den früheren Vorsitzenden des Bundes der Heimkehrer, hieß es z.B., er sei wegen seiner fachlichen Fähigkeiten bei seiner Firma geschätzt, studiere intensiv, sei zwar Kommunist, genieße aber ein *„gewisses Ansehen auch bei den zur Mehrheit gehörenden Sozialisten"* (SÚA Prag, PMV IV/D/1/1, Nr. 5164/19). Franz Fiedler, geb. am 21. Januar 1886, war Maler, damals arbeitslos (sogar ohne Arbeitslosenunterstützung). Schon vor dem Krieg arbeitete er als sozialdemokratischer Journalist. Im Dezember 1918 kehrte er von der Balkanfront über Rußland heim. Er bestritt jedoch beim Verhör, dort mit den Bolschewiki verkehrt zu haben. Die Behörden hielten ihn neben Jelinek für den fähigsten kommunistischen Funktionär im Gebiet von Děčín (SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 20067/19).

107 Die Nachricht über die „Vereinigung der kommunistischen Gruppen" an die Kommunisten in Sachsen wurde an der Grenze abgefangen. Zu Auszügen siehe: „Souhrnná týdenní hlášení...", a.a.O., S. 57-58, das beschlagnahmte Original und Abschriften finden sich in SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 16541/19.

Fahne" als „Organ der linken Sozialisten" herausgeben würden.[108] Franz Fiedler sollte verantwortlicher Redakteur werden. Die Behörden erhoben keine Einwände gegen die Herausgabe der Zeitschrift und die Kommunisten machten umsichtigerweise nicht den Fehler, an der formellen Existenz der „Vereinigung der radikalen Sozialisten" (die noch nicht einmal Mitte Juni rechtlich existierte) festzuhalten. Von Anfang an schwebte ein Damoklesschwert über der „Roten Fahne". Die Grenzpolizei beschlagnahmte zu dieser Zeit die bereits erwähnte Nachricht über die „Vereinigung der kommunistischen Gruppen" und leitete sie an die höheren Behörden weiter, die auf diese Weise noch vor dem Erscheinen der ersten Nummer der „Roten Fahne" über die taktischen Absichten der Kommunisten informiert waren; vor allem davon, daß die „Rote Fahne" in der Tat das Organ der kommunistischen Gruppen war. Die politische Landesverwaltung ordnete danach in einem Rundschreiben an, man solle der Zeitung *„außerordentliche Aufmerksamkeit"* widmen und *„im Falle der Propaganda für kommunistische Bestrebungen"* solle man *„mit aller Schärfe des Gesetzes"* gegen sie vorgehen.[109]

Die erste Nummer der Zeitung erschien am 17. Mai 1919 in Podmokly. In dem einleitenden Aufruf „An alle!" [110] wiederholte man ungefähr die gleichen Ideen wie im Flugblatt von März. In einem weiteren Artikel betonte man die Schwierigkeiten der Herausgeber des Blattes und forderte die Arbeiterschaft auf, sie finanziell zu unterstützen; man griff die Sozialdemokratie frontal an, da sie zum Bollwerk der bürgerlichen Diktatur in der Form der bürgerlichen Demokratie geworden sei, die mit den Scheidemännern an der Spitze die Revolution morde. *„Vereinigt euch um die Fahne der Dritten Internationale"*, hieß es weiter. Der Weg der Reformen führe nur zur Festigung des Kapitalismus; *„heute kann man nur über die Ergreifung der wirtschaftlichen Macht durch Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte verhandeln"*. Die Idee des Internationalismus durchdrang die ganze Nummer. Die Hauptartikel der zweiten Nummer vom 25. Mai wurden auf die gleiche Art geschrieben.[111]

In der Zeitung zeigten sich einige ungünstige Einflüsse der Ultralinken in Deutschland. Der Artikel über die Gewerkschaften, erschienen in der dritten Nummer vom 1. Juni 1919, war pauschal gegen die Gewerkschaftsorganisationen ausgerichtet. Man konstatierte darin auch, daß die *„Teilnahme am Parlamentarismus das internationale Proletariat von seinem Hauptziel ab(lenkt)"*. Aus der Polemik gegen die Sozialdemokraten in derselben Nummer ging hervor, daß die Kommunisten sich gegen die Teilnahme an den Kommunalwahlen aussprachen und daß nur die gesetzliche Pflicht sie zur Stimmenabgabe zwingen würde. Die Linie der „Roten Fahne" war ausgeprägt kommunistisch. Im Unterschied zum Flugblatt erörtete man in der Zeitung die zentrale ideologische Frage des Kommunismus, die Frage der bürgerlichen Demokratie und der Diktatur des Proletariats in der Form von Räten; die Kommunisten bekannten sich offen zur

108 SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 20794/19.

109 Die Kreishauptmannschaft in Děčín einigte sich mit der Staatsvertretung in Litoměřice darauf einzugreifen, *„falls man eine direkte Haltung gegen die Existenz der Tschechoslowakischen Republik einnimmt"* (SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 16541/19).

110 Zum Text vgl. „Boj o směr vývoje...", I, a.a.O., S. 329-330.

111 Der Artikel „Vorwärts!" warnte in schwungvollen Sätzen vor der Verdummung des Volkes und forderte zum revolutionären Kampf auf. Auch Lenins „Brief an die Arbeiter von Europa und Amerika" fand in der Nummer seinen Platz. In einem Bericht über Lohnbewegungen der Metallarbeiter prägte man den Grundsatz, *„die Lohnforderungen nur als Mittel zum Erreichen des Zieles"* zu benutzen.

Dritten Internationale. Die Andeutungen eines linken Antiparlamentarismus und die syndikalistisch beeinflußten Einschätzungen der Gewerkschaftsorganisationen bzw. der Betriebsräte resultierten wahrscheinlich aus dem Erfolg der Kommunisten mit einer solchen Agitation in einigen Betrieben von Děčín.

Die „Rote Fahne" fand von Anfang an ein großes Echo unter der radikalen Arbeiterschaft. Das Verzeichnis der Abonnenten, das man bei der Durchsuchung der Redaktionsräume fand, zeigt, daß die Zeitschrift in 23 Kreisen Böhmens mit insgesamt 156 Abonnenten verteilt wurde. Die große Mehrheit dieser Abonnenten waren Kolporteure der kommunistischen Gruppen, Zeitungsverkaufsstellen, Gastwirte usw. Nicht angegeben sind dabei die Funktionäre und Aktivisten der kommunistischen Gruppen, die verständlicherweise die Zeitschrift auch kolportierten. Die Auflage bewegte sich zwischen drei- und sechstausend Exemplaren.[112] Die meisten Leser hatte die „Rote Fahne" in den 14 Kreisen der Grenzgebiete Nordböhmens - Děčín, Česká Lípa (Böhm. Leipa), Duchcov (Dux), Chomutov (Komotau), Jablonec (Gablonz), Reichenberg, Most (Brüx), Německé Jablonné (Gabel), Semily, Teplice (Teplitz), Trutnov (Trautenau), Ústí nad Labem, Varnsdorf, Žatec (Saaz) - mit insgesamt 122 Abonnenten, also fast vier Fünftel.[113] Außerdem lieferte man die Zeitung sporadisch ins böhmische Inland (Prag, Kladno, Benešov [Beneschau]), Abonnenten gab es in Schlesien und je einen in der Slowakei und in Deutschland und drei in Österreich.[114] Die anderen Interessenten der Zeitschrift fanden sich - mit Ausnahme von Broumov (Braunau) - in Westböhmen in den Kreisen Falknov (Falkenau), Cheb (Eger), Podbořany (Podersam) und Stříbro (Mies) mit insgesamt 17 Abonnenten. Außer dem Gebiet von Děčín hatte das Organ der Kommunisten die meisten Leser in den Gebieten von Teplice, von Ústí nad Labem und Česká Lípa (Mimoň).[115] Die Zeitung fand verständlicherweise keine Leser unter den tschechischen Arbeitern, es sei denn durch Vermittlung. Die Redaktionen des „Sociální Demokrat", von „Svoboda" und der faktisch nicht mehr existierenden „Komuna" hatten sie abonniert.

Es ist sicher, daß die Herausgabe der „Roten Fahne" die kommunistische Bewegung in Böhmen zur größeren Aktivitäten anspornte. Die Kommunisten entwickelten nicht nur im Gebiet von Děčín, sondern auch in den Gebieten von Šluknov, von Rumburk, von Ústí nad Labem, von Teplice, von Duchcov (Dux), von Varnsdorf und von Reichenberg eine rege Agitation. Sie hatten unter den westböhmischen Bergleuten gewisse Erfolge, traten mit der marxistischen Linken aus Plzeň und ihrem Führer Karel Votava in Verbindung und bemühten sich um Kontakte zu den Arbeitern der Škoda-Werke in Pilsen. Sie waren bestrebt, bei gemeinsamen Aktivitäten mit der tschechischen Linken einen würdigen Partner abzugeben, da die tschechischen Genossen sich beschwerten,

---

112 Von der letzten, anscheinend noch nicht ausgelieferten Nummer, beschlagnahmte man 3.272 Exemplare (SÚA PM Prag 8/1/11/46, Nr. 19584/19); Václav Krejcik gab beim Verhör als Gesamtauflage 6.000 Exemplare an (ebd. Nr. 20744).

113 Es gab wohl mehr als die 36 Abonennten, die das Verzeichnis für Děčín angibt, da der Verkauf der Zeitschrift im Gebiet von Děčín sicherlich größer war.

114 In Österreich ging sie an die Redaktionen der Zeitschriften „Soziale Revolution", „Befreiung und Erkenntnis" und „Revolution", in Deutschland an die Redaktion der Zeitschrift „Der Kommunist" in Bremen. Nach Sachsen lieferte man die „Rote Fahne" wohl auf illegale Weise.

115 Zu den Abonnenten gehörten auch einige deutsche sozialdemokratische Zeitschriften und ebenfalls das Landessekretariat der Partei in Teplice. Nicht zu den Abonennten gehörten der „Nordböhmische Volksbote" und der „Vorwärts", die das Blatt auch so zur Verfügung hatten.

unter den Deutschen keine Unterstützung zu finden. Sie organisierten den Verkauf der „Roten Fahne", verlangten von der Redaktion, auch die Belange der Bergleute wahrzunehmen und sie gründeten kommunistische Gruppen.[116]
In der zweiten Maihälfte erschütterten Hungerunruhen in den böhmischen Ländern die Stabilität der Staatsmacht und wurden zu einer der Ursachen des Sturzes der nationalen Koalition. Auch die Kommunisten in Mimoň bemühten sich, die stürmischen Ereignisse zur Steigerung des revolutionären Kampfes zu nutzen. Sie organisierten fast täglich Hungerdemonstrationen und Versammlungen der Arbeitslosen, wobei sie einen Arbeiterrat bildeten, der mit radikalen Mitteln die Kontrolle über die Versorgung forderte. Anfang Juni, als die innerstaatliche Krise noch durch die Offensive der ungarischen Roten Armee verschärft wurde, intensivierte der Arbeiterrat seine Tätigkeit, und die Verwaltung hatte Angst einzugreifen. Sie machte sich auf schlimme Zeiten gefaßt und bat um die Bereitstellung bewaffneter Verstärkungen. Inzwischen war Karl Schicketanz an die Spitze der Kandidatenliste der Sozialdemokratie gestellt worden und man konnte voraussetzen, daß die Partei in den Wahlen siegen und daß dieser gefürchtete Kommunist Bürgermeister der Stadt werden würde.
Während der Erscheinungszeit der „Roten Fahne" - in der zweiten Maihälfte und in den ersten Junitagen - schlug die kommunistische Bewegung in West- und Nordböhmen in der Mehrheit der Industriekreise Wurzeln. Die kommunistischen Gruppen, die meistens im Rahmen der sozialdemokratischen Organisation tätig waren, bildeten sich um die Kolporteure der Zeitung und die Agitatoren. Aber abgesehen von Mimoň gibt es keine Beweise, daß die kommunistische Bewegung den wesentlichen Teil der organisierten Arbeiterschaft gewann. Trotzdem gab es vielversprechende Ansätze zur Verwirklichung der Pläne der Gruppe von Děčín zur schnellen Umwandlung der sozialdemokratischen in kommunistische Organisationen. Es sollte sich jedoch schon während dieser Zeit zeigen, daß die Erfolge der Kommunisten auf einer labilen Basis standen. Die Kreisführung der Partei in Děčín nahm eine zentristische Haltung ein. Die direkten Angriffe der „Roten Fahne" gegen die Sozialdemokratie und die Tatsache, daß sie als das Organ der „linken Sozialisten" erschien, veranlaßte den „Nordböhmischen Volksboten" zu einem sofortigen Gegenangriff. Nicht zufällig richtete man den Blick auf den Begriff „linker Sozialismus". Es gehe nicht um linken Sozialismus, sondern um die Kommunisten, *„oder, genauer gesagt, um jene Richtung, die aus Rußland stammt und sich als bolschewistisch bezeichnet"*, hieß es im „Nordböhmischen Volksboten"; gleichzeitig schrieb man den Begriff linker Sozialismus den *„alten Kämpfern für die marxistischen Klassenprinzipien"* zu, d.h. sich selbst. Die „Rote Fahne" antwortete, daß die linken Sozialisten diejenigen seien, die gemäß der marxistischen Lehre für das Endziel des Kommunismus kämpfen; die Genossen der Kommunisten seien Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, der Genosse der Führung der Gruppe von Děčín sei Philipp Scheidemann.[117]
Die Bezirksführung wollte mit den Kommunisten als Spaltern konsequent abrechnen, da schon eine oberflächliche Lektüre der „Roten Fahne" davon zeugen würde, daß die

116 SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 20109/19, 20268/19, 20354/19, 21812/19, 22667/19, 24304/19, 28868/19 - alles Berichte über Eingriffe gegen die kommunistische Bewegung in den angegebenen Kreisen.
117 Rote Fahne, 1. Juni 1919, Nr. 3.

Angelegenheit klar sei. Die linken Sozialisten seien eine außerhalb der sozialdemokratischen Partei gegründete Organisation, ihr Presseorgan greife die Partei offen an und vertrete einen ausgeprägt kommunistischen Standpunkt. Die Kommunisten von Děčín verhielten sich in Beziehung zu der sozialdemokratischen Partei tatsächlich untaktisch. Sie distanzierten sich aber formell nicht von ihr, sie forderten nicht zum Austritt aus der Organisation und zur Gründung einer neuen auf, da sie wußten, daß eine formelle Spaltung sie schwer schädigen würde. Nach dem mißlungenen Versuch, sich im „Nordböhmischen Volksboten" durchzusetzen, verhandelten sie - vielleicht durch die Vermittlung deren Reichenberger Genossen - mit Vertretern der Redaktion des „Vorwärts" wegen der Veröffentlichung von kommunistischen Artikeln in der Zeitung. Schon die erste Nummer der „Roten Fahne" vom 17. Mai 1919 brachte dementsprechend die für die Öffentlichkeit allgemein überraschende Mitteilung, daß die „Rote Fahne" vorläufig nur einmal wöchentlich (am Samstag) erscheinen könne, und ihre Herausgeber als Mittwochsausgabe den Reichenberger „Vorwärts" erscheinen lassen werden, der die gleichen Ansichten vertreten werde, daß die „Rote Fahne" also zweimal wöchentlich erschiene, mittwochs unter dem Titel „Vorwärts". Diese Information war aus der Sicht der kommunistischen Bewegung mehr als optimistisch.[118]
Ich habe keine Belege darüber, daß die Führung von Děčín sofort in Reichenberg eingegriffen hat, aber der „Vorwärts" veröffentlichte schon am 20. Mai eine Mitteilung,[119] in der man sich *„ganz entschieden"* gegen die Behauptung der „Roten Fahne" verwahrte. Es hieß dort, daß Vertreter der „Roten Fahne" *„mit einzelnen organisierten Genossen des Leserkreises"* des „Vorwärts", die zu den *„kommunistischen Ideen tendieren"*, über die Veröffentlichung von Artikeln *„über die Situation in Rußland und über die kommunistischen Ideen"* verhandelt hatten. Und weiter: *„Von einer Verbreitung außerhalb unseres Gebietes ist dabei keine Rede gewesen, und schon gar nicht davon, daß eine Nummer unseres Blattes eine andere Tendenz haben könnte als das Blatt im allgemeinen oder daß es als Organ einer außerhalb der Partei stehenden Organisation auftreten könnte."* Bis dahin zitierte auch der „Nordböhmische Vorbote" diese Stellungnahme, um dann zu folgern: *„Die Herren Fiedler u.a. bewiesen durch die Herausgabe der Roten Fahne, daß es ihnen in der Tat um die Zerschlagung der Partei geht."* [120]

---

118 „Svoboda" aus Kladno nahm dies wörtlich, und hielt die „Rote Fahne" für eine Filiale des „Vorwärts". Dieser Standpunkt war insofern verständlich, als es in dem Verhältnis des „Vorwärts" und der „Roten Fahne" zu den aus Rußland heimgekehrten tschechischen Kommunisten, hauptsächlich zu Alois Muna, gewisse Parallelen gab. Svoboda, 22. Mai 1919, Nr. 56.

119 Der „Vorwärts" brauchte wohl nicht viel Aufhebens zu machen, da schon allein die Anschuldigung des Eingreifens in die Kompetenz einer anderen Bezirksorganisation den Genossen aus Reichenberg große Unannehmlichkeiten in der Partei verursachen konnte. Eine briefliche Stellungnahme schickte man erst am 19. Mai nach Reichenberg.

120 Das Blatt ließ jedoch jenen Satz der Genossen aus Reichenberg weg, in dem es hieß, daß von einer Verbreitung des „Vorwärts" außerhalb des Bezirks von Reichenberg *„keine Rede war"* und der unter anderem der vorangegangenen Erklärung des „Vorwärts" widersprach, die wie folgt lautete: *„...dazu* (zum Vertrieb des „Vorwärts" als ergänzende Nummer der „Roten Fahne" im Gebiet von Děčín - *Z.K.*) *erklärte man unsererseits ausdrücklich, dies sei in Ordnung, wenn unsere Exekutive* (aus Děčín - *Z.K.) zustimmen werde"*. Eine polemische Bemerkung der „Roten Fahne" stellte die Sache sogar so dar, als ob die Vertreter des „Vorwärts" ihnen empfohlen hätten, die Mittwochsnummer zu übernehmen; man hätte sich aber über die geschäftliche Seite der Sache nicht einigen können. Davon, daß man ihnen die Mittwochsausgabe des „Vorwärts" nicht zur Verfügung stellen würde, hätten die Genossen aus Děčín erst nach der

Der härteste Schlag kam bald darauf aus Reichenberg. In einem Brief stimmte der Bezirksexekutivausschuß, den die Linke nicht so beherrschte wie die Redaktion, der Erklärung des „Vorwärts" vom 20. Mai zu und ergänzte, der Kreis Reichenberg wolle nach dem Eindruck der ersten Nummer der „Roten Fahne" *„nichts mit ihr zu tun haben"* und lehne jede Verbindung mit den Herausgebern dieses Blattes durchaus ab. Selbstverständlich *„werden wir sie an der Verbreitung dieses Blattes im Bezirksgebiet* (von Reichenberg - *Z.K.*) *hindern"*".[121] Das Schicksal der „Roten Fahne" war damit besiegelt. Die Kommunisten waren wieder isoliert und konnten leicht zum Opfer von Verfolgungsmaßnahmen werden.

Während der gleichen Zeit erreichte auch der nationale Aufstand der Deutschen gegen die Tschechoslowakei seinen Höhepunkt. Alle deutschen Parteien bereiteten für den 8. Juni 1919 Demonstrationen gegen den „tschechischen Imperialismus" vor. Als die Regierung die Demonstrationen im Rahmen der außerordentlichen Maßnahmen im Zusammenhang mit der tschechischen Intervention in der Slowakei verbot, rief die deutsche Sozialdemokratie für den 14. Juni einen Generalstreik aus, mit dem die deutsche Arbeiterschaft gegen die Annexion des Sudetenlandes durch die Tschechoslowakei protestieren und zugleich sich mit dem Widerstand Deutschlands und Österreichs gegen die Entscheidungen des Friedensvertrages von Versailles solidarisieren sollte. Der Streik sollte gleichzeitig der Höhepunkt der Agitation zu den Wahlen sein, die einen Tag später stattfanden. Chauvinistische Elemente wollten die Situation zudem für Vorbereitungen zu einem antitschechischen Aufstandes ausnutzen.[122] Damals bereiteten sich auch die Wiener Kommunisten auf den entscheidenden Kampf vor, die ungarische Rote Armee drang in das Innere der Slowakei vor und die Ausrufung der slowakischen Räterepublik schien bevorzustehen. Die tschechoslowakische Bourgeoisie entschied sich in dieser Situation für einen harten und riskanten Eingriff gegen die aufständische und kommunistische Bewegung. In Kladno verhaftete man u.a. Alois Muna und Antonín Zápotocký (den man aber sofort wieder entlassen mußte), außerdem die Kommunisten Berta Friedrichová und Josef Gruber, Josef Šneberg aus Plzeň und andere.

Die Behörden hatten vor, die Situation auch für eine entscheidende Abrechnung mit der deutschen kommunistischen Bewegung zu nutzen. Das erste Opfer der Eingriffe sollte die Bewegung in Děčín werden. Das Innenministerium entschied sich nach den alarmierenden Meldungen über den Einfluß der „Roten Fahne" für einen sofortigen Eingriff. Man disziplinierte den Kreishauptmann wegen seiner geringen Wachsamkeit im Kampf gegen die kommunistische Bewegung und entsandte den „fliegenden" Kreishauptmann Josef Stini nach Děčín mit der Aufgabe, die Situation in den Gebieten von Děčín, Ústí nad Labem und Teplice zu untersuchen. Ihm war zur direkten Pflicht gemacht worden, die „Rote Fahne" einzustellen. Die vierte Nummer der „Roten Fahne" hatte inzwischen die Vorzensur durchlaufen und wurde, nach der Konfiszierung, in

---

Herausgabe ihrer Zeitung erfahren und deshalb die Information nicht korrigieren können. Rote Fahne, 1. Juni 1919, Nr. 3.

121 Nordböhmischer Volksbote, 28. Mai 1919, Nr. 110. Den Brief unterzeichnete der Bezirkssekretär Alois Neurath, damals einer der Führer der entstehenden Linken.

122 Vgl. Koloman Gajan, Iredentistická činnost nacionalistickych Němců v ČSR (Die Aufstandsbewegung der nationalistischen Deutschen in der Tschechoslowakischen Republik), Acta Universitatis Carolinae Philosophica et Historica, Nr. 2, Praha 1961, S. 53-54.

korrigierter Fassung ausgedruckt.[123] Rechtliche Gründe für eine Beschlagnahmung waren also nicht vorhanden. Der amtierende Kreishauptmann, über die angeordneten Maßnahmen wahrscheinlich gehörig erschrocken, ordnete trotzdem *„sofort, ohne eine Anweisung aus Prag abzuwarten"*, nach einem Gespräch mit Stini am Abend des 6. Juni die Beschlagnahmung an. Gleichzeitig wurde die Durchsuchung der Druckerei in Děčín sowie der Wohnungen des Herausgebers, des verantwortlichen Redakteurs des Blattes und der *„bekannten Führer"* der Kommunisten angeordnet. Man führte insgesamt elf Durchsuchungen durch, allerdings ohne besondere Ergebnisse. Aufmerksamkeit fanden nur das Verzeichnis der Abonnenten der „Roten Fahne" und die Korrespondenz, aus denen man auf die anderen Zentren der Kommunisten schließen konnte.[124] Die Kommunisten wurden von den Eingriffen ziemlich überrascht, verhielten sich aber tapfer. Der Hauptmann von Děčín und Stini waren sich darüber einig, daß es sich um fanatische Anhänger des Kommunismus handelte, da sie sogar während der Durchsuchungen agitierten, besonders Václav Krejcik und Rudolf Schögel.[125] Für den 9. Juni wurde eine Konferenz der Kreishauptmänner aus Nordböhmen unter Josef Stinis Leitung nach Děčín zusammengerufen, die über die Situation diskutierte und den Beschluß faßte, die Grenzkontrollen zu verschärfen, der Rätebewegung eine außerordentliche Aufmerksamkeit zu widmen, alle Vereine, die sich irgendeiner Tätigkeit gegen den Staat verdächtig machten, zu verbieten, bei Eingriffen immer zum Mittel der Hausdurchsuchung zu greifen und die Zensur zu verschärfen.[126]
Die Unterlagen, die bei den Untersuchungen im Gebiet von Děčín beschlagnahmt worden waren, gebrauchten die Behörden sofort zu Eingriffen gegen die Kommunisten in anderen Kreisen. Man gab aus Děčín den zuständigen Kreishauptmannschaften telefonische Anordnungen, entsprechende Maßnahmen zu ergreifen. Ein umgehend verteiltes Rundschreiben rief die staatlichen Stellen besonders in den Kreisen Německé Jablonné, Reichenberg, Mimoň und Stříbro zu verstärkten Aktivitäten auf. Man solle *„mit eiserner Strenge und rücksichtsloser Kraft"* gegen die Kommunisten vorgehen und bei

123 Die vierte Nummer unterschied sich im Charakter nicht von der vorangegangen dritten Nummer. Der Leitartikel „Letnice 1919" („Pfingsten 1919") befaßte sich mit dem Weltkrieg und mit dem Verrat der Sozialdemokratie; die Argumentation basierte auf Beispielen aus Deutschland. Die konfiszierten Stellen stammten aus Bucharins Abhandlung „Warum nennen wir uns Kommunisten?". Aus dem weiteren Inhalt sind Artikel über die Teuerung und die Hungerunruhen sowie über die Rätebewegung in Mitteleuropa erwähnenswert. Ein wenig ausführlicher waren die Lokalnachrichten, die z.B. über die erfolgreichen Auftritte der Kommunisten bei den Vorwahlversammlungen in Děčín, Markvartice (Markersdorf) und Ústí nad Labem berichteten. Zum Original der beschlagnahmten Zeitung s. SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 21404/19.

124 SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 19027/19, 19859/19, 19584/19.

125 Rudolf Schögel, geb. am 16. Oktober 1882, war Lagermeister, damals ohne Arbeit. Er hatte schon in der Vorkriegszeit journalistische Erfahrungen gesammelt. In der „Vereinigung der kommunistischen Gruppen" war er ein Mitglied des Ausschusses, in der Redaktion der „Roten Fahne" arbeitete er als Akquisiteur. SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 20067/19. Über die Verhaftungen in Děcín s. SÚA Prag, PP P55/40, Nr. 10283/19.

126 Die Beratung beschleunigte und verbesserte die Koordination der Vergeltungsmaßnahmen gegen die Kommunisten. Die politische Landesverwaltung entschied, ähnliche Beratungen regelmäßig zu organisieren und sie zu einer ständigen Einrichtung im Kampf gegen die Kommunisten werden zu lassen. Man beauftragte die Polizeidirektion in Prag mit der Herausgabe eines Rundschreibens, in dem die Erfahrungen ausgewertet werden sollten, und die Maßnahmen gegen der Kommunisten im Lande Böhmen zu koordinieren. (SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 19983/19; das Rundschreiben datiert schon vom 14. Juni).

„Ausschreitungen sofort... mit bewaffneten Kräften einschreiten". [127] Aufgrund dieser Anordnungen wurden bei den Kommunisten im Gebiet von Teplice Hausdurchsuchungen durchgeführt und in Rumburk wurde ein Kommunist verhaftet. Verhaftungen und Hausdurchsuchungen erfolgten auch im Gebiet von Varnsdorf, Durchsuchungen auch bei den Abonnenten der „Roten Fahne" im Gebiet von Ústí nad Labem. Im Gebiet von Duchcov wurde eine größere Anzahl von Zeitungsnummern beschlagnahmt. Vojtěch Hampl stand unter Beobachtung, eine Hausdurchsuchung bei ihm war jedoch erfolglos. Der diensteifrige Hauptmann meldete jedoch, *„man werde ihn* (Hampl - *Z.K.*) *gelegentlich verhaften"*. Einige Tage später verhaftete man den in Reichenberg tätigen Effenberger, der dann zu den Angeklagten im Hochverratsprozeß gegen Alois Muna zählte. Am meisten tat sich bei diesen Aktionen der Kreishauptmann in Stříbro hervor, der einige Kommunisten verhaftete, unter dramatischen Umständen mehrere Hausdurchsuchungen durchführte und seine Handlungsweise als Aktion gegen eine weitverzweigte kommunistische Organisation präsentierte. [128]

Die Verhaftungen und Durchsuchungen bestätigten den staatlichen Stellen, daß die „Rote Fahne" vorwiegend in das Gebiet von Mimoň geliefert worden war und daß Mimon nach Děčín das bedeutendste Zentrum der Kommunisten war. Hauptmann Stini erhielt am 12. Juni den Befehl, sich sofort nach Mimoň zu begeben, die Bewegung mit allen Mitteln zu liquidieren sowie Schicketanz und gegebenenfalls auch seine Genossen bei dem geringsten Anlaß zu verhaften und dem Militärgericht vorzuführen.[129]

Ähnliche Anweisungen erhielten auch die Behörden in Mimoň, wohin man Gendarmerie und Soldaten zur Verstärkung geschickt hatte. Schicketanz war schon vor Stinis Ankunft verhaftet worden. Stini konnte nur noch eine Deputation empfangen, die mit weiteren Demonstrationen drohte. Stini selbst drohte mit einem *„rücksichtslosen Eingreifen"* der hundert Soldaten umfassenden Verstärkung, löste tags darauf den Arbeiterrat *„als kommunistische Institution"* auf und befahl, die Galgen, die man schon einmal auf Befehl der politischen Verwaltung beseitigt, dann aber doch wieder aufgestellt hatte, zu entfernen. Am 14. Juni traten die Arbeiter, wie vorbereitet, überall im Gebiet von Mimoň in den Streik. Die Protestbewegung gegen das Verbot des Arbeiterrates und die Verhaftung von Schicketanz verlief vorläufig erfolglos, da die Heeresverstärkung noch nicht abkommandiert worden war.[130]

Der Angriff des Staatsapparates schädigte die deutsche kommunistische Bewegung schwer. Die tschechische Linke beschäftigte sich Mitte Juni mit ihren eigenen Angele-

---

127 SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 19861/19 (Rundschreiben vom 12. Juni), ebd., Nr. 19859/19 (Stinis Telefongespräch mit Prag).

128 SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 19859/19, 20109/19, 20354/19, 21812/19, 22087/19, 22667/19, 24304/19, 28868/19, 31355/19 - alles Anordnungen zu Eingriffen und Berichte darüber.

129 SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 19859/19 - Aufzeichnung von Stinis Telefongespräch mit Prag.

130 Über die Ereignisse in Mimoň s. SÚA Prag, PP 1916-1920, Sch 16/60, Nr. 20611, auch PMV/IV/Sch/14, Nr. 5419N/19, 6188N/19; ebd., PM 8/1/11/46, Nr. 20526/19. Gegen die Verhaftung von Schicketanz protestierte verspätet auch der „Vorwärts" (9. Juli, Nr. 158). Im Laufe des Sommers wurde Schicketanz entlassen. Die Verfolgungen gegenüber der kommunistischen Bewegung in Nordböhmen waren für den Staatsapparat selbst außerordentlich wichtig; hier konnte er sich seine Aktionsfähigkeit beglaubigen, die Grundlagen zum Aufbau eines speziellen Instrumentariums im Kampf gegen die Kommunisten legen und erste Erfahrungen in der Koordination antikommunistischer Aktionen machen. Dabei wurde auch deutlich, daß die existierenden Verbindungen zu der Polizei anderer Staaten, hauptsächlich zu Deutschland, und die Möglichkeiten, sie auszubauen und zu festigen, dienlich sein können.

genheiten. Ihr radikalster Teil, die Linke von Kladno, konzentrierte sich auf die Verteidigung von Alois Muna und dessen Genossen. Die Reichenberger Linke verhielt sich in Anbetracht der vorangegangenen Streitigkeiten mit den Kommunisten ein wenig zurückhaltend und ihre Protestaktionen ließen jegliche Schlagkraft vermissen. Der Widerstand gegen die Verfolgungen war auch in Mimoň erfolglos, obwohl die Mehrheit der sozialdemokratischen Organisation die Kommunisten unterstützte; eine Aktion eines so kleinen Kreises alleine konnte aber nicht viel bewirken.
Selbst das Zentrum der Bewegung - Děčín - geriet in eine schwierige Lage. Emil Müller als Herausgeber der „Roten Fahne" hatte bereits am 7. Juni bei der Prager Staatsvertretung Protest gegen die Beschlagnahmung des Blattes eingelegt. Dabei wies er darauf hin, daß die Zeitung eine Tendenz vertreten habe, die auch von anderen frei erhältlichen Zeitungen in Prag, Kladno und in Plzeň vertreten werde, daß die „Rote Fahne" nicht, wie andere deutsche Zeitungen, für die Selbstbestimmung agitiert habe, sondern für die Zusammenarbeit der Nationen, daß sie nicht gegen den tschechoslowakischen Staat sei, sondern gegen die Reste der altösterreichischen Gesinnung in ihm, daß die letzte Nummer gesetzwidrig beschlagnahmt worden sei und daß die daraus resultierenden finanziellen Schäden zu Lasten der Behörden fallen müßten. Schließlich verlangte er die Annullierung der Beschlagnahmung und einen Schadensersatz - selbstverständlich ohne Erfolg.[131] Die Kommunisten versuchten es daraufhin noch einmal. Schon am 8. Juni reichten sie im Namen von Rudolf Schögel einen Antrag zur Bewilligung der Zeitung „Kampfruf" ein. Die entsprechende staatliche Stelle antwortete ohne Zögern, daß es sich bei der geplanten Zeitung um einen Ersatz für die „Rote Fahne" handele und daß man deshalb den Antrag abschlägig bescheide.[132] Die Kommunisten erfuhren am eigenen Leib, daß im Klassenkampf die Macht entscheidet. Die marxistische Linke der tschechoslowakischen Sozialdemokratie dagegen war tatsächlich imstande, die Legalität für gleich scharf, manchmal noch schärfer als die „Rote Fahne" schreibende Zeitungen und für ähnlich radikale Aktionen zu nutzen - sie hatte eben ausreichend Macht dazu. Die marxistische Linke setzte in der tschechischen Arbeiterbewegung ihre Pläne durch und eroberte sich entsprechende Machträume auch dem Staatsapparat gegenüber.
Die Reichenberger verstanden es allerdings auch nicht, so wie z.B. die Linke in Kladno oder in Brünn, sich mit dem ganzen Gewicht ihrer Autorität für die Kommunisten einzusetzen und deren Recht auf Aktivitäten im Rahmen der Sozialdemokratie zu verteidigen. Auf der anderen Seite war das Vorgehen der Kommunisten von Děčín im Mai und Juni 1919 trotz gewisser Fortschritte von Sektiererei und revolutionärer Ungeduld bestimmt; sie lehnten damals das nach ihrer Ansicht allzu langwierige Vorgehen einer Tätigkeit innerhalb der Sozialdemokratie ab. Sie wollten gleich zu Beginn ihrer Tätigkeit eine eigene selbständige Organisation gründen, die ihren Bedürfnissen zufolge zum einen die Rechte als Bestandteil der Sozialdemokratie in Anspruch nehmen und zum anderen als Kampfinstrument gegen deren Führung, ohne Rücksicht auf die Organisationsordnung und die Beschlüsse der Parteiorgane, dienen könne.[133] Auf diese Weise

131 SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 20794/19.
132 SÚA Prag, PM 8/1/11/46, Nr. 20067/19.
133 Es genügt ein flüchtiger Vergleich, um zu sehen, wie viele Erfahrungen die marxistischen Linken, sowohl die tschechischen als auch die deutschen, machen mußten, um mehr als ein halbes

provozierten sie geradezu die Anschuldigung der Spalterei. Ähnlich ist auch die Herausgabe einer selbständigen Zeitung zu beurteilen, die als Organ der Sozialdemokratie nicht genehmigt worden war. Die Plattform der Gruppe von Děčín war von einigen ultralinken anarchosyndikalistischen Ansichten und von einem Antiparlamentarismus beeinflußt, die in den breiteren Schichten der Arbeiterschaft keine Sympathien gewinnen konnten. Diese Tatsache hatte zur Folge, daß die Kommunisten nach der Herausgabe von 2 bis 3 Nummern der „Roten Fahne" in die gleiche Isolation gerieten, in der sie schon zwei Monate vorher gewesen waren. Die Verfolgungen durch die Behörden, die Polizei und das Militär machten das Scheitern perfekt.
Der Mißerfolg der Kommunisten von Děčín zeigte wesentlich deutlicher als das Scheitern der „tschechoslowakischen Kommunisten", daß der Versuch, eine kommunistische Partei in Böhmen von außen zu gründen, gegen die Sozialdemokratie und faktisch auch gegen die sozialdemokratische Linke, auf der Basis von Agitation und nicht durch die Erziehung der Massen in Aktionen, keine Aussicht auf Erfolg hatte. Die Verfolgungen, die Mitte Juni ihren Höhepunkt fanden, beendeten den Versuch der Kommunisten von Děčín zur Gründung einer zwar noch nicht selbständigen kommunistischen Partei, aber doch einer solchen Organisation, die, ohne alle organisatorischen Verbindungen mit der Sozialdemokratie unterbrechen zu wollen, zur ideellen und organisatorischen Basis der kommunistischen Partei werden sollte, mit Gewalt.
Die Verfolgungen konnten die kommunistischen Organisationen nicht vollkommen zerschlagen. Die Kommunisten von Děčín gaben ihre Bemühungen auch in den folgenden Monaten nicht auf. Sie gaben - wieder als Organ „der linken Sozialisten" - die „Arbeiterzeitung" heraus, deren erste Nummer am 6. Oktober 1919 in Děčín erschien. Ihre Vorstellungen widersprachen nun nicht mehr nur denen der Sozialdemokratischen Partei, sondern immer mehr auch denen der Reichenberger Linken. Auf dem Gründungsparteitag der „Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik" wurde ihre Stellungnahme zum Ziel der Kritik des Parteitagsreferenten, des Führers der Reichenberger Linken Karl Kreibich. Während dieser Zeit kam es innerhalb der Bewegung der deutschen Kommunisten - wenn man es so bezeichnen will - zur Spaltung. Einige nahmen die Taktik der tschechischen Kommunisten an und arbeiteten weiter innerhalb des linken Parteiflügels.[134] Die „linken" Sozialisten dagegen zeigten im Laufe der letzten Monate des Jahres 1919 immer deutlicher Einflüsse der deutschen Ultralinken, die im Herbst 1919 aus der zahlenmäßig schwachen „Kommunistische Partei Deutschlands" ausgeschlossen worden waren. Zur Versöhnung zwischen den Kommunisten und der Reichenberger Linken kam es nicht einmal im Jahre 1920, als die Reichenberger sich zur Plattform der Komintern bekannten. Die Reichenberger Linke richtete sich am Vorgehen der tschechischen marxistischen Linken aus, die auf die Beherrschung der ganzen Sozialdemokratischen Partei abzielte. Die Kommunisten im Gebiet von Děčín paßten ihre Pläne schließlich ein wenig der

(tschechische) bzw. ein ganzes Jahr (deutsche) später ein bescheideneres Ziel erreichen zu können.

134 Vojtěch Hampl - *„Kreibichs alter Freund und Genosse"* - wurde im Zusammenhang mit dem Sieg der Linken auf der Kreiskonferenz in Reichenberg zum Kreissekretär der Partei in Mimoň gewählt, während der Führer der dortigen Kommunisten, Karl Schicketanz, der weiterhin in den Zusammenhängen der „linken Sozialisten" aus Děčín tätig war, mit einigen Anhängern als Störer aus der Partei ausgeschlossen wurde.

Situation an. Sie gaben ihre eigene Zeitung heraus, mit deren Hilfe sie ihre Anhänger organisierten und betonten in ihrer Agitation immer mehr die Idee des Eintritts der Sozialdemokratie, genauer gesagt der sozialdemokratischen Linken, in die Komintern. Die Meinungsunterschiede zwischen ihnen und der sozialdemokratischen Linken verschwanden nicht einmal nach dem Auftritt der Reichenberger auf dem Karlsbader Parteitag der „Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik" im Oktober 1920. Trotz ihrer veränderten Haltung waren die Kommunisten dazu verurteilt, nur eine kleine Nebenströmung der revolutionären Bewegung der deutschen Arbeiterschaft in der Tschechoslowakei zu repräsentieren.[135] Sie gerieten in eine ähnliche Rolle, wie sie die Anarchisten, seit Oktober 1920 dann der von ihnen gegründete „Bund der kommunistischen Gruppen", in der tschechischen Arbeiterbewegung gespielt haben. Erst nach der Gründung der „Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei" im Oktober 1921 endeten die Streitigkeiten zwischen diesen zwei Strömungen, ihre Spuren kann man jedoch auch in der späteren Entwicklung noch nachverfolgen.

Quellen

Zeitgenössische Literatur

Beneš, F., Agenti provokatéři (Agenten und Provokateure), Ostrava 1920

Bucharin, N., O proletářské revoluci (Über die proletarische Revolution), Praha 1924

Lenin, V.I., Spisy (Werke), sc. (Bde.) 21, 24 ,27, 28 ,29

Muna, A., Můj proces (Mein Prozeß), Praha 1920

Muna, A., Ruská revoluce a československé hnutí na Rusi (Die russische Revolution und die tschechoslowakische Bewegung in Rußland), Kladno 1919

Radek, K., Pjat' let Kominterna (Fünf Jahre Komintern), Moskva 1924

Šmeral, B., Historické práce (Historische Arbeiten), Praha 1961

Trockij, L.D., Pjat let Kommunističeskogo internacionala (Fünf Jahre Kommunistische Internationale), Moskva (1924)

Gedruckte Quellen

Bericht an die Kreiskonferenz am 27. und 28. September 1919 in Reichenberg, Reichenberg (1919)

135 Zur Entwicklung der deutschen kommunistischen Organisationen siehe auch Zdeněk Kárník, O poměru levice německé sociální demokracie ke komunistickým skupinám v severních Čechách v roce 1919 (Das Verhältnis der linken deutschen Sozialdemokratie zu den kommunistischen Gruppen in Nordböhmen im Jahr 1919), in: Zprávy kateder dějin KSČ a dějin SSSR und KSSS 1958 (Berichte der Lehrstühle für die Geschichte der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei und die Geschichte der UdSSR und KPdSU), č.1, S. 48 - 56; ders., Za československou republiku rad (Für die tschechoslowakische Räterepublik), S. 170; ders., Revoluční hnutí v českých zemích v období frontálního útoku české buržoazie (září - prosinec 1920) (Die revolutionäre Bewegung während der Periode des frontalen Angriffs der tschechischen Bourgeoisie [September - Dezember 1920]); Sammelband: O revoluční jednotu čsl. dělnického hnutí (Für die revolutionäre Einheit der tschechoslowakischen Arbeiterbewegung), Acta Universitatis Carolinae Philosophica et Historica, Praha 1961.

Berichte zum Zweiten Kongreß der Kommunistischen Internationale, Hamburg 1921
Boj o směr vývoje československého státu, I, Říjen 1918- červen 1919, k vydání připravili A. Kocman, V. Pletka, J. Radimský, M. Trantírek, L. Urbánková (Kampf um den Kurs der Fortentwicklung des tschechoslowakischen Staates I, Oktober 1918-Juni 1919, hrsg. von A. Kocman u.a.), Praha 1965
Borba bolševikov za sozdanije Kommunističeskogo internacionala (Der Kampf der Bolschewiki für die Gründung der Kommunistischen Internationale), Moskva 1934
Der Erste Kongreß der Kommunistischen Internationale. Protokoll der Verhandlungen in Moskau vom 2. bis 19. (spr. 6.) März 1919, Petrograd 1920
Muňa a spol., Spis obžalovací, b.r., b.m. (Muna und die Anderen. Anklageschrift, o.O., o.J.)
Protokol XII. řádného sjezdu československé sociálně demokratické strany dělnické, konaného ve dnech 27., 28., 29. a 30. prosince 1918 v Reprezentačnim domě v Praze (Protokoll des XII. Parteitages der Tschechoslowakischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, abgehalten vom 27.-30. Dezember 1918 im Repräsentationshaus in Prag), Praha (1919)
Protokol XIII. řádného sjezdu československé socialně demokratické strany dělnické (levice), jenž se konal 25.-28. září 1920 ve Smetanově síni Obecního domu v Praze (Protokoll des XIII. Parteitages der Tschechoslowakischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei [Linke], abgehalten vom 25. 28. September 1920 im Smetanasaal des Gemeindehauses in Prag), Praha 1920
Protokoll der Verhandlungen des Gründungsparteitages der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik, Teplice 1920
Sedmaja (aprelskaja) vserossijskaja konferencija RSDRP (bolševikov) (Die siebte [April] Allrussische Konferenz der SDAPR [Bolschewiki], Protokolle), Moskva 1958
Sedmoj ekstrennyj sjezd RKP(b). Mart 1918 g. Stenografičeskij otčet (Siebter externer Parteitag der RKP(B), März 1918, Stenografische Aufzeichnungen), Moskva 1962
Souhrnná týdenní hlášení presidia zemské správy politické v Praze o situaci v Čechách 1919 až 1920, k vydání připravil Al. Kocman [Zusammenfassende wöchentliche Meldungen des Präsidiums der politischen Landesverwaltung in Prag über die Situation in Böhmen 1919 bis 1920, hrsg. von Al. Kocman], Praha 1959
Velezrádný proces kladenský, podrobný a přehledný obraz přeličeni se 14 obžalovanými komunisty před šestičlenným vyjimečným senátem v Praze ve dnech 31. března - 13. dubna 1921 (Der Hochverratsprozeß in Kladno, ausführliches und übersichtliches Bild der Verhandlungen gegen die vierzehn angeklagten Kommunisten vor dem sechsköpfigen außerordentlichen Senat in Prag vom 31. März - 13. April 1921), Praha 1921
Vosmoj sjezd RKP(b), Protokoly (Der achte Parteitag der RKP(B). Protokolle), Moskva 1959

Periodika

Berounský obzor 1919	(Berauer Rundschau)
Červen 1919, Jahrgang I, II	(Juni)
České slovo 1919	(Das Tschechische Wort)
Dělnický denník 1919	(Arbeitertageszeitung)
Kommunističeskij international 1919	(Die Kommunistische Internationale)
Národní listy 1919	(Nationalblätter)
Nordböhmischer Volksbote 1919	
Pravda (Plzeň) 1919	(Die Wahrheit)
Právo lidu 1919	(Volksrecht)
Průkopník svobody 1918-1919	(Der Vorkämpfer der Freiheit)
Die Rote Fahne 1919	
Rovnost 1919	(Die Gleichheit)
Sociální demokrat 1919	(Der Sozialdemokrat)
Svoboda (Kladno) 1919	(Die Freiheit)
Venkov 1919	(Das Land)
Vorwärts 1918-1919	

Archivquellen

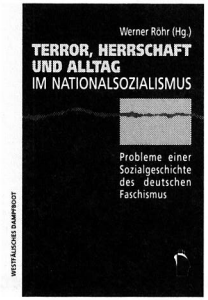
Archiv Ústavu dějin KSČ (Archiv des Historischen Instituts der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, abgekürzt AÚD KSČ):
Češi a Slováci v Rusku 1916-1925 (Tschechen und Slowaken in Rußland 1916-1925) (Fond Nr. 31);
Federace českých anarchistů 1892-1919 (Föderation der tschechischen Anarchisten 1892-1919) (Fond Nr. 67);
Bohumír Šmeral (Fond Nr. 55);
Fond 1919;
Komuna; Sammlung Nr. 20.

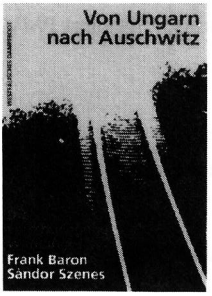
Státní ústřední archiv (Staatliches Zentralarchiv, abgekürzt SÚA):
Presidium policejního ředitelství (Präsidium der Polizeidirektion, abgekürzt PP, 1916-1920);
Presidium místodržitelství (Präsidium der Statthalterei, abgekürzt PM, 1911-1920);
Presidium ministerstva vnitra (Präsidium des Innenministeriums, abgekürzt PMV, 1919-1924).

Státní archiv Praha (Staatliches Archiv in Prag, abgekürzt StA):
Zemský soud trestní (Landgericht, abgekürzt ZST).

Státní archiv Brno (Staatliches Archiv in Brünn, abgekürzt StA Brno):
Presidium moravského místodržitelství (Präsidium der Statthalterei in Mähren) (B 40).

Übersetzung aus dem Tschechischen: Zdeněk Obšasník und Michael Schnabel





Sigrid Jacobeit/ Wolfgang Jacobeit
Illustrierte Alltags- und Sozialgeschichte Deutschlands 1900-1945
1995 - 424 S. - DM 98,00
ÖS 725 - SFR 100,00
ISBN 3-929586-38-X

Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.)
Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte
Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte
1994 - 355 S. - DM 48,00
ÖS 355 - SFR 49,40
ISBN 3-924550-95-6

Brigitte Berlekamp/ Werner Röhr (Hrsg.)
Terror, Herrschaft und Alltag im Nationalsozialismus
Probleme einer Sozialgeschichte des deutschen Faschismus
1995 - 346 S. - DM 68,00
ÖS 503 - SFR 69,80
ISBN 3-929586-44-4

Gerhard Armanski
Maschinen des Terrors
Das Lager (KZ und GULAG) in der Moderne
1993 - 206 S. - DM 44,00
ÖS 326- SFR 45,30
ISBN 3-924550-89-1

Sándor Szenes/ Frank Baron
Von Ungarn nach Auschwitz
Die verschwiegene Warnung
1994 - 208 S. - DM 34,00
ÖS 252 - SFR 35,20
ISBN 3-924550-98-0

Neuauflage

Geoff Eley
Wilhelminismus, Nationalismus, Faschismus.
Zur historischen Kontinuität in Deutschland.
1996 - 2. Aufl. - 320 S. - DM 62,00
ÖS 459 - SFR 62,00
ISBN 3-924550-47-6

Bernd Zielinski
Staatskollaboration.
Vichy und der Arbeitskräfteeinsatz im Dritten Reich
1995 - geb. - 292 S. - DM 72,00
ÖS 533 - SFR 73,80
ISBN 3-929586-43-6

Volker Wellhöner
„Wirtschaftswunder" - Weltmarkt - Westdeutscher Fordismus
Der Fall Volkswagen
1996 - geb. - 391 S. - DM 88,00
ÖS 651 - SFR 88,00
ISBN 3-929586-71-1

Max Koch
Vom Strukturwandel einer Klassengesellschaft
Theoretische Diskussion und empirische Analyse
1994 - 212 S. - DM 39,80
ÖS 295 - SFR 41,00
ISBN 3-929586-34-7

Thomas Balistier
Straßenprotest
Formen oppositioneller Politik in der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1979 und 1989
1996 - ca. 300 S. - ca. DM 48,00 -
ÖS 355 - SFR 48,00
ISBN 3-929586-84-3

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT
Dorotheenstr. 26a · 48145 Münster · Tel. 02 51 / 6 08 60 80

Reiner Tosstorff

Spanische Flüchtlinge nach dem Ende des Bürgerkriegs[1]

1. Vorbemerkung zum Forschungsstand

Um das „spanische Exil" nach der Niederlage der Republik in den ersten Monaten des Jahres 1939, also ein halbes Jahr vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, das jahrzehntelang im Heimatland von den rachsüchtigen Siegern im Bürgerkrieg verleumdet, im von den Nazis besetzten Europa blutig verfolgt, aber auch nach dem Krieg im Westen während des Kalten Krieges pauschal als pro-kommunistisch verdächtigt wurde, während in der UdSSR und in ihrem Einzugsbereich nur der an der KP Spaniens orientierte Teil des Exils Unterstützung fand und alle anderen Tendenzen und Strömungen ebenfalls attackiert wurden, ist es inzwischen ruhig geworden. Zum einen hat die auf die Franco-Diktatur folgende parlamentarische Monarchie das Exil rehabilitiert und in einem gewissen Umfang sogar Entschädigungen geleistet.[2] Zum anderen hat der heutige spanische Staat berühmte Republikaner vor allem aus dem Geistesleben in einem gewissen Sinne adoptiert und in den „Prominentenkanon" aufgenommen.[3] All das heißt natürlich nicht, daß sich die Monarchie in deren Nachfolge, und damit auf die im Exil verkörperte Bürgerkriegsseite, stellt. Das heutige offizielle Spanien hat den Bürgerkrieg, wie sich vor allem anläßlich des fünfzigsten Jahrestags seines Ausbruchs zeigte, verdrängt und versucht, ihn dem Vergessen anheimfallen zu lassen.[4] Dagegen hat der mexikanische Staat - also das zweitwichtigste Exilland für die spanischen Republikaner nach Frankreich - ausdrücklich die Bedeutung des spanischen Exils anerkannt,[5] was allerdings angesichts des großen Gewinns, den das Land aus der Einwanderung - denn dazu wurde die Emigration für die übergroße Mehrheit der Spanier in Mexiko - zog, auch kaum verwundern läßt und worauf noch weiter unten einzugehen sein wird.
Allerdings ist auch festzuhalten, daß das Exil dadurch, daß die Ablösung des Franco-Regimes nicht durch sein Einwirken oder zumindest seine Mithilfe, sondern fast 40 Jahre nach Bürgerkriegsende durch den rein inneren Zerfall zustandekam, in seiner seinerzeitigen politischen Bedeutung heute gar nicht mehr bewußt ist. So scheint es bereits seit langem von der Wirtschaftsemigration seit den 50er Jahren verdeckt zu werden.

---

1 Beitrag zur Tagung „Vertreibung - Flucht - Deportation. Zwischen Aufrechnung und Verdrängung", Volkshochschule Wien, 21. - 23.10.1993.

2 Z.B. durch Pensionszahlungen an die Angehörigen der republikanischen Armee. Erst jüngst wurde wieder ein Dekret verabschiedet, das Sozialrentenzahlungen an alle, die zwischen 1936 und 1942 wegen des Bürgerkrieges das Land verließen, regelt. Vgl. El País vom 26.6.1993.

3 So erhielt z. B. 1984 der kommunistische Dichter Rafael Alberti den höchsten staatlichen Literaturpreis, den Premio Cervantes.

4 Vgl. den Abschnitt „Der Bürgerkrieg und die spanische Gesellschaft - 50 Jahre danach" bei Walther L. Bernecker, Krieg in Spanien 1936-1939, Darmstadt 1991, S. 216-224.

5 Vgl. z. B. das Vorwort des damaligen mexikanischen Präsidenten López Portillo zu der repräsentativen und umfassenden Darstellung „El exilio español en México 1939-1982", México, D. F., 1982, S. 9-12.

Doch seine Niederlage bei dem Bemühen, Franco zu stürzen, kann nicht heißen, daß es damals nur ein zu vernachlässigender Faktor war.
Was den Forschungsstand zum Exil anbelangt, so kann er heutzutage als gut bezeichnet werden. Das Ende der Franco-Diktatur ermöglichte nicht nur die Rückkehr oder zumindest die unbeschränkte Ein- und Ausreisefreiheit aller noch lebenden Angehörigen des Exils von 1939, sondern auch die Repatriierung umfangreichen Archivmaterials.[6] Zwar gibt es darin sicher noch viele Schätze zu heben, doch schon Mitte der 70er Jahre setzte eine breite Veröffentlichungsflut ein, vor allem von Memoiren, aber auch von vielen Monographien zu Aspekten des Exils und insbesondere von Biographien einzelner bedeutender Akteure.[7] Hier seien nur die beiden umfangreichen Gesamtdarstellungen erwähnt, die in diesem Zeitraum vorgelegt wurden: Zum einen handelt es sich um das sechsbändige Werk „El exilio español de 1939" (Madrid 1976-1978), herausgegeben von dem Philosophen José Luis Abellán, in dem ein umfassender Überblick über die politischen, publizistischen, künstlerischen und sonstigen intellektuellen Aspekte des Exils gegeben wird; eine Reihe der Autoren hatte dabei selbst dem Exil angehört. Demgegenüber klammert das dreibändige Werk - davon ein Dokumentenband - von Javier Rubio, „La emigración de la guerra civil de 1936-1939. Historia del éxodo que se produce con el fin de la II República española" (Madrid 1977), dessen kulturelle Bedeutung aus. Es betont vor allem die soziale Lage des Exils - mit dem Schwerpunkt auf den ersten Jahren besonders in Frankreich - sowie die Aktivitäten der Exilregierung in der ersten Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Besonders bemerkenswert ist, daß der Autor ehemaliger frankistischer Diplomat war; als Konsul in Frankreich konnte er sich bestens mit der Problematik vertraut machen und hatte dadurch auch schon lange Zugang zu Akten, die erst in den letzten Jahren frei wurden. So ist seine Untersuchung, vor allem was die quantitativen Angaben und die Schilderung der Rahmenbedingungen des Exils anbetrifft, die auch heute noch grundlegende Darstellung. Was einmal seine politische Herkunft ausmachte, ist nicht bemerkbar. Ganz im Gegenteil ist sein Buch um Gerechtigkeit für das Exil und um die Anerkennung der Leiden der Menschen bemüht.
Auch wenn diese beiden Gesamtdarstellungen wissenschaftlichen Charakter haben, so war die Veröffentlichungsflut zunächst eher unmittelbar von den Erfahrungen und Bedürfnissen des Exils geprägt, da der Großteil der Publikationen von daran Beteiligten stammte. Die akademische Forschung hat sich dagegen in breiterem Umfang erst gut zehn Jahre später mit diesem Themenkomplex beschäftigt, als der Generationswechsel mit dem Abtreten der vom Bürgerkrieg und von der unmittelbaren Nachkriegszeit Ge-

6 Z. B. wurde nach 1977 das Archiv der „Fondation internationale d'études historiques et sociales sur la guerre civile d'Espagne 1936-1939" (FIEHS) mit einem breiten Bestand an Exilveröffentlichungen von Perpignan an die Universität Barcelona gebracht. 1981 erwarb die spanische Nationalbibliothek den Nachlaß des prominenten Sozialisten Luis Araquistain.

7 Eine auch nur halbwegs erschöpfende Bibliographie der Veröffentlichungen zum spanischen Exil gibt es nicht. Nur für das Exil in Frankreich nach 1939 wurden zur Vorbereitung zweier Tagungen - dazu weiter unten - sehr nützliche Bibliographien vorgelegt. Vgl. die Zusammenstellungen von Geneviève Dreyfus, in: Bulletin de l'Institut d'Histoire du Temps Présent, Nr. 40, Juni 1990, S. 60-72, und Javier Rubio, „Coloquio 'Españoles en Francia 1936-1946'. Consideraciones bibliográficas previas", in: Studia histórica. Historia contemporánea, Bd. 8, 1990, S. 187-208. Ansonsten ist man auf die mehr oder weniger brauchbaren Angaben in der jeweiligen Literatur angewiesen.

prägten praktisch endgültig abgeschlossen war.[8] Ausdruck davon war eine Reihe von Tagungen, von denen allerdings bisher trotz entsprechender Ankündigungen noch immer weitestgehend die Veröffentlichung der Beiträge aussteht. Diese von Universitäten bzw. Forschungseinrichtungen organisierten Veranstaltungen, die das Exil oder zumindest gewichtige Teilaspekte davon zum Thema hatten, waren bisher folgende:
„Das spanische Exil nach dem Bürgerkrieg. Erste wissenschaftliche Tagung", Madrid, 6.-8.5.1987.
„Die spanischen Flüchtlinge in Frankreich während des Zweiten Weltkriegs", Toulouse, 7.-9.10.1987.
„Opposition gegen das Franco-Regime", Madrid, 19.-22.10.1988.
„Internationaler Kongreß über das Exil der Katalanischen Länder", Barcelona, 7.-11.10.1989.
„Spanier in Frankreich 1936-1946", Salamanca, 2.-4.5.1991.
„Italiener und Spanier in Frankreich 1938-1946", Paris, 28./29.11.1991.[9]
In der Bundesrepublik ist dieses Thema bisher relativ unbekannt geblieben. Als grundlegende, allerdings sehr knappe Veröffentlichung ist hier noch immer das Mitte der 60er Jahre für das Institut für Zeitgeschichte in München erstellte Gutachten von Wilhelm Alff „Die Flüchtlinge der spanischen Republik als politische Verfolgte der deutschen Besatzungsmacht in Frankreich (1940-1944)"[10] zu nennen. Einem breiteren Publikum wurde das Schicksal der Spanienflüchtlinge und ihre Verfolgung durch Nazi-Deutschland sicher eher durch die autobiographischen Romane von Jorge Semprún, der Häftling in Buchenwald gewesen war, bekannt.[11] In diesem Lager allerdings stellten die Spanier nur eine kleine Gruppe. *Das* Lager für sie war Mauthausen in Österreich, und es finden sich natürlich in der allgemeinen Literatur zu den Konzentrationslagern auch viele Hinweise über ihr Schicksal.[12]
An dieses besondere Schicksal eines Teils des spanischen Exils erinnert jetzt auch eine sehr verdienstvolle Nummer der Zeitschrift „Tranvía. Revue der Iberischen Halbinsel".[13] Deren Herausgeber - Dorothee von Keitz und Andreas Ruppert - haben darüber

---

8 Nur noch wenige prominente Akteure des Exils leben, so der schon erwähnten Dichter Rafael Alberti, Jg. 1902; die Anarchistin und Ministerin im Bürgerkrieg, Federica Montseny, Jg. 1905, starb im Januar 1994. Vgl. den Bericht über die spanischen Anarchisten in Toulouse: Ana María Moix, Los últimos exiliados, in: El País, 21. 8. 1993.

9 Nur die Madrider Tagung zur „Opposition gegen das Franco-Regime", bei der das Exil einen allerdings nicht unwichtigen Teil des Themas ausmachte, da der Schwerpunkt der antifrankistischen Opposition natürlich in Spanien selbst lag, ist bisher dokumentiert. Vgl. „La oposición al régimen de Franco. Actas del Congreso, que, organizado por el Departamento de Historia Contemporánea de la UNED, tuvo lugar en Madrid, del 19 al 22 de octubre de 1988", 3 Bde., Madrid 1990. Beiträge von den Kolloquien in Salamanca und Paris sind inzwischen dokumentiert in: Pierre Milza/Denis Peschanski (Hrsg.), Exils et migrations. Italiens et espagnoles en France, 1938-1946, Paris 1994.

10 Wiederabgedruckt in: Wilhelm Alff, Der Begriff Faschismus und andere Aufsätze zur Zeitgeschichte, Frankfurt/M. 1971, S. 142-180.

11 Die große Reise, zuerst 1964; Was für ein schöner Sonntag, zuerst 1981.

12 Siehe dazu weiter unten Abschnitt 4.

13 Nr. 28 vom März 1993. Darin wird die Darstellung der republikanischen Flüchtlinge in dem von Deutschland besetzten Europa mit der einer anderen von der iberischen Halbinsel geflohenen Gruppe, den Nachfahren der 500 Jahre zuvor vertriebenen sefardischen Juden, verbunden.

hinaus die deutsche Ausgabe einer Sammlung von Berichten von in den Konzentrationslagern inhaftierten Spanierinnen vorgelegt.[14]
Demgegenüber gehörte die Berücksichtigung des spanischen Exils in der DDR - ebenso wie die besondere Berufung auf die republikanische Seite im Bürgerkrieg und deren internationale Unterstützung z. B. durch die Internationalen Brigaden - zum offiziell gepflegten „antifaschistischen" Selbstverständnis des Staates. Allerdings gehörte dazu ebenfalls die Einschränkung, daß sie sich auf dessen kommunistischen Flügel bzw. die von ihm vertretenen Positionen beschränkte und dementsprechend alle anderen Strömungen abgelehnt wurden. Entsprechend ausgerichtet war die politische und belletristische Literatur in der DDR, in der es eine Vielzahl von „spanischen" Titeln gab.

2. Vertreibungsursache politischer Terror

Es gibt eine lange Diskussion darüber, ob das Franco-Regime - zumindest in seiner Anfangszeit - faschistisch war oder nicht.[15] Für die Bestimmung der terroristischen Dynamik der Repression, wie sie im Bürgerkrieg und in den ersten Jahren danach ausgeübt wurde, ist diese terminologische Frage allerdings nur von sekundärer Bedeutung. In diesem Zusammenhang ist eher wichtig hervorzuheben, daß sich das Regime durch einen Bürgerkrieg, den es als „Kreuzzug" definierte, etablierte und sich auch nach dem militärischen Sieg vom Selbstverständnis her in einem gleichsam institutionalisierten Bürgerkrieg wähnte. Gerichtet gegen die Linke insgesamt - worunter die Frankisten nicht nur die revolutionäre Linke und die Arbeiterbewegung faßten, sondern auch die bürgerlich-liberalen Kräfte -, war durch zahlreiche Äußerungen der Militärs schon im Verlaufe des Bürgerkriegs klargemacht worden, was ihre Gegner zu erwarten hatten. Berüchtigt wurde etwa die Äußerung Francos gegenüber einem ausländischen Korrespondenten, daß er bereit sei, wenn nötig, *„halb Spanien zu erschießen"*. Ein anderer Offizier erklärte: *„Wir werden die Ordnung hergestellt haben, wenn wir zwei Millionen Marxisten hingerichtet haben werden."* [16] Dementsprechend wurde die Kriegsführung von den Nationalisten mit systematischem Terror verbunden. Angehörige der Linken oder nur als solche z. B. aufgrund ihres Berufes Verdächtigte wurden vor allem in den ersten Monaten auf dem Land systematisch niedergemetzelt. Traurige Berühmtheit erlangte z. B. das Massaker in Badajoz im August 1936, wo wahrscheinlich über 1000 Menschen in der Stierkampfarena der Stadt abgeschlachtet wurden. Andere Elemente des Terrors waren etwa die Vergewaltigungen in der ersten Zeit auf dem Land durch

---

14 Neus Català, „In Ravensbrück ging meine Jugend zu Ende". Vierzehn spanische Frauen berichten über ihre Deportation in deutsche Konzentrationslager, Berlin 1994 (gekürzt). Originalausgabe: Neus Català, De la resistencia y la deportación. 50 testimonios de mujeres españolas, Barcelona 1984.

15 Vgl. hierzu Walther L. Bernecker, „Spaniens 'verspäteter' Faschismus und der autoritäre 'Neue Staat' Francos", in: Geschichte und Gesellschaft, Nr. 2, 1986, S. 183-211. Herbert R. Southworth, „Möglichkeiten und Grenzen der Definition des Franquismus als Faschismus", in: Günter Schmigalle (Hg.), Der Spanische Bürgerkrieg. Literatur und Geschichte, Frankfurt/M. 1986, S. 9-24. Ders., „La Falange: un análisis de la herencia fascista española", in: Paul Preston (Hg.), España en crisis: La evolución y decadencia del régimen de Franco, México, D. F. 1976, S. 29-60.

16 Beides zit. in: Pierre Broué/Émile Témime, Revolution und Krieg in Spanien, Frankfurt/M. 1969, S. 226.

die nordafrikanischen Hilfstruppen, die durch die spanischen Militärs zugelassen wurden.[17] Später kam dann der Luftkrieg hinzu, den Franco mit Hilfe der ihm überlassenen italienischen und deutschen Flieger durchführte.[18]

War ein Gebiet erst einmal militärisch besetzt und gesichert, gelangte ein *„systematisch organisiertes Unterdrückungssystem"* [19] des neuen Staates zur Geltung. Es reichte von Entlassungen über Inhaftierungen bis hin zu Hinrichtungen. Ausgeübt wurde es durch Kriegsgerichte, denen dafür ein breites Instrumentarium von Sondervollmachten an die Hand gegeben wurde.[20]

Noch in den letzten Monaten des Bürgerkriegs, als der Sieg Francos schon so gut wie sicher war, wurde ein „legaler" Rahmen, um den Terror für die Zeit danach zu institutionalisieren, geschaffen. Eine juristische „Expertenkommission" befand die republikanische Legalität, wie sie sich in den Wahlen vom Februar 1936 und der daraus hervorgegangenen Regierung ausdrückte, schlichtweg für illegal. Am 9. Februar 1939 wurde das „Gesetz über die politischen Verantwortungen" verkündet, wonach rückwirkend alle Taten seit dem 1. Oktober 1934 gegen die „öffentliche Ordnung", z. B. Mitgliedschaft in linken Parteien und Gewerkschaften, sowie der Widerstand gegen den Putsch der Militärs seit dem 18. Juli 1936, zu bestrafen waren.[21] Während dieses Gesetz vor allem auf die ansonsten schwer zu belangenden Zivilpersonen abzielte, urteilten die Kriegsgerichte weiterhin in Schnellverfahren die Militärgefangenen ab. Das Ausmaß des Terrors in den Monaten nach Beendigung des Bürgerkriegs am 1. April 1939 deutet ein Bericht des italienischen Außenministers an Mussolini von seinem Madrid-Besuch Mitte Juli des Jahres an. Danach gab es täglich in Madrid 200 bis 500 Erschießungen, in Barcelona 150 und in Sevilla 80, was selbst diesen führenden Faschisten von einer gewissen Tragödie sprechen ließ.[22] Nach offiziellen Angaben des spanischen Justizministeriums gegenüber einem Auslandskorrespondenten wurden zwischen April 1939 und Juni 1944 192.684 Personen erschossen oder kamen im Gefängnis um, eine Zahl, die eher unter als über der tatsächlichen liegt, denn in den ersten Nachkriegsmonaten kam es zu vielen summarischen Erschießungen in den Gefangenenlagern oder den soeben besetzten Gebieten.[23]

Richtete sich die Repression gegen die Linke und war damit politisch definiert, so hatte sie doch zusätzlich noch eine oft nicht wahrgenommene ethnische Komponente in der Unterdrückung der nichtspanischen Nationalitäten, vor allem der Katalanen und Basken, auch wenn diese Unterdrückung vordergründig politisch - als Kampf gegen den

---

17 Vgl. ebd., S. 224f. und Hugh Thomas, The Spanish Civil War. 3rd edition, Harmondsworth 1977, S. 374f. Daß all dies bekannt geworden ist, liegt nicht zuletzt auch daran, daß die Frankisten sich gegenüber den ausländischen Berichterstattern zunächst vergleichsweise lax verhielten. Als ihnen nach einigen Monaten klar wurde, welch verheerende Auswirkungen solche Berichte für sie haben mußten, wurden strikte Zensurmaßnahmen angeordnet.

18 Es war nicht nur Guernica, das damals bombardiert wurde und noch heute traurige Berühmtheit hat. Alle großen Städte, die von den Republikanern gehalten wurden, waren Ziel von Angriffen, die sich eindeutig gegen die Zivilbevölkerung richteten.

19 Broué/Témime, Revolution, a.a.O., S. 559.

20 Vgl. ebd., S. 559-561.

21 Vgl. Max Gallo, Spain under Franco. A History, London 1973, S. 55.

22 Vgl. ebd., S. 67f.

23 Vgl. ebd. Thomas, The Spanish Civil War, a.a.O., S. 925, vermutet allerdings, daß sie darunter lag, da von der offiziellen Zahl der Todesurteile die Begnadigungen nicht abgezogen worden waren.

„Separatismus" - gerechtfertigt wurde. Durch eine ganze Reihe von Maßnahmen wurden deren eigenständige Kulturen unterdrückt. Auch versuchte man, deren Wirtschaft gegenüber „Zentralspanien" zu benachteiligen.[24]

3. Die Aufnahme der Flüchtlinge in Frankreich

Schon seit dem 19. Jahrhundert mit seinen vielen Pronunciamentos und Bürgerkriegen in Spanien war Frankreich das klassische Fluchtland der jeweils Unterlegenen. Politischen Flüchtlingen hatten allerdings bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges die ständigen Wechsel in der politischen Situation Spaniens oder gelegentliche Amnestien immer wieder die Rückkehr innerhalb weniger Jahre erlaubt.[25] Daneben entwickelte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch ein Zustrom von Arbeitsimmigranten, der in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts stark zunahm. Nicht wenige blieben auf Dauer, wurden also zu Einwanderern. Im Sommer 1936 lebten 254.000 Spanier in Frankreich.[26]

Bereits unmittelbar mit Bürgerkriegsbeginn am 18. Juli 1936 wurde Frankreich erneut zum Zielpunkt für politische Flüchtlinge aus Spanien. Zunächst galt dies für Anhänger der Rechten, denen es in den ersten Tagen des *„revolutionären Chaos"* noch gelungen war zu entkommen. Allerdings gab es darunter auch solche, die sich bereits zu einem Ferienaufenthalt in Frankreich befanden und nun um politisches Asyl nachsuchten. Daneben gab es aber auch bürgerliche Liberale, die eigentlich gar nicht mit den reaktionären Zielen des Putsches übereinstimmten, sich aber ebensowenig mit dem revolutionären Programm der Arbeiterorganisationen identifizieren konnten und in der republikanischen Zone - vor allem in der ersten Zeit sicher zu Recht - auch um ihr Leben fürchten mußten. Auf dieses Spektrum des Exils sei hier nicht weiter eingegangen. Für die Anhänger Francos war es im übrigen auch nur ein sehr temporäres. Sobald sich die Lage klärte, gingen sie in die von ihm kontrollierte Zone des Landes.[27]

Doch kannten auch die Republikaner schon vor dem großen Exodus im Gefolge ihres militärischen Zusammenbruchs Anfang 1939 verschiedene Etappen des Exils in Frankreich. Dies betraf die verschiedenen Fluchtbewegungen von sowohl Militär- wie Zivilpersonen aus Gebieten, die von den Frankisten erobert wurden und die näher an Frankreich lagen als an der republikanischen Kernzone (Zentrum, Mittelmeergebiet und Teile Südspaniens). Im wesentlichen ergaben sich dabei drei große Flüchtlingswellen: Im August/September 1936 aus der baskischen, unmittelbar an Frankreich angrenzen-

24 Vgl. Borja de Riquer/Joan B. Culla, El franquisme i la transició democràtica (1939-1988), Barcelona 1989, S. 101f., 111f.; Robert P. Clark, The Basques: The Franco Years and Beyond, Reno 1979, S. 81f. Allerdings ging es Franco hier wie Stalin, der - so Chruschtschow in seiner Geheimrede auf dem 20. Parteitag der KPdSU 1956 - nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges alle Ukrainer am liebsten nach Sibirien verschickt hätte: Die ethnische Unterdrückung konnte nicht bis zu systematischen Vertreibungsmaßnahmen gegen die Katalanen und Basken ausgeweitet werden, denn das hätte den Zusammenbruch der wichtigsten Industrieregionen des Landes bedeutet.

25 Vgl. Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 1, S. 23-29.

26 Vgl. ebd., S. 29-33, und den Abschnitt „Espagnols" in: Marianne Amar/Pierre Milza, L'immigration en France au XXe siècle, Paris 1990, S. 115-118.

27 Des weiteren gab es auch eine allerdings sehr kleine Fluchtbewegung nach Portugal, die bisher noch nicht eingehend erforscht worden ist. Vgl. dazu die Bemerkungen bei Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 1, S. 44.

den Provinz Guipúzcoa; von Juni bis Oktober 1937 aus dem Norden (westliches Baskenland, Kantabrien, Asturien); vom April bis Juni 1938 aus den östlichen bzw. westlichen Pyrenäengebieten Aragóns und Kataloniens.[28]
Nach Schätzungen Rubios umfaßte diese Fluchtbewegung aus dem gesamten Norden von Juni 1936 bis Ende 1937 mehr als 150.000 Menschen, aus dem Pyrenäengebiet im Frühjahr 1938 noch einmal etwas mehr als 15.000. Aber auch hier stellte Frankreich im wesentlichen nur eine Durchgangsstation auf dem Weg zu der noch von den Republikanern gehaltenen Zone Spaniens dar; es kam allerdings auch zur Rückkehr in die von den Frankisten eroberten Gebiete oder, bei den Basken, zur Weitermigration nach Lateinamerika. Nach Schätzungen verblieben im Sommer 1938 nach Abschluß der Repatriierungen ca. 40.000 bis 45.000 Flüchtlinge, davon mindestens 10.000 Kinder.[29]
Ohne hier weiter auf dieses Exil einzugehen, soll im folgenden zumindest die Haltung, die die französische Regierung bei diesen Fluchtbewegungen einnahm,[30] kurz skizziert werden, da es sowohl Vorwegnahmen wie Unterschiede zum Verhalten im Jahre 1939 gibt.
Von vornherein war die französische Politik darauf ausgerichtet, möglichst schnell zur Repatriierung der Flüchtlinge zu kommen. Dies war nicht zuletzt ein finanzielles Problem, da Frankreich, das im Sommer 1937 einen entsprechenden Vorstoß im zur Verhinderung von Waffenlieferungen an eine der beiden Bürgerkriegsparteien geschaffenen Nichtinterventionskomitee unternommen hatte, dort ohne Antwort geblieben war, d. h. die anfallenden Kosten alleine tragen mußte. Frankreich gewährte kein Asyl, keinen permanenten Aufenthalt mit Arbeitsberechtigung, sondern nur vorübergehenden Aufenthalt ohne Arbeitserlaubnis, was allerdings später für bestimmte Arbeiten gelockert wurde.
Stellten die Repatriierungen von Zivilpersonen kein völkerrechtliches Problem dar, so lag der Fall bei dem Militärpersonal ganz anders. Auch Frankreich war dem 5. Haager Abkommen von 1907 beigetreten, das das Verhalten neutraler Mächte in einem Krieg regelte. Dieses verpflichtete die neutralen Mächte zur Internierung von Militärpersonal, das auf sein Territorium geriet, und verbot deren Rücktransport vor Beendigung des Kriegszustands. Auch regelte es die Bezahlung der Internierungskosten nach Abschluß des Kriegs durch die ehemaligen kriegführenden Mächte. Frankreich hatte jedoch nach Bürgerkriegsbeginn keine der beiden Seiten in diesem Sinne als kriegführende Mächte anerkannt - wie es ja bis 1939 auch nur die republikanische Regierung als einzige Regierung anerkannte - und umging dadurch den Zwang zur Internierung des Militärs mit seinen hohen Kosten, deren spätere Rückerstattung schon in der damaligen Situation mehr als fraglich war.

---

28 Die folgende Darstellung stützt sich auf ebd., S. 37-65.

29 Ein hier nicht weiter behandeltes Sonderproblem stellte die Verschickung von Kindern aus der republikanischen Zone in verschiedene Länder Europas dar. (Vgl. dazu die Angaben bei John Hope Simpson, The Refugee Problem. Report of a Survey, London 1939, S. 166-169,328-333, 343f.) Ursprünglich gedacht, sie bis zum Sieg der Republik außer Gefahr zu bringen, wurde der Aufenthalt für viele von ihnen, die nach dem Sieg Francos nicht zurückgeholt wurden oder sich ihren dann ebenfalls geflüchteten Eltern anschlossen, zu einem permanenten Exil.

30 Die Fluchtbewegungen oder auch nur ihre drohende Gefahr verschärften zugleich die innenpolitische Konfrontation, die der spanische Bürgerkrieg in Frankreich ausgelöst hatte. Vgl. dazu als grundlegende Studie David W. Pike, Les Français et la Guerre d'Espagne, 1936-1939, Paris 1975.

Vor diesem Hintergrund begann im Dezember 1938 die Offensive der Franko-Truppen gegen Katalonien (das von dem übrigen republikanischen Gebiet in Zentral- und Südspanien bereits seit Monaten abgetrennt war). Am 26. Januar 1939 besetzten sie Barcelona und rückten unaufhaltsam auf die französische Grenze zu, wobei sie die geschlagene republikanische Armee und den Regierungsapparat sowie Tausende von Zivilpersonen vor sich hertrieben.

Vor einem Ansturm auf die Grenze im Gefolge eines militärischen Zusammenbruchs Kataloniens war die französische Regierung schon im Jahr zuvor durch ihren Militärattaché bei der Regierung der Republik gewarnt worden.[31] Doch während es in der französischen Öffentlichkeit Ende 1938 / Anfang 1939 zu verschiedenen z. T. auch von prominenten Katholiken unterzeichneten Aufrufen zur solidarischen Aufnahme der Spanier kam, gleichzeitig aber auch die Rechte in der Öffentlichkeit mobil machte und vor einer drohenden Invasion *„roter Horden"* warnte und mit ihrer Angstkampagne selbst im bürgerlich-liberalen Lager Einfluß gewann,[32] verhielt sich die Regierung Mitte Januar auf eine Bitte der republikanischen Regierung, 100.000 bis 150.000 Zivilflüchtlinge aufzunehmen, noch ablehnend.[33] Am 26. Januar, am Tag der Eroberung Barcelonas, unterbreitete Außenminister Bonnet einen Vorschlag zur Einrichtung einer unter internationaler Bewachung stehenden neutralen Zone im Norden Kataloniens, der jedoch auf heftige Ablehnung Francos stieß. In dieser Situation blieb der französischen Regierung nichts anderes übrig, als am nächsten Tag angesichts des Massenansturms die Öffnung der Grenze bekanntzugeben - jedoch mit einer Einschränkung: Für jegliches Militär, für Männer im waffenfähigen Alter sollte sie weiterhin gesperrt bleiben; zur Aufnahme von Frauen, Kindern, Verwundeten und Alten sei Frankreich allerdings bereit. Zugleich wurde verkündet, dafür seien alle Vorbereitungen getroffen.[34]

In diesen letzten Januar- und ersten Februartagen gelang es der republikanischen Regierung nur mühsam, eine allgemeine Panik und damit den sofortigen Zusammenbruch zu verhindern und einen halbwegs geordneten Rückzug in Richtung auf die französische Grenze durchzuführen, immer unmittelbar verfolgt von den frankistischen Truppen. Angesichts dieser Lage hatte die französische Regierung keine andere Wahl, als am 5. Februar, wenige Stunden, bevor frankistische Truppen erste Grenzübergänge erreichten, die Grenze auch für das republikanische Militär zu öffnen. Seine Angehörigen mußten allerdings sofort nach Betreten französischen Bodens alle Waffen abgeben und sich internieren lassen.[35]

Auf diese Weise gelangten zwischen dem 27. Januar und dem 12. Februar, dem Tag der Besetzung des letzten noch von den Republikanern gehaltenen Gebiets Kataloniens,

---

31 Vgl. Marie-Claude Rafaneau-Boj, Odyssée pour la liberté. Les camps des prisonniers espagnols 1939-1945, Paris 1993, S. 26f.

32 Vgl. ebd., S. 36-40.

33 Vgl. Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 1, S. 65.

34 Vgl. Rafaneau-Boj, a.a.O., Odyssée, S. 33, 41.

35 Vgl. ebd., S. 45f. Darunter befanden sich auch noch viele Interbrigadisten, also ausländische Staatsbürger. Auch sie wurden interniert, aber schnell freigelassen, soweit sie in ihre Länder zurückkehren. Weit bedrohlicher war die Lage für alle diejenigen, die das nicht konnten, z. B. Deutsche, Österreicher, Tschechoslowaken usw. Für sie begann ein Leidensweg, der mit der deutschen Besetzung Frankreichs noch bedrohlicher wurde und für viele in den deutschen Konzentrationslagern endete.

fast eine halbe Million Menschen nach Südfrankreich, wovon mehr als die Hälfte, also über 250.000, Soldaten waren.[36]
Damit war allerdings der republikanische Exodus noch nicht abgeschlossen, da noch große Teile des Südens und der Mitte Spaniens unter Kontrolle der Republik verblieben, die erst im Verlaufe des März, nach einem vergeblichen Versuch der republikanischen Regierung, doch noch einen Widerstand zu organisieren, von den Franco-Truppen besetzt wurden. Von den Häfen Süd-Spaniens aus kam es im März über das Mittelmeer zu einer erneuten Fluchtwelle, diesmal allerdings viel kleineren Ausmaßes, da die Zahl der zur Verfügung stehenden Schiffe bei weitem nicht ausreichte. Zunächst floh am 5. März die noch verbliebene republikanische Flotte; Ende März folgten einige Handelsschiffe mit Flüchtlingen, viel weniger als die republikanische Regierung aus dem französischen Exil heraus zu organisieren versuchte, so daß Tausende in den Häfen Südspaniens zurückblieben und den Franco-Truppen in die Hände fielen. Ziel war das französische Kolonialgebiet in Nordafrika (Algerien), wo die Flüchtlinge denselben Maßnahmen wie in Südfrankreich unterworfen wurden, sich die allgemeinen Bedingungen für sie aber in den folgenden Monaten viel schwieriger gestalten sollten. Auf diese Weise flohen in dieser allerletzten Phase des Bürgerkriegs noch einmal etwa 15.000 Menschen.[37]
Gegenüber dem spanischen Exil in Frankreich einschließlich seiner nordafrikanischen Kolonien war die Zahl der spanischen Flüchtlinge in anderen Ländern sehr klein. Es bestand zum einen aus der Gruppe der Kinder in vielen Ländern Europas (die UdSSR inbegriffen), sodann aus Spaniern, die schon vor Kriegsende emigriert waren und in anderen Ländern Aufnahme gefunden hatten, und schließlich den Republikanern, die sich bei Kriegsende im Regierungsauftrag in anderen Ländern befunden hatten. Das betraf z. B. Militärpiloten, die sich zur Ausbildung in der UdSSR aufhielten, oder Schiffsbesatzungen, deren Schiffe gerade in dortigen Häfen lagen. (Zum Exil in der UdSSR siehe Anhang.) Dieses Exil umfaßte etwa 3.000 Personen in Westeuropa, 4.000 in der UdSSR und 1.000 im Amerika, war also im Frühjahr 1939 gegenüber dem Exilland Frankreich ganz unbedeutend.[38]

4. Die Spanier in Frankreich 1939: Zwischen Lager, Arbeitsverpflichtung und Weitermigration

Trotz Erklärungen der französischen Regierung von Ende Januar, sie sei auf alles vorbereitet - am 1. Februar reisten der Innen- und der Gesundheitsminister zur Inspektion an die Grenze -, betraf dies tatsächlich in ausreichendem Maße nur die Sicherung der Grenze durch die zusätzliche Heranführung von Polizei- und Militäreinheiten (darunter auch Kolonialtruppen).[39] Die Lage der Flüchtlinge war dementsprechend in den ersten Tagen unbeschreiblich. Es gab zuwenig Lebensmittel; auch die Gesundheitsversorgung

36 Genaue Zahlen sind nie bekanntgeworden, da das Chaos dieser ersten Tage eine exakte Zählung nicht zuließ. Vgl. die detaillierte Untersuchung der verschiedenen Angaben bei Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 1, S. 70-73, der eine Gesamtzahl von 470.000 Flüchtlingen errechnet. Vgl. auch die Angaben bei Rafaneau-Boj, Odyssée, a.a.O., S. 46, 51.
37 Vgl. Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 1, S. 77-88, 106.
38 Vgl. ebd., S. 109.
39 Vgl. Rafaneau-Boj, Odyssée, a.a.O., S. 45f., 48f.

war völlig unzureichend. Tagelang mußten die Flüchtlinge, insbesondere die Soldaten, auf offenem Feld, ohne Zugang zu Wasser und Toiletten, kampieren, eingekreist von französischen Soldaten, die jedes Entfernen verhinderten, bis sie weitergeschickt wurden. Dazu kamen die klimatischen Bedingungen des Winters, insbesondere auf den höhergelegenen Grenzübergängen in den Pyrenäen. Es war offensichtlich, daß die französische Regierung trotz aller Warnungen mit einer weit geringeren Anzahl an Flüchtlingen gerechnet hatte.[40] Eine solche Lage war erst recht Wasser auf die Mühlen der reaktionären Presse, die eine regelrechte Hysterie zu entfachen versuchte.[41]
Für die Flüchtlinge galt das im Jahre 1938 stark verschärfte französische Ausländerrecht, das die Internierung sowie strenge Meldepflichten bei der Polizei ermöglichte. Nur eine sehr kleine Minderheit, die politischen Repräsentanten der Republik (Regierungsmitglieder, Partei- und Gewerkschaftsführer), erhielt eine Aufenthaltserlaubnis, mit der man sich relativ frei bewegen konnten.[42]
Jedoch versuchte die französische Regierung von Anfang an ebenso, die Zahl der Aufzunehmenden zu begrenzen. Neben der Werbung für den Eintritt in die Fremdenlegion - Fremdenlegionäre gehörten nicht mehr zur Gruppe der spanischen Flüchtlinge, für die aufzukommen war -, die sich in den Lagern noch verstärkte (dazu siehe weiter unten), geschah dies durch die direkte Aufforderung, nach Spanien zurückzukehren.[43] Diejenigen, die dies schon an der Grenze akzeptierten, wurden sofort abgesondert. Ihnen wurde eine bessere Behandlung gewährt. Diese verbesserte Versorgung war sicher ein Grund dafür, daß viele Flüchtlinge die Rückkehr akzeptierten. Sicherlich gab es auch solche, die vor dem Anrücken der Front über die sichere Grenze geflohen waren, ohne besondere Sympathien für die Republik zu haben. Auch dürften familiäre Gründe eine wichtige Rolle für eine solche Entscheidung zur Rückkehr gespielt haben.
Aber ebenso bedeutsam war, daß der französische Staat entsprechende Pressionen ausübte und die Lage der Flüchtlinge besonders in den Lagern während der ersten Monate z. T. so miserabel war, daß vielen von ihnen die Rückkehr nach Spanien als das kleinere Übel erschien. Auch verharmloste Frankreich die Gefahren, die den Republikanern durch die frankistische Siegerjustiz drohte. Nicht zuletzt sind auch Fälle aus der ersten Zeit (als es noch in Süd- und Mittelspanien ein republikanisches Gebiet gab) dokumentiert, die Anlaß zu der Vermutung geben, daß man die Repatriierten über das genaue Gebiet Spaniens, in das sie gebracht wurden, täuschte.
Für die Repatriierungen hatte die französische Regierung direkte Absprachen mit den bis dahin nicht anerkannten frankistischen Behörden aufgenommen, die zunächst im Norden (Euskadi), dann in Katalonien Grenzübergänge öffneten. Zu diesen Absprachen gehörten auch öffentliche Erklärungen der Frankisten, man wolle Nachsicht walten lassen, um auf diese Weise zur Rückkehr zu ermuntern (was dann in der Praxis der politi-

40 In zahlreichen zeitgenössischen Berichten und vor allem Memoiren sind diese fürchterlichen ersten Tage in Frankreich geschildert worden. Neben der Darstellung bei Rafaneau-Boj und Rubio sei hier nur (wie auch für die weiteren Abschnitte) verwiesen auf Antonio Soriano, Éxodos. Historia oral del exilio republicano en Francia 1939-1945, Barcelona 1989. Darin sind eine Reihe von Interviews wiedergegeben.
41 Vgl. Rafaneau-Boj, Odyssée, a.a.O., S. 101-105.
42 Vgl. ebd., S. 131f.
43 Die folgende Darstellung der Repatriierungen stützt sich auf ebd., S. 55-57 und 134-136, sowie Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 1, S. 116-129.

schen Überprüfungen, denen die Zurückgekehrten unterworfen waren, ganz anders aussah). Aus diesen Kontakten und den allgemeinen politischen Erwägungen der französischen Regierung folgte auch die diplomatische Anerkennung der in Burgos residierenden Franco-Regierung durch ein Abkommen am 25. Februar, also noch mehr als einen Monat, bevor Francos Truppen Madrid besetzen konnten. Dies hatte die Überstellung des militärischen Materials und aller sonstigen staatlichen Güter, die die Flüchtlinge mitgebracht hatten, an die Franco-Regierung zur Folge. Vor allem aber bedeutete dies, daß damit der Anspruch auf jegliche diplomatische Unterstützung, wie sie die Regierung der Republik zumindest theoretisch noch gewähren konnte, hinfällig wurde. Damit waren z. B. die von der Republik ausgestellten Pässe nicht mehr durch Frankreich anerkannt.

Die Zahl der Repatriierungen war jedenfalls beträchlich.[44] Anfang August erklärte das französische Innenministerium, daß etwa 250.000 Spanier bereits zurückgekehrt seien, also mehr als die Hälfte der Flüchtlinge von einem halben Jahr zuvor. Obwohl die französische Regierung in den folgenden Wochen - bei Kriegsausbruch - ihre Orientierung auf Repatriierung abänderte, da die Spanier nun als Arbeitskräfte 'entdeckt' wurden (was weiter unten genauer dargestellt wird), setzte sich die Rückwanderung fort. Bis Mitte Dezember erfolgten noch einmal mehr als 100.000 Repatriierungen. Nach Regierungsangaben gab es um diese Zeit nur noch 140.000 spanische Flüchtlinge (davon 40 000 Frauen und Kinder).[45]

Diejenigen, die beim Überschreiten der Grenze nicht sofort ihre Bereitschaft zur Repatriierung erklärt hatten, wurden nach Zivilisten und Militärs aufgeteilt. Die Zivilpersonen - zumeist Frauen und Kinder - wurden an der Grenze vergleichsweise schnell abgefertigt und mit Sonderzügen in das Landesinnere (mit Ausnahme der Region Paris und der westlichen Grenzgebiete) gebracht.[46] Für sie wurden zumeist in unbenutzten Gebäuden (wie ehemaligen Klöstern oder Schulen) „Centres d'hébergement" („Aufnahmezentren") eingerichtet. Diese unterstanden ziviler Verwaltung. In ihnen war von vorneherein ein ausreichendes Minimum an Versorgung gewährleistet. Seine Bewohner, wenn sie auch an diese Zentren gebunden waren, hatten tagsüber die Möglichkeit zum Ausgang. Den Kindern wurde der Schulbesuch ermöglicht; gelegentlich wurden Französisch-Kurse eingerichtet.

Von diesen Zentren aus erfolgten Repatriierungen oder die Weitermigration; in ganz seltenen Fällen, wenn die betroffene Person einen Arbeitsplatz gefunden hatte oder über Familienangehörige mit regulärer Aufenthaltserlaubnis verfügte, auch der Umzug in normale Wohnungen. Der Beginn des Zweiten Weltkrieges brachte jedoch eine Änderung. Im Dezember mußten die noch in den Zentren Verbliebenen diese räumen. Die Frauen mußten Arbeit und Unterkunft suchen. Kinder wurden z. T. in Kinderkolonien gesteckt. Es kam aber auch zu Verschickungen in die Lager. So wurde z. B. im Lager

---

44 Die Zahlenangaben sind ebd., S. 121-124 entnommen.

45 Wobei bei dieser Zahl natürlich zu berücksichtigen ist, daß neben der Repatriierung auch schon die Weitermigration, besonders nach Lateinamerika, eingesetzt hatte und natürlich auch diejenigen, die in die Fremdenlegion eingetreten waren, schon nicht mehr als Flüchtlinge gezählt wurden.

46 Die folgende Darstellung nach ebd., S. 296-300, und Rafaneau-Boj, Odyssée, a.a.O., S. 58f., 116, 174f.

Argelès je eine zusätzliche Abteilung für Frauen und Kinder (jeweils 2.500 Personen) eingerichtet.
Das, was die Erfahrungen der Spanienflüchtlinge und das Bild von ihrer Aufnahme am nachhaltigsten prägte, waren die Lager („Camps de concentration"), die für die Angehörigen der republikanischen Armee geschaffen wurden.[47] Sie wurden innerhalb weniger Tage im Februar in der Nähe der Grenzübergänge eingerichtet, genaugenommen aus dem Nichts heraus improvisiert. Auf Stränden oder Wiesen wurden Flächen für die Lager abgesteckt, die zuerst einfach durch Militärposten begrenzt, dann mit Stacheldraht eingezäunt wurden. Die darin Eingesperrten mußten in den ersten Tagen, zum Teil sogar Wochen, unter freiem Himmel auf dem nackten Boden kampieren, bzw. sich in den Boden eingraben. Erst nach einiger Zeit wurden Barackenbehausungen errichtet und Strohmatten verteilt. Latrinen wurden erst nach und nach eingerichtet, so daß die hygienischen Bedingungen katastrophal waren. Fließendes Wasser gab es natürlich nicht, und das wenige Wasser, das zunächst ausgegeben wurde, reichte nicht zum Waschen. Auch die Lebensmittelversorgung kam erst nach einigen Tagen, nachdem schon die Ersten in die Lager überstellt wurden, in gang. Angesichts dieser Situation kam es, auch wenn nicht, wie von den französischen Behörden zunächst befürchtet, richtige Epidemien ausbrachen, zu vielerlei Krankheiten, teils wegen fehlender Hygiene (z. B. Typhus), teils wegen Mangelernährung (z. B. Skorbut). Aber auch psychische Erkrankungen traten auf. Die medizinische Versorgung war völlig unzureichend, so daß es zu einer hohen Sterblichkeitsrate kam. (Die medizinische Ausrüstung der republikanischen Armee konnte nicht verwendet werden, da sie wie alles irgendwie zur Armee gehörende Material beim Überschreiten der Grenze hatte abgegeben werden müssen.)
Der Grund für diese Behandlung war offensichtlich. Zunächst trafen die spanischen Flüchtlinge als „Rote" auf die Ablehnung oder zumindest das Mißtrauen eines guten Teils der französischen Gesellschaft, was bis hin in weite Teile der französischen Regierung reichte. Doch vor allem hatte diese mit tausenden, höchstens zehntausenden gerechnet; vor Ende Januar hatte es - trotz Vorwarnungen - keine Vorbereitungen gegeben. Mitte Februar dagegen zählten alle (bis dahin nur im Département Pyrenées Orientales errichteten) Lager zusammen 275.000 Insassen. Allein die beiden gigantischen, am Mittelmeerstrand errichteten Lager Saint Cyprien und Argelès hatten 100.000 bzw. 80.000 Insassen. Die anderen, auch kleineren Lager in diesem Département, die an den Grenzübergängen in den Bergen - im Vallespir um Prats de Mollo und in der Cerdagne um Bourg-Madame - geschaffen worden waren und die allein schon aus klimatischen Gründen mitten im Winter völlig unakzeptabel waren, mit zusammen weniger als 100.000 Internierten wurden allerdings nach mehreren Wochen im Verlaufe des März und April aufgelöst. Ihre Insassen kamen in neuerrichtete Lager, so in ein weiteres am Mittelmeerstrand errichtetes Lager bei Barcarès, oder in Nachbar-Départements geschaffene Einrichtungen. Diese waren dann, da mehr Zeit zur Verfügung stand, im allgemeinen vergleichsweise besser ausgerüstet. Ihre Namen (z. B. Gurs [Département Basses Pyrenées] oder Le Vernet [Ariège]) sind allerdings heute eher dadurch bekannt, daß sie, obwohl sie im Herbst 1939 immer noch spanische Insassen

47 Die folgende Übersicht über die Lager beruht auf ebd., S. 115-161 und Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 1, S. 287-375.

hatten, bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs für alle übrigen Flüchtlinge in Frankreich (zumeist aus dem deutschen Machtbereich) als Internierungslager dienten.
Jedenfalls verbesserten sich im Verlaufe des Frühjahrs auch in den „alten" Lagern die Versorgung und die Verpflegung, wenn auch z. T. mit starken Unterschieden zwischen den einzelnen Einrichtungen. Dennoch sollte das nicht dazu führen, *„die Gesamtheit der Vorenthaltungen zu verkennen, die für die Flüchtlinge das Internierungsleben bedeutete. Und wir beziehen uns nicht nur auf die Vorenthaltungen materieller Art, die ein nachdrückliches Gemeinschaftsleben und Einrichtungen, die fast nie ein angemessenes Niveau erreichten, unvermeidlicherweise mit sich bringen mußten. Wir beziehen uns damit vor allem auf die Vorenthaltungen moralischer Art: die Trennung für viele von der Familie, der erzwungene Müßiggang für andere, und für alle die Wirkung, die das Regime der Gefangenschaft selbst produzierte, das zusammen mit der Unsicherheit über seine Dauer eine mit der Zeit ständig wachsende Obsession hervorrief."* [48]
Die einzige Beschäftigung, zu denen die Gefangenen normalerweise angehalten wurden, waren Arbeiten an den Lagern, z. B. Bau von Baracken oder sonstigen Einrichtungen. Das *„interne Regime"* der Gefangenen, das sich zunächst nach den militärischen Strukturen richtete, wurde sehr schnell von den politischen Organisationen bestimmt, vor allem von der Kommunistischen Partei und den Anarchisten. Die Gefangenen organisierten sich neu, wobei die verschiedenen Richtungen auch sehr schnell aufeinanderprallten, da es zu Diskussionen um den Verlauf des Kriegs und die Gründe für die Niederlage kam. Besonders die Kommunisten wurden von den übrigen Organisationen angegriffen, sie würden die Kontrolle über die Lager mit undemokratischen Mitteln zu erringen versuchen und alle anderen dabei an den Rand drängen.
Trotz aller Widrigkeiten - zu denen auch noch die ständigen Versuche frankistischer Einflußnahme durch die Vertretungen des inzwischen von Frankreich anerkannten Staates gehörten - kam es sogar zu so etwas wie einem kulturellen Leben. Vorträge und allgemeine Bildungsmaßnahmen wurden organisiert, mit primitivsten technischen Mitteln wurden sogar Publikationen erstellt. Auch kam es sehr schnell zu Kontakten nach außen. Je nach Lager wurden sogar französische Zeitungen - natürlich nicht die Linkspresse - offiziell hineingelassen; doch die verbotene Presse wie auch die sehr schnell von den spanischen Parteien herausgegebene Exilpresse fanden auch ihren Weg in die Lager.[49]
Die Schaffung neuer Lager im März/April hatte allerdings auch noch einen weiteren Aspekt. Einige davon wurden als Sonderlager, als Straflager, geführt, in die zum einen als besonders „gefährlich" angesehene Spanier eingewiesen wurden, so z. B. Einheiten der spanischen Armee, die im wesentlichen aus Anarchisten zusammengesetzt waren, zum anderen Gefangene aus den „normalen" Lagern, die sich nach Ansicht der jeweiligen Lagerleitung irgendeines Vergehens schuldig gemacht hatten, was Disziplinarvorfälle, aber natürlich auch sogenannte kriminelle Delikte und nicht zuletzt politische Aufsässigkeit bedeuten konnte. (Allerdings gab es auch Fälle, z. B. zumeist bei aus den Lagern Entflohenen, wo die Flüchtlinge vor ein Gericht kamen und zu normalem Gefängnis verurteilt wurden.) Die berüchtigsten Straflager waren Fort Collioure - eine alte

48 Ebd., S. 321.
49 Über diese Aspekte des Lagerlebens ist besonders informativ der Sammelband Plages d'Exil. Les camps de réfugiés espagnols en France - 1939, Paris 1989.

Templer-Burg - und Le Vernet. In diesen Lagern war der Kontakt mit der Außenwelt (Korrespondenz, Empfang von Zeitungen) praktisch verboten, die französischen Offiziere übten zeitweise ein Terrorregime aus, was zu verschiedenen Skandalen in der französischen Öffentlichkeit führte.
Die Entlassungen aus den Lagern durch Repatriierung, Weitermigration usw. erfolgten zunächst nur stockend. Noch Mitte Juni zählten sie fast 170 000 Insassen. Erst durch den Kriegsausbruch änderte sich die Situation, da nun die Internierten zu einem Arbeitsdienst herangezogen wurden (siehe dazu weiter unten), was zur raschen Leerung der Lager führte. Für Dezember 1939 lassen unvollständige Angaben noch auf einige zehntausend Insassen schließen; im November 1940 wurden nur noch 4.651 gezählt. Praktisch dauerte also die Lagerzeit für die überwiegende Mehrheit der dort im Februar Internierten mehrere Monate, vielleicht im Durchschnitt ein halbes bis dreiviertel Jahr. Zwar sind genaue Angaben aufgrund fehlender Unterlagen nicht zu machen. Doch alles spricht für die Schätzungen, die Rubio auf der Basis vorhandener Teilinformationen vornimmt. Danach ließen sich zwei Drittel der insgesamt wohl an die Dreihunderttausend von der Internierung Betroffenen repatriieren, ein Viertel blieb in Frankreich und nur dem Rest, also etwa einem Zehntel, gelang die Weitermigration, von den in die Fremdenlegion eingetretenen abgesehen.
Unvergleichlich härter als in Frankreich entwickelte sich allerdings das Leben in den Lagern in Nordafrika. Das lag nicht nur an den klimatischen Bedingungen und an der weniger entwickelten Infrastruktur dieser Gebiete, sondern an deren (faktischer) Kolonialsituation. Nachdem nur ein kleiner Teil der dort Internierten den Weg zur Repatriierung oder Weitermigration beschritten hatte, wurden insbesondere mit Kriegsbeginn die Internierten meistenteils zu de facto-Zwangsarbeitern - so unter anderem beim Bau einer Eisenbahn durch die Sahara -, deren Widerstand brutal unterdrückt wurde.[50]
Unter den Flüchtlingen, die Ende Januar nach Frankreich gekommen waren, hatten sich auch die spanische Regierung, viele Parlamentarier und sonstige staatliche und politische Funktionsträger befunden. Ohne hier auf die politischen Auseinandersetzungen einzugehen, die sich in Frankreich sofort entwickelten und bei denen es zunächst um die Frage der Möglichkeit einer Fortsetzung des Kriegs ging - hierzu sei auf die bekannten Geschichten des spanischen Bürgerkriegs verwiesen -, ist hier nur festzuhalten, daß es zu einer Konfrontation zwischen dem auf ein enges Bündnis mit der Sowjetunion und den spanischen Kommunisten orientierten Ministerpräsidenten Juan Negrín, einem Sozialisten, einerseits und einer breiten Koalition nicht-kommunistischer Kräfte, deren Wortführer ebenfalls ein Sozialist, Indalecio Prieto, war, kam. Es entstanden mit Hilfe von nach Frankreich transferierten Geldern der Republik zwei Hilfsorganisationen: Zum einen Ende März der SERE („Servicio de Emigración de Republicanos Españoles", manchmal auch „Servicio de Evacuación...") um Negrín und zum anderen Ende Juli die JARE („Junta de Auxilio a los Republicanos Españoles") um Prieto. Grund für diese Spaltung war der Vorwurf an die SERE, die Kommunisten zu begünstigen und die Besserqualifizierten zu bevorzugen. Während diese beiden Organisationen die Emigration nach Lateinamerika organisieren und finanzieren sollten, existierten daneben noch eine Reihe weiterer, z. T. internationaler Hilfsorganisationen für die

50 Zu Nordafrika vgl. Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 1, S. 335-354.

Spanienflüchtlinge. So etwa das „Comité international de coordination et d'information pour l'aide à l'Espagne républicaine" (CICAER), das schon während des Bürgerkriegs mit starker Beteiligung der Kommunisten in Frankreich entstanden war und nun für die in den Lagern Internierten Unterstützung organisierte (wobei allerdings die Lager mit einem hohen Anteil Kommunisten gegenüber denen mit z. B. einer großen Zahl von Anarchisten bevorzugt wurden). Das „Comité" führte am 15./16.7.1939 eine große internationale Hilfskonferenz in Paris durch. Ein ähnliches internationales Komitee hatte sich in Frankreich schon während des Bürgerkriegs für die Unterstützung der Kinderverschickung ins Ausland gebildet, das jetzt Kinderkolonien für die neuangekommenen Flüchtlinge einrichtete. Weitere Komitees und internationale Zusammenschlüsse organisierten sich in vielen Ländern, von denen aus in diesen Monaten viel Hilfe, z. B. Nahrungsmittel, medizinische Unterstützung usw. gerade für die Insassen in den Lagern kam. Ein weiteres internationales Komitee bildete sich zur Unterstützung der von den kommunistischen Parteien als „trotzkistisch" denunzierten POUM, das „Comité international pour l'aide aux réfugiés espagnols" (CIPARE).[51]

Diese vielfältige Unterstützung war zweifellos lebenswichtig, da der französische Staat nur ein absolutes Minimum, die Unterbringung, bereitstellte. Allerdings muß auch hinzugefügt werden, daß Frankreich von allen übrigen Ländern praktisch alleine gelassen wurde. Die Kosten für den französischen Staat waren enorm. Sie wurden pro Tag (in der Anfangszeit) auf 7 Millionen Francs geschätzt; bis zum Jahresende wurden für die Spanienflüchtlinge fast 850 Millionen Francs bewilligt. Während sich gleich eine Reihe lateinamerikanischer Staaten, allen voran Mexiko, zur Aufnahme von Flüchtlingen bereit erklärte, kam von anderen Staaten Europas oder Nordamerikas nur unwesentliche Unterstützung, was sowohl Finanzhilfe - sei es direkter Art oder über das Internationale Rote Kreuz - wie Aufnahme von Flüchtlingen anbetraf.[52] Auch die internationalen zwischenstaatlichen Flüchtlingsorganisationen, z. B. das auf die nach dem Ersten Weltkrieg für die Flüchtlinge aus Rußland oder der Türkei geschaffenen Organisationen zurückgehende Flüchtlings-Hochkommissariat des Völkerbundes oder das 1938 auf der Evian-Konferenz gebildete Intergovernmental Committee on Refugees, nahmen sich der Spanien-Flüchtlinge nicht an.[53]

---

51 Zu den Hilfsorganisationen vgl. ebd., S. 129-157, und Rafaneau-Boj, Odyssée, a.a.O., S. 138-141. Zur internationalen Hilfskonferenz vom Juli 1939 vgl. auch die beiden Artikel in dem Organ der Kommunistischen Internationale, „Rundschau über Politik, Wirtschaft und Arbeiterbewegung": Georg Gregor, „Die Internationale Hilfskonferenz für die spanischen Flüchtlinge", in: Nr. 39, 20. 7. 1939, S. 1127f., ders., „Nach der Internationalen Hilfskonferenz für die spanischen Flüchtlinge", in: Nr. 40, 27. 7. 1939, S. 1144f. Zum CIPARE, zu dem neben internationalen Linkssozialisten bekannte antistalinistische Intellektuelle wie André Breton, Frida Kahlo und Ignazio Silone gehörten, vgl. Wilebaldo Solano, Un periodo capital de la historia del POUM. El primer año del exilio en Francia, unveröffentlichter Beitrag auf der Tagung „Internationaler Kongreß über das Exil der Katalanischen Länder", Barcelona, 7.-11.10.1989.

52 Vgl. die Angaben bei Rafaneau-Boj, Odyssée, a.a.O., S. 105f. und 137f.

53 Vgl. dazu Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 1, S. 369-373. Eine zeitgenössische Darstellung der internationalen Flüchtlingsprobleme und -organisationen (unter Einschluß der Spanier) liefern die Arbeiten von John Hope Simpson. Neben dem in Anm. 29 genannten Buch, das allerdings nur die Situation bis Oktober 1938 beschreibt und in dem deshalb nur - neben der Verschickung der Kinder - die kleinen Flüchtlingsbewegungen nach Frankreich im Verlauf des Krieges sowie die Flüchtlingssituation innerhalb Spaniens dargestellt wird (S. 160-169, 328-333, 343f.), handelt sich noch um folgende Veröffentlichungen: Refugees. A Review of the Situation since September 1938, London u. a. 1939, und The Refugee Question, London u. a. 1940.

Als sich jedoch abzeichnete, daß ein beträchtlicher Teil der Spanier sich weder repatrieren lassen wollte noch in nächster Zeit ein anderes Aufnahmeland finden würde, und nicht zuletzt auch aufgrund der internationalen Situation, leitete die französische Regierung nach einigen Monaten eine gewisse Modifizierung ihrer Politik in die Wege.[54] Ein Dekret vom 12. April 1939, das aber nicht unmittelbar die Spanier betraf, hatte das Prinzip eingeführt, daß alle, die in Frankreich Asyl erhalten hatten, im Fall der Mobilmachung den allgemeinen Kriegsdienstverpflichtungen, wie sie für die Franzosen galten, unterworfen waren. Auch entdeckte im Frühjahr der französische Staat - durch einige ministerielle Erlasse - die Spanier als billiges Arbeitskräftereservoir vor allem für die Landwirtschaft. Im Frühjahr wurden dann regelrechte Arbeitskompanien („Compagnies des travailleurs étrangers" [CTE] - auch „Compagnies des prestataires" [„Leistungserbringer"]) eingerichtet, die, zunächst 100, dann 250 Mann umfassend, unter dem Befehl eines französischen Offiziers standen. Sie wurden für Arbeiten vor allem auf Großbaustellen oder militärischen Anlagen eingesetzt. Zwar lag die Verpflegung und Besoldung unter denen für vergleichbare französische Arbeiter. Doch war das für die Angehörigen der CTE zweifellos ein Fortschritt; auch erhielten dadurch ihre Familien erweiterte Rechte.
Nach Kriegsausbruch wurden die Arbeitskompanien militarisiert und direkt dem Verteidigungsministerium unterstellt. Die Spanier waren nun endgültig gesuchte Arbeitskräfte und wurden entsprechend verstärkt aus den Lagern geholt. Zusätzlich wurden als direkte militärische Einheiten im Rahmen der französischen Armee Marschbataillone für Ausländer - und das hieß natürlich überwiegend: Spanier - geschaffen, deren Angehörige sich für die Zeit des Krieges verpflichten mußten. Im Frühjahr 1940, also kurz vor dem deutschen Angriff, setzten sich die spanischen Flüchtlinge wie folgt zusammen: In Arbeitskompanien 70.000 Personen, sonstige Arbeitskräfte 40.000, in Marschbataillonen 7.000 und in Lagern 6.000 (überwiegend Frauen und Kinder).
Entsprechend kämpften Spanier von Beginn an im Zweiten Weltkrieg.[55] Ein erster geplanter Einsatz im Februar-März 1940 auf Seiten Finnlands kam wegen des Abschlusses des finnisch-sowjetischen Friedensvertrages nicht mehr zustande. Doch bereits in den Kämpfen um Narvik im April waren mehrere hundert Spanier im Rahmen einer Brigade der Fremdenlegion beteiligt (die nach dem Rückzug der Alliierten im Juni nach Großbritannien gelangte, wo sie dann zum Grundstock der Armee de Gaulles gehörte). Seit Beginn des deutschen Angriffs an der Westfront am 10. Mai waren Spanier in vielen Einheiten der französischen Armee am Kampf beteiligt.

5. Die „Rotspanier" in deutschen Konzentrationslagern und als Zwangsarbeiter im „Reich"

Beim deutschen Vormarsch gerieten viele Spanier als Angehörige französischer Militäreinheiten in deutsche Gefangenschaft und wurden wie alle übrigen zunächst in den Kriegsgefangenenlagern interniert. Doch im Unterschied zu den französischen Staatsbürgern kamen sie von dort aus in die Konzentrationslager, überwiegend nach Maut-

54 Vgl. zu folgendem Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 1, S. 330-333, und Bd. 2, S. 388-397; Rafaneau-Boj, Odyssée, a.a.O., S. 168-180.
55 Vgl. ebd., S. 193-200, und Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 2, S. 411-420.

hausen bei Linz, wo bereits Anfang August 1940 die ersten eintrafen.[56] Zwei Gründe waren wohl für die bevorzugte Überstellung der Spanier dorthin ausschlaggebend. Zum einen war Mauthausen, 1938 geschaffen, noch vergleichsweise wenig „entwickelt"; das Lager sollte aber entsprechend den nationalsozialistischen Plänen für die Nachkriegszeit eine wichtige Rolle für die Baumaßnahmen, besonders in Linz, spielen (wie andererseits auch solche Bautätigkeiten wichtig für die Wirtschaftsunternehmungen der SS waren). Zum anderen war dieses Lager mit seinen extrem harten Bedingungen für die Häftlingskategorie vorgesehen, die als - im Nazi-Sinne - unwiderruflich verloren galt und deshalb dem Programm der *„Vernichtung durch Arbeit"* unterworfen war.
Diese ehemaligen Kriegsgefangenen wurden als Staatenlose behandelt und erhielten als Kennzeichen einen blauen Winkel mit S (für Spanier). Weder kümmerte sich die Vichy-Regierung um sie, obwohl sie ja Teil der französischen Armee gewesen waren, noch die Franco-Diktatur. Sie wurden vor allem in den Steinbrüchen Mauthausens sowie der Nebenlager (v. a. Gusen) eingesetzt. Die Arbeit war hier extrem hart. Entsprechend hoch war die Sterblichkeitsrate. Als nach der Kriegswende 1942 die Arbeitskraft der KZ-Insassen in verstärktem Maße für die Fortführung der Kriegswirtschaft unabdingbar war, verbesserte sich die Lage für die Spanier etwas, auch deshalb, weil die Spanier in der Nazi-Rassenhierarchie vor den Juden und sowjetischen Kriegsgefangenen rangierten. Denn nachdem es beim Eintreffen der Spanier im Winter 1940/41 neben Deutschen nur Polen gegeben hatte, kam das Gros der Häftlinge nach 1941 aus der Sowjetunion, insbesondere im Rahmen des systematischen Ausbaus des ganzen Lagerkomplexes mit seinen vielen über Österreich verstreuten zusätzlichen Nebenlagern und Kommandos. So nahm, nicht nur wegen der hohen Sterblichkeit in den Jahren bis 1942, der Anteil der Spanier in Mauthausen schnell ab, von ca. der Hälfte aller Gefangenen in den ersten Monaten von 1941 auf knapp 10% Anfang 1943 und etwa 3% im März 1944.
Einzelne Spanier erlangten im Laufe der Zeit einige der seit ca. 1942 für Häftlinge erreichbaren Positionen in der Lagerhierarchie, z.B. Schreiber. Es gab natürlich auch Spanier, die Opfer medizinischer *„Versuche"* wurden oder als Kranke (sog. Häftlings-Invaliden) - für Mauthausen in Schloß Hartheim - vergast wurden, oder Spanierinnen, die zur Prostitution in den Lagerbordellen aufgefordert wurden. Eine besondere Gruppe unter den spanischen Häftlingen in Mauthausen waren Jugendliche, die zusammen mit ihren Vätern, die sich in einer französischen Arbeitskompanie befanden, verhaftet worden waren. Sie wurden von der Mauthausener Firma Poschacher, die dort noch heute Steinbrüche betreibt, angefordert und sollten zu Steinmetzen für die zukünftigen nationalsozialistischen Bauvorhaben ausgebildet werden.

---

56 Als kurze Überblicksdarstellungen zu den Spaniern in deutschen KZs vgl. ebd., S. 401-410, das in Anm. 9 erwähnte Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte von Wilhelm Alff sowie die in Anm. 12 erwähnte Nummer der Zeitschrift Tranvía. Dort finden sich auch ausführliche Würdigungen verschiedener Berichte Überlebender, insbesondere des von der katalanischen Schriftstellerin Montserrat Roig zusammengetragene Bandes „Els catalans als camps nazis", Barcelona 1977. Des weiteren siehe folgende Literatur zu dem Haupt-KZ für die Spanier, Mauthausen: Gisela Rabitsch, „Das KL Mauthausen", in: Studien zur Geschichte der Konzentrationslager, Stuttgart 1970, S. 50-92; Evelyn Le Chêne, Mauthausen. The Story of a Death Camp, London 1971; Hans Maršálek, Die Geschichte des Konzentrationslagers Mauthausen, Wien 1980²; Michel Fabréguet, „Les 'espagnols rouges' à Mauthausen (1940-1945)", in: Guerres mondiales et conflits contemporains, Nr. 162, 1991, S. 77-98.

Diese ehemaligen Kriegsgefangenen blieben aber nicht die einzige Gruppe von Spaniern. Ab 1942/43 kamen Spanier hinzu, die wegen ihrer Teilnahme an der französischen Résistance von der deutschen Besatzungsmacht festgenommen worden waren. Sie kamen aber eher in andere Lager, wie etwa Dachau, Sachsenhausen, Buchenwald (wie dies z. B. in den autobiographischen Romanen von Jorge Semprún geschildert wird) oder nach Ravensbrück und trugen den roten Winkel der politischen Häftlinge (mit einem S). Ein Sonderfall unter den spanischen KZ-Häftlingen war der ehemalige sozialistische Regierungschef der Republik, Largo Caballero, der nach Sachsenhausen kam, dort aber wegen seiner Prominenz - ähnlich etwa wie Léon Blum oder Léon Jouhaux aus Frankreich in den jeweiligen deutschen KZs - Sondergefangener unter vergleichsweise besseren Bedingungen war.
Die Spanier, eine „hochpolitisierte" Gruppe von Gefangenen mit der jahrelangen militärischen Erfahrung aus dem Bürgerkrieg, wiesen im großen und ganzen einen besonders engen Zusammenhalt auf und nahmen sehr aktiv an den verschiedenen Widerstandsorganisationen teil, insbesondere natürlich in Mauthausen, obwohl die politischen Differenzen etwa zwischen Anarchisten und Kommunisten zu nicht geringen Spannungen führten. Insgesamt gab es in den deutschen Konzentrationslagern fast 8.200 *„rotspanische Häftlinge"*, davon allein in Mauthausen ungefähr 7.200, von denen um die 5.000 starben, also ungefähr 70%. Von den übrigen Tausend in den anderen Lagern - zumeist nach 1942 eingeliefert - starben dagegen etwa 200, also 20%.[57]
Probleme ganz anderer Art gab es dagegen nach der Befreiung, als die Spanier normalerweise nach Frankreich zurückkehrten. Obwohl sie entweder als Angehörige der französischen Armee im Jahre 1940, wenn auch mit Sonderstatus, oder als Teilnehmer an der französischen Résistance in die deutschen KZs gekommen waren, wurden sie gegenüber den französischen Häftlingen stark benachteiligt, hatten erst einmal nur geringen oder keinen Anspruch auf Hilfe und Entschädigung. Diese Situation besserte sich allerdings mit der pauschalen Gewährung des vollberechtigten Asylstatus im Jahre 1945 für alle Flüchtlinge von 1939 (siehe dazu weiter unten). Einen Sonderfall stellte die parteiinterne Behandlung der überlebenden Kommunisten dar, die von der Parteiführung in der Zeit des Hochstalinismus zeitweise des Verrats verdächtigt wurden, woran ebenfalls besonders nachdrücklich Jorge Semprún in seinen autobiographischen Arbeiten erinnert hat.
Daß der Franco-Staat die Erinnerung an die spanischen KZ-Häftlinge jahrelang zu verhindern versuchte, nimmt natürlich nicht Wunder. Beispielhaft dafür war das Vorgehen der Zensur, die zehn Jahre lang das Erscheinen eines 1946 verfaßten romanhaf-

57 Diese Angaben basieren auf den Berechnungen bei Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 2, S. 409f. (Offiziell wird in Mauthausen auf dem Gedenkstein für die Spanier die Todeszahl mit „7.000" angegeben. Diese ist jedoch u.a. wegen Doppelzählungen in der Lagerstatistik überhöht.) Auch weist Rubio darauf hin, daß fast die Hälfte der ehemaligen Gefangenen im Jahr nach ihrer Befreiung an den Folgen der Lagerhaft starben. Ist es eigentlich angesichts dieser Tatsache Zynismus oder bloße Unkenntnis der Fakten, wenn ein modischer Neuinterpret Hitlers (Rainer Zitelmann, Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs, Stuttgart 1989², S. 486f.) diesen als heimlichen Sympathisanten der „Rotspanier" - wohlgemerkt nach 1939 - ausgibt, da Franco katholisch-reaktionär sei, und unkommentiert folgende Äußerung von ihm wiedergibt: *„Wir können deshalb nichts Gescheiteres tun, als von ihnen soviel wie möglich, angefangen mit den vierzigtausend in unseren Lagern, für einen eventuell in Spanien ausbrechenden neuen Bürgerkrieg in Rückhand zu behalten."*

ten Berichts eines ehemaligen Mauthausen-Häftlings verhinderte. Erst 1956 konnte er - nachdem er mit einem französischen Literaturpreis ausgezeichnet worden war - in einer gekürzten spanischen Version in Barcelona erscheinen (1963 erschien dann das ungekürzte katalanische Original).[58] Erst Francos Nachfolger, König Juan Carlos, ehrte 1978 bei einem Staatsbesuch in Österreich die Opfer. Eine Ehrung, die allerdings nicht ohne Widersprüche bleibt, so etwa, wenn als Symbol für die Nationalität der Gefangenen die heutige spanische Flagge - unter der bekanntlich die Franco-Truppen kämpften - statt der republikanischen verwendet wird, oder wenn die Gedenktafel des Königs den eher verschleiernden Spruch enthält: *„Spanien seinen gefallenen Söhnen in Mauthausen"* (*„España a sus hijos caídos en Mauthausen"*).

Spanische Flüchtlinge in Frankreich wurden jedoch von der deutschen Besatzungsmacht nicht nur in die Konzentrationslager gebracht. Es gab ebenfalls eine starke Gruppe spanischer Zwangsarbeiter im „Reich".[59] Zumeist kamen sie aus den Arbeitskompanien, unterlagen also in Frankreich schon einer Dienstpflicht. Aufgrund der Waffenstillstandsbedingungen wurden diese Arbeitskompanien in der besetzten Zone von den Deutschen übernommen und entweder zur Weiterarbeit in Frankreich gezwungen oder nach Deutschland verschickt. Zwar versuchten daraufhin auch einzelne Spanier, dem zu entgehen, indem sie die Repatriierung beantragten; dies wurde jedoch von der Besatzungsmacht abgelehnt.

Aber auch die Vichy-Regierung schickte auf deutschen Druck Spanier, insbesondere nachdem dies durch die Schaffung des STO („Service du Travail Obligatoire"; „obligatorischer Arbeitsdienst") im Jahre 1943 noch leichter geworden war.[60] Denn Vichy war daran interessiert, daß Spanier nach Deutschland (oder zumindest auf die von den deutschen Behörden eingerichteten Arbeitsstellen in Frankreich) kamen, denn dadurch bestand die Chance, französische, zur Arbeit in Deutschland verpflichtete Kriegsgefangene freizubekommen oder bei den angeforderten Arbeitskräften Franzosen durch Spanier zu ersetzen. Insgesamt dürfte die Zahl der spanischen Zwangsarbeiter in Deutschland um die 40.000 betragen haben. Etwa Tausend von ihnen kamen bei den alliierten Bombenangriffen auf Deutschland um.

---

58 Es handelt sich um das Buch von Joaquim Amat-Piniella, K. L. Reich. Es erschien in Spanien wohl auch deshalb, weil der Verfasser einen - mitveröffentlichten - Dankesbrief des Generals Omar Bradley, der die amerikanischen Truppen bei der Befreiung Mauthausens befehligt und dem der Autor das Manuskript übersandt hatte, vorweisen konnte. Vgl. dazu den Artikel von P. Joan i Tous über das Buch in der schon erwähnten Nummer von Tranvía (Anm. 12).

59 Vgl. dazu die Angaben bei Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 2, S. 399-401. Er stützt sich dabei auf spanische Autoren, die z. T. selbst als Zwangsarbeiter in Deutschland waren. Die Standardwerke zu den ausländischen Arbeitern in der deutschen Kriegswirtschaft (Edward L. Homze, Foreign Labor in Nazi Germany, Princeton 1967; Hans Pfahlmann, Fremdarbeiter und Kriegsgefangene in der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945, Darmstadt 1968; Ulrich Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des 'Ausländer-Einsatzes' in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Bonn/Berlin 1986²), deren Schwerpunkt vor allem auf den „Ostarbeitern" liegt, führen die Spanier allerdings nicht auf (mit Ausnahme der aufgrund eines Abkommens mit dem Franco-Staat vom 21.8.1941 direkt aus Spanien nach Deutschland Gekommenen, deren Gesamtzahl mit wenigen Tausend allerdings sehr gering war und die natürlich keine Zwangsarbeiter waren). Da es höchst unwahrscheinlich ist, daß sich die spanischen Zwangsarbeiter in ihren Berichten irren, kann man nur vermuten, daß sie in den deutschen Statistiken nicht als eigenständige Gruppe aufgeführt, wegen ihrem unmittelbaren Herkunftsland unter die Franzosen gezählt oder einfach als Staatenlose oder Sonstige gezählt wurden.

60 Vgl. Rafaneau-Boj, Odyssée, a.a.O., S. 235f.

6. Spanier im besetzten Frankreich: Zwischen Arbeitspflicht, Auslieferung, Emigration und Résistance

Die Zweiteilung Frankreichs im Gefolge des Waffenstillstandsabkommens vom 22. Juni 1940 verschlechterte natürlich insgesamt die Lage der spanischen Flüchtlinge in Frankreich, wenn auch zunächst in sehr unterschiedlichem Maße. In der von deutschen Truppen besetzten Zone waren sie dem unmittelbaren Zugriff der Besatzungsmacht ausgesetzt. Die Arbeitskompanien wurden übernommen mit der Folge weiterer Dienstverpflichtung in Frankreich oder gar in Deutschland. Auch kam es zu Deportationen in die Konzentrationslager.

Hauptsächlich wurden die Spanier von der Organisation Todt erfaßt - an der die Spanier in Frankreich insgesamt einen sehr hohen Anteil stellten - ‚die sie zum Bau des Atlantikwalls und anderer militärischer Installationen, z. B. der U-Boot-Basis in Bordeaux, einsetzte.[61] Dazu wurden sie direkt von den Arbeitskompanien des Vichy-Staats übernommen - manche taten dies sogar bereitwillig, da Besoldung und Verpflegung zumindest zeitweise besser waren - oder aus den Lagern quasi dienstverpflichtet, aber auch als freie Arbeitskräfte geworben. Nach groben Angaben gehörten 1942/43 um die 25 000 Spanier in Frankreich zur Organisation Todt.

Im dem Maße, in dem sich die Niederlage Deutschlands abzeichnete und sich entsprechend die Arbeits- und Lebensbedingungen verschlechterten, entwickelte sich auch der Widerstand der Arbeiter trotz ständiger Kontroll- und Disziplinarmaßnahmen (z. B. durch die umfassende Kasernierung). Es kam sogar zu einigen Fällen von Arbeitsverweigerungen (wenn etwa die Arbeitszeit verlängert wurde); die häufigere Form des Widerstandes war aber die Sabotage. Vor allem aber, besonders nach der Invasion, kam es zu vielfacher Flucht, zumeist in den Maquis. Kurzfristig wurde im Juli 1944 sogar erwogen, alle Arbeiter der Organisation Todt zum Arbeitseinsatz ins „Reich" zu deportieren, was aber an der mangelnden Transportkapazität scheiterte.

Dagegen blieb der Versuch der deutschen Besatzungsmacht im Jahre 1944, ein spanisches Hilfskorps („Einsatzgruppe Pyrenäen") aufzustellen, ein Fehlschlag. Zwar gab es auch unter den spanischen Flüchtlingen Individuen, die mit den Nazis kollaborierten - z. B. als Spitzel bei den Einheiten der Organisation Todt -, doch reichte deren Zahl offensichtlich nicht aus. Zweifellos untertreibt Alff, wenn er lakonisch notiert, *„wie zu erwarten, war die Anwerbung spanischer Freiwilliger schwierig"*.[62]

Im Vichy-Staat waren im September 1940 die Arbeitskompanien, die ja militärische Einrichtungen waren, durch dem Arbeitsministerium unterstellte „Groupements de travailleurs étrangers" (GTE) abgelöst worden.[63] Diese waren keine militärischen Einheiten mehr, ihre Arbeitseinsätze erstreckten sich auch nicht mehr auf den Ausbau der militärischen Infrastruktur; ansonsten, was Arbeitsbedingungen usw. anbetraf, änderte sich allerdings wenig, da ihnen der Staat jetzt noch weniger wohlgesonnen war als vor der Niederlage Frankreichs. In dem Maße, in dem sich die allgemeinen Bedingungen verschlechterten, verschärfte sich auch die Lage in den GTE, die immer mehr den

61 Zu den Spaniern bei der Organisation Todt vgl. ebd., S. 233-240, und Alff, Die Flüchtlinge der spanischen Republik, a.a.O., S. 159-177.
62 Ebd., S. 177.
63 Vgl. ebd., S. 164-169, und Rafaneau-Boj, Odyssée, a.a.O., S. 201, 233-240.

Charakter einer Zwangsarbeit annahm, was die Einrichtung des obligatorischen Arbeitsdienstes im Vichy-Staat noch verschärfte, da die Spanier noch weniger Rechte hatten als die Franzosen.
Da die Spanier nach dem Waffenstillstandsvertrag auch nicht mehr zur militärischen Unterstützung gebraucht wurden, erlaubte Vichy zunächst auch mit deutscher Einwilligung die Fortführung der Auswanderung. Dazu wurde etwa am 23. 8. 1940 ein Abkommen mit Mexiko geschlossen.[64] Deutschland begann jedoch bald Druck auszuüben, keine Männer im wehrfähigen Alter mehr herauszulassen. Immer wieder wurden Transporte nicht zugelassen, bis schließlich diese Auswanderungsmöglichkeit, durch die etwa 4.000 Spanier entkommen konnten, im Jahre 1942 endgültig beendet wurde.
Ansonsten bedeutete die neue Situation für viele Spanier eine Rückkehr zur Lage von vor dem Kriegsbeginn. Denjenigen, die nicht zu der Minderheit mit Arbeitsverträgen oder nicht zu den Arbeitskompanien gehörten, drohte nun wieder die Internierung in Lagern (einige der Anfang 1939 geschaffenen Lager hatten die ganze Zeit über seit Beginn des Weltkriegs weiterexistiert, allerdings neben Spaniern nun nicht-spanische Flüchtlinge, deutsche Staatsbürger usw. aufgenommen).[65] Jetzt wurden sogar einige zusätzliche - natürlich nicht nur für Spanier - eingerichtet. Doch im Unterschied zu 1939 fehlte nun eine französische Öffentlichkeit, die Druck auf die Regierung zur Verbesserung der Situation in den Lagern machen konnte. Diese war nun viel katastrophaler als zwei Jahre zuvor. Protest konnte jetzt nur noch aus neutralen Ländern wie der Schweiz oder den USA kommen, zu denen das Vichy-Regime gute Verbindungen aufrechterhalten wollte. Schließlich reagierte das Regime auf Veröffentlichungen in der ausländischen Presse, indem im September 1941 eine neue Behörde (Inspection générale des camps) eingerichtet wurde. Die Lage in einzelnen Lagern verbesserte sich. Die Situation der Internierten war allerdings nicht nur durch die materielle Lage bestimmt; dazu gehörte auch das Verhalten des Wachpersonals, gegen dessen Willkür es wenig Möglichkeiten gab. Dies wirkte sich vor allem in den nordafrikanischen Lagern (v. a. zum Bau der transsaharischen Eisenbahn) aus, wo in einigen eine solche Gewalt gegen die Internierten herrschte, daß es hier nach der Befreiung zu Prozessen kam, in denen sogar einige Todesurteile gefällt wurden.[66] Nordafrika blieb allerdings die Ausnahme. Ähnliche Verfahren für die Lager in Frankreich gab es nicht.
Für die Spanier in Frankreich gab es allerdings jetzt noch ein neues Problem. In Vichy herrschten die „Freunde" Francos, und dessen Regierung (die das auch schon vor dem Mai 1940 gelegentlich getan hatte) forderte die Auslieferung der noch in Frankreich befindlichen Anführer der „Republikaner".[67] Verschiedentlich präsentierte die spanische Regierung Namenslisten. Doch interessanterweise lehnte die Vichy-Regierung die geforderten Auslieferungen ab. Sie berief sich auf das spanisch-französische Auslieferungsabkommen vom 1. Dezember 1877, das ausdrücklich die Auslieferung wegen

64 Vgl. Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 2, S. 448-455.
65 Zu den Lagern im Vichy-Staat vgl. Rafaneau-Boj, Odyssée, a.a.O., S. 206-228.
66 Vgl. ebd., S. 229-233, und Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 1, S. 347-354. Bereits im April 1943, also ein halbes Jahr nach der alliierten Landung, waren in Nordfrankreich die Lager abgeschafft worden.
67 Als kurze Übersicht zum Gesamtkomplex der Auslieferungen vgl. Rafaneau-Boj, Odyssée, a.a.O., S. 203-205. Eine auf umfangreiche Quellenstudien gestützte ausführliche Darstellung bei Matthieu Séguéla, Pétain-Franco. Les secrets d'une alliance, Paris 1992, S. 252-271.

politischer Delikte für unzulässig erklärte, obwohl die spanische Regierung behauptete, alle Auslieferungsbegehren hätten rein kriminelle Straftaten zum Anlaß. Teils lehnte die Vichy-Regierung direkt ab, teils ließ sie Gerichte entscheiden, die ebenso in all diesen Fällen zur Ablehnung der spanischen Begehren kamen. Dieses auf den ersten Blick erstaunliche Verhalten des État français, der ja etwa im Falle der Juden solche Skrupel nicht zeigte, dürfte zum einen sicher einem konservativen Legalismus geschuldet sein, zu dem vielleicht auch noch traditionelle französische Verachtung gegenüber Spanien hinzukam. Nicht zuletzt dürfte es aber auch durch das beträchtliche internationale Echo zu begründen sein, das einige tatsächlich erfolgte Auslieferungen im Jahre 1940 hervorgerufen hatte, die einige prominente Politiker betrafen (u. a. den ehemaligen Präsidenten Kataloniens, Lluís Companys, und den syndikalistischen Minister von 1936/37, Joan Peiró), die dann zum Tode verurteilt wurden. Diese Auslieferungen waren allerdings - zumindest nach dem Kenntnisstand bis heute - in Wirklichkeit durch die deutsche Besatzungsmacht erfolgt und wurden dann nur in der Öffentlichkeit - zum Teil sogar noch heute in der Historiographie - der Vichy-Regierung zugeschrieben (die allerdings auch kein wirkliches Interesse an dem Schicksal der Ausgelieferten gezeigt hatte). Nur in einem einzigen Fall, der 1942 erfolgten Auslieferung des anarchistischen Generals Cipriano Mera, läßt sich die (alleinige) Verantwortung der Vichy-Regierung belegen.

In anderen Dingen zeigte die Vichy-Regierung gegenüber Franco mehr Entgegenkommen. Nachdem noch kurz vor Beginn des deutschen Angriffs auf Frankreich die republikanischen Hilfsorganisationen SERE und JARE verboten worden waren, erleichterte man den Frankisten die Propaganda für die Repatriierung, schloß sogar im Juni 1941 einen Vertrag darüber und gestattete dem „Sozialdienst" der faschistischen Staatspartei Spaniens, der Falange, Vertretungen in Frankreich zu eröffnen. Mit dem wachsenden Arbeitskräftemangel ab 1942 aufgrund der Deportationen nach Deutschland schob die Vichy-Regierung dem allerdings einen Riegel vor, da man die Spanier nun selbst dringend brauchte.[68]

Auch ging der Vichy-Staat natürlich hart gegen alle politischen Aktivitäten der Spanier vor. Dabei handelte es sich nicht nur um reine Reorganisationsbemühungen der spanischen Parteien.[69] Denn hier wuchs der in den Jahren 1940/41/42 noch schwachen französischen Widerstandsbewegung ein mächtiger Verbündeter zu. Andererseits wurden die Spanier auf den direkten Kampf gegen die Wehrmacht und ihre französischen Kollaborateure gleichsam hin orientiert, denn in dem Maße, wie dem Emigrationsweg nach Lateinamerika ein Riegel vorgeschoben wurde, blieb ihnen kein anderer Ausweg. Auch verstanden sie den Kampf gegen Hitler und Pétain als eine erste Etappe eines umfassenden antifaschistischen Kampfes. Deren Sturz war für sie die Voraussetzung zum Sieg über Franco.

Dementsprechend stellten die Spanier vor allem in Südfrankreich einen gewichtigen Anteil an der Résistance. Ohne dies hier im einzelnen aufführen zu wollen, waren sie an all deren Etappen beteiligt. Spanier beteiligten sich an den Fluchtdiensten, die alliierte Agenten, abgeschossene Piloten oder Juden aus Frankreich über die iberische

68 Vgl. ebd., S. 278-286.

69 Zu Repressionsmaßnahmen (Massenverhaftungen, Prozessen usw.) gegen die Parteien und Gewerkschaften der Spanier vgl. Rafaneau-Boj, Odyssée, a.a.O., S. 256-264.

Halbinsel hinausschmuggelten. Sie finden sich in der von der KPF aufgebauten „Main d'œuvre immigrée" (MOI), die den bewaffneten Kampf gegen die deutschen Besatzer in den Städten führte, so auch in deren berühmtester Gruppe um den Armenier Missak Manouchian, die durch ein berüchtigtes Plakat der Deutschen und nach 1945 durch ein Gedicht Aragons bekannt wurde.[70] Wo es - hauptsächlich in Südfrankreich - zur Bildung von Guerrillagruppen, dem Maquis, kam, waren auch immer Spanier dabei.[71] Die Kommunistische Partei Spaniens bildete in enger Zusammenarbeit mit den französischen Kommunisten Organisationen mit überparteilichem Anspruch, die „Unión nacional española" und die „Agrupaciones de guerrilleros españoles". Aber auch die anderen politischen Strömungen, vor allem die Anarchisten, waren aktiv. Das Verhältnis zwischen den spanischen Kommunisten (die ja auf die enge Unterstützung der KPF zählen konnten) und den übrigen Organisationen war z. T. von starken Spannungen gekennzeichnet, da die KP Spaniens ihren Hegemonieanspruch durchsetzen wollte. Nichtkommunistische Einheiten wurden marginalisiert, bzw. Nicht-Kommunisten aus kommunistischen Einheiten ausgeschlossen. Es kam sogar zu regelrechten Säuberungen, die in einigen Fällen wohl auch zu Ermordungen führten.[72] Insbesondere gilt das für die ersten Monate nach der ja weitgehend allein durch die Résistance erfolgten Befreiung Südfrankreichs im Herbst/Winter 1944, als die KPF nicht unbeträchtliche Gebiete dominierte. Wegen des „irregulären" Charakters dieser Guerrilla ist es natürlich schwer, genaue Zahlenangaben über diese spanischen Résistancekämpfer zu machen. Rubio schätzt, daß es auf dem Höhepunkt der Kämpfe - 1944 - mindestens 10.000 waren, d. h. ungefähr ein Drittel der gesamten Einheiten, die in Südfrankreich kämpften.
Spanier gehörten auch zur Armee de Gaulles.[73] Zu einem kleine Teil handelte es sich um Angehörige französischer Einheiten, die von Narvik oder Dünkirchen nach Großbritannien evakuiert worden waren. Dann gab es Spanier in Einheiten der Fremdenlegion, die - in Nordafrika oder in den übrigen Kolonialgebieten stationiert - zu De Gaulle übergetreten waren. Auch hatten sich bei der angloamerikanischen Besetzung Nordafrikas weitere Spanier den gaullistischen Truppen angeschlossen. So kam es zur Bildung regelrechter spanischer Einheiten, mit spanischen Offizieren und Unteroffizieren und mit spanischer Kommandosprache, als Teil der offiziellen Streitkräfte Frankreichs. Den Höhepunkt der spanischen Beteiligung bildete der Einmarsch in Paris, in dem sich kurz zuvor die Résistance erhoben hatte. Eine Reihe der französischen Panzer trugen Namen wie Teruel, Guadalajara, Brunete - Anzeichen für ihre spanische Besatzung. Der erste französische Offizier, der in das Büro des deutschen Kommandanten von „Groß-Paris" eindrang, war ein Spanier. Dementsprechend nahmen an de Gaulles Siegesparade am 26. August 1944 auf den Champs Elysées viele Spanier teil, mit spanischen Transparenten und der Fahne der Republik auf Lastwagen und Panzern. Bis

70 Zum MOI und der Rolle von Spaniern in ihr vgl. die ausführliche Darstellung von Stéphane Courtois/Denis Peschanski/Adam Rayski, Le sang de l'étranger. Les immigrés de la MOI dans la résistance, Paris 1989 (dt. Ausgabe: Immigranten und Juden in der französischen Résistance, Berlin 1994).

71 Zu einem Überblick über die Spanier im Maquis vgl. Rafaneau-Boj, Odyssée, a.a.O., 264-302, und Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 2, S. 421-426.

72 Vgl. dazu die von französischen und spanischen Anarchisten erstellte Dokumentation „1944. Les dossiers noirs d'une certaine Résistance", Perpignan 1984.

73 Vgl. Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 2, S. 436-441, und Rafaneau-Boj, Odyssée, a.a.O., S. 302-315.

nach Berchtesgaden rückten Spanier vor. Etwa 3.500 kämpften so in französischen Uniformen.

7. Schlußbemerkungen

Zehntausende - Rafaneau-Boj spricht von 40.000, aber es gibt Schätzungen, die zwischen 20.000 und 70.000 liegen[74] - der republikanischen Flüchtlinge waren im Griff der Macht Hitlers, sei es als Gefangene in KZs und als Zwangsarbeiter in den verschiedensten Formen, und bekämpften sie, wobei beides ineinander überging bzw. aufeinanderfolgte. Jetzt, fünf bzw. sechs Jahre nach ihrer Flucht wurde ihnen auch eine offizielle Anerkennung zuteil. Im Jahre 1944 beschloß das auf der Evianer Flüchtlingskonferenz im Jahre 1938 gebildete „Intergovernmental Committe on Refugees", nun auch die spanischen Flüchtlinge von 1939 zu betreuen und machte sie damit zu einer international „anerkannten" Flüchtlingskategorie.[75] Mit einem Dekret vom 15. März 1945 gewährte Frankreich allen in seinen Grenzen befindlichen spanischen Flüchtlingen - ca. 105.000 - das politische Asyl entsprechend der internationalen Flüchtlingskonvention von 1933.[76]

Doch das, was die Spanier am meisten erwarteten, den Sturz Francos und damit ihre Rückkehr, trat nicht ein. Hier kann das natürlich nicht im einzelnen nachgezeichnet werden, doch es war nicht zuletzt der Unwillen Großbritanniens und vor allem der USA, seinen Sturz mitzubetreiben, der sein Überleben sicherte. Im Gegenteil, nachdem 1945/46 das Ende der Diktatur schon fast sicher schien, wurde Franco im einsetzenden Kalten Krieg als Verbündeter entdeckt und erhielt die notwendige wirtschaftliche Unterstützung, ohne die sein Regime zusammengebrochen wäre. Den spanischen Flüchtlingen blieb nichts anderes übrig, als sich in die jeweiligen Aufnahmeländer zu integrieren, was vielen gelang, während durchaus nicht wenige auf weitere Hilfe angewiesen waren.[77]

Allerdings stand das spanische Exil auch weiterhin in Kontakt zum antifrankistischen Widerstand in Spanien selbst. Dieser veränderte sich jedoch mit dem sozialen Wandel im Lande; neue Generationen mit ganz anderen Erfahrungen traten nun in den Kampf gegen die Diktatur ein und bestimmten ihn. Manche Exilorganisationen verloren dabei sogar den Kontakt zu den Realitäten im Lande. Andererseits kam es immer wieder zu neuen Flüchtlingen aus Spanien, wenn deren Zahl auch bei weitem nicht mehr mit 1939

---

74 Vgl. ebd., S. 314f.

75 Vgl. Jacques Vernant, The Refugee in the Post-War World, New Haven 1953, S. 28. Das führte dazu, daß die internationalen Flüchtlingsorganisationen der UNO Spanier betreuten und u. a. die Emigration von Frankreich nach Lateinamerika - die USA nahmen keine Spanier auf - finanzierten. (Etwa 9 000 zwischen 1947 und 1951.) Vgl. Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 2, S. 741-745.

76 Vgl. ebd., S. 657-662, 668. Dies rief natürlich einen heftigen Protest der Franco-Regierung hervor.

77 Daß sich bei weitem nicht alle spanischen Flüchtlinge nach 1945 problemlos in ihre Aufnahmeländer integrieren konnten, sondern viele fortwährende Unterstützung brauchten, macht das Buch von Nancy Macdonald, Homage to the Spanish Exiles. Voices from the Spanish Civil War, New York 1987, deutlich. Sie war die Initiatorin der 1953 in den USA gegründeten Spanish Refugee Aid und berichtet darin über deren Hilfsaktivitäten. (Vgl. dazu auch die Bemerkungen von Mary McCarthy, Vergessene Menschen, in: TAZ, 19. 4. 1988, die auch in dem Buch als Vorwort abgedruckt sind.)

zu vergleichen war.[78] Doch das politische Exil wurde seit den fünfziger Jahren durch die große Arbeitsemigration überlagert.
Von 1945 ab erweiterte das Franco-Regime mit einer Reihe von Maßnahmen bis hin zu einer allgemeinen Amnestie im Jahre 1969 für alle „Delikte" vor dem 1. April 1939 die Möglichkeiten für die Exilierten zur Rückkehr.[79] Dies erlaubte zumindest allen, die sich nicht allzu offen im Exil gegen die Diktatur engagierten, ihre Heimat zu besuchen; zu der von der Diktatur erhofften massenhaften Rückkehr führte es jedoch nicht. Denn all diejenigen, die diese verschiedenen Zugeständnisse der Diktatur noch erlebten, waren inzwischen überwiegend in den Aufnahmeländern beruflich integriert (oder erhielten nur dort Hilfe) und hatten damit, wenn sie nicht sowieso den Tod Francos abwarten wollten, erst mit dem Erreichen des Rentenalters die Möglichkeit zur Rückkehr.

Anhang I: Emigration nach Lateinamerika[80]

Hauptaufnahmeland war Mexiko, das im ersten Jahrzehnt nach dem Bürgerkrieg 21.750 Spanier aufnahm - 1939: 7.397; 1940: 2.055; 1941: 1.917; 1942: 3.055; 1943: 337; 1944: 633; 1945: 709: 1946: 1.618: 1947: 2.852; 1948: 1.177. Kein anderes Land in Lateinamerika akzeptierte so viele republikanische Flüchtlinge.
Nach Chile kamen 1939 2.200 Flüchtlinge; die 1940 angekündigte Bereitschaft zur Aufnahme von 3.000 weiteren Flüchtlingen wurde nicht umgesetzt.
Einen Sonderfall stellt die Dominikanische Republik dar. Hier plante der Diktator Trujillo Ende der dreißiger Jahre eine umfassende Ansiedlung von Europäern, um die wirtschaftliche Situation des Landes zu verbessern, aber auch um das „weiße Element" zu stärken. So kamen 1939/40 über 3.000 Spanier, die aber größtenteils nach kurzer Zeit aus klimatisch/wirtschaftlichen, aber auch aus politischen Gründen nach anderen lateinamerikanischen Ländern weitermigrierten.
Die Transporte in diese Länder erfolgten in den Jahren bis 1942 auf zumeist von den Hilfsorganisationen SERE oder JARE gecharterten Schiffen. Alle anderen lateinamerikanische Länder waren nicht zu einer ähnlichen Aufnahme bereit. Nur Einzelpersonen - wobei man aber auch berücksichtigen muß, daß es nicht wenige Flüchtlinge mit einer zweiten, lateinamerikanischen Staatsangehörigkeit gab oder mit Verwandten dort - konnten so einwandern, was allerdings im Laufe der Jahre in einigen Ländern (wie etwa Venezuela oder Argentinien) doch zu größeren spanischen Flüchtlingskolonien führte.

---

78 Hinweise auf die Flüchtlinge nach 1945 und die Probleme, die die Frage ihrer Anerkennung als politische Flüchtlinge hervorrief, liefern Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 2, S. 662-669; Vernant, The Refugee, a.a.O., S. 279-281; David Wingeate Pike, L'immigration espagnole en France (1945-1952), in: Revue d'histoire moderne et contemporaine, April-Juni 1977, S. 286-300.

79 Zu den verschiedenen Maßnahmen gegenüber dem Exil vgl. Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 2, S. 673-676 und 745-750.

80 Einen Überblick über die Emigrationen nach Lateinamerika ebd., Bd. 1, S. 157-199, 230-265, und Bd. 2, S. 447-464, 743. Die Literatur über das weitere Schicksal der spanischen Flüchtlinge in den jeweiligen Ländern ist z. T. sehr umfangreich. Vgl. etwa zu Mexiko die in Anm. 4 aufgeführte enzyklopädieartige Darstellung.

Alle Länder legten im Prinzip Wert darauf, gut ausgebildete Menschen zu bekommen, was nur z. T. intellektuelle Qualifikation - wo besonders Spitzenleistungen gefragt waren -, sondern eher noch handwerkliche, industrielle oder landwirtschaftliche Ausbildung und Erfahrung bedeutete. Dementsprechend nahmen SERE bzw. JARE bei der Zusammenstellung eine soziale Auswahl vor, wobei man nur vermuten kann, daß sie nicht sehr streng erfolgte. Denn es traten sofort Klagen auf, daß beide Organisationen auch nach politischen Kriterien auswählten, d. h. die Nähe oder Ferne zu den politischen Parteien, mit denen sie verbunden waren, berücksichtigten. Noch krasser geschah das offensichtlich 1939/40 im Fall zweier Diplomaten, des mexikanischen Geschäftsträgers Narcís Bassols und des chilenischen Konsuls Pablo Neruda, denen massive Begünstigung der spanischen Kommunisten vorgeworfen wurde.

Anhang II: Exil in der UdSSR[81]

Entgegen den Anfang 1939 vielfach geäußerten Erwartungen - sei es z. B. von rechten Politikern in Frankreich mit gehässigem Unterton, sei es von vielen Linken in hoffnungsvoller Zuversicht - nahm die Sowjetunion nur eine sehr begrenzte Zahl spanischer Flüchtlinge auf. Das waren die Führungsgruppe der KP Spaniens bis auf einige wenige, die in Frankreich verblieben, eine ausgewählte Zahl kommunistischer Spitzenmilitärs und wichtige Mitarbeiter der Partei wie auch der sowjetischen Vertreter in Spanien (wozu auch die vom sowjetischen Geheimdienst rekrutierten Agenten gehören, z. B. der spätere Trotzki-Mörder Ramón Mercader und seine Mutter Caritat). Hinzu kamen noch Familienangehörige. Was die Gesamtzahl anbetrifft, sprach ein nicht genauer datiertes Dokument der Kommunistischen Partei Spaniens aus dem Jahre 1939 von 1.248 Personen; sie dürfte also maximal 2.000 betragen haben.
Jedoch trafen sie dort bereits republikanische Spanier an, die durch die Niederlage der Republik nun ebenfalls zu Flüchtlingen geworden waren. Dies waren zum einen eine große Zahl von Kindern, die im Verlauf der Kämpfe dorthin evakuiert worden waren (mit schwankenden Zahlenangaben zwischen 3.000 und 4.000). Zum anderen befanden sich in der UdSSR Anfang 1939 etwa 300 Militärpiloten zur Ausbildung und eine Reihe von Schiffen der Republik mit insgesamt über 100 Mann Besatzung. Die Angehörigen dieser beiden letzteren Gruppen waren natürlich nicht nach Kriterien ihrer Unterwerfung unter kommunistische Parteilichkeit ausgewählt worden; es gab unter ihnen alle möglichen politischen Überzeugungen. Während sich die Kinder den Maßstäben der sowjetischen Gesellschaft mehr oder weniger anpaßten, wurden eine Reihe der Matrosen und Piloten Opfer des Stalinismus. Sie wurden - anscheinend aber erst nach dem deutschen Überfall auf die UdSSR - verhaftet und in Lager geschickt, weil sie die Absicht geäußert hatten, nach Lateinamerika zu gehen. Im Westen, und damit gegenüber dem spanischen Exil, galten sie als verschollen, bis 1947 durch einen aus dem Gulag freigelassenen Franzosen Nachrichten über ihr Schicksal bekannt wurden. Es

81 Das folgende nach Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 1, S. 107f., 199-202, Bd. 2, S. 441-447. Wichtige Angaben zum Exil in der UdSSR finden sich auch in folgenden Geschichten der PCE: Gregorio Morán, Miseria y grandeza del Partido Comunista de España 1939-1985, Barcelona 1986, passim; Víctor Alba, El Partido Comunista en España. Ensayo de interpretación, Barcelona 1978, S. 266f.

entwickelte sich eine Solidaritätskampagne, getragen von den nichtkommunistischen Kräften des Exils, die wiederum von der Kommunistischen Partei Spaniens - etwa in den Exilinstitutionen der Republik - zu verhindern versucht wurde. Nach dem Tod Stalins wurden die überlebenden Internierten freigelassen. Es wurde ihnen - infamerweise zusammen mit den kriegsgefangenen Spaniern aus der frankistischen Blauen Division an der „Ostfront" - die Möglichkeit zur Repatriierung bzw. zur Migration in andere Länder gegeben. Ebenso kehrten im Laufe der Zeit eine Reihe der als Kinder Evakuierten nach Spanien zurück, entsprechend der Normalisierung der Beziehungen zwischen Spanien und der UdSSR. Aber auch Mitglieder der Kommunistischen Partei Spaniens gerieten bei den periodischen Parteisäuberungen unter der Exilorganisation der Partei in der UdSSR in die Mühlen der stalinistischen Geheimpolizei. Der bekannteste Fall ist der des Bürgerkriegsgenerals El Campesino (Valentín González). Viele der spanischen Kommunisten meldeten sich aber auch 1941 freiwillig zur Armee, ebenso von den „Kindern", von denen schon einige das wehrfähige Alter erreicht hatte. Es wurde auch eine aus Spaniern zusammengesetzte Spezialeinheit des NKWD gebildet, die hinter den deutschen Linien operierte. Die spanische Exilkolonie beklagte so eine ganze Reihe Toter auf seiten der Sowjetarmee.

Anhang III: Sozialstruktur des Exils

Die statistischen Angaben zum spanischen Exil sind angesichts der Bedingungen, unter denen sie erhoben wurden, zu weiten Teilen eher Annäherungswerte als hundertprozentig genaue Zahlen. Rubio, der mit großer Seriosität die verschiedenen Angaben wertet, hat auch versucht, die soziale Struktur des Exils und die demographischen Folgen für Spanien zu bewerten.[82] Dabei kommt ihm als Glücksfall zu Hilfe, daß im Juli 1939 von der republikanischen Flüchtlingshilfsorganisation SERE, gestützt auf Erhebungen in den Lagern, eine Übersicht für 159.127 Männer vorgelegt wurde. Seine wesentlichen Schlußfolgerungen daraus sind folgende: Zwischen 3/4 und 4/5 der Flüchtlinge waren demnach Land- oder Industriearbeiter, eine Struktur, die der spanischen Wirtschaftsemigration nach Frankreich, wie sie bis Anfang der dreißiger Jahre bedeutsam war, sehr ähnlich war. Unterschiedlich war allerdings, daß unter den Industriearbeitern der Anteil der qualifizierten hoch lag. Der bedeutsamste Unterschied war, daß sich die als tertiärer Sektor bezeichnete Gruppe nicht etwa wie bei den traditionellen Wirtschaftsemigranten aus dem Handel und ähnlichen Dienstleistungen rekrutierte, sondern eine *„Emigration der Gehirne"* darstellte. Sie bestand aus traditionellen Freiberuflern wie Ärzten und Anwälten, aber auch aus vielen Hoch- und Mittelschulprofessoren, dem Offizierskorps und - neben den Lehrern - vielen weiteren Staatsangestellten. Z. B. emigrierten 12% der Inhaber von Universitätslehrstühlen aus dem Jahre 1935, was den Verlust für die spanische Gesellschaft erahnen läßt, den diese Vertreibungswelle bedeutete. Von dieser hoch- und höchstqualifizierten Gruppe, die zwischen 5% und 10% des Bürgerkriegsexils ausmachte, gingen besonders viele nach Lateinamerika, da sie hier am leichtesten entsprechend ihrer Qualifikation arbeiten konnten.[83] Im übri-

82 Vgl. Rubio, La emigración, a.a.O., Bd. 1, S. 213-230.
83 Vgl. dazu die Übersicht über die Aufnahme der spanischen Flüchtlinge in Lateinamerika ebd., S. 230-265.

gen zeigen diese Angaben, daß die Flüchtlinge zwar aus allen Regionen des Landes kamen, ein deutlicher Schwerpunkt aber auf den Frankreich eher benachbarten Gegenden lag, die zugleich auch die entwickelteren Regionen des Landes darstellten.[84]

84 Vgl. ebd., S. 265-275.

Georg Scheuer

Der „andere" Widerstand in Frankreich (1939-1945)

Vorwort

Den Zweiten Weltkrieg 1939-1945 verbrachte ich im revolutionären Untergrund in Frankreich. Nicht zufällig, sondern infolge einiger Begebenheiten, die ich hier kurz erwähne, um den weiteren Verlauf zu illustrieren.
Der Zweite Weltkrieg wurde ab 1919, sofort nach Beendigung des Ersten Weltkrieges vorbereitet. Ich erlebte diese sogenannte „Zwischenkriegszeit" als Jugendlicher in Wien. Der deutsche Imperialismus hatte sich mit der Niederlage des Jahres 1918 nicht abgefunden und rüstete ab 1919 zur „Revanche", die Westmächte ebenso zur Verteidigung ihrer Beute.
1934 trampte ich als 19jähriger Aktivist des Kommunistischen Jugendverbandes (KJV) von Wien nach Paris, um dort an einem internationalen Jugendtreffen der Kommunistischen Internationale teilzunehmen. Die Kommunistische Partei Frankreichs (KPF) war damals noch auf ultralinkem Antikriegskurs *„gegen den französischen Imperialismus und Kolonialismus, für die proletarische Weltrevolution"*.
1935 schloß Stalin mit Frankreich den französisch-russischen Militärpakt und befahl allen Kommunistischen Parteien den Verzicht auf proletarisch-revolutionäre Agitation, und insbesondere in Frankreich die Eingliederung in eine *„nationale Front"* für Aufrüstung. Der 7. und letzte Weltkongreß der Kommunistischen Internationale beschloß im gleichen Jahr in Moskau auf Stalins Weisung in gleichem Sinn eine schroffe Rechtswendung: Zurückstellung des Klassenkampfes und Vorrang insbesondere in Frankreich für nationalistische Parolen und Unterstützung der militärischen Rüstungen.
Gegen diesen Kurs gab es eine Linksopposition in den Kommunistischen Parteien. In Wien kam es 1935 zur Spaltung des KJV und zur Gründung der „Revolutionären Kommunisten Österreichs" (RKÖ), die sich für die Schaffung einer neuen Internationale erklärten. Ich trampte 1935 zum zweitenmal nach Frankreich, um dort mit der trotzkistischen Linksopposition Verbindung aufzunehmen. Paris war die Hauptstadt der trotzkistischen Bewegung für die 4. Internationale.
1936 verhaftete die austrofaschistische Polizei in Wien mehrere Aktivisten unserer Organisation. 1937 wurden wir im Wiener „Trotzkistenprozeß" wegen antifaschistischer und antimilitaristischer Propaganda zu mehrjährigen Kerkerstrafen verurteilt. 1938 wurden wir unmittelbar vor dem „Anschluß" im Zuge einer allgemeinen Amnestie für politische Häftlinge freigelassen und konnten nach Frankreich flüchten, wo wir im Sommer 1938 in Erwartung des Zweiten Weltkrieges, der aus unserer Sicht bereits mit dem „Anschluß" Österreichs als imperialistische Neuaufteilung Europas begonnen hatte, eine Auslandsorganisation (AO) der „Revolutionären Kommunisten" (RK) aufbauten und internationale Verbindungen festigten.
Im gleichen Jahr 1938 fand in Frankreich die Gründungskonferenz der 4. Internationale statt, an der wir (Karl Fischer und ich) als österreichische Delegierte teilnahmen. Nach dem Versagen bzw. Verrat der 2. und 3. Internationale war die 4. Internationale -

„Weltpartei der sozialistischen Revolution" - eine große revolutionäre Hoffnung. Diese Hoffnung wurde enttäuscht. Die 4. Internationale wurde 1938, am Vorabend des Zweiten Weltkrieges mit jahrzehntelanger Verspätung gegründet. Die Gründungskonferenz befaßte sich nur oberflächlich mit dem bevorstehenden, faktisch bereits beginnenden Zweiten Weltkrieg und lehnte den revolutionären Defätismus ab.

Weltkriegsbeginn

Den offiziellen Beginn des Zweiten Weltkrieges erlebte ich im September 1939 in Südfrankreich. Hitler und Stalin hatten soeben ihren Freundschaftspakt geschlossen und begannen mit ihren Armeen Polen und schließlich ganz Osteuropa „aufzuteilen". Paris und London erklärten Deutschland den Krieg. Deutschland und Frankreich führten bis Mai 1940 einen Scheinkrieg gegeneinander.
Wir österreichischen und deutschen Emigranten wurden sofort nach Kriegsbeginn als „feindliche Ausländer" bzw. „Ex-Autrichiens" in ein Lager für Zivilgefangene eingeliefert. Die französische Regierung wollte 1939 die aus „Großdeutschland" gekommenen politischen Flüchtlinge nicht als Antifaschisten anerkennen. Sie verstand den Zweiten ebenso wie den Ersten Weltkrieg als „nationalen" Krieg gegen Deutschland und behandelte uns dementsprechend.
Wir begannen, im Internierungslager Zellen zu bilden, internationalistische Flugblätter herzustellen und zu verbreiten. Dabei hatten wir im Lager Auseinandersetzungen mit österreichischen und deutschen Stalinisten, die den Hitler-Stalin-Pakt rechtfertigten und die Parole ausgaben: „Heim ins Reich".

Erster Widerstand

Im Mai 1940 begann Hitlers Blitzoffensive im Westen. Frankreich war nach vier Wochen zusammengebrochen, Hitlers Armeen besetzten das Land bis zur spanischen Grenze. Nur ein Teil Südfrankreichs galt vorläufig als „unbesetzte Zone". Hier errichtete Marschall Pétain sein autoritäres Regime von Hitlers Gnaden. Wir flüchteten aus dem Lager und sammelten uns in mehreren Städten Südfrankreichs (Montauban, Toulouse, Lyon, Dijon, Grenoble), wo wir gemeinsam mit französischen Genossinnen und Genossen internationalistisch-revolutionäre Agitation und Propaganda organisierten und Flugschriften in mehreren Sprachen (französisch, deutsch, italienisch, englisch, jiddisch) herstellten und in der französischen Zivilbevölkerung und ab 1942/43, als auch Südfrankreich von der Wehrmacht besetzt war, unter deutschen Soldaten verbreiteten.

Gespaltene Bourgeoisie

Die französische Bourgeoisie war im Zweiten Weltkrieg gespalten. Sie hatte ab 1940 zwei Eisen im Feuer. Einerseits errichtete der damals 84 Jahre alte Marschall Philippe Pétain, Sieger und Nationalheld des französischen Imperialismus im Ersten Weltkrieg, jetzt unter hitlerdeutschem Protektorat in Vichy (Mittelfrankreich) einen autoritären Ständestaat („Etat Français") und kollaborierte mit den deutschen Besatzungsbehörden für den „Endsieg" des Dritten Reiches. Andererseits etablierte der junge General Charles

de Gaulle in London und dann in Algier im Einvernehmen mit den Westalliierten eine Exilregierung („France libre") und rief das französische Volk zur Fortsetzung des Krieges gegen Hitlerdeutschland auf.

Gaullisten, Pétainisten, Attentisten

Die französische Bevölkerung war während des Zweiten Weltkrieges gleichfalls gespalten: in Gaullisten, Pétainisten und Attentisten (Abwartende). 1940 neigten die meisten Französinnen und Franzosen aus Angst vor einem größerem Blutbad unter dem Eindruck des nahezu kampflosen Zusammenbruchs zu Hoffnungen auf den patriarchalischen „Retter" Pétain. Im Lauf der weiteren Jahre wuchsen infolge des Polizeiterrors und der Deportationen zum „Arbeitseinsatz" nach Hitlerdeutschland und unter dem Eindruck militärischer Niederlagen des Dritten Reiches an allen Fronten, die Sympathien für de Gaulles Rundfunkpropaganda und für die gaullistischen Widerstandsgruppen im Untergrund. Der Großteil des französischen Volkes war jedoch „attentistisch" (abwartend) bis zur „Libération".

Gespaltene „Linke"

Die französischen Linksparteien waren während des Zweiten Weltkrieges gleichfalls gespalten. Die Sozialistische Partei Frankreichs (SPF) stand von Anfang bis zum Ende auf seiten der Westalliierten und war in de Gaulles Exilregierung vertreten. Die Kommunistische Partei Frankreichs (KPF) war bis 1941 gemäß den Weisungen Stalins für die Unterstützung Hitlerdeutschlands. Dann erst entschloß sie sich zum „nationalen Widerstand" gemeinsam mit den Gaullisten und war gleichfalls in de Gaulles Exilregierung vertreten. Einzelne Führer der SPF und KPF waren endgültig zu den Nazis übergelaufen. So der vorherige KPF-Chef Jacques Doriot und der rechtssozialistische Ex-Minister Marcel Déat.
Auch die trotzkistischen Gruppen waren gespalten. Die 4. Internationale, an deren Gründungskonferenz ich wie gesagt am Vorabend des Zweiten Weltkrieges als Delegierter der österreichischen Sektion (RKÖ) in Périgny bei Paris teilgenommen hatte, zerfiel bei Kriegsausbruch. Das Internationale Sekretariat (IS) der 4. Internationale hatte sich seit Kriegsbeginn von Paris in die USA begeben. Die Wahl des Emigrationslandes war nicht zufällig. Man entschied sich 1939/40 nicht für einen voraussichtlich neutralen Punkt (wie beispielsweise Lenin 1914 für die Schweiz), sondern für ein Land, dessen unvermeidlicher Kriegseintritt vorauszusehen war und vorausgesehen wurde.
Die POI (Parti Ouvrier Internationaliste), „offizielle" Sektion der 4. Internationale, zerbrach sofort bei Kriegsausbruch organisatorisch und politisch. Ein Teil der namhaften und zentral führenden Funktionäre stellte sich in den Dienst des französischen und britischen Imperialismus, ein anderer Teil übersiedelte in das Lager des deutschen Imperialismus. In beiden Fällen wurde argumentiert, man müsse den einen, angeblich fortschrittlicheren Imperialismus als kleineres Übel gegen den anderen Imperialismus verteidigen. Globaler, gegen alle am imperialistischen Krieg beteiligten Mächte gerichteter proletarisch-revolutionärer Internationalismus wurde abgelehnt.

Fehlschlüsse

Die Linke war in Frankreich im Zweiten Weltkrieg durch drei falsche Vorstellungen verwirrt und zu folgenschweren Haltungen verführt:
1. „Nationaler Befreiungskrieg": Man glaubte, Frankreich sei nach der militärischen Niederlage 1940 und infolge der Besetzung durch die deutsche Wehrmacht kein kapitalistisch-imperialistisches Land mehr, sondern einem unterdrückten Kolonialland gleichzustellen. Die Linke müsse daher gemeinsam mit der französischen Bourgeoisie einen nationalen Befreiungskrieg gegen Deutschland führen. Auf diese Weise würde auch die soziale Befreiung ermöglicht.
2. „Demokratie gegen Faschismus": Man glaubte, der Zweite Weltkrieg sei ein Krieg zwischen Demokratie und Faschismus. Daher müßten die Westmächte unterstützt werden, eventuell auch mit der Einschränkung „politischer Opposition". Revolutionärer Defätismus sei jedenfalls abzulehnen.
3. „Hilfe für die UdSSR": Man glaubte, infolge des deutsch-russischen Kriegsbeginns 1941 müßten die mit der UdSSR verbündeten kapitalistischen Länder im Krieg erst recht unterstützt werden und man müßte beispielsweise auf Streiks verzichten.
Aus diesen drei miteinander verwobenen Fehlschlüssen resultierte die eindeutige Ablehnung des revolutionären Defätismus im Zweiten Weltkrieg. Soweit zur Haltung der Linken, auch trotzkistischer Gruppen während des Zweiten Weltkrieges in Frankreich.

Gegen den Strom

Demgegenüber vertraten revolutionäre Marxisten in Frankreich, die Gruppen der „Communiste Révolutionnaires"/"Revolutionäre Kommunisten" folgenden, hier kurz resümierten Standpunkt gegen den Strom:
1. Frankreich blieb auch nach dem Zusammenbruch 1940 ein kapitalistisch-imperialistisches Land. Eine Einordnung in die „Union Nationale" der Bourgeoisie wäre gleichbedeutend mit einem Verzicht auf die Umwandlung des imperialistischen Krieges in die soziale Revolution und müßte zur Stärkung des kapitalistischen Staates führen.
2. Das Schlagwort „Demokratie gegen Faschismus" verschleierte die tatsächlichen Kriegsziele (Eroberung bzw. Verteidigung von Absatzmärkten, Rohstoffquellen, Einflußsphären).
3. Die Unterordnung oder Dämpfung des Klassenkampfes in den mit der Sowjetunion verbündeten kapitalistischen Ländern müßte auch die vermeintlich noch vorhandenen Errungenschaften der Oktoberrevolution schädigen.
Die Befürworter eines „anderen" Widerstandes waren überzeugt, daß der Zweite Weltkrieg ebenso wie der Erste Weltkrieg ein Konkurrenzkampf der imperialistischen Mächte war, ein Massenmorden auf Kosten der Völker. Daher erklärten sie sich für „proletarischen Internationalismus". In diesem Sinn erschienen in Frankreich die Zeitungen „Fraternisation Prolétarienne" (französisch) und „Spartakus" (deutsch), sowie zahlreiche mehrsprachige Flugschriften. Sie blieben damit „Rufer in der Wüste". Der Zweite Weltkrieg endete in Frankreich 1945 mit der nahtlosen Ablösung der Gestapoherrschaft durch die Wiedererrichtung des eigenständigen kapitalistischen Staates in Form einer „Vierten Republik", allerdings geschwächt durch den Zerfall des Kolonialreiches. Es folgten

Frankreichs Indochinakrieg bis 1954 und dann der Algerienkrieg (1954-62), aussichtslose Versuche, diesen früheren französischen Kolonialbesitz zu behalten oder zurückzugewinnen. Weltweit wurde das Ende des Zweiten Weltkrieges durch das 1945 in Jalta von den drei Kriegsherren Roosevelt (USA), Churchill (GB) und Stalin (UdSSR) verabschiedete Abkommen besiegelt. Frankreich war dort nicht vertreten und wurde erst nachträglich in den Klub der vier Siegermächte aufgenommen.

Weltkriegsauftakt 1939/40

Über die Rolle der revolutionären Linken im Ersten Weltkrieg sind wir einigermaßen unterrichtet: Spartakus, Zimmerwald und Kienthal, Lenin, Liebknecht und Luxemburg mögen als Stichworte genügen. Die Aktivität der revolutionären Linken im Zweiten Weltkrieg ist bis jetzt nahezu unbekannt.
Tatsächlich war die Arbeiterbewegung 1939-1945 noch tiefer gefallen als 1914. Die Zweite Internationale hatte sich 1907 und 1912 zumindest auf dem Papier zum internationalen Klassenkampf bekannt, zur Menschheitsverbrüderung, zur sozialen Revolution gegen die Weltkriegstreiber. In denkwürdigen Entschließungen hatte sie versprochen, im Kriegsfall in allen Ländern für die soziale Revolution einzutreten. Um so krasser wirkte dann der Verrat an diesen Ideen, das Votum für die Kriegskredite 1914.
Am Vorabend des Zweiten Weltkrieges war die geistige Situation der internationalen Arbeiterbewegung trist. Die 2. und 3. Internationale waren diesmal schon vor Kriegsausbruch in das Lager der verschiedenen Imperialismen übersiedelt. Auch die unmittelbar vor Kriegsausbruch von einem kleinen Kreis um Trotzki mit großer Verspätung und unter Ausschluß der Öffentlichkeit gegründete 4. Internationale hatte in der Kriegsfrage keinen eindeutigen Standpunkt. Verwirrter noch als 1914 schlitterte die Menschheit ab 1939 in das weltweite imperialistische Massaker.
Zwei Varianten von „ideologischen" Argumenten wurden schon vor 1939 von den Kriegsbefürwortern ins Treffen geführt, um die Menschen zu übertölpeln und für ein zweites weltweites Blutbad reifzumachen: Erstens der angeblich „ideologische" Krieg zwischen imperialistischen Kannibalen. Auf der einen Seite sprach man vom angeblichen Kampf zwischen „Demokratie" und „Faschismus", auf der anderen Seite vom Krieg zwischen „proletarischen Habenichtsen" und den „Plutokratien". Hinzu kamen noch eine Reihe von „nationalen" Belangen abwechselnd unterdrückter und zu befreiender Völker. Zweitens die angeblich vorrangige Verteidigung der UdSSR als „Arbeiterstaat".
Die erstgenannte Serie von „Argumenten" war nicht neu. Sie war schon im Ersten Weltkrieg vom deutschen Generalstab mit den bekannten Schlagworten vom „fortschrittlichen" Krieg gegen den autokratischen Zarismus und andererseits von den Westalliierten mit der Losung der Demokratie gegen den Kaiserismus strapaziert worden; der Zar kämpfte bekanntlich für „das arme, kleine Serbien" und die Mittelmächte fochten für die vom Zaren unterdrückten Völker, usw. Die revolutionären Internationalisten hatten diese Kriegslügen schon vor 1914 entlarvt. Die Imperialisten hatten seither ihr Wesen nicht geändert.
Das zweite Argument war jedoch neu. Über den Charakter der UdSSR als „Arbeiterstaat" war man 1939 geteilter Meinung. Aber selbst angenommen, daß es in der UdSSR zu jenem Zeitpunkt noch Überreste „proletarischer" Strukturen gegeben haben sollte: Konnte

dies die Arbeiter eines mit der UdSSR zeitweise verbündeten kapitalistisch-imperialistischen Landes im Kriegsfall zum Verzicht auf den Klassenkampf und den revolutionären Defätismus gegenüber der eigenen Bourgeoisie veranlassen? Hierüber gab es Meinungsverschiedenheiten auch und insbesondere unter den Trotzkisten.
Es ging dabei um keine Haarspaltereien, sondern um Lebensfragen der Menschheit. Der Zweite Weltkrieg enthüllte - wie schon der erste - den eigentlichen Charakter der Arbeiterparteien, die zum Großteil mit dem Imperialismus verflochten waren. Die 2. Internationale trat 1939 in die Fußstapfen des August 1914, die 3. Internationale, von Anfang an ein Instrument des russischen Imperialismus, wurde von Stalin 1943 offiziell aufgelöst. Es verblieb die 4. Internationale - jung, schwach, verworren, mangelhaft ausgerüstet.
Ihr Leitbild und ihr Verhängnis waren die Autorität des altgewordenen, verfolgten und schwankenden Leo Trotzki. Seit Lenins Tod war er vor Stalin zurückgewichen und hatte auch nach seiner Vertreibung 1929 Illusionen über die Möglichkeit einer „Gesundung" der von Stalin beherrschten 3. Internationale gezüchtet. Gegen den Willen der meisten Linkskommunisten, die in Rußland, Deutschland, Frankreich und anderen Ländern zu „Ultralinken" gestempelt und verfemt wurden, wurde von Trotzki die Schaffung neuer und unabhängiger revolutionärer Parteien so lange verzögert und verhindert, bis es zu spät war und die Konterrevolution auf der ganzen Linie gesiegt hatte. Mit Hitlers Sieg 1933 rückte nun der zweite imperialistische Weltkrieg in greifbare Nähe.
Die Reste der revolutionären Arbeiterbewegung standen nun vor einem neuen, entscheidenden Test. Trotzki hatte 1934 „Kriegsthesen" ausgearbeitet. Sie waren eklektisch. Das russische Imperium wurde von den Trotzkisten weiterhin als „Arbeiterstaat" bezeichnet und unterstützt. Unklarheit gab es nur in den als kapitalistisch eingestuften Ländern. Hier lavierten die Trotzkisten zwischen revolutionärem Defätismus und Kriegsunterstützung.
Die von der Linksopposition innerhalb der trotzkistischen Bewegung 1938/39 verlangte klare Stellungnahme in den als kapitalistisch-imperialistisch eingestuften Ländern wurde von Trotzki und seinem Internationalen Sekretariat (IS) abgelehnt oder ignoriert. Die meisten oppositionellen Sektionen (so in der Schweiz und in der Tschechoslowakei) wurden zur Konferenz im September 1938 in Périgny absichtlich nicht eingeladen. Die Delegierten der RK Österreichs erschienen sozusagen durch ein „Versehen". Nachträglich wurde dann in plump manipulierten „Protokollen" die Anwesenheit dieser RKÖ-Delegation eskamotiert.

Das RK-Bulletin ab Juli 1941

Das RK-Bulletin vom Juli 1941 war das erste einer Serie von 17 Bulletins, die während des Zweiten Weltkrieges bis August 1943 im französischen Untergrund erschienen (insgesamt 618 Seiten); das RK-Bulletin war ein Publikations- und Diskussionsorgan.
Die erste Nummer erschien in einer Situation ungewöhnlicher Zertrümmerung und Verwirrung der gesamten Arbeiterbewegung. Europa war seit 1939/40 vom Hitler-Stalin-Pakt niedergewalzt. Die Hitlertruppen hatten Westeuropa bis zu den Pyränen besetzt. Nur eine Südzone wurde ausgespart, in ihr herrschte das Pétain-Regime. Die politischen Parteien waren verboten und aufgelöst. Auch von linken Splittergruppen waren nur noch schwache Spuren vorhanden. Das RK-Bulletin wurde in Montauban (Tarn-et-Garonne) hergestellt, damals das Zentrum der überlebenden und nicht nach Amerika

weitergewanderten politischen Emigranten aus Deutschland und Österreich. Diese Emigration war in vollständiger politischer Auflösung und Inaktivität. Das RK-Bulletin Nr.1 war ein einsamer Scheinwerfer in einer stockfinsteren Nacht.
Vom Sommer 1940 bis Juni 1941 hatte es in Europa keine größeren Kriegshandlungen mehr gegeben. Das vorliegende Bulletin erschien im Augenblick des Kriegsausbruchs zwischen Hitlerdeutschland und Stalinrußland. Eine neue Phase des Zweiten Weltkrieges begann. Eine „Rußlanddiskussion" innerhalb der RK war schon seit 1939/40 in vollem Gang und bildete das Kernstück dieses ersten Bulletins. Die Diskussion wurde in den darauffolgenden Bulletins fortgesetzt.
Das Bulletin Nr. 1 ist in mehrfacher Hinsicht von besonderem Interesse. Der einleitende Artikel entwirft ein teilweise noch von Trotzki überliefertes relativ optimistisches Bild mit revolutionären Perspektiven, z.T. auch aufgrund von bürgerlichen Zeitungsberichten, die damals noch eine gewisse Angst der herrschenden Klassen vor sozialrevolutionären Unruhen widerspiegelten. Unter diesem Eindruck wurden die konterrevolutionären Kräfte (darunter auch insbesondere die Stalinbürokratie) unterschätzt, der Kriegseintritt der USA (erst anderthalb Jahre später) wurde jedoch vorhergesehen.
Die Einschätzung der Chancen des deutschen Imperialismus 1941 durch die RK ist bemerkenswert. Im Gegensatz zur damaligen öffentlichen Meinung, die sich auch in linken Splittergruppen spiegelte, wonach das Hitlerreich übermächtig und schier unbesiegbar schien und daraus entsprechende Schlußfolgerungen zugunsten der „Alliierten" gezogen wurden, konstatierten die RK schon 1941, anderthalb Jahre vor dem Kriegseintritt der USA, *„das materielle Übergewicht des angloamerikanischen Blocks"* und die *„immer mißlichere Lage des deutschen Imperialismus"*.[1]
Die wichtigsten Themen der weiteren Bulletins bis 1943 widerspiegeln die Probleme, mit welchen sich der „andere" Widerstand auseinanderzusetzen hatte: die imperialistischen Maischlachten in Europa 1942, die indische Revolution im Herbst 1942, an der Schwelle des vierten Kriegswinters, die Besetzung Französisch-Nordafrikas durch die USA Ende 1942, „Dem Zusammenbruch des deutschen Imperialismus entgegen" (Juni 1943), imperialistische Krise im Spiegel der nazideutschen Presse (Juli 1943), die Auflösung der 3. Internationale durch Stalin im Sommer 1943, „Die Italienische Revolution hat begonnen" (August 1943).

Die italienische Revolution 1943

Mussolinis Sturz im Juli 1943 schien die Diagnosen und Prognosen der RK zu bestätigen. Triumphierend heißt es schon einen Tag darauf, datiert „Marseille am 26. Juli 1943", zu den italienischen Ereignissen:
„Als wir Revolutionären Kommunisten einige Monate nach dem Kriegseintritt Italiens, auf unserer Konferenz im November 1940 feststellten, daß nach dem französischen Imperialismus der italienische das schwächste Kettenglied darstelle, da antwortete uns die Meute der Reformisten, Zentristen, Stalinisten und Trotzkisten mit einem Hohngelächter." [2] Weiter hieß es: *„Die Mussolinidiktatur, kaum ihr 20. Jahr*

1 RK-Bulletin, 1/Juli 1941, S.15.
2 RK-Bulletin Nr. 17, S. 611.

überschritten, ist gestürzt: gestürzt vom Proletariat. Die italienische Revolution hat begonnen." [3]

Die RK „notierten" dazu die damals auch im französischen Untergrund bekannten Vorgänge, die dem Sturz des Duce vorangegangen waren:

„Die Streikwelle hat in Italien seit 1940 überhaupt keine Unterbrechung erfahren. Anfang Juni 1943 streiken 40.000 Turiner Arbeiter. Laut Bericht eines deutschen Genossen (U-Boot-Matrosen) meuterten im gleichen Monat die Matrosen der italienischen Flotte in Palermo; sie weigerten sich auszufahren. Laut Bericht eines italienischen Genossen streikten Ende Juni die Arbeiter der überaus wichtigen Elektrizitätswerke in Mailand, die Arbeiterinnen von Bologna, wo es fast zum Generalstreik kam und in den letzten Tagen (Juli) wurden neue Arbeiterstreiks aus Turin gemeldet. Bauernstreiks (Verweigerung von Lebensmitteln und Steuern) begleiten die Arbeiterstreiks." [4]

Diese Ereignisse würden von den Niederlagen und Schwierigkeiten der Achsenmächte *„begleitet und gefördert und umgekehrt fördern die proletarischen Widerstände und Aufstände die imperialistischen Niederlagen und Schwierigkeiten."* [5]

Weiter hieß es zur Situation des italienischen Achsenpartners 1943:

„Der italienische Imperialismus hat sein gesamtes Kolonialreich verloren. Am 19. Juli verweigert der deutsche Verbündete durch den Mund des nach Norditalien gekommenen Hitler die verlangten Divisionen. Sechs Tage nach dieser letzten historischen Zusammenkunft zwischen den beiden Mordbrennern erfolgt zugleich mit der Besetzung Siziliens und dem beginnenden Angriff auf Süditalien, begleitet von den wachsenden Massenstreiks, der Rücktritt Mussolinis." [6]

Das RK-Bulletin folgerte daraus, es sei *„von höchster Wichtigkeit, diese historische Tatsache vom ersten Tag der Italienischen Revolution festzuhalten: nicht Roosevelt, nicht Churchill und nicht Stalin haben ihren Kollegen Mussolini gestürzt und dem Faschismus den entscheidenden Stoß versetzt, sondern das italienische Proletariat durch seine kühne Klassenaktion; die Elektrizitätsarbeiter in Milano und die Proletarierinnen von Bologna. Selbst das Londoner Radio ist gezwungen, diese Tatsache zuzugeben. Für den weiteren Verlauf der Italienischen Revolution ist dieser Beginn von größter Bedeutung."* [7]

Zur Haltung der West-Alliierten und Stalin-Rußlands zu den italienischen Ereignissen 1943 hieß es dann:

„Roosevelt, der Vertreter des amerikanischen Imperialismus, hat bis 1941 mit Mussolini die besten Beziehungen unterhalten und fürchtete immer eine Beseitigung des faschistischen Regimes. Ebenso hat auch der britische Imperialismus trotz aller unter Imperialisten unvermeidlichen 'Reibereien' sich in Europa vor allem auf Mussolini gestützt. Stalin, der angebliche Gegenpol des Duce, in Wirklichkeit ebenso wie Mussolini Verräter des revolutionären Proletariats und zu einem Knecht des internationalen Finanzkapitals und der bürgerlichen Konterrevolution geworden, hat dem italienischen Faschismus mehr als einen Liebesdienst erwiesen: sehr frühe Aufnahme enger Wirtschaftsbeziehungen, Erdöllieferungen im Abessinienkrieg 1935/36, 'Nicht-

---

3 Ebd.
4 Ebd.
5 Ebd.
6 Ebd., S. 611/612.
7 Ebd., S. 612.

intervention' in Spanien, Abschlachtung italienischer Revolutionäre durch die GPU, usw. usw. Wenn es auf diese 'Antifaschisten' angekommen wäre, hätte der Faschismus ewig regieren können." [8]

Die Perspektiven Europas nach dem Zweiten Weltkrieg sah das RK-Bulletin im Licht der italienischen Ereignisse im Sommer 1943 zunächst düster:

„Welches Regime die 'vereinigten' Imperialisten dem europäischen Kontinent reservieren, geht aus den Schreckensregimen hervor, die von Churchill, Stalin und Roosevelt bereits in einer Reihe von Ländern errichtet wurden (Iran, Indien, Nordafrika, usw.). Auch in Sizilien haben die Besatzungsbehörden ausdrücklich bekanntgegeben, daß die faschistische Gesetzgebung in Kraft bleibt. Plan und Ziel der Vereinigten Imperialisten ist eine bloße Wachablöse vor den europäischen Gefängnissen und Konzentrationslagern: Aufrechterhaltung und Verschärfung der Ausbeutung und Unterdrückung unter 'vereinigter' imperialistischer Flagge." [9]

Über die besondere Situation Italiens unmittelbar nach dem Sturz Mussolinis und die Konsequenzen für Frankreich und Deutschland hieß es dann:

„Die italienische Bourgeoisie, die gestern Mussolini in den Sattel hob und alle Hoffnungen auf ihn konzentrierte, hat ihn heute geopfert, um ihre Klasseninteressen und -privilegien zu bewahren. Niemand weiß es besser, als Mussolini selbst. Ebenso hat die französische Bourgeoisie die 3. Republik geopfert und wird morgen Laval preisgeben, ebenso wird die deutsche Bourgeoisie demnächst Hitler opfern, usw. Die Bourgeoisie opfert und wechselt bedenkenlos ihre Regime und Marionetten, um die ökonomische und politische Macht zu behalten. So hofft auch die italienische Bourgeoisie die italienische Revolution aufzufangen und im Keime zu ersticken, ja sie hofft darüber hinaus, die faschistische Gesetzgebung im Wesen zu retten und durch einen Separatfrieden, bzw. Frontwechsel, wenigstens den Statusquo von 1935 zurückzugewinnen." [10]

Diese Entwicklung ist dann tatsächlich mehr oder weniger eingetreten. Die RK meinten allerdings, die reaktionären *„Spekulationen"* seien *„vergeblich"* : *„Die ganze imperialistische Welt ist dem Untergang geweiht."*

Der Kriegsausgang für Italien und Deutschland wurde jedoch zwei Jahre vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs korrekt vorhergesehen und begründet:

„Der italienische Imperialismus ist darüber hinaus ebenso wie der deutsche in der Geschichte zu spät gekommen. Aus geographischen und anderen materiellen Gründen hat sich seine Formierung zu spät vollzogen. Zum zweitenmal ist der italienische Imperialismus geprellt und geschlagen." [11]

Über das von den Westalliierten eingesetzte Badoglio-Regime bemerkte das Bulletin, man wisse noch nicht, *„wieviel Wochen er regieren wird und welcher Marschall oder Professor sein Nachfolger sein wird"*. Badoglio versuche, *„die auseinanderstrebenden Dinge so gut und so reibungslos wie möglich einzurenken und für den italienischen Kapitalismus das zu retten, was angeblich noch zu retten ist. Es scheint in Europa üblich geworden zu sein, greise Marschälle mit der Rettung des greisen kapitalistischen Europa*

---

8 Ebd., S. 612.
9 Ebd., S. 612.
10 Ebd., S. 612/613.
11 Ebd., S. 613.

zu beauftragen: Marschälle Pilsudski und Stalin - beide ebenso wie Mussolini Renegaten der Arbeiterinternationale -, die Marschälle Hindenburg, Antonescu, Pétain, etc. "[12]

Der Sturz Mussolinis sei *„noch nicht der Sturz des Kapitalismus, der die Quelle des Faschismus ist"*.[13] Der 25. Juli 1943 sei erst ein Beginn. Zur Rechtfertigung des Titels „Die Italienische Revolution hat begonnen" heißt es abschließend, dies sei *„keine leichtfertige Propagandaformel, wie etwa die trotzkistische von 1936 ('Die Französische Revolution hat begonnen'). Die Italienische Revolution hat wirklich begonnen, genau wie die Russische Revolution im Februar 1917. Daß der Krieg weitergeht, ist kein Argument dagegen, er ging in Rußland noch bis 1918 (Brest-Litowsk) weiter. Daß der König noch da ist, ist ebenfalls kein Gegenbeweis, denn er ist eine Puppe; Ludwig XIV. regierte noch einige Jahre nach Ausbruch der Revolution. Die Revolution stürzt nicht alle Säulen an einem einzigen Tag: auch Viktor Emanuel wird fallen...* "[14]

Der Sturz des italienischen Faschismus habe jedenfalls für ganz Europa und selbst für Lateinamerika Symbolkraft:

„Die europäischen (und südamerikanischen) Bourgeoisien haben den schweren Fehler begangen, die faschistischen Unterdrückungsformen bis ins kleinste Detail nachzuahmen. Selbst Grußformen, Abzeichen, Lieder, Uniformen, usw. wurden in allen Ländern nachgeäfft; das zeugt von der Gedankenarmut der verfaulenden Bourgeoisien. Kein Land Europas ohne Duce (Führer, Conductor, Chef, etc.), kein Land ohne Faschistengruß, ohne Schwarz-Braun-Blau-Grünhemden, etc. "[15]

Der Zusammenbruch des deutschen Imperialismus sei *„somit in greifbare Nähe gerückt"*:

„Die Achse kann als zerbrochen betrachtet werden; sie beruhte faktisch auf der 'persönlichen Freundschaft' zwischen Hitler und Mussolini, d.h. auf der Außenpolitik der von ihnen vertretenen P a r t e i e n. Die Zurückziehung der italienischen Truppen von der Ostfront, die Ersetzung des Außenministers Ciano durch den ehemaligen italienischen Botschafter in London und andere diverse 'Wachablösen' haben den Sturz Mussolinis eingeleitet. Als wir die Meldung von der Zusammenkunft am 19. Juli zwischen 'Duce' und 'Führer' lasen, wußten und erklärten wir sogleich, daß es sich um eine der letzten handle. Der deutsche Imperialismus ist von allen Seiten hart bedrängt. Im Westen und Norden fallen die deutschen Städte unter dem Bombenhagel in Ruinen, im Osten ist das deutsche Heer auf dem Rückzug, im Süden ist der einzige ernstzunehmende europäische Verbündete im Begriff zusammenzubrechen. "[16]

Nach dieser Diagnose folgte ein Prognose: *„Die Tage der Hitlerdiktatur sind gezählt. Eine deutschnationale Militärdiktatur à la Badoglio ist bereits in Vorbereitung.* "[17]

Tatsächlich lag die Verschwörung des 20. Juli 1944 ein Jahr vorher „in der Luft". In Panik gerieten nach Mussolinis Sturz auch *„die Quisling, Franco, Laval, Antonescu und Co, denn ihr Herr und Meister ist gefallen. ER hat kapituliert. Er hat demissioniert. Er, der moderne Cäsar, der Begründer des Faschismus...* "[18]

---

12 Ebd., S. 613.
13 Ebd., S. 613.
14 Ebd., S. 614.
15 Ebd., S. 615.
16 Ebd., S. 615.
17 Ebd., S. 615.
18 Ebd., S. 615/616.

Abschließend wurde an einen anderen 25. Juli erinnert, an den mißglückten Naziputsch 1934 in Österreich:
„Es scheint, daß der 25. Juli in der Geschichte des italienischen Faschismus kein glückbringendes Datum ist. Vor genau neun Jahren wurde der Agent Mussolinis in Österreich, Engelbert Dollfuß, von Agenten Hitlers umgebracht. Mussolini konzentrierte damals gegen seinen Schüler, Freund und Rivalen Hitler mehrere Divisionen an der Brennergrenze: Hitler wich noch einmal zurück und Österreich erfreute sich weitere vier Jahre italienisch-faschistischer Vormundschaft. Neun Jahre später folgte Mussolini seinen österreichischen Schützlingen auf den Misthaufen der Geschichte." [19]
Eine Woche später, am 1. August 1943, vermerkte eine Nachschrift:
„Unsere Voraussage hat sich rasch erfüllt. In Mailand und anderen Städten wurden ARBEITER- UND SOLDATENRÄTE gebildet. DIE DOPPELHERRSCHAFT ist eine Tatsache. Die faschistische Konterrevolution mobilisiert von neuem. Die Arbeiter setzen sich über die Befehle Badoglios hinweg. Die Massenstreiks, Gefängnisstürme und Enteignungen gehen weiter. Unter ihrem Druck erläßt der Marschall eine politische Generalamnestie, Haftbefehle gegen Faschistenbonzen, etc.
Einstweilen bereitet die internationale imperialistische Gegenrevolution ihre blutige Intervention vor. Von Freundschaftsphrasen 'für das italienische Volk' triefend, setzt Eisenhower-Roosevelt seine mörderischen Bombardements fort und Hitler konzentriert seine Mördertruppen in Norditalien." [20]

Beschleunigung 1944

Anfang 1944 begannen sich die Ereignisse zu überstürzen. Im Januar waren die russischen Truppen bis Westpolen vorgestoßen. Im gleichen Monat dekretierte man die Abschaffung der „Internationale" als Nationalhymne der Sowjetunion. Im März brachen Streiks in Italien und Griechenland aus. Im April wurde PCI-Chef Palmiro Togliatti Minister der königlichen Regierung Badoglio in Süditalien. Die russischen Armeen standen bereits an den Grenzen Rumäniens und der Tschechoslowakei.
Am 6. Juni landeten die alliierten Streitkräfte in der Normandie, am 15. August in der Provence. In der Woche vom 19. zum 25. August erreichten sie Paris. Am 1. September installierte sich de Gaulles „Provisorische Regierung" in der französischen Hauptstadt. Erste Maßnahmen erfolgten: Errichtung eines Cour de Justice zur Aburteilung der Kollaborateure, Einführung des Wahlrechts für Frauen.
Am 20. Juli hatten deutsche Offiziere versucht, Hitler zu beseitigen, der Putschversuch scheiterte. In Paris war die Verschwörung jedoch teilweise gelungen; General Choltitz weigerte sich, dem Befehl Hitlers nachzukommen und die französische Hauptstadt zu zerstören. Die Gestapo beging jedoch in Frankreich noch letzte Verbrechen: Geiselerschießungen und letzte Häftlingstransporte nach Buchenwald und Ravensbrück.
Im November wurden die Renaultwerke „verstaatlicht". KPF-Chef Maurice Thorez kehrte aus Moskau nach Paris zurück und wurde Staatsminister der Regierung de Gaulles. Im

19 Ebd., S. 618.
20 Ebd., S. 616.

Dezember unterzeichneten Stalin und de Gaulle einen neuen französisch-sowjetischen Bündnisvertrag.
Linke Splittergruppen glaubten in Westeuropa noch, der Zweite Weltkrieg werde, so wie der Erste, mit spontanen proletarischen Revolten und Revolutionen enden. In diesem Sinn ist auch die Agitation und Propaganda der RK/CR zu verstehen. Ab Januar 1943 erschienen parallel die Periodika „Spartakus" und „Fraternisation Prolétarienne". In „Spartakus" berichtete Melanie Berger über ihren Gefängnisaufenthalt und ihre Befreiung in Marseille durch ein RK-Kommando mit Beteiligung eines deutschen Deserteurs in Wehrmachtsuniform im Oktober 1943. Im März 1944 erschien ein „theoretisches" Organ „RCR" [21], im Mai eine weitere Ausgabe der gleichen Zeitschrift.[22] Zwischendurch veröffentlichte „Fraternisation Prolétarienne" ein Aktionsprogramm.
Auch Trotzkisten bemühten sich in Frankreich und Belgien um verstärkte Aktivitäten. Im Februar entschlossen sich die vorher gespaltenen trotzkistischen Gruppen auf einer „europäischen Konferenz" zu einer Einigung. Schon im Januar hatte sich ein „Provisorisches europäisches Sekretariat" unter dem Vorsitz von „Pablo" (recte Raptis) für die Einigung der CCI,[23] POI[24]und Belgiens PCR[25] ausgesprochen. Diese erfolgte schließlich formal im März mit Beteiligung einer dritten Gruppe („Octobre") zu einer neuen PCI (Parti Communiste Internationaliste).
Eine weitere Serie von RK-Bulletins erschien 1944 - 1947 mit leicht variierten Titeln (1944: „Vierte Kommunistische Internationale. Bulletin der Revolutionären Kommunisten Deutschlands (RKD)"; 1945 - 1947: „RKD-Bulletin. Nouvelle Série"). Diese neue Serie enthielt z.T. Nachdrucke der vorherigen, während des Krieges erschienenen und nunmehr vergriffenen Ausgaben, jedoch auch neue Beiträge.
Im Januar 1944 konstatierte das RK-Bulletin unter dem Titel „Zehn Jahre Hitler" die katastrophale Lage des Dritten Reiches: *„Deutschlands Städte sind verwüstet, die Armee ist dezimiert und geschlagen, im vollen Rückzug in Ost und Süd."* Zugleich wurden jedoch beginnende Streiks und Demonstrationen sowie auch Meutereien überschätzt und als Ankündigung einer *„Generalabrechnung"* aufgefaßt. An die deutschen Soldaten richtete sich ein Aufruf, in Bälde *„nicht nur mit den Nazis, sondern mit dem kapitalistischen System als Quelle des Faschismus und des Krieges Schluß zu machen"*. Das Ziel sei *„nicht eine neue Bürgerrepublik, sondern die Arbeiterrepublik, errichtet von Arbeiter- und Soldatenräten. Was wir 1918 verabsäumt haben, müssen und werden wir morgen nachholen! Trotz Roosevelt - Churchill - Stalin... Verlaßt Euch nicht auf ausländische Machthaber, verlaßt Euch nur auf Euch selbst, auf Eure Fäuste, Waffen, auf Eure selbständige revolutionäre Aktion."*
Es waren Rufe in der Wüste.
Stalin hatte für Deutschland bereits ein sogenanntes „Nationalkomitee" durchgesetzt, mit Beteiligung eines Grafen von Einsiedeln, einem Enkel Bismarcks, einem Major Hess,

---

21 Rassemblement Communiste Révolutionnaire. Organe de discussion et d'information des Communistes Révolutionnaires de France, 26 Seiten.
22 110 Seiten.
23 Comité Communiste Internationaliste, Nachfolgeorganisation der von Raymond Molinier vor dem Krieg gegründeten PCI und deren Fortsetzung „La Seule Voie" („Der einzige Weg").
24 Parti Ouvrier Internationaliste, am Vorabend des Zweiten Weltkrieges untergegangen.
25 Parti Communiste Révolutionnaire.

DEUTSCHE SOLDATEN!
KAMERADEN!

Wie lange noch ?!

Das vierte Kriegsjahr hat begonnen.

Der Krieg geht für die Reichen, die Armen bezahlen ihn mit Leichen!

HITLER, CHURCHILL, MUSSOLINI, STALIN UND ROOSEVELT, DIE DIKTATOREN VON HEUTE, HABEN DIESEN ZWEITEN WELTKRIEG IM AUFTRAG DER KAPITALISTEN ALLER LÄNDER ENTZÜNDET.

Wie lange noch ?!

NUR IHR könnt und müszt diese katastrophe beenden, wenn ihr noch einmal die Heimat in Friede und Freiheit wiedersehen wollt.

IHR HABT DIE WAFFEN: RICHTET SIE NICHT GEGEN EURE KLASSENBRÜDER, DIE WIE IHR ZUM MORDEN GEZWUNGEN SIND. **VERBRÜDERT EUCH** MIT DEN ARBEITERN ALLER „FEINDLICHEN" LÄNDER, HELFT IHNEN IM KAMPF GEGEN IHRE EIGENEN UNTERDRÜCKER. RICHTET DIE WAFFEN GEGEN DIE HERREN, DIE EUCH IN DEN TOD JAGEN, IN DEN TOD FÜR DIE DEUTSCHE BOURGEOISIE UND FINANZ! Meutert, steht auf und rettet euch und eure Frauen und Kinder, rettet das ganze arbeitende Volk vor dem Untergang in einem unabsehbaren Krieg. Die Heimat und ganz Europa, in Unterdrückung und Elend WARTEN AUF EUCH!

GEBT DEN ARBEITERN ALLER LÄNDER DAS GROSZE BEISPIEL. HITLER HAT DIE WELT MIT KRIEG ÜBERZOGEN, DIE DEUTSCHE REVOLUTION WIRD DEN KRIEG BEENDEN UND DIE WELT ERLÖSEN.

NIEDER MIT DEM IMPERIALISTISCHEN WELTKRIEG!

NIEDER MIT DEM INTERNATIONALEN KAPITAL UND SEINEN AGENTEN: HITLER, CHURCHILL, MUSSOLINI, STALIN UND ROOSEVELT!

ES LEBE DIE PROLETARISCHE REVOLUTION! ES LEBE DIE ARBEITERMACHT!

FRIEDE! FREIHEIT! BROT!

Die Revolutionären Kommunisten

SEPTEMBER 1942

MASSENDEPORTATIONEN.

LYON, August 1942.

(Die Ursachen - Die Vorbilder - Die Methoden - Zur Situation Frankreichs - In der "unbesetzten Zone" - Klasse gegen Klasse - Voraussagen und Schluesse - Von der Legalitaet zur Illegalitaet - Von der Illegalitaet zum Buergerkrieg)

Der deutsche Imperialismus verfrachtet gegenwaertig Hunderttausende Menschen - Maenner, Frauen, Jugendliche und Kinder, Norweger, Belgier, Hollaender, Daenen, Franzosen und vor allem Juden - von Westnach Osteuropa.

ARBEITER, SOLDATEN!

Der Kriegsschauplatz ist von neuem in die Nähe gerückt. Grosze Schlachten und heftige Bombardements bedrohen uns unmittelbar.

Das heiszt, dasz auch im Süden Frankreichs, der bisher verschont geblieben, Tausend Menschenleben — Männer, Frauen und Kinder — zu beklagen sein werden, dasz die werktätige Bevölkerung

Operai e Contadini in Casacca Militare!

DA OLTRE 7 ANNI VI SI COSTRINGE A BATTERE PER DIFENDERE GLI INTERESSI DEI GRANDI CAPITALISTI.

IN ABISSINIA, IN SPAGNA, E SU TUTTI I SETTORI DELLA GUERRA MONDIALE CHE INFURIA DAL 1939. VOI AVETE LASCIATO I MORTI A DECINA DI MIGLIAIA ED UN INFINITA DI FERETI.

PERCHE! E PER CHI!

Mei 1943

Jiddische Arbeter!

KAMARADEN!

DER 1. MAI IS DER TUG FIN DI INTERNATIONALISCHE PROLETARIAT, DER TUG FIN DI PROLETARISCHER FARBRIDERING. DUS MAJE WELTKRIG IS SCHOJN VIR JUR ZAJT. DIE KRIG GAJT NUR FAR DI RAICHN, DI URME BEZULN MIT KORBUNES. IR SEND DI KORBUNES! E'T'S SEND GEJUGT, GEROIDEWT, EXPLOITIRT IN FARNICHTET.

PROLETARIER ALLER LÄNDER VEREINIGT EUCH !

SPARTAKUS

ORGAN DER REVOLUTIONÄREN KOMMUNISTEN DEUTSCHLANDS

NO. 1 1. MAI 1943

Unser Programm

ZUM VIERTENMAL ERLEBEN WIR DEN 1. MAI, DEN TAG DER INTERNATIONALEN ARBEITERKLASSE, IM IMPERIALISTISCHEN MASSENMORDEN. ZUM VIERTENMAL SEIT 1939 WERDEN DIE PROLETARIER ALLER LÄNDER AM 1. MAI AUFEINANDER SCHIESSEN, SICH ERSCHLAGEN, ERWÜRGEN, ZERTRETEN. MINDESTENS 15 MILLIONEN KLASSENGENOSSEN, MÄNNER, FRAUEN, JUGENDLICHE UND KINDER, SIND AUF DIESE WEISE SEIT 1939 FÜR DEN INTERNATIONALEN KAPITALISMUS GEFALLEN.

WIR REVOLUTIONÄREN KOMMUNISTEN HABEN STETS GEGEN DIE VORBEREITUNG DIESES KRIEGES GEKÄMPFT. ABER – DIE AGENTEN DES KAPITALISMUS WAREN STÄRKER – SIE HABEN DIESEN KRIEG ENTFESSELT. SIE HABEN UNSERE GENOSSEN EINGEKERKERT, DEPORTIERT, ERMORDET. SIE HABEN DIE ARBEITERKLASSE GEFESSELT UND BETROGEN. ABER – DIE MASSEN BEGINNEN ZU ERWACHEN, SICH ZU REGEN.

UND HEUTE, AM 1. MAI 1943, DA ALLE ANDEREN PARTEIEN IN ALLEN LÄNDERN DER ERDE ZUR FORTSETZUNG DES MASSAKERS AUFRUFEN, DA ENTFALTEN WIR DIE VON KREUZEN UND STERNEN GESCHÄNDETE, DIE SO OFT ZERRISSENE UND VERBRANNTE ROTE FAHNE VON NEUEM, DIE FAHNE DER PROLETARISCHEN VERBRÜDERUNG, DER PROLETARISCHEN WELTREVOLUTION. HEUTE, AM 1. MAI 1943, WENDEN WIR UNS IM EINKLANG MIT DEN REVOLUTIONÄREN KOMMUNISTEN FRANKREICHS, ITALIENS, DER ANGELSÄCHSISCHEN LÄNDER, RUSZLANDS UND ALLER ANDEREN LÄNDER, AN DIE DEUTSCHEN ARBEITER IM WAFFENROCK UND AN DER WERKBANK, AN DIE DEUTSCHEN DESERTEURE UND EMIGRANTEN, AN DIE ARBEITERFRAUEN UND

PROLETAIRES DE TOUS LES PAYS, UNISSEZ-VOUS !

FRATERNISATION PROLETARIENNE !

N°8 (2ème série)
EDITION PARISIENNE
Août 1944.—

ORGANE DES COMMUNISTES REVOLUTIONNAIRES

Contre le Courant !

PENDANT LA FAMINE ET LA MORT ET SOUS LE GRONDEMENT DES CANONS QUI VONT TUER FEMMES ET ENFANTS, RAPPELEZ-VOUS QUE GAULLISTES, STALINIENS & TROTSKISTES ONT RECLAME PENDANT 4 ANNEES CE "2° FRONT" **LE VOILA !!**

LA 5° ANNEE DE LA GUERRE VA COMMENCER. 5 ANNEES DE GUERRE ET D'OCCUPATION IMPERIALISTES ! 5 ANNEES DE MASSACRES, DE TERREUR, DE MISERE POUR LES MASSES ! 5 ANNEES DE TRAHISONS ET DEFAILLANCES DE TOUS LES PARTIS OUVRIERS OFFICIELS, TOUS A LA REMORQUE DES DIVERS IMPERIALISMES ALLEMAND, ANGLO-AMERICAIN OU RUSSE !

PENDANT CES CINQ ANNEES NOUS N'AVONS PAS CESSE DE MARCHER CONTRE LE COURANT NATIONALISTE, GERMANOPHILE, FRANCOPHILE, ANGLO- OU RUSSOPHILE, ET NOUS CONTINUERONS !

LE CALVAIRE DU PROLETARIAT REVOLUTIONNAIRE N'EST PAS TERMINE ; LE POINT CULMINANT DE LA VAGUE CHAUVINE, ENTRETENUE PAR LES GAULLISTES, STALINIENS ET CENTRISTES, EST IMMINENT.

LE POGROM CONTRE LES SOLDATS ALLEMANDS BLESSES OU EN RETRAITE, VA SE DECHAINER. LA PROPAGANDE CHAUVINE DE « L'HUMA », DE LA « VERITE » ET DES DIFFERENTES GAZETTES GAULLISTES PENDANT CES 4 ANNEES D'OCCUPATION VA PORTER SES FRUITS SANGLANTS.

C'EST DANS CETTE HEURE GRAVE QUE NOUS AFFRONTONS A NOUVEAU LE COURANT, MEME AU RISQUE D'ETRE ISOLES PASSAGEREMENT, PARCE QUE NOUS SAVONS QUE NOUS SERONS ECOUTES PAR LA SUITE.

F. P.

FAITES VOTRE DEVOIR EN FAISANT CIRCULER "FRATERNISATION PROLETARIENNE"

OSER AFFRONTER LE COURANT, L'AVENIR EST A NOUS !

einem Oberst Frankenfeld und vor allem unterstützt von Eichenlaubträgern wie General von Seidlitz und, wie es in „Spartakus" hieß, anderen *„Leuteschindern"*.
Die RK/CR sahen jedoch in Westeuropa auch für Deutschland und Italien weiterhin revolutionäre Perspektiven. So war, laut RCR,[26] mit dem Sturz Mussolinis und der damit verbundenen „Italienischen Julirevolution" und der Landung der angloamerikanischen Armee in Westeuropa *„die Stunde der Umwandlung des imperialistischen Krieges in den internationalen Bürgerkrieg näher denn je"*. Die Errichtung eines *„unabhängigen revolutionär-kommunistischen Kerns in Frankreich sei daher von höchster Dringlichkeit"*. Dieser Aufgabe wollte sich die neue Zeitschrift widmen.
In der gleichen Nummer wurde der Bericht eines deutschen Deserteurs veröffentlicht: *„Desertionen aus der deutschen Armee nehmen überhand. Einer dieser Deserteure, ein junger Student aus kleinbürgerlicher proletarisierter Familie Ostdeutschlands schreibt uns seine Erlebnisse, die wir hier veröffentlichen."* Der sechsseitige aufschlußreiche Bericht wurde kommentarlos wiedergegeben.
Im August 1944 standen die amerikanisch-britischen Invasionsarmeen vor Paris. Am 26. August zogen die CR/RK eine *„Bilanz unter dem Kanonendonner der heranrückenden Front, während chauvinistischer Wahnsinnsausbrüche einer entfesselten Menge, die isolierte deutsche Arbeitersoldaten lyncht. Diese Bilanz von vier Jahren Krieg und imperialistischer Besetzung ist gleichbedeutend mit vier Jahren Verrat und Bankrott der sogenannten Arbeiterparteien und Arbeitergruppen, vier lange Jahre der Schande für die Arbeiterklasse und für die Sache des kommunistischen Internationalismus in Frankreich."*
Ein erster Absatz dieser „Entschließung" war den großen französischen Linksparteien SFIO und KPF seit den letzten Vorkriegsjahren gewidmet, ein zweiter Absatz der linkssozialistischen PSOP,[27] die *„seit 1940 verschwunden ist"*. Weiter hieß es dazu: *„Was von ihr blieb, hat sich in Lyon um den 'Insurgé'* (ein illegales Untergrundblatt) *geschart, in enger Zusammenarbeit mit dem Verräter Rous."* [28] Der offizielle Trotzkismus schließlich, nunmehr in der PCI zusammengeschlossen, habe *„alle Phasen und Farben des Verrates durchgemacht, von Profaschismus und Angloamerikanophilie 1940-43 bis zum gegenwärtigen pro-Stalinismus"*.
Auch die „Bordigisten" hätten versagt: *„Während fünf Jahren imperialistischen Kriegs außerstande, eine einzige Zeitung herauszugeben... Erst jetzt beginnt die Veröffentlichung einer ersten Nummer einer Zeitung"*.[29] In dieser werde mit einem Dementi der *„Verrat"* Bordigas bestätigt. Bemühungen um eine Zusammenarbeit oder Aktionsgemeinschaft mit diesen Splittergruppen seien ergebnislos geblieben. Die von Paul Thalmann geführte GRP (Groupe Révolutionnaire Prolétarien) wurde als *„Mischung verschiedener Elemente aus diversen opportunistischen Organisationen mit chauvinistischem Einschlag"* beschrieben. Dies sei schon 1942 durch ein Flugblatt zum Ausdruck gekommen, wo es hieß, es genüge nicht, die *„Deutschen"* hinauszujagen, man müsse *„auch (!) die Vichy-Regierung hinausjagen"*. Diese Gruppe habe sich schließlich als *„anglophil und sozialchauvinistisch"* erwiesen.

---

26 Nr. 1, März 1944.
27 Parti Socialiste Ouvrier et Paysan.
28 Jean Rous, Chef der französischen Sektion der Vierten Internationale (POI) bis 1938/1939, hatte nach 1940 im Vichy-Frankreich eine profaschistische Organisation gegründet.
29 Etincelle, August 1944.

Im September 1944, wenige Wochen nach der „Libération", gab es in den Pariser Linksgruppen Enttäuschung und Entmutigung. Illusionen über das Wesen des westimperialistischen Einmarsches hatte es nicht gegeben, man hatte aber doch auch auf größere sozialrevolutionäre Bewegungen gehofft, die offensichtlich ausblieben. Der Krieg war noch nicht zu Ende, der Einmarsch der Westalliierten gab aber einen Vorgeschmack von dem, was aus Europa und der Welt nach einem Sieg der Achse Washington-London-Moskau werden sollte.
Die Pariser Linksgruppen, soeben erst der Gestapoherrschaft und dem damit verbundenen Untergrund entronnen, waren im Zweifel: Sollten sie den Untergrund vollkommen verlassen, sich der neuen Legalität anvertrauen oder nicht? Der Polizeiapparat, der unter Pétain und Hitler funktioniert hatte, war noch weitgehend intakt, dazu kamen die neuen stalinistischen Polizeistrukturen. Zunächst hieß es in einer *„organisationspolitischen"* Resolution der CR, man verbleibe *„in vollständiger Illegalität"*. Hierfür sorgte auch das unter stalinistischem Einfluß stehende Innenministerium der Provisorischen Regierung de Gaulles. So durften linkssozialistische und trotzkistische Gruppen bis auf weiteres in der Öffentlichkeit nicht erscheinen und ihre Publikationen nur als „Bulletins Intérieurs" in Umlauf bringen.

Die Betriebsbesetzung bei Renault 1944

Ein Höhepunkt der Pariser Ereignisse war 1944 die Besetzung der Renault-Autowerke in Boulogne-Billancourt durch die Arbeiter und Angestellten während des Machtwechsels in der Seinestadt. Die CR spielten in diesem Industriekomplex eine aktive Rolle. In einem ersten Flugblatt des „Comité d'Action révolutionnaire Renault" hieß es:
„Der imperialistische Krieg rückt näher und der deutsche Imperialismus bricht unter seinen Widersprüchen zusammen. Was folgt jetzt auf die deutsche Besetzung? Was tun beim Zusammenbruch des Hitlerismus? Wohin geht der Weg? Das sind die Fragen, die sich jeder von uns stellt... Es ist das ganze kapitalistische Regime, das für diesen Krieg verantwortlich ist. Gegen dieses Regime müssen wir uns organisieren, um die Ausbeuter zu stürzen, die von diesem Krieg profitieren, der den Proletariern der ganzen Welt nur Hunger, Arbeitslosigkeit und Tod bringt."
Weiter hieß es: *„Wie im Juni 1936 wählen wir unsere Betriebskomitees, um die Arbeitermacht zu verwirklichen."* Aufgabe dieser Betriebskomitees sei die Produktionskontrolle. In diesem Sinn folgte ein Aufruf zur sofortigen *„Selbstorganisierung"* in den Betrieben: *„Wir müssen die Lebensmittelversorgung selbst in die Hand nehmen: Mit LKW werden wir die Nahrung holen, wo sie ist."* Weiter hieß es, die Verbindung mit den benachbarten Betriebskomitees, mit Eisenbahnern, öffentlichen Diensten, Bauern usw. müsse hergestellt werden, *„um die Arbeitermacht zu errichten, um endgültig das kapitalistische Regime, dieses Regime des Raubes, Elends und Krieges zu beseitigen"*.
Am 22. August 1944 erschien ein Flugblatt, unterzeichnet vom „Provisorischen Arbeiterkomitee der Betriebe Renault, CNCAC, LMT, Gaudron und Salmson". Tagesforderungen (Lohnvorschuß für einen Monat, Wiedereröffnung der Kantinen, Anhebung der Löhne im Vergleich zu den Preisen, volle Ausbezahlung der durch die Ereignisse entfallenen Arbeitsstunden, Einhaltung der 40-Stunden-Woche) wurden mit Grundsatzforderungen

verbunden (Produktionskontrolle, Lebensmittelkontrolle durch das Arbeiterkomitee, sofortige Wiedereinstellung der aus politischen Gründen entlassenen Arbeiter).
Die Renault-Arbeiterkomitees waren in den Augusttagen 1944 faktisch Arbeiterräte. Das kam zum Ausdruck in einem CR-Flugblatt unter dem Titel: „L'expérience des comités ouvriers Renault". Dort hieß es, daß die Renault-Arbeiter in den Tagen vom 21. zum 24. August *„ihre Kampforgane bildeten, ohne Weisungen von oben abzuwarten"*. Sie hätten *„gegen die kapitalistische Ausbeutung und ihre Verteidiger eine neue Macht gebildet, die Arbeitermacht; dies ist die erste Form dieser Macht, die Basisorganisation in jedem Betrieb, dann die Gruppierung dieser Arbeiterkomitees im Ort, in der Region, im ganzen Land"*.
Dies sei als Zielsetzung gegeben, man sei aber dabei gescheitert: *„Warum? Weil dieses vollkommen neue Organ Angst machte. Wenn sich die Arbeiter selbst organisieren, ist dies das Ende des kapitalistischen Regimes, schon fast die Revolution. Die Führungen der Parteien und Gewerkschaften haben Angst vor der Revolution. Man spricht von ihr von Zeit zu Zeit, tut aber das Gegenteil"*.
Weiter hieß es:
„So sagte man: die Arbeit muß wieder aufgenommen werden, um die 'Boches' zu vertreiben, also keine Lohnanhebungen, keine Arbeiterkontrolle der Lebensmittelversorgung. Wenn Ihr nun mit Eurer Bourgeoisie gegen die 'Boches' Krieg führt, wird die Bourgeoisie ihren Willen durchsetzen. Dabei stand sie mit deutschen Maschinenpistolen gegen unsere Streiks, hat unsere besten Kameraden denunziert und deportieren lassen. Heute marschiert sie mit den Angloamerikanern, um unsere Forderungen zu hintertreiben, um uns in Uniformen zu stecken und ihren Krieg zu führen. Wir haben aber mit unserer Bourgeoisie keine gemeinsamen Interessen. Dieser Krieg ist nicht unser Krieg, wir lehnen es ab, für unsere Bourgeoisie uns zu schlagen, das muß unsere Losung sein."
Als Beispiel wurden die Streikkämpfe in Großbritannien und Amerika genannt, auch in Frankreich wolle man nicht mehr *„mit Hungerlöhnen und im Elend leben"*. In allen Betrieben müßten wieder Arbeiterkomitees gewählt werden, *„um die Aktion für unsere Forderungen und den Kampf gegen den Krieg fortzusetzen"*. Abschließend hieß es: *„Renault-Kameraden, Ihr habt den Weg gezeigt."*
Am 23. August wurde in Boulogne-Billancourt ein Plakat geklebt mit dem Titel „Comité Ouvrier des Usines Renault", im Einvernehmen mit der Ortsgruppe der Metallarbeitergewerkschaft herausgegeben und verbreitet. Dort hieß es: *„Da die Gewerkschaften noch nicht reorganisiert sind, können wir nicht weiter warten, um unsere Interessen zu verteidigen. Um dringende Arbeiterprobleme zu regeln, haben die Renaultarbeiter beschlossen, ein Arbeiterkomitee zu bilden."*
Dann eine Schlagzeile: *„Betriebsbesetzung und Verweigerung der Arbeit bis zur Erfüllung unserer Forderungen."* Und weiter: *„Genug geredet, Aktion! Die Befreiung der Arbeiter kann nur ihr eigenes Werk und nicht das der Bürokraten mit schönen Versprechungen sein."* Zwischen den Renaultwerken und den benachbarten Betrieben wurden Verbindungen hergestellt. Das Renault-Arbeiterkomitee versammelte sich täglich von 10 bis 17 Uhr.
Im September 1944 konstatierte ein CR-Flugblatt (Groupe de Palaiseau) in kleiner Plakatform: *„C'en est assez!!!"* („Genug!") Die ständige Verschlechterung der

Lebensmittelversorgung *„trotz einer sogenannten Arbeiter-Gemeindeverwaltung"* und der schwarze Markt der Aushungerer gedeihe mit Unterstützung der Regierung:
„Auf Befehl der Regierung und von Monsieur Thorez treiben die Gewerkschaften zu Kriegsproduktion der Kapitalisten, verteidigen aber nicht unsere Interessen, unsere Löhne gegen die gleichen Kapitalisten. Wir müssen die Verteidigung unserer Interessen selbst in die Hand nehmen. Im Betrieb, in der Gewerkschaft, zwingen wir die Funktionäre zum Handeln, befreien wir uns von der Vormundschaft der Bürokraten, die wir nie gewählt haben."

Selbstverwaltung in den Lyoner Berliet-Werken

Parallel zum Arbeiterkomitee der Pariser Renault-Werke entstand im Herbst 1944 das von der Lyoner CR-Ortsgruppe stark beeinflußte „Aktionskomitee" in den Berliet-Autowerken. Am 5. September 1944 hatte der Commissaire de la République de la Région Lyon-Alpes die Berliet-Autowerke unter Zwangsverwaltung gestellt. Der Betriebsbesitzer Berliet wurde nicht enteignet, jedoch mit seinen Söhnen verhaftet und in das frühere Gestapogefängnis Monluc eingeliefert. Der Belegschaft sollte damit bewiesen werden, daß ein neues Blatt aufgeschlagen war und sie nun ihre ganze Arbeitskraft zur Verfügung stellen mußte.
Dazu meinten die Lyoner CR im Dezember 1944 in einer Broschüre unter dem Titel „L'usine Berliet reste propriété capitaliste" („Die Berliet-Werke bleiben kapitalistisches Eigentum"):
„Selbst wenn Berliet und Söhne vom gegenwärtigen Staat enteignet werden sollten, wäre dies nur eine Expropriation zugunsten anderer Kapitalisten und nicht zugunsten des Proletariats. Kapitalistische Nationalisierungen ändern nichts an der proletarischen Situation. Reformistische oder demokratische Verbesserungen sind möglich, auch Lohnerhöhungen, aber der Arbeiter bleibt ausgebeutet und oft wächst die Ausbeutung noch durch die Illusion, vom kapitalistischen Joch befreit zu sein.
Nicht jede Nationalisierung ist sozialistisch. So verurteilte Engels die von Bismarck vorgenommenen Verstaatlichungen, so denunzieren die Marxisten von heute den reaktionären Charakter der von Hitler, de Gaulle, Roosevelt, den kapitalistischen Regierungen Mexikos und der Türkei, usw. vorgenommenen Nationalisierungen. Selbst die revolutionären Nationalisierungen der Diktatur des Proletariats im Oktober 1917 in Rußland haben ihren revolutionären Inhalt verloren seit der Entstehung einer neuen Ausbeuterklasse in Rußland, seit Zerstörung der Sowjets, die die einzigen Organe waren, die die wirtschaftliche und politische Herrschaft des Proletariats gewährleisten konnten.
Seit der stalinistischen Konterrevolution in Rußland sehen die Kapitalisten aller Länder immer mehr, daß sie die Dauer ihrer Herrschaft verlängern können, wenn sie bestimmte wichtige Betriebe verstaatlichen und dem Proletariat weismachen, daß dies ein Schritt vorwärts zum Sozialismus sei. Verstaatlichungen im kapitalistischen Regime sind nicht nur keine Befreiung des Proletariats, sondern im Gegenteil Verstärkung der Sklaverei und der konzentrierten Macht der Ausbeuter."
Unter dem Zwischentitel „Reformistischer Betrug" hieß es weiter:
„Es genügt, an das Beispiel der sogenannten Sozialisierungen in Deutschland und Österreich nach 1918 zu erinnern. Damals machte die Bourgeoisie noch größere Zuge-

ständnisse als wir sie jetzt im Fall Berliet sehen. Gewisse deutsche Berliets wurden tatsächlich vom demokratischen Weimarer Staat enteignet und die Arbeiter hatten eine noch größere Kontrolle als jetzt bei Berliet. Im republikanischen Spanien übertrug die Bourgeoisie sogar den Gewerkschaftsbonzen die Leitung bestimmter Betriebe und die Demokratie war dort noch breiter als jetzt bei Berliet, wo die Betriebsleitung nicht gewählt, sondern vom Vertreter General de Gaulles ernannt wird, d.h. vom Vertreter der Bourgeoisie. Indes, selbst in den genannten Beispielen blieb die Arbeiterklasse stets ausgebeutete Klasse und die Bourgeoisie ließ nie das Heft aus der Hand."
Unter dem Zwischentitel „Arbeit für den imperialistischen Krieg" hieß es dann:
„Jetzt, da Berliet durch eine Kommission von Bürokraten und Technikern ersetzt wird, die vom Regierungskommissar ernannt sind, haben die Arbeiter kein Streikrecht mehr, nicht einmal Recht auf passiven Widerstand, andernfalls werden sie als Mitglieder der 5. Kolonne, als Konterrevolutionäre und Saboteure des Kollektiveigentums behandelt. Wie man sieht, hat die französische Bourgeoisie aus der russischen Erfahrung einiges gelernt."
Ausführlich wird dann die Stachanow-Methode nach dem Muster des amerikanischen Taylor-Schwitzsystems beschrieben. Auf der letzten Seite hieß es schließlich:
„Die Arbeiter haben mehr als einmal bewiesen, daß sie fähig sind, selbst die Produktion in Betrieb zu setzen, ohne Unternehmer, in Komitees, die die ganzen Fabriken in ihre Hände nehmen. Sie haben es in Rußland 1917-23 bewiesen, in Deutschland 1918-19, in Österreich, Italien, Ungarn, später in Spanien, Mexiko, usw... Indem die CR den kapitalistischen Sinn des Führungswechsels in den Berlietwerken und anderen Betrieben erklären, rufen sie die Arbeiter zur Fortsetzung des Klassenkampfes, für sofortige Anhebung der Löhne im Einklang mit den Überstunden und Lebenskosten, für verbesserte Arbeitsbedingungen. Dieser Kampf muß nicht mit Bittschriften oder Diskussionen mit der neuen Leitung, sondern durch die klassischen Kampfmethoden des Proletariats geführt werden, durch Streik, vom Teilstreik bis zum Generalstreik. In diesem Klassenkampf müssen die Arbeiter ihre Fabrikkomitees bilden, von den Belegschaften gewählt und völlig unabhängig von der Bourgeoisie und ihrem Staat, um schließlich die Leitung des Betriebes zu übernehmen. Es ist dies der einzige Weg, um zur wirklichen Enteignung der Ausbeuter zu kommen."

Arbeit unter deutschen Kriegsgefangenen

Mit der „Libération" gab es in Frankreich wieder zahlreiche Lager für deutsche Kriegsgefangene, zumeist arme Teufel, junge Arbeiter und Bauern. Die Offiziere hatten sich zum Großteil bereits abgesetzt. Die Kriegsgefangenen wurden im Zeichen der chauvinistischen Hochstimmung zumeist schlecht behandelt. Faktisch versuchten nur die RK/CR hier in internationalistischem Sinn einzugreifen. Ende 1944 wurde in deutscher Sprache ein doppelseitiges Flugblatt verbreitet. Es begann mit folgenden Worten:
„Kameraden! Gefangenschaft, Elend und Demütigungen aller Art - die Heimat in Trümmern, Mobilisierung unserer Frauen und Kinder, ein Meer von Blut und Tränen, Millionen und Abermillionen Tote und Krüppel - das ist das bisherige Ergebnis des vom deutschen und internationalen Kapitalismus entfesselten zweiten Weltkrieges. Wohin soll dieser Krieg noch führen? Wie soll er zu Ende gehen? Und was nachher?"

Gegen die verschiedenen Kriegslügen setzte das Flugblatt die Parole: *„In allen Ländern geht der Krieg nur für die Reichen, in allen Ländern bezahlen ihn die Armen mit Leichen."* Nur die Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung könne dem Krieg und seinen Ursachen, dem Kapitalismus, ein Ende setzen.

Weltkriegsende

Zur Jahreswende 1944/45, wenige Monate vor Ende des Zweiten Weltkrieges, hieß es in einer Abhandlung „Internationale Lage und Perspektiven", die *„großen imperialistischen Armeen - Amerikaner, Briten, Deutsche und Russen - prallen weiter aufeinander in Preussen, in den Ardennen und im Elsaß, in Ungarn und in den italienischen Bergen".*[30]
Zur Situation des Dritten Reiches war zu lesen:
„Der deutsche Imperialismus ist auf allen Fronten geschlagen. Die imperialistischen alliierten Armeen kämpfen in Deutschland, in Aachen und an der Oder. Warschau und Budapest sind rauchende Ruinen. Die Reihe militärischer Niederlagen seit 1943 (Stalingrad) erreicht ihren Höhepunkt. Der deutsche Imperialismus ist gezwungen, den ganzen Teil Rußlands, den er 1941 besetzt hatte, die baltischen Staaten, Rumänien, Polen, Ungarn, Italien bis Florenz, Frankreich und Belgien zu räumen... Nur die Differenzen zwischen den siegreichen Imperialisten und die Ankündigung kompletter Sklaverei für das deutsche Volk, angekündigt von Roosevelt, Churchill und Stalin, hat den totalen Zusammenbruch des deutschen Imperialismus bis jetzt noch hinausgezögert. Indes, dieser Zusammenbruch ist unvermeidlich und wahrscheinlich 1945." [31]
Die USA wurden in dieser Darstellung als *„weiterhin stärkste imperialistische Macht"* bezeichnet. Es folgte *„der russische Imperialismus"*, der trotz seiner militärischen Erfolge *„erheblich wirtschaftlich geschwächt ist"*. Für Rußland sei der Krieg nicht beendet, es werde seine Kräfte noch nacheinander *„mit den englischen, amerikanischen und japanischen Imperialisten messen müssen"*. Hieraus wurde geschlossen: *„Die neue proletarische Revolution gegen die imperialistische Stalinbande wird auf der Tagesordnung bleiben."*
Nach einer Schilderung der *„revolutionären Krise im britischen Empire"* wurde *„der französische Imperialismus als vierter Alliierter des Siegerblocks"* präsentiert:
„Er hat einen Großteil seines Kolonialreichs verloren und wird den Rest durch amerikanische 'Internationalisierung' der Kolonien gleichfalls verlieren. Unfähig, am Krieg wirksam teilzunehmen, muß er sich mit einer Vasallenrolle im Dienst der größeren Rivalen begnügen, trotz der Versuche der Regierung de Gaulle und seines Lakaien Thorez, die arbeitenden Massen in neue Massaker hineinzuziehen."
Der folgende Abschnitt stand unter dem Zwischentitel „Die russische Erfahrung in Ost- und Mitteleuropa":
„Das Kriegsprogramm des Kreml ist bekannt: Besetzung ganz Deutschlands, Massenverschickung proletarischer Bevölkerung, Strafexpeditionen bis zum Rhein (Molotow, Januar 1942). Gewissermaßen ist dieses Programm bereits überholt durch den Vorstoß der russischen Armeen am Balkan und die Machinationen der russischen Regierung, in

30 Communisme. Organe théoretique des Communistes Révolutionnaires, Nr. 1, März 1945.
31 Ebd.

allen Ländern Europas ohne Ausnahme (Italien, Schweiz, Frankreich, Spanien, usw.).“
Der *„russische Imperialismus“* habe *„die baltischen Staaten, Finnland, Polen, Rumänien, Ungarn, Jugoslawien überrannt, er stößt vor in Ostpreußen, Oberschlesien und in der Slowakei und zielt direkt auf Berlin und Wien“*. Und weiter: *„Er hat seine Agenten in den Regierungen Italiens (vier Minister) und Frankreichs (zwei Minister).“*
Schließlich heißt es: *„In allen diesen Ländern hat der russische Imperialismus ein Super-Versailles erzwungen, er verlangt astronomische Reparationszahlungen, mischt sich offen in die inneren Angelegenheiten, um in brutaler Weise jede Linksentwicklung, jede Doppelherrschaft, jede Kerenski-Regierung zu verhindern. Er vertraut nur den faschistischen und reaktionären Generälen dieser Länder und zwingt diese Staaten gleichzeitig, Kanonenfutter zur Fortsetzung des imperialistischen Massakers zu liefern... In allen diesen Ländern bleiben die Privilegien der herrschenden Klassen und Kasten des verfaulten Kapitalismus unverändert.“*
Zu Österreich heißt es:
„Österreich, in Teheran den beiden angelsächsischen Mächten vorbehalten, wird durch den rapiden Vormarsch des russischen Imperialismus direkt visiert... Rußland betreibt eigene Deutschlandpolitik, hat für Deutschland eine Phantom-Regierung vorbereitet und führt weiterhin eigene, mehr oder weniger geheime Verhandlungen mit dem deutschen Imperialismus. Auch der britische und amerikanische Imperialismus haben separat Friedensverhandlungen fortgesetzt, erst kürzlich noch mit von Papen, Bevollmächtigter der deutschen Bourgeoisie. Die drei Siegermächte haben bereits Deutschland in drei oder vier Besatzungszonen schon jetzt eingeteilt.“
Zu Polen wurde zunächst daran erinnert, daß Moskau die KP Polens schon 1936 auflöste: *„Diese Partei, an deren Wiege Rosa Luxemburg stand, enthielt zu viel oppositionelle Tendenzen.“* Es wurde dann *„ein Großteil der arbeitenden Bevölkerung Ostpolens von Stalin 1939/41 deportiert. Westpolen wurde durch die Gestapo dezimiert... Die gegenwärtige Konferenz der drei größten alliierten Gangster soll über eine fünfte Teilung Polens entscheiden. Es ist möglich, daß Polen, Anlaß zum zweiten imperialistischen Weltkrieg, auch Anlaß für einen dritten wird, zwischen den drei imperialistischen Siegern.“*
Zum Iran hieß es:
„Vor allem im Iran, altes Zentrum der Querelen zwischen Zarismus und britischem Kapitalismus, erfolgen neuerlich wirtschaftliche und diplomatische Schlachten, Auftakt zu militärischen Schlachten von morgen. Hier geht es vor allem um das Erdöl. Trotz aller Versuche eines Drucks des russischen Imperialismus hat sich die gegenwärtige Regierung in Teheran geweigert, die von Moskau geforderten Konzessionen zu liefern. Die britische und amerikanische Bourgeoisie haben die 'mutige' Haltung der iranischen Regierung vollkommen gebilligt... Es ist dies ein weiteres Diskussionsthema der Dreierkonferenz.“

Fazit

Schließlich war zur allgemeinen Entwicklung in der letzten Phase des Zweiten Weltkrieges zu lesen:

„Die Weltbourgeoisie hat seit der Oktoberrevolution, seit dem fatalen Kerenski-Experiment, viel gelernt. Die gegenwärtigen Regierungen der Churchill, Roosevelt, Stalin, Hitler und Mussolini sind ideologisch und materiell besser vorbereitet auf konterrevolutionäre Aktion als die Regierungen von gestern. Das bürgerliche Klassenbewußtsein ist viel entwickelter seit dem ersten tödlichen Schlag des Oktober 1917. Der ganze Ablauf des Zweiten Weltkrieges und schon seine Vorbereitung bewiesen, daß die Weltbourgeoisie niemals ihr grundlegendes Klasseninteresse vergißt."[32]

Indes, der *„Ausbruch sozialrevolutionärer Ereignisse in Italien im Juli 1943"* habe *„nicht verhindert werden können" :"Trotz konzentrierter Bemühungen des britischen, amerikanischen, deutschen, russischen und italienischen Imperialismus, trotz zweier imperialistischer Besetzungen, Bombardierungen und Erschießungen, Verratshandlungen und Manöver, geht diese Revolution weiter und wird weitergehen... Vom ersten Tag an desertierte eine gewisse Anzahl deutscher Soldaten zu den (italienischen) Partisanen, die weiterhin in den norditalienischen Bergen kämpfen. Große Meutereien haben in der amerikanischen Armee in Rom und Neapel stattgefunden. Die angelsächsische Presse war selbst gezwungen, den Einfluß dieser Meutereien auf den Stillstand der Operationen an der italienischen Front zu dementieren."* [33]

Ausführlich wurden dann die Ereignisse in Griechenland, Belgien, Deutschland und im Britischen Empire beschrieben. Die Analysen der Linksdissidenten während des Zweiten Weltkrieges lassen sich in wenigen Worten resümieren: Diagnosen richtig, Prognosen falsch. Sie beurteilten richtig das Kräfteverhältnis der kriegführenden imperialistischen Mächte, die Aussichtslosigkeit eines militärischen Endsieges Hitlerdeutschlands gegen die übermächtige Allianz der Westmächte mit dem Russischen Reich („UdSSR"), daher die Gewißheit der militärischen Niederlage des Dritten Reiches.

Sie standen damit im Gegensatz zu den Einschätzungen der meisten anderen Linksparteien und Linksgruppen, die in den ersten Jahren des Zweiten Weltkrieges mit einer unabsehbar langen Lebensdauer des Dritten Reiches rechneten, Hitlers „Planwirtschaft" und „Krisenüberwindung" zu entdecken glaubten und sich entweder von „progressiven" Zügen des Nazifaschismus beeindrucken ließen oder ihre Hoffnungen nunmehr auf die herrschenden Klassen und Kasten in Washington, London und Moskau setzten.

Die Prognosen der Linksdissidenten hingegen beruhten, im Einklang mit den Vorstellungen der Linken in der Zwischenkriegszeit, von Leo Trotzki bis Otto Bauer, auf der Illusion, der Zweite Weltkrieg führe ähnlich wie der Erste Weltkrieg „unvermeidlicherweise" in eine Welle sozialrevolutionärer Erschütterungen. Sie sahen die Problematik möglicher Chancen einer solchen neuen revolutionären Welle im Gefolge des Zweiten Weltkrieges, insbesondere nach dem erwarteten Zusammenbruch des Hitlerreiches; von der Gewißheit eines Revolutionsbeginns waren sie jedoch überzeugt und bauten darauf ihre ganze revolutionäre Agitation und Propaganda während der Kriegsjahre 1939-1945.

---

32 Ebd.
33 Ebd.

Walter Mehring

Der Freiheitssender. Hörspiel

Produktion: German-American Loyalty Hour/WEVD, New York, 1943
Mitwirkende: Lotte Stavisky, Harold Dyrenforth, Theo Goetz, Alfred Linder. Leitung: Axel Gruenberg. Dauer: 10'55

Transkription von Dirk Heißerer nach der Aufnahme des Deutschen Rundfunkarchivs, Frankfurt am Main.[1] Alle zusätzlichen Angaben stehen in eckigen Klammern, die Namen der Figuren gewöhnlich, die Stimmlagen der Sprecher sowie die Beschreibungen der Musik und Geräusche kursiv.

[Ein Klavier beginnt die Melodie der norwegischen Nationalhymne, darüber]

Sprecher 1 *[verächtlich]*: Adolf Hitler, der Fluch Europas - von den Küsten des Mittelmeers *[Musik Ende]* zu den Fjords Norwegens: Jedes Verbrechen, das Menschen begingen, geschieht im Namen des Führers! Vidkun Quisling! Jeden Verrat, den Menschen erfanden, begehen die Quislings im Solde des Führers *[sehr verächtlich]* Adolf Hitler!

[markante Klavierakkorde der norwegischen Nationalhymne, darüber]

Sprecher 1 *[pathetisch]*: Björnstjerne Björnson - der Stolz Norwegens, der Norwegens Nationalhymne schrieb. Björnstjerne Björnson - dieser Name wird bleiben im Reiche der Dichtung, die Stimme der Freiheit, des freien Norwegens.

[markante Klavierakkorde der norwegischen Nationalhymne; abrupt beendet]

Sprecher 2 *[böse bellend]*: Achtung, Achtung! Hier spricht der Reichssender Deutschland für Norwegen. Im Namen des deutschen Reichsstatthalters Vidkun Quisling wird nochmals bekanntgegeben: Auf den Besitz von Kurzwellen-Radioapparaten steht die Todesstrafe. Im Gebiete von Hardanger ist wiederum ein sogenannter

1 Band-Nr. 74 U 3249/4 bzw. Bayerischer Rundfunk, Archiv-Nr. FR 8749. Das Hörspiel ist Teil einer Zusammenstellung von Ernst Josef Aufricht und Manfred George vom 5. Januar 1943 aus der Sendereihe „We Fight Back. Wir schlagen zurück. German-American Loyalty Hour". Der Bayerische Rundfunk sendete das Hörspiel und die Kurzfassung des Kommentars von Dirk Heißerer am Mittwoch, den 24. April 1996 im Programm Bayern 2 Radio von 16.05 bis 16.30 Uhr. Die Transkription entstand mit freundlicher Unterstützung des Bayerischen Rundfunks/Hörspiel und Medienkunst. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Herrn Jürg L. Steinacher in Cham (Schweiz).

„Freiheitssender" tätig. Auf die Ermittlung dieses Lügensenders ist eine Belohnung von 10.000 Reichsmark ausgesetzt. Zweckdienliche Angaben sind zu richten

[leise Klavierakkorde der norwegischen Nationalhymne, überblendet vom kratzenden Rauschen eines Radiosenders, das die ganze folgende Ansage über zu hören ist]

Sprecher 3 [Olaf Knudsen alias Erik Eriksen, *ruhig*]: Freunde der Freiheit! Hier spricht der norwegische Freiheitssender. Auf unsere Köpfe hat der Gestapohenker Willi Krause eine Belohnung von 10.000 Reichsmark gesetzt. Wir setzen als Belohnung auf den Kopf Willi Krauses die Freiheit Norwegens! Wir warnen vor dem Quisling-Verräter Olaf Knudsen, der im Solde des Gestapohenkers Krause arbeitet.

[Der Beginn der norwegischen Nationalhymne in kräftigen Klavierakkorden, ausgeblendet]

[schnelles fünfmaliges Türklopfen]
Sprecher 4 [Willi Krause, *von innen*]: Herein.
[Tür wird geöffnet]
Sprecher 3 [Olaf Knudsen]: Heil Hitler! *[Tür wird geschlossen]* Melde mich zur Stelle, Herr Obersturmbannführer Krause!
Krause: Zum Donnerwetter, wo stecken Sie, Knudsen? Ich habe gesagt: Pünktlich neun Uhr! Jetzt ist es neun Uhr fünf!
Knudsen: Ich war Skifahren.
Krause: Skifahren! Ja glauben Sie, Sie werden von der deutschen Reichsregierung bezahlt, um Wintersport zu treiben - Sie norwegischer Untermensch!
Knudsen: Verzeihung! Ich bin Vollarier und Vollgermane!
Krause: Ein Vollidiot sind Sie! Der verdammte Freiheitssender hat schon wieder gefunkt - und Sie gehen Skifahren!
Knudsen *[bedeutsam]*: Ich war auf einer Spur!
Krause: Auf einer weiblichen Spur, was? Es ist uns bekannt, daß Sie Weibern nachspüren.
Knudsen: Ich habe mich verlobt!
Krause: Gratuliere! Mit einer gewissen Ingrid Thorbeck, Tochter des Lehnsmanns von Lofthus, nicht wahr? Sie sehen, ich weiß, mit wem Sie umgehen! Für uns gibt es kein Privatleben.
Knudsen *[gepreßt]*: Jawohl. *[deutlich]* Ich habe mich mit Ingrid Thorbeck verlobt - im Berufsinteresse!
Krause: Wieso? Hat das Frauenzimmer Beziehungen zur Untergrundbewegung?
Knudsen *[mit Nachdruck]*: Jeder Norweger der keine hat, ist *[bricht ab]* hat Beziehungen zur Untergrundbewegung!
Krause: So? Und weiß Ihre Braut 'was über den Freiheitssender?
Knudsen *[unbestimmt]*: Vielleicht. Ich muß erst ihr Zutrauen gewinnen, um sie auszuhorchen.
Knudsen: Ihnen, fürchte ich, wird sie nichts sagen! Ich kenne Krause: Hör'n Sie mal, Knudsen. Es sind 10.000 Mark auf den Freiheitssender gesetzt. Kürzen wir das

Verfahren ab! Bringen Sie das Mädel her. Ich werde sie mal selbst ins Gebet nehmen.

Knudsen: Ihnen, fürchte ich, wird sie nichts sagen! Ich kenne meine Landsleute.

Krause: Sie unterschätzen die Wirksamkeit unserer Verhöre!

Knudsen: Sie unterschätzen die Norweger, Herr Obersturmbannführer! Ich muß vorsichtig sein. Ich bin den Leuten schon verdächtig. Meine Braut kennt mich als Minenarbeiter Erik Eriksen. Ich kann sie nur heimlich treffen!

Krause: Ausgezeichnet! Beim nächsten heimlichen Treffen bin ich dabei!

Knudsen: Morgen ist Sonntag. Ingrid kommt zur Andacht nach Lofthus. In der Kirche kann ich ein Rendezvous vereinbaren! Für morgen, Sonntagnacht elf Uhr im Bootshaus, eine Meile westlich von Lofthus. Heil Hitler!

Krause: Heil Hitler.

[Türöffnen und - schließen]

[zweimaliges Telefonklingen]

Krause *[nimmt ab]*: Jawoll? Obersturmbannführer Willi Krause persönlich am Telefon. Heil Hitler. Was? Wie heißt der Kerl? Erik Eriksen? Den Namen hab' ich doch schon mal gehört. Wie? Im Verdachte, mit dem Geheimsender in Verbindung zu stehen? Ist in Ordnung, werd' die Spur verfolgen! Morgen abend? Ausgeschlossen, bin um elf Uhr verabredet mit unserem Agenten Olaf Knudsen. Keine Sorge um mich! Außerdem nehme ich mir fünf handfeste Kerls mit. Wird erledigt. Heil Hitler! *[legt den Hörer auf]*

[Eine Kirchenorgel variiert die norwegische Nationalhymne, leiser weiter]

Sprecher 5 [Priester]: Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget sei dein Name... *[im Hintergrund weiter]*

Sprecher 3 [Eriksen]: Ingrid, Ingrid, hör' genau zu!

Sprecherin 6 [Ingrid Thorbeck]: Ich höre, Erik!

Eriksen: Um elf Uhr heute Nacht wart' ich im Bootshaus von Lofthus.

Ingrid: Ich komme, Erik. Ich hole dich wie gewöhnlich im Boot ab.

Eriksen: Nein, komme nicht, bevor du nicht Licht siehst!

Ingrid: Sobald ich das Licht sehe, Erik.

Eriksen: Wenn ich aber die Laterne hin- und herschwenke, dann bleib' am andern Ufer, dann komme nicht!

Ingrid: Dann komme ich nicht, Erik. Aber du!?

Eriksen: Ich werde dich lieben, bis ans Lebensende, was auch geschieht!

Priester: *[wieder laut]* ... und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit

Alle: Amen! *[Schlußakkord der Kirchenorgel]*

[Meeresbrandung. Nach und nach elf Glockenschläge]

Sprecher 4 [Krause]: Halt! Ihr bleibt hier in Deckung im Gebüsch. Keiner von euch rührt sich, bevor ich nicht ein Alarmsignal auf der Trillerpfeife gebe. Also aufpassen, ich geh' ins Bootshaus.

[Meeresbrandung hält an. Drei Schläge an eine Holztür]
[Stimme von innen]: Herein.
[Tür wird mit einem Knarren geöffnet]
Sprecher 4 [Krause]: Heil Hitler! *[Tür wird mit einem Knarren geschlossen. Meeresbrandung hört auf]* Na, Knudsen? Alles in Ordnung?
Sprecher 3 [Knudsen]: Gewiß, Herr Obersturmbannführer!
Krause: Freue mich, Ihre Braut kennenzulernen!
Knudsen: Sie wird sich auch freuen.
Krause: Na? Und der Freiheitssender?
Knudsen: Tja, das ist nicht so leicht. Hier in diesem Gewirr von Fjorden, Felsen und Klippen ist jede Schlucht ein Schlupfwinkel für geheime Sender. Wer kennt sich da aus?
Krause: *Sie* sollten sich auskennen, als bezahlter Agent und Norweger! Übrigens apropos Freiheitssender - da fällt mir ein: Haben Sie sich nicht Ihrer Braut als Erik Eriksen vorgestellt?
Knudsen *[kurz]*: Ja. *[nachdrücklich]* Als Erik Eriksen!
Krause: Wie kommen Sie gerade auf diesen Namen?
Knudsen: Ein sehr häufiger Name -
Krause: - und ein sehr verdächtiger!
Knudsen: Ja! Stimmt! Der Name eines hiesigen Untergrundleiters, ja! Niemand hat ihn gesehen bisher, deswegen nahm ich seinen Namen an!
Krause: Ach so! Ganz schlau von Ihnen.

[Kleine Pause]

Krause: Sie, Knudsen, Ihre Braut läßt aber verdammt lange warten. *[Kleines Geräusch]* Sie, Knudsen, was machen Sie'n da? Was schwenken Sie die Laterne?
Knudsen *[drohend]*: Das ist das verabredete Zeichen für meine Braut, für Ingrid!
Krause: Olaf Knudsen, ich warne Sie! Falls Sie etwa gegen mich etwas im Schilde führen, so haben Sie sich getäuscht. Ich bin nicht allein, Knudsen! Ich habe fünf meiner besten Leute mit mir! Knudsen! Den Revolver weg! *[schreit]* Den Revolver weg!! Nicht schießen!!! *[zwei Schüsse fallen]* Mörder!!! Mörder!!!
[Stimmengewirr von außen. Eine Trillerpfeife schrillt zweimal]
Krause: Mörder! Mörder! Er ist verschwunden! Das Schwein. Da, zum Fenster hinaus. Haltet ihn! Mörder! Sein Name i-ist - oh, mein Gott -
Sprecher 7 [einer der Helfer Krauses]: Tot!
Sprecher 8 [ein anderer Helfer Krauses, *triumphierend aus der Ferne*]: Wir haben ihn! Olaf Knudsen, Sie sind verhaftet! Im Namen des Führers!

[heftige Klavierakkorde der norwegischen Nationalhymne]

Sprecher 2 *[böse bellend]*: Achtung, Achtung! Hier spricht der deutsche Reichssender! Obersturmbannführer Willi Krause ist einem gemeinen Mordanschlag der norwegischen Untermenschen zum Opfer gefallen. Sein Mörder, Olaf Knudsen, Spitzel und Mitglied der Untergrundbewegung, ist zum Tode am Galgen verurteilt.

Auf die Ergreifung seiner Geliebten, Ingrid Thorbeck, ist eine Prämie von 20.000 Reichsmark ausgesetzt.

[Ein Klavier spielt den Beginn der norwegischen Nationalhymne, überblendet vom anhaltenden Rauschen des Freiheitssenders]

Sprecherin 6 [Ingrid Thorbeck, *pathetisch*]: Freunde der Freiheit! Hier spricht der norwegische Freiheitssender! Der Sprecher des Freiheitssenders, der Freiheitsheld Erik Eriksen, ist von den Nazibanditen zum Tode verurteilt! Erik Eriksen erschoß den Gestapohenker und Geiselmörder Willi Krause. Erik Eriksen ist verstummt. Aber der Freiheitssender verstummt nie! Und nie verstummen die Worte unserer Volkshymne, die Björnstjerne Björnson schrieb:

[Eine Orgel beginnt die norwegische Nationalhymne]

Sprecher 1 *[beginnt über der Musik den Text der Hymne]*: Ja wir lieben, ja wir lieben Heim um Heim dies Land / dessen Küste sturmgetrieben sich der Flut entwand / Liebend wie der Eltern denken seiner wir zugleich / Sagennacht mag träumend senken sich auf unser Reich //

Sprecherin 7 [Ingrid Thorbeck]: Frauen, die gleich Männern stritten, standen auf im Land / Mütter selbst, die weinend litten, hatten sich ermannt /

Sprecher 1: Wie die Väter Notgenossen bis zum Siege waren /

Alle: ... wollen wir uns kampfentschlossen um den Frieden scharen!

[Hymnischer Schlußakkord der Orgel]

- Ende -

Alfred Kerr als „Lehrer“ vor seiner „Schulklasse deutscher Dichter“ im Berliner Sender am 14. Februar 1930. Die „Schüler“ vor ihm sollten die Fragen des Interviewers mehr oder weniger seriös beantworten und so den Hörern ihrem Werk gemäß nahegebracht werden. Die „Schulklasse“ setzte sich zusammen aus (beginnend hintere Reihe von links nach rechts): Alfred Wolkenstein, Peter Flamm, Hans E. Groß, Gerhart Pohl, Karl Theodor Bluth. Vordere Reihe von links nach rechts: Walter Mehring, Max Herrmann-Neiße, Hans Borchardt und Hermann Kesten.
Abb. nach: Klaus Völker, Max Herrmann-Neiße. Künstler, Kneipen, Kabaretts - Schlesien, Berlin, im Exil, Berlin: Edition Hentrich, 1991, S. 135. Das Photo steht im Kontext weiterer Texte und Hinweise zum Thema „Dichter und Rundfunk“. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Edition Hentrich.

Dirk Heißerer

„We Fight Back". Ein Kommentar zu Walter Mehrings Hörspiel „Der Freiheitssender" (1943)[1]

„Aufbau"

In New York City wurde Anfang Dezember 1934 die noch heute bestehende Zeitschrift „Aufbau" des „German Jewish Club" als politisches und kulturelles Forum *„von Exilierten für Exilierte"* [2] gegründet. Durch die Entwicklung in Nazideutschland und die sprunghaft anwachsende Zahl von Einwanderern forciert, verband das Blatt bald seine aufklärerische und helfende Funktion mit einer betont kämpferischen Haltung gegen den Faschismus. Der „Aufbau" hatte Ende 1944 dreißigtausend Abonnenten und etwa eine Viertelmillion Leser.[3]

Eine größere Öffentlichkeit erreichte der „Aufbau" durch die Zusammenarbeit mit verschiedenen Radio-Stationen. Bereits im November 1938 konnte gemeldet werden, daß der damals größte amerikanisch-jüdische Sender WEVD - benannt nach dem amerikanischen Sozialistenchef Eugene Victor Debs und noch heute aktiv[4] - sich bereit erklärt habe, den deutsch-jüdischen Einwanderern, besonders den deutschsprachigen Künstlern und Literaten, eine Sendestunde pro Woche, die „German-American Loyalty Hour" am Samstagnachmittag, zur Verfügung zu stellen.[5]

Rezitationen, Lieder, Vorträge, Hörspiele und Musik erweiterten so das Angebot des „Aufbau". Unterhaltung und Information wurden bald - erst recht nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs - als entschiedene kulturelle Gegenstimmen zur Massenpropaganda

---

1 Erweiterte Fassung des Kommentars, den der Bayerische Rundfunk im Anschluß an das Hörspiel am 24. April 1996 zwischen 16.05 und 16.30 Uhr im Programm Bayern 2 Radio sendete. Die Sprecher waren Kornelia Boje, Achim Höppner und Dirk Heißerer. Aufnahmeleitung: Bernhard Jugel. Redaktion: Herbert Kapfer. Für ihre Hilfe bei den Recherchen danke ich Edith Westhagen (Bayerischer Rundfunk, München), Monika Ziegler (Aufbau, New York) und Dr. Kristi Nowak (Königliches Norwegisches Konsulat, München); für seine brieflichen Auskünfte danke ich Prof. Magne Skodvin (Oslo) und für ihre Übersetzungen aus dem Norwegischen ganz besonders Roswitha Heinrichsberger (Institut für Nordische Philologie, München).

2 Henry Marx, Vorwort, in: Will Schaber (Hrsg.), Zeitzeuge Aufbau. Texte aus sechs Jahrzehnten, Gerlingen 1994, S.11.

3 Angaben nach: Eike Midell u.a. (Hrsg.), Exil in den USA, Frankfurt/M. 1980, S.132-140.

4 Katia Davis, Talk-Radio, Potpourri und Shmoozing. WEVD New York's AM Stereo Greater 1050, in: Aufbau, 60.Jg., 12.Mai 1995, S.7f. (Jüdisches Leben in Amerika).

5 WEVD erteilt uns das Wort, in: Aufbau, Jg.4, Nr.12, 1.11.1938, S.1. Hier heißt es: *„Im Gegensatz zu Amerika sind die Regierungen aller europäischen Länder bemüht, das Instrument des Radios trotz grösster finanzieller Belastung nicht aus der Hand zu geben, weil sie seine politische Bedeutung mit Recht hoch einschätzen. Das demokratische Amerika gewährt den verschiedenen Richtungen, Religionen, Sprachgemeinschaften und Kulturgruppen zum Gastrecht auch das Recht der freien Meinungsäusserung durch den Rundfunk. Wir sind froh, dass uns WEVD nunmehr ermöglicht, ein eigenes Sendeprogramm für deutsch jüdische Einwanderer zu gestalten... Eingewanderte jüdische Künstler, die durch kulturelle Herkunft und Erziehung mit der deutschen Sprache verwachsen sind, sollen hier eine Ausdrucksmöglichkeit erhalten."*.

der Nazis eingesetzt. Ab Herbst 1942 verschärften die Programme der Sendung „We Fight Back" diesen medialen Kampf gegen das deutsche Vernichtungsregime.[6]
In den Programmen von „We Fight Back" waren unter anderem zu hören die vom „Aufbau" angeregte neue deutsche Hymne, das „Lied der Freiheit" von Robert Gilbert mit der Musik von Paul Dessau,[7] eine Rede Thomas Manns „Vom Sinn dieses Krieges"[8] und Hörspiele von Peter Martin Lampel, Hans Sahl und eben Walter Mehring.[9]
Zum 10. Jahrestag der Bücherverbrennungen in Deutschland - bei denen auch seine eigenen Bücher verbrannt worden waren - übersetzte Mehring zunächst für das 13. Programm von „We Fight Back" das Hörspiel „They burned the books" von Stephen Vincent Benét unter dem Titel „Scheiterhaufen". Das Programm wurde am 10., 12. und 13. Januar 1943 von den drei New Yorker Sendern WHOM, WENX und WWRL ausgestrahlt.
Mehrings eigenes Hörspiel „Das dreigestrichene Fis" gehörte sodann mit zwei Songs von Ralph Benatzky und „Roda Rodas Horoskop für 1943" zum 14. Programm von „We Fight Back" und war am 17., 19. und 20. Januar 1943 über die genannten drei New Yorker Sender zu hören. Von diesem Hörspiel existiert weder ein Text noch eine Aufnahme.
Dagegen hat sich von Mehrings zweitem Hörspiel, „Der Freiheitssender", die oben transkribierte Aufnahme erhalten. Gesendet wurde es am 24., 26. und 27. Januar 1943 von den drei New Yorker Stationen im 15. Programm von „We Fight Back" nach Liedern von Schumann, Schubert und Beethoven, einer Rede des Präsidenten der *„loyalen Amerikaner deutscher Abstammung"* August Rust-Oppenheim über „Unsere Pflicht" und den mit „Kommentar überflüssig" betitelten „Nachrichten aus Deutschland". Die Sprecher des Hörspiels waren Lotte Stavisky, Harold Dyrenforth, Theo Goetz und Alfred Linder. Die Gesamtleitung des Programms lag bei Axel Gruenberg.

Widerstand

Das Hörspiel „Der Freiheitssender" thematisiert den norwegischen Widerstand gegen die deutsche Besatzung. Am 9. April 1940 hatten deutsche Truppen in überwältigender

---

6 Im 9. Programm, ausgestrahlt am 6. und 13. Dezember 1942, waren u.a. zu hören: „Vom Rhein zum Kaukasus. Eine Hörmontage aus der Nazipropaganda vor einem Jahr, verbunden mit zwei Gedichten aus dem Leben des deutschen Soldaten von Heute, gesprochen von Theo Goetz und Luwig Roth" sowie das Hörspiel „Urlaub vom Tod" von Hans Sahl mit Joseph Schildkraut, vgl. „Aufbau", Nr.50 vom 11.12.1942, S. 9.

7 Robert Gilberts preisgekrönte Hymne „Höre uns, Deutschland!" druckte der „Aufbau" in Nr. 39 vom 25. September 1942, S.5 und gab gleich daneben den Hinweis „Der Umfall der Familie Björnson" über die Nazi-Kollaboration von Björn Björnson, dem Sohn des Dichters.

8 Im 7. Programm von Sonntag, dem 15. November 1942, war Thomas Manns Rede „Vom Sinn dieses Krieges (Eine Rede an die Deutschamerikaner)" zu hören, die am 20. November in Nr.47 des „Aufbau" auf S. 3 unter dem Titel „Warum ich Deutschland verliess. Eine Ansprache an die Deutsch-Amerikaner von Thomas Mann" und dem Nachsatz „Rede, gehalten für die Anti-Nazi-Sendung 'We Fight Back'" im Druck erschien. Die Rede fand auch Aufnahme in die Sendungen „Deutsche Hörer", die Thomas Mann seit Oktober 1940 über die BBC, London, nach Deutschland senden ließ. Unter dem Datum 15. Oktober 1940 ist die Rede enthalten in: Thomas Mann, Reden und Aufsätze 3 (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Bd. XI), Frankfurt/M. 1990, S.1053-1056.

9 Peter Martin Hampel, „Die Schulzes von Yorkville" (vier Teile in den ersten vier Programmen); Hans Sahl, „Urlaub vom Tod", 9. Programm, 13.Dezember 1942.

Konzentration völkerrechtswidrig die neutralen Länder Dänemark und Norwegen überfallen, um die militärische Vorherrschaft im Norden zu erobern. König Haakon und die norwegische Regierung flüchteten ins Exil nach London, verweigerten aber die Abdankung. Die deutsche Besatzungsmacht unter General Falkenhorst und Reichskommissar Terboven wollte das 'germanische Brudervolk' nicht als Feind behandeln und arbeitete beim Versuch der politischen Gleichschaltung mit dem Landesverräter Vidkun Quisling zusammen, dem im Februar 1942 zu einem Marionetten-"Ministerpräsident" ernannten Chef der faschistischen „Nationalen Sammlung".[10]
Der militärische Widerstand in Norwegen war zwar nach knapp zwei Monaten gebrochen, in der Zwischenzeit aber wurde, auch dank englischer Hilfe, eine gut funktionierende Widerstandsbewegung, die sogenannte „Heimatfront", aufgebaut, die nahezu alle Bevölkerungsschichten erreichte und bei Kriegsende faktisch den Führungsanspruch erhob. In einer Studie über seine Erfahrungen als Augenzeuge von „Norwegens Freiheitskampf"[11] hat der spätere deutsche Bundeskanzler Willy Brandt den Grund für diesen kollektiven Widerstand aus der Tatsache abgeleitet, daß in Norwegen als einem der ältesten Rechtsstaaten ein starkes Bewußtsein vom Unrecht der Besatzung und vom Recht auf Widerstand ausgeprägt war. Bereits 1814 hatte sich Norwegen, nach der Loslösung von Dänemark, in Eidsvoll eine liberale Verfassung gegeben. Und der norwegische Nationaldichter und Nobelpreisträger Björnstjerne Björnson (1832-1910) schrieb 1864, zum 50. Jahrestag der Verfassung, die Hymne „Ja, vi elsker dette landet" („Ja, wir lieben dieses Land"), von der er selbst sagte: *„Unsere Nationalhymne ist die einer kleinen, friedliebenden Nation; aber wenn sie in der Stunde der Not gesungen wird, spricht gerüstete Entscheidung aus jeder Zeile."* [12]
Diese Hymne in der Vertonung von Björnsons Vetter, dem 1866 im Alter von 24 Jahren gestorbenen Rikard Nordraak, ist in Walter Mehrings Hörspiel die Musik des Widerstands, das Erkennungszeichen der Freiheit.

Hörspiel

In der Geschichte vom Freiheitssender verdichtet das Hörspiel wesentliche Aspekte des norwegischen Widerstands. Wie der norwegische Historiker Magne Skodvin erläutert, war der Freiheitssender zu seiner Zeit sehr bekannt und wurde heimlich gehört. Er sendete auf verschiedenen Frequenzen, die immer wieder mit Kreide an die Hauswände

10 Folgende Literatur zum Thema wurde eingesehen: Ernst Riggert, Norwegische Widerstandsbewegung 1940-1945, in: Wehrkunde, 8.Jg., 1959, S. 652-656; Magne Skodvin, Die deutsch-norwegischen Beziehungen seit 1933 und der zweite Weltkrieg; Sverre Kjelstadli, Die militärische Widerstandsbewegung in Norwegen während der deutschen Besetzung 1940/45, beide in: Internationales Jahrbuch für Geschichtsunterricht, Bd.VIII, 1961/62, S. 226-239 und S. 239-241; Fritz Petrick, Das Okkupationsregime des faschistischen deutschen Imperialismus in Norwegen 1940 bis 1945, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 31.Jg., 1983, S. 297-413. Das Buch von Peter F. Schmitt, Widerstand zwischen den Zeilen? Faschistische Okkupation und Presselenkung in Norwegen 1940 bis 1945, Köln 1985, versucht aus erklärter marxistischer Perspektive eine kritische Bestandsaufnahme des 'heldenhaften' norwegischen Widerstands und hebt Aspekte des Opportunismus seitens der bürgerlich-kapitalistischen Presse und der Naivität seitens der Widerstandskämpfer tendenziell hervor.

11 Willy Brandt, Norwegens Freiheitskampf. 1940-1945, Hamburg 1948.

12 Ja, vi elsker. The Norwegian National Anthem, Oslo o.J.

geschrieben waren und den Anschein erwecken sollten, der Sender wechsele seinen Standort innerhalb von Norwegen. Tatsächlich aber sendete er aus England.[13]
Wie leidlich bekannt, war das Radio für die Nationalsozialisten das wichtigste Medium ihrer Massenpropaganda.[14] Auf das Hören sogenannter „Feindsender" stand entsprechend auch im besetzten Norwegen die Todesstrafe. Willy Brandt berichtet, daß im Herbst 1941 *„allen Norwegern mit Ausnahme der Quislinge die Radioapparate weggenommen wurden".*[15] Allerdings wurden viele Apparate unterschlagen und zum Abhören der norwegischen Sender aus London benützt.[16] Zu diesem Zweck betrieb die „Heimatfront" eine große Zahl von Sendern (bei Kriegsende 69) in allen Teilen des Landes, fünf davon in der Nähe von Oslo. Zudem zirkulierten Bulletins mit den wichtigsten Meldungen aus London durch Betriebe und Büros.[17]
Trotz der generalisierenden Tendenz bleibt das Hörspiel bis in die Details nahe an der Wirklichkeit. Wie Magne Skodvin schreibt, ist Lofthus tatsächlich ein Ort am Hardangerfjord; der dortige Lehnsmann und seine drei Töchter arbeiteten mit großem Risiko im Widerstand. Außerdem war es nicht ungewöhnlich, daß von den Besatzern Belohnungen zur Ergreifung von Widerstandskämpfern ausgesetzt wurden.[18] Knudsen war übrigens der Name desjenigen Ministerpräsidenten, unter dem Norwegen während des Ersten Weltkriegs seine Neutralität wahren konnte.
Das Hörspiel arbeitet mit markanten stimmlichen Kontrasten zwischen Verachtung, Drohung und Pathos. Dazu kommt die deutliche Überlegenheit der norwegischen Intelligenz. Der „Obersturmbannführer" mit dem banalen Namen „Willi Krause" und den dummen Phrasen fällt auf die List des Freiheitssenders herein, der den „Verräter" Olaf Knudsen alias Erik Eriksen als Naziagenten scheinbar denunziert. Tatsächlich bot, laut Willy Brandt, gerade die Dummheit der deutschen Besatzung den Widerstandskräften die besten Entwicklungsmöglichkeiten.[19] Richter, Lehrer, Sportler, Schauspieler und sogar die Priester schlossen sich dem Widerstand an. Das konspirative Treffen Eriksens mit Ingrid Thorbeck in der Kirche zwischen Vaterunser und Nationalhymne gewinnt so ein besonderes Gewicht.[20]

---

13 Magne Skodvin, Brief an den Verfasser vom 20.2.1996. S.a. Magne Skodvin, Krig og okkupasjon 1939-1945, Oslo 1990. Hier ist ein Foto (Norwegisches Heimatfrontmuseum) abgebildet von drei norwegischen Frauen im „Pressesekretariat der Heimatfront" bei der Bearbeitung einer Nachrichtensendung aus Schweden (S.211).

14 Ein Beitrag im „Aufbau" über die „Worte an den Feind. Dorothy Thompsons und Thomas Manns Radio-Sendungen nach Deutschland" begann: *„Das Radio als eine der bedeutendsten Propagandawaffen zu benützen, ist bekanntlich eine Erfindung der Nazis...",* in: Aufbau, Jg. 8, Nr.51, vom 18.12.1942, S.32.

15 Willy Brandt, Norwegens Freiheitskampf, a.a.O., S.65.

16 Magne Skodvin, Brief an den Verfasser vom 20.2.1996.

17 Willy Brandt, Norwegens Freiheitskampf, a.a.O., S.65, 115.

18 Magne Skodvin, Brief an den Verfasser vom 20.2.1996.

19 Willy Brandt: Norwegens Freiheitskampf, a.a.O., S.53.

20 Am Sonntag, den 20. Dezember 1942, wurde in den norwegischen katholischen Kirchen ein Tag des Gebets für die Juden abgehalten. Das berichtete der „Aufbau" (Jg. 8, Nr.51, 18.12.1942, S.1) innerhalb der Meldung „Hilfe aus Schweden. Eine Aktion für die norwegischen Juden", die einen Appell der schwedischen Presse an Vidkun Quisling zitierte, die norwegischen Juden - von denen bereits 300 nach Schweden gelangen konnten - ausreisen zu lassen. In Alfred Anderschs Roman „Sansibar oder der letzte Grund" (1957) und besonders in dem daraus entwickelten Hörspiel „Aktion ohne Fahnen" (Hessischer Rundfunk, 1958) spielt der Fischer Knudsen und sein konspiratives Treffen mit dem kommunistischen Dissidenten Gregor in einer Kirche an

Ihre Dummheit glichen die Besatzer durch eine umso brutalere Geisel-, Folter- und KZ-Politik aus. Das KZ Grini in der Nähe von Oslo wurde die *„weiße Hölle"* genannt. Nach den ersten Geiselmorden im September 1941 sollte eine wahre Terrorwelle die Norweger in die Knie zwingen.[21] Es ist also keine Übertreibung, wenn im Hörspiel Krause gleichsam summierend als *„Gestapohenker und Geiselmörder"* bezeichnet wird. Doch den entschiedenen Widerstand der Norweger hatten die Deutschen völlig unterschätzt. Als Eriksen sich zu früh von Krause entlarvt sieht, tötet er kurz entschlossen seinen Feind und nimmt seine Verhaftung - und Liquidierung - in Kauf. Auch diese Opferbereitschaft steht für die kollektive Haltung des norwegischen Widerstands.

Anlaß

Walter Mehring, seit 1941 im New Yorker Exil, hatte möglicherweise einen konkreten aktuellen Anlaß für sein Hörspiel.[22] Im März 1942 war John Steinbecks play-novel „The moon is down" als Parabel über die Invasion in Norwegen erschienen und kurz darauf am Broadway aufgeführt worden. Was Mehring und später Willy Brandt als Dummheit der Eroberer bezeichnen, nennt John Steinbeck ihre Verständnislosigkeit, und daraus leitet er hellsichtig ab, daß sie zwar Schlachten gewinnen, aber den Krieg, wie alle Kriege vorher, verlieren werden.[23]

---

der Ostsee eine zentrale Rolle. Wenn auch ein direkter Einfluß auf „Sansibar" durch Mehrings Hörspiel nicht nachweisbar ist, sei diese Beobachtung dennoch erwähnt.

21 Willy Brandt, Norwegens Freiheitskampf, a.a.O., S.62.

22 Darüber hinaus hatte Hertha Pauli, die Freundin Mehrings, 1942 ein Buch über Alfred Nobel veröffentlicht, auf das im Zusammenhang eines Gesprächs von ihr mit der norwegischen Schriftstellerin (und Nobelpreisträgerin von 1928) Sigrit Undset im „Aufbau" (Nr.43 vom 23.10.1942, S. 8) hingewiesen wurde. Wie bekannt, wird der Friedensnobelpreis vom norwegischen Parlament, dem Storting, in Oslo verliehen. Die Verleihung des Friedensnobelpreises 1935 an Carl von Ossietzky (1889-1938), den Pazifisten und Herausgeber der „Weltbühne", dem die Nazis, die ihn seit 1934 in Konzentrationslagern interniert hatten, die Annahme des Preises untersagten, hatte erhebliche politische Wirkung gehabt. In Walter Mehrings Gedichtsammlung „No road back - Kein Weg zurück" (1944) heißt es im zehnten der „12 Briefe aus der Mitternacht": *„Ossietzky, den man so zerschund / Daß er voltairisch lächelnd schied ... / Als man den Friedenspreis ihm bot, / Schloß er grad Frieden mit dem Tod ... / Der beste Jahrgang deutscher Reben / Ließ vor der Ernte so sein Leben...* ". Walter Mehring, Staatenlos im Nirgendwo. Die Gedichte, Lieder und Chansons 1933-1974, Berlin/Wien 1984, S.130. Im gleichen Band findet sich im Abschnitt „II. Staatenlos im Nirgendwo (1934-1944). Gedichte, Lieder und Fabeln" das im Zusammenhang mit dem Hörspiel wichtige Gedicht „Finnland". Es beginnt: *„Es schreibt ein Volk, damit jeder es weiß, / Den Namen des Mörders mit Blut auf Eis: / Stalin!...* " (S.87). Anlaß für dieses Gedicht war sicher der sowjetische Angriff auf Finnland vom 30. November 1939. Die Finnen konnten allerdings unerwartet widerstehen und am 13. März 1940 einen Waffenstillstand schließen. Der deutsche Angriff auf Dänemark und Norwegen kaum einen Monat später hatte also ein Vorbild.

23 John Steinbeck, Der Mond ging unter (The moon is down). Roman. Deutsche Übersetzung von Anna Katharina Rehmann-Salten, Wien 1947. Der Bürgermeister Orden sagt dort zu Oberst Lanser, der sein Dorf überfallen hat: *„ 'Sie und ihre Regierung, Ihr seid verständnislos. In der ganzen Welt seid Ihr die einzige Regierung, das einzige Volk, das Niederlage auf Niederlage erleidet, Jahrhunderte hindurch - und immer nur, weil ihr verständnislos seid.' "* (S.91f.) Und kurz vor seiner eigenen Erschießung läßt der Bürgermeister den Oberst wissen: *„ 'Freie Menschen können keinen Krieg beginnen, aber wenn er einmal begonnen ist, dann können sie auch in der Niederlage weiterkämpfen. Herdenmenschen können das nicht. Und darum sind es immer die Herdenmenschen, die Schlachten gewinnen und die freien Menschen, die Kriege gewinnen. Sie werden sehen, daß es so ist, Herr Oberst.' "* (S.200f.).

Anders als Steinbeck ist Mehring mehr für die konkrete Aufklärung. Sein Hörspiel trifft sich darin mit dem Buch „Die unsichtbare Front" des Norwegers Carsten Frogner, das 1943 erst auf Schwedisch, ein Jahr später in deutscher Übersetzung im Europa-Verlag (Zürich/New York) erschien. Der Erfahrungsbericht eines Augenzeugen, der nach eigenen Angaben aus dem KZ Grini entfliehen konnte, ist mit zahlreichen erzählerischen Passagen ein Handbuch für die Partisanen der „Heimatfront". Als ein Sprecher für den „Freiheitssender" gesucht wird, heißt es dort:

„ 'Nächstens ist unser Freiheitssender fertig. Einige Spezialisten haben einen erstklassigen Apparat in Ordnung gebracht. Die Sendungen dauern jedesmal zehn Minuten oder eine Viertelstunde. Hauptsächlich Nachrichten über Pläne und Maßnahmen der Okkupationsmacht. Wahre Nachrichten sind die beste Propaganda. Aber sie müssen auf die richtige Art vorgebracht werden. Mit unterdrückter Entrüstung in der Stimme. Du verstehst?' "[24]

Was hier wie eine Regieanweisung für Mehrings Hörspiel klingt, bezeichnet eine gemeinsame literarische Strategie. Frogner wie Mehring wollten mit ihren Texten unmittelbar wirken, wollten das, womit Alfred Döblin 1937 Mehrings Exilroman „Die Nacht des Tyrannen" bezeichnet hatte: *„Kampfliteratur"*.[25] Sie hatte sich bei Mehring auch ohne ideologische Linie folgerichtig entwickelt.[26]

Vita

Literarisch debütierte der vor einhundert Jahren geborene Sohn der Opernsängerin Hedwig Stein - sie wurde in Auschwitz ermordet - und des Berliner Publizisten Siegmar Mehring 1915 mit Gedichten im „Sturm" Herwarth Waldens. Mehrings lyrischer Ton war nach dem Ersten Weltkrieg wirklich neu; sein Dadaismus im Umkreis von George Grosz gründliche Renitenz, von Beginn an bissiger und treffender politischer Kommentar, ob in Max Reinhardts Kabarett „Schall und Rauch" oder in Couplets für Trude Hesterbergs „Wilde Bühne". Ein gutes Beispiel für Mehrings neuartige Technik

---

24 Carsten Frogner, Die unsichtbare Front. Zweite Auflage. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Karl Meyer, Zürich (und dem Vorwort zur schwedischen Ausgabe von Gustaf Stridsberg). Nach der schwedischen Ausgabe übertragen und etwas gekürzt von Benedict Christ, Zürich/New York 1944, S.47. „Carsten Frogner" war das Pseudonym des Schriftstellers Waldemar Brögger. Er wurde im September 1941 verhaftet, 1942 wieder freigelassen und ging nach Schweden. Sein Buch, gewissermaßen ja ein Handbuch des Widerstands, wurde stark kritisiert, weil es so offen die Praktiken des Widerstands schilderte und die Widerstandskämpfer in Norwegen dadurch in große Gefahr brachte. (Auskunft von Magne Skodvin in einem Brief an den Verf. vom 25.3.1996). Von Waldemar Brögger - nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen norwegischen Geologen und Mineralogen - erschienen 1951 zwei Romane in deutscher Übersetzung: „Dreimal Königin. Ein Roman von Leidenschaft und Liebe einer großen Frau" (Flensburg: Wolff) und „Der Mann mit den sieben Leben" (Berlin-Grunewald: Herbig).

25 Alfred Döblin, König und Despot [Rezension], in: Das Neue Tage-Buch, 5. Jg., 1937, Nr.50, S. 1195f. zit. n. : Walter Mehring, Die Nacht des Tyrannen (1937). Hrsg.v. Christoph Buchwald, Düsseldorf 1983, S.140.

26 George Grosz schrieb 1940 an Wieland Herzfelde: *„Nun ist und war Mehring ja nie Kommunist und wird's wohl auch niemals werden."* George Grosz, Briefe 1913-1959. Hrsg. v. Herbert Knust, Reinbek 1979, S.290. Vgl. auch: Walter Mehring, Antwort auf ein kommunistisches Verhör, in: Das Tage-Buch, Jg. 11, H. 36, Berlin. 6.11.1930, S.1431-1434 sowie das Gedicht „Das Wahlresultat" (1932) aus der „Chronik der Lustbarkeiten" in: Walter Mehring, Großes Ketzerbrevier. Die Kunst der lyrischen Fuge, München 1975, S.178-181.

der Montierung von Zeitstimmen ist das Gedicht „Berlin simultan" (1920) mit den Versen:

„Das Volk steht auf! Die Fahnen raus!
Bis früh um fünfe kleine Maus!
Im Ufafilm
Hoch Kaiser Wil'm!
Die Reaktion flaggt schon am Dom,
Mit Hakenkreuz und Blaukreuzgas,
Monokel kontra Hakennas'
Auf zum Pogrom
Beim Hippodrom!
Is alles Scheibe -
Bleibt mir vom Leibe -
Mit Wahljeschrei
Und Putsch!
Eins zwei drei
Rrrrutsch
mir den Puckel lang
Puckel lang
Der Berolina
Kutsch auf dem Schuckelstrang
'Jroße Ballina!'
Berlin Berlin!
Die Rot'n und die Jrün'n -
Berlin zieht blank, Berlin zieht blank, Berlin zieht blank!"[27]

Von 1921 bis 1928 berichtete Mehring aus Paris für das „Tage-Buch" und die „Weltbühne". Der Berliner Rundfunk sendete im Herbst 1927 unter dem Titel „Sahara" eine vierteilige Bearbeitung von Mehrings Tourismus-Satire „Algier oder Die dreizehn Oasenwunder".[28] Als Theaterautor Erwin Piscators hatte Mehring 1929 in Berlin einen

27 Walter Mehring, Berlin simultan, in: Das Politische Cabarett (1920), zit. n.: Frank Hellberg, Walter Mehring. Schriftsteller zwischen Kabarett und Avantgarde, Bonn 1983 (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft, Bd. 337), S.21. Vgl. die Variante „Berlin-simultan" in: Walter Mehring, Großes Ketzerbrevier, a.a.O., S.31f.

28 „Die Funkstunde. Zeitschrift der Berliner Rundfunkstelle" kündigte 1927 in den Folgen 38, 40, 45 und 47 die Sendungen der vier Teile des Hörspiels „Sahara" für den 24. September, den 8. Oktober, den 4. und den 8. November an. Auf dem Titelbild der Nr. 38 ist Walter Mehring in einer Gruppe von Algeriern zu sehen; das Heft selbst enthält einen Aufsatz Mehrings über die „Geräusch-Illusion" im Hörspiel. Angaben nach: Christoph Buchwald, Nachwort, in: Walter Mehring, Algier oder Die 13 Oasenwunder / Westnordwestviertelwest. Über die Technik des Seereisens. Zwei Novellen, Berlin/Wien 1982, S.183, Anm.13. Frank Hellberg, Walter Mehring. a.a.O., erwähnt in seiner Bibliographie die beiden Mehring-Beiträge „Berlin - Sahara", in: Die Funkstunde 1927, Nr.38, S.1206 und „Das Hörspiel 'Sahara' im Senderaum", in: Die Funkstunde 1927, Nr.45, S.1458. Vgl. auch: Walter Mehring, Berlin. Eine Hörfolge in 3 Teilen (ca. 1958). Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Georg Schirmers, Siegen 1992 (Vergessene Autoren der Moderne LIII).

weitreichenden Skandal um sein Inflationsstück „Der Kaufmann von Berlin" und wurde 1933 von Goebbels öffentlich *„An den Galgen!"* gewünscht.[29]
Im Pariser Exil erschienen die Gedichte „Und Euch zum Trotz", die Joseph Roth im Namen aller Emigranten als *„uns zum Trost"* empfand. Aus Wien berichtete Mehring dann für „Das Neue Tage-Buch" und schrieb die höhnische, natürlich prompt verbotene Satire auf die Rassenideologie der Nazis: „Müller - Chronik einer deutschen Familie". Nur mit Hilfe seiner Freundin Hertha Pauli konnte Mehring 1938 nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich nach Paris fliehen. Jetzt begannen die fürchterlichen Jahre der Flucht, der verschiedenen Internierungslager. Schließlich gelang Mehring dank Varian Frys „Emergency Rescue Comitee" im Februar 1941 die Überfahrt nach Amerika.[30]
In New York geriet Walter Mehring in tiefes Elend. Trotz eines Lehrauftrags in Princeton für deutsche Literatur und moderne Kunst, trotz seiner Arbeit als Dramaturg am „Continental Comedy Theatre" und am „Office for War Information", trotz seiner Artikel für den „Aufbau" und andere Zeitschriften[31] lebte er lange unter miserabelsten Bedingungen und mußte tagelang hungern. Der einzige auch wirtschaftliche Erfolg in diesen Jahren war 1951 das Buch „The lost library", die „Autobiographie einer Kultur" über die verlorene Bibliothek seines Vaters, die er in Wien zurücklassen mußte. Der kritische Spötter Walter Mehring, dessen lyrische Rhythmen und Töne zwischen Barock und Jazz eindringliche und unangenehm deutliche Zeitbilder sind, kehrte zwar 1953 nach Europa zurück, sah sich dort aber *„am Rand der Zeit"* als Vagabund zwischen München und Zürich - wo er 1981 starb - schon zu Lebzeiten beinahe vergessen:
„Und als Trinkgeld verworfen / blieb nichts übrig / als ein Vers /
auf den sich nichts sonst reimte / als / pervers ///".[32]

29 Frank Hellberg, Walter Mehring, a.a.O., S.9.
30 Ebd., S.12f.
31 Walter Mehring (1896-1981). [Bibliographie] Zusammengestellt von Karin Ackermann, in: Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933, Bd. 4, Bibliographien. Schriftsteller, Publizisten und Literaturwissenschaftler in den USA. Hrsg. v. John M. Spalek, Konrad Feilchenfeldt und Sandra H. Hawrylchak, Teil 2, H-M, Bern/München 1994, S.1298-1311.
32 Walter Mehring, *Postum*, in: Ders., Großes Ketzerbrevier, a.a.O., S.339f., hier S.340.

Dirk Heißerer

Wagnis Freiheit. Literarische Deserteure im 20. Jahrhundert[1]

„Verweigert Krieg, Gewehr
Verweigert Waffentragen
Ihr müßt schon etwas wagen
Verweigert's Militär."
(Boris Vian, 1966)[2]

„'Ich wollte mal einen Baedeker für Deserteure schreiben, aber die Zeiten haben sich gewaltig geändert: so gut wie damals kann man heute nicht mehr fliehen.'"
(Walter Mehring, 1975)[3]

Auf einem Spaziergang durch einen Vorort von Paris macht sich Kurt Tucholsky 1925 Gedanken über zahlreiche Gedenktafeln, die an den jeweiligen Häusern von Opfern des Ersten Weltkriegs mit der Formel *„tué pour la patrie"* angebracht sind. Tucholsky findet diese Formel falsch: *„Es muß nicht heißen: 'tué pour la patrie' - es muß heißen: 'tué par la patrie'. Getötet durch diesen niedrigen Begriff 'Staat', getötet durch diesen Wahnsinn, der die Heimat, die jeder liebt, mit einem Nützlichkeitsbegriff verwechselt,*

1 Vortrag und Lesung innerhalb des Begleitprogramms zur Ausstellung „'Für mich ist der Krieg aus!' Deserteure und Kriegsverweigerer des Zweiten Weltkriegs", veranstaltet vom Kulturreferat der Landeshauptstadt München vom 19. Mai bis 16. Juni 1995 im Münchener Kulturzentrum Gasteig. Der Vortrag wurde gehalten am 23. Mai 1995 im Hörsaal des Konservatoriums im Gasteig. Zur Ausstellung erschien der gleichnamige Begleitband von Stefanie Reichelt, hrsg. von der Landeshauptstadt München im Buchendorfer Verlag, München. Die Münchner Stadtbibliothek Sendling erarbeitete ein „Literaturverzeichnis 'Desertion und Deserteure'. Zur Sinnlosigkeit des Krieges". Zusammengestellt von Christa Wilcke unter Mithilfe von Marianne Pohl und Maria Stotz. Zu bestellen unter der Adresse: Münchner Stadtbibliothek Sendling, Albert-Roßhaupter-Straße 8, 81369 München. Zur beschämenden aktuellen Diskussion über die Rehabilitierung von Wehrmachtsdeserteuren s. u.a. Hans Schueler, Die Schande tilgen, in: DIE ZEIT, Nr.7 v. 10.2.1995, S.1; Jakob Augstein, ... damit die anderen nicht ins Unrecht gesetzt werden, in: Süddeutsche Zeitung, Nr.274 v. 28.11.1995, S.8. Nicht zu vergessen sind die Deserteure aus dem Bürgerkrieg im ehemaligen Jugoslawien, s. dazu: Jens Schneider, Kanonenfutter mit deutschem Gütesiegel. Wer sich Folter, Mord und Bürgerkrieg im ehemaligen Jugoslawien verweigert, erhält fast nie Asyl - den Behörden kommt die schwierige Beweislage zupaß, in: Süddeutsche Zeitung, Nr.19 v. 24.1.1995, S.3 sowie die Titelgeschichte von „jetzt. Das Jugendmagazin der Süddeutschen Zeitung", Nr.12 v. 20.3.1995, S.10f.: Reiner Sladek, Unerwünscht. Petar träumt von einem Land ohne Städte, durch das er tagelang spazieren könnte. Aus dem Krieg in Tschetschenien waren Anfang 1995 bereits 3000 russische Soldaten desertiert; zur mutigen Rolle der Soldatenmütter dabei s.: „Nimm ihn mit, Mutter." Russische Frauen über die Rettung ihrer Angehörigen aus dem Krieg, in: Der Spiegel, 8/1995, S.150.

2 Boris Vian, Der Deserteur, in: Ders., Der Deserteur. Chansons, Satiren, Erzählungen. Mit einem biographischen Portrait von Klaus Völker, Berlin 1992, S.29f., hier S.30.

3 Zit. nach Klaus Peter Dencker, Staatenlos im Nirgendwo - Walter Mehring, in: Akzente, H.3, April 1975, S.258-273, hier S.259.

der den meisten nicht einmal von Vorteil ist, sondern nur den wenigen." [4] Statt dessen plädiert Tucholsky für *„andre Tafeln"*, deren Text er gleich entwirft: *„Hier lebte ein Mann, der sich geweigert hat, / auf seine Mitmenschen zu schießen. / Ehre seinem Andenken!"* [5]

I. Verräter

Am negativen Bild des Deserteurs hat sich bis heute nicht viel geändert. Das verwundert kaum, denn der „Deserteur" wird, wie der „Kriegsdienstverweigerer", durch Ausgrenzung definiert.[6] Das lateinische „desere" bedeutet verlassen, preisgeben, im Stich lassen - der Ausreißer ist der „desertor" -, aber auch unbewohnt, einsam - die Wüste ist die „regio deserta". Im militärischen Sprachgebrauch meint die Desertion die unerlaubte Entfernung von der Truppe, die Flucht von der Fahne, unter der ein Eid geschworen wurde, das Ausreißen vor der Verantwortung und vor der Solidarität mit den Kameraden - kurz den Verrat schlechthin an der militärischen Organisation. Der Deserteur ist der Feind in den eigenen Reihen, er stellt das ganze System und seine Ziele in Frage. Hatten Kriegsverweigerer während des Ersten Weltkriegs - wie das Beispiel Oskar Maria Grafs zeigt - noch Chancen, durchzukommen, kannte das nationalsozialistische Vernichtungsregime erst recht nach 1939 keine Gnade mehr. Dieser Verbrecherstaat, der sich durch die Propaganda von Feindbildern legitimierte - je einfacher und perfider, desto besser -, der Staat des völkerrechtswidrigen Angriffskriegs, ahndete mit beispielloser Brutalität die Desertion als das *„politische Delikt par excellence"*, wie es Manfred Messerschmidt hier genannt hat.[7] Der Deserteur kündigte die Gefolgschaft und entlarvte die sogenannte Herrenmoral als die brutale Hysterie, die sie war.
So wie die konkreten wirklichen Deserteure lassen sich auch die erfundenen zunächst aus ihrem Antrieb gegen die jeweilige militärische Obrigkeit verstehen. Die literarischen Deserteure - gemeint sind damit vor allem die erzählten Figuren, erst in zweiter Linie die desertierten Autoren -, die literarischen Deserteure also erscheinen meist ausgesprochen 'wirklich' und konkret nachvollziehbar. Beiden, den tatsächlichen wie den sprachlich dargestellten Deserteuren gemeinsam ist das Wagnis Freiheit, das darin besteht, sein Leben nicht mehr für einen übergeordneten Befehl, für eine tötende Staatsmaschinerie aufs Spiel zu setzen, sondern die eigene Verantwortung zu wagen. Aus Angst oder aus Mut, aus Feigheit oder aus Tapferkeit - in jedem Fall selbstbestimmt, aus freien Mitteln, für eine Freiheit, die in eben diesem Moment entstand, auch wenn sie oft nur kurz währte und im Tod endete. Die Formel dafür hat Alfred Andersch in seinem Bericht *„Die Kirschen der Freiheit"* (1952) aufgestellt:

---

4 Ignaz Wrobel (d.i. Kurt Tucholsky), Die Tafeln, in: Die Weltbühne, Nr.16 v. 21.4.1925, S.601, auch in: Ders., Gesammelte Werke Bd. 4, 1925-1926 (hrsg. v. Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz), Reinbek bei Hamburg 1989, S.100f., hier S.101.

5 Ebd. Zum „Denkmal für den unbekannten Wehrmachtsdeserteur" in Erfurt s.: Lutz Rathenow, Gehorsam und Widerstand. Ein Denkmal löst in Erfurt Diskussionen aus, in: Süddeutsche Zeitung, Nr.50 v. 29.2.1996, S.13.

6 *„Auf jeder Seite der Front bleibt der Deserteur ein Fremder. Eine Randfigur, deren Internierung zugleich ihre Ausgrenzung bedeutet."* Zafer Senocak, Der Dichter und die Deserteure. Rushdie und seine *Satanischen Verse* zwischen den Fronten, in: Ders., War Hitler Araber? Irre-Führungen an den Rand Europas. Essays, Berlin 1994, S.21-28, hier S.24.

7 Manfred Messerschmidt, Vortrag zur Eröffnung der Ausstellung (s. Anm.1) am 18. Mai 1995.

„In jenem winzigen Bruchteil einer Sekunde, welcher der Sekunde der Entscheidung vorausgeht, verwirklicht sich die Möglichkeit der absoluten Freiheit, die der Mensch besitzt. Nicht im Moment der Tat selbst ist der Mensch frei, denn indem er sie vollzieht, stellt er die alte Spannung wieder her, in deren Strom seine Natur kreist. Aufgehoben wird sie nur in dem einen flüchtigen Atemhauch zwischen Denken und Vollzug. Frei sind wir nur in Augenblicken. In Augenblicken, die kostbar sind... Die Freiheit ist nur eine Möglichkeit, und wenn man sie vollziehen kann, so hat man Glück gehabt - worauf es ankommt, ist: sich die Anlage zur Freiheit zu erhalten." [8]

II. Idioten

In seiner Münchener Dissertation „Fahnenflucht und Kriegsneurose. Gegenbilder zur Ideologie des Kampfes in der deutschsprachigen Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg"[9] hat Thomas Kraft 1994 die erste umfassende Studie zum Thema vorgelegt. Er zeigt die unterschiedliche Akzeptanz von Krieg und Kampf vor und nach dem Ersten Weltkrieg, schildert die ambivalente Haltung und das Abrücken vom Krieg etwa bei Ernst Toller und Oskar Maria Graf und zugleich die Aufwertung des „Kampfes" und das Bild des „Helden" bei Oswald Spengler und Ernst Jünger. Die Pathologisierung und Kriminalisierung der Deserteure nach 1914 verstärkten die Militärgerichte nach 1939 durch die Übernahme der Naziideologie. An einer Reihe von Beispielen bis in die jüngste Zeit zeigt Thomas Kraft überzeugend, daß die literarische Diskussion gerade beim Thema Desertion unmittelbar politisch wird und wohl deshalb bislang meist polarisiert geführt wurde.

Im strengen Sinn sind der *„brave Soldat Schwejk"* auf seiner irrlaufenden Truppensuche im Roman Jaroslav Hašeks (1921) wie auch der Simulant Felix Krull vor der Musterungskommission im Roman Thomas Manns (1954) keine echten Deserteure oder Ausreißer, sondern höchstens Verweigerer. Beide Figuren gehören in die Tradition des Schelmenromans; dementsprechend bezeichnet sich Schwejk gegenüber dem Truppenarzt gleich selbst als *„Idiot"* - das Adjektiv *„blöd"* gibt ihm sodann einen Freifahrschein durch den ganzen Roman und Krieg. Felix Krull dagegen erfährt zwar kurz nach seiner großartig erspielten Ausmusterung, daß ihn ein Arzt als Simulant erkannt hat, doch er bleibt frei und kann sich auf der Heimfahrt über den Unterschied zwischen *„soldatisch"* und *„Soldat"* klar werden, ein Unterschied, der, wenn auch ironisch, auf den Begriff der Freiheit zielt:

„Lebte ich folglich soldatisch, so wäre es doch ein tölpelhaftes Mißverständnis gewesen, wenn ich darum als Soldat leben zu sollen geglaubt hätte; ja, wenn es gälte, ein so erhabenes Gefühlsgut wie dasjenige der Freiheit für die Vernunft zu bestimmen und zuzurichten, so ließe sich sagen, daß dies eben: soldatisch, aber nicht als Soldat, figürlich, aber nicht wörtlich, daß im Gleichnis zu leben eigentlich Freiheit bedeute." [10]

---

8 Alfred Andersch, Die Kirschen der Freiheit, Zürich 1971, S.84.

9 Würzburg 1994 (Epistemata. Würzburger Wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft, Bd.119).

10 Thomas Mann, Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. Der Memoiren erster Teil (1954), II.Buch, 5.Kap., in: Ders., Gesammelte Werke, Bd.VII, Frankfurt/M. 1990, S.372.

Es braucht sicher kaum betont zu werden, daß die erzählte Figur an dieser Stelle ihrem Autor sehr nahe kommt, dessen eigenes militärisches Engagement als Einjährig-Freiwilliger sich im Jahr 1900 auf drei Monate beim Königlich-Bayerischen Infanterieregiment beschränkte. Eine Sehnenscheidenentzündung im Fußgelenk verschaffte ihm einen Lazarettaufenthalt und einen *„schlichte(n) Abschied..., da meine Füße sich nicht an jene ideale und männliche Gangart gewöhnen wollen, die Parademarsch heißt"*.[11]
Während des Ersten Weltkriegs focht Thomas Mann zwischen 1915 und 1917 mit seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen" (1918) einen, wie er selbst ihn nannte, *„Gedankendienst mit der Waffe"*, hauptsächlich gegen seinen Bruder Heinrich und dessen Verständnis vom politisch engagierten *„Zivilisationsliteraten"*.[12] „Felix Krull", schon lange vor dem Krieg begonnen, kam nicht mehr zu Wort; die *„Bekenntnisse des Hochstaplers"* blieben Fragment. Hans Castorp dagegen, der Held des „Zauberberg", muß in den Krieg, wo ihn der Erzähler im *„Getümmel"*, wie er es nennt, am Ende des Romans aus den Augen verliert.
Alles andere als ein listiger Schelm, eher ein tumber Tor, der in die Mühlen der Großstadt und des Weltkriegs gerät, war der Bäcker und selbsternannte *„Provinzschriftsteller"*[13] Oskar Maria Graf. In seiner zweiteiligen Autobiographie „Wir sind Gefangene", die 1927 mit dem Untertitel *„Ein Bekenntnis aus diesem Jahrzehnt"* erschien, schildert er ohne jede Beschönigung seinen Lebensweg aus einer verprügelten Jugend in die Gegenwelt der Literatur und der sozialen Revolte. Die letzten fünf Kapitel, also ein Viertel der insgesamt 21 Kapitel des ersten Teils, der unter dem Titel „Frühzeit" schon 1922 im Berliner Malik-Verlag erschienen war, sind Grafs Verweigerung als Trainsoldat im Ersten Weltkrieg gewidmet - die Überschrift *„Der Kampf beginnt"* des 17. Kapitels gibt die Zielrichtung deutlich vor. Schon vorher wegen seines Starrsinns zum *„Narrenhausbruder"* und damit zur soldatischen Unfigur erklärt, führt Graf dieser Kampf über die Stationen der Befehlsverweigerung, des Hungerstreiks und des Schweigens tatsächlich anderthalb Jahre ins Irrenhaus, danach allerdings auch *„Ins Freie"*, wie das 21. Kapitel überschrieben ist.
Der Einsicht in den *„Schwindel"* des ganzen Krieges setzt er die Aufforderung zur Revolte jedes einzelnen entgegen: *„'Der Krieg wird nie aufhören, wenn wir nicht einzeln anfangen zu revoltieren'"*, erklärt er seinen Kameraden. Und im Arrest schreibt er seine Parolen an die Wände: *„'Nieder mit dem Krieg!' oder 'Die Masse macht es nicht! Der einzelne muß es machen!'"* [14] Beim Hungerstreik setzt er alles auf eine Karte: *„Frei werden oder krepieren, dachte ich und hungerte, rauchte oder lag auf der Pritsche und döste."*[15] Als in ihm ein klinischer *„Idiot"* vermutet wird und ein Arzt sich ihm begütigend nähert, findet Graf die Kraft zu einer klarsichtigen Anklage: *„'Sie sind der größte Verbrecher'"*, schreit er den Arzt an, *„'Sie machen zu Tode Geschundene wieder le-*

11 Thomas Mann, Eine Chronik seines Lebens. Zusammengestellt von Hans Bürgin und Hans-Otto Mayer, Frankfurt/M. 1980, S.21.
12 Thomas Mann, Betrachtungen eines Unpolitischen (1918), Vorrede, in: Ders., Reden und Aufsätze 4, Gesammelte Werke Bd. XII, Frankfurt/M. 1990, S.9.
13 Notizbuch des Provinzschriftstellers Oskar Maria Graf. 1932. Erlebnisse. Intimitäten. Meinungen, Basel/ Leipzig/ Wien 1932.
14 Oskar Maria Graf, Wir sind Gefangene. Ein Bekenntnis [aus diesem Jahrzehnt, 1927], München 1988, S.177f.
15 Ebd., S.185; auch S.201.

bendig, damit man sie wieder morden, wieder zerfetzen kann!... Ein Zuhälter sind Sie, eine Hure sind Sie!'" [16] Dieser Anfall zieht Grafs Überführung in eine *„Heilanstalt"* nach sich. Die Heilung ist dann vollständig; Graf setzt sich durch, weil er sich dem Machtspiel radikal verweigert. Als der Arzt ihm eröffnet, daß er in die Garnison komme, lautet Grafs Antwort:

„'Ich bin kein Soldat, Herr Doktor', sagte ich. Er sah mich musternd an.
'Glauben Sie, Herr Doktor, daß man jetzt, nach eineinhalb Jahren Irrenhaus, einfach wieder mit dem Gewehr spielen kann?' fragte ich abermals. Ohne darauf einzugehen, fragte der Doktor: 'Wollen Sie Urlaub?'
'Das kommt mir gerade vor, als ob man dem Hund die Kette verlängere', antwortete ich.
'Sie wollen also frei kommen?'
'Ich bin frei', sagte ich und setzte eindringlicher hinzu: 'Und wenn Sie mich noch Jahre hier behalten. Es tut nichts. Ich bin frei. Es stört mich nichts mehr.'
'Wenn Sie nichts mehr stört, dann können Sie doch auch wieder Soldat sein', warf der Arzt überlegen ein.
'Wenn ich eine Wiese sehe, gehe ich einfach los, und wenn Sie mich in eine Ersatztruppe schicken, sage ich: Ich bin kein Soldat mehr und gehe, dann komme ich wieder hierher oder ins Gefängnis', sagte ich wieder. Der Arzt besann sich einen Augenblick und fixierte mich prüfend." [17]

Wenig später wird Graf entlassen und verschafft sich als Prosaautor *„ländlicher Sachen"* Beachtung.[18] Einen nachdrücklichen Befürworter findet er ausgerechnet in Thomas Mann. Die erste folgenreiche Begegnung der beiden so unterschiedlichen Autoren fand im Jahr 1926 im Herzogpark statt. Graf bat im Auftrag einiger Genossen um die Unterstützung einer Resolution. Der mittlerweile sozialdemokratisch gesonnene Thomas Mann gab seine Unterschrift, sprach dann aber unvermutet den Bittsteller als Kollegen an und fragte nach der Kriegsverweigerung:

„Ich wollte schon aufstehen, als er sich legerer in den Stuhl zurücklehnte und unvermittelt erzählte, er habe da neulich seiner Frau in Davos aus einem Buch von mir vorgelesen, und sie habe sich dabei fast gesund gelacht. Es war der noch völlig unbeachtete erste Teil meiner Autobiographie 'Wir sind Gefangene', der von meiner frühen Kindheit bis zu meiner Dienstverweigerung im ersten Weltkrieg reicht, ein Buch, das - wie ich annahm - ihm seiner ganzen Tradition, seiner Überzeugung und Natur nach schrecklich zuwider sein mußte. Mittendrin aber sagte er, mich halb verwundert und halb amüsiert musternd: 'Man hat also als einzelner wirklich der ganzen Militärmaschine widerstehen können?' Ich war verblüfft, bestürzt und - beschämt, und sicher war mein verlegenes, tölpisch-kulantes Lächeln genauso wie jenes, das ich als Brotbub aufsetzte, wenn mir Herrschaften unverhofft ein kleines Trinkgeld gaben." [19]

---

16 Ebd., S.197.
17 Ebd., S.207; s.a. Grafs Aufruf zur Desertion am Vorabend der Revolution 1918, ebd., S. 385f.
18 *„Oskar Maria Graf. Provinzschriftsteller... Spezialität - Ländliche Sachen"* - so Grafs Selbstdarstellung auf Visitenkarten und Briefbogen laut „Notizbuch des Provinzschriftstellers Oskar Maria Graf. 1932", a.a.O., S.8.
19 Oskar Maria Graf, Thomas Mann als geistiges Erlebnis. Totenrede, gehalten im Hunter-College in New York, 1955, in: Ders., An manchen Tagen. Reden, Gedanken und Zeitbetrachtungen, München 1985, S.301-313, hier S.309f.

Mit seiner Rezension von „Wir sind Gefangene" in der „Frankfurter Zeitung" sorgte Thomas Mann im April 1927 für den literarischen Durchbruch Grafs. Er betont darin, mit dem Blick auf Grafs Jugend, daß hier *„ein absonderlicher Geist"* aus den denkbar schlechtesten Bedingungen *„zum Gedanken und zur Freiheit"* emporstrebe: *„Dann wird er in den Krieg gejagt, und seine Abenteuer als unqualifizierbarer Soldat, seine blöde Renitenz, die Simulation aus echter Zerrüttung, mit der er sich schließlich befreit, sind das Tollste, Naivste und grausig Komischste, was man lesen kann. Auch glaube ich, daß sein Erlebnis der Münchener Revolution und Gegenrevolution als menschlich-historisches Zeugnis von unvergänglichem Werte sein wird."* [20]

Die Revolution 1918 in München begann mit dem Arbeiterstreik vom Januar 1918, zu dem Kurt Eisner und der junge Dramatiker Ernst Toller aufgerufen hatten. Toller hatte sich vom Kriegseuphoriker, der vergeblich das Ende des Antisemitismus erwartete, nach einem körperlichen und seelischen Zusammenbruch zum erklärten Kriegsgegner und Pazifisten gewandelt:

„Der Krieg ließ mich zum Kriegsgegner werden, ich hatte erkannt, daß der Krieg das Verhängnis Europas, die Pest der Menschheit, die Schande unseres Jahrhunderts ist.... Die Frage der Kriegsschuld ist nicht nur eine Frage der Kriegsschuldigen, die Herrschenden... suchen Macht und Ruhm und Freiheit ihres Volkes in der Ohnmacht, im Elend, in der Unterdrückung anderer Völker. Aber kein Volk ist wahrhaft frei ohne die Freiheit seiner Nachbarn. Die Politiker belügen sich selbst und belügen die Bürger, sie nennen ihre Interessen Ideale, für diese Ideale, für Gold, für Land, für Erz, für Öl, für lauter tote Dinge sterben, hungern, verzweifeln die Menschen. Überall. Die Frage der Kriegsschuld verblaßt vor der Schuld des Kapitalismus." [21]

Auch Toller landet zunächst im *„Irrenhaus"*. Anders aber als Graf nimmt er danach den *„Kampf gegen den Krieg"* konkret auf und versucht als humaner Idealist, vor allem möglichst gewaltfrei, die Revolution zu einem guten Ende zu bringen. Der hochherzige Plan geht im Mai 1919 im Münchener Massaker der sogenannten Weißen Garden unter. Mit fünf Jahren Zuchthaus wird Toller für sein Engagement bestraft. Sein Rückblick „Eine Jugend in Deutschland" (1933), datiert *„Am Tag der Verbrennung meiner Bücher in Deutschland"*, sieht den politischen Untergang des Landes voraus.

III. Tapferkeit

Zwei Texte stehen beispielhaft für die Zeit nach 1933. Bertolt Brecht verfaßte 1939 im schwedischen Exil seine Parabel „Der verwundete Sokrates". Der Text, mittlerweile in bayerischen Schullesebüchern bewährt, schildert den Philosophen als Feigling und gescheiterten Deserteur bei einer Schlacht gegen die Perser. Als er versucht, vom Kampfplatz wegzulaufen, rennt er sich einen Dorn in den Fuß; aus Schmerz und Angst beginnt er so sehr zu brüllen und zu fuchteln, daß die Perser vor Schreck die Flucht ergreifen - Sokrates wird als Kriegsheld im Triumph davongetragen. Seine Frau Xanthip-

20 Thomas Mann, Verjüngende Bücher, erstmals in: Frankfurter Zeitung v. 17.4.1927. Auch in: Ders., Reden und Aufsätze 2, Gesammelte Werke, Bd. X, Frankfurt/M. 1990, S.678-685, hier S.684.

21 Ernst Toller, Eine Jugend in Deutschland (1933), Reinbek bei Hamburg 1978, S.63 (Kap.VII. Streik).

pe betrachtet ihn sehr skeptisch und argwöhnt, daß er *„irgend etwas Schlaues, so etwas hintenrum"* angestellt habe, um zu diesem Erfolg zu kommen. Kann er seine Frau noch vorerst beschwichtigen, stellt sich dem Philosophen bald die eigentliche Frage, eben die, ob er den falschen Ruhm annehmen und sich eine Ausrede einfallen lassen soll, oder ob er Farbe bekennen muß. Brecht stellt die Dialektik von „Tapferkeit" und „Heldentum" am Zwiespalt des Sokrates vor: Soll er seine Feigheit zur Tapferkeit aufwerten lassen oder tapfer seine Feigheit eingestehen? Nachdem die Vermutung laut geworden ist, Sokrates habe weglaufen wollen *„und in der Verwirrung die falsche Richtung, nämlich nach vorn, eingeschlagen"*, entscheidet sich der Philosoph für die Wahrheit. Sie ist für ihn zwar beschämend, ermöglicht ihm aber immerhin, die Fluchtrichtung des Deserteurs, *„nach hinten"*, in einem allgemeineren Sinn als *„richtige"* anzugeben. Zugleich demontiert Brecht mit dieser Stelle die meist nachträgliche Heroisierung von Schlachten zugunsten eines tapferen Eingeständnisses von 'Feigheit vor dem Feind':

„Die Hängematte kam zum Stillstand.
'Höre Alkibiades', sagte er energisch und mit ganz frischer Stimme, 'es kann in diesem Falle nicht von Tapferkeit gesprochen werden. Ich bin sofort, als die Schlacht begann, das heißt, als ich die ersten Perser auftauchen sah, davongelaufen und zwar in der richtigen Richtung, nach hinten. Aber da war ein Distelfeld. Ich habe mir einen Dorn in den Fuß getreten und konnte nicht weiter. Ich habe dann wie ein Wilder um mich gehauen und hätte beinahe einige von den eigenen getroffen. In der Verzweiflung schrie ich irgendwas von anderen Abteilungen, damit die Perser glauben sollten, da seien welche, was Unsinn war, denn sie verstehen natürlich nicht Griechisch. Andrerseits scheinen sie aber ebenfalls ziemlich nervös gewesen zu sein. Sie konnten wohl das Gebrüll einfach nicht mehr ertragen, nach allem, was sie bei dem Vormarsch hatten durchmachen müssen. Sie stockten einen Augenblick, und dann kam schon unsere Reiterei. Das ist alles.'" [22]

Die Reaktionen auf dieses Bekenntnis sind deutlich: Antisthenes hustet und versteht den Sokrates ganz einfach; Alkibiades, zunächst starr erstaunt, möchte ihm am liebsten seinen Kranz vom Areopag geben, denn er hält ihn *„'für tapfer genug'"*, kenne er doch niemanden, *„'der unter diesen Umständen erzählt hätte, was du erzählt hast'"*. Nur Xanthippe, die schallend gelacht hat, tadelt ihren Mann später *„übellaunig"* wegen seines langen Schweigens: *„'Es hätte eine Blutvergiftung werden können.' 'Mindestens', sagte der Philosoph."* [23]

Die Novelle „Unruhige Nacht" (1952) von Albrecht Goes schildert aus der Sicht eines Feldseelsorgers die letzte Nacht eines Deserteurs im Oktober 1942 in der Ukraine. Sein lächerliches *„Vergehen"* war zunächst, einer jungen Frau aus der Gegend, Witwe und Mutter eines kleinen Kindes, harmlose Briefe auf der Rückseite von Verpflegungsformularen geschrieben zu haben, was vom Militärgericht, angesichts drohender Partisanengefahr, als *„Verrat militärischer Geheimnisse"* gedeutet und mit fünf Jahren Zuchthaus bestraft wird, die nach dem Krieg zu verbüßen sind. Auf dem Weg zur gefürchteten Strafkompanie flüchtet der Häftling und macht sich jetzt tödlich strafbar;

22 Bertolt Brecht, Der verwundete Sokrates (1939), in: Ders., Gesammelte Werke, Frankfurt am Main, Bd.11, S. 286-303, hier S. 302.
23 Ebd., S. 303.

wenige Wochen später wird er zufällig gefaßt und wegen *„Fahnenflucht"* sofort zum Tod verurteilt.
Der Pfarrer denkt sich in den Delinquenten hinein, sieht ihn mit der Frau und dem Kind zusammen, fühlt die herzliche Verbindung. Der Häftling bestätigt auch: *„Nur weil man auch einmal ein paar Wochen lang ein Mensch sein wollte, muß man jetzt dran glauben."* [24] Mit religiösen Floskeln - *„Tod ist Freiheit; aber Ewigkeit ist Bindung"* - versucht der Pfarrer dem Mann Beistand zu leisten; beide aber akzeptieren das Urteil. Heimlich geschriebene Briefe sind ihre einzigen Verstöße gegen die Vorschriften. Am Ende, bereits mit verbundenen Augen am Pfahl stehend, bittet der Mann noch einmal um Beistand:
„Unsicher, ohne den Tastsinn des Blinden, suchte er nach meiner Hand. Ich gab sie ihm, ruhig und fest. Es war gut. Der Diener des Evangeliums, der Sache, für die ich hier stand, dokumentierte damit, wo sein Platz ist: auf der Seite derer, die unter die Räder gekommen sind. Die Wahrheit des Evangeliums ist die Torheit der Welt, ihr Spott und ihr Zorn. Ich ließ es gelten, daß es so war. Dann trat ich zurück. Als ich auf halbem Wege war, fielen die Schüsse." [25]
In diese Stelle ist die Humanität und zugleich die Ohnmacht der Novelle verdichtet; die Religion, als Trost gedacht, wird zur Ausrede, die sich ohne weiteres auch auf unsere Tage übertragen läßt: *„Ich ließ es gelten, daß es so war. Dann trat ich zurück."*

IV. Anti-Helden

Den wichtigsten und mutigsten Text zum Thema hat Alfred Andersch 1952 als Bericht über seine eigene Desertion Anfang Juni 1944 in Italien unter dem Titel „Die Kirschen der Freiheit" vorgelegt. Zu einer Zeit, da die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik beschlossen wurde und eine Reihe von Rechtfertigungsschriften zum Zweiten Weltkrieg erschienen, wirkte Anderschs Buch vielfach als Provokation oder, wie Heinrich Böll es nannte, als *„Trompetenstoß in schwüler Stille".* [26] Zustimmung und Ablehnung waren gleichermaßen entschieden und ließen erkennen, daß dieser Lebensbericht mehr war als nur ein persönliches Bekenntnis.
Für Andersch war, wie er schreibt, mit der Machtübernahme Hitlers *„eine Epoche... zu Ende"* gegangen;[27] die bisherigen Werte wurden aufgehoben. Andersch beurteilt seine Desertion als die ihm einzig mögliche existentielle Selbstbestimmung gegenüber dem grundsätzlichen Unrecht des Vernichtungsregimes. Nichts mehr hat für ihn Verbindlichkeit, vor allem der Eid ist, da unter Zwang geleistet und ohne religiöse Dimension, *„null und nichtig".* [28] Andersch verhehlt nicht sein anarchisches und auch arrogantes Verhältnis gegenüber seinen Kameraden, die er verachtete, weil er die Situation gründ-

23 Albrecht Goes, Unruhige Nacht, Hamburg 1950, S.59.
24 Ebd., S.69.
25 Heinrich Böll, [Rezension von „Die Kirschen der Freiheit"], in: Welt der Arbeit vom 28.11.1952, zit.n.: Stephan Reinhardt, Alfred Andersch. Eine Biographie, Zürich 1990, S.208.
26 Alfred Andersch, Die Kirschen der Freiheit, Zürich 1971, S.106.
27 Ebd., S.102. Das Thema ist übrigens in Anderschs Umkreis schon früh diskutiert worden. Werner Suhr fragte 1946 in der „Süddeutschen Zeitung" unter dem Titel „Waren wir Deserteure?": *„War der erpreßte Eid, bei dem sich die Erpresser auf ihnen völlig unbekannte religiöse Beziehungen stützten (von denen sie sonst nichts wissen wollten), am Ende mehr als eine hohle Metapher?"* (Nr.91 vom 9.11.1946, S.5).

licher durchschaute als sie. Doch das Bild seines Anti-Helden ist vielfach gebrochen vom Eingeständnis eigener Schwäche und Angst.
Die drei Kapitel seines Buches umfassen die Zeit von 1919 bis 1944, genauer die Zeit zwischen dem Blick des Fünfjährigen vom Balkon der Neustätterstraße in München auf die Rotarmisten, die über die Leonrodstraße zur Erschießung zum Oberwiesenfeld abgeführt werden, bis zu dem Moment, da der Dreißigjährige in Italien von einem wilden Kirschbaum die *„ciliege diserte, die verlassenen Kirschen, die Deserteurs-Kirschen, die wilden Wüstenkirschen meiner Freiheit"* pflückt und probiert.[29] Dazwischen liegen Lebensstationen auf einem *„unsichtbaren Kurs"*, geprägt von Versuchen, sich durch Flucht in die Kunst, die Literatur, in Landschaften und in ein ästhetisches Verhältnis zum Kommunismus den miesen Bedingungen um ihn herum zu entziehen. Sein Vater, Kriegsopfer und Parteigänger Hitlers, verhilft ihm zu einem prägenden Eindruck, als er ihn 1923 zu einer Fackelparade für den General Ludendorff mitnimmt. Der Junge sieht dort einen *„Künstler des Schlachtfeldes"*,[30] eine Bezeichnung, die vermutlich ernst gemeint und als Kontrast gedacht ist zur später erwähnten *„Kanalratte"* Hitler.[31] Die Bemerkung zu Ludendorff ist sicher ebensowenig überzogen gemeint, wie die, Andersch habe am 6. Juni 1944 mit der Desertion seinen *„ganz kleine(n) private(n) 20. Juli"* [32] stattfinden lassen.
Andersch nimmt sich die Freiheit, die er sich mit seiner Desertion und vor allem mit ihrer literarischen Darstellung erobert hatte. Für ihn ist die Desertion *„die äußerste Form der Selbstverteidigung"*,[33] eine, vom Existentialismus Sartres beeinflußte, Möglichkeit, sich *„gegen das Schicksal"* zu wenden und *„neues Schicksal"* zu setzen. Nicht mehr und nicht weniger: *„Die Kunst und der Kampf des Menschen gegen das Schicksal vollziehen sich in Akten der absoluten, verantwortungslosen, Gott und dem Nichts sich anheimgebenden Freiheit."* [34] Aus diesem Grund auch kann Andersch zuletzt mit zwei Redewendungen den glücklichen Verlauf seiner Desertion beschreiben: *„Deserteure"*, heißt es dort, in Anlehnung an die „regio deserta", *„sind Leute, die sich selbst in die Wüste schicken"*, [35] und die letzte Aktion, bevor er die Kirschen findet, ist seine Befreiung vom Soldaten: Er wirft seine Flinte, seinen Helm und alles andere buchstäblich ins Korn.
Anderschs Bild von den *„Kirschen der Freiheit"* weist auf ein Motiv im elften Kapitel des berühmten Anti-Kriegsromans „Im Westen nichts Neues" (1929) von Erich Maria Remarque zurück. Dort entscheidet sich der Soldat Detering - *„ein Bauer, der nur an seinen Hof und an seine Frau denkt"*[36] - zur Flucht. Hatte er beim Anblick zerschossener, furchtbar leidender Pferde noch gesagt, es sei *„'die allergrößte Gemeinheit, daß*

28 Ebd., S.130.
29 Ebd., S.16. Zu der in diesen Zusammenhang gehörenden Faszination Anderschs durch Ernst Jünger s. neuerdings: Klaus R. Scherpe, Ästhetische Militanz. Alfred Andersch und Ernst Jünger, in: Hans Harald Müller/Hanno Segeberg (Hrsg.), Ernst Jünger im 20. Jahrhundert, München 1995, S.115-179.
30 Alfred Andersch, Die Kirschen der Freiheit, a.a.O., S.33,102.
31 Ebd., S.74.
32 Ebd., S.108.
33 Ebd., S.126f.
34 Ebd., S.128.
35 Erich Maria Remarque, Im Westen nichts Neues, Berlin 1929, S.9.

Tiere im Krieg sind'",[37] erinnert ihn der Anblick blühender Kirschbäume (*„'Wenn die blühen, sieht das vom Heuboden aus wie ein einziges Bettlaken, so weiß. Es ist jetzt die Zeit.'"*[38]) an seinen eigenen Obstgarten und sein eigentliches, sein richtiges Leben in Freiheit - und er entschließt sich zur Flucht. Doch er wird bald gefaßt und kann nicht darauf hoffen, wegen *„Heimweh und momentane(r) Verwirrung"* mildernde Umstände zu bekommen: *„Wir haben nichts mehr von Detering vernommen"*, heißt es lapidar am Schluß der Passage.[39] Die blühenden Kirschzweige tragen erst bei Andersch Früchte.[40]
Flucht und Freiheit blieben die zentralen Motive im Werk Alfred Anderschs. Im Roman „Sansibar oder der letzte Grund" (1957) sind es die Fluchtversuche eines kommunistischen Funktionärs, einer jungen Jüdin, der Barlach-Figur des *„lesenden Klosterschülers"* und eines Schiffsjungen weg aus Nazi-Deutschland; aus dem Roman wurde im Hörspiel die *„Aktion ohne Fahnen"* (1958).[41] Noch der letzte große Roman „Winterspelt" (1975), das Planspiel von einem veränderten Verlauf der Ardennen-Offensive nach einem *„verräterischen"* Waffenstillstandsangebot auf Generals-Ebene, versucht eine Möglichkeit zu denken, in einem Akt utopischen, exemplarischen Widerstands[42] dem *„Schicksal"* der deutschen Geschichte einen anderen Verlauf zu geben.[43]
Deserteur wie Andersch war auch Heinrich Böll, allerdings längst nicht so dramatisch, eher listiger: *„Ich war damals hier in der Nähe von Köln, habe drei, vier Monate als Deserteur bei meiner Frau gelebt, versteckt, mit gefälschten Papieren; nur waren die nicht so hieb- und stichfest, und ich bin dann bewußt, ganz bewußt, um zu überleben, wieder in die Armee zurückgegangen, wieder mit einem gefälschten Papier; das war*

---

36 Ebd., S.68.
37 Ebd., S.270.
38 Ebd., S.271.
39 Das Antiquariat Matthias Loidl (83567 Unterreit-Stadl) bot in Katalog 20 unter Nr.20 von Gottfried Benn den - mittlerweile verkauften - Band „Frühe Lyrik und Dramen", Wiesbaden 1952 mit einem Faksimile der Widmung Benns für Alfred Andersch auf dem Vorsatz an. Die Widmung lautet: *„Entnehmen Sie, sehr verehrter / Herr Andersch, aus S. 138 u.ff. / dass auch schon im I Weltkrieg / nach den Kirschen der Freiheit / gelangt wurde. / Mit Dank und Gruss / Ihr / Gottfried Benn. / XI/52 / Berlin"*. Benn verweist damit auf sein Drama „Etappe" (1915)", worin gleich zu Beginn der „Oberarzt Dr. Olf" den „Dr. Dunker, Arzt in einem Lazarett", fragt: *„Haben Sie sie gesehen, die blutgrauen Leichenschädel und die zersplitterten Visagen? Dazu das ganze Getümmel, die Schreie und der Mord? Ich sage Ihnen, Dunker, sie kriegten kein Schwein mehr gegen die Drahtverhaue, wenn die draußen wüßten, wer hier den Tod verschachert... Mit dieser Peitsche hier - und wenn sie mich an die Mauer stellen, mein Blut soll springen wie ein Hornruf: Hetzt dieser Bande Hunde an die Gurgeln!!"* (S.139). Andersch hatte sich 1948 in der Zeitschrift „Neue Woche" positiv über Benns „Statische Gedichte" geäußert (vgl. Gottfried Benn 1886-1956. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, 1986, S.301f.). Für sein Hörspiel „Biologie und Tennis. Dramatische Reportage in einem Prolog und vier Bildern" (Hessischer Rundfunk, 1950) über das Schicksal seines „halbjüdischen" Schwagers Fritz Albert, der am Tag der „Arisierung" seiner Hamburger Photopapier-Firma auf den Tennisplätzen von Harvesterhude an Herzschlag starb, wählte Andersch einen Vers aus Benns Gedicht „Die Dänin" (1924): *„Philosophia perennis, / Hegels schauender Akt -: / Biologie und Tennis / über Verrat geflaggt."*
40 S.a. Dirk Heißerer, Offene Figuren. Essay zu den Hörspielen von Alfred Andersch. Gesendet vom Bayerischen Rundfunk (B2) am 6. Februar 1994 im Anschluß an das Hörspiel „Aktion ohne Fahnen" (1958).
41 Volker Wehdeking, Alfred Andersch, Stuttgart 1983, S.134.
42 Im Rahmen des Begleitprogramms zur Ausstellung fanden am 28. Mai und am 25. Juni 1995 literarische Spaziergänge durch Neuhausen, dem Viertel von Alfred Andersch, statt. Dieser Spaziergang wird vom Verfasser schon seit 1990 angeboten.

der sicherste Weg, um zu überleben, denn Deserteure wurden ja damals standrechtlich erschossen. Und vierzehn Tage später war ich dann in Gefangenschaft in Frankreich. Nach einem halben Jahr konnte ich nach Deutschland zurück, Ende 1945 also." [44]

Aus den Erfahrungen ihrer Generation mit dem totalitären Staat erwuchs bei Andersch wie bei Böll eine fundamentale Skepsis gegenüber den Entwicklungen in der Bundesrepublik. Während aber Andersch 1957 in die Schweiz übersiedelte, blieb Böll im Land. Er leistete mit literarischen Mitteln Widerstand gegen jegliche Formen staatlicher Vereinnahmung. In seiner Erzählung „Entfernung von der Truppe" (1964), einer Mischung von Alltagsbericht und historischer Parabel um den Vortag des Münchener Abkommens von 1938, wird die Desertion zunächst als Ausweg vom Erzähler abgelehnt: *„Den Gedanken an Desertion hatte ich aufgegeben, es lockte mich nicht, die jeweilige Gefangenschaft mit irgendeiner zu vertauschen."* [45] Die *„Entfernung von der Truppe"*, das wird bald klar, ist auch in einem anderen Sinn zu bewerkstelligen und sie ist nicht nur von der militärischen Truppe, sondern auch allgemein gesellschaftlich möglich. Im Wechsel von Bedeutungsebenen historischer Ereignisse oder sprachlicher Formeln wie *„Arbeit macht frei"* gewinnt der Text, der ebenfalls reflektiert wird, eben die künstlerische *„Verwandlungsfreiheit"*, die sich der Erzähler als Kind beim Zeichnen von Figuren in sein Malheft genommen hatte. Am Ende aber, wenn Deutungsangebote des Erzählers die Geschichte noch weiter verrätseln, heißt es unter dem Stichwort *„Moral"*: *„Es wird dringend zur Entfernung von der Truppe geraten. Zur Fahnenflucht und Desertion wird eher zu- als von ihr abgeraten, ich sagte ja schon: es gibt Idioten, die nicht nur zielen, auch treffen, und jeder muß wissen, was er riskiert. Schußwaffen sind völlig humorlose Instrumente."* [46]

Ungleich konkreter und ausgesprochen witzig stellt Böll zwei Jahre später das „Ende einer Dienstfahrt" (1966) im Rahmen einer Gerichtsverhandlung dar; das corpus delicti ist ein bei einem happening verbrannter Bundeswehrjeep. Verschiedene Sprachebenen zwischen Voreifeldialekt und Juristendeutsch; unterschiedliche Wertungen der jüngsten deutschen Geschichte; der Blick auf das Wirtschaftswunder und seine Opfer unter denen, die sich nicht an den Abschreibungen beteiligen, sowie auf den Leerlauf in der Verwaltung und *„beim Bund"* machen auch das Buch selbst zu einem happening.

Der Sohn eines Kunsttischlers hat am letzten Tag seiner Bundeswehrdienstzeit einen Jeep, mit dem er zum *„Kilometerfressen"* durch die Lande fahren sollte, in Zusammenarbeit mit seinem Vater auf einem freien Feld singend und tanzend verbrannt. Nachdem alle persönlichen und gesellschaftlichen Aspekte der Angeklagten aus den verschiedensten Perspektiven vorgestellt wurden, erscheint als deus ex machina ein Kunstprofessor und erklärt die Aktion zum Kunstwerk:

„... also: er *sei kein Happening-Mann, habe sich aber mit dieser Kunst, die sich als Anti-Kunst deklariere, auseinandergesetzt und beschäftigt. Es sei... ein Versuch, heilbringende Unordnung zu schaffen, nicht Ge-, sondern Entstaltung, ja, Entstaltung -*

---

43 Heinrich Böll, Drei Tage im März (1975), Auszug, in: Viktor Böll (Hrsg.), Heinrich Böll und Köln. Mit einer Wanderung durch Heinrich Bölls Köln von Martin Stankowski, Köln 1994, S.103.

44 Heinrich Böll, Entfernung von der Truppe. Erzählung, Köln/Berlin 1964, S.71. Vgl. dazu Alfred Andersch, Die Kirschen der Freiheit, a.a.O., S.81.

45 Ebd. (Böll), S. 138.

aber diese in eine vom Künstler beziehungsweise Ausübenden bestimmte Richtung, die aus Ent-staltung wieder neue Ge-stalt mache.“ [47]
Als der Staatsanwalt noch hören muß, daß das Ganze nicht nur fünfdimensional durch die Einbeziehung von Architektur, Plastik, Literatur, Musik und Tanz, sondern sogar *„fünf*musal“ angelegt gewesen sei, bekommt er einen Herzanfall und fühlt sich von den *„rheinischen Füchsen“* hereingelegt. Der Richter, der seine letzte Verhandlung leitet, gibt den milde Verurteilten am Schluß einen vielsagenden Rat: *„... sie sollten sich unabhängig vom Staat machen, indem sie ihm... gar keine Möglichkeit gäben, sie in ihrer Freiheit einzuschränken, und sie sollten, wenn sie diesen Tribut entrichteten, schlau wie die Füchse sein, denn es sei hier... die Gnaden- und Erbarmungslosigkeit des Wirtschaftsprozesses geradezu* bescheinigt *worden, und einer gnadenlosen, erbarmungslosen Gesellschaft dürfe man nicht ungewappnet entgegentreten.“* [48]
Bölls Vorbehalt dem Staat gegenüber ermutigte ihn auch folgerichtig 1972 zu der Initiative für Ulrike Meinhof und zu seinem entschiedenen Kampf gegen die in seinen Augen faschistischen Methoden der BILD-Zeitung.

V. Leben

Am Ende sei der wenig bekannte Text einer Frau zum Thema vorgestellt. Marie Luise Kaschnitz hebt in ihrer kurzen Erzählung „Der Deserteur“ (1960) die Desertion als Entscheidung für das Leben hervor. Wenn Alfred Andersch schreibt, es mache *„die Ehre des Deserteurs aus..., sich vom Angesicht des Todes abzuwenden“*,[49] so richtet sich bei Kaschnitz die Figur des desertierten amerikanischen Schriftstellers Jim in einer unbestimmten, vielleicht osteuropäischen Umgebung, auf das dem Krieg abgetrotzte Leben. Nach sieben Jahren im Versteck kommt der Mann an einem Ostersamstag herauf und will nicht mehr zurück. Er arrangiert an einem Tisch eine Verhandlung gegen sich selbst, ist Angeklagter und Richter in einem:
„Sie bereuen also Ihre Tat, sagt der Richter, und ich sage: Nein, ich bereue sie nicht... Ich habe sieben Jahre lang gelebt und Liebe gegeben und Liebe empfangen. Alle geliebte Liebe ist nicht verloren in der Welt.“ [50]
Zuletzt, als draußen die Kinder schon mit ihren Warnpfeifen schrillen und die Polizeihunde bellen, reißt der Mann die Tür auf und geht hinaus, mit den Händen über dem Kopf: *„Die Hunde bellten, und im Dorf drunten läuteten die eben aus Rom zurückgekehrten Glocken das Osterfest ein.“* [51]
Unabhängig von den Diskussionen um Gedenktafeln oder ein Denkmal für Deserteure läßt sich aus der Erzählung der Kaschnitz ein Gedenktag für die Deserteure ableiten - der Ostersamstag, der Tag zwischen Tod und Leben. Den kann jeder begehen, auch ohne offiziellen Segen und ganz gleich auf welches Datum er fällt.

---

46 Heinrich Böll, Ende einer Dienstfahrt. Erzählung, Köln/Berlin 1966, S.212f.
47 Ebd., S.239.
48 Alfred Andersch, Die Kirchen der Freiheit, a.a.O., S. 83.
49 Marie Luise Kaschnitz, Der Deserteur (1960), in: Dies., Lange Schatten. Erzählungen, München 1994, S.175-184, hier S.182.
50 Ebd., S.184.

Karl Klöckner/Martin Finkbeiner

Dialektik der Aufklärung und Arbeiterbewegung - Feuerbachthesen, Kautsky

Die folgenden Texte stellen den Versuch dar, kritische Theorie am besonderen Gegenstand der Geschichte der Arbeiterbewegung zu entwickeln. Die Konsequenzen aus dem Zusammenbruch der stalinistischen Staatenwelt - im Kontext des andauernden Zerfalls der Arbeiterbewegung - sind in zweierlei Hinsicht nicht bedacht und bewältigt worden. Einerseits wird immer noch vom dem „sozialistischen Experiment" gesprochen, das seit Oktober 1917 veranstaltet wurde und weiterhin in der Tradition einer marxistischen Linken interpretierbar bleiben soll. Zum anderen erscheint das Scheitern dieses „Experiments" als Beleg dafür, daß Sozialismus ein für allemal historisch obsolet geworden sei. Theorie darf sich jedoch nicht im Nachvollzug und Nachzeichnen des Bestehenden erschöpfen, will sie mehr sein als Affirmation, der sich letztlich das Wirkliche doch als vernünftig aufdrängt. Solange sich Herrschaftsverhältnisse gesellschaftlich manifestieren, bleibt die Forderung nach Realisierung von Freiheit und Emanzipation dringlich und muß dem Vergessen entrissen werden. Daß sich in diesem Jahrhundert die Hoffnungen auf eine Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft nicht erfüllt, sondern in blutige Enttäuschungen verkehrt haben, darf nicht dazu verleiten, die ausstehende Emanzipation gleichsam als Illusion oder Teil eines Mythos abzutun - vielmehr gilt es, den Täuschungen auf den Grund zu gehen.

Einst in der Aufklärung intendiert, ist Emanzipation als gesellschaftliche Aufgabe unverzichtbar für eine Theorie geworden, die ihr Vermögen der Kritik nicht leichtfertig verspielen, sondern Gewinn bringend anlegen soll in der Analyse der bürgerlichen Gesellschaft (bis hinein in die Verästelungen der Arbeiterbewegung). Nicht Neutralität oder gar Parteilichkeit sind gefordert, sondern die nüchterne Bilanzierung sozialistischer Praxis und Reetablierung verdrängter und vergessener Inhalte von Aufklärung. Die Frage, die wir uns in der Auseinandersetzung mit der „Dialektik der Aufklärung" von Adorno und Horkheimer stellten, zielt auf die historische und methodische Praxis der Arbeiterbewegung. Wo sind die Momente der Aufklärung in der Arbeiterbewegung, Momente, die ihre Widersprüchlichkeit und ihr Scheitern in sich selbst tragen? Weshalb verwandeln sich nämlich theoretische Zugänge und politische Anleitungen in erstarrte ideologische Gebilde, organisatorisch verfolgte Zwecke in Vereinigungen als Selbstzweck? Um nur einige Beispiele zu nennen: Arbeiterbildung schlug um in positivistische Wissenschaftsgläubigkeit, ökonomische Kämpfe führten zur Verewigung und Heiligsprechung der Arbeit, der politische Kampf um das allgemeine Wahlrecht und die Parlamentsarbeit endeten in politischer Handlungsunfähigkeit.

Der Gedanke einer möglichen Dialektik der Aufklärung bezüglich der Arbeiterbewegung wurzelt in der Feststellung, daß diese nicht jenseits der bürgerlichen Gesellschaft existierte, sondern deren integraler Bestandteil bildete. Die Aufgabenstellung ist auch nicht zu verwechseln mit einer bloßen, unzählige Male angekündigten, Rekonstruktion des Marxismus; vielmehr muß hier der Marxismus selbst problematisiert werden. Dies

wurde zum Ausgangspunkt unseres Projekts, mit dem wir die ideologischen Schleier der sozialistischen Mythen- und Legendenbildung durchdringen wollen. Im Anschluß an die starken Aspekte von Adorno und Horkheimer - die Entfaltung der avisierten Dialektik zwischen Mythos und Aufklärung - geht es um Theoriebildung auf der Grundlage von Religionskritik in bester Tradition. Im Gegensatz jedoch zur Adorno/Horkheimerschen Intention einer „dialektischen Anthropologie", in der Konstitution tendenziell verworfen wird, zielt unsere Kritik auf die gesellschaftlichen Institutionen der Arbeiterbewegung, d.h. deren wirkliche historische Praxis inklusive der ideologischen. Sie verschreibt sich also dem Ziel aufzuklären, inwieweit das Projekt Sozialismus hinter die bürgerliche Gesellschaft zurückfiel, indem sie die Beschaffenheit des Einspruchs gegen Gesellschaft, Staat und nicht zuletzt Kapitalismus untersucht. Die beiden hier veröffentlichten Aufsätze enstanden nicht als eine fortgesetzte Abhandlung zum Thema, sondern als getrennte, eigenständige Arbeiten, die sich jeweils punktuell mit Fragen der Dialektik der Aufklärung befassen. Der erste Text, zu den Feuerbach-Thesen, stellt ein Denken vor, das auf den Begriff der Vermittlung nicht verzichtet und an Aktualität nichts eingebüßt hat; ein Denken, welches das Individuum als gesellschaftliches ernst nimmt und die Veränderung der Gesellschaft als Praxis der Emanzipation begreift. Der zweite Text befaßt sich mit sozialistischer Ideologiebildung, die insbesondere in der marxistischen Linken der Sozialdemokratie verankert ist; er konzentriert sich hierbei auf Kautsky als den „Theoretiker" des Marxismus und einen der Ziehväter des Bolschewismus. Kautsky wurde zum wichtigsten Produzenten und Vertreter einer sozialistischen Weltanschauung, die totalitäre Züge annahm und einen kritischen Gesellschaftsbegriff erst gar nicht aufkommen ließ.

I. 150 Jahre Feuerbach-Thesen - die Umtriebe emanzipatorischer Vernunft von Hegel zu Marx

Der Begriff der Emanzipation spielt heute kaum mehr eine Rolle, weder in der Tagespolitik, noch bei denjenigen, die weiter ihre Fahne der Revolution hochhalten. Einst war mit Emanzipation das Projekt bürgerliche Gesellschaft verbunden, das dann häufig genug von links bloß denunziert und im Namen von Gerechtigkeit und Proletariatsbefreiung bekämpft, schlimmer noch von rechts brutal in die Volksgemeinschaft überführt wurde. Die Bourgeoisie selbst, blind geworden gegenüber den einmal formulierten bürgerlichen Rechten und Freiheiten und deren Intentionen, verteidigte ihre eigene gesellschaftliche Grundlage immer nur halbherzig. Schon bald wurde der Gedanke an die Emanzipation, der so eng verbunden war mit dem Entstehen der bürgerlichen Gesellschaft, verdrängt und vergessen.
Zu erinnern ist deshalb an zwei Gestalten bürgerlicher Kritik, deren Forderung auf Emanzipation als dem Ausgang aus selbstverschuldeter Unmündigkeit zielte, auf **Konstitution von Gesellschaft**, in der das Individuum nicht mehr durch den Staat bedroht und vernichtet werden konnte. Vor 150 Jahren schrieb Marx die „Thesen über Feuerbach", in denen die Emanzipation als gesellschaftliche Praxis und als Praxis der Kritik aller Religion gefaßt wurde. Es leuchtet dort wieder auf, was 50 Jahre zuvor im als Fragment vorliegenden Systemprogramm des deutschen Idealismus (1796) von Hegel intendiert wurde: *„das ganze elende Menschenwerk von Staat, Verfassung, Regierung*

und Gesetzgebung" bis auf die Haut zu entblößen.[1] Hegels frühe Kritik steht noch an der Wiege der bürgerlichen Gesellschaft; die Feuerbach-Thesen zielen auf die schon kapitalistisch entwickelte Gesellschaft und ihre allzu materialistischen Überwinder, die glaubten, aus dem vorgestellten Menschen eine neue Welt entfalten zu können. Das Feuerbachsche Gattungswesen Mensch, das zunächst gegen die Anmaßung des Hegelschen Weltgeistes gerichtet war, entwickelte sich selbst zur bornierten Auffassung einer neuen, atheistischen Religion, die nicht mehr das Reich Gottes suchte, sondern sich diesseitig in Politik erschöpfen sollte: *„... religiös müssen wir werden - die Politik muß unsere Religion werden."* [2] Also wieder die Suche nach dem wahren Staat, nicht nach Gesellschaft, in der sich der Einzelne gegen alle Anmaßungen der Allgemeinheit durchsetzen, sich emanzipieren kann.

Die Entlassung eines Sohnes aus der väterlichen Gewalt, worauf die lateinische Herkunft des Wortes Emanzipation verweist, heißt frei werden von Bevormundung und Zwang. Emanzipation ist mit dem Begriff von Freiheit so eng verwoben, impliziert diesen und drückt gleichzeitig mehr aus: nämlich ein gesellschaftliches Verhältnis, die mögliche **Konstitution eines gesellschaftlichen Subjekts** gegen die beherrschende Politik und Ökonomie, Religion und Familie. Emanzipation steht für die intendierte Vermittlung von Subjekt und Gesellschaft, in welcher persönliche Freiheit und Reichtum als die Substanz und nicht als Gegensatz des Allgemeinen angestrebt werden, in welcher aber auch Vermittlung anhalten muß. Darin sind sich Marx und Hegel wesentlich näher als die oft bemühte Darstellung, die Feuerbach zum quasi dialektischen Bindeglied zwischen Hegels Idealismus und Marx' Materialismus stilisiert, beweisen will. Diese Lesart gehört mit zu den schlechten Diensten, die Engels mit seinem Buch „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie" dem Marxismus - den er als Weltanschauung sanktioniert - erwies. Trotz Feuerbachs Bruch mit der spekulativen Philosophie Hegels knüpft Marx mit den Feuerbach-Thesen wieder an den überlegenen Aspekten des objektiven Idealismus an, lehnt jedoch die von diesem geforderte Mythologie der Vernunft ab, die falsche Aufhebung einer mit sich selbst im Widerstreit liegenden Gesellschaft.

Die folgenden Ausführungen zeigen, wie wenig Feuerbach der Überwinder der Hegelschen Fragestellung und des daraus entwickelten Programms der **Versöhnung** war. Versöhnung ist ohne radikale Kritik unversöhnlicher Verhältnisse und deren revolutionärer Aufhebung nicht zu haben. Im Mittelpunkt aber steht das Individuum, das sich gesellschaftlich konstituieren muß, um sich zu emanzipieren und der eigenen Auflösung in Gesellschaft entgegenzusteuern.

„Ein geflickter Strumpf ist besser als ein zerrissener; nicht so das Selbstbewußtsein." (Hegel)[3]

---

1 G.W.F. Hegel, Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus, in: Ders., Werke (20 Bde.), Frankfurt/Main 1986, Bd. 1, S. 235.

2 Ludwig Feuerbach, Notwendigkeit einer Reform der Philosophie, in: Ders., Anthropologischer Materialismus (2 Bde.), Hrsg. von Alfred Schmidt, Frankfurt/Main/Berlin/Wien 1985, Bd. 1, S. 78.

3 G.W.F. Hegel, Aphorismen aus Hegels Wastebook, in: Ders., Werke Bd. 2, Frankfurt/Main 1986, S. 558.

Hegel ist schon völlig verpflichtet der spätestens seit Kant durchgesetzten Wende der Philosophie von ihrem Schul- zum Weltbegriff, d.h. er ist zuständig für die Welt und will sich einmischen. Grundlage dieses Programms ist das Tübinger Bündnis mit Schelling und Hölderlin für ein neues Reich Gottes, ein neues Weltalter der Philosophie contra die Orthodoxie. Dieses soll mittels der belehrenden Kraft der Ideen erkämpft werden: *„Vom Kantischen System und dessen höchster Vollendung erwarte ich eine Revolution in Deutschland."* [4] Die Setzung der Freiheit nimmt die Form der Stiftung an, und zwar Stiftung einer *„unsichtbaren Kirche"* gegen die positive Religion: *„Vernunft und Freiheit bleiben unsere Losung, und unser Vereinigungspunkt die unsichtbare Kirche."* [5] Das Systemfragment ist das Credo dieser Kirche der Vernunft.
Ausgehend vom Fichteschen Ich - *„die Vorstellung* ***von mir selbst*** *als einem absolut freien Wesen"* - gelangt der Autor zum *„Menschenwerk"* (Staat, Verfassung, Geschichte) und stellt apodiktisch fest: *„Nur was Gegenstand der* ***Freiheit*** *ist, heißt* ***Idee.***"[6] Auf der weltlichen Grundlage, vorgestellt als eine der historischen Entwicklung, wird der Widerspruch festgemacht gegen Staat und positive Religion und werden Vernunft und Schönheit eingeklagt. Im Kernstück des Fragments heißt es: *„Wir müssen also über den Staat hinaus! - Denn jeder Staat muß freie Menschen als mechanisches Räderwerk behandeln; und das soll er nicht; also soll er* ***aufhören.*** *Ihr seht von selbst, daß hier alle die Ideen vom ewigen Frieden usw. nur* ***untergeordnete*** *Ideen einer höheren Idee sind. Zugleich will ich hier die Prinzipien für eine* ***Geschichte der Menschheit*** *niederlegen und das ganze elende Menschenwerk von Staat, Verfassung, Regierung, Gesetzgebung bis auf die Haut entblößen. Endlich kommen die Ideen von einer moralischen Welt, Gottheit, Unsterblichkeit, - Umsturz alles Afterglaubens, Verfolgung des Priestertums, das neuerdings Vernunft heuchelt, durch die Vernunft selbst. - Absolute Freiheit aller Geister, die die intellektuelle Welt in sich tragen und weder Gott noch Unsterblichkeit* ***außer sich*** *suchen dürfen."* [7]
Zielsetzung dieser Kritik ist wiederum die Aufklärung, um *„ewige Einheit"* zu stiften zwischen Aufgeklärten und Unaufgeklärten, zwischen Philosophie und Volk. Das Weltlich-Werden der Philosophie muß ergänzt werden durch das Philosophisch-Werden der Welt. Die spezifische Perspektive des Fragments zur Herstellung dieser Einheit besteht nun in der Forderung nach einer Poesie als *„Lehrerin der Menschheit"* und einer *„Mythologie der Vernunft"*; *„die Mythologie muß philosophisch werden und das Volk vernünftig; und die Philosophie muß mythologisch werden, um die Philosophen sinnlich zu machen." „Ein höherer Geist, vom Himmel gesandt, muß diese neue Religion unter uns stiften, sie wird das letzte größte Werk der Menschheit sein"*, heißt es abschließend.[8]
Die Grundlage, auf der diese Figur des absolut freien Menschen entworfen wird - ähnlichen Figuren des Idealismus wie etwa Fichtes *„absolut tätige(m) Ich"* oder Schellings Genie vergleichbar -, bildet die aufkommende gesellschaftliche Klasse des nach Aut-

4 Zit. nach Hans Althaus, Hegel und Die heroischen Jahre der Philosophie, München/Wien 1992, S. 62.
5 Zit. Nach Hermann Timm, Fallhöhe des Geistes. Das religiöse Denken des jungen Hegel, Frankfurt/Main, 1979, S. 32.
6 G.W.F. Hegel, Systemprogramm..., a.a.O., S. 234.
7 Ebd., S. 234.
8 Ebd., S. 236.

arkie strebenden Bürgers. Die Quellen dieser Gesellschaftskritik sind die Französische Revolution und die griechische polis, denen schon der Theologiestudent verpflichtet war und die ständiger Bezugspunkt Hegelschen Denkens bleiben sollen. Fügen wir noch Hegels Begeisterung für die Mystik eines Jakob Böhme hinzu, dann haben wir die drei Inspirationsquellen der *„Mythologie der Vernunft"* in ihrer groben Zuordnung: Französische Revolution - Vernunft; Böhme - Mythologie; polis - Mythologie und Vernunft. Der hier eingeschlagene Weg von Vermittlung wird die **Methode**, die die Hegelsche Philosophie der kommenden Jahrzehnte bestimmt: **Mythologie der Vernunft** als die für Hegel typische Aussagekraft, wo oftmals *„Lucidität und Obskurität so eigenartig ineinander verschlungen sind, daß man kaum zu entscheiden wagt, was klar und was dunkel ist"*.[9]

Worin liegt nun die Modernität des Fragments? Zum einen in der Akzeptanz einer historischen Entwicklung, eines Prozesses, auf den Philosophie **von innen** Einfluß nehmen kann und will. Marx wird im Rückblick von der *„heroischen Phase der Philosophie"* sprechen. Die moderne bürgerliche Revolution schafft die Entzweiung des Daseins; gesellschaftliche Zerrissenheit - hier festgemacht an den Gegensätzen Persönlichkeit - Staat und Volk - Religion - findet sich wieder in der Zerrissenheit des Einzelnen. Die Kontinuität von Geschichte ist aufgesprengt, und die Einheit von Vernunft und Geschichte muß wieder etabliert werden. Freiheit ist *„das Beisichselbstsein des Menschen"*, wird Hegel später konstatieren.[10] Zum anderen liegt seine Modernität in der Hervorhebung der **Notwendigkeit gesellschaftlicher Vermittlung** entgegen sowohl einer genuin romantischen Reetablierung von Altem gegen die Moderne als auch dem völligen Verwerfen des Alten im Fortschrittsdenken. Freiheit und Einheit sind die Vorgaben, die - in der späteren Philosophie unter dem Namen **Versöhnung** - die Kontinuität gesellschaftlicher Konstitution leisten sollen. Der kontinuierliche Prozeß der Versöhnung endet bei der Hegelschen Subjekt-Objekt-Dialektik nicht in der Vernichtung der Widersprüche. Umgekehrt: Die dauernde Vermittlung wird eingefordert, weil die Trennung weder zu vermeiden noch zu umgehen ist, es sei denn, man ziehe tatsächlich das geflickte dem zerrissenen Bewußtsein vor. Vermittlung ist kein Mittleres im Sinne von Mittelweg, sondern die angestrebte methodische Balance zum Aushalten der erkannten Widersprüche und der widersprüchlichen Erkenntnisse.

Es war gerade Hegels Leistung, die Mauer, welche die Aufklärung zwischen Mythos und Religion einerseits, Philosophie andererseits errichtet hatte, einzureißen und den *„vorstellenden Verstand"* der Religion als notwendiges Produkt des Fortschritts menschlicher Vernunft gegen bloße Priestertrug-Thesen zu etablieren. Aufklärung beginnt für ihn nicht erst mit der Aufklärung; insofern ist seine Heranziehung der aufklärerischen Seiten des Mythos bereits eine beschränkte Art, Dialektik der Aufklärung zu formulieren. Die Beschränkung, die im ausgebauten System nicht beseitigt, sondern vielmehr konserviert wird, besteht in der lediglich postulierten, aber nie analysierten gesellschaftlichen Funktion von Religion respektive Aufklärung. Es ist nur konsequent, wenn der Mythos der Vernunft die **spezifische Differenz** zwischen Mythos und Aufklärung schon einkassiert, bevor sich eine auf dieser untersuchten Differenz gründende

9 Editorischer Bericht der Herausgeber, in: G.W.F. Hegel, Werke, Bd. 20, a.a.O., S. 539f.
10 Zit. nach Joachim Ritter, Hegel und die französische Revolution, Frankfurt/Main 1972, S. 25.

Dialektik überhaupt entfalten könnte. Statt dessen wird diese Dialektik - nämlich schon im Begriff der mythischen Vernunft selbst - nur behauptet.
Die ambivalente Haltung zwischen radikaler Aufklärung und Romantik, die im Fragment noch vorherrschend ist, drückt schließlich die Form der Vermittlung selbst auf die Ebene der **idealistischen Stiftung** neuer Religion. Der *„höhere Geist, von Gott gesandt"*, wird sich jedoch unter dem Namen **absoluter Geist** als ein Stifter offenbaren, der sich **immanent** auf die Seite der behaupteten Vernunft schlägt - vertreten durch den einzelnen professionellen Denker von Gott und Welt.

„Die Schrift ist unveränderlich, und die Meinungen sind oft nur ein Ausdruck der Verzweiflung darüber... 'man muß nicht alles für wahr halten, man muß es nur für notwendig halten'. 'Trübselige Meinung', sagte K. 'Die Lüge wird zur Weltordnung gemacht'." (Kafka, Der Prozeß, Dom-Kapitel)[11]

Die im Fragment noch ambivalente Vermittlung des Einzelnen mit dem Allgemeinen schlägt bei Hegel eindeutige Wege ein: die des Begriffs. Ihm wird Gott denkbar und das Denken göttlich: eine Identität, die alle Formen von Welt durchläuft, um immer wieder ihre eigenen Voraussetzungen zu bestätigen. Hegel sind die Gedanken der Logik die Gedanken Gottes vor Schöpfung der Welt. Aus der *„unsichtbaren Kirche"* der Vernunft wird dem absoluten Geist *„ein Dom, der Gewölbe, Gänge, Säulenreihen, Hallen, vielfache Abteilungen hat, welches alles aus einem Ganzen, einem Zwecke hervorgegangen"*;[12] die Philosophie selbst *„im Dienste der Wahrheit fortdauernder Gottesdienst"*.[13] Das geforderte idealistische System per se war errichtet: Der absolute Geist lebte und ging als Weltgeist um in Europa - ihm sollte schon bald das Gespenst des Kommunismus folgen.
Die im Systemfragment eingeforderte, *„noch in keines Menschen Sinn"* gekommene Idee der *„Mythologie der Vernunft"* war in der spekulativen Methode verwirklicht. Explizit erwähnt Hegel diesen Kontext immer wieder, so auch eindeutig in der „Enzyklopädie", wo es heißt: *„Hinsichtlich der Bedeutung des Spekulativen ist hier noch zu erwähnen, daß man darunter dasselbe zu verstehen hat, was früher, zumal in Beziehung auf das religiöse Bewußtsein und dessen Inhalt, als das **Mystische** bezeichnet zu werden pflegte... Alles Vernünftige ist somit zugleich als mystisch zu bezeichnen."* [14] Spekulative Metaphysik war reetabliert, allerdings gesättigt mit einer Portion Welterklärung, wie es bisher nirgends der Fall gewesen war. Hegel hat in der Darstellung seines Systems einen Punkt erreicht, den Marx später wie folgt charakterisierte:

---

11 Franz Kafka, Der Prozeß, Frankfurt/Main,1983, S. 185 und 188.
12 G.W.F. Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie 1, in: Ders., Werke Bd. 18, a.a.O., S. 73.
13 G.W.F. Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik 1, in: Ders., Werke Bd. 13, a.a.O., S. 139.
14 G.W.F. Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften 1, in: Ders., Werke Bd. 8, a.a.O., S. 178f.

*„Dann aber gibt Hegel sehr oft innerhalb der **spekulativen** Darstellung eine **wirkliche**, die **Sache** selbst ergreifende Darstellung. Diese wirkliche Entwicklung **innerhalb** der spekulativen Entwicklung verleitet den Leser dazu, die spekulative Entwicklung für wirklich, und die wirkliche Entwicklung für spekulativ zu halten."* [15]

Es ist die Vernunft in ihrer unvernünftigen Form; immer noch Vermittlung rationaler Identität von Gesellschaft, aber als Ausdruck Gottes - rationelle Theologie, wie Hegel selbst sagt. Oder, so können wir ergänzen, **praktizierte** Mythologie der Vernunft als **dauernde Zerstörung der spezifischen Differenz** zwischen Mythos und Aufklärung. Die Frage der Zerrissenheit des bürgerlichen Menschen bleibt im Zentrum Hegelschen Denkens; er sucht die Versöhnung des Begriffs mit der Wirklichkeit jedoch auf einseitige Weise - die Begriffe sollen die *„Realität der Welt zerquetschen"*, um so die Einheit von Begriff und Wirklichkeit herzustellen. Hegel sah sich gezwungen, seine negative Dialektik - die als bewegendes Prinzip des Begriffes doch alle Begriffe verflüssigte - selbst mittels der Substanzialisierung der Vernunft gerinnen zu lassen, um so letztendlich die Negation des Endlichen im Absoluten zu garantieren. Die negative Dialektik wird ihm methodisches Zwischenstadium zur spekulativen Vernunft, die als Negation der Negation affirmativ den Vollzug des Bestehenden meldet - Ende einer schwungvollen Kreisbewegung. Das Kantische Ding an sich bleibt Hegel Greuel an sich; es geht um Alles, und alles wird gut werden, *„das **an sich** Vernünftige"* muß *„zu Tag ausgebracht"* werden.[16]

Das *„an sich Vernünftige"* existiert nicht; wie es für uns vernünftig werden kann, ist die zentrale Aufgabe gesellschaftlicher Vermittlung. Ihr hat sich Hegel nach Abschluß seines Systems erneut nicht mehr gestellt; Vermittlung war für ihn geleistet und der Weltgeist nahm sich für seine Aufgaben alle Zeit, die er brauchte. Die erste moderne **Weltanschauung** hatte mit Hilfe der Hebamme Religion das Licht der Welt erblickt.

Der Zerfall des Hegelschen Systems ging rapide vor sich. Die Junghegelianer insbesondere betonten jeweils einseitig verschiedene Nuancen des grandiosen Entwurfs: Substanz und Selbstbewußtsein waren die Schlüsselpositionen, die zur philosophischen Verhandlung standen und zur Kritik des spekulativen Systems führten. Die unterschiedlichen Ansätze, auf die wir hier nicht eingehen können, transformierten die Aufgabenstellung Hegels: Der Nachweis des immanenten Gottesbegriffes wird zum Nachweis des abstrakt-einzelnen Selbstbewußtseins und der Einzelne zum Träger einer philosophischen Entwicklung, die der Kritik des Bestehenden verpflichtet sein soll. Während hier ein Wiederansetzen am Ausgangspunkt des Idealismus zu verzeichnen ist, findet sich ein modernes Einlassen auf Welt bei Feuerbach.

Er ging in seiner Kritik weiter als die übrigen Hegelianer, da er einen **radikalen weltlichen Standpunkt** einnahm: Mit der Hegelschen spekulativen Methode verwarf er nämlich Philosophie überhaupt und erklärte, Philosophie in seinem Sinne hätte zu beginnen mit ihrer Antithese, der Nichtphilosophie. Feuerbach hat den apologetischen Charakter des Hegelschen Systems klar gesehen: *"Wie einst die katholischen Theologen tatsächlich Aristoteliker wurden, um den Protestantismus, so müssen jetzt die protestantischen Theologen von Rechts wegen Hegelianer werden, um den 'Atheismus' be-*

15 Zit. nach Georg Lukács, Der junge Hegel (2 Bde.), Frankfurt/Main 1973, Bd. 2, S. 617f.

16 G.W.F. Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie 3, in: Ders., Werke Bd. 20, S. 515.

kämpfen zu können." Er wirft Hegel vor, seine Philosophie hätte „*den Menschen sich selbst entfremdet*" und ihr fehle „*die unmittelbare Einheit, unmittelbare Gewißheit, unmittelbare Wahrheit*". Er verläßt somit die kritische Ebene gesellschaftlicher Vermittlung und fordert die „*unmittelbare, sonnenklare, truglose Identifikation des durch die Abstraktionen vom Menschen abgezogenen Wesens des Menschen mit dem Menschen*"; diese könne nur verstanden werden als „*die totale Negation der spekulativen Philosophie*".

Zu Recht kritisiert er die spekulative Affirmation Hegels, die zwar die „*Aufhebung des Widerspruchs von Denken und Sein*" sei, aber „*nur die Aufhebung dieses Widerspruchs innerhalb des Widerspruchs - innerhalb eines Elements - innerhalb des Denkens*", setzt aber seinerseits dagegen den **Menschen an sich**, der sich als Identität weiß: „*Der Mensch ist das Selbstbewußtsein.*" [17] Kopf und Herz sind ihm die Organe der Philosophie, die mittels Denken und Anschauung diese menschliche Identität garantieren, aber von der Theologie, dem „*Gespensterglauben*" ständig an ihrer unmittelbaren Entfaltung gehindert werden. In einer kantischen Wendung erläutert Feuerbach: „*Die Anschauung für sich hat keine Grundsätze, das Denken für sich kein Leben... Wie daher nur die durch... Denken determinierte Anschauung die wahre ist, so ist umgekehrt nur das durch die Anschauung erweiterte und aufgeschlossene Denken das Wahre, dem Wesen der Wirklichkeit entsprechende Denken.*" [18] Dieser Einspruch gegen Hegel ist zwar gut kantianisch („*Begriffe ohne Anschauungen sind blind, Gedanken ohne Inhalt sind leer*") wie die Forderung, daß sich alle Wissenschaft auf die Natur gründen müsse, jedoch will Feuerbach nicht den Preis zahlen, die Identität von Sein und Denken aufzugeben und den Mangel der Kantschen Philosophie zu reetablieren. Seine Sinnlichkeit geht über zur unmittelbaren Erkenntnis und schließlich zur unmittelbaren Liebe als deren höchster Begriff; gesellschaftlich zu einer Theorie der Freiheit, die gleich als „*Trieb der Triebe*" auftritt. Eine höchst eigenwillige Setzung.

Alfred Schmidt weist in einem Aufsatz aus dem Jahre 1967 auf die Ähnlichkeit der radikalen Diesseitigkeit Feuerbachs mit der Position des jungen Hegel hin: „*Er wiederholt*", schreibt Schmidt, „*in anthropologischer Sprache das Programm der theologischen Jugendschriften Hegels, bei dem es bereits heißt, es gelte, 'die Schätze, die an den Himmel verschleudert worden sind, als Eigentum der Menschen... zu vindizieren'*".[19] Gelang Hegel, der gleichfalls von der Kritik der positiven Religion ausging, die, wenn auch falsche, Vermittlung, so scheitert Feuerbach: Statt gesellschaftliche Vermittlung zu finden, wird diese durch sein religiös verklärtes anthropologisches Prinzip ersetzt. Schließlich stiftet auch er seine eigene Religion der Liebe - „*die neue Philosophie ist die realisierte Idee - die Wahrheit des Christentums*".[20] Feuerbach hat somit die Intention Hegels konsequent zu Ende gedacht: Das Geheimnis der Theologie ist die Anthropologie - „*weder Gott noch Unsterblichkeit **außer sich** suchen*", verkündete das Fragment.

---

17 Ludwig Feuerbach, Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie, in: Ders., Anthropologischer Materialismus, a.a.O., Bd. 1, S. 82ff.

18 Ludwig Feuerbach, Grundsätze der Philosophie der Zukunft, in: Ders., Anthropologischer Materialismus, a.a.O., Bd. 1, S. 151.

19 Alfred Schmidt, Einleitung, in: Ludwig Feuerbach, Anthropologischer Materialismus, a.a.O., Bd. 1, S. 11.

20 Ludwig Feuerbach, Vorläufige Thesen..., a.a.O., S. 99.

Dabei sucht er die Vermittlung, mit der er als Hegel-Schüler bestens vertraut ist, kommt aber über die Abstraktion Gattung Mensch und das ontologische Prinzip Sinnlichkeit nicht hinaus. Dieser an Hegel geschulte Materialismus konzediert zwar gesellschaftliche Entwicklung, in deren Verlauf sich der absolut wirkliche Mensch realisiere, den rollenden *„Wagen der Weltgeschichte"*, kann aber den Ort dieser Entwicklung nicht angeben. Feuerbach fällt somit permanent hinter gesellschaftliche Einsichten des objektiven Idealismus zurück. Statt das System Hegels selbst als realen Ausdruck der ebenso realen Zerrissenheit des Menschen zu würdigen, d.h. gesellschaftlich zu verorten, schiebt er es einfach beiseite eben mit dem Vorwurf, die **Philosophie selbst** produziere erst diese Entfremdung! Die - im „Wesen des Christentums" - behauptete *„natürliche Vernunft"* bleibt eine Chimäre.
Seine weit über die französischen Materialisten hinausgehende Erkenntniskritik wird dabei immer wieder einkassiert durch die eigene Ontologie: Es scheint so, als stünde sich Feuerbach selbst im Wege. Bis zu einem gewissen Punkt repräsentiert er auch beide (dann von Marx überwundene) Standpunkte in **unversöhnter Form** - eine Art hegelianischer Materialismus oder materialistischer Hegelianismus. Er blieb, so Engels, *„unten Materialist, oben Idealist"*.[21]
Es ist nicht verwunderlich, Alfred Schmidt belegt es in seinem schon erwähnten Aufsatz, daß Feuerbachs Position großen Einfluß hatte sowohl auf die Existenzphilosophie (vor allem die radikale Weltlichkeit, das Leiden der Menschen) als auch (hier vor allem der latente Positivismus) auf die Ideologieschmiede sozialdemokratischer und später kommunistischer Couleur, die Theoriebildung durch Weltanschauung ersetzten. Der russische Sozialdemokrat Plechanow hat es naiv ausgeplaudert: Marx - das sei Feuerbach und Spinoza.[22] Es ist die prägnanteste Formel der Mißachtung Marxscher Theorie, diese als materialistisches Substanzdenken zu qualifizieren; Hegel mit materialistischen Vorzeichen, die Feuerbach geliefert hätte; der oft zitierte vom Kopf auf die Füße gestellte Hegel - der biedere Weltgeist outet sich als Gespenst des Kommunismus. Die Kritik an Plechanow aus den eigenen Reihen trifft die Naivität, weniger den Kern der Aussage: Die Ideologen der Arbeiterbewegung verwerfen nämlich den kritischen Ansatz von Theoriebildung insgesamt und lassen ihre Ideologien irgendwo zwischen Feuerbach, später Darwin und einem messianischen Hegelianismus einpendeln, sei es im geschlossenen System von Weltanschauung, sei es in der gegen Erkenntnis gerichteten Widerspiegelungstheorie.

„Verglichen mit Hegel ist Feuerbach durchaus arm." (Marx)[23]

Feuerbachs Einfluß auf Marx ist ein vorübergehender, d.h. es gibt keine Feuerbachsche Phase, obgleich die attestierte Weltlichkeit jenseits von Philosophie ihren Eindruck auf den jungen Marx nicht verfehlte. Die Bedeutung Feuerbachs stellt sich ein über seine

21 Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie, in: MEW 21, Berlin 1973, S. 291.
22 Georgi W. Plechanow, Die Grundprobleme des Marxismus, Berlin 1973, S. 22.
23 Karl Marx, Brief an Johann Baptist von Schweitzer vom 24.1.1865, zit. nach Alfred Schmidt, Einleitung, a.a.O., S. 15.

Religionskritik und seinen neuen Begriff von Theorie, der sich außerhalb der geschlossenen Weltanschauung, die Hegel hinterlassen hatte, bewegt. Sein Ansatz, Philosophie von außen zu kritisieren, ja bloßzustellen, hatte - mit Hegel gesprochen - Marx geholfen, *„den Kopf tüchtig auszuputzen"*. Statt im *„Dom der Philosophie"* ehrfurchtsvoll herumzuirren, konnte er diesen als Werk von Architekt und Maurer erkennen und Stein um Stein abtragen. Bei Marx schießen Erkenntniskritik und Theoriebegriff zusammen in der **Ideologiekritik**. Die Frage des Verhältnisses von emanzipatorischer Theorie und Praxis steht im Zentrum dieser Kritik, die den philosophischen Rahmen sprengt und sich die theoretische Vermittlung gesellschaftlicher Prozesse zur Aufgabe macht.
Die Marxschen Schriften der Selbstverständigung der Jahre 1843-1845 befassen sich vorwiegend mit der Kritik des Hegelschen Systems bei gleichzeitiger Anerkennung seiner Themen: Entfremdung, Zerrissenheit, bürgerliche Gesellschaft. Die Hegelsche Intention gesellschaftlicher Vermittlung wurde wieder aufgegriffen, allerdings nicht mehr im Kontext der Göttlichkeit, sondern geprägt von radikaler Weltlichkeit. *„Die 'Phänomenologie'"*, schreibt Marx, *„ist daher die verborgne, sich selbst noch unklare und mystizierende Kritik; aber insofern sie die* ***Entfremdung*** *des Menschen - wenn auch der Mensch nur in der Gestalt des Geistes erscheint - festhält, liegen in ihr* ***alle*** *Elemente der Kritik verborgen und oft schon in einer weit den Hegelschen Standpunkt überragenden Weise* ***vorbereitet*** *und* ***ausgearbeitet****."* [24] Die Aussage Marxens, daß die Kritik der Religion Voraussetzung jedweder Kritik sei, ist nicht nur die Wiederholung Feuerbachscher Hegel-Kritik, sondern meint auch schon dessen eigene Religion des neuen Menschen. Die Feuerbach-Thesen schließlich kritisieren Feuerbachs Hegel-Kritik mit Hegel selbst! Sie überwinden den je einseitigen Standpunkt der *„falschen Versöhnung"* einer göttlichen absoluten Idee, die auch Gesellschaft hervorbringe, und der Unmittelbarkeit einer menschlichen absoluten Natur, die auch Gott hervorbringe. Dies ist kein additives Verfahren, sondern kritische Überwindung und qualitativ neue Setzung emanzipatorischer Theorie. Letztendlich wird somit das **bloße Standpunktdenken** aufgehoben. In der „Negativen Dialektik" verweist Adorno hierauf: *„Marx hatte den historischen Materialismus gegen den vulgär-metaphysischen pointiert. Dadurch zog er ihn in die philosophische Problematik hinein, während der Vulgärmaterialismus diesseits der Philosophie, dogmatisch sich tummelte. Materialismus ist seitdem keine durch Entschluß zu beziehende Gegenposition mehr, sondern der Inbegriff der Kritik am Idealismus und an der Realität, für welche der Idealismus optiert, indem er sie verzerrt."* [25]
Marxens Ausgangspunkt ist die Ablehnung der *„sonnenklaren, truglosen Identifikation"* Feuerbachs, die sich dem Prozeßcharakter von Menschwerdung ebenso entzieht wie dem von Erkenntnis. Sinnlichkeit ist *„praktisch menschlich-sinnliche Tätigkeit"*, die den Menschen als *„ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse"* etabliert. Der Mensch schafft seine Verhältnisse und wird von ihnen geschaffen; die Trennung in einzelne Individuen und bürgerliche Gesellschaft ist genau die Anschauung des Materialismus, der praktische Tätigkeit nicht begreift. Wie nahe sich diese Dialektik des *„ensembles"* mit der Hegelschen Interpretation - die letztendlich in die Entwicklung

24 Karl Marx, Kritik der Hegelschen Dialektik und Philosophie überhaupt, in: MEW Ergänzungsband 1, Berlin 1974, S. 573.
25 Theodor W. Adorno, Negative Dialektik, Frankfurt/Main 1982, S. 197.

der Dialektik von Substanz und Subjekt einmündet - berührt, zeigt eine Ausführung Hegels aus dem Jahre 1800, in der es u.a. heißt: *„Der Begriff der Individualität schließt Entgegensetzung gegen unendliche Mannigfaltigkeit und Verbindung mit demselben in sich; ein Mensch ist ein individuelles Leben, insofern er ein anderes ist als alle Elemente und als die Unendlichkeit der individuellen Leben außer ihm; er ist nur ein individuelles Leben, insofern er eins ist mit allen Elementen, aller Unendlichkeit der Leben außer ihm; - er ist nur, insofern das All des Lebens geteilt ist, er der eine Teil, alles übrige der andere Teil; er ist nur, insofern er kein Teil ist und nichts von ihm abgesondert."* [26] Das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse knüpft also an der starken methodischen Seite der Hegelschen Subjekt-Objekt-Dialektik an - der Frage der Vermittlung. Der Widerspruch zwischen Individuum und Gesellschaft impliziert nicht dessen **Beseitigung**, weder **einseitige** Auflösung in dem Einzelnen oder der Gesellschaft noch die **allseitige** Indifferenz.
Vielmehr wird bei Marx, wie bei Hegel, die **Aufhebung** der Widersprüche eingefordert; Voraussetzung jedweder Vermittlung ist und bleibt die Akzeptanz des zu vermittelnden Entgegengesetzten. Die wahre Versöhnung impliziert die einzig „wirklich" anthropologische Konstante, die Sterblichkeit des Menschen, indem sie durch konsequente Akzeptanz der **Nichtidentität**, die nur zum Preis einer fortdauernden Spannung zu haben ist, Respekt zeigt vor dem nicht aufzuhebenden Tod. Märtyrerproduktion ist mit diesem Marxismus nicht zu haben.

„... Wenn ich die ökonomische Last abgeschüttelt, werde ich eine 'Dialektik' schreiben. Die rechten Gesetze der Dialektik sind schon im Hegel enthalten; allerdings in mystischer Form. Es gilt diese Form abzustreifen..." (Marx)[27]

Die Geschichte des Selbstbewußtseins ist für Marx keine der prozessierenden Idee; auch keine der bloßen kritischen Subjekte (der Junghegelianer) oder des Menschen (Feuerbach), sondern sie wird zur Geschichte der **Praxis gesellschaftlicher Konstitution**. Diese aber ist nicht unmittelbar zu vollziehen, noch ist unmittelbar auf sie zu reflektieren. Marx kritisiert an Hegel also weder die Dialektik noch die eingeforderte Vernunft, sondern das Spekulative, das Umschlagen von Kritik in Affirmation, die Hegel im Wortsinne **systematisch** durch den Stillstand seiner treibenden Kraft Dialektik vollzieht. Die Hegelsche Versöhnung ist in doppelter Weise eine erschlichene: Sie findet nur im Denken statt, in einem in sich geschlossenen, mystifizierenden System. Und sie deckt somit die schlechte Wirklichkeit; Hegel, angetreten mit dem Ruf *„Wir müssen über den Staat hinaus!"*, endet resigniert als Apologet des Staates. Gegen die *„belehrenden Ideen"* des Idealismus übernimmt Marx nun aber nicht einen Materialismus des Menschen an sich, der sich von Philosophie befreien müßte, sondern entwickelt einen **philosophisch reflektierten Begriff** emanzipatorischer Praxis. Nicht der

26 G.W.F. Hegel, Systemfragment von 1800, in: Ders., Werke Bd. 1, a.a.O., S. 419f.
27 Karl Marx, Brief an Joseph Dietzgen vom 9.5.1868, in: MEW 32, Berlin 1985, S. 547.

Hegelsche Anspruch der Versöhnung wird somit verworfen, sondern vielmehr dessen notwendiges gesellschaftliches Scheitern, das im idealistischen Systembau vorgezeichnet ist, bloßgestellt. Die schiere Erkenntnis eines Vernunftprozesses hebt weder die Trennung von Begriff und Sein auf, noch gewährleistet sie die gesellschaftliche Einforderung und Umsetzung von Versöhnung. Die Attribute dieses Materialismus - historisch und dialektisch - verweisen auf die beiden Schlüsselfragen: **Konstitution und Methode**.

Marx gelingt die konsequente Verwandlung der spekulativen Methode in die dialektische, indem er, so sein eigener Begriff, die mystische Form *„abstreift"*. Es handelt sich hierbei nicht um ein Wechseln von Arbeitshandschuhen, sondern um einen Angriff aufs Innerste der Hegelschen Konstruktion, die Mythologie der Vernunft. Diese wird, übersetzt in gesellschaftliche Vernunft, selbst der Kritik unterworfen: rationale Identität ist immer gesellschaftliche Setzung; weder Gott noch die Geschichte sind aparte Personen, die eigene Zwecke verfolgen. Konstitution von Welt bleibt Aufgabe der jeweils schon konstituierten Menschen. Die Stärke Hegelscher Dialektik hierbei ist ihre negative Kraft, die von Hegel selbst gefürchtete *„Furie des Verschwindens"*, die den Prozeßcharakter historischer Entwicklung deutlich und erkennbar werden läßt. Bei Hegel wird diese wieder einkassiert in der Spekulation, die das Wahre - schon Ausgangspunkt der gesamten Entwicklung - auf höherer Ebene affirmativ bestätigt. Bei Marx kommt sie zur Entfaltung in einem theoretisch vermittelten Praxisbegriff, der Wahrheit als Vernunft an sich verwirft (wie das dazu gehörige geschlossene System einer Weltanschauung, in der alles seinen ihm gebührenden Platz findet) und der gesellschaftlichen Endlichkeit endlich zu ihrem Recht verhilft.

Dialektik erhält aber nicht bloß ein materialistisches Vorzeichen; selbst Lukács warnte vor dieser Lesart.[28] Sie wird nicht aus den Köpfen ausgelagert in die Dinge, die sich dann - Höhepunkt der Selbstentfremdung - irgendwie dialektisch entwickeln sollen, sondern die gesamte **Konstitutionsfrage** wird auf gesellschaftlicher Grundlage umfassend **rekonstruiert**. Diese Position schließt die Kritik des Hegelschen Systems wie des Feuerbachschen Denkens mit ein: Feuerbachs *„natürliche Vernunft"* wie Hegels *„mythologische Vernunft"* sind Marx Ausdruck existierender gesellschaftlicher Vernunft. Verkürzt gesagt: Feuerbach kritisiert die Mysterien, erkennt sie aber nicht als Bestandteil menschlicher Praxis; Hegel erkennt die menschliche Praxis, verklärt sie aber selbst zum Mysterium. Feuerbach liest **aus** den Mysterien ein menschliches Wesen heraus, Hegel **in** die menschliche Praxis ein mystisches Wesen hinein. Beide Positionen sind Setzungen einer schlechten Wirklichkeit - als *„gesellschaftlich notwendig falsches Bewußtsein"* wird Marx später Ideologie kennzeichnen. Eine *„natürlich verbindende Allgemeinheit"* existiert ebensowenig wie die göttliche Emanation - Gott als auch der Mensch sind gesellschaftliche Produkte. *„Alle Mysterien, welche die Theorie zum Mystizism(us) veranlassen, finden ihre rationelle Lösung in der menschlichen Praxis und in dem Begreifen dieser Praxis."*[29]

Marx ist weder die bloße Fortsetzung Hegels, der lediglich den Körper der Dialektik vom engen Korsett des Systems befreit hätte, so eine Lesart, noch ein Hegel mit materialistischen Vorzeichen, der das ontologische Substrat Geist einfach gegen Materie

28 Georg Lukács, Der junge Hegel, Bd. 2, a.a.O., S. 833f.
29 Karl Marx, Thesen über Feuerbach, in: MEW 3, Berlin 1969, S. 7.

eingetauscht hätte. Beide Lesarten verkennen die kritische Überwindung Hegelscher Philosophie. Der theoretisch zentrale Begriff der Praxis ist nicht auf ontologische oder anthropologische Setzung zurückzuführen; die historische, gesellschaftliche Praxis selbst konstituiert laufend Vermittlung, die aber begrifflich durchdrungen sein will - nicht mehr, aber auch nicht weniger. Der Marxsche Einspruch gegen Idealismus und Anthropologie bleibt solide, da gerade diese Notwendigkeit von Vermittlung anerkannt und ein reflektierter Begriff von Praxis entwickelt werden soll, der seinerseits auf Veränderung von Welt abzielt - die Vermittlungsebene ist also die Gesellschaft selbst. An dieser Stelle überschneiden sich die **methodischen Intentionen** des Systemfragments mit denen der Thesen. Beide Schriften sind nämlich einem aufklärerischen Begriff von Freiheit verpflichtet, dem Ausgang des Menschen aus selbstverschuldeter Unmündigkeit, und betonen die Vermittlung emanzipatorischer Theorie. Ihre kritische Sprengkraft beruht auf dem reflektierten Anspruch der **Verwirklichung von Philosophie** durch deren **eigene Aufhebung**. Dies gilt es insbesondere gegen die gängige Lesart der 11. These, der zufolge die Philosophen die Welt nur verschieden interpretiert haben, es aber auf deren Veränderung ankomme, zu betonen, die in der Arbeiterbewegung als Abgesang auf Theoriebildung zu trauriger Berühmtheit gelangte. Die Voraussetzungen und Perspektiven der Feuerbach-Thesen unterscheiden sich natürlich von den idealistischen Vorgaben des Fragments: Weder geht es um den Einzelnen als *„absolut freies Wesen"* - sondern um schon gesellschaftlich konstituierte Menschen, noch ist die Stiftung einer neuen Religion der Eintracht durch eine Mythologie der Vernunft angesagt - sondern die radikale Kritik jedweder Ideologie und die Dechiffrierung der Mythen als **Voraussetzung weiterer gesellschaftlicher Emanzipation**. Im Hintergrund steht keine *„unsichtbare Kirche der Vernunft"*, sondern stehen die Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft und die Vereine und Organisationen der aufkommenden Arbeiterbewegung, deren eigene *„Kirchen"*, geheimbündlerische Tendenzen, von Marx bekämpft werden. Die vom Hegel der „Logik" schließlich **beklagte Vergesellschaftung** des Wahren *„mit Beschränkung und Endlichkeit"* [30] wird von Marx aufgebrochen und das Absolute um des Endlichen willen negiert: Die **gesellschaftliche Beschränkung endlicher Wahrheit** in der Theorie ebenso anerkannt wie die **wahre Endlichkeit der beschränkten Gesellschaft** in der Praxis eingefordert. Der Name dieser Operation: Sozialismus. Daß Marx hierbei nicht einfach in eine säkularisierte Variante der Hegelschen Kreisbewegung (in diesem Jahrhundert rituell auf den Punkt gebracht mit *„Die Partei hat immer Recht"*) verfällt - dafür stehen die kritische Methode der Feuerbach-Thesen wie die politische Verankerung in der demokratischen Bewegung respektive die Auseinandersetzungen mit den Sozialismen seiner Zeit. Die Aufrechterhaltung der Spannung zwischen Theorie- und Praxisbegriff, zu dem Marx der Widerspruch Philosophie - Welt wurde, ist der Preis der sich gegen Weltanschauung richtenden kritischen Vernunft: Emanzipation ist unterhalb dieses Preises nicht zu haben.

Der Weg war frei für einen Vernunftbegriff, der Vernunft nicht als schon **existierende Tatsache**, sondern als **radikale gesellschaftliche Aufgabe** verstand. Die Verschränkung von Freiheitsbegriff der Aufklärung und revolutionärem Emanzipationsbegriff

30 G.W.F. Hegel, Wissenschaft der Logik 1, in: Ders., Werke Bd. 5, a.a.O., S. 28.

wurde von Marx geleistet, der die Errungenschaften der bürgerlichen Gesellschaft als Voraussetzung jedweder Emanzipation sah.
Dieser Weg wurde bereits in den Anfängen der Arbeiterbewegung verbaut und durch eine autoritäre Konzeption jenseits von Konstitution ersetzt. Dieser Dispens von Kritik und Theoriebildung geht einher mit eschatologischen Vorgaben und mythologischen Weltbildern einer Befreiung der Menschheit: Die hier angeblich waltenden Gesetze lieferten im folgenden Libretto und Kostüme der sozialdemokratischen Burleske vom kleinen Manne als auch der blutigen Operette des Stalinismus. Daß etwa ein Kautsky, der *„Papst des Marxismus"*, ein Programm auflegte, das proletarische germanische Recken züchten wollte, ist nur eine von vielen seltsamen Blüten, welche die „Theoriebildung" einer Arbeiterbewegung trieb, die stringent gegen emanzipatorische Vorgaben sowohl der Aufklärung als auch Marxens in eben deren Namen verstieß.
Den Erkenntnisstand der Feuerbach-Thesen hat die europäische Arbeiterbewegung niemals erreicht. Der kritische Gesellschaftsbegriff, der theoretische Vermittlung voraussetzt, wurde eingetauscht gegen den massiven Objektivismus einer Gesetzmäßigkeit - natürlicher oder historischer Art - und ergänzt durch Arbeitsethos: **Ideologiebildung**, die einhergeht mit purer **Misologie**. Was aber in den Grundzügen als Gesellschaftsmodell hieraus resultierte, hat wiederum der **moderne** Hegel vor 200 Jahren antizipiert: *„Mit kaltem Verstande die Menschen bald als arbeitende und produzierende Wesen, bald als zu bessernde Wesen zu betrachten und zu befehligen, wird die ärgste Tyrannei, weil das Beste des Ganzen als Zweck ihnen fremd ist, wenn es nicht gerecht ist."* [31] Titel: „Gefängniswesen". Die Ufer des breiten unterirdischen Stromes von **Regression** sozialistischer Theoriebildung festzumachen, bleibt Aufgabe einer Dialektik der Aufklärung der Arbeiterbewegung.

II. Der ideelle Gesamtmaterialist. Kautskys Beitrag zur sozialistischen Ideologiebildung

„Das Prinzip der Dogmatiker ist Glaube an die Dinge, um ihrer selbst Willen: so also mittelbarer Glaube an ihr eigenes zerstreutes und nur durch die Objekte getragenes Selbst." (Fichte)[32]

In seinem Vorwort zur Wiederauflage von „Geschichte und Klassenbewußtsein" (1967) schreibt Georg Lukács über seinen Weg zum Marxismus: *„Ich strebte über den bürgerlichen Radikalismus hinaus, war jedoch von der sozialdemokratischen Theorie (vor allem Kautskys) abgestoßen."* [33] Bei linken Intellektuellen war die Abneigung gegenüber dem dogmatischen Denken Kautskys weit verbreitet. Als Herausgeber der „Neuen

31 G.W.F. Hegel, Fragmente historischer und politischer Studien aus der Berner und Frankfurter Zeit, in: Ders., Werke Bd. 1, a.a.O., S. 443.
32 J.G. Fichte, Erste Einleitung in die Wissenschaftslehre, in: Ders., Werke (6 Bde.), Leipzig o.J., Bd. 3, S. 17.
33 Georg Lukács, Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik, Neuwied/Berlin 1968, S. 6.

Zeit", dem theoretischen Organ der SPD, entwickelte sich Kautsky zum *„Papst des Marxismus"*, indem er durch eine Vielzahl von Artikeln und grundsätzlichen Schriften, die den Marxismus als proletarische Weltanschauung propagierten, das Gesellschaftsbild der internationalen Sozialdemokratie prägte und eine populistische Marxrezeption förderte.

Karl Korsch hat Ende der 20er Jahre in seiner Rezension von Kautskys „Die materialistische Geschichtsauffassung" den verstärkt auftretenden und Kautskys Weltbild bestimmenden Biologismus einer eingehenden Kritik unterzogen. Er vermerkt zu Recht das völlig fehlende Verständnis Kautskys für die bürgerliche Gesellschaft und spricht von einem bloß anschauenden *„naturalistischen Materialismus"*, den Marx bereits in den Feuerbach-Thesen widerlegt habe. Dann wieder erscheint ihm Kautskys Ideologie als *„idealistischer Dualismus"* [34] in der Nähe von Kant, mehr noch, Kautskys Begriff der gesellschaftlichen Entwicklung stimme in wesentlichen Punkten mit Kant und Hegel überein. Einen ähnlichen Vorwurf erhebt Paul Mattick in einem Essay aus dem Jahre 1939, „Kautsky: Von Marx zu Hitler", gegen den *„rein ideologischen Marxismus"* Kautskys, der *„in idealistische Strukturen"* zurückfalle.[35] Mattick versäumt es, die in der Überschrift behauptete Entwicklung Kautskys anhand des von ihm ebenfalls registrierten Biologismus zu belegen und somit die wirklich vorhandenen ideologischen Überschneidungen an zentraler Stelle festzumachen.

Beide Autoren, selbst Protagonisten einer geschlossenen Weltanschauung, verkennen den Gehalt Kautskyscher **Ideologiebildung**: daß nämlich der konstatierte krude Materialismus generell theoretische Reflexion ebenso verwirft wie emanzipatorische Praxis und somit Stellung bezieht gegen **Gesellschaft überhaupt**. Der Idealismus dagegen hatte sehr wohl seinen Begriff von Gesellschaft entwickelt, der von Kautsky aber nicht kritisiert, sondern ausgeblendet und denunziatorisch ins Reich der Geister verwiesen worden ist. Er fällt also nicht nur auf ein idealistisches Niveau zurück, sondern begibt sich wieder auf einen vor-kantianischen, dogmatischen Standpunkt - den sein Musterschüler Lenin vorzüglich in „Materialismus und Empiriokritizismus" (1908) nochmals in kräftig russisch-bäuerlicher Manier nachzeichnete.

Kritische Auseinandersetzungen mit der Geschichte der Sozialdemokratie aus den 70er Jahren erwähnen durchgehend den Determinismus Kautskys. Sven Papcke etwa konstatiert einen *„verdinglichten Idealismus"* Kautskys und kommt damit dem Dogmatismus auf die Spur, dessen Prinzip Fichte klar benannt hatte. Papcke sieht auch die bei Kautsky fehlende Vermittlung zwischen Verhältnis und Verhalten, bei ihm sei *„jede Dialektik zwischen Subjekt und Objekt entbehrlich, Verhalten und Verhältnis bleiben unversöhnt"*.[36] Andere Einschätzungen Kautskys, so etwa Bo Gustafsson 1972 in seinem Standardwerk „Marxismus und Revisionismus", beschränken sich auf die Feststellung, daß Dialektik durch *„eine platte evolutionistische Anschauung"* [37] ersetzt wird, die zwar zutreffend, aber abgeleitet ist aus Kautskys grundlegendem Sozialismus-Ver-

---

34 Karl Korsch, Die materialistische Geschichtsauffassung, Frankfurt/Main 1974, S. 36f.

35 Paul Mattick, Kautsky: Von Marx zu Hitler, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit, 13/1994, S. 55.

36 Sven Papcke, Kautsky und der historische Fatalismus, in: Jahrbuch Arbeiterbewegung, Band 3, Frankfurt/Main 1975, S. 238 und 234.

37 Bo Gustafsson, Marxismus und Revisionismus. Eduard Bernsteins Kritik des Marxismus und ihre ideengeschichtlichen Voraussetzungen, 2 Bde., Frankfurt/Main 1972, Bd. 1, S. 30.

ständnis. Manfred Scharrer konstatiert eine *„fatalistische Interpretation der gesellschaftlichen Entwicklung"*, begründet in Kautskys Auffassung, derzufolge *„Marx die Darwinsche Theorie der Naturgeschichte für die Gesellschaftsgeschichte"* [38] bestätige. Den meisten Kritiken ist eine Tendenz gemeinsam - nämlich entweder die Konzentration auf den „Renegaten" Kautsky oder auf den durchgehenden Formalismus seiner Weltanschauung -, die gerade vorbeizielt an dem **regressiven Gehalt des sozialistischen Ideologen**. Hier wird auch selten die Verbindungslinie gesehen zwischen Kautsky und Lenin, die beide Weltanschauungs-Sozialismus „in die Arbeiterklasse tragen". Korsch geht in diesem Punkt noch am weitesten und verweist auf die *„nahe Verwandtschaft"* beider, die *„trotz aller praktischen Gegensätze in den Grundzügen der Theorie"* fortbestehe.[39] Auch charakterisiert er die dogmatische und scholastische Form der *„Marx-Orthodoxie"* des frühen Kautsky korrekt und betont, daß deren *„negative und retardierende (Tendenzen) immer mehr in den Vordergrund"* gerückt seien.[40] Er attestiert aber dem Kautskyanismus einen *„gewaltigen Fortschritt"*, die positive Seite einer Marx-Rezeption in der Sozialdemokratie, indem er Kautskys Rolle für die Arbeiterklasse - nicht ohne unfreiwillige Komik - mit der der Glossatoren bei der Auslegung justinianischer Pandekten für die Bourgeoisie vergleicht.

Diese Einschätzungen greifen eindeutig zu kurz. Bei Kautsky wurde durchgehend sozialistische **regressive Ideologie** produziert: ein „Marxismus" ohne Gesellschaftsbegriff, ohne kritische Methode und ohne emanzipatorischen Ansatz. Der spezifische Darwinismus Kautskys erschöpft sich somit weder biographisch in seinen Jugend- und Altersschriften, noch ist er als eine Art Marotte abzutun. Marxens Feststellung, daß der Darwinismus die Methode der *„Denkfaulheit"* sei, für die das *„Tierreich als bürgerliche Gesellschaft figuriert"*,[41] erfährt durch Kautsky ihre trübselige Bestätigung. Das Herumtreiben im **Niemandsland des Unvermittelten** bringt letztendlich rassistische Implikationen hervor, die sich stellenweise tatsächlich wie Vorarbeiten zu Adolf Hitlers „Mein Kampf" lesen. Zwei zentrale Texte, die sich nach Kautskys eigenen Worten ergänzen und das *„Weltbild, das aller meiner Arbeit zugrunde liegt"* [42] festlegen - und die in der Tat zusammengehören -, geben Auskunft über das gesamte totalitäre Potential dieser Ideologie: „Ethik und materialistische Geschichtsauffassung" (1906) und „Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft" (1910). Die im Kontext der innerparteilichen Auseinandersetzung mit dem Neukantianismus verfaßten Schriften hatten zum Ziel, die materialistische Grundlage einer sozialdemokratischen Weltanschauung abzuzirkeln und somit den Versuchen einer Revision des Sozialismus ideologische Grenzen zu ziehen. Das Hinterfragen eigener Positionen - das der Revisionismus zuvor erfolgreich mit einer der tatsächlichen Praxis der Sozialdemokratie adäquaten Weltanschauung abgeschlossen hatte - sollte für Kautsky beendet werden durch den abschließenden Beweis eines revolutionären Laufs der Dinge. In der „Vermehrung ..." wollte er darüber hinaus eine Synthese zwischen Darwinismus und Sozialismus herstellen, die die Wissenschaftlichkeit seiner Anschauungen untermauern sollte.

---

38 Manfred Scharrer, Arbeiterbewegung im Obrigkeitsstaat. SPD und Gewerkschaft nach dem Sozialistengesetz, Berlin 1976, S. 23.
39 Karl Korsch, Die materialistische Geschichtsauffassung, a.a.O., S. 82, Anm. 85.
40 Ebd., S. 129.
41 Karl Marx, Brief an Friedrich Engels vom 18.6.1862, in: MEW 30, Berlin 1974, S. 249.
42 Karl Kautsky, Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft, Stuttgart 1910, S. VIII.

Kautsky profiliert sich als „sozialistischer Brehm": Nach grober Zählung müssen allein in der „Vermehrung ..." 64 Tiergattungen herhalten, um in ihrer unmittelbaren Existenz die Folie abzugeben für einen **subjekt- und bewußtseinsunabhängigen Materialismus**, der menschliche Gesellschaft verhandeln soll. Die fleißige Ameise, der quirlige Feuersalamander, Elefant und Stockfisch, aber auch schon die Amöbe bilden - Gesellschaft. Daß menschliche Gesellschaft das Gegenteil der tierischen Existenz, die tierische eine „Erfindung" der menschlichen Gesellschaft ist, bleibt Kautsky ebenso verborgen wie die begründete Vermittlung von Gesellschaft, die aus dem Heraustreten des Menschen aus unmittelbarer Natur resultiert. Chance und Zweck menschlicher Gesellschaft werden bei ihm völlig verworfen und durch Naturgesetze ersetzt, welche bei ihm ernstlich ein geschlossenes System von der Amöbe bis zum Sozialismus begründen. Brehms Tierleben gibt die Stufenfolge der jeweiligen Höherentwicklung von Gesellschaft an, die jedoch innerhalb der menschlichen Gesellschaft nochmals in Form der Rassen und innerhalb der einzelnen Rasse durch die Frage der Degeneration der Klassen reproduziert wird! Die in der Tierwelt nämlich garantierte Auslese im struggle for life wird laut Kautsky **durch Gesellschaft gerade empfindlich gestört**. In seinem Programm des Klassenkampfes soll diese Auslese reetabliert werden gegen eine Bourgeoisie, die **biologisch verkommen und degeneriert** sei und somit künstlich die Weiterentwicklung der Menschheit behindere.

Kautsky behandelt an keiner Stelle seiner grundlegenden Arbeiten die Konstitution von Gesellschaft, deren Zwecksetzungen und Institutionen, sondern rekurriert immer wieder auf Naturgesetzlichkeit. *„Die Gesellschaft ist bloß ein besonderes Stück der Natur mit besonderen Gesetzen, die man, wenn man will, auch Naturgesetze nennen kann, denn in ihrem Wesen unterscheiden sie sich nicht von diesen. Sie unterscheiden sich nicht etwa dadurch, daß die einen historische und die anderen ewige sind... Der Unterschied zwischen Natur und Gesellschaft liegt aber auch nicht etwa darin, daß der Mensch die eine zu ändern vermag und die andere nicht. Die eine steht ihm ebenso wie die andere als übermächtige Gewalt gegenüber, deren Gesetzen er sich nicht entziehen kann."* [43] Gesellschaft wird ihm deshalb nur zu einem *„besonderen eigenartigen Teil"* [44] von Natur: *„Weder als denkendes noch als moralisches Geschöpf ist der Mensch vom Tiere wesentlich verschieden."* [45] Mit dieser Vorgabe gelingt es ihm auch, gern gesehene sozialdemokratische Tugenden direkt aus dem Tierreich abzuleiten: Tapferkeit, Treue, Disziplin, Selbstlosigkeit, Wahrhaftigkeit, Ehrgeiz sind ihm unmittelbar Tugenden tierischer wie menschlicher Gesellschaft.

Sein zentrales Anliegen bleibt die Darlegung einer Weltanschauung: Jede Klasse entwickle ihr eigenes Weltbild, wobei aber *„die Entwicklung nicht geradlinig vor sich geht, sondern dialektisch, in stetem Auf und Nieder"*.[46] Anthropologie, Eugenik und Darwinismus, der hier zum wiederholten Male seine Existenz als Sozialdarwinismus per se unter Beweis stellt, bilden die Basis für diesen Marxismus der Naturnotwendigkeiten, in dem Dialektik als *„stetes Auf und Nieder"* figuriert. Die Entwicklung von Gesellschaft läuft **analog** zur Entwicklung von Natur, wobei Kautsky in seiner Gleich-

43 Ebd., S. 11f.
44 Karl Kautsky, Ethik und materialistische Geschichtsauffassung, Stuttgart 1922, S. 38.
45 Ebd., S. 79.
46 Karl Kautsky, Vermehrung und Entwicklung..., a.a.O., S. 127.

gewichtstheorie betont, *„daß es nicht bloß revolutionäre, sondern auch ruhige Epochen in der Erdgeschichte ebenso wie in der Geschichte der Gesellschaft gibt"*.[47] Das vorgestellte geschlossene System fordert eine Praxis, die sich an den entwickelten Produktivkräften und deren angeblichen Bedürfnissen orientiert, die im Kapitalismus nicht zur Entfaltung kommen.

Nun wäre Kautsky kein Sozialdemokrat, wenn er nicht doch die Möglichkeit sähe - wenn auch begrenzt -, Einfluß zu nehmen und die *„Weltanschauung des dialektischen Materialismus"* als *„Philosophie der Tat"* [48] in genau diese umzusetzen. Der *„proletarische Standpunkt"* bestehe eben darin, *„in der Gegenwart eine nach naturnotwendigen Gesetzen vor sich gehende gesellschaftliche Entwicklung zu erkennen"* [49] und danach zu handeln. Zwei Begriffe spielen eine tragende Rolle in dem begrenzten Zugriff auf Gesellschaft: Technik und das *„sittliche Ideal"* als Ausdruck des sozialen Triebes.

Soziale Triebe existieren im Ansatz schon bei den Mikroben; Trieb als auch sittliches Ideal sind ihm kein Ziel - das als Kritik am deutschen Idealismus -, sondern Waffen im *„gesellschaftlichen Kampf ums Dasein"*.[50] Wo es Kant noch darum ging, die Anlagen der Natur im Menschen durch die Setzung eines sittlichen Ideals herauszuarbeiten und zu verwirklichen, sich also von der bloßen, zwecklosen Natur abzuheben, bleibt Kautskys evolutionistischer Jargon einem naiven Naturbegriff verhaftet. Wohl scheiterte Kant an dem Problem der Vermittlung von Natur und Gesellschaft, von anthropologischer Setzung und der Begründung von Sittlichkeit, von theoretischer und praktischer Vernunft. Kautsky jedoch setzt sich über dieses Problem einfach hinweg, da es für seine naturwissenschaftliche Denkweise als völlig veraltet und daher belanglos erscheint, mit der Konsequenz, daß die Forderung der Aufklärung nach individueller Freiheit und Emanzipation einem gesellschaftlich Allgemeinen, dem Sozialismus, geopfert wird.

Gegenüber Kautsky ist Kant modern. Der kritische Kant bestritt die von Kautsky unterstellte Identität von Natur und menschlichem Erkenntnisvermögen und sah daher die zwangsläufigen Schwierigkeiten einer Herleitung ethischer Prinzipien aus der Natur: Weder einen Schöpfer noch eine wie auch immer geartete Evolution der Natur läßt Kant als Gesetzgeber zu. Sein Sittengesetz ist eine menschliche Setzung, die Kant als einen Akt der Freiheit zu begründen sucht. Dort beginnt das Gesellschaftliche, eben jene andere Welt Kants, die nicht den Naturgesetzen unterworfen ist. Daß dieser das Sittengesetz aus einer *„anderen Welt, einer raum- und zeitlosen Welt des reinen Geistes, einer Welt der Freiheit"* [51] herleite, macht ihm Kautsky zum Vorwurf, um dann seinerseits diese andere Welt kurzerhand zu naturalisieren: *„Was einem Kant noch als das Produkt einer höheren Geisterwelt erschien, ist ein Produkt der Tierwelt."* [52] Kautskys mechanische Erklärung gleicht somit der Fortführung eben jener Methode, die Kant explizit mit seiner Warnung vor einem *„Newton des Grashalms"* [53] zurück-

47 Ebd., S. 58.
48 Karl Kautsky, Ethik und materialistische Geschichtsauffassung, a.a.O., S. VIII.
49 Ebd., S. 77.
50 Ebd., S. 141.
51 Ebd., S. 29.
52 Ebd., S. 63.
53 I. Kant, Kritik der Urteilskraft, § 75, in: Ders., Werke (10 Bde.), Darmstadt 1975, Bd. 8, S. 516.

wies. Dort also, wo bei Kant die wirklichen Probleme erst beginnen, nämlich Gesellschaft und menschliches Verhalten in einem Akt der Freiheit zu begründen, ist Kautsky schon fertig und begnügt sich mit den sozialen Trieben und einem sittlichen Ideal, das sich aus einem *„tiefen gesellschaftlichen **Bedürfnis**, einem heißen **Sehnen**, einem energischen **Wollen**"* herleitet.[54]
Im Kapitalismus herrschen Zynismus, Heuchelei und steigende Unsittlichkeit, ein Zustand, der *„Hand in Hand geht mit einer Schwächung der sozialen Triebe"* [55] und somit die Entfaltung sittlicher Ideale und Tugenden widernatürlich verhindert. Die sozialen Triebe sind es auch, die den Menschen zur Technik drängen, somit Gesellschaft begründen und Recht als eine *„auf den technischen Bedingungen beruhende Gewohnheit"* etablieren.[56] Technik ist ihm Zweck gesellschaftlicher Verhältnisse; die Naturwissenschaft stellt den Zusammenhang her zwischen gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten, ökonomischen Strukturen und Klassen.
Die Verwechslung von Ökonomie mit Technik ist bei Kautsky durchgängig, so daß selbst die ökonomischen Verhältnisse ihm keine Verhältnisse zwischen Menschen sind, sondern solche der getriebenen Technik. Die dem technischen Fortschritt entspringende Konkurrenz des Kapitalismus wirkt sich hierbei mörderisch aus auf die sozialen Triebe, woraus ihm die Notwendigkeit des Sozialismus ableitbar wird - als Garant der natürlichen Triebe des Menschen. Die Dinge vermitteln ihm den Glauben an sein zerstreutes Ich: Da wo es möglich ist, schaltet der „Marxist" Kautsky das Subjekt aus, um **verdinglichte Verhältnisse** zu etablieren, die ihm vom Trieb gesetzt und somit nicht verhandelbar sind. Ja umgekehrt stört gerade bürgerliche Gesellschaft die Entwicklung seines Menschen; die klassenlose Gesellschaft des Kommunismus wird für Kautsky dadurch klassenlos, daß er Gesellschaft ebenso wie den Klassenbegriff streicht und durch Biologismus ersetzt.

Exkurs: Kautsky rechnet

Kautsky als auch Lenins *„materialistische Freunde Hegels"* treten für einen Materialismus ein, dessen Kernaussage in dem dümmlichen Vorwurf an den Idealismus besteht, dieser würde die unabhängige Existenz der Außenwelt leugnen, zum Beispiel, daß nach meinem Tode mein Grabstein weiterhin eine separate Existenz führe. Mit diesem Vorwurf wurde nun schon immer unmittelbar und direkt jedwede Vermittlung zwischen Subjekt und Objekt selbst zu Grabe getragen.
Der alte Kautsky macht 1927 in „Die materialistische Geschichtsauffassung" die Rechnung ebenfalls ohne den Wirt. Er eliminiert mathematisch das Subjekt durch folgende Rechenoperation: Nehme a x b und a x c, wobei a eine Person (oder das Subjekt) und b, c Dinge (Objekt) darstellen, der Multiplikator das Verhältnis, in dem diese zueinander stehen. Nun ergibt sich für Kautsky ab:ac = b:c und somit die Möglichkeit, das *„subjektive Moment bei dem Erkennen der Außenwelt in hohem Grade auszuschließen"*. Als Ergebnis b:c erhalten wir also hyperkantianische Dinge an sich, die durch

54 Karl Kautsky, Ethik und materialistische Geschichtsauffassung, a.a.O., S. 136.
55 Ebd., S. 135.
56 Ebd., S. 102f.

kein Subjekt mehr gestört werden. Die Dinge stehen nur im Verhältnis zu sich selbst, oder: Wir haben im Wortsinne **verdinglichte Verhältnisse**.
Akzeptiert man für einen Augenblick diese seltsame Mathematik und läßt sich ein auf die Rechnung der unvermittelten Gegensätze, so ergeben sich generell interessante Möglichkeiten. Räuber = Subjekt, Beute = Objekt gesetzt erhalten wir zwei Beuten ohne Räuber oder zwei Räuber ohne Beute, was ja egal ist, da Räuber und Beute in ihrem sich wechselseitig bedingenden Räuber- bzw. Beutesein ja unvermittelt sind und bleiben. Theoretiker = Subjekt, Theorie = Objekt gesetzt, ergibt zwei Theorien ohne Theoretiker oder eben zwei Theoretiker ohne Theorie.
Die **Rechenoperation des Unvermittelten** wird also überzeugend erst bei zwei Subjekten und nur einem Objekt mit dem Ergebnis, das Objekt verschwinden zu lassen. Sind wir z.B. anderer Meinung als Kautsky, dann verschwinden die Dinge und ihr Verhältnis und es bleiben lediglich zwei Subjekte. Das kann er nicht zulassen, und so schaltet sich Kautsky selbst einfach aus der Immanenz seiner Rechnung aus und proklamiert seine mathematische Wahrheit **von außen**; immanent kann sie nicht bestehen. Um also verdinglichte Verhältnisse zu erhalten, müssen die Subjekte verschwinden bis auf das eine ideologische Subjekt, das diese Rechnung aufmacht - eine mathematische Lappalie hier, in der gesellschaftlichen Praxis blutiger Ernst.

Die Rolle der Sozialdemokratie, die das Geheimnis der gesetzmäßigen Entwicklung kennt, setzt da ein, wo sittliche Ideale und Moral gefragt sind. Denn im Unterschied zur Tierwelt trägt die *„ökonomische Entwicklung in die von der Tierwelt übernommenen moralischen Faktoren ein Moment starker Veränderlichkeit"* herein.[57] *„Wie die anderen ideologischen Faktoren ist auch die Moral imstande, die ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung zu fördern. Gerade darin liegt ja ihre gesellschaftliche Bedeutung."* [58] Das sittliche Ideal besitzt die *„Kraft, die Gesellschaft weiter zu entwickeln und den Bedürfnissen der höher entwickelten Produktivkräfte anzupassen"*.[59] Kautsky pfropft hier auf seinen kruden Materialismus genau die Kantischen Ideale, über die er sich am laufenden Band unqualifiziert äußert und amüsiert und die er seinen innerparteilichen Kontrahenten zum Vorwurf macht; „nur" tut er dies, im Gegensatz zu Kant selbst, nicht in emanzipatorischer Absicht, sondern **intendiert die Vernichtung des Einzelnen**. Sein Sozialismus, in dem nicht Menschen, sondern die Produktivkräfte Bedürfnisse entwickeln, sieht dann so aus: *„Das Individuum ist der Gesellschaft gegenüber so nichtig, daß es gar nicht die Kraft hat, ihrer einmütigen Stimme zu trotzen"*; das Setzen auf die entfesselten sozialen Triebe scheint ihm *„ausreichendes Mittel der Polizei, der öffentlichen Verfolgung der sittlichen Normen"*.[60] Sozialismus ist ihm nicht **herrschaftsfreie Identität**, sondern absolute Herrschaft einer unvermittelten Gesellschaft, die auf eine *„wirksame 'Sozialeugenik'"* zur *„Verbesserung der Rasse"* zielt.[61] Unter der Überschrift *„Rassenhygiene"* komplettiert Kautsky seinen Entwurf von totalitärer Gesellschaft, in der *„die Ersetzung der natürlichen Zuchtwahl, die der Kampf*

57 Ebd., S. 120.
58 Ebd., S. 129.
59 Ebd., S. 138.
60 Ebd., S. 131.
61 Karl Kautsky, Vermehrung und Entwicklung..., a.a.O., S. 265f.

ums Dasein bewirkt, durch eine künstliche Zuchtwahl" [62] zur zentralen Achse seiner Wohlfahrt wird. Seine Kritik der Bourgeoisie, den *„hohen und höchsten Herrschaften"*, verirrt sich in den Vorwurf, daß die *„Ehe den Interessen des Familienbesitzes dienstbar gemacht (wird), nicht der Verbesserung der Rasse"*,[63] zumal diese Klasse - notabene - biologisch verkommen und degeneriert sei. *„Heranziehung aller Arbeitsfähigen zur Arbeit"*;[64] desweiteren Sport, Wissenschaft und reichlich frische Luft, aber auch Zwangssterilisation werden dagegen ein neues Geschlecht entstehen lassen, *„stark und schön und lebensfreudig, wie die Helden der griechischen Heroenzeit, wie die germanischen Recken der Völkerwanderung, die wir uns als ähnliche Kraftnaturen vorstellen dürfen, wie etwa heute noch die Bewohner Montenegros"*.[65]

Bei der Bewertung dieser Ausführungen ist sicherlich die verbreitete Akzeptanz von Anthropologie und Darwinismus als auch deren Begrifflichkeiten **vor** dem nationalsozialistischen Vollzug in Rechnung zu stellen. Aber als lediglich verständliches Beiwerk einer ansonsten „eigentlichen" sozialdemokratischen Politik ist hier nichts beiseite zu schieben. Die Rechnung geht nicht auf, ohne zu sehen, daß der spätere Vollzug von Rassenpolitik hier - wohl mit anderen Intentionen - gedanklich vorweggenommen wurde, also durchaus auf der „sozialistischen" Seite des nationalen Sozialismus beheimatet ist. Eine anhaltende Allianz zwischen Sozialdemokratie auf der einen, Sozialdarwinisten und Eugenikern auf der anderen Seite bestand seit dem Auftreten der Eugenik in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Trotz sich verschärfender politischer Differenzen waren beide Seiten vom Fortschrittsprinzip und der generellen Planbarkeit menschlicher Entwicklung überzeugt und wurden zudem zusammengehalten durch das Band eines diffusen Antikapitalismus. Die Akzeptanz dieses Materialismus in den Reihen der Sozialdemokratie - erinnert sei in diesem Zusammenhang auch an die begeisterte Rezeption des Monismus eines Ernst Haeckel - wurde also gerade durch die Ideologen der Sozialdemokratie erst hergestellt. Die explizite Ausschaltung von Erkenntnis und Individuum **reproduziert** dergestalt verdinglichte Verhältnisse, daß die angestrebte Identifikation mit der einen, einheitlichen Welt schließlich in der Schaffung einer angeschauten, völlig fremden Welt endet. Der gleichzeitig hellwache Positivismus gegenüber den sich rapide entwickelnden Naturwissenschaften, die per se auf der Habenseite des Materialismus verbucht worden sind, sollte so ausgerechnet im Prokrustesbett der Weltanschauung seine Ruhe finden.

Ein Materialismus der immer weiter zu entschlüsselnden Objekte war Standard der internationalen Sozialdemokratie. Nehmen wir etwa Plechanows parallel zu Kautsky verfaßten philosophischen Einlassungen, so konzentrieren diese sich ebenfalls auf die zentrale Frage der Ausschaltung von Subjekten und der Verlagerung von Dialektik in die Dinge selbst. Plechanow entwirft so ein Szenario rechtschaffener Dinge, zu denen Subjekte hinzutreten um widerzuspiegeln. Marxismus ist ihm hierbei die Erhebung des *„Materialismus zu einer harmonischen und konsequenten Weltanschauung"* und Geschichte wird zu einem *„gesetzmäßigen, von menschlicher Willkür unabhängigen Pro-*

62 Ebd., S. 264.
63 Ebd., S. 265.
64 Karl Kautsky, Ethik und materialistische Geschichtsauffassung, a.a.O., S. 137.
65 Karl Kautsky, Vermehrung und Entwicklung..., a.a.O., S. 267.

zeß".[66] Ergänzt wird dieser Vorgang durch Plechanows Lehre aus dem Hegelianismus, die für ihn *„rücksichtsloses Streben nach einem großen historischen Ziel"* [67] heißt: Der *„gesetzmäßige Prozeß"* ohne menschliche Willkür bleibt völlig unvermittelt mit dem *„rücksichtslosen Streben"* nach - erst Recht nicht vermittelten - *„großen historischen Zielen"*.

Abschließend wollen wir noch einen nur kurzen Blick auf Kautsky als **Ideologen der 3. Internationale** werfen, die sich selbst ja als Vollstreckerin historischer Gesetze verstand und deren ideologische Grundhaltung durchaus mit „bewaffneter Kautskyianismus" umschrieben werden kann. Lenin seinerseits sprach vom *„**kriegerischen** Materialismus"* und die von ihm entworfene Form des Materialismus auf dem Wege zum Diamat deckt sich mit der Kautskys - ergänzt allerdings um die obligatorische Widerspiegelungstheorie und die Indienstnahme des Hegelschen Systemgedankens. Ihm schwebte Anfang der 20er Jahre eine *„Gesellschaft materialistischer Freunde der Hegelschen Dialektik"* vor, die diese in die Sprache des Materialismus übersetzen und ein *„Bündnis mit solchen Vertretern der Naturwissenschaft, die zum Materialismus hinneigen"* herstellen sollte.[68] Lenins Vorbild dürfte hier die „Monistische Liga" des ausgewachsenen, aber immerhin gottlosen Rassisten Haeckel gewesen sein, dem er in „Materialismus und Empiriokritizismus" bereits ein Denkmal der *„Unausrottbarkeit des naturwissenschaftlichen Materialismus"* errichtet hatte, obgleich er ihn wegen Fehlens *„bestimmter Parteiziele"* nur als unbewußten Heerführer des gesunden Menschenverstandes gegen den *„Konfusionismus"* [69] der Philosophie gelten ließ. Die Avantgarde des gesunden Menschenverstandes wollte Lenin dann doch selbst anführen.

Bucharin hat in seiner „Theorie des historischen Materialismus" die gesamte Gleichgewichtstheorie Kautskys abgekupfert und sie zur Grundlage seiner soziologischen Einschätzung gemacht: *„Gesellschaft als gewisses, objektiv sich entwickelndes System."* [70] Stalin als Materialist teilt mit, daß die *„Welt ihrer Natur nach **materiell** ist"* und zieht den biologischen Vergleich direkt heran: *„Also kann die Wissenschaft von der Geschichte der Gesellschaft trotz aller Kompliziertheit der Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens zu einer genau so exakten Wissenschaft werden wie, sagen wir, die Biologie..."* [71]

Auch ein Theoretiker wie Trotzki landet wieder bei der Kautskyschen Amöbe; Gesellschaft ist *„ein Produkt der Evolution der primären Materie wie die Erdkruste oder die Amöbe"*.[72] Ihm liegt die *„Hebung der menschlichen Rasse"*, die Schaffung *„einer neuen und glücklicheren Rasse"* am Herzen; der Mensch der Gegenwart ist ihm lediglich *„Rohmaterial"* und *„Halbfabrikat"*.[73] Derselbe Trotzki, der testamentarisch als

66 G. W. Plechanow, Zu Hegels sechzigstem Todestag, Düsseldorf 1978, S. 31.
67 Ebd., S. 37.
68 W. I. Lenin, Unter der Fahne des Marxismus, in: Die Kommunistische Internationale, 3. Jg., Nr. 21, S. 12.
69 W. I. Lenin, Materialismus und Empiriokritizismus, in: Ders., Werke, Band 14, Berlin 1989, S. 354f.
70 N. Bucharin, Theorie des historischen Materialismus, Hamburg 1922, S.361.
71 J. Stalin, Fragen des Leninismus, Moskau 1947, S. 658.
72 Leo Trotzki, Dialektischer Materialismus und Wissenschaft, in: Ders., Denkzettel. Politische Erfahrungen im Zeitalter der permanenten Revolution. Hrsg. von Isaac Deutscher, George Novack und Helmut Dahmer, Frankfurt/Main 1981, S. 405.
73 Leo Trotzki, Die russische Revolution/Kopenhagener Rede, Berlin o.J., S. 25f.

Betriebsgeheimnis seines Sozialismus den *„Glauben an den Menschen"* angab, schreckt auch nicht zurück vor der globalen Publikumsbeschimpfung, die Menschheit sei eine *„biologische Frühgeburt"*.[74] Die materialistische Weiterverarbeitung des Rohmaterials Mensch zum Übermenschen umfaßt auch bei ihm die seit Kautsky obligatorische Willensanstrengung, in seinem Fall die Kontrolle von *„Atmung, Blutkreislauf, Verdauung und Befruchtung"* durch *„Vernunft und Willen"*.[75]
Grundmuster dieser Materialismen bleibt die Ausschaltung des Subjekts, ein sicherer Indikator für Ideologiebildung. Kautsky hatte maßgeblichen Anteil an dem autoritären Angriff auf Emanzipation in den Reihen der Arbeiterbewegung: Seine konzipierte biologische Vervollkommnung des Menschen geht einher mit der geforderten Errichtung gleichgeschalteter Gesellschaft, Vernichtung des Einzelnen und Aufstellung einer Gedankenpolizei. Schemenhaft zeichnen sich in diesen Vorgaben von Gesellschaft Terror und Arbeitslager der Sowjetunion als auch die Vernichtungspolitik des Nationalsozialismus ab. Die Kautskyschen Entwürfe tauchen somit als ideologische Versatzstücke in der Praxis an zwei völlig verschiedenen gesellschaftlichen Stellen auf, die in diesem Jahrhundert gesellschaftlich die Vernichtung des Subjekts betrieben: in Rußland, das nie bürgerliche Gesellschaft kannte, und im deutschen Nationalsozialismus, der bürgerliche Gesellschaft kaputtschlug.
Es war Anliegen des deutschen Idealismus, die gesellschaftliche Selbstentfremdung aufzuheben; diesem Anliegen blieb der Marxismus verpflichtet in seiner Kritik bürgerlicher Gesellschaft und deren Ideologien, nicht zuletzt den materialistischen. Diese Kritik bedeutete in Politik wie Theoriebildung immer ein Ansetzen an den inneren Widersprüchen der Gesellschaft, keineswegs deren bloße Negation und Entgegensetzung eines lediglich deklamierten Anderen. Genau hierhin verlagerte sich aber in der sozialistischen Bewegung das Zentrum von Kritik, um schließlich Methode und Kritik selbst als despektierlich zu verwerfen und zu einem vorbürgerlichen Standpunktdenken zurückzukehren. Das gesuchte monistische Prinzip steht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit eines Materialismus, der Ableitbar- und Erklärbarkeit von Welt aus einem Ursprung gewährleistet sehen will. Der Rückfall hinter Errungenschaften der bürgerlichen Gesellschaft ist in diesen sozialistischen Schemata offenkundig: Emanzipatorische Politik wird ersetzt durch die Propagierung richtiger Wege in eine bessere Zeit. Die Anstrengung des Begriffs ist diesem Denken nicht geheuer, die naturwissenschaftliche Entwicklung bestärkt es in seiner Methode des bloßen Identifizierens und die Geschlossenheit eines Weltbildes läßt es immer wieder bei der Deklamation der einen, unvermittelt gesetzten Wahrheit Zuflucht suchen. Je unmittelbarer Welt aber dargestellt und angeschaut wird in diesem Materialismus ohne Subjekte, desto stärker tritt ein weiterer Zug auf, der, prometheisch gemeint, in einem Frankenstein-Sozialismus des neuen Menschen endet.
Ideologie mit ihren konstitutiven Vorgaben, Denken - und Handeln - zu verunstalten, besitzt auch heute ihre Ausstrahlungskraft durch die Sehnsucht nach Identifikation mit der einen, einheitlichen Welt. Daß alles mit allem zusammenhängt, materialistisch auf seinen Ursprung zurückgeführt und eindeutig „dingfest" gemacht werden muß, ist methodische Kernaussage der sozialistischen Variante ideologischen Denkens - das in nai-

74 Ebd., S. 25.
75 Leo Trotzki, Literatur und Revolution, in: Ders., Denkzettel, a.a.O., S. 371.

vem Bezug auf seine eigene Tradition verharrt. *„Wer in der Tat nur ein Produkt der Dinge ist"*, sagt Fichte von seinen Dogmatikern, *„wird sich auch nie anders erblicken; und er wird Recht haben, solange er lediglich von sich und seinesgleichen redet."* [76] Und nur Produkt der Dinge zu sein, ist tendenziell der gesellschaftlichen Entwicklung eingeschrieben. Der ernsthafte Ansatz theoretischer Durchdringung von Gesellschaft, einst intendiert im Sozialismus, ist dadurch gekennzeichnet, daß diese Selbstentfremdung gerade auch im eigenen Denken und Handeln reflektiert und eine kritische Haltung zur eigenen Tradition eingenommen wird. Die früh einsetzende Erstarrung von Theorie zu Ideologie - die lange vor ihrer Entstellung zur bloßen Herrschaftslegitimation stattfand - zeigte den andauernden Rückfall des sozialistischen Projekts hinter bürgerliche Gesellschaft an, die es doch im eigenen Verständnis aufzuheben galt. Jeder Versuch, vergangene Hoffnung auf eine bessere als die „beste aller Welten" gesellschaftlich einzulösen, muß seine Seriosität dadurch unter Beweis stellen, daß er jeglicher affirmativen Haltung gegenüber Ideologie eine Abfuhr erteilt.

76 J.G. Fichte, Erste Einleitung in die Wissenschaftslehre, a.a.O., S. 17.

Kornelia Hafner

Anarchismus oder der Souverän als Feind
Eine Auseinandersetzung mit den Thesen Joachim Bruhns zur Abschaffung des Staates

1. Freiheit und Glück

Vom Sieg im kalten Krieg und dem damit verbundenen Niedergang des Marxismus in seiner weltmächtigen wie in seiner akademisch marginalen Gestalt schien der Anarchismus zu Beginn der 90er Jahre vorübergehend noch zu profitieren. Die Restlinke auf der Suche nach historisch weniger diskreditierten Orientierungsmarken bediente sich dort, wo mit der Parole *„Freiheit und Glück"* [1] das Versprechen schöner Menschlichkeit am Horizont der reinen Utopie immer noch feilgeboten wurde.
In Hauffs Märchen „Der falsche Prinz" hilft eine gute Fee dem König, herauszufinden, welcher der beiden Bewerber um die Hand der Tochter denn der echte Prinz, welcher der Betrüger ist, indem sie den Heiratskandidaten zwei kostbare Kästchen zur Auswahl darbietet. Der Schneider, der sich in den prinzlichen Kleidern seine Stellung nur angemaßt hat, greift nach dem Kästchen mit der Aufschrift *„Glück und Reichtum"*, der echte Prinz wählt statt dessen *„Ehre und Ruhm"*. In dem Bild, das die Romantik vom wahren, weil untergegangenen Adel entwirft, ist für das Glück kein Platz. Dieses wird realistischerweise an den Reichtum gekoppelt und dem Bürgerstande vorbehalten, in aller Bescheidenheit und unter Verzicht auf Größe. Freiheit kommt im deutschen Märchen nicht vor. Von der Gleichheit und der Brüderlichkeit will es ebensowenig wissen. Freiheit und Glück miteinander zu koppeln, blieb dem american dream vorbehalten. Im Gegensatz zu ihren Vorbildern, die die amerikanische Unabhängigkeitserklärung schufen, verbanden die Jakobiner die Freiheit mit der Tugend.
Wenn der antideutsche Jakobiner Joachim Bruhn in seinem jüngst erschienenen Buch zur Lage der Nation[2] einem Aufsatz über den Staat als Garanten der Menschenrechte ein Wort von St. Just voranstellt - ***„Das Glück ist eine neue Idee in Europa"*** (1794)[3] -, dann als Sarkasmus. Dies zielt gegen jene, die meinen, man könne die Menschenrechte verwirklichen, indem man mit dem Programm der bürgerlichen Revolution nur ernst machte und darüber vergessen, daß der Gesellschaftsvertrag immer auch ein Herrschaftsvertrag ist. Die freie Assoziation, die Einheit der Vielen ohne Zwang, so Bruhn, könne *„unmöglich unter der Fahne von Freiheit und Gleichheit avancieren"*,[4] insofern diesen die Vorstellung von einem Subjekt zugrundeläge, das sich nur gegen die konkreten Individuen Geltung verschaffen könne. Daß das Glück dabei auf der Strecke bleibt, dafür sorgt Bruhn zufolge schon die Tatsache, daß, nur wer von den

1 Paul Parin beruft sich auf diesen Wahlspruch der Anarchisten im Vorwort zu: Ulrike Heider, Die Narren der Freiheit. Anarchisten in den USA, Berlin 1992, S. 9.
2 Joachim Bruhn, Was deutsch ist. Zur kritischen Theorie der Nation, Freiburg 1994.
3 Ders., Das Menschenrecht des Bürgers. Zweihundert Jahre „Freiheit Gleichheit Sicherheit", in: Was deutsch ist, a.a.O., S. 121 - 132, hier S. 121, Hervorh. K.H.
4 Ebd., S.132.

menschlichen Leidenschaften nichts Gutes erwarte, die Gesellschaft vernünftig zu ordnen vermöge und so zum Gesetzgeber tauge. Dieser firmiert hier als Subjekt, das sich die Individuen unterwirft. Die Philosophie der bürgerlichen Revolution dagegen diskutierte die **Bedingungen der Möglichkeit der Freiheit** des einzelnen Menschen.

Die Freiheit bestimmte Kant als Autonomie des Willens: *„Was kann denn wohl die Freiheit des Willens sonst sein, als Autonomie, d.i. die Eigenschaft des Willens, sich selbst ein Gesetz zu sein? Der Satz aber: der Wille ist in allen Handlungen sich selbst ein Gesetz, bezeichnet nur das Prinzip, nach keiner anderen Maxime zu handeln, als die sich selbst auch als ein allgemeines Gesetz zum Gegenstande haben kann. Dies ist aber gerade die Formel des kategorischen Imperativs und das Prinzip der Sittlichkeit: also ist ein freier Wille und ein Wille unter sittlichen Gesetzen einerlei."*[5]

Freiheit als Autonomie des Willens ist auf die gesetzgebende Form als ihren Bestimmungsgrund verwiesen[6] und bewegt sich damit immer schon jenseits der Ebene des Hedonismus. Kant argumentiert hier folgendermaßen: *„Alle praktischen Prinzipien, die ein **Objekt** (Materie) des Begehrungsvermögens, als Bestimmungsgrund des Willens, voraussetzen, sind insgesamt empirisch und können keine praktischen Gesetze abgeben."* Und weiter: *„Anmerkung II. Glücklich zu sein, ist notwendig das Verlangen jedes vernünftigen aber endlichen Wesens, und also ein unvermeidlicher Bestimmungsgrund seines Begehrungsvermögens... Aber eben darum, weil dieser materiale Bestimmungsgrund von dem Subjekte bloß empirisch erkannt werden kann, ist es unmöglich, diese Aufgabe als ein Gesetz zu betrachten, weil dieses als objektiv in allen Fällen und für alle vernünftigen Wesen **eben denselben Bestimmungsgrund** des Willens enthalten müßte."* [7]

Die hier vorgenommene Trennung der Ebene der praktischen Vernunft von der des Glücksstrebens der empirischen Individuen, läßt sich leicht denunzieren als ein Bewußtsein, für das der einzelne Mensch immer schon dem Allgemeinen, der Moral, dem Staat, zum Opfer ausersehen ist.

Als genuin bürgerliche insistiert sie jedoch auf der Form des Gesetzes als im strengen Sinne allgemeiner, die sich der Empirie, den natürlichen und gesellschaftlichen Besonderheiten entgegengesetzt weiß.[8] Eine Ahnung von der politischen Bedeutung dieser Argumentation scheint vielleicht bei jenen auf, die sich über die begriffslosen Debatten erregen, mit denen die dem Zerfall der Sowjetunion geschuldeten vielfältigen Ansprüche nationaler Selbständigkeiten in der Öffentlichkeit präsentiert werden. Der Verlust an Staatlichkeit scheint hier weniger die Freiheit des Einzelnen zu ermöglichen als Hobbessche Urzustände heraufzubeschwören, in denen Reichtum und Ehre, so denn einmal vorhanden, endgültig verloren gehen. Die simple Einsicht, daß Freiheit als na-

---

5 Immanuel Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Dritter Abschnitt, Übergang von der Metaphysik der Sitten zur reinen praktischen Vernunft. Der Begriff der Freiheit ist der Schlüssel zur Erklärung der Autonomie des Willens. In: Immanuel Kant, Werke in zwölf Bänden , Bd. VII, Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie I, Wiesbaden 1956 , S.81f.

6 Immanuel Kant, Kritik der praktischen Vernunft. In: Immanuel Kant, Werke in zwölf Bänden , Bd. VII, Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie I, a.a.O., S. 138: *„Also ist die **gesetzgebende Form**, so fern sie in der Maxime enthalten ist, das einzige, was einen **Bestimmungsgrund** des Willens ausmachen kann."*

7 Ebd., S. 127 und S. 133, Hervorh. im Text.

8 Dies in Form eines sozialen apriori zu verwässern oder als kontrafaktische Diskursethik zu vernebeln, blieb der sozialdemokratischen Tradition vorbehalten.

tionale nicht zu haben ist, bestätigt sich hier erneut über Leichen. Paradoxerweise reagieren die Zeitgeister darauf mit dem Ruf nach dem militärisch potenten Nationalstaat. Die Marktlücke, die sich dem Anarchismus aufzutun schien, hat sich offenbar wieder geschlossen.

2. Das Spiegelspiel von Gesellschaft und Staat

Joachim Bruhn formuliert im Jahre der Einswerdung der Deutschen seine Thesen zur Abschaffung des Staates,[9] in denen er die anarchistischen und marxistischen Theorien über den Staat als gleichermaßen belanglos und unerheblich für eine Staatskritik in revolutionärer Absicht erklärt. Gilt ihm das *„Beharren auf Bakunin als Alternative zum 'autoritären Sozialismus'„* als *„ein Kapitel revolutionärer Romantik"*, so *„das, Bestreben, Marx gegen Bakunin auszuspielen"*, als Beweis, *„daß der Kritiker noch unter dem **Niveau der Verhältnisse** agiert, die er doch überwinden möchte."* [10] Die Kritikfigur scheint vertraut, ging es doch auch den Protagonisten der 68er Bewegung um eine Überwindung jenes Gegensatzes zwischen dem anscheinend erfolgreichen, aber moralisch diskreditierten Staatssozialismus und dem stets erfolglosen, aber scheinbar sympathischen, aufrecht und unverdrossen für Freiheit und Glück streitenden Anarchismus, auf einem zeitadäquaten Niveau. Sie gewinnt zusätzlich politische Brisanz vor dem Hintergrund der inzwischen vorliegenden Bruhnschen Ansätze einer kritischen Theorie der Nation, die den mit dem Anschluß der DDR einhergehenden nationalen Taumel ins rechte Licht zu rücken versuchen.[11] Daß der im *„Archiv"* 1989 abgedruckte Aufsatz in diesen Sammelband als Schlußaufsatz aufgenommen ist, zeigt, daß er für seinen Autor offenbar programmatische Bedeutung hat.

Zunächst präsentiert Bruhn eine Gegenüberstellung linker und rechter Utopie. Erstere verstehe Staat als *„leere(n), wesenlose(n) Effekt der Produktion"* und daher erscheine er ihr als neutrales Instrument von Planung und Verwaltung. Letztere fasse die Ökonomie als neutrales Mittel der Bedarfsdeckung und träume folgerichtig von einer Gesellschaft ohne Staat. So bildeten beide das Spiegelspiel der Politik, in dem wechselweise Staat und Markt als Addition der Einzelwillen firmierten und so Legalität und Legitimität zur Souveränität verschmölzen. Indem der Bourgeois gegen den Citoyen anträte und vice versa, reproduzierten sie ihr Verhältnis und damit die Souveränität.

Wer sind hier *„Rechte"* und *„Linke"*? Manchesterliberalismus/Monetarismus versus Sozialdemokratismus/Marxismus-Leninismus? Aber so standen und stehen sie sich historisch nicht gegenüber, noch gelten ihnen Staat und Markt als **Addition** der Einzelwillen. Das Verhältnis von Einzelwillen und *„Souveränität"* ist Gegenstand der traditionellen Staatstheorie seit Hobbes. Am ehesten paßt das hier ins Auge gefaßte Modell auf Rousseau, aber gerade hier ist der Begriff der volonté générale als Gegenbegriff zu dem der Souveränität intendiert, darüber hinaus stellt sich das Problem, daß sie nicht additiv zu fassen ist. Wenn es daher mit Notwendigkeit nicht so sein kann, daß der

---

9 Vgl. Joachim Bruhn, Abschaffung des Staates. Thesen zum Verhältnis von anarchistischer und marxistischer Staatskritik, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit, 10/1989, S. 125 - 141. Vgl. auch: Joachim Bruhn, Was deutsch ist, a.a.O., S. 157-179.

10 Ebd., S. 125.

11 Joachim Bruhn, Was deutsch ist, a.a.O.

Souverän seine Rechtfertigung durch den allgemeinen Willen erfährt, es sei denn im Ideenhimmel, dann werden auch weder Bourgeois noch Citoyen den Kampf, den sie gegeneinander, und wären sie denn wirkliche Personen, hieße das ja wohl, in der eigenen Brust, ausführen müßten, dieses Verhältnis reproduzieren. Die Idee, die solche Kämpfe hervorbringen, ist in der Regel die des Allgemeinwohls. Für die Ideologen des Marktes gilt dieser als dessen Garant, insofern er bester Allokationsmechanismus der Ressourcen. Den Staat bemühen sie allerdings nicht nur als Rechtsweggarantie, sie beanspruchen auch seine ökonomischen Funktionen. Ihre Ökonomie ist daher von vorneherein eine politische und die Trennung von Bourgeois und Citoyen erweist sich als eine der Erscheinungsebene des verkehrten Bewußtseins.[12]
Daß die meisten historischen Gestalten antibürgerlicher Politik diese Ebene selten verlassen, ist zu konstatieren. Gleichzeitig ist festzuhalten, daß es sich hier nicht um ein simples Spie-gelspiel handelt, in dem Ökonomie und Politik, Gesellschaft und Staat, Ausbeutung und Autorität wechselweise aufeinander abgeleitet und/oder reduziert würden.[13]
Wenn Bruhn den Anarchismus als Radikal-Liberalismus begreift und davon redet, daß der konstitutive Ausfall einer Klassenanalyse es ihm systematisch unmöglich mache, den Begriff des Staates zu entwickeln, so ist dem zuzustimmen.[14] Die Polemik gegen den inzwischen schon wieder überlebten Graswurzel-Anarchismus der „Neuen sozialen Bewegungen" erklärt die Stoßrichtung der Argumentation. Den Staat einfach wegzuwünschen, um damit der Welt die Herrschaft überhaupt und alle anderen Teufel auszutreiben, ist Symptom einer prinzipiellen politischen Unmündigkeit. *„Der Anarchismus will die politische Form der bürgerlichen Gesellschaft ohne ihren sozialen Inhalt"*,[15] konstatiert Bruhn.
Der Marxismus, als Spiegelbild des Anarchismus, gilt ihm als Ausdruck der Verewigung des Kapitals mit proletarischen Mitteln. Denke ersterer das Politische als Potenz des ökonomischen Antagonismus der Ausbeutung, so letzterer das Ökonomische als Potenz des politischen Antagonismus der Herrschaft.[16] Jetzt ist die Dichotomie soweit vorangetrieben, daß wir das *„Niveau der Verhältnisse"* erreicht haben, die es zu überwinden gilt, nämlich das **Niveau der Hegelschen Staatsphilosophie,** auf dem allein sich das Staatsunwesen denken lasse. Bruhn verweist hier darauf, daß die Marxsche Hegelkritik noch vor dem Übergang Hegels von den Bestimmungen der innergesellschaftlichen zu den Bestimmungen der zwischenstaatlichen Souveränität Halt mache und deutet damit an, daß diese den Begriffsinhalt nicht erschöpft. Der Begriff der Souveränität nämlich verweise auf die negative Dialektik des Wertes. Es folgt die berühmte Definition Carl Schmitts: ***„Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet**... Er steht außerhalb der normal geltenden Rechtsordnung und gehört doch zu ihr, denn er ist zuständig für die Entscheidung, ob die Verfassung in toto suspendiert werden kann... Im Ausnahmefall suspendiert der Staat das Recht, kraft eines Selbster-*

12 Vgl. Diethard Behrens/Kornelia Hafner, 'Kapitalistische Gesellschaft' im Horizont nichtmarxistischer Theoretiker, In: Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, Bd. II, Hamburg 1990, S. 388-399.
13 Vgl. Joachim Bruhn, Abschaffung des Staates, a.a.O., S. 126.
14 Vgl. ebd., S. 128.
15 Ebd., S. 130.
16 Zu explizieren wäre, ob, wann und inwiefern Herrschaft ein politischer Antagonismus ist.

haltungsrechtes... Die Ausnahme erklärt das Allgemeine und sich selbst... Kann man sie nicht erklären, so kann man auch das Allgemeine nicht erklären." [17]
Bruhn schließt sich diesen Setzungen an und resümiert: *„Das Subjekt der Souveränität ist nicht theo-retisierbar. Aber davon, es zu kritisieren, hängt in Sachen Staat alles weitere ab."* [18]
Man beginnt zu ahnen, worauf er hinauswill, wenn er das Subjekt der Souveränität als subjektlos charakterisiert und als dasjenige, das die letztlich verbindliche Entscheidung gewaltförmig treffe, um dann die Souveränität als politisches Verhältnis des Kapitals und dieses als ihr ökonomisches zu bestimmen. Wir haben also ein neues Spiegelbild gewonnen und die Ebene, die wir nun als dessen Grundlage erreichen, *„ist zugleich die synthetische Instanz bürgerlicher Vergesellschaftung, der* ***Wert.***" [19] Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie gebe - als negative Dialektik des Unwesens verstanden - die Begriffe der Kritik der Souveränität in der Kritik des Geldes vor. Der Dualismus reproduziert sich. Geld und Souverän sind theoretisch nicht zu fassen, sondern finden ebenso wie das Kapital ihre theoretische Wahrheit nur in ihrer praktischen Aufhebung. Kurz und gut!
Zielte die Kritik am Anarchismus auf sein Schema der zum Allgemeinen zusammenzuschließenden Individuen, so finden wir hier eine ähnliche Figur: Kapitalismus als **Wertvergesellschaftung** und Staat als **negative Einheit von Individuen und Allgemeinem**. Sucht man darin mehr als die Liebe zum Spiegelspiel,[20] so ist man auf die zwischen 1990 und 1994 entstandenen Aufsätze zur kritischen Theorie der Nation verwiesen, in denen Bruhn seine Überlegungen zum Verhältnis von Individuum und Staat, von Staat und Kapital weitertreibt.
Auch hier geht es um ein politisches Spiegelspiel: Um das von links und rechts zwischen Nominalismus und Ontologie als Kampf zwischen subjektivem und objektivem Nationalismus, zwischen den Vorstellungen von einer freiwilligen Selbstzurechnung der Individuen zum Staat und der ihrer gewaltförmigen rassistischen Zwangsgleichmachung durch den Staat.[21]
Den **Souverän** faßt Bruhn in diesem Zusammenhang als *„Einheit der Gegensätze, die Bedingung der Möglichkeit eben des Spiegelspiels, das die politischen Subjekte treiben und durch das hindurch sie aus freiem Willen wie objektivem Zwang die Einheit reproduzieren".*[22]
Am Gegensatz von Nominalisten und Ontologen reflektiere sich das unbegreifbare Unwesen der letzten Instanz. Die beiden einander logisch ausschließenden Weisen, in

---

17 Carl Schmitt, Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität, München/Leipzig 1922, S. 9-15. Zit. nach: Joachim Bruhn, Abschaffung des Staates, a.a.O., S. 135, Hervorh. im Text.
18 Ebd.
19 Ebd., S. 136.
20 Carl Schmitt verteidigt die Dichotomie gegen die Dreigliedrigkeit, die in der ersten Hälfte des 19. Jhs. mit bedeutenden Konstruktionen hervorgetreten sei. (Er denkt dabei an Hegel und Comte.) Ihr fehle allerdings *„die polemische Schlagkraft der zweigliedrigen Antithese"*. Carl Schmidt, Der Begriff des Politischen, München/Leipzig 1932 (Erstveröffentlichung 1927), S.60.
21 Joachim Bruhn, Der ganzheitliche Volksstaat und seine Insassen. Volkssouveränität oder freie Assoziation? in: Ders., Was deutsch ist, a.a.O., S. 15-59, hier: S.38. *„Die Gegensätze des Spiegelspiels schlagen ineinander um und werden zum vom* ***Souverän*** *sorgsam beaufsichtigten Spiel, das die Vertragsmystiker mit den Blutrationalisten treiben."* Ebd., S. 58, Hervorh. K.H.
22 Ebd.

denen die Bürger die Entstehung des **Souveräns** sich vorstellten - Konstitution durch Vertrag der Individuen untereinander oder autoritäre Setzung aus objektivem Zwang[23] - wiederholten sich *„im Gegensatz des subjektiven zum objektiven Begriff der Nation."* In diesem Spiegelspiel der Politik habe sich die materielle Einheit der Antagonisten dieses Gegensatzes als tatsächlicher Inhalt der politischen und ideologischen Formen erwiesen. Die Schlußfolgerung wird gezogen: ***„Herrschaft ist bloße Formsache."*** [24] Die Logik der Politik sei deshalb über die Linken hinweggegangen, weil sie den Staat nur interpretiert hätten. Die Furcht vor Chaos und Anarchie spüre, daß die *„Abschaffung des Staates"* dem Kapital an den Kragen und damit zu weit gehe.[25] Bruhns Anarchismus-Kritik möchte also mit dieser ernst machen, indem sie darüber belehrt, daß der Staat nicht ohne die sozialen Verhältnisse abgeschafft werden kann, als deren Form er ihn versteht, und die in der marxistischen Tradition auf Ökonomismen reduziert, also nicht begriffen sind.

3. Der Souverän als allgemeiner Mensch

Wenn Bruhn an den Staat als Korrelat bürgerlicher Verhältnisse, sprich kapitalistischer, denkt, dann wohl nicht nur an das, was landläufig als Demokratie verkannt wird, sondern auch an den NS-Staat. Das scheint Motiv, ausgerechnet jenen Staatsrechtslehrer zu bemühen, der letzterem die Legitimation zu liefern suchte. Unter welchen Bedingungen dem Staat Souveränität zukomme, mit diesem Problem ringt Carl Schmitt in gegenreformatorischer Absicht; für Joachim Bruhn scheint es vorderhand ausgemacht, daß der Staat Souverän im Sinne der Schmittschen Definition.
Allerdings vollzieht der Bruhnsche Souverän mancherlei Metamorphosen und legt sich die unterschiedlichsten Epitheta zu: Er tritt als **politischer Souverän**,[26] als **Subjekt der Menschenrechte**[27] wie als **gewaltmonopolistischer**[28] auf, aber auch als **ökonomischer** Souverän,[29] er erscheint der Welt als **Gott**[30] und dem Individuum als konkret allgemeines **Gattungswesen,**[31] als **Zwang zur Wahrheit** und **Gewalt der Vernunft,**[32] als sinnliche Darstellung des **transzendentalen Subjektes,**[33] als **Maß alles Menschlichen,**[34] am Häufigsten jedoch firmiert er als **allgemeiner Mensch**.[35]

---

23 Daß sich die horizontale Vergesellschaftung als vertikale Veranstaltung entpuppt, ist schon richtig. *„Die Zentralität des politischen Willens steht fest, bevor dieser überhaupt ermittelt worden ist. Nicht über die Frage, ob überhaupt Staat sein soll, wird abgestimmt, sondern darüber, was seine jeweilige Regierung zu tun und zu lassen hat. Die Form Staat als solche, die Souveränität, steht weder zur Diskussion noch zur Wahl...."* Joachim Bruhn, Das Menschenrecht des Bürgers, a.a.O., S. 125.
24 Joachim Bruhn, Der ganzheitliche Volksstaat und seine Insassen, a.a.O., S. 56.
25 Ebd.
26 Ebd., S. 44.
27 Joachim Bruhn, Unmensch und Übermensch. Über das Verhältnis von Rassismus und Antisemitismus, in: Ders., Was deutsch ist, a.a.O., S. 77-110, hier S. 87.
28 Joachim Bruhn, Der ganzheitliche Volksstaat, a.a.O., S. 44.
29 Joachim Bruhn, Das Menschenrecht des Bürgers, a.a.O., S. 130.
30 Joachim Bruhn, Unmensch und Übermensch, a.a.O., S. 88.
31 Ebd., S. 87.
32 Ebd.
33 Ebd.
34 Joachim Bruhn, Der ganzheitliche Volksstaat, a.a.O., S. 45.
35 Ebd., S. 43, 45, 53 und: Joachim Bruhn, Unmensch und Übermensch, a.a.O., S. 85, 87.

Den **politischen Souverän** definiert Bruhn als sinnlich faßbar gewordenen ganz und gar abstrakten Funktionszusammenhang des gesellschaftlichen Prozesses in seiner unausweichlichen Verdoppelung. *„Wie die Republik des Marktes die bloße Erscheinungsform der Despotie der Fabrik, ... so ist die Demokratie die zwingend gebotene Erscheinung und einzig gemäße Verschleierung der Diktatur des* ***gewaltmonopolistischen Souveräns****...“* [36]

Die ökonomische Seite dieses Souveräns hockt unterdessen unterirdisch und klandestin im gleichen und freien Tausch. *„Die Fabrik, die unmittelbar materielle Gestalt des* ***ökonomischen Souveräns“,*** straft den Schein der Gleichheit und Freiheit Lügen.[37]

Quintessenz: Der Terminus Souverän meint den Staat als Subjekt als Pendant zum Kapital. In diesem Sinne spricht Bruhn von der ***„Souveränität“*** als *„Verdoppelung des Kapitals zur Politik.“*[38] In der Vorstellung von Bruhn bringt die Verdoppelung dieser Formen zwei Subjekte hervor, die gleichsam ein in seinen kühnsten Metamorphosen einheitlich agierendes Supersubjekt zur Konsequenz haben.

Folie für diese Überlegungen ist die faktische Virulenz rassistischer und antisemitischer Ideologeme im Gefolge der Weltwirtschaftskrise der achtziger Jahre. So weitet sich die *„Krise der Akkumulation zur Krise des* ***Souveräns“*** aus und der *„****kriselnde Souverän*** *treibt die Folgen des staatsbürgerlichen 'Zusammengehörigkeitsgefühls' mit Zins und Zinseszins ein.“* [39] Und weiter: *„Der Zentrifugalkraft des Kapitals, das die Individuen beständig aussaugt und abstößt, muß die* ***Zentripetalkraft*** *des* ***Souveräns****, der auf den stummen Zwang der Ökonomie die lautstarke Gewalt der Politik setzt, kontern.“* [40]

Als Medium dieser Kraft fungieren diejenigen, denen es darum gehe, Volk und Rasse *„als vom* ***Souverän*** *dringend gebotenes Projekt zu realisieren“.*[41] In diesem Zusammenhang beruft sich Bruhn explizit auf Carl Schmitts Vorstellung vom Staat, der nicht *„'auf Vertrag, sondern auf Homogenität und Identität des Volkes mit sich selbst beruht' (Schmitt 1928, S. 229)“*, und verweist auf ein Husserl-Zitat Schmitts, wo behauptet wird, *„'jede Gleichheit hat Beziehung auf eine spezies, der die Verglichenen unterstehen. Und diese spezies ist beiderseits nicht abermals ein bloß Gleiches und kann es nicht sein, da sonst der verkehrteste regressus in infinitum unvermeidlich wäre.' (Schmitt 235 ff).“* [42]

Daher gilt Bruhn der **Souverän** als ***„Maß alles Menschlichen*** *und stiftet die Qualität, in deren Medium die subjektivierten Individuen als gleichberechtigte und gleichermaßen verpflichtete Bürger sich vergleichen.“*[43] In dieser Maßfunktion wird er dann auch zum **allgemeinen Menschen** und zum erscheinenden Gott.

Auffällt die Analogie zum Marxschen Geldbegriff, der die Maßfunktion ebenso beinhaltet, wie er in der Funktion des Zirkulationsmittels Homogenität zur Voraussetzung

---

36 Joachim Bruhn, Der ganzheitliche Volksstaat, a.a.O., S. 44, Hervorh. K.H.

37 Joachim Bruhn, Das Menschenrecht des Bürgers, a.a.O., S. 129. *„Und so leitet der ökonomische Souverän aus der Arbeit, die Eigentum schaffen soll, ebensowenig sich her, wie sein politischer Zwilling aus dem Vertrag es tat.“* Ebd., S.130.

38 Joachim Bruhn, Der ganzheitliche Volksstaat, a.a.O., S. 50.

39 Ebd., S. 49.

40 Ebd., S. 48.

41 Ebd., S. 55.

42 Ebd.

43 Ebd., S. 53.

von Quantifizierbarkeit macht. Als Repäsentant des Reichtums erscheint Geld als Gott unter den Waren.[44] Bei Bruhn klingt dies so: *„Alles ist eines: die Menschen als Subjekte wie die Dinge als wertvolle Waren. Die Realabstraktionen der juristischen Person und des Geldes befassen noch das Verschiedenste unter sich, identifizieren die Dinge und die Individuen als sich selbst gleiche und drücken ihren kleinsten gemeinsamen Nenner aus, der nicht der ihre ist, 'als ob' (Kant 1977, S. 224) er es doch sei. Dergestalt supponiert das transzendentale Subjekt sich dem empirischen Individuum und substituiert es als Instanz der Vergesellschaftung".*[45]

Joachim Bruhn argumentiert hier folgendermaßen: Der logische Widerspruch im Menschenrecht, der in der Idee vom Staat als dem allgemeinen Menschen prozessiere, *„d.h. die Vorstellung von der handgreiflich wirklichen und unmittelbar allgemeinen Idee des Menschen an sich"*, komme im Souverän zur synthetischen Darstellung[46] und zur organischen Praxis. Das abstrakte Gattungswesen, das sich zum konkreten Individuum als nachgeordnete und abgeleitete Nominalabstraktion zu verhalten scheine, begegne ihm *„gesellschaftspraktisch im Staat als Realabstraktion"* und trete diesem Individuum als die unbedingte und absolute Voraussetzung seiner Existenz entgegen. Subjekt des Menschenrechtes seien nicht die konkreten Einzelnen in ihrer Summe, sondern der Souverän als das konkret-allgemeine Gattungswesen. Der empirische Mensch gelte dem Souverän nur dann und nur insoweit als Subjekt, indem er als sinnliche Darstellung des transzendentalen Subjektes fungiere, *„d.h. als das organische Material der ideell praktischen Allgemeinheit."* [47] Vernunft als Inbegriff gelungener Implantation des abstrakten Gattungswesens in den konkreten Einzelnen gebe den Maßstab, nach dem der Souverän über den Wert oder Unwert des Individuums verfüge. Er verstehe sich selbst als Zwang zur Wahrheit und als die Gewalt der Vernunft, d.h. als institutionalisierten *„Zwang zur Freiheit"*. Bruhn verweist hier sowohl auf Diderot, der Menschsein an Wahrheitssuche knüpfe, als auch auf Rousseau: *„An den allgemeinen Willen muß sich das Individuum wenden, um zu erfahren..., wann es ihm geziemt zu leben oder zu sterben"*. Bruhn folgert: *„Dem **der Welt erscheinenden Gott**, dem Souverän, steht es allein zu, seine Kreaturen in Umlauf zu setzen und aus dem Verkehr zu ziehen."* [48]

Die hier vorgetragene Argumentation zum Begriff des Souveräns als absolutes Subjekt, sprich als Realabstraktion und realpraktizierendes organisches Subjekt ist ein typisches Beispiel für die Bruhnsche Neigung zur „Engführung" von heterogenen Theoremen. Das transzendentale Subjekt der Erkenntnis soll ineinsfallen mit dem Staat als Subjekt

---

44 Vgl. Karl Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurt) 1857-1858, Berlin 1953, S. 105ff, S. 127ff, S. 132 f.

45 Joachim Bruhn, Unmensch und Übermensch, a.a.O., S. 85.

46 Vgl. Joachim Bruhn, Rassismus und sekundäre Humanisierung. Zur Psychologie der Charaktermaske, in: Ders., Was deutsch ist, a.a.O., S. 133-138, hier S. 133. Hier heißt es: *„**Das Subjekt ist die Wertform des Individuums**, die Form seiner konkreten Allgemeinheit und 'unmittelbaren Austauschbarkeit' (Marx), seiner Gleichheit und totalen Vergleichbarkeit."* Und weiter: *„Als Subjekte sind die Individuen gleich, aber das Maß der Vergleichung liegt außer ihnen, im Souverän, dem tatsächlichen Subjekt der Menschenrechte."* Hervorh. K.H.

47 Joachim Bruhn, Unmensch und Übermensch, a.a.O., S. 87. *„Empirische Individuen entlassen als Subjekte aus ihrer egalitären Mitte ein Transzendentalsubjekt, das sich prompt über ihnen wie aus dem Nichts materialisiert."* Joachim Bruhn, Das Menschenrecht des Bürgers, a.a.O., S. 125.

48 Vgl. Joachim Bruhn, Unmensch und Übermensch, a.a.O., S. 88.

und beide mit den Realabstraktionen des Rechts und des Geldes. Genauer gesagt: Zusammengezogen werden hier Versatzstücke der Kantschen Kritik der reinen Vernunft, ihrer Rezeption bei Horkheimer/Adorno und Sohn-Rethel, einzelne Argumentationsfiguren Marxens und Carl Schmitts. Kritik, die bei Marx die politische Ökonomie seiner Zeit zum Gegenstand hat und bei Horkheimer/Adorno dem Anspruch nach bürgerliches Denken in seiner historischen Entwicklung, will Bruhn zu einer umfassenden kritischen Theorie der bürgerlichen Gesellschaft und ihres Staates ausweiten.[49]

„Die Rede von der 'Wertform des Menschen' soll mehr und anderes sein als analogisierende Metapher, sondern der Begriff für Homologie, den die ***materialistische Kritik der politischen Ökonomie verlangt, wenn sie zugleich als Kritik der Politik will auftreten können*** *(vgl. Sohn-Rethel 1973 und 1978). Die 'Tauschabstraktion' am Gebrauchswert impliziert zuerst logisch, dann auch historisch die 'Menschenrechte' als Abstraktion vom Individuum; wie der Schein des Geldes historisch das Gold war, sein logisches 'Wesen' jedoch Funktion, so verhält es sich mit der phänomenalen Menschheit, dem Menschen an und für sich, dem Souverän."* [50]

Bruhn denkt sich die Entwicklung vom Gesellschaftsvertrag zum gewalt-monopolistischen Souverän als Subjekt analog der vom Begriff des Werts zu dem des Geldes und zu dem des Kapitals als automatischem Subjekt. Wie dieses bald als Ware, bald als Geld, bald als Geld heckendes Geld erscheint, so jener bald als Summe von Individuen, bald als Gewaltmonopol, bald als Schöpfer und Vernichter.[51] Wie dieses erscheint er bald als spirituelles, bald als materielles Moment, bald als Subjekt, bald als Objekt.

Die Individuen beziehen sich nun im Gesellschaftsvertrag ihrerseits auf den Staat, wie die Waren auf das Geld. Darüber hinaus verhalten sie sich zu sich selbst als Warenbesitzer, sprich als Kapitalisten, und betreiben ihre Selbstverwertung. Nicht nur in diesem ökonomischen Sinne glaubt das Bruhnsche Individuum an seine Gottesebenbildlichkeit, es will auch politisch selbst souveränes Subjekt sein. Indem *„dieses desaströse Subjekt"* nun darangeht, *„die Substanz und das Wesen produktiver Arbeit wie loyaler Untertänigkeit aufzuspüren und sich anzueignen"*, mutiert es zum *„aktivistischen Praktikanten des souveränen Kapitalfetischs, will es den Wert, das Wesen seiner Vergesellschaftung, nicht mehr nur als Geld funktionell haben, sondern es vielmehr als Kapital unmittelbar und existentiell sein."* [52]

Im Sinne dieser Analogiebildungen bedeutet dies, selbst qua Gewaltmonopol Homogenität zu erzwingen, Herr über Leben und Tod zu sein, *„Aneignungswut"* mit

---

49 Bruhn will *„die Geltung der Analysen Alfred Sohn-Rethels über das Geld als 'bare Münze des Apriori' auf die Kritik der Politik... erweitern"* : *„Es geht um die Konstitution eines identischen Subjekts, d.h. in letzter Instanz: des Souveräns als des Subjekts par excellence, um dessen konjunkturelle Bewegung wie krisenhafte Dynamik"*. ebd., S. 102, Fn. 9.

50 Ebd., Hervorh. K.H.

51 Da verhält sich das Subjekt zum Individuum wie der Tauschwert zum Gebrauchswert. Das Subjekt wird zur Charaktermaske und nur ihm kommt Identität zu, nicht dem Individuum. *„In der Subjektform ist das Individuum nicht Herr seiner selbst, sondern die leibhafte Erscheinung seiner Arbeitskraft und* ***Subjekt kann es nur bleiben, wenn es sich in einem als kapitalproduktiv und staatsloyal bewährt:"*** Joachim Bruhn, „Typisch deutsch", Christian R. und der linke Antirassismus, in.: Ders: Was deutsch ist a.a.O., S. 139-155, hier S. 147. Die **Subjektform** erscheint Bruhn nun als *„objektiver Schein der Zirkulation, die unabdingbare Darstellung seiner ausbeutungsfähigen Leiblichkeit. Sie ist eine* ***realpraktische Halluzination des Marktes und des Souveräns, der ihn bewacht"***: Ebd., S.149, Hervorh. K.H.

52 Joachim Bruhn, Unmensch und Übermensch, a.a.O., S.103, Hervorh. im Text.

„Vernichtungselan" zu verbinden, natürlich in *„Notwehr"*. In der Krise flüchtet das Bruhnsche desaströse Subjekt der Logik des Marktes entsprechend in die Sachwerte, indem es eine Blut und Boden-Konjunktur eröffnet. D.h., es fühlt sich *„genötigt, von der rassistischen Ausgrenzung, Diskriminierung, Ausbeutung und Verfolgung des Unmenschen, die bei aller Gewalt immer noch seine Verteidigungsstellung ausmacht, zum Angriff überzugehen, zum Terror und zur antisemitischen Totalausrottung des Übermenschen."* [53]

Angelegt ist dies, Bruhn zufolge, im bürgerlichen Staat apriori. Den gesellschaftlichen Zusammenhang als feindliche Natur außer sich wähnend, halluziniere der Bürger im Rassismus seinen *„Untergang in krude Natur"*, im Antisemitismus seine *„Liquidation durch den hypertrophen Geist"*.[54] Zu konstatieren ist hier die Assoziation von Zirkulations- und Rechtssphäre als quasi Spirituellem mit der Vorstellung vom zersetzenden jüdischen Geist auf der einen Seite und die von der Naturwüchsigkeit gesellschaftlicher Prozesse als unbeherrschbarer und bedrohlicher Natur mit dem Wilden, dem *„Neger"*, auf der anderen. Das jus sanguinis und der Rassismus, so Bruhn, seien schon dadurch gegeben, daß Souveränität Nation als nackten Zeugungs- und Geburtenzusammenhang der Individuen als kreatürlicher setze. Der Antisemitismus dagegen verdanke sich dem Verhältnis, das qua Rechtssubjektivität die bürgerlichen Individuen in die Position des einen Souveräns, an den Ort der politischen Zentralperspektive bugsiere.[55]

Da der gesellschaftliche Zusammenhang als feindliche Natur erscheine, müsse das *„'jüdische Wesen' - ebenso rational wie irrational - das Prinzip von Synthesis durch den antagonistischen Geist darstellen."* [56] Daß der Antisemitismus mit dem bürgerlichen Denken gesetzt sei, dafür steht hier die Vorstellung des Abbé Sièyes vom Aristokraten als Schmarotzer und Fremdkörper der Nation. Dies wird dann kurzgeschlossen zu Horkheimers Rede von der Guillotine als Symbol negativer Gleichheit. Daraus macht Bruhn: *„Die Nürnberger Gesetze konstatieren am* ***imaginierten antivölkischen Souverän****, an den Juden, nichts anderes als dieses: Ausschluß aus der Gattung."* [57]

Mag sein, daß Hitler die Rolle *„des Juden"* in der Novemberrevolution nach dem Muster des Souveräns, der über den Ausnahmezustand gebietet, halluzinierte. Die mörderische Paranoia jedoch steckt in dieser Konstruktion selbst, die ein politisches Subjekt nach dem Muster des göttlichen Geistes unterstellt.[58]

Bei Bruhn endet all dies in der *„Implosion der sozialen Synthesis"*, welche die *„Explosion des subjektivierten Individuums"* nach sich zieht. Die NS-Definition des *„Reichsbürgers"* als *„Reichsangehöriger"* deutschen oder artverwandten Blutes, zu Arbeits- und Wehrpflicht gewillt und geeignet, dient Bruhn als Bindeglied des Politi-

---

53 Ebd., S. 98.
54 Ebd.
55 Ebd., S.97. Linke Politik müsse einsehen, daß es keinen Sinn mache, mit den Menschenrechten gegen Rassismus und Antisemitismus zu argumentieren, insofern der Staat als Souverän deren wahres Subjekt sei. Joachim Bruhn, „Typisch deutsch", a.a.O., S.139.
56 Joachim Bruhn, Unmensch und Übermensch, a.a.O., S. 104.
57 Ebd., S. 98.
58 Sie handelt sich damit aber auch dessen theologische Mucken ein, nämlich daß jener Geist seine Geschöpfe als seine Ebenbilder zugleich von sich abhängig wissen und in Freiheit setzen muß und diese Freiheit muß mehr als notwendiger Schein sein.

schen und Ökonomischen.[59] Bruhn entdeckt in jenem NS-Gesetz, also in Hitlers Vorstellung vom Staatsbürger den Kern bürgerlicher Gleichheit als Vergleichung, die immer schon Vernichtung einschließt, falls einer bei der levée en masse zögern sollte. ***„Es geht darum, Hitler und Carl Schmitt als objektive Denker der Form Staat derart zu kritisieren, wie es Marx im Kapital mit Adam Smith und Ricardo getan hat."*** [60] Welchem hier ausdrücklich widersprochen sein soll.

Das Negatorische gegenüber Geschichte, das bürgerliches Denken auszeichnet, ist nicht identisch mit Ignoranz. Glaubt dieses sich an deren glücklichem Ende angekommen, so kennzeichnet reaktionäres Staatsdenken das Hadern mit dem immer schon angekommenen Ende. Wobei der hier benannte Politiker, soll er denn wirklich als Staatsdenker genommen werden, in dem paranoiden Wirrwarr seiner Ideologeme sich ebensowenig zum politischen Pendant der ökonomischen Klassiker schickt wie sein Hofjurist mit dem Hang zu schlagenden Formulierungen, auch wenn dieser durchaus souverän mit den Versatzstücken seiner humanistischen Bildung umspringt. So mit einer Theorie zu verfahren, wie Marx dies mit der klassischen politischen Ökonomie vermochte, setzt ein bestimmtes Maß an Objektivierbarkeit und Konsistenz voraus. Immanenter Kritik in diesem Sinne zugänglich sind nur Theorien, die gesellschaftliche Verhältnisse überhaupt thematisieren.[61]

Ideologie im strengen Sinne des Wortes, als **notwendiger** Schein kapitalistischer Verhältnisse, ist mit Gründen zu unterscheiden von beliebigen Vorstellungen, von Wahnbildern und Aberglauben. Rassismus und Antisemitismus bewegen sich als Reaktionsbildungen unterhalb des Niveaus bürgerlicher Ideologie und sind deshalb auch schon auf deren Grundlage zu kritisieren. Vorstellungen von Ahasver und dem Wilden, welche in fröhlicher Eintracht mit anderen Wiedergängern, Astralleibern und Ungeheuern nach wie vor das Geisterpanoptikum der kapitalistischen Gesellschaft bevölkern, verdanken sich nicht notwendig bestimmten Fetischisierungen und Naturalisierungen spezifischer Momente des Kapitalverhältnisses. Der vorkapitalistische Traditionsbestand ist hier groß, und nicht jede seiner realhistorischen Mobilisierungen verläuft kapitalkonform. Schon das Ideologem vom raffenden und schaffenden Kapital, das noch die deutlichste Nähe zu Kapitalfetischen aufweist, ist eher agrarwirtschaftlichen Reaktionsbildungen geschuldet als bürgerlicher Ideologie. In seiner Feindschaft gegen die Zirkulation ist es so alt wie das Geld, in seiner nationalsozialistischen Ausprägung Kampfinstrument gegen die Arbeiterbewegung und deren Wissen um die Klassengesellschaft. Daß die *„Arisierung"* Sozialisierung bedeute, hat jedoch niemand geglaubt.

Daß der Nationalsozialismus als Reaktionsbildung gegen Kapitalismus und bürgerlichen Staat und als sein Heiland und Retter zugleich zu firmieren suchte, spiegelt sich noch bei Schmitt im Lamento über den Zwei-Fronten-Krieg: *„Der Feind ist die eigene Frage als Gestalt."* [62] Daß dieses Unternehmen nur zufällig mißlungen sei, hat nie-

---

59 Joachim Bruhn, Unmensch und Übermensch, a.a.O. S. 107. Hier grenzt er sich auch von Carl Schmitts angeblich umstandsloser Identifikation der Souveränität mit dem Gewaltapparat ab.

60 Ebd., Hervorh. K.H.

61 Nicht umsonst scheiden die Vulgärökonomen bei diesem Spiel aus, denn in der subjektiven Werttheorie ist der gesellschaftliche Zusammenhang bereits eskamotiert.

62 Carl Schmitt, Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen, Berlin 1992, 3. unv. Auflage, S. 87.

mand behauptet. Diejenigen, die im gerechten Kampf gegen die deutsche Nation auf seinem Erfolg insistieren, verkennen, daß die Nutznießer seiner Politik der Kapitalvernichtung und der Zurichtung der Ware Arbeitskraft ebenso wie die Erben seiner Konzeptionen der Neuzusammensetzung der Arbeiterklasse sich einer anderen Form des Staates bedienten; teils unfreiwillig - gewiß. **Daraus läßt sich jedoch keineswegs der nationalsozialistische Staat als Paradigma des bürgerlichen überhaupt gewinnen.** In seiner Schrift über die Diktatur entwickelt Schmitt folgerichtig diese als kommissarische, die vorhandene Staatsordnung in einer Ausnahmesituation mit aller Gewalt verteidigende oder als souveräne, eine neue Staatsordnung setzende. In beiden Fällen handelt es sich um eine transitorische Form, um ein verschwindendes, legitime Herrschaft suspendierendes Moment. Diese aber bleibt Bezugspunkt, gerade und weil in ihr kein Schmittscher Souverän gefragt ist. Inwiefern der bürgerliche Staat sie voraussetzt und zugleich nicht verwirklichen kann, dies verweist in der Tat auf die zugrundeliegenden sozialen Verhältnisse als kapitalistische. **Insofern bleiben Diktatur und Krieg virulent.** Diese der Dimension des Politischen als einer dem Staat vorausgesetzten zuzuordnen, führt in einen Zirkel.

Bruhn stützt sich in seiner kritischen Staatstheorie auf eine Adaption des Schmittschen Hobbes.[63] *„Nur wer von den menschlichen Leidenschaften nichts Gutes erwartet, vermag die Gesellschaft vernünftig zu ordnen; ... Das Resultat dieser Operation, die negative Freiheit, die durch die Freiheit aller anderen begrenzt wird, kann nur von einem Souverän gesetzt werden, der, als praktisch gewordener und handgreiflich agierender Inbegriff des Menschen an und für sich, d.h. als Realabstraktion, gegen die empirischen Individuen sich wendet... Die Identität der Menschen mit sich selbst liegt außer ihnen, im politischen Souverän; es ist dessen politökonomische Anthropologie, die sich in den Menschenrechten auslegt."* [64] Die *„Berechtigung"* [65] der Individuen geht einher mit ihrer Beschlagnahme als Objekte durch den Souverän.

4. Politik als Feinderklärung

Carl Schmitt greift in der Tat ständig auf die Figur des Hobbesschen Souveräns zurück, baut ihr jedoch Elemente ein, die modernen Staatsformationen geschuldet sind: Verfassung und Ausnahmezustand. Dem Carl Schmitt der Weimarer Zeit geht es vorderhand nicht um die Restauration eines Absolutismus als immer auch rechtsetzender Form, auch wenn dies Leitmotiv seiner politischen Theologie bleibt, sondern um die Etablie-

63 Vgl. Carl Schmitt, Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag eines Symbols (1938), Köln 1982; Ders., Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität, (1922), Berlin 1993, 6. Aufl., S.39ff.; hier firmiert Hobbes als klassischer Vertreter des dezisionistischen Typs juristischer Wissenschaftlichkeit. Häufig beruft sich Schmitt auf den Satz *„Autoritas, non veritas facit legem."* (Leviathan, Kap. 26). Habermas spricht in bezug auf Schmitt von einer eigentümlichen Tradition des deutschen Hobbismus, der staatliche Definitionsgewalt per se gegen politische Kultur ausspiele. Jürgen Habermas, Recht und Gewalt - ein deutsches Trauma, in: Ders., Die neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V, Frankfurt am Main 1985, S. 100-117.

64 Joachim Bruhn, Das Menschenrecht des Bürgers, a.a.O., S.121.

65 Ebd., S. 123.

rung des Führerstaats als rechtsauflösende.[66] In seinen definitorischen Setzungen verfährt er präsentistisch, d.h. er setzt den voll entwickelten bürgerlichen Staat voraus. Andererseits gilt ihm dieser durchaus als transitorisches Phänomen. Detaillierte Untersuchungen historischer Prozesse, des Wandels von Staats- und Rechtsauffassungen, die er als „Begriffssoziologe" vornimmt, dienen ihm jedoch häufig nur als Exempla des Wirkens immer gleicher antithetischer Prinzipien.

Die Attraktivität seiner dichotomischen Argumentationsmuster und der unterlegten Machtontologie beruht offenbar für manche Linke darin, daß sie den Skandal gewaltförmiger Verhältnisse hier offen ausgesprochen finden. Ähnlich reagierten Horkheimer/Adorno in bezug auf Sade und Nietzsche. Schmitts Versuch, eine spezifische Dimension des Politischen an der Unterscheidung zwischen Freund und Feind festzumachen,[67] bleibt bloße Setzung, bloßes Versichern. Kampf und Wille zur Macht sind hier implizit als Grundfigurationen gesellschaftlichen Daseins vorausgesetzt. Wenn Schmitt seinen Begriff der Souveränität an den Ausnahmezustand knüpft, dann an die machtpolitische Durchsetzung, im *„Ernstfall des effektiven Kampfes gegen einen effektiven Feind"*.[68] Insofern der Staat in diesem Sinne als *„maßgebende Einheit"* bestimmt ist, gehört zu ihm das **jus belli** und zwar **nach außen** und **nach innen**. Daß der Staat mit der innerstaatlichen Feinderklärung, dem Zeichen des Bürgerkriegs, sich selbst aufhebt in seiner wichtigsten Funktion, liegt jenseits des Horizonts von Schmitt, wenn er definiert, Leistung eines normalen Staates sei es, innerhalb seines Territoriums eine vollständige Befriedung herbeizuführen und dadurch die **normale Situation** zu schaffen, die die Voraussetzung dafür sei, daß Rechtsnormen überhaupt gelten könnten.[69] Die Geltung von Rechtsnormen jedoch schließt die Feinderklärung nach innen aus und vice versa. Der von Schmitt apostrophierte Souverän verschwindet unter der Herrschaft des Gesetzes, also im bürgerlichen Staat. In diesem Sinne beklagt er auch, daß mit der bloßen Gesetzesanwendung der eigentliche Charakter des Rechts, **Rechtschöpfung**, besser gesagt, Rechtsetzung zu sein, verlorengehe.

Die Fixierung an den **existentiellen Sinn** des wirklichen Kampfes, damit an das schon erwähnte Motiv des sich opfernden Kriegers, liefert der Schmittschen Rhetorik scheinbar die Evidenzen, mit denen die Staats- und Gesellschaftstheorien, ausgenommen jene, die von der Sündhaftigkeit des Menschen ausgehen,[70] vom Tisch gewischt werden. Die ontologische Basis dieser Vorstellung ist der existenzialistischen Traditionslinie geschuldet: Kierkegaard, Nietzsche, Heidegger. Bei aller katholischen Dogmatik

---

66 Vgl. Ingeborg Maus, Bürgerliche Rechtstheorie und Faschismus. Zur sozialen Funktion und aktuellen Wirkung der Theorie Carl Schmitts (1976), München 1980, 2. erw. Aufl.; Volker Neumann, Der Staat im Bürgerkrieg. Kontinuität und Wandlung des Staatsbegriffs in der politischen Theorie Carl Schmitts, Frankfurt am Main/New York 1980, hier vor allem: Abschnitt III, Die Formierung der Gegenrevolution, S. 34 - 100; Reinhard Mehring, Carl Schmitt zur Einführung, Hamburg 1992, hier vor allem: Abschnitt III, Staatsrechtliche Dekonstruktion der Verfassung der Moderne, S. 69 - 101.

67 Vgl. Carl Schmitt, Der Begriff des Politischen, a.a.O., S. 14. Dort heißt es: *„Die spezifisch politische Unterscheidung, auf welche sich die politischen Handlungen und Motive zurückführen lassen, ist die Unterscheidung zwischen Freund und Feind."*

68 Ebd., S. 27.

69 Vgl. ebd., S. 35.

70 Vgl. ebd., S. 51.

und inhaltlichen Differenz: Ausgangspunkt ist das **Individuum in einer Entscheidungssituation.**

Marx diskutiert im Epochenkapitel[71] die Voraussetzungen und Schranken der gesellschaftlichen Reproduktion von Kriegergesellschaften. Schmitt verallgemeinert und verdünnt die Situation des Krieges zum Bild des Politischen überhaupt. Was allein interessiert, ist, den Feind zu bestimmen und zu besiegen, und da kommen bei Schmitt keine Zweifel auf, wie gegen wen vorzugehen ist. Habermas spricht hier zurecht von der Aufwertung eines ritualisierten, längst der Vergangenheit angehörenden Typs von Kriegführung.[72] Dabei bezieht er sich wohl auf Schmitts späte Schrift über den Partisanen, in der dieser gleichsam eine Quintessenz aus seinen theoretischen und historischen Erfahrungen zu ziehen sucht. Die Totalisierung des Krieges vom gehegten Krieg des 18. Jahrhunderts zum „Volkskrieg" sieht er mit den bürgerlichen Verfassungen und dem Volksheer gesetzt. Lenin dient ihm als Paradigma des Übergangs zum Vernichtungskrieg.[73] Die absolute Feindschaft, die nicht auf Sieg, sondern auf Ausrottung ziele, wird a priori dem Feind supponiert. Dieser Exkulpationsmechanismus findet sich nicht erst ex post, er bereitet die deutsche Ausrottungspolitik seit den programmatischen Schriften der Alldeutschen vor.

Die Tatsache, daß wir hier ein Exempel faschistischer Ideologiebildung vor uns haben, hilft uns allerdings kaum, den nationalsozialistischen Staat zu begreifen. Das Problem, inwiefern dieser auch ein bürgerlicher ist, läßt sich auf Grundlage Schmittscher Konstruktionen nicht lösen. Sie lassen sich auch nicht einfach umkehren und als verkehrtes Abbild **wirklicher** Gewaltverhältnisse lesen, weil es eben nicht diese sind, die sie abbilden. Die wirklichen Gewaltverhältnisse gehorchen nur unter bestimmten Bedingungen dem Freund-Feind Schematismus. Diese, d.h. Gesellschaft, kommt überhaupt nur in Blick, insofern sich aus ihr Formationen herausbilden, die sich als Quasi-Subjekte zum Entscheidungskampf gegenüberstehen. Sie, als deren Vorausgesetztes, bleibt unbegriffen.

Vom Motiv der Opferung des Individuums ist noch nicht auf den Staat zu schließen. Dies erscheint nur so durch die Schmittsche omnihistorische Brille und die verdankt sich der ecclesia triumphans, die sich ihrer Wahrheit als ewiger gegen den peripheren Kapitalismus sicher zu sein glaubt. Wer vom Politischen bei Carl Schmitt redet, darf vom Theologischen nicht schweigen. Seine Form politischer Theologie führt allerdings zurück in vorkapitalistische Zeiten. Wenn Joachim Bruhn diese Kritik des bürgerlichen Staates in entgegengesetzter politischer Absicht einer kritischen Theorie der Nation implementieren zu können meint, beschwört er ein Bild vom Leviathan als Moloch. *„Nicht anders sind Habens Corps und die Garantie der Unverletzlichkeit des Körpers denkbar, denn als subjektive Kehrseite der kriegerischen Betätigung des Ge-*

71 Karl Marx, Grundrisse, a.a.O., S. 375-413.

72 Jürgen Habermas, Recht und Gewalt - ein deutsches Trauma, a.a.O., S. 109.

73 Carl Schmitt, Theorie des Partisanen, a.a.O., S. 53ff. - Schon in der Parlamentarismus-Schrift heißt es: *„Der Bourgeois soll nicht erzogen, sondern vernichtet werden."* Carl Schmitt, Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus, (1923), München/Leipzig 1926, 2. Aufl., S.76.

waltmonopols und damit des absoluten Rechts des Souveräns auf den Tod seines Menschenmaterials." [74]

Daß Schmitt wegen der Präzision seiner rechtstheoretischen Argumentationen geschätzt ist, macht leicht vergessen, daß diese sich durchgängig gegen ihren eigenen Gegenstand richten, das Recht selbst. Indem er es in eine Gegenposition zum Gesetz bringt, das in seiner Allgemeingültigkeit keinen Souverän duldet, ist er gezwungen, die rechtstheoretische Tradition gleichsam gegenläufig zu ihren Intentionen zu rezipieren.

Daß der Souveränitätsbegriff aber keineswegs von vorneherein an die Durchsetzung und Legitimation absoluter Monarchie gebunden war, zeigt Richard Saage in seinen Studien zur politischen Theorie der niederländischen und der englischen Revolution.[75] In der Auseinandersetzung zwischen König und ständischer Opposition in den Niederlanden des 16. Jahrhunderts bediente sich diese zunehmend der Theorien der calvinistischen Monarchomachen.[76] Diese sahen in der Gesamtheit der verbrieften Rechte, als Ausdruck gewachsener Verfassungsstrukturen, den eigentlichen Ort der Souveränität.[77] Im Zuge der Entwicklung der Konflikte begreifen sich die Vertreter der Stände nunmehr als Repräsentanten des „Volkes" und so als Träger der Souveränität.[78] Die Opposition in England vollzieht diesen Schritt explizit, wenn sie die absolute Gesetzgebungskompetenz fordert als Ausfluß der „voluntas" des Parlaments. In der politischen Theorie erscheint hier das Volk schon als Ansammlung *„verständiger Egoisten, die aus utilitaristischen Gründen zu dem vernünftigen Schluß kommen, einen Teil ihrer natürlichen Rechte auf die Obrigkeit zu übertragen, damit diese Gesetze schafft und sanktioniert, die das Überleben und die Entfaltung der Einzelnen sichern."*[79]

Die Position des subjektiven Naturrechts, die damit gewonnen ist, hat jedoch die Bodinsche Souveränitätsdefinition überwunden und auf die ihr immer vorausgesetzte **Volkssouveränität** zurückgeführt.

Carl Schmitt deutet diese Entwicklung als Prozeß der Aushöhlung von Staatlichkeit. In seiner Schrift über die Diktatur begreift er sich als Vertreter eines

---

74 Joachim Bruhn, Das Menschenrecht des Bürgers, a.a.O., S.123. Der Bezug auf Bakunin bleibt präsent, wenn dieser am Ende eines mit „Mord und Totschlag" überschriebenen Artikels zu den Konsequenzen der deutschen Einheit zustimmend zitiert wird: *„Es ist offenbar, daß alle sogenannten allgemeinen Interessen der Gesellschaft, die der Staat angeblich vertritt, eine Abstraktion, eine Fiktion, eine Lüge bilden und daß der Staat gleichsam eine große Schlächterei und ein ungeheuerer Friedhof ist."* Joachim Bruhn, Mord und Totschlag. Konsequenzen der deutschen Einheit, in: Was deutsch ist, a.a.O., S. 65-71, hier S.71.

75 Vgl. Richard Saage, Herrschaft, Toleranz, Widerstand. Studien zur politischen Theorie der niederländischen und der englischen Revolution, Frankfurt am Main 1981.

76 Sie gehen, wie Bodin, von einem unauflöslichen Konnex zwischen dem von Gott geordneten und dem politischen Gemeinwesen aus und sehen entsprechend die entscheidende Restriktion des irdischen Souveräns darin, daß ihm die göttliche Autorität übergeordnet ist. Sie ziehen jedoch daraus andere Konsequenzen als Bodin, der **Souveränität** entscheidend von einer einzigen Kompetenz her bestimmt, nämlich als **Recht des Herrschers, Gesetze zu erlassen, ohne diesen selber unterworfen zu sein.** Entsprechend wird auch unterstellt, daß der Souverän das Militär kontrolliert. Vgl. ebd., S. 55f.

77 In gewissem Sinne nehmen sie naturrechtliche Argumentationen vorweg, wenn sie betonen, daß nichts deshalb schon gerecht sei, weil ein König es bestimmt habe, dieser vielmehr nur die Aufgabe habe, den übergeordneten Gesetzen Gottes und der Natur Geltung zu verschaffen. Den Ständen fällt in ihrer Theorie die Aufgabe zu, gleichsam als Hüter der Verfassung zu fungieren. Vgl. ebd., S. 57.

78 Vgl. ebd., S. 93f.

79 Ebd., S. 244.

„naturwissenschaftlich exakten" Naturrechts und bezieht Stellung gegen die Tradition eines *„Gerechtigkeitsnaturrechts"*.[80] Entsprechend versteht Schmitt Gesetz nicht als Gerechtigkeitsnorm, sondern als staatlichen Befehl, als *„mandatum dessen, der die höchste Gewalt hat"*.[81] So könne es kein privates Gewissen geben, dem man mehr gehorchen müsse als dem staatlichen Gesetz. Hobbes zufolge müsse auch der Souverän über die Meinungen der Menschen die Entscheidung haben, da sonst der Streit aller mit allen ja nicht aufhören könne. Darum sei der Staat bei Hobbes seiner Konstitution nach eine Diktatur. Diese Lesart verfährt jedoch selektiv mit der Hobbesschen Vorlage. Hobbes weiß darum, daß der Staat über die Gedanken seiner Bürger keine Gewalt hat. Deshalb kann der Souverän auch nur über die äußere Befolgung der religiösen Pflichten verfügen. Hier unterscheidet sich Hobbes von dem Katholizismus der Inquisition. Schmitt selbst sieht in dieser Position ein Einfallstor für die staatsauflösende Tendenz des Gerechtigkeitsnaturrechts. Schmitt weiß darum, daß alle prägnanten Begriffe der modernen Staatslehre säkularisierte theologische Begriffe sind.[82] Zum Gottesbegriff des 17. und 18. Jahrhunderts gehöre die Transzendenz Gottes gegenüber der Welt, wie eine Transzendenz des Souveräns gegenüber dem Staat zu seiner Staatsphilosophie. Die Ausdehnung von Immanenzvorstellungen münde in die demokratische These von der Identität der Regierenden mit den Regierten. Daß Schmitt darin eine *„gegengöttliche Selbstvergöttlichung"* und, mehr als dieses, den altbösen Feind der Christenheit, den leibhaftigen Teufel zu erkennen wähnte, hat sich Heinrich Meier nachzuweisen bemüht.[83] Assheuer und Sarkowicz reden davon, daß er den autoritären Staat als Katechonten und als niederhaltende Gewalt inthronisiere, um sich der *„Furie des Verschwindens"*, der Dekadenz und der Auflösung entgegenzustemmen. Sein Souverän stehe als Absolutes außer der Zeit und vertage die Ankunft des Anti-Christs und des Weltendes.[84]

Kennzeichnet die Vorstellung von der Volkssouveränität das Terrain bürgerlicher Ideologie, so klammert sich ihre Kritik durch die politische Theologie an feudal-religiöse Muster. Da sie ausdrücklich verkündet, nur auf Grundlage des Glaubens an die Erbsünde zu ihrer Begrifflichkeit gelangen zu können, sollten sich diejenigen, die damit hantieren, darüber Klarheit verschaffen, was sie sich damit einhandeln.

---

80 *„Das Gerechtigkeitsnaturrecht, wie es bei den Monarchomachen auftritt, ist von Grotius weitergeführt worden; es geht davon aus, daß ein Recht mit bestimmtem Inhalt als vorstaatliches Recht besteht, während dem wissenschaftlichen System von Hobbes mit größter Klarheit der Satz zugrundeliegt, daß es vor dem Staate und außerhalb des Staates kein Recht gibt und der Wert des Staates gerade darin liegt, daß er das Recht schafft, indem er den Streit um das Recht entscheidet."* Carl Schmitt, Die Diktatur. Von den Anfängen des modernen Souveränitätsgedankens bis zum proletarischen Klassenkampf (1921), Berlin 1994, 6. Aufl., S. 21, Hervorh. im Text.

81 Ebd.

82 Carl Schmitt, Politische Theologie a.a.O., S. 43.

83 Heinrich Meier, Die Lehre Carl Schmitts. Vier Kapitel zur Unterscheidung Politischer Theologie und Politischer Philosophie, Stuttgart 1994, hier S. 19ff.

84 Thomas Assheuer/Hans Sarkowicz, Rechtsradikale in Deutschland. Die alte und die neue Rechte, München 1990, S. 159f.

5. Bürgerlicher Staat oder Souverän?

Vorgenommen hatten wir uns, jenes Niveau zu erreichen, das es ermöglichen sollte, die der bürgerlichen Ideologie zugrundeliegenden Verhältnisse zu überwinden. Joachim Bruhn hat es als das **Niveau der Hegelschen Staatsphilosophie** gekennzeichnet.
Auch Hegel ist kein Freund der Volkssouveränität. Sie gehört für ihn *„als im Gegensatze gegen die im Monarchen existierende Souveränität genommen, ... zu den verworrenen Gedanken, denen die wüste Vorstellung des Volkes zugrundeliegt."*[85]
In der Rechtsphilosophie hat der Begriff der Souveränität seinen Ort im Abschnitt über die fürstliche Gewalt, um deren Rechtfertigung als notwendige es hier nicht zuletzt geht. Hegel bestimmt den Begriff der **Souveränität** folgendermaßen: *„Die Souveränität, zunächst nur der* allgemeine *Gedanke dieser Idealität,* existiert *nur als die ihrer selbst gewisse Subjektivität und als die abstrakte, insofern grundlose* Selbstbestimmung *des Willens, in welcher das Letzte der Entscheidung liegt. Es ist dies das Individuelle des Staats als solches, der selbst nur* einer *ist. Die Subjektivität aber ist in ihrer Wahrheit nur als* Subjekt, *die Persönlichkeit nur als* Person, *und in der zur reellen Vernünftigkeit gediehenen Verfassung hat jedes der drei Momente des Begriffes seine für sich wirklich ausgesonderte Gestaltung. Dies absolut entscheidende Moment des Ganzen ist daher nicht die Individualität überhaupt, sondern* ein *Individuum, der* Monarch."[86]
Marxens Kritik des Hegelschen Staatsrechts richtet sich gegen die hier propagierte Vorstellung von der konstitutionellen Monarchie, einer Staatsform, die auf Begrenzung der monarchischen Gewalt zielt, indem sie den Monarchen verfassungsmäßigen Bindungen unterwirft, als *„sich widersprechendes und aufhebendes Zwitterding".*[87] Marx behauptet, daß sie den Anspruch Hegels konterkariere, als konstitutionelle Gewalt die Vermittlung von bürgerlicher Gesellschaft und Staat zu ermöglichen. Die von Hegel als ihre drei Gewalten ausgezeichneten Momente der gesetzgebenden, regierenden und fürstlichen Gewalt seien dadurch Totalität, daß sie die Momente der jeweils anderen in sich wirksam enthielten. Gemeint ist, so Jürgen Behre, *„daß in der* ***gesetzgebenden Gewalt*** *sowohl die* ***fürstliche Gewalt*** *als auch die* ***Regierungsgewalt****, auf der anderen Seite das* ***ständische Moment*** *der bürgerlichen Gesellschaft vertreten sei".*[88]
Die fürstliche Gewalt erhalte selbst die drei Momente in Form der Allgemeinheit der Verfassung und Gesetze, der Beratung als Beziehung des Besonderen auf das Allgemeine und der Selbstbestimmung als letzter Entscheidung: der Souveränität. Diese hatte Hegel an den Monarchen als Individuum gekoppelt, indem er sie zunächst als Subjektivität in der grundlosen Selbstbestimmung ihres Willens, als individuelles, faßt - Marx kommentiert hier: als ein selbständiges Wesen vergegenständlicht -, dann jedoch von der Subjektivität zum Subjekt, von der Persönlichkeit zur Person kommt und von da zu einem bestimmten Individuum, dem Monarchen. Die Schwäche dieser Ar-

85 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, Hamburg 1955, S. 244f. (§ 279).
86 Ebd., S. 242f. (§ 279), Hervorh. im Text.
87 Karl Marx, Brief an Arnold Ruge vom 5.3.1842, in: MEW 27, Berlin 1976, S. 397. Die Argumentation stützt sich hier auf: Jürgen Behre, Politik und Ökonomie, Soziologische Diplomarbeit, Frankfurt am Main 1993, S. 82 ff.
88 Ebd., S. 83, Hervorh. im Text.

gumentation springt ins Auge und Marx konstatiert süffisant: *„Ein Moment des Begriffes ist die 'Einzelheit', allein dieses ist noch nicht* Ein Individuum."[89] Dieser Schluß sei insofern erschlichen, als er zum einen die Existenz der Souveränität als Person als Subjekt mit einer empirischen Person identifiziere, wo doch keine einzelne Person die Sphäre der Persönlichkeit, kein einzelnes Subjekt die Sphäre der Subjektivität in sich absorbiere,[90] und zum anderen die beiden Subjekte verschränke, die Souveränität als die ihrer selbst gewisse Subjektivität und die Souveränität als die grundlose Selbstbestimmung des Willens.[91] Resultat dieser Konstruktion sei, daß alle Attribute der konstitutionellen Monarchie im jetzigen Europa als absolute Selbstbestimmungen des Willens präsentiert würden. *„Er sagt nicht: Der Wille des Monarchen ist die letzte Entscheidung, sondern: Die letzte Entscheidung des Willens ist - der Monarch."* [92]
Die Polemik gegen die Vorstellung von der Volkssouveränität kehrt Marx um. Wenn Hegel gegen diese die von der im Monarchen existierendenen Souveränität ausspiele, so sei festzuhalten, daß es sich um zwei ganz entgegengesetzte Begriffe von Souveränität handele. Einer von beiden sei eine Unwahrheit, wenn auch eine existierende Unwahrheit.[93] Damit ist behauptet, daß die im Fürsten inkorporierte Souveränität **keine** sein könne. Marx rekurriert hier implizit auf die vertragsrechtlichen Argumentationen, wenn er sagt, die Demokratie sei die Wahrheit der Monarchie, insofern sie aus sich selbst begriffen werden könne, jene aber nicht. In ihr erscheine die Verfassung als Selbstbestimmung des Volkes, insofern sei sie das aufgelöste Rätsel aller Verfassungen.[94]
Hier ist das Theorem der Verdoppelung der bürgerlichen Gesellschaft in Gesellschaft und Staat entscheidend. Hegel hatte gegen die naturrechtlichen Begriffssysteme eingewandt, daß es unmöglich sei, aus dem *„status naturalis"* den *„status civilis"* zu begründen, weil die positive Bestimmung eines sittlichen Zustandes sich aus der menschlichen Natur nicht ableiten lasse. Der Staat werde im Naturrecht als Einheit verschiedener Personen, die nur Gemeinsamkeit ist, gedacht.[95] Die Gemeinsamkeit beschränkt Hegel aber als Bestimmung auf die bürgerliche Gesellschaft als System allseitiger Abhängigkeit der Bedürfnisse. Wahre Allgemeinheit könne sich erst im Staat als dem *„an und für sich Vernünftigen"* verwirklichen. Durch die Vertragskonstruktion werde die Differenz zwischen Staat und bürgerlicher Gesellschaft verdeckt.
Marx setzt hier an, indem er die Trennung der bürgerlichen Gesellschaft und des politischen Staates als Widerspruch festhält: *„Weil die bürgerliche Gesellschaft die Unwirklichkeit des politischen Daseins, so ist das politische Dasein der bürgerlichen Gesellschaft ihre eigene Auflösung, ihre Trennung von sich selbst."*[96]
Behre konstatiert, Marx wolle mit seiner Behauptung, Hegel gehe von der Trennung der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates aus, eben das **Niveau** der wesentlichen

89 Karl Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Kritik des Hegelschen Staatsrechts (§§ 261-313), in: MEW 1, Berlin 1978, S. 201-333, hier: S. 226.
90 Vgl. ebd., S. 225.
91 Vgl. Jürgen Behre, Politik und Ökonomie, a.a.O., S. 86.
92 Karl Marx, Zur Kritik des Hegelschen Staatsrechts, a.a.O., S. 226.
93 Vgl. ebd., S. 229f.
94 Vgl. ebd., S. 231.
95 Vgl. Jürgen Behre, Politik und Ökonomie, a.a.O., S. 10.
96 Karl Marx, Zur Kritik des Hegelschen Staatsrechts, a.a.O., S.294.

Intention der **Hegelschen Rechtsphilosophie** treffen, das Niveau, auf dem diese die **wirklich modernen Verhältnisse** darstellt.[97] Nach dem Vorbild der Logik, an der sich die Rechtsphilosophie orientiere, müsse sich das Besondere der bürgerlichen Gesellschaft mit dem allgemeinen des Staates vermitteln. Dies sei aber im Verhältnis der bürgerlichen Gesellschaft zum Staat gerade nicht der Fall.[98] Beide blieben in der Tat getrennt. Trennung bedeute jedoch nach Hegels eigenem Verständnis Unwahrheit. Diese **Unwahrheit** sei ursprünglich die der **bürgerlichen Gesellschaft** und der **Staat** falle insofern ursprünglich auf die Seite der **Wahrheit,** als er das **Korrektiv** dieser Unwahrheit bilde, gerade als ein solches Korrektiv aber nehme er an der **Unwahrheit des ganzen Verhältnisses** teil.[99] Unleugbar sei, daß der Staat und die bürgerliche Gesellschaft in der Sicht Hegels auf zwei entgegengesetzten Prinzipien beruhen, die bürgerliche Gesellschaft auf dem Prinzip der Besonderheit, der Staat auf dem Prinzip der konkreten oder an und für sich seienden Allgemeinheit, d.h. der Vernunft.
Insofern das Gesetz Form der Allgemeinheit, erscheint Marx an der Hegelschen Darstellung erst die gesetzgebende Gewalt als *„der eigentlich **politische** Staat in seiner Totalität."*[100] *„Die 'gesetzgebende Gewalt' ist die Totalität des politischen Staates, eben daher der zur Erscheinung getriebene Widerspruch desselben. Sie ist daher ebenso seine gesetzte Auflösung... **Die gesetzgebende Gewalt ist die gesetzte Revolte**".*[101]
Es ist schon deutlich geworden, daß Hegel das mit der Einsicht in die Trennung von Gesellschaft und Staat erreichte Niveau mit seinen monarchistisch-ständestaatlichen Anpassungsmanövern wieder unterschreitet. Rousseau begriff Freiheit als **aktive Teilnahme** des Individuums an der staatlichen Gewalt und restituiert damit antike Polisvorstellungen unter modernen Bedingungen.[102] Diesen Gedanken greift Hegel ebenso auf wie die Kantsche Kritik der praktischen Vernunft, wenn er den allgemeinen Willen als an und für sich vernünftigen im Staat zu sich selbst kommen lassen will. Orientiert am Ideal der Antike, versteht er unter Sittlichkeit die wiederhergestellte vernünftige Totalität der politischen und sozialen Beziehungen. Weil aber die bürgerliche Gesellschaft sich als defizienter Modus der Sittlichkeit erweist, glaubt er sie in der Form des Staates aufheben zu können, in der Gestalt der konstitutionellen Monarchie.[103] Ihre Wahrheit hätte die Restitution der antiken Sittlichkeit jedoch nur in der Demokratie. Diese hatte Marx als Verfassungsgattung bestimmt und davon alle übrigen Staatsbildungen als bestimmte besondere Staatsformen unterschieden.[104] *„Die* politische *Republik ist die Demokratie innerhalb der **abstrakten Staatsform.** Die abstrakte Staatsform der Demokratie ist daher die Republik; sie hört hier aber auf, die* nur politische *Verfassung zu sein."*[105]

---

97 *„Die Abstraktion des Staats als solchen gehört erst der modernen Zeit, weil die Abstraktion des Privatlebens erst der modernen Zeit gehört. Die Abstraktion des politischen Staats ist ein modernes Produkt."* Ebd., S. 233.
98 Vgl. Jürgen Behre, Politik und Ökonomie, a.a.O., S. 74.
99 Vgl. ebd., S. 77f.
100 Karl Marx, Zur Kritik des Hegelschen Staatsrechts, a.a.O., S. 294, Hervorh. im Text.
101 Ebd., S. 295., Hervorh. im Text.
102 Vgl. Jürgen Behre, Politik und Ökonomie, a.a.O., S. 18.
103 Vgl. ebd., S. 142.
104 Karl Marx, Zur Kritik des Hegelschen Staatsrechts, a.a.O., S. 231.
105 Ebd., S. 232, Hervorh. im Text.

Dies daher, weil hier das Gesetz das menschliche Dasein, während den anderen, dies trifft Kant und Hegel, der Mensch das gesetzliche Dasein. Die Grunddifferenz der Demokratie sei, daß in ihr das formelle Prinzip zugleich das materielle, sie insofern wahre Einheit des Allgemeinen und Besonderen. In allen übrigen Staatsbildungen erscheine der gesellschaftliche Inhalt als besondere Daseinsweise neben dem politischen Staat, der sich zu ihm **als organisierende Form** verhalte, eigentlich nur als der bestimmende, beschränkende, bald bejahende, bald verneinende, in sich selbst inhaltslose Verstand.[106]

Behre resümiert, da die Demokratie als Verfassungsgattung des abstrakten Staates den besonderen Staatsformen, konstitutioneller Monarchie wie Republik, zugrundeläge, könne Marx behaupten, der politische Staat sei hier die Verfassung, d.h. der materielle Staat nicht politisch.[107] Die Einheit von Verfassungsgattung und **existierender** Form setze daher die Aufhebung des politischen Staates voraus. *„In der Demokratie ist der Staat als Besondres* nur *Besondres, als Allgemeines das wirkliche Allgemeine, d.h. keine Bestimmtheit im Unterschied zu dem andern Inhalt. Die neueren Franzosen haben dies so aufgefaßt, daß in der wahren Demokratie* der politische Staat untergehe. *Dies ist insofern richtig, als er qua politischer Staat, als Verfassung, nicht mehr für das Ganze gilt.*"[108]

Damit erweise sich Marxens Kritik des Hegelschen Staatsrechtes, so Behre, als Kritik des politischen Staates überhaupt. **Demokratisierung** werde hier **an die Aufhebung des politischen Staates gebunden und somit auch der bürgerlichen Gesellschaft.**[109]

Marx liefert also in seiner Auseinandersetzung mit der Hegelschen Staatsphilosophie nicht nur den Nachweis, inwiefern diese gegen das von ihr anvisierte Niveau der modernen Trennung von Gesellschaft und Staat zurückfällt, sondern auch, daß die beanspruchte Vermittlung nicht nur Demokratie als Verfassungsgattung voraussetzt, sondern auch deren Realisierung als Aufhebung von Staat und bürgerlicher Gesellschaft. Insofern er konsequent **den wirklichen Zusammenhang von Gesellschaftlichem und Politischem** als vorausgesetztem denkt, gelingt es ihm, jenes Niveau nicht zu unterschreiten.

Mit dem Frühsozialismus teilt er zunächst die Auffassung, daß die Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft die des Privateigentums als ihres wesentlich strukturierenden Prinzips verlangt. Daß dieses Verhältnis erst wirklich begriffen ist, wenn es als Kapitalverhältnis bestimmt ist, diese Einsicht eröffnete den Horizont zur Kritik der politischen Ökonomie. Der Staat bleibt hier vorausgesetzt als Moment der bürgerlichen Gesellschaft, insofern sie *„den gesamten materiellen Verkehr der Individuen innerhalb einer bestimmten Entwicklungsstufe der Produktivkräfte (umfaßt). Sie umfaßt das gesamte kommerzielle und industrielle Leben einer Stufe und geht insofern über den Staat*

106 Vgl. ebd.
107 Vgl. Jürgen Behre, Politik und Ökonomie, a.a.O., S. 91.
108 Karl Marx, Zur Kritik des Hegelschen Staatsrechts, a.a.O., S. 232.
109 Dies wird weiterentwickelt in der Kritik des Hegelschen Verständnisses von Regierungsgewalt und Administration, von ständischem und repräsentativem System. Gegen Hegels Abwehrargumentation in bezug auf die Forderung des allgemeinen Wahlrechts setzt Marx eine Kritik der nur repräsentativen, abstrakten politischen Funktion, in der die gesetzgebende Gewalt die Repräsentation des politischen Daseins der bürgerlichen Gesellschaft sei. Das heißt, er formuliert mit seiner **Kritik repräsentativer Demokratie** als einzig dem Begriff des politischen Staates entsprechender Form von vorneherein seine **Kritik des Staates überhaupt**. Vgl. ebd., S. 325.

und die Nation hinaus, obwohl sie andererseits wieder nach außen hin als Nationalität sich geltend machen, nach Innen als Staat sich gliedern muß." [110] **Ihre Aufhebung impliziert damit immer auch die Aufhebung des Weltmarktes und des Nationalitätsprinzips.**

Hier wird also im Anschluß an Marx die Position vertreten, daß der Begriff des Souveräns allenfalls Moment des Begriffs des Staates sein kann und so er versucht wird festzuhalten, sich als verschwindendes Moment erweist. Er bleibt an die Volkssouveränität als seine Voraussetzung gebunden und diese hat ihre Wirklichkeit nicht in ihm, sondern in seiner Aufhebung. Von daher kann Marx die gesetzgebende Gewalt auch als **gesetzte Revolte** begreifen.

***

Bruhns Kritik an Marxens Hegelrezeption dagegen setzt ein an dessen Vernachlässigung der Abschnitte, in denen sich die Souveränität gegen außen wendet. Stellt sich die Souveränität nach innen als Souverän, als wirkliches Individuum dar, so soll die Selbständigkeit nach außen die erste Freiheit und die höchste Ehre eines Volkes darstellen. Obwohl diese Beziehung zunächst als ein Äußerliches scheinen mag, erscheint sie als Gestalt eines Geschehens und der Verwicklung, die von außen kommt, und am Staat sein höchst eigenes Moment zur Erscheinung bringt als: „ - *seine wirkliche Unendlichkeit als die Idealität alles Endlichen in ihm, - die Seite, worin die Substanz als die absolute Macht gegen alles Einzelne und besondere, gegen das Leben, Eigentum und dessen Rechte, ... die Nichtigkeit desselben zum Dasein und Bewußtsein bringt.*"[111]

Daß hier das Recht des Einzelnen als verschwindendes Moment erscheint, findet seine Rechtfertigung als sittliches Moment des Krieges im Kampf für die Unabhängigkeit und Souveränität des Staates. Ganz in diesem Sinne wird der Aristokratie als dem Stand der Tapferkeit gehuldigt. Die Entäußerung selbst scheint hier als Existenz der Freiheit, der militärische Dienst als höchste Selbständigkeit. Die Argumentation sitzt allerdings auf der zuvor kritisierten Konstruktion auf, daß der Staat, der nur als individuelles Subjekt seine Richtung nach außen haben könne, dieses auch nur auf Grundlage fürstlicher Gewalt habe.

Hier im äußeren Staatsrecht, wo die Staaten als unterschiedliche souveräne Willen und wirkliche Individuen aufeinandertreffen, reproduziert sich das Verhältnis des Hobbesschen Naturzustandes. Dies nimmt Hegel zum Anlaß einer Polemik gegen die Kantsche Argumentation zum ewigen Frieden. Sein Versuch einer Transformation der Vorstellung der Perfektibilität in die Weltkriegsgeschichte als Weltgericht ist wenig überzeugend. Kant hat bereits an der Hobbesschen Staatskonstruktion gezeigt, inwiefern deren Anbindung an einen Monarchen als Souverän den Kampf aller gegen alle auf der Ebene der Monarchen reproduziert.

Bruhn hat hier die „*unmittelbare Aufopferung der Individualität für den Staatszweck... (als) reale* ***mit Gewalt und Zustimmung des Bürgers*** *vollzogene Synthese von Staat*

---

110 Friedrich Engels /Karl Marx, Deutsche Ideologie, in: MEW 3 , Berlin 1983, S. 9 - 530, hier S. 36.

111 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, Hamburg 1955, S. 279 (§ 323).

und bürgerlicher Gesellschaft, von Politik und Moral, von Citoyen und Bourgeois" [112] im Auge, als eine Art negativer gesellschaftlicher Synthesis. Die Figur des Staates als Zusammenschluß der Individuen zu einem oder durch ein Allgemeines bzw. deren Subsumtion unter dieses mag aus dem Kontext der Kritischen Theorie[113] vertraut sein, ist aber nichtsdestoweniger kritikwürdig. Der Kantsche Synthesisbegriff bezieht sich auf die Einheit der transzendentalen Apperzeption, handelt also von den Voraussetzungen des Erkennens, weder von Gesellschaft noch von Staat. Bei Kant ist die hier vorliegende, nur umgekehrt naturrechtliche Position insofern kritisiert, als der kategorische Imperativ ihm Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft und damit vernünftiger Politik vorausgesetzt ist. Hegel argumentiert gegen die entsprechenden Vorstellungen mit der Trennung und dem Aufeinanderverwiesensein von Gesellschaft und Staat. Auch bei Marx selbst ist die Bezugnahme auf die Trennung von Gesellschaft und Staat gegen das Naturrecht gewendet. Das Allgemeine, das im politischen Staat erscheint, hat keine gesellschaftliche Realität. In der Gesellschaft erscheint weder das Allgemeine noch das Politische. Den Zusammenhang von Erkenntniskritik und Gesellschaftskritik verfehlt, wer nur bereichsspezifische Begriffe kontaminiert. Von negativer Dialektik zu reden, die das Wesen als Unwesen denke, mag einen Sinn machen, wenn einem dabei die Geister nicht über den Kopf wachsen. Versucht man, gesellschaftliche Synthesis als Leistung von Realabstraktionen wie Geld, Kapital, Recht, Staat zu begreifen und deren Zusammenhang untereinander wie zu den durch sie konstituierten und sie vice versa konstituierenden individuellen Bewußtseine als irgendwie miteinander zusammenhängende Fetischisierungen und reale Gewaltverhältnisse zu verstehen, möchte man also den Zusammenhang in einem fassen, dann wundert nicht, daß er einem wieder in die entsprechenden Dichotomien auseinanderfällt. Man gewinnt dann vielleicht eine Ansammlung von Spiegelspielen. Mit Dialektik als Kategorienkritik, die ihre Prozessualität an den Inhalten und Forminhalten ihres Gegenstandes gewinnt, hat dies vorderhand nichts zu tun.

Ausgangspunkt der Bruhnschen Überlegungen ist die Verdoppelung von Gesellschaft und Staat. Auf der Seite der Gesellschaft wird zunächst die Ebene des Tauschwerts, des Geldes, des Marktes (dies ist hier ineinander gezogen) festgehalten, auf der sich die Warenbesitzer als Gleiche und Freie gegenübertreten. Ihr entspricht auf der Seite des Staates die Rechtssphäre. Auf der Seite der Gesellschaft wird als zugrundeliegende Ebene die des Kapitals als Subjektes angenommen, dem gewaltförmige Ausbeutungsverhältnisse in der Produktionssphäre, in der Fabrik zugrunde liegen. Gespiegelt findet sich dieses auf der Seite des Staates im Souverän, als allgemeinem Menschen und Subjekt der Menschenrechte, der ebenso wie das Kapital die Individuen opfert und sie zugleich zwingt, das ihn konstituierende Verhältnis zu reproduzieren. Man erkennt, daß

---

112 Vgl. Joachim Bruhn, Abschaffung des Staates, a.a.O., S. 134.

113 Die Crux ist, daß bei der mehr als notwendigen Denunziation des *„Leidens an Adorno"* der Realpolitiker, der Nationaldichter und der kommunikationskompetenten Manager der „Kritischen Theorie" nicht nur letzterer Unrecht getan wird, indem in unangemessener Weise ihre Anschlußfähigkeit an den „Feind" vorexerziert wird (Vgl. Joachim Bruhn, Der ganzheitliche Volksstaat, a.a.O. S. 45), sondern daß zugleich auch die Schwächen der theoretischen Voraussetzungen jener Autoren durchsichtig werden, von denen man wünschen müßte, daß sie gegenwärtig überhaupt noch eine Rezeption fänden und wenn, dann eine, die sie nicht um irgendeiner Anschlußfähigkeit willen bis zur Unkenntlichkeit verbiegt.

die Termini Tauschwert/Recht, Kapital/Staat als Realabstraktion und Fetisch in einem und gleichermaßen als Bewußtseinsform und Resultat menschlicher Handlungen gemeint sind.
Die politischen Vorstellungen des alten und neuen Nationalsozialismus werden ebenso wie die der Arbeiterbewegung auf dieses Gerüst gespannt. Das Spiegelspiel Rassismus/Antisemitismus soll den Subjektfetisch Kapital/Staat abbilden, als blinde Reaktion auf die als spiritueller und naturwüchsiger Zwangszusammenhang erfahrene Macht jenes gesellschaftlich/staatlichen Supersubjekts, die projektiv gegen den Neger und Juden als Feind gewendet wird.
Die Tradition der Arbeiterbewegung in ihrer staatssozialistischen wie anarchistischen Variante wird dagegen nicht zu unrecht mit den ideologischen Formen in Verbindung gebracht, die mit der Sphäre des Tauschwerts und des Rechts gesetzt sind. In der Tat kann man von den Antipoden behaupten, die einen wollten die Gesellschaft ohne den Staat, die anderen den Staat ohne Gesellschaft.
Daß die Position Marxens nicht einer staatssozialistischen zu subsumieren ist, ist gezeigt worden.[114] Was dem Umgang mit der bei Marx entliehenen Begrifflichkeit betrifft, so ist festzuhalten, daß diese sich dem Spiegelverfahren nicht fügt. In der Kritik der politischen Ökonomie stehen sich Staat und Gesellschaft nicht, wie in der Kritik des Hegelschen Staatsrechts und vielleicht noch in der Schrift zur Judenfrage, als zwei getrennte und aufeinander verwiesene Seiten gegenüber, sondern ihnen kommt ein anderer, nicht spiegelungsfähiger, je spezifischer Stellenwert im Kontext der Theorie zu. Wenn die Darstellung der Kritik auf die bürgerliche Gesellschaft zielt, insofern sie mit dem Kapitalverhältnis zusammenfällt, erscheint der Staat hier als Vorausgesetztes, als Moment und als Resultat.

6. Der Kampf um die Abschaffung des Staates

Historischer Sozialismus/Kommunismus und Anarchismus/libertärer Kommunismus bewegen sich beide auf der Grundlage der Vorstellung von der Volkssouveränität, wie sie in der französischen Revolution praktisch geworden ist. Beide halten je eine ihrer Parolen gegeneinander fest. Wie es der babouvistischen Tradition nötig schien, den Staat als Agentur der Herstellung der Gleichheit, als Verteiler des gleichen Güteranteils zu bemühen, so ihren anarchistischen Gegenspielern, zur Herstellung der Freiheit ihn völlig abzuschaffen. Operieren die einen mit einer einfachen Ausbeutungstheorie - die

114 Soweit die Bruhnsche Spiegelbild-Argumentation auf eine Kritik an Marx zielt, ist zu vermuten, daß sie lediglich den Strohmann trifft, den die Anarchisten in ihrer Marx- und Marxismuskritik aufgebaut haben. Deren Kritik trifft den Volksstaats-Sozialdemokratismus Lassalleanischer und Eisenacher Prägung sowie die leninistische Tradition. Was diese angeht, so hat sich allerdings gezeigt, daß der Mechanizismus der Aufklärung und der Technikfetischismus des 19. Jahrhunderts hier prägender waren als irgendein vermeintlicher Marxismus und daß sie, wie jeder Szientismus, ihr Korrelat hatten in einer mystischen Vorstellung, hier der von einer Volksrevolution, in der Bakunins *„gemeinschaftliche Diktatur"* und Lenins *„Diktatur des Proletariats"* koinzidieren. Beide verachten das Gesetz aus der Perspektive einer revolutionären Macht, die ihr Recht und ihre Moral in ihrem sozialen Zweck habe. Koenen führt dies auf die besonderen russischen Verhältnisse zurück. Die Autokratie der Zaren sei totale Staatlichkeit und Unstaatlichkeit zugleich gewesen. Vgl. Gerd Koenen, Der unerklärte Frieden. Deutschland, Polen und Russland - eine Geschichte, Frankfurt/M. 1985, S. 78.

Reichen nehmen den Armen etwas weg - als Erklärung der Herrschaft und Unterdrükkung, so die anderen mit einer einfachen Theorie der Herrschaft zur Erklärung der Ausbeutung. Priestertrug und Untertanengeist sind letztlich Ursache aller Ungleichheit. So genügt die **Empörung**, der Wille zur Freiheit, um mit der Abschaffung des Staates die Freiheit herzustellen. Die Formen, in denen die Empörung stattfindet, sind notabene uneinheitlich.[115]

Daß es auf eine „andere Produktionsweise" ankomme, die Vorstellung von der Umverteilung vorhandener Güter unzureichend sei, dies begann man seit den 30er Jahren zu begreifen und holte damit nur den Stand ein, den man bei den Utopisten des 16. und 17. Jahrhunderts schon vorfindet. Daß diese Produktionsweise dem Bedürfnis nach Entfaltung der Individualität Rechnung tragen müsse, dieses Postulat der Utopien des 18. Jahrhunderts greifen die Anarchisten auf - zurecht gegen die Icarier, die Anhänger von Louis Blanc und die lassalleanischen Staatssozialisten. Aber unhistorisch, wie das bürgerliche Denken überhaupt die Gesellschaft faßt, ist ihnen in gut utopischer Tradition Freiheit und Glück, Sollen und Wollen, der besondere und allgemeine Willen immer schon zusammengefallen, deshalb bedarf es keiner besonderen Institution mehr zur Herstellung und Durchsetzung des allgemeinen Willens.[116] Daß der in Gestalt des Staates den Bürgern entgegengesetzte allgemeine Wille nur angemaßt, nämlich immer nur ein besonderer sein könne, der sich gegen das wahre Allgemeine, die Vielzahl der Individualitäten stelle, ist ihnen evident. Von hierher rührt auch ihre Selbstgewißheit gegenüber allen Verallgemeinerungen und Gesetzen der Wissenschaft. Jedoch das Allgemeine, das sich aus dem willkürlichen Zusammenschluß der Einzelnen ergibt, ist selbst ein Zufälliges. Daß man auf dieser Ebene nicht über die naturrechtlichen Aporien von Hobbes bis Rousseau hinauskommt und damit innerhalb des bürgerlichen Horizonts verbleibt, ist evident.[117]

---

115 Die **individualistischen** Anarchisten seit Stirner kaprizieren sich auf den Einzelnen und sein Eigentum als fixe Idee, so daß die Vereine der Freien eigentlich eine contradictio in adjecto darstellen. Daß der individualistische Anarchismus immer schon dem Liberalismus aufsitzt und damit bürgerliche Ideologeme reproduziert, ist nicht das Skandalöse an diesem Unternehmen, sondern, daß er seine naturrechtliche Grundlage von vorneherein gegen eine sozialdarwinistische ausgetauscht hat. Auch bei Stirner ist dies schon vorweggenommen. Der Nietzsche-Kult in der anarchistischen Bewegung um 1900 war kein Zufall. Die Forderung nach der Freiheit für alle Einzelnen endet bei der **Freiheit als Privileg** Einzelner und hat damit den bürgerlich-naturrechtlichen Horizont noch unterschritten. Ziel eines kollektivistischen Anarchismus ist dagegen eine Gesellschaft ohne Staat im Sinne von Föderationen genossenschaftlicher Produzenten, eine Vorstellung, die sich in nichts von dem unterscheidet, was von ihren sozialistischen und kommunistischen Gegnern als Endziel propagiert wird, nur daß es bei diesen der **„Volksstaat"** ist, der das Wunder der sozialen Demokratie bewerkstelligt.

116 Entsprechend steht bei den Leitfiguren des kollektiven Anarchismus, bei Proudhon, Bakunin, Kropotkin, auch nicht die andere Produktionsweise im Vordergrund, sondern die Vorstellung von einer anderen Vergesellschaftung. Das Gemeinsame als Unmittelbares wird hier beschworen. In diesem Sinne insistiert **Proudhon** auf der Vorstellung, Warenproduktion sei gleichzeitig mit vollem Arbeitsertrag und gerechtem Tausch möglich. Warum seine Tauschbank für die Zettel mit den Nachweisen der geleisteten Arbeitsstunden entweder sich als Geld und **Kapital** gegen die Intention des Erfinders verselbständigen oder als **Planstaat** gegenüber den Produzenten und Konsumenten auftreten müßte, der die Verteilung der gesellschaftlich notwendigen Arbeiten und Güter selbst bestimmt, hat Marx in den „Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie" gezeigt.

117 Die petitio principii aller Naturrechtsargumentationen, daß es das natürliche Wesen des Menschen sei, in dem der Geist der Freiheit angelegt, daß dieses Wesen unerklärlicherweise verkannt, deformiert, eingeschränkt, nur eines Winks bedarf, um sich wieder in sein Recht zu set-

Bruhn macht deutlich, wie sehr, bei aller Empörung, der Anarchismus sich eins weiß mit der bürgerlichen Gesellschaft und daß sich dies zeigt an seiner Blindheit gegenüber der Tatsache, daß es der Schein der einfachen Warenzirkulation ist, in dem sich die Figuren der Warenbesitzer als Freie und Gleiche gegenübertreten, Äquivalente tauschen, Gebrauchswerte erwerben und doch einen Gewinn davon haben, daß hier also der wahre Ort von Freiheit und Glück oder, wie Marx in den „Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie" sagt, von Freiheit, Gleichheit, Bentham ist. Es kennzeichnet die notwendige Bewegung der bürgerlichen Ideologie, diesen Schein der freien Individualität gegen die Realität des gesellschaftlichen Zwangszusammenhangs, jedoch auf seiner Grundlage, einzuklagen. Staatskritik ist von dieser Position aus nicht zu leisten, auch hierin ist Joachim Bruhn zuzustimmen. Hier wird allerdings bezweifelt, ob die von ihm intendierte Staatskritik entwickelt werden kann von einer Position aus, die die Antipoden Schmitt und Bakunin zusammenspannt, um sie gemeinsam gegen Marx ins Feld zu führen.

Der Zusammenprall Bakunin-Marx ist oft beschrieben worden. Auch die gegenseitigen Invektiven.[118] Für Bakunin als romantischen Revolutionär sind die Völker, so wie sie das 19. Jahrhundert in der Nachfolge Herders verstand, die Substanzen der Revolution. Es ist ein **Volk als gleichsam natürliche Einheit**, das hier die Gemeinsamkeit als unmittelbare verbürgt. Und da die Volksgeister sich unterscheiden, gibt es natürlich auch solche, in denen der Geist der Empörung stärker wirkt als in anderen.[119] Diese

---

zen und die ihm entsprechenden herrschaftsfreien Verhältnisse zurückzugewinnen, findet sich bei Kropotkin in reiner Form. Daher bleibt er ein Denker der Aufklärung. Vgl. Peter Kropotkin, Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt, Leipzig 1920 (Erstveröffentlichung 1890-1896). Auch Marx rekurriert insofern auf diese Position, als sie die Bedingungen festhält, unter denen der Mensch seinem Begriff entspräche, nämlich erst dann, wenn ihm sein menschliches Verhältnis zum natürlichen und sein natürliches zum menschlichen geworden sei. Vgl. Karl Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte 1844, Privateigentum und Kommunismus, in: MEW Ergänzungsband Erster Teil, Berlin 1974, S. 535.

118 Vgl. Marx und Bakunin - ein Zusammenprall, in: Gerd Koenen, Der unerklärte Frieden, a.a.O., S. 60ff. Von Seiten Bakunins richtet sich der Kampf gegen das Deutschtum als Träger der Staatlichkeit schlechthin, gegen die *„verfluchte deutsche Zivilisation, nach ihrem Wesen bürgerlich und daher staatlich"*. Zit. ebd., S. 61. Marx bemüht ungebrochen die europäische Tradition und greift zur Etiketierung des zaristischen Reiches auf den von Montesquieu und Hegel geprägten Begriff des asiatischen Despotismus zurück. In den sogenannten *„asiatischen"* Formen erscheint der Despot als zusammenfassende Einheit einziger Eigentümer zu sein, *„als Vater der vielen Gemeinwesen"*. Worum es geht, ist, daß der einzelne Mensch in allen diesen Formen nicht getrennt vom Gemeinwesen gegeben ist und die Arbeit nicht ohne den Besitz an Grund und Boden. Der doppelt freie Arbeiter existiert hier ebensowenig wie Individualität überhaupt. Die Stoßrichtung der Polemik Marxens zielt auf eine spezifische Form rückständiger Gesellschaften, deren expansive Dymanik als Agrarstaaten allein eine kriegerische sein könne. Daß Marx gegenüber solchen Gesellschaften hier nicht einseitig auf die zivilisatorische Tendenz des Kapitals setzte, zeigen seine Skrupel beim Abfassen der Antwortbriefe an Vera Sassulitsch zur Frage der Überlebenschancen der russischen Umverteilungsgemeinde.

119 Nur die revolutionäre Moral unterscheidet den schlecht metaphysischen Charakter der Volksgeister und Gemeinschaften bei romantischen Anarchisten von entsprechenden rechtspopulistischen Varianten. Daß der Staat es ist, der die Nation macht, behauptet man, begriffen zu haben. So müsse der Revolutionär das *„**sogenannte Nationalitätsprinzip**, ein zweideutiges Prinzip voll Heuchelei und Fallen, ein historisches ehrgeiziges Staatsprinzip"*, zurückführen ***„auf das viel größere einfachere und einzig legitime der Freiheit"***. Michail Bakunin, Prinzipien und Organisationen einer Geheimgesellschaft (1866), in: Ders., Staatlichkeit und Anarchie und andere Schriften, hg. v. Horst Stuke, Frankfurt/M./Berlin/Wien 1972, S. 29. - Aber im Volk als natürlicher Einheit hat man nichts anderes als deren mystisches Abbild.

Naturalisierung gesellschaftlicher und politischer Prozesse ist es, die dem Freiheitsstreben den Garaus macht. Insofern sie mit der romantischen Bewegung überhaupt einhergeht, bereitet sie der Reaktion den Boden. Von daher auch Marxens ausgeprägtes Mißtrauen.

Berechtigt ist der Verdacht, daß hier Verhältnisse beschworen werden, die nicht nur vom Kapitalismus immer schon überholt sind, sondern mit deren Rettung, wenn sie sich denn bewerkstelligen ließe, auch notwendig Formen verbunden wären, in denen bürgerliche Individualität und bürgerliches Eigentum nicht aufgehoben wären, sondern unterdrückt, daß hier also eine Restitution archaischer, quasi feudaler Abhängigkeiten mitsamt des guten alten Patriarchalismus statthätte. Die Herrschaft überhaupt, gegen die der Anarchismus kämpft, ist letztlich eine vorbürgerliche Form. Empörung hat da ihren Platz, wo es darum geht, den Gehorsam aufzukündigen. Gegen den stummen Zwang der Verhältnisse ist sie machtlos, nicht zuletzt deswegen, weil sie die Verhältnisse, die sie bekämpft, nicht begreift.

Im Gegensatz zum Anarchismus, der sich gegen die Macht des Staates, vor allem in der Form der Regierungsgewalt, empört, also tatsächlich die Allmacht des Souveräns nach innen unterstellt, zeigt Marx in seiner „Kritik des Hegelschen Staatsrechts", daß die **Ohnmacht** das **Naturgesetz der Administration** ist.[120] Indem die Bürokratie als **Staatsformalismus** sich zur wirklichen Macht erhebe und sich selbst zum materiellen Inhalt werde, erweise sich, daß sie eine Illusion des Staates sei, ein imaginärer neben dem reellen Staat. In der Bürokratie sei die Identität des Staatsinteresses und des besonderen Privatzwecks so gesetzt, daß das Staatsinteresse zu einem besonderen Privatzweck gegenüber anderen werde. Deshalb erscheine die offenbare Staatsgesinnung auch als Verrat am Mysterium der Bürokratie. **Autorität** sei daher das Prinzip ihres Wissens und die Vergötterung der Autorität ihre Gesinnung. Innerhalb ihrer werde der Spiritualismus zum Materialismus des passiven Gehorsams- und Autoritätsglaubens, des Mechanismus fixen formellen Handelns und fixer Grundsätze.[121] Da die Bürokratie ihren Inhalt von außen empfange und ihre Existenz nur durch dessen bloßes Formieren und Beschränken beweisen könne, drücke die **Exekutivgewalt** im Gegensatz zur Legislative die *„Heteronomie der Nation im Gegensatz zu ihrer Autonomie aus."* [122]

Bei dem von Bakunin so apostrophierten Haupt der autoritären Staatspartei finden sich offenbar Ansätze einer **Staatskritik**, die den Horizont des Staates gerade deswegen zu überschreiten vermag, weil sie **zeigen kann**, daß er **nicht Souverän** ist. Von daher erübrigt sich auch die Fixierung an den Antiautoritarismus, der seinen Feind bekanntlich schon deshalb nie überwindet, weil er als dessen einfache Negation auf ihn angewiesen bleibt. In diesem Sinne apostrophiert pikanterweise Carl Schmitt Bakunin als den theoretischen Theologen des Anti-Theologischen und in der Praxis als den Diktator einer Anti-Diktatur.[123]

In der Tradition des Kampfes gegen den Staat wird dieser in einer seiner Bestimmungen, nämlich der des Gewaltmonopols, festgehalten und dämonisiert zum

120 Vgl. Karl Marx, Kritische Randglossen zu dem Artikel 'Der König von Preußen und die Sozialreform'. Von einem Preußen, in: MEW 1, a.a.O., S. 392-409, hier: S. 401.
121 Karl Marx, Zur Kritik des Hegelschen Staatsrechts, a.a.O., S. 247ff.
122 A.a.O., S. 165.
123 Carl Schmitt, Politische Theologie, a.a.O., S. 70.

Souverän, dessen autonomer Wille als mit absoluter Macht begabt vorgestellt wird. Indem der Revolutionär sich ihm gegenübersieht, ist er immer schon verloren. Da das Individuum als freies in diesem Staat nicht sein kann, ist es ihm immer schon zum Opfer gefallen. Bei Hegel enthält diese Aufopferung ein Moment von Sittlichkeit, bei Carl Schmitt ist sie existentieller Ausdruck des Politischen, bei beiden stirbt der Held fürs Vaterland. Aber auch das sich gegen dieses falsche Allgemeine empörende Individuum hat, in der Unmittelbarkeit seiner Vorstellungen von sich und seinem Gegenüber, Freiheit nur im Opfer. Nur in seiner Vernichtung durch „den Staat" erfährt es sich als Nichtidentisches. Insofern wiederholt es unendlich den Prozeß der negativen Einswerdung mit dem Staat. Einer Kritik der Staates obläge es, diesen Zusammenhang durchschaubar zu machen.

"Agnoli war und ist nicht konstruktiv. Er verweigert sich dem verantwortlichen Mitmachen. Was er will, ist nicht eine kritische linke Politikwissenschaft, sondern die rücksichtslose Kritik der Auffassung, Herrschaft von Menschen über Menschen sei naturnotwendig und bestenfalls zu bändigen."
Joachim Hirsch

Johannes Agnoli
Gesammelte Schriften

Neu im Herbst 1996

Subversive Theorie
"Die Sache selbst" und ihre Geschichte
240 Seiten. DM 30

Der Staat des Kapitals
und weitere Schriften zur Kritik der Politik
1995. 240 Seiten. DM 30

Die Transformation der Demokratie
und andere Schriften zur Kritik der Politik
1990. 220 Seiten. DM 25

Neu im Herbst 1996

Faschismus ohne Revision
Ca. 250 Seiten. DM 30

Geduld und Ironie
Johannes Agnoli zum 70. Geburtstag
1995. 190 Seiten. DM 30

ça ira: Das Programm:

Enderwitz: Antisemitismus und Volksstaat ●*Bindseil:* Es denkt ●*Pannekoek/Mattick:* Marxistischer Anti-Leninismus ●*Bruhn:* Was deutsch ist ●*Initiative Sozialistisches Forum:* Das Ende des Sozialismus, die Zukunft der Revolution ●*Behrens:* Erkenntnis und Gesellschaft ●*ISF:* Kritik & Krise. Materialien gegen Ökonomie und Politik ●*Enderwitz:* Der Konsument als Ideologe ●*Bindseil/Noll:* Frauen IV: Mit Foucault und Fantasie ●*ISF:* Schindlerdeutsche. Ein Kinotraum vom Dritten Reich ●*Poliakov:* Vom Antizionismus zum Antisemitismus ●*Enderwitz:* Reichtum und Religion ●*Böckelmann:* Schlechte Aufhebung der autoritären Persönlichkeit ●*Behrens:* Politik und soziale Praxis

ça ira

• postfach 273 • 79002 freiburg • tel: 0761 / 47 13 66 • fax: 500 91 94 •

Jacques Wajnsztejn

Wert ohne Arbeit

In den vorkapitalistischen Formen war die Arbeit vor allem ein Herrschaftsmittel und die eigentlich ökonomische Ausbeutung stellte nur einen sekundären Aspekt dar, da das Hauptziel dieser Gesellschaften weder die Akkumulation noch die erweiterte Reproduktion war.[1]

Erst mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise verbindet man Wert und Arbeit, indem man in der Arbeit bloße Wertschöpfung sieht,[2] während sie doch zugleich Disziplin, Arbeitszwang und Arbeitsordnung bedeutet, auch wenn dies durch den zum kapitalistischen System gehörigen Status des „freien Arbeiters" verschleiert wird. Der Glaube an Fortschritt, Wissenschaft und Technik hat die gesellschaftlichen Kräfte, die gegen die kapitalistische Produktionsweise kämpften, oft dazu geführt, den Begriff Ausbeutung - verdeckt durch das Geheimnis des Profits (den Mehrwert) - in den Vordergrund zu stellen und den Begriff Herrschaft zurückzuweisen, als ob letzten Endes das System als solches umgestürzt und zu Gunsten seiner Feinde umgedreht werden könnte.

Diese dem Begriff Ausbeutung eingeräumte Vorherrschaft hatte die Betonung der produktiven Arbeit gegenüber den verschiedenen Formen der unproduktiven Arbeit zur Folge; die daraus resultierenden Fragen stehen im Mittelpunkt von Auseinandersetzungen, die bereits seit zwei Jahrhunderten andauern. Der produktiven Arbeit entsprach die Figur der Arbeiterklasse. Dieses Paar hat als geschichtliche Kraft der Transformation Bestand gehabt und zugleich Platz gemacht für eine in zweifacher Hinsicht indifferente Haltung: gegenüber dem Kapital in Beziehung auf die Natur der Arbeit, die dieses einsetzt (idealiter tendiert das Kapital dazu, aus jeder Qualität und Quantität an Arbeit einen Produzenten von Profit zu machen); dem entspricht für den modernen Arbeitnehmer die Abstraktion der Arbeitsverhältnisse.

Dieser Verlust an spezifischen Umrissen der Arbeitsformen hat - wie der vergleichbare und entsprechende Verlust an Klassenhaltungen und -identitäten - die Ausbeutung nicht aufgehoben, sondern diese ein wenig ihrer im wesentlichen ökonomischen Voraussetzungen entleert. Deshalb ziehen wir es vor, den Begriff Herrschaft, der nicht bloß die Ungleichheiten in den Arbeitsverhältnissen (in der Produktion), sondern sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse (auch die Reproduktion) betrifft, zu benutzen und in den Vordergrund zu stellen. Betont man die Herrschaft, so läßt man damit andere Widersprüche nicht außer acht. Es handelt sich also nicht darum, den Diskurs über die Herrschaft als solche wiederaufzunehmen, der, von Nietzsche über Marcuse bis zu Foucault, die Logik des Gesellschaftlichen in den Vordergrund stellt, während er gleichzeitig die die Entwicklung der modernen Gesellschaft begleitende umfassende Bewegung der Subjektivierung leugnet. Die Gesellschaft ist weder homogen noch eine

1 Zum Beispiel war unter dem Feudalregime die Anzahl der Feiertage sehr hoch: Am Vorabend der Französischen Revolution waren es 141.

2 Pierre Lantz, Valeur et richesse: une approche de l'idée de nature: Aux marges de l'économie politique, Paris 1977.

Einheit. Deshalb kann man auch weder von einem Block sprechen (Adornos und Horkheimers Vision der modernen Gesellschaft) noch von einem Totalitarismus, der alle alltäglichen Handlungen eines eindimensionalen Individuums erfaßt (Marcuse). Die Analyse der Herrschaft in der Gesellschaft darf nicht mit der Analyse der Herrschaft des Staates verwechselt werden. Die erste Analyse darf nicht auf die zweite beschränkt werden.

Die Gesellschaft ist keine Einheit und die Individuen stehen nicht außerhalb von ihr. Die Gesellschaft ist kein bloßes Herrschaftsverhältnis; sie bildet ein System gesellschaftlicher Beziehungen, wobei heute die Herrschaft ins Innere der Subjektivierung gesellschaftlicher Beziehungen vordringt. Es ist diese Subjektivierung, die Bewegungen in Gang setzt, die sich auf neue Herrschaftsformen beziehen (oder aber sie offenlegen), die jedoch niemals vollkommen sein werden.

Dies erscheint wesentlich für die Charakterisierung des kapitalistischen Systems, das in seiner gegenwärtigen Form eher eine Reproduktionsweise als eine Produktionsweise geworden ist. Denn der Akkumulationsprozeß des Kapitals ist nicht mehr der Ausgangspunkt für eine Ausweitung der Produktion und für die Suche nach neuen Profiten. Für die großen Unternehmen wird das Kapital von einem Produktionsfaktor zu einem Ziel an sich. Nun kann alles Objekt der Kapitalisierung werden und sie kann sich auch außerhalb des Produktionsprozesses vollziehen. Auf der konkreten Ebene der Unternehmen schlägt sich dies in dem Hauptziel nieder, eher die Rentabilität als den Profit zu steigern.[3] Dies ist natürlich nur möglich, wenn die Unternehmensleiter oder die Manager gegenüber den Kapitalbesitzern oder den Aktionären eine gewisse Selbständigkeit errungen haben. In der Optik dieser „Politik des cash-flow", die die dem Unternehmen für Investitionen zur Verfügung stehende Geldmenge mißt, sind die auf die Aktionäre ausgeschütteten Dividenden Kosten vergleichbar. Rein finanzielle Faktoren siegen über die Ziele der Produktion und die Investitionen müssen nicht vorrangig produktive Investitionen sein. Die Wertschöpfung, wenn es sich überhaupt um Wertschöpfung handelt, erfolgt zunehmend außerhalb des Arbeitsprozesses, im Rahmen von „Kasinokapitalismus" und zunehmenden mafiösen Affären und Praktiken. Steigerung der Rentabilität in diesem Sinne ist gleichbedeutend mit der Steigerung der Macht!

In der gegenwärtigen Gesellschaft dient der erlöste Mehrwert in erster Linie der (vor allem infrastrukturellen) Verstärkung eines auf Konsum - und damit der Destruktion - gegründeten Systems. Die Tatsache, daß auf der Ebene der Individuen dieser Konsum eine im wesentlichen individuelle Form annimmt, verstärkt diese Erscheinung nur. Die meisten Lohnarbeiter produzieren keinen neuen Reichtum und in der Praxis ist ihre Arbeit der Konsolidierung des grundsätzlichen System und der Erneuerung der Zerstörungen des jeweils vorhergehenden Kreislaufs gewidmet.

Wenn von Reproduktionsweise die Rede war, so muß beachtet werden, daß sie sich von der feudalen und asiatischen (China der Mandarine, Ägypten der Pharaonen) Reproduktionsweise unterscheidet. Der erste Unterschied gegenüber diesen vorkapitali-

3 Rentabilität verstanden sowohl als Wirksamkeit einer mit einer möglichst geringen Anzahl Menschen durchgeführten Produktion als auch als Suche nach strategischer Macht. Profit verstanden im liberalen Sinn, d.h. als Bezahlung des Kapitals, heute ist es die Bezahlung von Aktionären.

stischen Formen besteht darin, daß die Reproduktion nicht einem Immobilismus verfällt, sondern ganz im Gegenteil in einem kontinuierlichen Fortschreiten befangen ist, das sich in einer Flucht nach vorne unter zunehmenden Kontrollverlusten noch beschleunigt. Der zweite Unterschied liegt darin, daß eine Individualisierung und Psychologisierung aller Herrschaftsverhältnisse stattfindet. Anstatt Schmelztiegel der Solidarität zu sein, wird die Arbeit zum Terrain der Erfüllung persönlicher Leistungen, die der Bewertung unterworfen sind. Wir erleben eine Art Demokratisierung der Herrschaftsverhältnisse. Was in den traditionellen Gesellschaften Eigenschaft einer Minorität, einer Elite war, wird nun zum Schicksal einer steigenden Zahl von Lohnempfängern, und das, obwohl die Bedeutung nicht die gleiche ist (man steigt in der Hierarchie nicht mehr auf, um mehr Macht zu haben, sondern weil dies ein Zeichen des persönlichen Erfolges ist) und der daraus resultierende Status prekär bleibt, weil Funktionen nicht in Form von Titeln institutionalisiert werden: Der Adlige blieb adlig, egal was er machte; leitende Angestellte haben eine Position und möglicherweise Macht, dies aber nur insofern, als sie von Kopf bis Fuß mit ihrer Arbeit verbunden bleiben. Die Arbeit als solche muß einer Persönlichkeit (z.B. dem „jungen dynamischen Angestellten") anhängen, ohne daß es auf den realen Inhalt ankommt. Die Vielseitigkeit und Flexibilität der Lohnarbeiter beweisen, daß die Arbeit kein eigenständiges Profil hat: es ist bloß ihre Arbeit. Kritik resultiert nur aus einem Nichtfunktionieren des Systems, das dem Individuum offenbart, daß es selbst etwas anderes als seine Arbeit ist. Diese existiert ohne das Individuum: Im Austausch Kapital - Arbeit entsteht über Nacht das Unnütze, die Negation des Individuums mit Arbeitslosigkeit und Ausgeschlossen-Sein. Dies zeigt dem Individuum, daß die Arbeit ein Element der Herrschaftsbeziehung ist, durch das sich eine widersprüchliche Individualisierung verwirklicht, die als aufwertend empfunden wird.

Wenn die Arbeit das zentrale Problem der gegenwärtigen Gesellschaft bleibt, so paradoxerweise, weil sie, auch wenn sie nicht mehr zentraler Bezugspunkt des Produktionsprozesses ist, doch Bezugspunkt auf der Ebene des Reproduktionsprozesses der Gesellschaft bleibt (soziale Anpassung und Kontrolle werden immer noch im wesentlichen durch die Arbeit verwirklicht: Sozialversicherung und Gehaltsbescheinigungen sind notwendig, um Wohnung und Kredit zu bekommen, etc.). Neue Solidaritäten, die Kämpfe auslösen könnten, resultieren nur noch schwerlich aus der Vorstellung der „Arbeit für alle".

Das Verschwinden von Arbeitsordnungen und bestimmten Arbeitsverträgen, die Arbeitslosigkeit, erzwungene Teilzeitarbeit und vorzeitige Pensionierungen führen bei den Individuen unmittelbar zu Interessensunterschieden, und nicht mehr, was wenigstens den Erfolg der Gewerkschaftsorganisation der Arbeiter ausmachte, zu einer Interessengemeinschaft. Mit anderen Worten: Die Lohnabhängigen sind heute aufgrund der Transformationen des Systems in der Defensive. In einer kritischen Praxis kann sich heute eine Einheit nur jenseits der unmittelbaren Interessen, jenseits einer Aufwertung der Arbeit und einer Aufwertung der Individuen durch die Arbeit vollziehen. Das bedeutet nicht, daß man sich nicht überall dort verteidigen muß, wo man sich befindet und dies besonders an den Arbeitsplätzen. Aber man muß die Grenzen dieses Terrains erkennen.

Die notwendige Infragestellung des Unterschieds zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit

Der Zustand der gegenwärtigen Gesellschaft im Gesamtprozeß des Kapitals beinhaltet, daß es nicht mehr möglich ist, einem Individuum oder auch einem Kollektiv von Individuen die eigentliche Produktion oder gar die Eigenschaft des „Produktiven" zuzuschreiben.[4] Daraus folgt, daß es nicht mehr die Arbeit der Arbeiter ist, die die gewaltige Wertschöpfung des Kapitals ermöglicht. Diese verdankt sich vor allem dem fixen Kapital, der kapitalistischen Form der Akkumulation vergangener und (z. B. in Maschinen) objektivierter Arbeit, sowie dem Einsatz von Wissenschaft und Techniken, die nicht neutral sind, sondern durch die Vereinnahmung im Innern eines bestimmten und besonderen Systems an Bedeutung gewinnen. Aber wenn die Arbeitskraft in dem Maß, in dem sich die Akkumulation des fixen Kapitals und die Automatisierungsprozesse entwickeln, ihre „wertschöpfende Bedeutung" verliert, wird es immer schwieriger zu behaupten, daß es ein immer winziger werdender Anteil an lebendiger Arbeit ist, der im Rahmen des Gesamtprozesses weiterhin den Wert steigert.[5]

Die Theorie der wertschöpfenden Arbeit hat einen wichtigen Abschnitt im Autonomieprozess der Ökonomie gebildet. Für Adam Smith leitet sich die Gesellschaft aus dem Zusammenstoß mit der Natur ab, und die produktive Arbeit sollte als das definiert werden, was eine materielle Produktion in Gang setzte. Auch wenn diese Gleichsetzung bei Marx weniger deutlich ist, so findet man sie dort doch in einer anderen Form, in der Arbeiterideologie der produktiven Arbeit. Was der Arbeiterklasse Kraft und Identität gibt, ist, einem prometheischen Bild folgend, die Konfrontation mit der Materie und die daraus resultierende materielle Produktion.

Der Wert sei ein Wesen an sich mit einer Substanz (die Arbeit), die gesellschaftlich anzuerkennen nicht nötig sei. So hatte z.B. in der sowjetischen Produktionsweise ein Paar produzierter Schuhe einen „Wert" noch bevor man zwei Füße gefunden hatte, die hineinschlüpfen konnten; der Wert wurde also nicht als eine Beziehung zwischen Produktion, Tausch und Konsum gesehen.

Die Frage nach der Arbeit in bezug auf den Wert zu stellen und damit aus der produktiven Arbeit das Zentrum der gesellschaftlichen Transformationen zu machen, ging konform mit einer Analyse in Klassenbegriffen. Der zentralen Stellung der produktiven Arbeit auf ökonomischer Ebene entsprach die zentrale Stellung der Arbeiterklasse auf politischer und revolutionärer Ebene. Diese Perspektive führte jedoch dazu, diese Klasse, wenn auch nur vorläufig, mit dem kapitalistischen System zu verknüpfen. Sie führte zur Auffassung, daß diese Klasse aktiver Teil des gigantischen Unternehmens

---

4 Marx kam dem schon sehr nahe, auch wenn es seiner Theorie des Mehrwerts widersprach. Die naturalistische Redeweise von Marx über die angeblich natürliche Eigenschaft der Arbeitskraft, Werte zu schaffen, verdient es, festgehalten zu werden. Darin läßt sich ein darwinistischer Einfluß erkennen, der sich bei vielen seiner Zeitgenossen findet.

5 Marx hat dieses Problem gesehen, aber darauf bestanden, daß die Arbeitskraft Wert schafft. Dies hängt mit der historischen Situation und seiner politischen Position zusammen: der Notwendigkeit, für die Arbeiterklasse als produktive und den Sozialismus tragende Klasse Partei zu ergreifen, für die Klasse, die das revolutionäre Projekt trägt, weil sie eben die produktive Klasse ist. Man kann dies gut dann erkennen, wenn das, was unter dem Kapitalismus „falsch" war, im Sozialismus „richtig" wird.

der Transformation und Beherrschung der Natur sei, daß der Kapitalismus bis zu einem gewissen Maße progressiv sei und daß das Kapital keine Sache und kein Monster sei, sondern eine gesellschaftliche Beziehung zwischen Klassen, die sich, ausgehend von ihren unmittelbaren, divergierenden Interessen, dem gleichen Projekt stellten. Da jede produktive Arbeit als nützlich erachtet wurde, da sie wertschöpfend war, stellte sich die Frage nach dem gesellschaftlichen Nutzen dieser oder jener Arbeit gar nicht und das revolutionäre Projekt verlor jede ethische Stärke, indem es dem Utilitarismus und dem Ökonomismus nachgab. Es war dies eine erste Niederlage, die später die kommunistischen Parteien und ihre gewerkschaftlichen Ausläufer dazu führen sollte, „ihre" Bomben-, Panzer- und Flugzeugfabriken zu verteidigen, da die Produktion von Krieg und von Toten genauso wertsteigernd ist wie die Produktion von Lebensmitteln!
Wir fassen die Produktion weiterhin als eine Summe von Arbeit auf und als proportional zur Quantität der gelieferten Arbeit. Die gegenwärtige Auseinandersetzung ist exemplarisch für die Verwirrung, die weiterhin die herrschenden Meinungen bestimmt.
Solch eine additive Logik der Arbeit und der Produktion macht es unmöglich, die Bedeutung der Produktion von Maschinen und allgemeiner die intellektuelle Funktion innerhalb der Produktion zu reflektieren. Sie schließt die Idee eines Prozesses aus, der innerhalb der Zeit abläuft und sowohl nach oben als auch nach unten für die Zirkulation der Zeit geöffnet ist.[6] Wenn das System automatisiert wird, scheint die Zeit vom Menschen auf die Maschine übergegangen zu sein und die Produktion von der Arbeit getrennt zu werden. Die oben erwähnte additive Konzeption beruht auf der Vorherrschaft der lebendigen Arbeit innerhalb der Produktion, auf dem Bild einer statischen Zeit,[7] in der die Produktion von der Zirkulation völlig getrennt ist, in der sich ein bereits als Wert definiertes Produkt ökonomisch realisiert.
Heute jedoch, mit der Entwicklung der Automation und der Fließbandsysteme, muß zwischen der Arbeitszeit und der Produktionszeit im weiteren Sinne unterschieden werden, die ebenfalls Entwurf, Transport und Verkauf beinhaltet. Je automatisierter der Prozeß wird und je mehr sich die Produktionszeit verlängert, desto mehr dominiert die abstrakte „allgemeine Zeit" und wird die Zeit der menschlichen Arbeit an den Rand gedrängt. Unter diesen Umständen kann diese nicht mehr das Maß des Wertes sein. Die Wertproduktion scheint in einer allgemeinen Bewegung der Zirkulation auf-

6 François Vatin, La Fluidité industrielle: essai sur la théorie de la production et le devenir du travail, Paris 1987, analysiert dies für die Fließband-Industrien. Der „Arbeiter" ist Kontrolleur des Fließbands und er greift ein, wenn die Produktion stoppt. Alles, was nicht Kontrolle ist, wird tendenziell nach außen und an Untergebene geschoben. Die Reduktion der Belegschaft wird hier nicht bloß zur damit verbundenen Verringerung der Kosten, sondern auch zum Selbstzweck. Anders als im Taylorschen System und seinen Verwandten kann es hier keine mechanische Verbindung zwischen Arbeit und Lohn geben. Die Lohnkosten hängen von der organischen Logik des Unternehmens (siehe das Beispiel in der Chemie) und von der Struktur der Einrichtungen ab. Sie sind Fixkosten. Ein Sinken oder die Steigerung der Produktion wird dadurch erreicht, daß man mehr oder weniger „die Hähne aufdreht", aber dies beeinflußt weder die Zahl des notwendigen Personals noch die Arbeitsintensität.

7 Auch wenn Marx die Zeit des Kapitalumlaufs untersucht hat, scheint er, vom Standpunkt des Wertes aus, zwischen *„toter Arbeit"* (grosso modo das fixe Kapital) und lebendiger Arbeit nichts plaziert zu haben. Der Begriff der toten Arbeit ist Anzeichen einer statischen Sichtweise, mit der Marx gelegentlich beweisen will, daß selbst das Kapital Produkt der Arbeit ist, in diesem Fall der vergangenen Arbeit.

gelöst zu sein und der Profit aus allen Bereichen zu stammen, ohne daß sich seine Herkunft fassen, ohne daß er sich also genau messen ließe.
Anstatt die Dynamik der Wertschöpfung zu beherrschen, versuchen die Großunternehmen, sich zum Herrscher über Zeit und über Raum zu machen. Der *„unsichtbaren Hand"* (Adam Smith), die in der klassischen, später in der liberalen Perspektive die ökonomische Aktivität regeln sollte, folgt nun eine noch härtere *„sichtbare Hand"* (Raymond Chandler). *„Der Bruch zwischen Produktion und Arbeit stellt die theoretische Autonomie eines produktiven Raums in Frage, dem man ausschließlich die Wertschöpfung zurechnen könnte"* (Vatin).
Wie soll man deutlich zwischen direkter und indirekter, produktiver und unproduktiver Arbeit unterscheiden, wenn sich der zur Produktion gehörende Teil der Arbeit zur bloßen Oberfläche reduziert, wenn die gesamte Arbeit der Produktion im engeren Sinn äußerlich wird? Denn tatsächlich wird die Arbeitszeit im Laufe des Zyklus, der sich von der Konzeption einer Produktion bis zu dessen Realisierung erstreckt, verdünnt. Dabei wird die Konzeption selbst immer langwieriger, denn sie zieht Vorteile aus den komplexen Erfolgen der wissenschaftlich-technischen Revolution und sie wird in Forschungsbüros realisiert, denen sich der größte Teil des erhofften Mehrwerts verdankt (d.h. in der gegenwärtigen ökonomischen Sprache: des hinzugefügten Werts). Daran schließt sich der produktive Akt selbst an, der tatsächlich sehr kurz ist, und bei dem, wie Philippe Zarifian in vielen seiner Arbeiten bewiesen hat, der Akzent auf den technologischen Akt gesetzt wird und dessen Ziel eher die intensive Nutzung des fixen Kapitals als die Intensivierung der Arbeitsproduktivität ist. Es geht nicht darum, die Leute länger arbeiten zu lassen, sondern vielmehr darum, die Bedingungen für das Wiederauftreten der toten Arbeit (d.h. des fixen Kapitals) zu ändern, als ob allein diese Mehrwert produzieren könnte. Zarifian schließt mit der Erklärung, daß dies nicht möglich ist, denn mit einer besseren Verwertung des fixen Kapitals ließe sich nur eine gesteigerte Wertzirkulation erreichen - und nicht die Übertragung eines gesteigerten Werts.[8] Welche Schlüsse lassen sich unter praktischen Gesichtspunkt aus diesen Analysen ziehen? Zuerst einmal, daß die zunehmende Flexibilisierung der Arbeit

8 Philippe Zarifian, La Nouvelle productivité, Paris 1990, zeigt, daß man dies auf nachrechenbare Weise durch den relativ geringen zugefügten Wert (im Sinne des „Nationalen Instituts für Statistik und ökonomische Studien", d.h. im Verhältnis zwischen zugefügtem Wert und eingesetzter Arbeit) und der daraus resultierenden *„offensichtlichen Produktivität"* zeigen kann. Diese Interpretation ist insofern sehr diskussionswürdig, als sie dem widerspricht, was sonst gesagt wird, z.B. indem sie die Produktivität der Arbeit von der des Kapitals trennt, da die Produktivität zunehmend eine globale Produktivität wird. Tatsächlich ist der Begriff des zugefügten Werts selber kritisierbar (und sollte besser durch den Begriff des Mehrwerts ersetzt werden), da ansonsten Wert und Reichtum verwechselt werden. Nehmen wir nur ein Beispiel: Zahlreiche Großunternehmen akzeptieren eine Erhöhung ihrer Produktionskosten, um den Wert ihrer Produkte zu steigern - in dem Maße allerdings, in dem sie sicher sind, ihre Produkte teurer verkaufen zu können. Wenn das Unternehmen auf mikroökonomischem Niveau auf seine Rechnung kommt, verläuft auf dem makroökonomischen Niveau alles so, als ob einer Erhöhung des Wertes zwangsläufig eine Erhöhung gesellschaftlichen Reichtums entspräche. Umgekehrt hat in den traditionellen Theorien über Wert/Kosten der Produktion und besonders über Wert/Arbeit ein Produkt desto weniger Wert, je mehr Arbeitsquantität in ihm enthalten ist (s. z.B. die Theorie des „ungleichen Tauschs" mit den Ländern der 3. Welt). Daß hier dem nachprüfbaren Wert die Priorität gegeben wird über die reale Produktion von Reichtum, ist ein Zeichen einer immer größer werdenden Distanz gegenüber der kapitalistischen Produktionsweise. Ähnelt diese Methode nicht der, die in der sowjetischen Buchhaltung angewendet wurde? Darüber sollte man nachdenken.

(Schichtarbeit, Nachtarbeit für Frauen etc.) nicht als Mehrausbeutung der Arbeitskraft zu beschreiben, sondern vielmehr als Konsequenzen der eben beschriebenen Transformationen zu sehen ist. Sich hier immer noch auf das Wertgesetz und damit auf den Begriff des relativen Mehrwerts zu beziehen bedeutet, das System weiterhin einzig und allein vom Standpunkt der ökonomischen Ausbeutung aus zu analysieren - und nicht vom Standpunkt der Herrschaft und der Menschen von Menschen in der Form eines erneuerten „Fabrikdespotismus" aufgezwungenen Disziplin aus. So verbringen in Japan die Lohnarbeiter immer mehr Zeit in den und für die Unternehmen, ohne daß sich die dabei realisierte Arbeit wirklich bestimmen ließe! Ebenso ist in jenen Großunternehmen, die sich ohne zwingende technische Notwendigkeiten (z.B. elektronischer und informatischer Natur) auf die Nachtarbeit gestürzt haben, diese „Arbeit" praktisch ohne menschliche Beteiligung, ja selbst Kontrolle vorgesehen (ein Beispiel in Frankreich ist IBM).

Nachdem wir die Phasen der Konzeption und der Produktion betrachtet haben, gehen wir nun zur Phase der Realisierung über. Man kann sie aus Gründen der Darlegung vermittels der traditionellen Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit betrachten. Folgt man dieser Unterscheidung und damit der Werttheorie, kommen die Unternehmen nicht umhin zu versuchen, die Zeit der Zirkulation und die mit ihr zusammenhängenden Arbeitszeiten zu verringern, da sie als Nebenkosten betrachtet werden. Aber man kann ganz genausogut die Frage stellen: Was sind heute Nebenkosten? So sind z.B. die Mittel für Werbung, die in den „Konsumgesellschaften" der 70er und 80er Jahre eine zentrale Rolle im Wettlauf um die Profite spielte, seit Anfang der 90er Jahre zu Nebenkosten geworden.

Ständige Versammlungen, verstärkte Unternehmensfortbildung und die unglaublichen Strecken, die leitende Angestellte im Zeitalter des Fax und der Informatik zurücklegen müssen, könnten als Nebenkosten betrachtet werden, argumentierte man weiterhin in Begriffen des Werts. Aber sie werden nicht reduziert; allenfalls wird die Anzahl der Champagnerflaschen im Kühlschrank bei Empfängen verringert.

Das alles läßt sich allein vom Standpunkt der ökonomischen Rationalität aus nur schwer verstehen. Die Führung der „menschlichen Ressourcen" leitet sich aus komplexen Zielsetzungen her, die mit der Ausbeutung auch der qualifizierten Arbeitskraft allein wenig zu tun haben.

Marktstudien, Umfragen und Verkaufsargumente lassen sich nicht mehr nur als Brücken zwischen Produktion und Konsum begreifen, sondern sie sind Zeichen der Einheit des Gesamtprozesses. Man könnte sagen, daß es für das Kapital a priori keine Verschwendung gibt. Es versucht vielmehr, den Widerspruch, den der Rückgang der produktiven Arbeit und das Wachstum der unproduktiven Arbeit (im klassischen Sinne) bilden, dadurch aufzulösen, daß man aus egal welcher Qualität des Kapitals und der Zeit (einschließlich der Arbeitszeit) einen Produzenten von Profit macht.

Auf anderer Ebene zeigt der gegenwärtige Boom des „Handels", bis zu welchem Punkt die Produktionssphäre selbst zum Profithemmnis geworden ist.[9] Deshalb hat der

9 Diese Analyse gilt für die herrschenden Kapitalien der kapitalistischen Zentren. Das „Zentrum" vergibt aufgrund seiner maschinellen Macht und seiner organisatorischen Kapazitäten die produktive Arbeit im klassischen Sinne nach außen und errichtet sich als leitendes Zentrum der Arbeit anderer. Aber selbst diese auferzwungene Teilung der Arbeit verliert im Weltmaßstab

Begriff des „Produktiven" nur dann Sinn, wenn man ihn im historischen Kontext sieht. So wurde z.B. die Waffenproduktion in einem zweifachen Kontext als produktiv angesehen: Zum einen im Rahmen der Akkumulation des Kapitals, die von ihr vorangetrieben wurde und zum zweiten im Kontext von Innovationen, die sie mit Hilfe von Staatskapital realisierte. Oft erschien dieser Sektor als Allheilmittel zur Lösung von Überproduktionskrisen (Kriege = massive Zerstörungen) oder aber, durch den Transfer öffentlichen Kapitals und der Innovationen in den privaten Sektor, als Mittel der Gegensteuerung gegen den Fall der Profitrate. In diesem Sinne stellte er einen zentralen Sektor der Gesamtproduktion dar (s. die Aufträge durch das Pentagon, des Hauptkunden amerikanischer Großunternehmen, und allgemeiner den französischen, englischen, amerikanischen und russischen militärisch-industriellen Komplex). Aber der Zusammenbruch des sowjetischen Blocks und der Golfkrieg haben die Gegebenheiten geändert: Die Kriegszerstörungen haben keine neuen Produktionen angekurbelt, die „neue Weltordnung" verpflichtet! Der Rückgang der Militärausgaben steht überall - unter dem gleichgültigen oder amüsierten Blick Deutschlands und Japans - auf der Tagesordnung. In Zeiten, in denen Kriege aus der Distanz, logistisch und fernsehgemäß geführt werden, gibt es (außer Menschen!) nicht viel zu zerstören und somit keine ausreichenden Wertzerstörungen. Vor allem entstehen Kosten, die zu verteilen sind.

Die Intervention des Staates

Sowohl bei den klassischen Ökonomen des 19. Jahrhunderts als auch bei Marx entstanden die Analysen in Begriffen des Wertgesetzes, ausgehend von einer Analyse der verschiedenen Kapitalien und des individuellen Arbeiters, der auch Wertproduzent sein sollte. Für Marx trat der Begriff des globalen Kapitals nur auf der Ebene der Globalisierung der Profitrate auf. Der daraus resultierende Preis der Waren aber hängt nicht mehr direkt von dem in jeder Ware durch die sie herstellende Arbeitskraft verkörperten Wert ab. Wenn er vom individuellen Arbeiter abläßt, um zum „kollektiven Arbeiter" überzugehen, verschiebt er das Problem auf quantitativer Ebene, bleibt aber weiterhin auf der Ebene der Analyse des unmittelbaren Produktionsprozesses. Die

---

ihren Nutzen. Das Zentrum hat nicht mehr viel Bedarf an produktiver Arbeit der Immigrierten in seinen Fabriken, und es wird auch bald kein besonderes Bedürfnis mehr nach einer Auslagerung dieser gleichen Arbeiten haben. Das geringe Lohnniveau ist nicht mehr der Hauptgrund für industrielle Investitionen im Ausland, denn der Anteil der Lohnkosten an den Gesamtkosten der Produktion sinkt ständig. Dagegen wird es, allerdings in geringerer Zahl, einen Bedarf nach billigen intellektuellen Qualitäten aus den beherrschten Ländern geben, wie die gegenwärtige Plünderung osteuropäischer und asiatischer Gehirne beweist. Das Modernitätsniveau ist weltweit praktisch auf gleicher Ebene, und der, der es nicht erreicht, wird auch nicht mehr für die anderen arbeiten - er wird sterben (siehe Afrika). Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß die Großunternehmen ihre größten Profite nicht aus der Ausbeutung der Arbeit bei sich selbst ziehen, sondern aus der Beherrschung, die sie nach unten (Herrschaft über Rohstoffe und Zwischenhandel) und nach oben (über ihre Kunden) ausüben. Dabei ist die Gesamtrationalität weniger ökonomisch als vielmehr finanziell. Die herrschenden Unternehmen legen die Höhe ihrer Investitionen teilweise außerhalb ihrer Kosten fest und die Staaten haben die Aufgabe, die Löcher zu stopfen (Umverteilung von Ersparnissen, Subventionen, Inflation etc.).Es handelt sich um einen globalen finanziellen Kreislauf, in dem es die wichtigste Aufgabe der Unternehmenschefs ist, Kapital zu verteilen, ohne daß die relativen Arbeitskosten ihre Hauptsorge bilden. Deshalb werden heute trotz aller Verlagerungen die meisten Investitionen der industrialisierten Länder in anderen industrialisierten Ländern getätigt.

Angleichung jedoch annuliert für jedes besondere Kapital den Unterschied zwischen den Arten von Arbeit in dem Maße, in dem es keinerlei Folgen auf der Ebene des Profits gibt, wie er wirklich wahrgenommen wird.
Wirklicher Agent des Produktionsprozesses ist die Gesellschaft in der Form der gesellschaftlich kombinierten (und nicht bloß kollektiven) Lohnempfänger, die die gesamte für das Kapital notwendige Arbeit abdecken, ohne daß jede dieser Arbeiten notwendigerweise produktiv sein muß. Der Widerspruch wird verschoben: Das globale Kapital beutet alle Arbeit aus, ohne daß diese Arbeit notwendigerweise Kapital schafft (dies definiert im übrigen traditionellerweise die produktive Arbeit).[10]
Dieser determinierende Aspekt des globalen Niveaus erklärt die Politik des Wohlfahrtsstaats, die Einkommenspolitik etc. Weil das Kapital immer größere Schwierigkeiten hat, Profit zu erzielen, gewinnt die Frage der Produktionspreise, die eher durch die Konkurrenz als durch die Produktionskosten bestimmt werden, eine größere Bedeutung als die Frage der Ausbeutungsrate und der Zunahme des Mehrwerts. Die unmittelbare Arbeitszeit hört auf, direkte Determinante des Werts zu sein. Der Lohn wird nicht mehr als etwas betrachtet, was den Profit voraussetzt, sondern als ein Resultat, ein Einkommen.[11]
In dieser Perspektive konnte die Arbeiterklasse in den vergangenen dreißig Jahren als „Mittelstand" behandelt werden und sich mit diesem identifizieren (dies trifft vor allem für die USA und für die Bundesrepublik Deutschland zu, in einem geringeren Maße und sich später entwickelnd auch für Frankreich).
Die Intervention des Staates hat die zunehmende Autonomie des Wertes gegenüber den besonderen Kapitalien und gegenüber der Arbeit ermöglicht (Verstaatlichungen, Verwässerung der produktiven und unproduktiven Eigenschaften der Arbeit auf globalem Niveau, Fiktivität des Kapitals im Kredit, Entwicklung des sozialen Einkommens, Inflation). Diese zunehmende Autonomie läßt auch verständlich werden, daß der „soziale Umgang" mit der Arbeitslosigkeit in Ländern mit einer starken interventionistischen Tradition, wie Frankreich, über den ökonomischen Umgang den Sieg davontragen könnte. „Wert und produktive Arbeit" werden an die Ränder des Systems geschoben, Finanzkapital, Kredit und Konsum scheinen den Ton anzugeben.
Es entwickelt sich eine tendenzielle Autonomie des Werts, wenn alles und egal was Arbeit wird (vgl. die Nachbarschaftsarbeit). Dank der Vermittlung des Staates setzt sich das Kapital nun dafür ein, im Idealfall alle diese Arbeiten zu produktiver Arbeit zu erklären (auch der Postbeamte und der Lehrer müssen nun „produktiver" werden). Es stößt damit auf einen wichtigen Widerspruch: Zur Reproduktion des Kapitals wird jede Arbeit notwendig, aber die Quelle der Profitproduktion versiegt zunehmend, denn in der Realität ist nicht alles gleichwertig. Der Staat ist nun verpflichtet, das abzuschaffen, was er andererseits wieder erzeugt, um die Produktivität zu erhöhen. An einem Punkt allerdings die Arbeit zu reduzieren (indem man den öffentlichen Dienst

10 Marx versuchte auf der Ebene des unmittelbaren Prozesses zu bleiben, weil sich zu seiner Zeit der Unterschied zwischen kapitalistischer Produktionsweise und einfacher Warenproduktion auf dieser Ebene ausdrückte. Noch nicht alle Arbeit war Lohnarbeit und nicht jede Warenproduktion war zwangsläufig kapitalistisch. Der einzige gemeinsame Nenner all dieser verschiedenen Arbeiten war das Maß: der Wert.

11 In der marxistischen Theorie wird mit ihm nur ein Teil der aufgewendeten Arbeit bezahlt.

rentabel macht), führt an einem anderen Punkt wiederum dazu, sie zu erhöhen (mehr Betriebsräte, Wirtschaftsprüfungen, Lehrgänge etc.).[12]

Anmerkungen über den Begriff des globalen Kapitals

Auch wenn dieser Begriff von den Klassikern vernachlässigt worden ist, wurde er andererseits von John Maynard Keynes und bestimmten Strömungen des ökonomischen Denkens wie der Schule von Cambridge hervorgehoben, um sowohl den Wandlungen des Kapitalismus Rechnung zu tragen (Probleme der Reproduktion, die neue Rolle des Staates) als auch die Grenznutzentheorien der Verteilung und der Produktivität zu kritisieren.

Ein Satz von Keynes ist von außergewöhnlicher Klarheit, insofern er die Intelligenz des Kapitals beweist und für das, was uns beschäftigt, auch heute noch gültig ist: *„Es ist unmöglich, die Arbeitslosen wieder in Arbeit zu setzen, indem man sich zurückhält, indem man keine Aufträge vergibt, indem man die Passivität kultiviert. Ganz im Gegenteil, Aktivität, welcher Art auch immer, ist das einzige Mittel, die Räder des wirtschaftlichen Fortschritts und der Schaffung von Reichtum wieder ins Rollen zu bringen."* [13] Gibt es einen eindeutigeren Willen, den Unterschied von produktiver und unproduktiver Arbeit zu überwinden?

Das globale Kapital stellt nicht die Addition der besonderen Kapitalien dar, sondern eine Einheit, die diese reproduziert; es ist auch keine Abstraktion mehr, da der moderne Staat eine seiner konkreten Formen ist. Es ist die staatliche Intervention, die die zunehmende Autonomie des Werts gegenüber den besonderen Kapitalien ermöglicht; das Kapital scheint auf diese Weise seine Widersprüche zu überwinden, indem es sie auf eine höhere Ebene bringt.

In verschiedenen Konzeptionen wird der Staat als ein Bindeglied zwischen dem Ökonomischen und dem Politischen präsentiert, während er in Wirklichkeit ein Element der Bewegung der Gesellschaft ist. Es ist also unnütz und darüber hinaus redundant, das, was aus ökonomischen Notwendigkeiten erwächst (Übernahme wenig rentabler Sektoren im Rahmen von Verstaatlichungen), von dem zu trennen, was aus dem Politischen stammt (der Wille zur gesellschaftlichen Kontrolle). Wenn es wirksame Notwendigkeiten gibt, so sind es die der Reproduktion des gesamten Systems. So wird z.B. jede Bewertung der Mittel, die das Funktionieren der Wirtschaft erlauben, durch außerökonomische Zwecke determiniert (gewählte Art der Energie, Infrastruktur der Straßen, Priorität des Güterverkehrs oder Schwertransporte) und hängt damit im wesentlichen nicht von einem ökonomischen Kalkül ab. Es gibt natürlich ökonomische Kosten, aber sie werden nachträglich berechnet, denn es sind sozialisierte Kosten (sie werden auf dem Niveau des globalen Kapitals, des Staates verbucht). Die Erforder-

12 26 Gesellschaften haben die Auflösung des Giganten „Eastern Air Lines" für 86 Milliarden Dollar geleitet (Quelle: „Le monde diplomatique", Februar 1992). In gleicher Geisteshaltung hat ein Großkrankenhaus in North-Carolina aus wirtschaftlichen Gründen (!) für das Wochenende einen Notdienst eingerichtet und die Personalgehälter eingefroren, während es gleichzeitig für 40 Millionen luxuriöse Wohntürme, Parkplätze und einen Landeplatz für Hubschrauber errichtete, um berühmte Chirurgen und eine reiche Klientel anzuziehen.

13 John Maynard Keynes, Essais sur la monnaie et l'économie: les cris de Cassandre, Paris 1990, S. 54.

nisse der Reproduktion gewinnen die Oberhand, wie die französische Option für die „nukleare Energie" beweist. Diese besondere Energie erzwingt ein sehr zentralisiertes staatliches und bürokratisches System und führt zu Techniken, die auch bestimmte Herrschaftsformen über Raum und Zeit zur Folge haben.

Krise und Wert. Der Neoliberalismus auf dem Prüfstand

Der Eindruck, daß seit den 80er Jahren der Wohlfahrtsstaat infragegestellt wird, scheint auf den ersten Blick zu belegen, daß die Überschreitungen der Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise, von denen wir gerade gesprochen haben, doch nicht real sind und daß der Wert noch immer sein ehernes Gesetz durch die Reduktion der „Nebenkosten", durch besorgniserregende Einschnitte im Bereich der unproduktiven Arbeit, durch Produktivitätsgewinne im tertiären Sektor (Automatisierung) sowie durch die Reduktion der öffentlichen Ausgaben durchsetzen würde. Daß Unternehmen und besondere Kapitalien als Ort des Profits, daß die Arbeit als einzige Quelle der Wertschöpfung im Zusammenhang mit einem Rückgang der Einkommenspolitik und dem Sinken der sozialen Transferleistungen im Globaleinkommen wieder in den Mittelpunkt gerückt werden, könnte ebenfalls als manifestes Zeichen für diese Entwicklung gesehen werden.[14]

Aber dies würde nur dann stimmen, wenn der Neoliberalismus wirklich durchführen würde, was er vorbringt. Aber entweder macht er das Gegenteil von dem, was er sagt (so Reagan mit seiner Steuerpolitik und seiner defizitären Politik im allgemeinen in den USA oder Béregovoy mit seiner Fortentwicklung der sozialen Einkommen auf der Basis eines gesetzlichen Minimallohns und staatlich subventionierter Beschäftigung in Frankreich), oder aber er macht, was er sagt, und das führt zur Katastrophe (Thatcher in Großbritannien, Fujimora in Peru, Collor in Brasilien).

Wenn der Neoliberalismus auch kein Heilmittel zur Reduktion der Nebenkosten ist, da er sie in Wirklichkeit sowohl in den Unternehmen[15] als auch auf staatlicher Ebene erhöht (nichts scheint das Anwachsen defizitärer Budgets begrenzen zu können), so ist er trotzdem das Zeichen einer Krise der Reproduktion des globalen Kapitals. Diese Krise wird zudem noch durch eine Krise in den Beziehungen zwischen besonderen Kapitalien und dem globalen Kapital überlagert, indem die ersten sich von dem zweiten unabhängig machen wollen. Darin liegt der Sinn jener berühmten „Rückkehr zum Unternehmen". Aber es ist unmöglich, sich wirklich unabhängig von dem zu machen,

14 Das Sinken bestimmter öffentlicher Ausgaben entspricht einer Blockade des Wachstums der Kosten gesellschaftlicher Arbeit. Die öffentlichen Ausgaben werden nun zu einem kohärenten Element einer politischen Strategie (vgl. die Umgestaltungen der Arbeitslosenunterstützung, des Gesundheitswesens, der Pensionen) und ihr Sinken kann nicht als bloße Rückkehr zum Wertgesetz in einer schwierigen Zeit betrachtet werden.

15 Man muß diese Bewegung auf weltweitem Niveau betrachten. Natürlich werden einige Posten und Sektoren geopfert; „Kleine Chefs" werden Opfer des Endes der Taylorschen Hierarchie in den neuen Arbeitsprozessen, durch die Informatik werden Büroangestellte überflüssig, Militärausgaben werden gesenkt etc. Aber was am einen Ende abgebaut wird, wird häufig genug am anderen wieder aufgebaut - und immer mehr Leute sind nicht in der Lage zu erklären, was sie eigentlich machen und vor allem, was man von ihnen wirklich verlangt (s. das Auseinanderklaffen zwischen zunehmend raffinierteren und für die Bewerber immer undurchschaubarer werdenden Einstellungsmethoden einerseits und der Realität der zu verwirklichenden Aufgaben für diejenigen, die das Hindernis überwunden haben, andererseits.).

was Voraussetzung der eigenen Existenz ist. Denn in der Realität läßt sich nur noch auf dem Niveau der kleinen und mittleren Unternehmen von wirklich besonderen Kapitalien sprechen. Für die Großunternehmen dagegen greifen Industrie-, Finanz- und Staatskapital, Real- und Fiktivkapital (ein Antizipationsphänomen bezüglich zukünftiger Profite) derart ineinander über, daß deren Verbindungen nur sehr schwer zu erschließen sind. Dieses Phänomen wird durch die weltweite Internationalisierung der Bedingungen wirtschaftlichen Handelns noch verstärkt. Auf ihre Weise stiften sowohl das GATT-Abkommen als auch der Vertrag von Maastricht zusätzlich Verwirrung und erinnern daran, daß sich auf der Ebene der besonderen Kapitalien nichts „autonom" entscheidet, was sich nicht in einem Rahmen bewegt, über den auf einer höheren Ebene entschieden und der ebendort bestimmt wird.

Der Einsatz neoliberaler Praktiken war ein Zeichen der Krise und ihr politischer Erfolg läßt sich durch ihre kritische Sichtweise der in der vorherigen Periode herrschenden keynesianischen Theorien erklären. Trotzdem war dieser relative Erfolg bloß ein Strohfeuer und ihr heutiges ökonomisches Scheitern ist nicht bloß Ausfluß dessen, daß man sich geirrt hatte und zum Ausgangspunkt zurückkehren muß: Dieses Scheitern ist auch ein Zeichen dafür, daß sich das globale Kapital nur durch die zunehmende Autonomie des Wertes, in der Flucht nach vorne reproduzieren kann.

Ein Beispiel für diese Flucht nach vorne erscheint in den Umgestaltungen der Profitverteilung im Rahmen des irrsinnigen Wettlaufs um die Steigerung der Produktivität. Jedes hochproduktive Kapital setzt eine mittlere Profitrate voraus und da es zu Produktionskosten produziert, die gesellschaftlich viel niedriger sind als im Durchschnitt, eignet es sich einen Extraprofit an.[16]

Durch das Phänomen der Kartellierung verstärken die beteiligten Kapitalien ihren Vorteil, indem sie dank der Möglichkeit von Dumpingpreisen dem Eindringen anderer Kapitalien Schranken setzen. Als Konsequenz daraus brechen zunehmend größere Teile der weniger leistungsfähigen Kapitalien zusammen (in der Dritten Welt, z.B. in Indien und Algerien, wird ein ziemlich modernes Kapital aufgrund seiner Unfähigkeit, Extraprofite zu realisieren, nicht genügend genutzt). Dies beseitigt jede Dynamik für die Schöpfung neuer Kapitalien, denn zur produktiven Akkumulation müssen sich diese neuen Kapitalien von Anfang an auf das leistungsfähigste Niveau, d.h. auf Weltniveau begeben.

Dieser Mechanismus könnte trotz seiner antiliberalen und zutiefst inegalitären Aspekte einen stabilisierenden Effekt haben. Aber dazu kommt es nicht, denn jeder Extraprofit wird dadurch wieder aufgehoben, daß das Unternehmen, das ihn realisiert, nahezu sofort zur neuen Norm der Bestimmung des durchschnittlichen Profits, zur neuen Norm auf Weltebene wird.

Die strategischen Pläne der Großunternehmen basieren im wesentlichen auf dem Produktivitätswettlauf, der Grundlage der Extraprofite. Aber diese werden zunehmend zufälliger und realisieren sich außerhalb jedes Bezugs auf den Wert und die Mehrwertschöpfung. Dieser Produktivitätswettlauf schlägt sich in einem unaufhaltsamen Verlangen nach Krediten nieder, um das äußerst unzureichende Niveau der Selbstfinanzie-

16 Die durchschnittliche Profitrate bestimmt den Marktpreis. Der Extraprofit entsteht zwar aus dem Unterschied zwischen Marktpreis und Produktionspreis, setzt jedoch voraus, daß dieser Herstellungspreis für die herrschenden Kapitalien viel geringer ist.

rung der Unternehmen und der Haushaltsersparnisse (außer in Japan) zu kompensieren. Dieser Aspekt der produktiven Tätigkeit erklärt auch die Entwicklung der Börsenspekulation, der kurzfristigen Investitionen und der mafiösen Praktiken aller Art.
Oft wird davon gesprochen, daß produktives Kapital knapp sei. Aber diese angebliche Knappheit ist ein sekundärer Effekt der Intensivierung der Konkurrenz auf Weltniveau, die den Rhythmus des Veraltens der Ausstattungen beschleunigt. In weitergehender Hinsicht ist dieses Phänomen Ausdruck der Unterwerfung des produktiven Kapitals unter andere Imperative als die der Akkumulation, und zwar der Unterwerfung unter die Logik der „Konsumgesellschaft", die genau diese Konkurrenz erzwingt.
Für das System hat diese fehlende Stabilität zwei Konsequenzen. Zum einen ließe sich allein auf der Basis einer Stabilität von langer Dauer ein Bündnis herrschender Unternehmen unter dem Schutzmantel der wichtigsten Industriestaaten errichten. Zum anderen müßte diese Stabilisierung des Produktivitätswettlaufs von einer Stabilisierung der Innovationsprozesse begleitet werden, damit die Unternehmen Zeit haben, neue Verfahren einzusetzen und damit zu amortisieren und die Individuen wiederum Zeit haben, diese kennenzulernen und neue Produkte zu konsumieren (vgl. zu dieser Problematik die Lage in der Informatik- und Elektronikbranche, wo genau das Umgekehrte geschieht und ein Krieg aller gegen alle im Gang ist, bei dem selbst IBM und Sony mitmachen). Auch wenn die weltweite Vereinigung zu einem einzigen wirtschaftlichen und sozialen System auf dem Papier sehr wohl realisiert ist (Aufnahme der östlichen Länder, gemeinsamer europäischer Markt, GATT, IWF und Weltbank für alle Länder), so bleibt sie vor Ort doch problematisch: Der Wirtschaftskrieg führt sowohl zu einer Wiederkehr protektionistischer Reflexe (Europäische Union, Frankreich) als auch zu Ausschlüssen (Afrika).[17] Auf der anderen Seite verhindert die fehlende Stabilität ebenfalls die Fortsetzung des fordistischen Modells der gesellschaftlichen Regulierung, das auf der Fähigkeit zur Voraussicht beruhte. Die daraus folgende Integration der Lohnarbeiter ist überall in Frage gestellt - entweder in der direkten Form gewalttätiger Angriffe gegen die Gewerkschaften (Großbritannien, USA, in Frankreich gegen die CGT), oder aber in der indirekten Form des Rückgangs des sozialdemokratischen Einflusses auf der politischen Ebene (Deutschland, Schweden).

Wert und menschliche Aktivität

Betrachtet man den Wert nicht als Subjekt und stellt sich auf den Standpunkt menschlicher Aktivität, so kann man sagen, daß der Wert nichts als eine Form menschlicher Produktion, die Form einer Beziehung zur Natur gewesen ist (Herrschaft über die Natur, Vorherrschaft der materiellen Produktion). Der Wert steht für die Reduktion der menschlichen Aktivität auf die Arbeit und der Wert wird zum Instrument des Erhalts der Menschen als Werte (Konkurrenz, Wettbewerb, Mode sowie Konsum liefern die

17 Tatsächlich erfolgte für die Kapitalien der beherrschten Länder die ehemalige Anbindung an den weltweiten Wirtschaftskreislauf im Rahmen der Entwicklung von Enklaven (eine Art von Inseln innerhalb des Kapitalismus). Gegenwärtig jedoch werden diese Kapitalien außerhalb der großen Achsen der Kapitalzirkulation und außerhalb der Fließbandnetze aufgegeben. Und die Tatsache, daß diese Länder privatisieren, was möglich ist, wird daran nichts ändern (so bleibt das indische Kapital in einer schlechteren Stellung als das koreanische oder thailändische).

Rahmen für die Bewertung). Man kann das gut erkennen, wenn Individuen immer noch das Bedürfnis haben, sich als Wert zu definieren (z.B. in der Arbeit, aber auch im Alltagsleben und in den zwischenmenschlichen Beziehungen), obwohl diese Werte bekanntermaßen herabgestuft worden sind (wohin kann sich der Stolz eines Polizisten, eines Wachmanns, eines Arbeiters in einer Rüstungsfabrik flüchten? Welches Verhaltensmodell kann noch herausgestellt werden?).
Heute erleben wir jedoch eine Krise dieser Beziehung zwischen Mensch und Natur, die damit als historisch (vgl. die gegenwärtige Dimension ökologischer Probleme und Überlegungen) und als zum kapitalistischen System gehörig erscheint (unter der Voraussetzung, daß die sogenannten sozialistischen Länder in vielen Punkten nicht auf anderen Prinzipien beruhten).
Man muß sich also nicht nur mit dem Markt und dem Tauschwert beschäftigen, sondern mit der Ökonomie und dem Wert selbst.[18] Ein richtiges Verständnis der menschlichen Gemeinschaft besteht in der Rückkehr zum direkten Tausch zwischen den Menschen (am Anfang die Grundlage der Beziehungen innerhalb der Gemeinschaft und zwischen den Gemeinschaften), allerdings auf einer erweiterten Basis. Eine solche Bewegung darf sich nicht auf reaktionäre Prinzipien (im wörtlichen Sinne) stützen, sondern muß im Kontext der umfassenden Möglichkeiten agieren, wie sie das gegenwärtige Niveau von Individualisierung und Technik bieten.
Meine Daseinsweise, mein Bezug zur menschlichen Natur, d.h. meine Beziehung zu anderen können meinen allgemeineren Beziehungen zur Welt nicht wirklich widersprechen. Die Individuen müssen nicht bloß neue gesellschaftliche Beziehungen entwickeln, sondern auch eine neue Beziehung zur Welt. Nur in Bezug auf die Utopie eines Systems, das über ihn hinausgeht, in Bezug auf ein System, in dem er nicht mehr Hauptbezugspunkt ist, ist der Mensch überflüssig.[19]
Man muß über den Begriff des Werts selbst hinausgehen, wenn auch nur, um zu sagen, daß es das System ist, das Werte zuschreibt. Die Art der kapitalistischen „Produktion" ist im wesentlichen eine Art der Reproduktion und der Zuweisung geworden: von Werten, Funktionen (nicht mehr Arbeiten), Einkommen (nicht mehr Löhnen). Nicht mehr die Arbeitszeit ist Maß des Werts, sondern, unabhängig von der Arbeit selbst, die Zeit wird zum Maß aller Dinge.

---

18 Marx war sich dessen zwar bewußt, aber er sah darin die Möglichkeit der Errichtung einer neuen Produktionsweise, die den Austausch zwischen menschlicher Gesellschaft und Natur regeln würde und die den Austausch zwischen den Menschen, dessen Wertgesetz die Grundlage des Kapitalismus ist, aufheben würde. Auf theoretischer Ebene führte dies zur Idee der Ersetzung des Staates durch die „Regierung und Verwaltung von Sachen" (St. Simon und Marx). In den Abenteuern der Praxis jedoch gab es vor allem die sowjetische Planwirtschaft. Trotzdem stimmen Theorie und Praxis in einem Punkt überein: die Herrschaft der Ökonomie wird beibehalten.

19 Der Gold-Maßstab bedeutete immerhin noch die Materialität des Reichtums sowie, in dem Maße, in dem das Gold produziert worden war, daß es immer noch einen impliziten Bezug zur Arbeitszeit gab. Die Theoretiker der Beibehaltung dieses oder eines anderen Maßstabes mußten jedoch erleben, daß ihre Theorien durch inflationäres Wachstum, schwankende Austauschraten, schwankende Kapitalien und die Sonderziehungsrechte des Weltwährungsfonds als Triumph der Zeichen des Reichtums über den Reichtum selbst aufgehoben wurden.

Wert, Lohnempfänger und Arbeitskraft

Das kapitalistische Lohnverhältnis nimmt eine Vertragsform an, in der die Vertragspartner formal frei sind, den Vertrag zu kündigen oder nicht. In Wirklichkeit jedoch hat dieser Vertrag eine Zwangsnatur, denn im 19. Jahrhundert ist es der Staat, der die Zwangs-Lohnarbeit durchsetzt. Sie beruht auf einer realen Ungleichheit zwischen den Vertragspartnern: Für den Arbeiter herrscht der Zwang zur Arbeit, da er von den Produktionsmitteln getrennt ist und ihm der Erhalt eines Lohns das Überleben garantiert, während es für den Kapitalisten keinen wirklichen Zwang zur Einstellung gibt (er hat Reserven), er jedoch dann, wenn er einstellt, sich die Produkte und den Profit aneignet.[20] Das Lohnverhältnis ist in sich selbst ein gesellschaftliches Verhältnis und keine einfache Beziehung zwischen Individuen.
Sobald man festhält, daß im gegenwärtigen kapitalistischen System Herrschaft und Reproduktion das dominante Begriffspaar sind, das das alte Paar Ausbeutung - Produktion ersetzt hat, muß man auf die fundamentale Ungleichheit im Lohnverhältnis, auf die speziellen Eigenheiten der Arbeitskraft und auf die Eigenschaften der Sozialisation in der kapitalistischen Produktionsweise zurückkommen.
Die Arbeitskraft ist im strikten Sinne keine Ware. Wie Karl Polanyi in „The Great Transformation" gezeigt hat, wurde sie, im Unterschied zu anderen Waren, nicht für den Austausch und für den Verkauf produziert. Sie ist nichts als eine Fähigkeit und ganz und gar eine geschichtliche und gesellschaftliche Produktion. Sie hat keinen Wert an sich und sie findet erst im Kapitalismus in Form der Lohnarbeit einen Gebrauchs- und Tauschwert.
Zu Beginn des Kapitalismus erfolgt die Reproduktion der Arbeitskraft durch Teilnahme an den Warenbeziehungen (sie tauscht sich aus) im wesentlichen außerhalb der kapitalistischen Sphäre, nämlich in der und durch die Familie. Auch wenn der Kapitalismus bereits den Sektor der Produktion beherrschte, so doch noch nicht die gesamte Gesellschaft. Das wertschaffende Handeln des Kapitals beschränkte sich auf eine zu-

20 Genau diese Ungleichheit wird von Marx nicht erkannt, wen er von einem gleichen Tausch zwischen Vertragspartnern redet. Anfänglich sah er diese Ungleichheit im Tausch sehr wohl, und ein wenig wie Proudhon sah er den Profit als aus der Zirkulationssphäre stammend, aus dem Handel, der als Diebstahl aufgefaßt wurde. Diese Position aber war unvereinbar mit der Theorie des Mehrwerts, und folglich gab er sie auf, um seine Konzeption eines Profits zu entwickeln, der aus dem Mehrwert und damit aus der Ausbeutung herrührte. Nach dieser neuen Position gibt es eine Gleichheit im Austausch, da die Arbeitskraft zu ihrem Wert bezahlt wird und Marx wies, gegen Proudhon und die Annahme Ricardos vom natürlichen Recht auf das gesamte Arbeitsprodukt, jede Verbindung zwischen Wert und Ausbeutung zurück. In seiner Konzeption der Ausbeutungsrate wird die Arbeitskraft als reine Ware betrachtet (vor allem im „Kapital") - und deshalb hat sie einen Wert und wird zu ihrem Wert bezahlt. Wie bei jeder Ware kann dieser Wert in Abhängigkeit von den Preisschwankungen der zu seiner Reproduktion nötigen Waren gesenkt werden; so entstand die Verelendungstheorie. In dieser Optik ist es auch logisch, den Klassenkampf zu vernachlässigen, denn eine Ware kämpft nicht! („Lohn, Preis und Profit" bildet eine Ausnahme, aber dabei handelt es sich um ein Propagandawerk für das Arbeitermilieu!) Der Wert der Arbeitskraft hängt also dementsprechend für Marx eher von langfristigen Entwicklungen ab, die von dem abhängen, was man „historisches und gesellschaftliches Lebensminimum" nennen könnte. Dahinter steckt implizit eine Theorie der Bedürfnisse, die Marx zwar niemals entwickelt hat, die aber leider von den Marxisten wieder aufgegriffen wurde.

nehmend kapitalistischer werdende Produktion der Subsistenzmittel, so daß die Preise für die Arbeitskraft, d.h. die Kosten für ihren Unterhalt sanken.
Heute zeigen uns die Umgestaltungen in der Reproduktion der Arbeitskraft, daß der Kapitalismus alle Bereiche der Gesellschaft durchdrungen hat. Aber das funktioniert nicht ohne einige Widersprüche. Wir erleben z.B. eine Weiterentwicklung und Ausdehnung der Privatsphäre durch eine Reaktivierung der Familie als abgetrennter Ort, als schützender Kokon. Die gegenwärtigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schwierigkeiten bleiben bei den neuen Formen der Reproduktion der Familie nicht ohne Folgen: Man findet sie auf allen Einkommensebenen innerhalb von Familien, die zum einen durch die Verlängerung der Lebensdauer und zum anderen durch den sich immer mehr hinauszögernden Auszug der Nachwachsenden größer werden. Auf der anderen Seite führen der Rückgang der Lebensarbeitszeit sowie die abnehmende Bedeutung der Arbeitszeit (wachsende Arbeitslosigkeit und Ausschluß aus dem Berufsleben) die Individuen dazu, soziale Beziehungen außerhalb der Arbeit und auf Grundlagen zu knüpfen, die nicht zwangsläufig kapitalistisch sind (Zunahme von freiwilligen und ehrenamtlichen Arbeiten einerseits, Banden und Revolten andererseits). Daß diese Bewegungen interessant sind, muß man anerkennen; allerdings sollte man sich keine Illusionen über die realen Kapazitäten autonomer Entwicklungen machen, denn sie sind Reaktionen auf die Schwierigkeiten der Reproduktion der Individuen und nicht das Resultat freier Aktivitäten.[21]
Der spezifische Charakter der Arbeitskraft in bezug auf die Waren wird deutlich in der besonderen Eigenschaft, die der Arbeitsmarkt annimmt.[22] Solange dieser Markt von der Position desjenigen beherrscht wird, der Arbeitsplätze anbietet, gehorcht er nicht den üblichen Regeln des freien Austausches. Mehr noch: Diese Arbeitskraft wird nicht wirklich verkauft (manchmal spricht man von Verpachtung der Arbeitskraft), sie wird eher zugunsten des Eigentümers der Produktionsmittel oder des Arbeitgebers sich selbst entfremdet. Diese Entfremdung einer Fähigkeit, die als solche existiert und einem Vertrag und der wirklichen Arbeit vorausgeht, erzeugt zugleich eine Form der Sozialisation in der und durch die Arbeit. Zu Beginn nimmt sie vor allem die Form einer „professionellen" oder gewerkschaftlichen „Kultur" an: die Kooperation. Es ist wichtig, daß selbst in der Entfremdung diese Sozialisation den Warencharakter der Lohnarbeit bei weitem überschreitet. Berufliche Kultur und Kooperation bilden Arten persönlicher Aneignung - allerdings in einem aufgezwungenen und nicht beherrschten Rahmen. Man könnte soweit gehen und sagen, daß sie als eine Art „Reserve" funktionieren. Man kann von daher auch verstehen, daß, anders als die Proletarier, die Lohnempfänger (einschließlich der Arbeiter) nicht bloß „ihre Ketten zu verlieren" ha-

21 Dies gilt nicht für die zurückliegende Arbeit der Immigranten, denn diese wurde nur als reine Arbeitskraft anerkannt, und ihre Reproduktion außerhalb der Arbeit wurde vollständig auf gesellschaftliche Verpflichtungen verschoben (Arbeitserlaubnis, Aufenthaltsgenehmigung).

22 Wenn auch die neoklassischen Wirtschaftswissenschaftler die von den Klassikern vertretene Idee des Zusammenhangs zwischen Wert und Arbeit aufgegeben haben, so haben sie doch die Smithsche Vorstellung von „Arbeit-als-Ware" - und damit die entsprechende Vorstellung vom Arbeitsmarkt - beibehalten. Arbeit und Kapital sind für sie zwei Waren, die im Bereich der Produktion völlig austauschbar sind. Die moderne neoklassische Theorie vervollständigt mit ihrer Theorie des „menschlichen Kapitals" diese Konfusion, indem sie tendenziell aus jedem Angestellten den Besitzer eines persönlichen Kapitals macht, wobei die Arbeit als Gebrauch und das Gehalt als Zins dieses Kapitals gilt.

ben. Desweiteren läßt sich sagen, daß die Entwicklung des Konsums den modernen Lohnempfänger verändert hat: Die konsumierte Ware reproduziert nicht so sehr die physische oder intellektuelle Kapazität der Arbeitskraft als daß sie auch ihren Benutzer/Konsumenten verändert. Gerade weil das Individuum als Lohnarbeiter nicht auf eine Ware (die Arbeitskraft) reduziert werden kann, läßt sich die Steigerung des Konsums nicht als eine von seinem Lebensniveau abhängige gesellschaftliche Steigerung seiner Reproduktionsbedürfnisse verstehen, sondern als geschichtliche Produktion einer Subjektivität, die zu Teilen von einem gesellschaftlichen Warenverhältnis determiniert wird. Heutzutage ist die Lohnarbeit die Sozialisationsweise nicht bloß des Arbeiters, sondern des Individuums im allgemeinen.
Das Lohnverhältnis läßt sich als besondere Art der Sozialisation begreifen, die - tief eingeschrieben in die Warenbeziehungen - vor allem eine Herrschaftsweise ist, die auf einem Zwang zur gegenüber den eigentlichen Arbeitsbeziehungen äußerlichen Arbeit beruht. Die nachlassende Bedeutung der Unterschiede zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit sowie zwischen Produktion und Reproduktion beinhaltet, daß sich die gegenwärtigen und zukünftigen Kämpfe zunehmend außerhalb der und sogar gegen die traditionelle Gestalt des „Arbeiters" abspielen werden.
Die allgemeine Ausweitung der Lohnarbeit erzeugt den Eindruck, daß jedes Individuum potentiell eine für das System nützliche Funktion hat und deswegen in seine ökonomische Logik eintreten kann. Aber der moderne Kapitalismus ist eine „Reproduktionsweise" oder genauer eine Produktionsweise gesellschaftlicher Beziehungen, die impliziert, daß Arbeit und Nicht-Arbeit auf globale Weise - und nicht bloß abhängig vom „Wert" - behandelt werden. Genau dies erzeugt den Eindruck, daß jede Aktivität für das Kapital funktionabel ist und von daher jede andere Perspektive unmöglich und undenkbar ist (Ende der Utopien). Bleibt man aber dabei stehen, erkennt man nicht, daß die Stärke des Systems, seine Vielfalt und seine Anpassungsfähigkeit, auch seine Schwäche ausmachen, denn es verliert an dem, was seine eigentliche Definition ausmacht und was es leben läßt, es mangelt ihm an Bewußtheit und damit an Strategie, denn es gibt keine herrschende Klasse mehr, obwohl es natürlich führende Kreise gibt.

Arbeit, Dienstleistungen und Reproduktion

Der Unterschied zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit läßt sich durch Formeln wie: Heute ist jede Arbeit produktiv, oder umgekehrt: Jede Arbeit ist reproduktiv, „überschreiten". Dies erlaubt bestenfalls, Tendenzen zu erfassen, jedoch nicht, zu verstehen, warum zu einem bestimmten Zeitpunkt eine bestimmte Maßnahme ergriffen wird und keine andere. Das Beispiel der Nachbarschaftshilfe ist in diesem Zusammenhang lehrreich. Es spielt keine Rolle, daß diese Art Arbeit in einer klassischen Perspektive als unproduktiv (sie produziert kein Kapital), in einer modernistischen Perspektive als produktiv wahrgenommen wird (in Bezug auf den Warencharakter aller gesellschaftlichen Beziehungen). Wichtig ist es zu wissen, warum der Staat gerade heute eine zwar sehr alte, aber am Rande des Systems sich bewegende Tätigkeit zu rationalisieren und normalisieren sucht; wichtig ist zu wissen, was die Konsequenzen dieses Vorgehens sind.

Allgemein gesagt bringen die unterschiedlichen Rechtsstandards und die unterschiedlichen Arbeitsverträge tiefe Veränderungen mit sich:
Dies ist der Fall beim Lohnverhältnis, wo man einen Gegensatz von „garantierter" Arbeit einerseits, die von den Großunternehmen zumeist als Fixkosten betrachtet und damit als dem fixen Kapital ähnlich betrachtet wird, und „unsicherer" Arbeit andererseits registrieren kann, die als variabler Kostenfaktor betrachtet wird und die man so flexibel wie möglich handhabt, da sie mit Nebenkosten zu vergleichen ist. In diesen unterschiedlichen Standards ist das einzige, was die Individuen objektiv verbindet die Tatsache, daß sie als Lohnarbeiter beschäftigt sind. Diese Verbindung erlaubt es ihnen jedoch nicht, aus sich selbst heraus eine subjektive Einheit (vom Typ der alten Klassen) zu bilden, denn der Status als Lohnempfänger ist nur die Form, die die Reproduktion der Individuen annimmt. Dieser Status bildet ein System, in dem der Lohnempfänger weitgehend von der konkreten Arbeit losgelöst ist. Diese ist nur noch ein, wenn auch gegenwärtig noch das wichtigste Element. Der Arbeitslose, der Rentner und der Empfänger des gesetzlichen Minimallohns werden ebenso durch ihre Stellung als Lohnempfänger definiert wie der „wirkliche" Lohnempfänger. Die Arbeit löst sich in einer doppelt widersprüchlichen Bewegung auf: Auf der einen Seite gibt es eine Ausweitung des Systems der Lohnarbeit und des entsprechenden gesellschaftlichen Modells; gleichzeitig aber wird die Arbeit für die Produktion von Reichtümern zunehmend unwesentlicher. Die beiden „Hauptprodukte" der Arbeit, der Lohn und die Ware, verlieren ebenfalls ihre ursprüngliche Eigenschaft als Bezahlung der Arbeitskraft und Befriedigung der Bedürfnisse. Auf der anderen Seite funktioniert die Lohnarbeit als Disziplinierung zur Arbeit, für die die Individuen zur Verfügung zu stehen haben, als soziale Kontrolle und als Kommandogewalt - aber zugleich ist sie, besonders im Rahmen des Wohlfahrtsstaates, ein Faktor der Sozialisation und der Reproduktion der Individuen.
Tiefgreifende Veränderungen ereignen sich auch auf dem Niveau gesamtgesellschaftlicher Beziehungen, indem sich neue Arten von Dienstleistungen entwickeln, die sich manchmal kaum von bestimmten altertümlichen Formen der Leibeigenschaft oder der Dienerschaft unterscheiden und von Herrschaftsbeziehungen im zwischenmenschlichen Bereich bestimmt sind. Wenn sich dieses System als „Dienstleistungsgesellschaft" darstellt, so liegt darin so etwas wie ein Systemwiderspruch - denn die Dienstleistung ist feudalen Ursprungs und den herrschenden demokratischen Werten entgegengesetzt. Der Leibeigene jedoch diente (wie der Sklave) in gutem Glauben, da es ihm (individuell und außer in Zeiten großer kollektiver Revolten) als selbstverständlich erschien. Erst als dieses System als etwas Überlebtes erschien (gegen Ende des 19. Jahrhunderts), entstand, wie bereits von Swift gezeigt und heute von Baudrillard wieder aufgegriffen, eine Art gemeinsamer Ausbeutung von Herren und Knechten. Das mürrische Wesen eines Beamten oder Bürokraten, das von seiner unbedeutenden Arbeitsstelle ausgeht, die er in eine höhnische Macht über die Öffentlichkeit umgestaltet, ist immer noch swifteanisch. Neu ist dagegen das mürrische Wesen der Öffentlichkeit, die ihre öffentlichen Dienstleistungen fordert und die, das Ausgangsprinzip umkehrend, vom öffentlichen Dienst eine private und persönliche Dienstleistung fordert. Baudrillard sieht darin einen Widerstand gegen die funktionelle „Personalisierung" der Tauschvorgänge, während ich versucht wäre, darin

eine Ausweitung des Feldes zwischenmenschlicher Herrschaftsbeziehungen zu erkennen.
Der Begriff der Dienstleistungsarbeit umfaßt sowohl viele „kleine jobs" als auch die verschiedenen „Nachbarschaftsarbeiten", denn was sie definiert, ist hauptsächlich nicht die konkrete Natur der betreffenden Aktivitäten. Natürlich werden in der produktivistischen Ideologie diese Handlungen nicht als wirkliche Arbeit betrachtet und oft mit der „Hausarbeit" verglichen, die als „wertlos" betrachtet und den Frauen reserviert wird. Aber diese Haltung verschwindet allmählich. Wichtig wird nicht die Natur der Arbeit, sondern die Art der gesellschaftlichen Beziehung, die sie zur Folge hat und der ungleiche Tausch der Zeit, den sie mit sich bringt: Arbeitszeit contra Freizeit, qualifizierte Zeit contra unqualifizierte Zeit, Zeit der Produktion contra Zeit der Reproduktion etc. Darüber hinaus ist in vielen Fällen der gesellschaftliche Nutzen, der durch die durch diese Handlungen herbeigeführten zeitlichen Ersparnis entsteht, nur schwer meßbar - und dies kann zu einem bloß supplementären Einsatz der Arbeit führen, die die Fortdauer der ursprünglichen Arbeit möglich machen soll. In diesem Fall verschwindet die ökonomische Beziehung hinter der Herrschaftsbeziehung: Eine Person arbeitet, damit eine andere, deren Arbeit (von wem?) als wichtiger beurteilt wird, weiterarbeiten kann. Diese Ungleichheit zwischen zwei Arten der Arbeit, die auf eine Statusungleichheit zwischen zwei Personen verweist, wird durch Anreize von seiten des Staates noch verstärkt (die Steuererleichterungen kommen den Personen höheren Status zugute).
Anders ist es, wenn sich Individuen zusammenschließen, um völlig destabilisierte soziale Beziehungen (einschließlich erweiterter familialer Modelle) außerhalb oder am Rande der Lohnarbeit neu zu schaffen. Nur durch die Entwicklung solcher Initiativen lassen sich Dienstleistungsbeziehungen zu Beziehungen der Solidarität oder der Gemeinschaft umgestalten. Bleiben sie dagegen - vom Staat gefördert - in der Form der Lohnarbeit eingeschlossen, fallen sie in die Dienstbarkeit zurück, und zwar sowohl durch die Realität der Herrschaft, die sie mit sich bringen, als auch durch die kulturellen Belastungen, auf die sie verweisen.
Es gibt auch eine Entwicklung von „Milieus" anstelle von Klassen.[23] All dies bildet die Grundlage für neue Quellen von Konflikten, für die sich in Form von korporatistischem Verhalten und spontaneistischen Reaktionen und entsprechend deformierter und parzellierter Bewußtseinsformen schon einige Beispiele finden lassen: der Gegensatz reich - arm, das diffuse und veränderte Bild des Bourgeois im modischen Begriff des Neureichen, der Gegensatz Arbeiter - Beamter, festes Gehalt - zeitweiliges Einkommen, Arbeiter - Arbeitsloser etc.

23 Während die für gesellschaftliche Bewegungen und Ereignisse fruchtbaren 60er und 70er Jahre gute Möglichkeiten für eine ziemlich weitgehende „Vermischung" von Herkunftsmilieus bildeten und zu offenen und instabilen „Milieus" führten, erleben wir seit Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre eine gewisse Rückkehr zur Betonung sozialer Herkunftsmilieus, eine Rückkehr zu geschlossenen und nach Gruppen geordneten Milieus.

Die Krise der Arbeit und der Niedergang der kapitalistischen Produktionsweise

Die Arbeit ist keine Kraft mehr, sondern eine Funktion, sie verleiht einen Status und man kann sie gegen Nicht-Arbeit, Freizeit eintauschen. Die Indifferenz der Arbeit entspricht der wirklichen Natur des Systems und die Unterscheidung produktiv - unproduktiv ist nur ein Moment seiner Entwicklung gewesen, man könnte hinzufügen: der eigentlich kapitalistische Moment. Diese Beliebigkeit der Arbeit ändert nichts an der Vertiefung der Herrschaft. Tendenziell gibt es nur noch eine Art Arbeit, die Arbeit als Dienstleistung, als Funktion, die eine Lohnzuweisung ermöglicht, die sich selbst wiederum in ein globales gesellschaftliches Einkommen einfügt.
Arbeit als Dienstleistung wird hier nicht im feudalen Sinne des Wortes verstanden, denn im gegenwärtigen System gibt es keine Beziehungen reziproker Verpflichtungen, die den Herrn und den Knecht bzw. Sklaven binden würden (Firmenchef und Lohnarbeiter sind bloß durch die weitaus lockeren Bande des Arbeitsvertrags verbunden), sondern ein Lehnsystem der Lohnarbeit, dessen Existenz anhand der Mobilität der Personen gezeigt werden kann.
Dies ist ein zutiefst totalitärer Prozeß, denn ein ökonomisch verursachtes Bedürfnis nach Arbeit wird immer geringer, also kann keine Arbeitsmoral Bestand haben. Deshalb leben Aktivitäten wieder auf, die in den vorkapitalistischen Gesellschaften florierten, wie das Glücksspiel, und die heute vom Staat organisiert und kontrolliert werden.
Es geht darum, der Arbeit auf der Ebene des gesamten Lebens und unabhängig von irgendeiner konkreten Arbeit eine neue „totalisierende" Bedeutung zu geben. Arbeitsplätze werden mit dem Ziel geschaffen, andere Arbeitsplätze zu schaffen oder zu erhalten.[24] Reproduziert wird der Kapitalismus nicht als ökonomisches System, das auf der Dreifaltigkeit Produktion - Akkumulation - Profit beruht, sondern als gesellschaftliches Verhältnis von Reproduktion und Herrschaft. Das bedeutet nicht, daß er, um akzeptiert zu werden und seine Legitimität zu sichern, nicht gezwungen wäre, den ökonomischen Zwang herauszustellen. In der vorherigen Periode, den „glorreichen dreißig Jahren", triumphierten Wachstumsideologie, unbegrenzte Bedürfnisse und deren Befriedigung in der Konsumgesellschaft. Heute dagegen sind die Erpressung mit dem Mangel und die Ideologie der Knappheit die letzten Legitimationen des Ökonomischen in einem System, das entgegen allem Schein nicht mehr vom Ökonomischen und einer Klasse (der Bourgeoisie), deren Ideologie und Praxis um die Suche nach Profit in Produktion und Akkumulation zentriert waren, beherrscht werden.
In der Arbeiterklasse selbst scheint man die Bedeutung der gegenwärtig ablaufenden Veränderungen kaum zu erfassen, da man dort am längsten die Illusion vom Fortbestand der produktiven Arbeit aufrechterhalten kann. Auf dieser Grundlage versteift man sich (was aber nicht unabwendbar ist) auf die Verteidigung der eigenen Sonderin-

24 Ende 1992 hat die „Agence nationale pour l'emploi" („Nationale Beschäftigungsagentur") 800 Personen neu eingestellt, die dazu ausgebildet wurden, Arbeitslose auf den Arbeitsmarkt hin orientieren zu können - während doch eben dieser Arbeitsmarkt nicht mehr über diese Organisation vermittelt wird, die zur bloßen Unterstützungs-, Kontroll- und Statistikstelle geworden ist. Dies ist ein gutes Beispiel für die Absurdität der staatlichen Strategie der „Anstellung für die Anstellung".

teressen, die nicht mehr die der großen Mehrheit der Lohnarbeiter sind. Die traditionelle Arbeiterklasse, die in den Großunternehmen oder den alten gewerkschaftlichen Bastionen nahezu vollständig die Gruppe der „Stammarbeiter" umfaßt, könnte damit noch einmal ihre geschichtliche Entwicklung durchlaufen -allerdings dieses Mal in umgekehrter Richtung und „gegen den Verlauf der Geschichte". Damit befände sie sich freiwillig in einer Situation des Ausschlusses gegenüber dem Rest der Gesellschaft, einer Situation, die sie (vor allem vor dem Ersten Weltkrieg) schon einmal erlebt hat - allerdings hat sie sie damals erlitten. Diese Bewegung kann politisch-gesellschaftliche Formen einer Linkswendung kommunistischer Parteien annehmen, die bei Wahlen zwar nahezu auf Null reduziert sind, jedoch die Linie der 30er Jahre - „Klasse gegen Klasse" - neu vertreten. Oder aber sie entwickelt sich in Richtung eines faschistischen, rassistischen, sexistischen und puritanischen Flügels. In beiden Fällen handelt es sich nicht um eine Bewegung der Arbeiterklasse in ihrer Gesamtheit, da es für ihre Einheit keine reale Grundlage mehr gibt und ihr in einer Gesellschaft, in der sie ihre zentrale Stellung verloren hat, bei weitem das entsprechende Selbstbewußtsein und eigene Entwürfe fehlen. Es würde sich also um isolierte und parzellierte Kämpfe handeln, was schon daraus folgt, daß die gegenwärtige Krise nicht zu einer Verschärfung der Proletarisierung geführt hat (d.h. zur Ausbeutung einer größeren Masse Arbeitskraft im „produktiven" Sektor), sondern zu einer Ausweitung der verschiedenen Formen von Arbeit, ihrer Unbestimmtheit und einem Ausschluß, der nicht die alte Form der „industriellen Reservearmee", sondern eher die der „neuen Armen" annimmt.

Was die herrschende Klasse betrifft, so hat deren verwaltende und bürokratische Sichtweise in Riesenunternehmen und Spitzenverwaltungen nur noch entfernte Beziehungen zum bürgerlichen Denken, wie es sich historisch entwickelt hat. Außerdem haben die unterschiedlichsten Interessenslagen der herrschenden Kreise, ihre vielfältigen Machtquellen sowie ein fehlendes Erhaltungsbewußtsein nicht die Bildung einer wirklichen sozialen Klasse als kollektives Subjekt und historischer Akteur zur Folge.

Da der Kapitalismus die beiden Sphären der Produktion und der Zirkulation beherrscht hat, kann er am besten in dem existieren, was man die Sphäre der Repräsentation nennen könnte, die Spähre des Kredits und des „finanziellen Freibriefs". Dies war im klassischen ökonomischen Denken und auch im Marxismus unvorstellbar, denn es waren der Profit und die Profitraten, die die Zinsrate bestimmten.

Es ist zu erkennen, daß die Kapitalisierung im wesentlichen außerhalb des Produktionsprozesses stattfindet und daß die Akkumulation häufig Akkumulation eines fiktiven Werts ist. Der „finanzielle Freibrief" ist die Regel. Er läßt sich als eine Sphäre definieren, in der eine konstante, aber beherrschte Inflation verläuft, insoweit sie nicht mehr in den Formen früherer Perioden auftritt (Preiserhöhungen). In diesem Sinne ist eine Börsenkrise eine nicht mehr beherrschte Beschleunigung der Zirkulationsgeschwindigkeit der Zeichen des Wertes. Dasselbe Geld und dieselben Zeichen werden mehrere Mal gleichzeitig benutzt - was zugleich ihre Fiktivität andeutet. Die Zeichen werden also von ihrem Bezug auf einen realen Wert, der Wert wird von seinem Bezug auf den realen Profit abgekoppelt.

Kapitalisierung ist in dieser Sphäre kaum mehr als eine Akkumulation von Konventionen, Repräsentation von Reichtum statt Reichtum selbst. Ein „populäres" und

„demokratisches" Beispiel für dieses Repräsentationsphänomen findet man in der von den Medien zu Ende jeder Nachrichtensendung realisierten Gehirnwäsche in Form einer langen Litanei über die Börsenkurse. Der Reichtum ist zwar nicht greifbar, aber er muß glaubwürdig sein! Also muß man zeigen, daß sich sein Wert jeden Tag ändert. Die staatliche Wirtschaftspolitik ist heute trotz aller Reden über die „Rückkehr zum Unternehmen" im wesentlichen Finanzpolitik. Das Barometer der Börsenaktivitäten und die Wechselraten sind der Nerv dieses Krieges.
Trotzdem kann man nicht von einem Verschwinden des Kapitals sprechen, denn damit sich gesellschaftliche Verhältnisse reproduzieren (was die „Legitimität" des Kapitalismus als „am wenigsten schlechtes" System ausmacht) und der Reichtum weiterhin gezeigt werden kann (was seine Zuverlässigkeit bezeugt), muß es auch zukünftig Investitionen und Produktion geben. Deshalb muß erst recht jede Aktivität in eine Arbeit umzuwandeln sein und jede Arbeit eine „Produktion" ergeben. Ob diese Arbeit nun eine Materialität hat oder nicht, einen Warenwert oder nicht, all das spielt keine Rolle, solange sie einen Buchungswert hat und also ins betriebsinterne Bruttosozialprodukt aufgenommen werden kann.
Das notwendige Fortbestehen der Produktion in ihrer materiellen Form beinhaltet auch eine spezielle und neue Beziehung zwischen den Ländern des zentralen Kapitalismus und den Ländern der Peripherie. Die letzten bleiben und werden manchmal zwar wichtige Produktionsorte, selbst wenn ganze Teile des Landes aufgegeben oder Brachland werden. Tatsächlich aber existiert eine mehrstöckige Struktur mit horizontalen Beziehungen der Komplementarität und vertikalen Beziehungen der Unterordnung. So kontrollieren z.B. die USA diese Struktur nicht mehr durch ihr imposantes nationales Bruttosozialprodukt, sondern durch ihre Vorherrschaft auf militärischer Ebene und im Bereich der Informationsmedien, die wiederum mit der Beherrschung bestimmter Technologien verbunden ist. Im Austausch dafür wird ihr Defizit von den Japanern und den Arabischen Emiraten finanziert.
Man braucht zwar eine Regelung, die all diese Ebenen integriert, aber diese Integration kann weder durch pure Gewalt (imperialistische Phase) noch durch eine wirtschaftliche Regulierung auf der Ebene eines allgemeinen Äquivalents, wie es das Gold war, erfolgen (der „Spielbank-Kapitalismus" und die zunehmende Autonomie des Wertes machen dies unmöglich). So bleiben natürlich nur die Gesetze des Markts, von GATT und IWF, die Unotruppen und deren Verständnis von Harmonie.

Einige vorläufige Thesen

1. Sobald die Arbeit für die Lohnarbeiter eine bloße Funktion wird, zählen die wirkliche Arbeit, der Inhalt der Arbeit kaum noch und die eventuelle Zuschreibung eines Mehrwerts zu einer bestimmten Arbeitskraft erweist sich als unmöglich. Der gesetzmäßige Zusammenhang von Wert und Arbeit läßt sich nicht mehr herstellen, da die Produktion von „Reichtümern" nur noch eine äußerst eingeschränkte Beziehung zu der eingesetzten Arbeitszeit hat. Das bedeutet nicht, daß es keine Ausbeutung der Arbeitskraft mehr gibt. Allerdings spielt die Quantität der eingesetzten Arbeit keine grundsätzliche Rolle mehr, sondern der Einsatz komplexer Einrichtungen (Ausbildung-Innovation-fixes Kapital-"menschliche

Ressourcen"). Die Führungsschicht von Riesenunternehmen kauft im wesentlichen keine Arbeitskraft mehr, sondern Macht über produktive Einrichtungen, und in dieser Hinsicht ist die Arbeitskraft nur ein Faktor unter anderen. Daher bezahlt man dem Lohnarbeiter nicht die effektive Arbeitsdauer, seinen genauen Beitrag zum Gesamtprozeß, sondern seine Verfügungsbereitschaft im Rahmen einer Funktion, die oft erst noch zu definieren bleibt; die berühmte „Flexibilität" bedeutet nichts anderes. Lohnarbeiter werden zunehmend weniger für eine spezielle Arbeit eingestellt und häufig genug erfüllen sie Aufgaben, die mit ihrer Qualifikation wenig zu tun haben. Deshalb dienen Diplome als obligatorischer Nachweis zur Befähigung komplexer Arbeitsleistungen und deshalb begeben sich Unternehmen auf die Jagd nach Diplomen. Ihre effektive Verwendung spielt keine Rolle, Gehirnzellen werden zusammengekauft, wie man Kapital akkumuliert. Das Ziel ist das gleiche: die Macht des Unternehmens und möglichst die seiner Führer.

2. Die gegenwärtige Gesellschaft wird von der Ökonomie der Zeit geleitet. Die Ökonomie der Zeit setzt jedoch die Ökonomie der Mittel und damit einen zumindest geringen Einsatz lebendiger Arbeit voraus (an dieser „Größe" ist am leichtesten auf der mikroökonomischen Ebene zu sparen, selbst wenn diese Ökonomie de facto hohe zusätzliche Ausgaben schafft, die auf der makroökonomischen Ebene den Staat belasten). Die massive Reduktion der eingesetzten Arbeitszeiten (die berühmten „Produktivitätsgewinne") macht tendenziell den Gebrauch eben dieser Arbeitszeit als Maß der Produktion hinfällig.[25]
Wenn man davon ausgeht, daß der Austausch von Kapital und Arbeit sowie die sich daraus herleitende Herrschaft des fixen Kapitals dazu führen, sparsam mit der Arbeit umzugehen, auf die das Kapital wegen seines Hungers nach Mehrwert doch ganz versessen zu sein habe, argumentiert man immer noch in den Begriffen des Gesetzes von Wert und Arbeit. Aber die kapitalistische Produktionsweise funktioniert heute als Ökonomie der Zeit - nicht um mehr freie Zeit für andere Gelegenheit einzusetzen (das war das Ziel des ursprünglichen Kapitalismus: die erweiterte Reproduktion), sondern weil das fixe Kapital auf zweifache Weise symbolisch ist. Es ist Symbol der unseren gegenwärtigen Bezug zur Welt beherrschenden „technischen Haltung" und es ist Symbol der menschlichen Macht, insofern es Kristallisierung vergangener Aktivitäten ist. Dieser der kapitalistischen Produktionsweise in ihrer modernen Form inhärente „Wille zur Macht" verkörpert sich in den Führern der Staaten und Großunternehmen.[26] Ihre „grandiosen" Projekte sind eine Art und Weise, mit den Möglichkeiten der Macht zu spielen und ihren eigenen Willen zur Macht auszuüben. Wie gewöhnliche Sterbliche, wie Kinder spielen sie Monopoly, allerdings in der Realität.
Die Existenz der lebendigen Arbeit nimmt in der Strategie der modernen Titanen nur einen sehr untergeordneten Platz ein; daher die immense Verschwendung von beruflichen Ausbildungen und Laufbahnen. Arbeit wird tendenziell zu einer rückständigen Tätigkeit und sie wird gerade noch wegen ihrer passiven Mitwirkung (als überwachende Tätigkeit) an der Reproduktion des Gesamtsystems ge-

25 Vgl. Zarifian, La Nouvelle productivité, a.a.O.
26 Vgl. Jean-Marie Vincent, Critique du travail: le faire et l'agir, Paris 1987.

würdigt. Zu widersprechen scheint all dem die Entwicklung der Ideologie „menschlicher Ressourcen", der Theorie des „Humankapitals" und der kontinuierlichen Ausbildung „menschlicher Ressourcen", die seit den 80er Jahren in Mode ist; auch wenn bestimmte dieser Theorien in den 30er Jahren in den Vereinigten Staaten entwickelt worden sind, gewinnen sie doch mit dem endgültigen Bedeutungsverlust der Arbeitskraft heute eine neue Relevanz. Tatsächlich ist dieser Widerspruch real, insofern global und in der gesellschaftlichen Rangordnung die Ausbildung menschlicher Ressourcen und der Ausschluß der Arbeitskraft nebeneinander existieren. Die Ideologie der kontinuierlichen Weiterbildung der „menschlichen Ressourcen" entspricht dem alten Konzept der „industriellen Armee", von der Marx sagte, daß sie immer da zu sein habe, auch wenn sie nicht beschäftigt ist. Was diese Ideologie von dem alten Konzept unterscheidet, ist die klare Abgrenzung zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit, zwischen Ausbildung und Arbeit, zwischen Lehrgang und Arbeit, zwischen Lehrgang und Ausbildung. Man muß nicht bloß bereit zur Arbeit sein, sondern bereit sein zum Bereit-Sein. Man muß sich in einer virtuellen Arbeitssituation befinden, da es zu einer realen Situation immer weniger Gelegenheiten gibt. Unaufhörlich muß man Arbeit simulieren, da das System einen Horror vor dem Nichts hat.

In einer Welt, in der es (in Bezug auf die Gesamtbevölkerung) immer weniger Arbeit gibt und man immer mehr machen muß, damit die Arbeit als das Wichtigste erscheint, ist die Funktion der Ausbildung sicher mehr ideologisch als praktisch. Der Wille von seiten der Unternehmen, berufliche Laufbahnen und Entlohnungen zu personalisieren (Einzelgehälter „nach Verdienst"), ist ebenso sehr eine praktische Notwendigkeit, die Motivation und Einsatz der Lohnarbeiter garantiert und zugleich deren Bewertung und Selektion erlaubt, als auch eine ideologische Notwendigkeit, die den Lohnarbeitern den Eindruck vermittelt, daß die Arbeit, die sie ausführen, sehr konkret und wichtig ist und daß ihr Erfolg von ihnen abhängt. Die Ideologie der „menschlichen Ressourcen" und die ihr entsprechende Praxis sind im Grunde mit einem bürokratisch zentralisierten und nach technischen Einheiten strukturierten System nicht vereinbar. Sie verlangen eine Dosis an minimalem Paternalismus, wie er in den Unternehmen, deren Generaldirektoren genauso austauschbar sind wie die Aktionäre, nur schwer zu entdecken ist. Und so erleben die Ideologen der „menschlichen Ressourcen" seit einigen Jahren, nach vielen den Umstrukturierungen entsprechenden Weiterbildungs- und Umwandlungsplänen ratlos, wie ihnen ihr Grundstoff ausgeht. Sie werden bald niemanden mehr weiterzubilden haben - für den Kapitalismus ist der Mensch überflüssig.

3. Wenn das Individuum nicht mehr ist als Träger von Zeit und das Schicksal den Habitus der ökonomischen Notwendigkeit annimmt, muß es „seine Zeit", d.h. die ihm zugestandene Zeit „verwalten". Es gibt nicht nur eine Ökonomie der Zeit, sondern einen Kampf um Zeit, Erschleichung von Zeit, Zuordnung und Umverteilung von Zeit. Diese Bewegung durchzieht die gesamte Gesellschaft und dort, wo es auf der einen Seite Ökonomie gibt, gibt es auf der anderen Umverteilung. Bewirtschaftung von Zeit, Verwaltung von Zeit und Aufteilung von Zeit sind Produktions- und Verteilungsformen von Zeit - und alle diese Zeiten bilden kei-

nen neutralen und unparteiischen Rahmen für menschliche Handlungen, sondern den Grundstoff selbst der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse. Ich möchte dafür drei Beispiele geben: Die Ansprüche des Konsumenten machen aus den Angestellten des Handels „Zeitgeber", denn der Druck kommt nicht bloß von der Geschäftsführung, sondern auch von den Kunden (das Problem der Sonntags- und Feiertagsarbeit in den Supermärkten); die Zeit gesellschaftlicher Aktivitäten löst sich zunehmend von der Arbeitszeit (das Problem der Pensionierungen); die umgangssprachliche Wiederaufnahme eines der Geschäftswelt entlehnten Ausdrucks („Zeit verwalten") und dessen Umsetzung in „meine Zeit einteilen", signalisiert - über die enthüllende soziale Mimikry und Modellbildung und über den damit erwiesenen Einfluß der Medien in der Produktion sprachlicher Eigenheiten hinaus - eine wirkliche „Ökonomie der Innerlichkeit". Das „gerade zur rechten Zeit" der Unternehmen und das „Zeit einteilen" der Individuen reduziert die Zeit auf das Unmittelbare und nimmt ihr jede Tiefe und Dauerhaftigkeit. Übrig bleibt nur eine armselige Dialektik von Organisation und Markt (Unternehmen), von Freiheit und Zwang (Individuum).

Da diese abstrakten Zeiten den Grundstoff selbst der gesellschaftlichen Verhältnisse bilden, trüben sie die Vision einer wirklich humanen Zeit - und alle um das menschliche Handeln zentrierten Begriffe verlieren ihre Bedeutung: Arbeitszeit, historische Zeit, Zeit der Erinnerung.[27]

4. Die Menschen reproduzieren „Arbeit als Wert" als reine Fiktion. Um diese Fiktion beizubehalten, liefern sie zunehmend Arbeit, die keine Güter produziert (Dienstleistungen) oder aber Arbeit, die reine Zeit produziert (Kommunikation, Information), und sie versuchen, die letzten vitalen Aktivitäten außerhalb der Zwangszeit in der „Freizeit" auszuüben. Es hat sogar einmal eine französische Regierung gegeben, die die Freizeit ihrer „Untertanen" in einem Ministerium für Freizeit zu organisieren versuchte! Bemerkenswert ist im übrigen, daß seit dem dauerhaften Ansteigen der Arbeitslosigkeit und damit der Ausdehnung einer von den Individuen nicht gewählten freien Zeit die Frage der Freizeit gegenüber einer neuen Verteilung der Arbeit in den Hintergrund gerückt ist. Von Verteilung der Arbeit zu sprechen ist im übrigen mißbräuchlich, wenn man erkennt, daß die unterzeichneten Tarifverträge bestenfalls das gegenwärtige Beschäftigungsniveau in den Unternehmen bewahren. Sich von seiten der etablierten Mächte auf „Verteilung" zu beziehen, bedeutet, glauben zu machen, daß zwischen Beschäftigungsniveau und Umfang der Aktivitäten einerseits und zwischen Beschäftigung, Produktivität und Profit andererseits eine genaue Proportionalität besteht.

Auf dieser Basis, die dem herrschenden ökonomischen Denken widerspricht (siehe z.B. die Aussage des bundesdeutschen Ex-Kanzlers Helmut Schmidt: *„Die Profite von heute sind die Investitionen von morgen und die Arbeitsplätze von übermorgen"*), verlaufen die Investitionen von heute parallel zum Stellenabbau - und die Profite sind zwar eine erhoffte Konsequenz, bilden aber keine Funkti-

27 Es ist kein Zufall, wenn Regierungen dies zu kompensieren suchen, indem sie „Gedächtnisfeiern" gesellschaftlich organisieren. Zu fragen wäre, ob der Erfolg von Büchern sowie von Radio- und Fernsehsendungen über die Geschichte in die gleiche Richtung geht oder einen Widerstand gegen das Einfrieren der historischen Zeit bildet.

onsweise mehr. Darüber hinaus bauen die Unternehmen Stellen sowohl in Gewinn- als auch in Verlustzeiten ab, was nicht ohne Konsequenzen für die Beziehungen zwischen Lohnarbeitern und Unternehmen bleibt.[28]

Es macht nur noch wenig Sinn, die Produktivität eines Faktors der Gesamtproduktion isoliert zu sehen; dies dient zudem weder einem rationalen ökonomischen Kalkül zwischen den Faktoren (neo-klassische Theorien) noch als Grundlage für eine „gerechte" Entlohnung des Arbeitnehmer (reformistische Theorien). Trotzdem steckt hinter der oft geäußerten Vorstellung, daß eine Verteilung der Arbeit von einem obligatorischen Sinken der Löhne begleitet sein müßte, immer der Wille, glauben zu machen, daß die Produktivität mit der Arbeit zusammenhängt; daß man also, wenn man weniger arbeitet, auch weniger verdienen müsse, sonst habe das Unternehmen weniger Profit und daher auch kein Interesse daran. Was auf die Vorstellung von der Proportionalität von Lohn und Produktivität verweist, ist genau dieser Fetischismus der Arbeit. Dieser Fetischismus hat die Lohnarbeiter angesteckt, die anfangen, ihre Löhne mit der real ausgeführten Arbeit zu vergleichen. Daraus resultiert die Meinung, daß die einen ihre Löhne wirklich „verdienen", während die anderen wirklich nicht viel leisten. Was dabei verschwiegen wird, ist die globale Erhöhung der Produktivität (wie das Beispiel Japans zeigt, gibt es zwar keine höhere Arbeitsintensität, aber eine effektivere Gesamtorganisation des Prozesses), die den Rückgang der Arbeitszeit mehr als kompensiert. Darüber hinaus erlaubt die Rede von der Verteilung der Arbeit die Aufrechterhaltung der Ideologie der Arbeit; und dies in einer Gesellschaft, die die Arbeit immer weniger benötigt. Der Bedeutungsverlust der Arbeitskraft auf der ökonomischen Ebene bedeutet aber nicht, daß Arbeit als „Wert" unwichtig wird. Im Hinblick auf die gesellschaftliche Kontrolle und die kapitalistische Kommandostruktur bleibt sie wichtig. Alles verläuft so, als ob man noch Arbeit und Integration, Einkommen und Arbeit verbinden müßte. So muß z.B. das Einkommen entweder mit der aktuell geleisteten Arbeit, der früher geleisteten Arbeit (Rentner und Arbeitslose) oder der zukünftigen Arbeit (Mindestlohnempfänger) eng verbunden werden. Trotzdem wird das indirekte oder soziale Einkommen, das in das globale Haushaltseinkommen einfließt, immer wichtiger, was bisher auch keine besonderen Probleme zu machen schien. Der Wohlfahrtsstaat hatte gemäß dem fordistischen Regulierungsmodell ein indirektes und soziales Einkommen etabliert; daraus entwickelte sich eine völlig neue Struktur der Unterstützung für Arbeitslose, Behinderte und Kranke, die nicht mehr als bloßes Hilfssystem für die Bedürftigsten funktionierte, sondern als Mittel der Vereinnahmung und Kontrolle, das dazu beitrug, potentielle Arbeiter für die kapitalistische Produktion und für die Lohnarbeit in Reserve zu halten. Diese Arbeiter, die zwar außerhalb, aber nicht am Rande standen, bildeten weder eine „Reservearmee" noch neue „gefährliche Klassen". Durch ihr Ersatzeinkommen, das ihnen eine

28 Während man seit zehn Jahren immer wieder erklärt, daß die Franzosen endlich mit den Unternehmen „versöhnt" seien, erleben wir gegenwärtig eine tiefe Spaltung von Gesellschaft und Wirtschaft. Vor dreißig Jahren betrachteten die Unternehmensführungen den Personalabbau als Zeichen eines wirtschaftlichen und persönlichen Scheiterns - und er wurde daher auch nur als letzte Zuflucht angesehen. Heute gelten Entlassungen gegenüber den Aufsichtsräten der Gesellschaften als Garantie für eine gute Unternehmensführung.

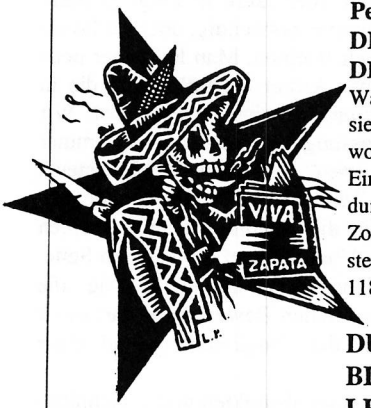
minimale Teilnahme an der „Konsumgesellschaft" gestattete, wurden sie integriert. Diese spezielle Struktur einer besonderen historischen Periode (den „glorreichen dreißig Jahren") wird seit Ende der 70er Jahre in Frage gestellt. Soziale Kontrolle und eine Sozialordnung sind immer notwendig, aber sie lassen sich nicht mehr um die Produktion und die Arbeit flechten. Man hat daher neue Maßnahmen ergriffen, um die Entwicklung einer Armut einzudämmen, die in den traditionellen Solidaritäts- und Transferleistungen keinen Platz findet. Wir erleben eine entsprechende sprachliche Anpassung; so spricht man immer weniger von „Arbeitern" als vielmehr von „Armen" und „Ausgeschlossenen". Wie in allen großen Übergangsperioden gehen Tendenzen und Gegentendenzen ineinander über und gleichen sich aus: Geld für die Ausbildung auf der einen Seite, Geld für die „Armen" und Kredite für die Vorstädte auf der anderen Seite. Die Schaffung des gesetzlichen Minimallohns stellt so etwas wie die gegenwärtige Synthese dieser beiden widersprüchlichen Bewegungen dar: es ist Einkommen außerhalb der Arbeit, dient aber der Eingliederung und einer hypothetischen zukünftigen Arbeit.

5. Die Verflüchtigung der gelebten Zeit zugunsten einer abstrakten und zerschnittenen Zeit wird parallel dazu begleitet von einer Entterritorialisierung der Individuen. Dem Mythos der Erde und des Landes folgte der Mythos der Stadt, die Stadt als Symbol der Modernität. In beiden Fällen aber waren die Individuen durch soziale Nachbarschaftsbeziehungen und eine Arbeit, die in einem umgrenzten Raum angesiedelt war, örtlich gebunden. Heute dagegen hat das symbolträchtige Bild der Stadt den ausufernden Vorstädten mit einer nahezu totalen Homogenisierung des Raumes Platz gemacht, die die Realität des Landes und das Abenteuer der Stadt verschwinden läßt.[29] Die Stadt spricht nicht mehr zu den Individuen - allenfalls vermittelt durch Erinnerungen, mit musealen Städten und Stadtteilen, die man wie seltene Spezies zu schützen sucht. Was jedoch die Gegenwart angeht, so sind die Individuen allenfalls dafür empfänglich, sich in ihre urbane Umgebung als vom Fließband beherrschtes Territorium zu integrieren (siehe die Verkehrs- und Transportprobleme, die Ideologie und die Praktiken der Kommunikation). Ob mit Hilfe des Flugzeuges, des Hochgeschwindigkeitszuges oder der unendlichen Autoschlangen: Der zwischenliegende Raum leert sich und Verbindungen haben nur noch das Ziel, Räume möglichst zu reduzieren.
Abstrakte Zeit auf der einen und homogener und reduzierter Raum auf der anderen Seite: Die Hindernisse auf dem Weg zur Allmacht des abstrakten Menschen scheinen beseitigt! Es gibt zwar Stimmen und Aktionen, die sich gegen diese Entwicklung richten - zumeist aber ist der Widerstand, insofern er sich zu bestimmten Zeiten auf bestimmte Dinge konzentriert, vereinzelt, oder aber er operiert mit dem zwar realistischen, zugleich aber defätistischen Argument, daß man sich den objektiven Zwängen der kapitalistischen Welt zu stellen habe und keine tabula rasa ins Auge fassen könne.

Übersetzung aus dem Französischen: Rolf Löper

29 Vgl. Claude Raffestin, Travail, espace, pouvoir, Lausanne 1979.

Bücher zu Politik, Ästhetik und Literatur



Subcomandante Insurgente Marcos
BOTSCHAFTEN AUS DEM LAKANDONISCHEN URWALD
Über den zapatistischen Aufstand in Mexiko: Das politisch-literarische Werk des »Shakespeare des lakandonischen Urwalds«.
Broschiert, 256 S., DM 29,80

DER BEGINN EINER EPOCHE
Texte der Situationisten 1958–1969
»Wir haben einfach Öl hingebracht, wo Feuer war.«
Broschiert, 320 S., 49,80 DM

Inge Viett
EINSPRÜCHE!
Briefe aus dem Gefängnis
Reflexionen einer rebellischen Frau. Broschiert, ca. 24,- DM

Peter Hacks
DIE MASSGABEN DER KUNST
Was ist Kunst – wie entsteht sie, wodurch wirkt sie und woran geht sie unter?
Eine kritische Wanderung durch die kulturelle Sahel-Zone von 1961 bis in die jüngste Gegenwart. Gebunden, 1184 Seiten, ca. 128,- DM

DURRUTI
BILDER EINES LEBENS
1896–1936
250 Fotos, durchgehend zweifarbig, fünfsprachig. Lebensstationen in Bildern. Anläßlich des 100. Geburtstags Durrutis und des 60. Jahrestags des Ausbruchs der sozialen Revolution in Spanien 1936.
Gebunden, ca. 38,- DM

Abel Paz
DURRUTI
Das Proletariat in Waffen: Zur Geschichte des Anarchismus anhand einer seiner legendärsten Gestalten.
Gebunden, 816 S., 78,- DM

Olaf Arndt, Rob Moonen, Nils Peters
BUNA 4
Katalog: Zum Auschwitzer IG Farben-Werk.
Broschiert, 48,- DM

Moonen & Arndt
CAMERA SILENS
Katalog: Über Folterforschung, Stammheim und die RAF. Broschiert, 48,- DM

DIE AKTION
Zeitschrift für Politik, Literatur, Kunst
Heft 148/151: Grève Générale! Massenstreik und soziale Revolte in Frankreich: Analysen und Dokumente. 68 S., 8,- DM. Heft 152/156: André Breton Dossier / Maximilien Rubel: Marx als Theoretiker des Anarchismus. 12,- DM.

Franz Jung
BRIEFE 1913 – 1963
Werke Band 9/1
Eine Confession Humaine in Briefen, eine Flaschenpost im bewegten zwanzigsten Jahrhundert. 1152 S., broschiert 138,- / gebunden 158,- DM

Sean McGuffin
DER FETTE BASTARD
Roman
Ein furioser irischer Roman mit Tempo, Spannung und Witz: Kopfjäger auf Borneo, Emma Goldmann nebst Wobblies der IWW, Attentate auf korrupte Anwälte sowie der Lebensbericht eines legendenumwobenen Kämpfers der IRA. Gebunden, ca. 36,- DM

verlegt bei Edition Nautilus
Gesamtkatalog anfordern : Am Brink 10 / 21029 Hamburg

Wolfgang Braunschädel

Ideal und Ideologie: Einwanderung und Integration im Ruhrgebiet

Vorbemerkung

„Ruhrgebiet? Tut mir leid. Davon habe ich noch nie gehört."[1]

Klaus J. Bade hat vor einigen Jahren *„das Ruhrgebiet und besonders das Emscherrevier"* als *„eine Art internes Einwanderungsland mit allen Kennzeichen eines soziokulturellen Schmelztiegels"* bezeichnet und damit ausgesprochen, was im öffentlichen Bewußtsein, insbesondere auch im Ruhrgebiet selbst, als nicht zu hinterfragender Konsens gilt.[2] Der Begriff Schmelztiegel - als „melting pot" durch das von dem in die USA eingewanderten Israel Zangwill verfaßte gleichnamige Theaterstück am Anfang dieses Jahrhunderts populär geworden - ist im allgemeinen positiv besetzt.[3] Wenn heute, angesichts der ökonomischen Probleme, der zunehmenden Arbeitslosigkeit und der damit einhergehenden wachsenden Fremdenfeindlichkeit von der dringend notwendigen Integration der ausländischen Bevölkerung in die bundesrepublikanische Gesellschaft die Rede ist, dann wird das Ruhrgebiet zumeist unhinterfragt als eine Region angepriesen, in der eben dies über Jahrzehnte hinweg in mehr oder minder vorbildlicher Weise gelungen sei. Schon einmal, im Herbst 1939, war das Ruhrgebiet in seiner Vorbildfunktion thematisiert worden. Damals, nach dem Überfall auf Polen, hatte der auch heute noch als *„Vater des Ruhrvolkes"* in Ansehen gehaltene Wilhelm Brepohl in einem Gutachten die *„Umvolkung"* der ins Revier eingewanderten Polen als vorbildlich *„für die politischen Pläne von heute"* bezeichnet. Man wird also gut daran tun, das weit verbreitete positive Bild des Ruhrgebietes als einer offenen, von einer zwar nicht konfliktfreien, aber dennoch immer wieder gelungenen Integration der Zuwanderer geprägten und insofern als Experimentierfeld für zukünftige Entwicklungen anzusehenden Region in historischer Perspektive zu hinterfragen.

---

1 Sophia Loren in einem in Düsseldorf mit Ines Waschkau geführten Gespräch anläßlich der Eröffnung des Freizeitparks „Movie World" in Bottrop, in: Prisma. Wochenmagazin zur Zeitung 30/1996, S. 5.

2 Klaus J. Bade, Massenwanderung und Arbeitsmarkt im deutschen Nordosten von 1880 bis zum Ersten Weltkrieg. Überseeische Auswanderung, interne Abwanderung und kontinentale Zuwanderung, in: Archiv für Sozialgeschichte, 20/1980, S. 265 - 323, hier S. 280.

3 Seit den sechziger Jahren, so Donata Elschenbroich, wird das Schmelztiegel-Konzept in den USA im Zuge des „ethnic revival" als Beitrag zur Zwangsassimilierung und Zwangsamerikanisierung kritisiert. Verglichen mit der vor dem Ersten Weltkrieg verbreiteten Diskriminierung insbesondere der süd- und osteuropäischen Einwanderer in die USA war das in den dreißiger Jahren favorisierte Schmelztiegel-Konzept *„jedoch vergleichsweise integrativ: es gestand allen Einwanderern grundsätzlich die Fähigkeit zur Assimilation zu, es sprach ihnen nicht von vorneherein die Möglichkeit ab, loyale amerikanische Bürger werden zu können, es war unvereinbar mit rassistischer Ausgrenzung"*. Donata Elschenbroich, Eine Nation von Einwanderern. Ethnisches Bewußtsein und Integrationspolitik in den USA, Frankfurt/Main; New York 1986, S. 33/34.

Die Geschichte des Ruhrgebietes, der Einwanderung ins Ruhrgebiet, der Aufnahme der Einwanderer sowie der aktuellen Diskussionen um die Integration der ausländischen Bevölkerung kann nur dann adäquat interpretiert werden, wenn dies alles in einen größeren historischen Zusammenhang gestellt wird. Im ersten Kapitel des folgenden Textes wird mit der Rekonstruktion der Diskussionen über Integration im Kontext der Einwanderung in die Bundesrepublik der inhaltliche Rahmen ausgelotet. Thematisiert wird dabei auch die Frage des Staatsbürgerrechts und der Einbürgerung. Dies wiederum verweist auf eine spezifische deutsche Tradition des völkischen Nationalismus, dem die Einbürgerung von Zuwanderern auf der Basis eines dem Niveau der westlichen Einwandererstaaten angepaßten Staatsbürgerrechts bis heute fremd ist und der nicht nur bei denen virulent ist, die sich auch heute noch explizit darauf beziehen, sondern auch dort seine Auswirkungen zeigt, wo man sich von diesen Traditionen frei zu wissen glaubt. Im zweiten Kapitel wird auf diese spezifische Geschichte des deutschen Nationalismus und dessen Reaktionen auf die historisch parallel laufenden Migrationsbewegungen eingegangen. Der deutsche Nationalismus hat - kulminierend in den nationalsozialistischen Vernichtungslagern - in den Auswirkungen historisch einmalige Formen von Fremdenfeindlichkeit und Rassismus produziert. Im dritten Kapitel wird somit nach den spezifischen Konstitutionsbedingungen von Fremdenfeindlichkeit und Rassismus in Deutschland zu fragen sein, wobei auch zu thematisieren ist, daß die ethnopluralistischen Konzepte der Neuen Rechten längst nicht mehr mit dem historisch diskreditierten biologischen Rassismus argumentieren, sondern einen ethnischen Rassismus propagieren, der konsequenterweise auf sogenannte „ethnische Säuberungen" abzielt. Das vierte Kapitel gibt auf der Basis der vorliegenden Forschungsergebnisse einen Überblick über die Geschichte der Einwanderung ins Ruhrgebiet, wobei insbesondere die zeitgebundenen Reaktionen auf die Zuwanderer angesprochen werden. Im fünften Kapitel schließlich wird das Konzept „Ruhrvolk" des Volkskundlers und Heimatforschers Wilhelm Brepohl vorgestellt, in dem sich die Beschäftigung mit der Einwanderung ins Ruhrgebiet und insbesondere mit der Aufnahme der Zuwanderer zu einer auch ins Selbstverständnis der Ruhrgebietsbevölkerung eingegangenen positiven Sichtweise verdichtet und das in seinen Grundzügen auch heute noch als Anknüpfungspunkt für zukünftige Perspektiven herhalten muß. In einem kurzen Resümee werden schließlich die aktuellen Überlegungen zur Integration auf ihre problematischen Botschaften hin ausgelotet.

Der folgende Text hat somit nicht zum Ziel, neue historiographische Daten zu präsentieren. Es soll vielmehr versucht werden, einen kursorischen Überblick über die Geschichte der Einwanderung ins Ruhrgebiet mit der Frage danach zu verbinden, ob und inwieweit diese Einwanderung mit integrativen Konzepten verbunden war bzw. ist und in welchen Formen solche Konzeptionen sich zu den unterschiedlichen Zeitpunkten niedergeschlagen haben. Gefragt wird also danach, ob und inwieweit die im Ruhrgebiet seit mehr als hundert Jahren gesammelten Erfahrungen mit der Einwanderung und Aufnahme von ausländischen Arbeitskräften für heutige Überlegungen im Hinblick auf eine zukünftige Einwanderungspolitik überhaupt tauglich sind oder ob das positive Bild des Ruhrgebietes als einer hinsichtlich der Aufnahme und Integration von Zuwanderern vorbildlichen Einwandererregion nicht längst zu einem ideologischen Modell geronnen ist.

I. Integration als Ideologie

„Es gibt in den Elogen der Pluralität, der Differenz, des Austauschs, der Diversität, die derzeit hoch im Kurs stehen, auch etwas Dubioses, ein Nichtbewußtsein nämlich von der ungeheuren Herausforderung, die das Differente, wenn es ernstgenommen wird, tatsächlich bedeutet."[4]

Am 21. August 1947 veröffentlichte Ernst Friedlaender unter dem Titel „Bleibe im Lande!" einen mit Politikern inhaltlich abgesprochenen Artikel in der ZEIT, in dem es u.a. hieß: *„Der Fremdarbeiter ist als Arbeitskraft erwünscht, nicht als Mensch willkommen."*[5] In einer Zeit, in der es in der westdeutschen Bevölkerung eine sehr hohe Auswanderungsbereitschaft gab,[6] sollte dieser Satz nicht etwa die Haltung des gemeinen Deutschen gegenüber den „Fremdarbeitern" in der Nazizeit zum Ausdruck bringen, eine Haltung, die später auch gegenüber den zuerst ebenfalls als „Fremdarbeiter" bezeichneten „Gastarbeitern" noch lange virulent war, sondern als Warnung für auswanderungswillige Deutsche dienen. Man wird wohl nicht umhin kommen, diesen Satz als Ausdruck einer klassischen Projektion zu interpretieren: Den potentiellen Aufnahmeländern für deutsche Auswanderer wird genau jenes funktionalistisch-pragmatische Menschenbild unterstellt, das die eigenen Umgangsformen Ausländern gegenüber nicht nur in den Jahren zuvor, sondern auch in den späteren Jahren entscheidend prägte. Auch knapp vier Jahre später war diese Projektionsarbeit, die wohl aus einer verqueren Mischung aus untergründigem Schuldbewußtsein und gleichzeitiger Verdrängung resultierte, offensichtlich noch immer virulent. Im Februar 1951 schrieb der australische Geschäftsmann Philip Opas in einem Brief an den Einwanderungsminister Harold Hold: *„A German with experience of foreigners working for his Government just can not believe that a two-year contract of service with our Government would not amount to slave-labour."*[7]

---

4 Lothar Baier, Ostwestpassagen. Kulturwandel - Sprachzeiten, Frankfurt am Main/Wien o.J. (1996), S. 16.

5 Zit. nach Johannes-Dieter Steinert, Migration und Politik. Westdeutschland - Europa - Übersee 1945-1961, Osnabrück 1995, S. 34.

6 Zu entsprechenden Umfrageergebnissen im Februar 1947 in der französischen und März 1949 in der britischen Zone vgl. Steinert, ebd., S. 36. Das Interesse an einer Auswanderung ging zwar in den nächsten Jahren sukzessive zurück, tatsächlich wanderten aber bis Ende der fünfziger Jahre einige hunderttausend Menschen aus den Westzonen bzw. der Bundesrepublik aus, vorwiegend in die klassischen Auswandererländer USA, Kanada und Australien, in den frühen Jahren aber auch nach Frankreich und Großbritannien.

7 Zit. nach Steinert, ebd., S. 159. Das kollektiv verdrängte Schuldbewußtsein erlebte Jahrzehnte später, zu Zeiten der Friedensbewegung Anfang der achtziger Jahre, eine explosive Wiedergeburt, als den Westalliierten - die Sowjetunion spielte im Hintergrund die Rolle des interessierten Sponsors der Bewegung - wegen einer geplanten Raketenstationierung vorgeworfen wurde, sie würden und wollten „Deutschland" zu einem atomaren Schlachtfeld machen; offensichtlich hatte man den Alliierten die Befreiung vom Nationalsozialismus noch nicht vergeben und unterstellte ihnen in bewährter Manier eben jene Lust an „verbrannter Erde", die man aus der eigenen Geschichte allzu gut kannte. Eine ähnlich merkwürdige Erinnerungsfähigkeit zeigte die wieder auferstandene Friedensbewegung zehn Jahre später während des zweiten Golfkrieges,

Die Probleme, die bundesdeutsche Stellen mit der damals grassierenden Auswanderungslust hatten, basierten durchaus auf entsprechenden arbeitsmarktpolitischen Überlegungen. Bereits am 19. September 1950 stellte der spätere Leiter der Nürnberger Bundesanstalt für Arbeit, Julius Scheuble, fest, daß trotz der hohen Arbeitslosigkeit *„mit einer Aufnahmefreudigkeit des deutschen Arbeitsmarktes für fremde Arbeiter zu rechnen"* sei.[8] Tatsächlich war die deutsche Aus- und Einwanderungspolitik zu der damaligen Zeit in ein komplexes Geflecht von unterschiedlichsten Interessen eingebunden, die von der Eingliederung der in Westdeutschland verbliebenen „Displaced Persons" - später als „Heimatlose Ausländer" bezeichnet - über die Eingliederung der Millionen Flüchtlinge aus dem Osten (sogenannte „Volksdeutsche" - später Aussiedler - aus den sozialistischen Staaten, Vertriebene aus den ehemals zum deutschen Reich gehörenden Regionen und schließlich Flüchtlinge aus der SBZ bzw. der DDR)[9] über

---

als man angesichts der Bombenangriffe auf Bagdad diejenigen auf Dresden ins Gedächnis zurückrief, ohne sich daran erinnern zu wollen, daß es seinerzeit zuvor von deutscher Seite Vernichtungsangriffe z.B. auf Rotterdam, Warschau und Belgrad gegeben hatte. Die ehemaligen Westalliierten, insbesondere die USA, spielen im deutschen kollektiven Unbewußten nicht zuletzt wegen ihrer befreienden Eingriffe im Ersten, besonders aber im Zweiten Weltkrieg ganz offensichtlich die Rolle eines das nationale Selbstbewußtsein in Frage stellenden und verletzenden Bösewichts; nicht von ungefähr grassiert der Antiamerikanismus hierzulande von rechtsaußen bis linksaußen. Grundlegend in diesem Kontext ist natürlich auch die alte und immer noch virulente Debatte über deutsche Kultur und westliche Zivilisation. (Vgl. Dan Diner, Verkehrte Welten. Antiamerikanismus in Deutschland. Ein historischer Essay, Frankfurt am Main 1993). Im Zusammenhang mit dem Antiamerikanismus ist unbedingt auch der sich gerne progressiv gebärdende Antizionismus zu sehen; vgl. dazu Martin W. Kloke, Israel und die deutsche Linke. Zur Geschichte eines schwierigen Verhältnisses, erw. u. akt. 2. Aufl., Frankfurt am Main 1994 und Der Golfkrieg, Israel und die deutsche Friedensbewegung. Dokumentation einer Kontroverse, 2. akt. u. erw. Aufl., Frankfurt am Main 1991. Dem Zusammenhang zwischen Antizionismus und Antiamerikanismus bei der Linken entspricht ein ähnlicher Zusammenhang zwischen Antisemitismus und Antiamerikanismus bei der Rechten. Bei Carl Schmitt, dem ohne Zweifel nachhaltigsten deutschen politischen Rechts-Denker dieses Jahrhunderts, erscheint *„der in den Schriften der NS-Zeit offene Antisemitismus"* nach dem Krieg *„nun plötzlich in der sublimierten Form des Antiamerikanismus"* (Raphael Gross, Carl Schmitts „Nomos" und die „Juden", in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, 530/1993, 47. Jg., S. 410 - 420, hier S. 419). Auch eine andere spezifisch deutsche Bewegung, die gegen das durch Auswüchse der Industriegesellschaft - nicht von ungefähr ist auch die Industrialisierung historisch gesehen ein Produkt des Westens - verursachte Waldsterben, wäre einmal in mentalitätshistorischer Hinsicht näher zu untersuchen. *„Das Massensymbol der Deutschen war das* Heer", schrieb Elias Canetti. *„Aber das Heer war mehr als das Heer: es war der* marschierende Wald. *In keinem modernen Land der Welt ist das Waldgefühl so lebendig geblieben wie in Deutschland."* Und weiter: *„Wald und Heer hängen für die Deutschen auf das innigste zusammen und es läßt sich das eine so gut wie das andere als das Massensymbol der Nation bezeichnen; sie sind in dieser Hinsicht geradezu ein und dasselbe."* (Elias Canetti, Masse und Macht, Düsseldorf 1981, S. 195 und 203). Manches, was sich progressiv gebärdet, erweist sich als tief in einer unreflektierten kollektiven Mentalität verankert; vielleicht läßt es sich aber sogar als historischer Fortschritt verbuchen, daß sich das deutsche Gemüt über fremde Bomben aufregt, statt eigene zu werfen und sich um Bäume und Pflanzen kümmert, statt Heere marschieren zu lassen. Der Anschluß der DDR und die seither zu beobachtende verstärkte Selbstbewußtwerdung deutscher Nationalisten, die auch manchem Ex-Linken, der aber möglicherweise seinerzeit auch schon die berüchtigte Parole „USA - SA-SS" inbrünstig skandiert hatte, wieder heimatliche Gefühle beschert hat und konsequenterweise der Einsatz deutscher Heeresteile in fremden Ländern lassen allerdings vermuten, daß es mit diesem Fortschritt nicht allzu weit her ist und daß sich manche derjenigen, die sich gestern noch um den deutschen Wald besorgt zeigten, morgen vielleicht schon wieder Gedanken um den rechten Einsatz deutscher Heere machen werden.

8 Zit. nach Steinert, Migration und Politik, a.a.O., S. 142 und S. 199.

9 Als kurze Überblicksdarstellungen zu den Displaced Persons und den Flüchtlingen aus dem Osten vgl. die entsprechenden Texte von Wolfgang Jacobmeyer und Wolfgang Benz in: Klaus

die auch politisch bedingten Rücksichtnahmen auf die an der Einwanderung von Fachkräften interessierten Staaten (insbesondere die USA, Kanada und Australien) bis zu von zahlreichen Staaten im Laufe der fünfziger Jahre entsprechenden deutschen Stellen gegenüber vorgebrachten Interessen an Anwerbeverträgen reichten.[10]
Insbesondere die seit den frühen fünfziger Jahren von unterschiedlichen Kreisen immer wieder thematisierte Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte mußte mit der Eingliederung der Flüchtlinge aus dem Osten abgestimmt werden. Bereits 1952 jedoch gelang es dem Bauernverband Baden, rund 200 italienische Saisonarbeiter in der badischen Landwirtschaft zu beschäftigen.[11] Auch der Unternehmensverband Ruhrbergbau zeigte sich schon frühzeitig an Anwerbungen interessiert, wobei man lange Zeit bevorzugt Deutsche - welcher Herkunft auch immer - suchte und z.B. Italiener explizit ablehnte; so wurden nach längeren Verhandlungen seit März 1953 unter in Österreich lebenden Siebenbürger Sachsen 603 Neubergleute angeworben, darunter 125 für den Eschweiler Bergwerksverein, 247 für die Hibernia in Herne und 229 für die Neue Hoffnung in Oberhausen (243 davon verließen allerdings nach kurzer Zeit wieder ihre Arbeitsplätze) und 1955 warb die Hamborner Bergwerks AG 227 Neubergleute in Südtirol an.[12]

J. Bade (Hrsg.), Deutsche im Ausland - Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart, München 1992, S. 367-373 und 374-386. Von insgesamt 10,5-11,7 Millionen Displaced Persons lebten nach Kriegsende laut Jacobmeyer alleine rund 4,5 Millionen in den drei Westzonen. Nach der zum Teil zwangsweisen Repatriierung und der Auswanderung insbesondere in die USA, nach Kanada und Australien verblieben in der Bundesrepublik rund 150.000 Personen, die zum Teil noch jahrelang unter äußerst schlechten Bedingungen in Lagern lebten. S. auch Wolfgang Jacobmeyer, Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer. Die Displaced Persons in Westdeutschland 1945 bis 1951, Göttingen 1985. Angelika Königseder/Juliane Wetzel, Lebensmut im Wartesaal. Die jüdischen DPs (Displaced Persons) im Nachkriegsdeutschland, Frankfurt am Main 1994, nennen für die drei Westzonen eine Zahl von 6,5 bis 7 Millionen Displaced Persons, davon zwischen 50.000 und 70.000 jüdischer Herkunft, zu denen insbesondere im Sommer und Herbst 1946 nach dem Pogrom im polnischen Kielce noch einmal mehr als 1000.000 jüdische Flüchtlinge aus Polen und anderen Ländern Osteuropas kamen; s. auch Jacqueline/Rachel Salamander (Hrsg.), Ein Leben aufs Neue. Das Robinson - Album. DP-Lager: Juden auf deutschem Boden 1945-1948, Wien 1995. Zu Aussiedlern, Vertriebenen und Flüchtlingen aus der DDR gibt es eine umfangreiche Literatur. An neueren Darstellungen vgl. z.B. Rainer Schulze/Doris von der Brelie-Lewien/Helga Grebing (Hrsg.), Flüchtlinge und Vertriebene in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte. Bilanzierung der Forschung und Perspektiven für die künftige Forschungsarbeit, Hildesheim 1987; Klaus J. Bade (Hrsg.), Neue Heimat im Westen: Vertriebene, Flüchtlinge, Aussiedler, Münster 1990; Albrecht Lehmann, Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945-1990, München 1991; Helge Heidemeyer, Flucht und Zuwanderung aus der SBZ/DDR 1945/1949-1961. Die Flüchtlingspolitik der Bundesrepublik Deutschland bis zum Bau der Berliner Mauer, Düsseldorf 1994; Volker Ackermann, Der „echte" Flüchtling. Deutsche Vertriebene und Flüchtlinge aus der DDR 1945-1961, Osnabrück 1995.

10 Steinert kommt aufgrund der Analyse der von ihm erstmals eingesehenen entsprechenden staatlichen Akten zu dem Ergebnis, daß im Gegensatz zu *„den bisherigen, auf veröffentlichten Quellen basierenden Forschungsergebnissen"* davon auszugehen ist, *„daß die Initiativen zum Abschluß der Vereinbarungen von den sog. Herkunftsländern ausländischer Arbeitskräfte in der Erwartung ausgingen, Wanderungen anzuregen und gleichzeitig die Auswahl der Arbeitskräfte durch die eigene Arbeitsverwaltung zu kontrollieren und zu regulieren"*. Steinert, Migration und Politik, a.a.O., S. 333. Es hat seinerzeit, so Steinert, ebd., S. 307 und 355, Anfragen von mehr als zwanzig Staaten an bundesrepublikanische Behörden wegen entsprechender Abkommen gegeben.

11 Steinert, ebd., S. 212.

12 Ebd., S. 215 und 219. Einige Zeit später zeigte sich der Unternehmensverband Ruhrbergbau auch interessiert an den nach der sowjetischen Intervention in Ungarn von dort eintreffenden Flüchtlingen, bei denen es sich laut dem damaligen Bundesvertriebenenminister Theodor

Abgesehen von diesen einzelnen Anwerbungen muß auch auf die im Rahmen der „Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl" (EGKS) geltenden Freizügigkeitsregelungen für Facharbeiter und die allerdings wegen der Priorität der jeweiligen nationalen Interessen kaum zum Zuge kommende Beschäftigungsfreiheit innerhalb der „Organization for European Economic Cooperation" hingewiesen werden; dies nicht zuletzt deshalb, weil sich in diesem Zusammenhang für die bundesdeutschen Verantwortlichen ein ganz besonderes Problem stellte und zwar im Hinblick auf französische Staatsbürger afrikanischer Abstammung. Im Juli 1954 trafen sich Beamte aus verschiedenen Abteilungen des Auswärtigen Amtes zu einer internen Besprechung, wo man offen miteinander reden konnte und in deren Verlauf laut Ergebnisprotokoll in der Tat, wie Steinert zurecht bemerkt, *„erstaunliche Formulierungen"* fielen, die eine ungebrochene Kontinuität offen rassistischer Denkweisen zum Vorschein brachten: *„Hinsichtlich des persönlichen Geltungsbereichs des* (EGKS-) *Abkommens führte Ges. Prof. Dr. Ophüls aus, daß zu dieser Frage die Gewerkschaften gehört werden müßten, da diese durch die Einwanderung fremdrassiger Arbeitnehmer in erster Linie vor besondere Probleme gestellt würden. Andererseits sei es unmöglich, daß die Rassenfrage von einer deutschen Regierungsdelegation in einem internationalen Gremium aufgeworfen würde."* Besprochen wurde weiterhin, *„ob denn überhaupt für die Bundesrepublik eine Gefahr der Überflutung durch fremdrassige Arbeiter bestände"*, da *„eine Sicherheitsklausel gegen die Überflutung durch fremdrassige Arbeiter ja auch schon im Freizügigkeitsabkommen selbst vorhanden sei, da ja Fremdarbeiter nur auf Anforderung der Arbeitgeber eingestellt würden". „Trotz schwerer Bedenken"* sah man sich schließlich gezwungen, alle französischen Staatsangehörigen in die Freizügigkeitsregelung einzubeziehen, *„da es aus politischen Gründen nicht angängig ist, deutscherseits Einschränkungen hinsichtlich der rassischen Zugehörigkeit der Wanderarbeiter zu verlangen".*[13]

In dieser historischen Situation, in der sich zum einen deutlich herauskristallisiert hatte, daß die Beschäftigung ausländischer Arbeiter in der Bundesrepublik nur gemäß den Interessen des Arbeitsmarktes zugelassen und entsprechend gelenkt werden würde und zum anderen, wenn auch aus allzu verständlichen politischen Rücksichtnahmen nicht offen ausgesprochen, alle an den Entscheidungsprozessen Beteiligten wie selbstverständlich davon ausgingen, daß auch zukünftig völkische bzw. ethnische Kriterien bei der Zulassung und Behandlung der ausländischen Arbeiter eine entscheidende Rolle spielen würden, wurde am 20. Dezember 1955 nach lange sich hinziehenden Verhand-

---

Oberländer, der 1960 wegen seiner nationalsozialistischen Vergangenheit zurücktreten mußte, um *„ausgesucht gutes Menschenmaterial"* handelte. Zit. nach Steinert, ebd., S. 279, Anm. 159.

13 Zit. nach Steinert, ebd., S. 204. Wenn Steinert anmerkt, daß dies „NS-Jargon" sei, so ist das ohne Zweifel richtig. Das eigentliche Problem dabei allerdings ist, daß es eben nicht *nur*, sondern *auch* NS-Jargon ist. Der gleiche Jargon wurde vor der NS-Zeit gesprochen und - bis heute - auch nach der NS-Zeit. Zu fragen wäre also nach den Entstehungsursachen dieses Jargons bzw. der dahintersteckenden Mentalitäten und politischen Ansichten, die ja nicht aus der NS-Zeit stammen, sondern zum Nationalsozialismus geführt und diesen auch überlebt haben. Im übrigen muß man Prof. Dr. Ophüls leider zugutehalten, daß er mit seinem Hinweis auf die Gewerkschaften ein Problem angesprochen hatte, von dem man annehmen kann, daß es tatsächlich existierte, da es auch heute noch aktuell ist. Man denke nur an die Problematik der Billiglohnbauarbeiter aus verschiedenen europäischen Ländern auf deutschen Großbaustellen, die auch bei Gewerkschaftern zu Reaktionen geführt hat, die mit ökonomischen Interessen alleine nicht mehr zu erklären sind.

lungen das erste offizielle Wanderungsabkommen mit Italien abgeschlossen, dem in den folgenden Jahren Verträge mit Spanien (1960), mit der Türkei (1961), mit Portugal (1964), mit Tunesien und Marokko (1965) und zuletzt mit Jugoslawien (1968) folgten, ehe 1973 die sozialliberale Koalition einen Anwerbestop für ausländische Arbeitskräfte erließ.

Mit dem Abschluß der ersten Wanderungsverträge und insbesondere mit dem Bau der Berliner Mauer im August 1961, der dem stetigen Zufluß von Arbeitskräften aus der DDR ein Ende machte, begann eine neue Etappe in der Geschichte der Einwanderung in die Bundesrepublik. Die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte nahm bis Anfang der siebziger Jahre - mit einem kurzfristigen Einbruch während der wirtschaftlichen Rezession 1966/67 - stetig zu: 1960 hatte sich die Zahl mit rund 330.000 gegenüber dem Vorjahr bereits verdoppelt, 1966 wurden rund 1,3 Millionen ausländische Arbeitskräfte gezählt, 1969 - nach dem erwähnten Einbruch in den dazwischenliegenden Jahren, als die Zahl auf rund 990.000 im Jahre 1967 gesunken war - wurden bereits 1,5 Millionen gezählt, 1970 rund 1,95 Millionen, 1971 rund 2,24 Millionen, 1972 rund 2,35 Millionen und 1973 rund 2,6 Millionen. Von diesen 2,6 Millionen Arbeitskräften kamen 605.000 aus der Türkei, 535.000 aus Jugoslawien, 450.000 aus Italien, 250.000 aus Griechenland und 190.000 aus Spanien. Zu den rund 2,6 Millionen Arbeitskräften müssen noch die Familienangehörigen gezählt werden, so daß die Gesamtzahl der 1973 in der Bundesrepublik lebenden Ausländer rund 3,96 Millionen ausmachte; dies waren 6,4 % der damaligen Wohnbevölkerung und 11,9 % der Beschäftigten.[14] Bereits zu dem damaligen Zeitpunkt bahnte sich eine Entwicklung an, die schon bald darauf eine entscheidende Rolle in den ausländerpolitischen Diskussionen spielen sollte. Seit der zweiten Hälfte der sechziger Jahre nahm der prozentuale Anteil der Familienangehörigen an der ausländischen Gesamtbevölkerung in der Bundesrepublik ständig zu: Zählte man 1965 knapp 200.000 Familienangehörige, so stieg die Zahl bis 1973 auf rund 1,4 Millionen, d.h. mehr als 30 % der ausländischen Gesamtbevölkerung.

Das spezifische Charakteristikum der bundesdeutschen Einwanderungspolitik bestand von Beginn an darin, daß die verantwortlichen politischen Kräfte immer davon ausgingen, daß die Bundesrepublik kein Einwanderungsland sei. Dahinter verbarg sich die allerdings auch bei den entsprechenden Stellen der Auswanderungsländer und auch bei den Einwanderern selbst lange Zeit verbreitete Erwartung, daß die angeworbenen Arbeitskräfte in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen in ihre Herkunftsländer zurückkehren und den jeweiligen Interessen der bundesdeutschen Wirtschaft gemäß durch neue ersetzt werden würden. Während die Herkunftsländer nicht nur auf die ökonomischen Vorteile durch die finanziellen Transfers spekulierten, sondern insbesondere auch auf den für die eigene Wirtschaft wichtigen Zugewinn von in der Bundesrepublik qualifizierten Arbeitskräften, konnten die bundesdeutschen Unternehmen jedoch längerfristig kein Interesse daran haben, einmal qualifizierte Arbeitskräfte wieder ziehen zu lassen und erneut durch unqualifizierte zu ersetzen. Abgesehen davon hatten sich die Einwanderer ja gerade deshalb anwerben lassen, weil es in den Herkunftsregionen keine oder kaum Arbeit gab; von daher ist es nur verständlich, wenn sie

14 Die Zahlen sind entnommen Ulrich Herbert, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980. Saisonarbeiter. Zwangsarbeiter. Gastarbeiter, Berlin/Bonn 1986, S. 188/189.

in vielen Fällen schließlich nicht mehr gesinnt waren, die einmal errungenen Positionen, auch wenn die Arbeitskarriere zumeist in weniger qualifizierten Bereichen begann, wieder aufzugeben. Den individuellen Rückkehrabsichten standen die tatsächlichen materiellen Interessen gegenüber, so daß trotz aller diesbezüglichen Hoffnungen oft genug ein Umkehrprozeß einsetzte und die Familien nachgeholt wurden.
Da die bundesdeutsche Einwanderungspolitik strikt an den Interessen des Arbeitsmarktes orientiert war, wurde die Möglichkeiten der dauerhaften Etablierung der ausländischen Bevölkerung von vorneherein nicht in Betracht gezogen. Sprachlich hat sich dieses weltfremd anmutende Rotationsprinzip - in den Jahren nach der Rezession 1966/67 war zeitweise auch von Zwangsrotation die Rede - im Begriff des „Gastarbeiters" niedergeschlagen. Gemessen an traditioneller Gastfreundschaft muß man angesichts der realen Lebensumstände vieler angeworbener Arbeitskräfte - neben den Arbeitsverhältnissen gilt dies insbesondere für die Wohnverhältnisse, aber auch für die Reaktionen der bundesdeutschen Bevölkerung - den Begriff „Gastarbeiter" nicht nur als Ausdruck einer verfehlten Zuwanderungspolitik, sondern auch als eine unzulässige Beschönigung der realen Verhältnisse ansehen. Resümierend für die erste und insbesondere zweite Phase der Einwanderung in die Bundesrepublik kann man festhalten, daß weder die Bundesregierung und die direkt verantwortlichen Ministerien, noch andere politisch oder sozial relevante Gruppen in der Lage oder auch nur willens waren, eine auf längerfristige Perspektiven zielende Einwanderungspolitik so zu konzipieren, daß nicht für den Arbeitsmarkt funktionale Arbeitskräfte, sondern reale Menschen ins Blickfeld gerieten.
Anfang der siebziger Jahre begann eine neue Phase im Umgang mit den angeworbenen Arbeitskräften. Zunehmend wurde deutlich, daß sich die Aufenthaltsdauer der Arbeitskräfte verlängerte, daß demgemäß zunehmend Familienangehörige nachzogen und die sich etablierende ausländische Bevölkerung keine beliebige Schubmasse mehr darstellte. In den öffentlichen Diskussionen wurde jetzt nicht nur über die abnehmende Mobilität und die steigenden Infrastrukturkosten diskutiert, sondern es wurden statistische Kosten-Nutzen-Rechnungen erstellt, aus denen man schließlich schlußfolgerte, daß die Aufnahmefähigkeit der bundesdeutschen Gesellschaft für ausländische Arbeitskräfte erschöpft sei. Im Sommer 1973 äußerten sich in einem Doppelheft der Zeitschrift „Arbeit und Sozialpolitik" Vertreter aus Politik, Wirtschaft, Gewerkschaften und Kirchen zu den damals aktuellen ausländerpolitischen Problemen.[15] In den insgesamt zehn Beiträgen wird zwar immer wieder die Plan- und Perspektivlosigkeit der damaligen Ausländerpolitik beklagt, allerdings ohne daß irgendwelche konstruktiven Konzeptionen entgegengesetzt werden. Der einhellige Tenor der Beiträge besteht darin, ange-

15 Arbeit und Sozialpolitik, 6/7-1973 (27.Jg.), S. 181-240. In einer redaktionellen Vorbemerkung heißt es u.a.: *„Sie* (die Ausländer) *waren als Helfer zu mehr Wachstum gedacht - nun sind sie zur Last geworden... Freizügigkeit innerhalb der europäischen Gemeinschaft und illegale Möglichkeiten der Einwanderung schließen einen Einwanderungsstopp aus. Die Ausländer zwangsweise rotieren zu lassen, um die Neigung zur Ansiedlung und Familiennachführung zu bremsen, verbietet sich aus humanitären und politischen Gründen. Wollen wir nicht überwuchert werden und in zehn Jahren mit türkischen Wegelagerern an Autobahnen und fremdländisch bewohnten Slums in unseren Großstädten rechnen, dann bleibt nur ein möglichst kontrolliertes Bremsen der Zuwanderung bei gleichzeitig intensivierten Bemühungen um Assimilation und Eingliederung."* Desweiteren wurde gefordert, *„den Ausländern selbst einen Obulus dafür abverlangen (zu) dürfen, daß sie hier bleiben können"*. Ebd., S. 181.

sichts der von politisch verantwortlicher Seite unterbliebenen infrastrukturellen Maßnahmen, was zu dieser Zeit im Kontext des verstärkten Familiennachzugs z.B. im Wohnbereich und im schulischen Bereich in der Tat immer krasser hervortrat, einen Anwerbe- und Zuzugsstop zu fordern - in dieser Hinsicht waren sich alle dort vertretenen Autoren einig.
Daneben klingen in den Beiträgen - wenn auch durchweg noch recht zaghaft - jene Themen an, die in den folgenden Jahren bis heute die Diskussionen um die Einwanderung und die Einwanderungspolitik bestimmen. Hermann Ernst vom Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung z.B. verteidigt zwar auf der einen Seite noch die Position, daß *„die Zulassung von Ausländern zur Beschäftigung allein nach den Bedürfnissen der Wirtschaft auch eine Konzeption (ist)"*, merkt aber zugleich an, daß zukünftig *„der Umfang der Ausländerbeschäftigung neben den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes auch von der Aufnahmefähigkeit der sozialen Infrastruktur bestimmt werden (soll)"*.[16] Eckart Schiffer vom Bundesministerium des Innern erkennt an, *„daß die ausländischen Arbeitnehmer... nicht lediglich als Produktivkräfte angesehen werden können, sondern als Mitglieder unserer sozialen Gesellschaft begriffen werden müssen"*, konsequenterweise also Anstrengungen unternommen werden müssen, sie durch *„entschiedenere Bemühungen... in unsere Gesellschaft zu integrieren"*. Integration ist dabei, eingebunden in eine Art Entwicklungsmodell, eine Art Zwischenstadium, das als Resultat *„wachsender Aufenthaltsdauer"* gegebenenfalls den *„Wunsch nach Vollintegration durch Einbürgerung in unseren Staatsverband"* erweckt, dem allerdings erst stattgegeben werden kann, wenn die betreffende Person *„sich im Verlaufe ihres Aufenthaltes assimiliert"* hat und bereit ist, *„unter Deutschen als Deutscher zu leben"*, denn: *„Assimilation ist freilich mehr als Integration."*[17] Rolf Weber von der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, der sich für eine auf fünf Jahre befristete Aufenthaltsdauer für Nicht-EWG-Ausländer ausspricht und nur solche Einwanderer auf Dauer akzeptieren würde, *„die sich bei uns integrieren und schließlich assimilieren würden, um im Endergebnis Deutsche zu werden"*, nimmt erst einmal die Perspektive der Auswandererstaaten an, die ihm zufolge den *„biologischen Verlust wertvollster Bevölkerungsteile"* bedauern und *„mit größtem Mißtrauen" „deutsche Integrationsbestrebungen (verfolgen), die zu einer Germanisierung der Ausländergruppen führen könnten"*. Daß es sich dabei um einen billigen rhetorischen Schachzug handelt, wird dann deutlich, wenn Weber genüßlich gängige Horrorszenarien entwirft: *„Afrika, Asien und sogar Südamerika wollen uns ihre Arbeitslosen schicken. In der Türkei stehen schon jetzt über 1 Mill. Türken bereit, die unbedingt nach Deutschland wollen... Was Soleiman der Prächtige nicht erreichte, seine Nachkommen haben es geschafft. Die Türken haben weit über Wien hinaus inzwischen die dänische Grenze erreicht."* Weber ist sich ohne Zweifel bewußt, daß er mit dieser bewußt gewählten Begrifflichkeit an tradierte rassistische und fremdenfeindliche Bewußtseinsstrukturen rührt und sicherlich will er damit dem Leser zwischen den Zeilen klar machen, auch wenn er im gleichen Atemzuge *„Ausländerfeindlichkeit oder gar Rassenhaß der deutschen Bevölkerung"* nicht zu sehen vermag, daß interessierte Kräfte gegebenenfalls auf

16 Hermann Ernst, Wende in der Ausländerpolitik?, in: Ebd., S. 181-186, hier S. 181 und 186.
17 Eckart Schiffer, Sind wir ein Einwanderungsland?, in: Ebd., S. 189-192, hier S. 189 und 191. Die Titelfrage wird im übrigen nicht explizit, aber implizit mit nein beantwortet.

dieser in Deutschland bewährten Klaviatur durchaus zu spielen in der Lage und auch willens sind.[18]
In den Beiträgen, in denen die „Ausländerproblematik" aus der Sicht der Gewerkschaften und der Kirchen geschildert wird, kommen bereits jene Haltungen zum Ausdruck, die heute im linksliberalen mittelständischen Milieu als konsensfähig gelten. Wenn man den Ausführungen Heinz Richters Glauben schenken will, so muß das Verhalten der Gewerkschaften gegenüber den Zuwanderern lange Zeit reichlich verworren gewesen sein. Auf der einen Seite registriert Richter bei den Gewerkschaften *„die unterbewußte Vorstellung, die Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer ist eine vorübergehende Angelegenheit und löst sich von selbst"*, auf der anderen Seite aber behauptet er, daß dieselben Gewerkschaften, *„von Anfang an eine Politik der Integration des ausländischen Arbeitnehmers in die deutsche Gesellschaft und Arbeitswelt betrieben (haben)"*. Ohne nun diesem Geheimnis gewerkschaftlicher Dialektik, derzufolge integriert werden soll, wer doch gar nicht bleiben wird, weiter nachzuspüren, fordert Richter einen *„modifizierten Stop der Anwerbung und Vermittlung"*, da es sonst *„zu einer irreparablen Schädigung"* kommen wird und *„wir in einigen Gebieten in ganz kurzer Zeit unser blaues Wunder erleben (werden)"*. Langer Rede kurzer Sinn: *„Auch der DGB will damit die 'Einwanderung' nicht fördern. Auch für den DGB ist die BRD kein 'Einwanderungsland'."* Aber, und damit wird jenes Konzept von Integration angesprochen, das man auch bei dem Kirchenvertreter wiederfinden wird: Diejenigen Arbeitnehmer, die nun einmal da sind und sich an die *„Maßstäbe unserer Verfassung"* zu halten bereit sind - kurz zuvor waren von der sozialliberalen Koalition die Berufsverbote erlassen worden - können *„Mitglied der Gewerkschaften werden ohne jede Diskriminierung. Die Gewerkschaften sind in diesem Zusammenhang überhaupt die ideale Organisation für die Integration des ausländischen Arbeitnehmers."*[19] Ähnliche Überlegungen zur Demokratie en miniature werden zur gleichen Zeit in der Evangelischen Kirche angestellt, insofern *„der Rat der EKD die Landeskirchen aufgefordert (hat), zu überprüfen, inwieweit evangelische Ausländer passives und aktives Wahlrecht bei Wahlen zum Kirchenvorstand erhalten und als Minderheit berücksichtigt werden"*. Darüber hinaus werden Überlegungen zur Ausweitung politischer Rechte für Ausländer gefordert (Mitgliedschaft in politischen Parteien, kommunales Wahlrecht), dies aber wiederum nur für die bereits hier lebenden, da ansonsten auch Konsens darüber besteht, *„daß die Anwerbung weiterer ausländischer Arbeitnehmer so lange effektiv gebremst wird, bis Ausländer durch die Infrastrukturen nicht benachteiligt werden und mit den Deutschen gleichwertige Chancen zur Mitwirkung in der Gesellschaft haben"*. Das hört sich erst einmal gut an, bleibt aber insofern in einer nichtssagenden Schwebe, als sicherlich auch dem Autor bewußt ist, daß *„die Deutschen"* keineswegs allesamt die beschworenen gleichwertigen Chancen haben und von daher der Tag, an dem dieser Logik zufolge Ausländer wieder aufgenommen werden können, der berüchtigte St. Nimmerleinstag ist. Die auf jegliche soziale Differenzierung verzichtende Gegenüberstellung von *„den Deutschen"* und *„den Ausländern"* ist in letzter Konsequenz nichts

18 Rolf Weber, Rotation, Integration und Folgelasten, in: Ebd., S. 203-206, hier S. 203 und 204.
19 Heinz Richter, Vom Provisorium zur Planung. Die Ausländerbeschäftigung aus der Sicht der Gewerkschaften, in: Arbeit und Sozialpolitik, a.a.O., S. 209-211.

anderes als Ausdruck des im bundesdeutschen Staatsbürgerrecht verankerten *„latenten strukturellen Rassismus"*, dem Jürgen Micksch im übrigen vorbeugen will.[20] Resümierend läßt sich festhalten, daß Anfang der siebziger Jahre in allen politisch relevanten Milieus die Meinung vorherrschte, daß die zunehmende Zahl der in der Bundesrepublik lebenden Ausländer ein Problem darstellte und daß diesem Problem mit einem Anwerbestop für ausländische Arbeitskräfte effektiv zu begegnen sei. Gleichzeitig begann sich jedoch die Erkenntnis durchzusetzen, daß ein Teil der damals in der Bundesrepublik lebenden Ausländer nicht mehr in ihre Heimatländer zurückkehren würde.[21] Auf diesem Hintergrund entschloß sich die sozialliberale Koalition am 23. November 1973 zu einem Anwerbestop, der die weitere Zuwanderung von Ausländern aus nicht der Europäischen Gemeinschaft angehörenden Ländern (für Arbeitskräfte aus EG-Ländern bestand eine weitgehende Freizügigkeit) beenden sollte. Die damit verbundene Intention einer Reduzierung der ausländischen Bevölkerung der Bundesrepublik erwies sich allerdings als kontraproduktiv; tatsächlich ließen die damals in der Bundesrepublik arbeitenden Ausländer verstärkt ihre Familienangehörigen nachkommen, so daß es genau zu der Entwicklung kam, die von denjenigen, die unter dem Stichwort „Gastarbeiter" austauschbare Arbeitskräfte gesucht und glaubten gefunden zu haben, nicht intendiert worden war: Es bildeten sich unter der ausländischen Bevölkerung der Bundesrepublik nun endgültig weit über den eigentlichen Arbeitsbereich hinausgehende Lebenszusammenhänge heraus, die eigentlich auch den bis dahin Uneinsichtigsten hätten deutlich werden lassen müssen, daß eine Rückkehr dieser als „Gastarbeiter" angeworbenen Arbeitskräfte in ihre Heimatländer in den allermeisten Fällen nicht mehr aktuell war. Zwar sank in den nächsten Jahren die Zahl der ausländischen Beschäftigten in der Bundesrepublik, zugleich aber stieg die Zahl der nicht beschäftigten Familienangehörigen: 1980 war die Zahl der Beschäftigten auf rund 2 Millionen (9,5% der Beschäftigten) zurückgegangen, die Gesamtzahl der ausländischen Wohnbevölkerung jedoch auf rund 4,45 Millionen (7,5%) angestiegen, 1990 waren es knapp 1,8 Millionen Beschäftigte (7,9%) und insgesamt 5,34 Millionen (8,4%), 1994 schließlich rund 2,17 Millionen Beschäftigte und insgesamt rund knapp unter 7 Millionen (8,6%).[22] Die Bundesrepublik war somit faktisch zu einem Einwanderungsland geworden.

---

20 Jürgen Micksch, Es fehlt der Mut zu einem überzeugenden Konzept. Ausländerbeschäftigung aus der Sicht der Kirchen, in: Arbeit und Sozialpolitik, a.a.O., S. 213-216, Zitate S. 215.

21 Eine Repräsentativuntersuchung der Bundesanstalt für Arbeit aus dem Jahre 1972 ergab, daß der Wunsch nach einem Daueraufenthalt in der Bundesrepublik von der Länge des Aufenthaltes abhing. So äußerten 83% derjenigen, die seinerzeit bereits mehr als 15 Jahre in der Bundesrepublik lebten, den Wunsch, auf Dauer zu bleiben, bei einer Aufenthaltsdauer zwischen 12 und 15 Jahren waren es 74%, bei einer Aufenthaltsdauer von 11 bi 12 Jahren 46% etc. Eine entsprechende Tabelle findet sich bei Friedrich Heckmann, Die Bundesrepublik: Ein Einwanderungsland? Zur Soziologie der Gastarbeiterbevölkerung als Einwandererminorität, Stuttgart 1981, S. 248. Heckmann schlußfolgert, daß eine *„Zunahme der objektiven und subjektiven Verknüpfungen mit der Einwanderungsgesellschaft bei gleichzeitiger Abnahme der Bindungen an die Herkunftsgesellschaft über eine Periode des Hinauszögerns von Rückkehrplänen und dem Verlust einer lebensplanenden Zeitperspektive schließlich zu einem Punkt (führen), an welchem das Verbleiben in der Einwanderergesellschaft zur neuen Orientierung wird und schließlich beschlossen wird"*. Ebd., S. 247.

22 Zahlen nach Cornelia Schmalz-Jacobsen/Holger Hinte/Georgios Tsapanos, Einwanderung - und dann? Perspektiven einer neuen Ausländerpolitik, München 1993, S. 310/311 und Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Ausländer über die Ausländer in der

Was für unvoreingenommene Beobachter eine schon längst nicht mehr zu leugnende Tatsache ist, stößt bei den politischen und wirtschaftlichen Eliten dieses Landes allerdings immer noch auf eine offensichtlich tiefsitzende Ablehnung. Immerhin gehört es seit den siebziger Jahren, seit jener Zeit also, als zum einen der Anwerbestop beschlossen wurde und zum anderen allen am Prozeß der Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte Beteiligten klar geworden war, daß sich eine ausländische Bevölkerung in der BRD fest zu etablieren begonnen hatte, in allen politischen Milieus - abgesehen von jenen der Alten und Neuen Rechten - zum guten Ton, von der notwendigen Integration der in der Bundesrepublik lebenden Ausländer nicht nur zu sprechen, sondern entsprechende Maßnahmen auch zu fordern und zu fördern. Einen wichtigen Eckpunkt in dieser Debatte markierte das 1979 vom ersten Ausländer-Beauftragten der Bundesregierung Heinz Kühn unter dem Titel „Stand und Weiterentwicklung der Integration der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familien in der Bundesrepublik" vorgelegte Memorandum. Kühn ging davon aus, daß *„die bisherige Entwicklung und die bisherigen Maßnahmen offenbar zu sehr von der Priorität arbeitsmarktpolitischer Gesichtspunkte geprägt worden (sind), während die ebenso gewichtigen sozial- und gesellschaftspolitischen Postulate nachrangig erschienen"*. Er forderte im Hinblick auf die in Deutschland verbleibenden Ausländer die Anerkennung der Tatsache, *„daß hier eine nicht mehr umkehrbare Entwicklung eingetreten ist"* und dementsprechend ein *„Angebot zur vorbehaltlosen und dauerhaften Integration"*. Eckpunkte seines Programms für in der Bundesrepublik lebende Ausländer waren die *„Anerkennung der faktischen Einwanderung (bei fortdauerndem Ausschluß weiterer Anwerbung)"*, Integrationsmaßnahmen für Kinder und Jugendliche im Bereich von Vorschule, Schule sowie Ausbildungs- und Arbeitsplätzen, ein *„Optionsrecht der in der Bundesrepublik geborenen und aufgewachsenen Jugendlichen auf Einbürgerung"* sowie *„generelle Überprüfung des Ausländerrechts und des Einbürgerungsverfahrens"*, eine *„Verstärkung ihrer politischen Rechte durch Einführung des kommunalen Wahlrechts nach längerem Aufenthalt"* und schließlich eine *„Verstärkung der problemorientierten sozialen Beratung"*.[23] Zweieinhalb Jahre später, am 4. Februar 1982, faßte Bundesinnenminister Gerhart Baum die Position der damaligen Bundesregierung in einer Bundestagsdebatte noch einmal mit den Worten zusammen, *„daß die Ausländerpolitik der Bundesregierung darauf gerichtet (ist), 1. die weitere Zuwanderung von Ausländern in die Bundesrepublik Deutschland wirksam zu begrenzen, 2. die wirtschaftliche und soziale Integration der seit vielen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland lebenden und arbeitenden Ausländer und ihr Aufenthaltsrecht zu sichern und 3. die Rückkehrbereitschaft der ausländischen Mitbürger zu stärken wo sie besteht"*.[24]

Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1995, S. 113. Dabei muß angemerkt werden, daß die Zahl der Flüchtlinge Ende 1994 rund 1,75 Millionen betrug, also ein Viertel der Gesamtzahl der ausländischen Wohnbevölkerung ausmachte. Das größte Kontingent der ausländischen Wohnbevölkerung stellten Ende 1994 Türken mit knapp unter 2 Millionen (28,1%), dann Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien mit rund 1,3 Millionen (18,6%), dann Italiener mit 571.000 (8,2%), Griechen mit 355.000 (5,1%), Polen mit 263.400 (3,8%) und Bosnier mit 249.400 (3,6%). Zahlen nach Bericht der Bundesbeauftragten, a.a.O., S. 17 und 15.

23 Heinz Kühn, Stand und Weiterentwicklung der Integration der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familien in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1979, S. 2 - 4.

24 Zit. nach betrifft: Ausländerpolitik, Hrsg. Der Bundesminister des Inneren, Bonn 1982, S. 48. Schon im Vorwort zu dieser Broschüre hatte Baum verdeutlicht, was er unter Integration ver-

Was dabei unter der seither immer wieder beschworenen Integration zu verstehen sei, ist allerdings aus verständlichen Gründen bis heute nicht konsensfähig; verständlich deshalb, weil der Begriff Integration von vorneherein kein wertneutraler, sondern ein interessensgeleiteter Begriff ist - wer wird von wem bzw. wer läßt sich von wem in welcher Absicht integrieren - und somit erst dann näher bestimmt werden kann, wenn die jeweiligen mit seinem Gebrauch verbundenen Interessen entziffert sind. Versuche, den Begriff Integration näher zu definieren und zu bestimmen, hat es alleine in den vergangenen zwanzig Jahren in unendlicher Zahl gegeben. Dabei kann man grob zwischen drei Argumentationsebenen unterscheiden: Zum einen eine vorwiegend ökonomische Sichtweise, wobei die Zuwanderer in allererster Linie in ihrer Funktion als Arbeitskräfte wahrgenommen werden und demzufolge als integriert gelten, wenn ihre sozialen Lebensumstände so gestaltet sind, daß sie als Arbeitskräfte funktionieren und gegebenenfalls, wenn die allgemeinen ökonomischen Rahmenbedingungen dies angeraten sein lassen, auch wieder desintegriert, d.h. entlassen und in ihre Herkunftsländer zurückgeführt werden können; es ist dies eine Sichtweise, der die ehemalige und offiziell als überholt geltende „Gastarbeiter"-Ideologie entspricht, die die Person des Zuwanderers von vorneherein rein funktional auf seine mal nützliche, mal nutzlose Arbeitskraft reduziert. Dem gegenüber steht eine eher politische Argumentation, die darauf abzielt - ausgehend von der Anerkennung der Tatsache, daß die Bundesrepublik längst ein Einwanderungsland ist - die Defizite der staatsbürgerlichen Rechte der in der Bundesrepublik auf Dauer lebenden Ausländer aufzuheben, d.h., das tradierte völkische, auf Abstammung basierende Staatsbürgerrecht in ein solches nach westlichen Vorbildern umzuwandeln und dementsprechend die Einbürgerung auf entscheidende Weise zu erleichtern. Zum dritten hat sich im Kontext der Diskussionen um kulturelle Differenz und Autonomie in den letzten Jahren ein weiterer Argumentationsschwerpunkt herauskristallisiert, der - gleiche politische Rechte vorausgesetzt - Unterschiede auf kultureller und ethnischer Ebene als gleich gültig anerkennen will und dementsprechend die jeweilige kulturelle und gegebenenfalls auch ethnische Selbständigkeit propagiert.[25] In der politischen Alltagspraxis und den entsprechenden Diskussionen lassen sich diese verschiedenen Argumentationsstränge oft genug nicht säuberlich voneinander trennen. Tatsache aber ist, daß der entscheidende Punkt, die Frage des Staatsbür-

---

standen haben wollte: *„Unter Integration verstehe ich die Herstellung der Gleichberechtigung der Ausländer in den Bereichen Wohnen, Schule und Beruf... Die Ausländer müssen bereit sein, sich so in hiesige Verhältnisse einzufügen, daß ein reibungs- und konfliktfreies Zusammenleben in unserer Gesellschaft möglich ist. Wichtig sind insbesondere gute Kenntnisse der deutschen Sprache und die Bereitschaft, sich nicht abzukapseln."* Ebd., S. 3. *„Die zentrale Funktion des Integrationsbegriffs"*, so kommentierte Micha Brumlik Baums Auslassungen, *„besteht also darin, eine Rechtfertigung zu liefern: nämlich dafür, weiteren Ausländern den Zuzug in die BRD zu verwehren und nach Möglichkeit bereits hier lebenden Ausländern die Rückkehr nahe zu legen."* (Micha Brumlik, Was heißt Integration. Zur Semantik eines sozialen Problems, in: Ahmet Bayaz/Mario Damolin/Heiko Ernst (Hrsg.), Integration. Anpassung an die Deutschen?, Weinheim/Basel 1984, S. 75 - 97, hier S. 79.

25 Zum Problem der Ethnizität vgl. Friedrich Heckmann, Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen, Stuttgart 1992. Die Thematisierung von ethnischen Differenzen und die Begründung eines ethnischen Rassismus ist in dem Maße, in dem der Rekurs auf den biologischen Rassismus des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts insbesondere durch die rassistisch begründeten Exzesse der Nationalsozialisten tabuisiert worden ist, ein originäres Anliegen der Neuen Rechten geworden. Vgl. Jost Müller, Mythen der Rechten. Nation, Ethnie, Kultur, Berlin/Amsterdam 1995.

gerrechts und der Einbürgerung trotz immer wieder - kürzlich sogar in der CDU-Bundestagsfraktion - aufkeimender Versuche, Änderungen herbeizuführen, weitgehend tabu ist.[26] Alle Diskussionen über Integration, die dieses Tabu nicht grundsätzlich in Frage stellen, setzen sich dem Verdacht aus, unter Integration letztendlich dann doch nichts anderes zu verstehen als Einordnung in die bestehende politische und soziale Realität und zudem den Diskussionsprozeß selbst zu einem integrationistischen Akt in eben diesem Sinne zu machen. Auch die Diskussionen über eine multikulturelle Gesellschaft haben diesen Zirkel letztlich nicht gesprengt, auch wenn sie Dimensionen ins Spiel brachten, die zwar tagtäglich erlebt werden, in ihren Auswirkungen aber lange Zeit wenig reflektiert wurden.[27] Gerade dann, wenn Multikulturalität mehr sein soll als ein von integrationsbesessenen deutschen Politikern abhängiger *„linker Ringelpiez mit Anfassen"*,[28] wird es unumgänglich sein, die Frage des Staatsbürgerrechts im Sinne einer Anpassung an das Niveau westlicher Traditionen anzugehen, ohne allerdings der Illusion anzuhängen, daß damit mehr als Rahmenbedingungen für gesellschaftliche

---

26 Ein anderes Tabu dagegen ist längst gefallen. In der schon erwähnten Bundestagsdebatte vom 4. Februar 1982 hatte Gerhart Baum verkündet, daß *„wir uns zu Artikel 16 des Grundgesetzes (bekennen). Die Bundesregierung wird Artikel 16, der aus den bitteren Erfahrungen der Nazi-Zeit heraus entstanden ist, nicht abändern"*. Dies hatte der nicht gerade wegen seiner Liberalität bekannt gewordene CDU-Bundestagsabgeordnete Alfred Dregger mit dem Zuruf: *„Das ist auch nicht nötig"* kommentiert. (Zit. nach: betrifft: Ausländerpolitik, a.a.O., S. 48). Gut zehn Jahre später war es bis weit in die SPD hinein Konsens, das Asylrecht in seinen wesentlichen Punkten abzuschaffen. Tatsächlich scheint es zu einem Spezifikum des neuen Deutschland zu werden, das „Wehret den Anfängen" in ein „Zurück zu den Anfängen" umzuwandeln: Während die SPD mittlerweile mit der Parole „Soziale Marktwirtschaft ist rot" hausieren geht und sich damit nun auch offiziell als die bessere CDU präsentieren möchte, bietet eines der wichtigeren Theorieorgane der Neuen Rechte einen bemerkenswerten Einblick in die mentalen Abgründe des von Ausländern sich bedroht fühlenden Deutschen, wenn im „Fragen über Fragen" betitelten Editorial der von Heinz-Theo Homann und Günter Maschke herausgegebenen „Etappe" u.a. auch gefragt wird: *„Warum gab es im Deutschen Reich zwischen 1942-45 bei bis zu 8 Millionen Gastarbeitern keine 'ausländerfeindlichen' Ausschreitungen?"* (Zwölfte Etappe, Bonn 1996, S. 8).

27 Zum Thema multikulturelle Gesellschaft ist seit Anfang der achtziger Jahre eine heute kaum noch zu überblickende Vielfalt an Literatur erschienen, so daß es an dieser Stelle nicht angebracht erscheint, auf einzelne Aspekte detaillierter einzugehen. Einen brauchbaren Überblick bietet Susanne Frank, Staatsräson, Moral und Interesse. Die Diskussion um die „Multikulturelle Gesellschaft" 1980 - 1993, Freiburg 1995. *„Das Integrationskonzept 'multikulturelle Gesellschaft'"*, so Frank, *„trägt der Tatsache Rechnung, daß einerseits Ausländer aus ökonomischen Gründen weiterhin beschäftigt werden sollen, andererseits aber kein Konsens für eine strukturelle Veränderung ihrer rechtlichen, sozialen und politischen Lage in Richtung Gleichstellung zu erreichen ist."* (ebd., S. 107) *„Der Multikulturalismus gerät zum Reklamefeldzug für die bereichernden Qualitäten von Ausländern... In der guten Absicht, auf die Vorbehalte der Deutschen einzugehen und sie argumentativ auszuräumen, präsentiert der Multikulturalismus eine Kosten-Nutzen-Rechnung, aus der hervorgeht, es sei vernünftig, da gewinnbringend, mit Ausländern friedlich zusammenzuleben."* (ebd., S. 108).

28 Thomas Schmid, Multikulturelle Gesellschaft - großer linker Ringelpiez mit Anfassen, in: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 6/1989, S. 541 - 546. Die „multikulturelle Gesellschaft" als Vision eines *„rot-grünen Konsenses"*, so Schmid, erscheint *„nicht selten als der langersehnte Garten Eden - ein friedliches Neben- und Miteinander der verschiedensten Nationalitäten und Ethnien, ein einziges großes Straßenfest, auf dem alle 'miteinander reden, feiern, essen, trinken und tanzen', ein großer linker Ringelpiez mit Anfassen. Eine biedermeierliche Latzhosenvision von unerträglicher Blauäugigkeit, guter Wille und sonst gar nichts. Verlogen ist das, weil jeder weiß, daß es so nicht funktionieren wird. Die Rechte will die fremden Kulturen verbannen, weil sie deren Fremdheit nicht ertragen kann. Die linken Heiligenbildchen von 'multikultureller Gesellschaft' sind davon gar nicht soweit entfernt: Auch hier wird das Fremde im Grunde nicht ertragen und daher verniedlicht, eingemeindet und geschönt."* Ebd., S. 543.

Prozesse abzuklären seien.[29] Tatsächlich hat sich unterhalb der politischen Ebene, und dies mag, abgesehen von den Gründen, die von den Politikern aufgrund ihrer abnehmenden Seriosität selbst geliefert werden, mit ein Grund sein für die allerorten beklagte Politikverdrossenheit, eine Vielfalt von sozial ausdifferenzierten „Kulturen" herausgebildet, zu denen eben nicht nur z.B die türkische, die polnische, die italienische, also eher ethnische Kulturen gehören, die als ethnische zu betrachten im übrigen auch insofern unzulässig ist, als jede von ihnen in sozialer und politischer Hinsicht wiederum vielfach gespalten ist, sondern auch z. B spezifische Jugendkulturen und es mag in diesem Zusammenhang genauso denkbar sein, daß es zwischen türkischen Jugendlichen und deutschen Jugendlichen in einem spezifischen Kontext mehr Anknüpfungspunkte gibt als zwischen diesen deutschen Jugendlichen und ihren deutschen Eltern wie auch, daß es in einem anderen Kontext zwischen türkischen und deutschen Jugendlichen oder Erwachsenen keine Anknüpfungspunkte gibt und konsequenterweise eine entsprechende Segregation die Konsequenz ist. Die Forderung nach Integration im Sinne einer möglichst konfliktfreien Vereinheitlichung, die im übrigen auch ein äußerst fragwürdiges konsensorientiertes Verständnis von Gesellschaft verrät, geht von daher an der sozialen Realität der sich im Hinblick auf unterschiedliche Interessen immer stärker ausdifferenzierenden westlichen Gesellschaften - und dies ist es, was Moderne in westlicher Tradition ausmacht - vorbei; die Funktion der politisch-rechtlichen Rahmenbedingungen dieser Vielfalt von „Kulturen" kann daher nur darin bestehen, denjenigen, die diese „Kulturen" konstituieren, gleiche politische Rechte als Staatsbürger zu garantieren. Solange dies nicht gewährleistet ist, verbleibt jede Diskussion über Integration oder Multikulturalität im Vorhof einer Macht, in deren innersten Gemächern diese Diskussionen als das empfunden werden, was sie sind: Selbstgenügsame Apologetik dessen was ist, also Ideologie. Von Integration im soziologischen Sinne zu reden, also im Sinne eines sozialen Systems, das sich aus unterschiedlichen, zudem in sich differenzierten Elementen zusammensetzt, ist also erst dann statthaft, wenn die politischen Rahmenbedingungen für alle, von denen dann die Rede ist, gleich sind; ist dies nicht der Fall, sollte man seriöserweise von vorneherein in althergebrachter Weise statt dessen von Assimilation reden.

II. Arbeitswanderung und Bürgerrechte

„Grenzen sind nur Striche auf der Landkarte.
Nationalstaaten sind ohnehin ein Unglück, wir
brauchen Bürgerstaaten."[30]

Wanderungen, in welcher Form auch immer, ob als Völkerwanderung eroberungssüchtiger Stämme, als Flucht von religiös, sozial oder politisch unterdrückten Minderheiten oder ganz einfach als individuelle Wanderlust, hat es zu allen Zeiten gegeben.

29 Am Beispiel der Aussiedler aus osteuropäischen Ländern, die aufgrund des überholten und den Standards westlicher Zivilisation nicht entsprechenden deutschen Staatsbürgerrechts als Deutsche gelten, erweist sich in aller Deutlichkeit, daß staatsbürgerliche Rechte alleine noch längst keine Garantie für die von Politikern aller Couleur beschworene soziale Integration bieten.

30 Interview mit Marek Edelman, dem letzten überlebenden Kommandanten der Aufständischen im Warschauer Ghetto. „Der posthume Sieg Hitlers", in: taz 4./5. 2.1995.

Während frühe Wanderungsbewegungen zumeist Gruppenwanderungen waren, denen das Element der freien subjektiven Entscheidung fehlte, zeichnete sich in der Neuzeit, insbesondere aber im 19. Jahrhundert im Kontext der expandierenden Industrialisierung diesbezüglich ein grundlegender Wandel ab. Verursacht durch steigende Bevölkerungszahlen und Massenarmut entwickelte sich seit den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts eine Massenauswanderung insbesondere in die USA, aber auch nach Kanada, in die südamerikanischen Länder und nach Australien. Seit den neunziger Jahren nahmen die Auswandererzahlen aus Deutschland merklich ab, während die Zahlen der Auswanderer aus ost- und südeuropäischen Ländern anstiegen. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden die gesetzlichen Regelungen der Aus- und Einwanderung restriktiver, in den USA wuchsen die Vorbehalte gegen katholische Einwanderer aus Irland und insbesondere gegen Einwanderer aus Ost- und Südeuropa; rassistisches Denken fand zu dieser Zeit seinen Rückhalt auch in den frühen amerikanischen Arbeiterorganisationen, in denen die Konkurrenz der unqualifizierten Massenarbeiter gefürchtet wurde.[31] In Deutschland wurde 1897 ein Reichsgesetz über das Auswanderungswesen erlassen; Ein- und Auswanderung unterlagen jetzt allerorten in verstärktem Maße staatlicher Regulierung. *„Im Rückblick auf die europäische Überseemigration läßt sich zunächst feststellen"*, so Heiko Körner, *„daß seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Züge der modernen Arbeitsmigration immer deutlicher hervortreten. Der Wunsch nach einer Verbesserung ihrer sozioökonomischen Lebenslage war bei allen Auswanderern das ausschlaggebende Motiv. Anfänglich dominierte die Siedlungswanderung nach Dörfern oder Familienverbänden organisierter Auswanderergruppen, die zunächst nur langsam zurückging, gegen Ende des Jahrhunderts aber endgültig abgelöst wurde durch die an monetären Erwerbschancen in der gewerblichen Wirtschaft orientierte inidividuelle Migration."*[32] Um die Jahrhundertwende ist das *„golden age of migration"*[33] vorbei; Arbeitsmigration wird fortan zu einem zumindest von der Intention her weitgehend rational geplanten, von entsprechenden staatlichen und wirtschaftlichen Institutionen auf die jeweilige Wirtschaftsplanung abgestimmten Prozeß. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wird die Arbeitsmigration im engeren Sinne zudem durch neue Entwicklungen überlagert. Während politische Flüchtlinge und Asylpolitik im 19. Jahrhundert - insbesondere im Kontext der revolutionären Bewegungen und Aufstände der dreißiger und vierziger Jahre - ein noch eher marginales Thema waren,[34] nimmt die politische

31 Vgl. Albert Scharenberg, Rassismus in der US-Arbeiterbewegung. Entwicklungslinien von 1865 bis 1915, Hamburg/Berlin 1993.

32 Heiko Körner, Internationale Mobilität der Arbeit. Eine empirische und theoretische Analyse der internationalen Wirtschaftsmigration im 19. und 20. Jahrhundert, Darmstadt 1990, S. 55. Zur Migrationsproblematik allgemein vgl. Hartmut Esser, Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse, Darmstadt/Neuwied 1980 und Annette Treibel, Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit, Weinheim/München 1990.

33 Howard S. Ellis, zit. nach Körner, ebd., S. 60.

34 Vgl. dazu die grundlegende Arbeit von Gérard Noiriel, Die Tyrannei des Nationalen. Sozialgeschichte des Asylrechts in Europa, Lüneburg 1994 sowie Herbert Reiter, Politisches Asyl im 19. Jahrhundert. Die deutschen politischen Flüchtlinge des Vormärz und der Revolution von 1848/49 in Europa und den USA, Berlin 1992, Ulrich Klemke, „Eine Anzahl überflüssiger Menschen". Die Exilierung politischer Straftäter nach Übersee: Vormärz und Revolution 1848/49, Frankfurt am Main 1994 und Fritz Winzer, Emigranten. Geschichte der Emigration in Europa, Frankfurt am Main/Berlin 1986.

Emigration, zuerst nach der Machtergreifung der Bolschewiki, dann nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten, im 20. Jahrhundert ganz neue Dimensionen an. Dazu kommen schließlich in den letzten Jahren und Jahrzehnten Millionen von sogenannten „Wirtschaftsflüchtlingen", wobei sich diese Wanderungsbewegungen zum allergrößten Teil außerhalb der klassischen westlichen Industriestaaten abspielen.[35] Angesichts dieser globalen, politisch und ökonomisch verursachten Migrationsbewegungen ist die klassische, mehr oder minder rational geplante und vertraglich abgesicherte Arbeitsmigration zu einem fast schon eher marginalen Problem geworden, das in den entsprechenden Ländern im Kontext der jeweiligen Einwanderungspolitik allerdings von nicht unerheblicher Brisanz geblieben ist.

Die von Land zu Land unterschiedlichen Konzeptionen von Einwanderungspolitik und das damit eng verbundene Problem des Staatsbürgerrechts wiederum verweisen auf eine zweite mit dem 19. Jahrhundert eng verbundene Entwicklung, die mehr noch als die Arbeitsmigration von entscheidender Bedeutung für die Geschichte der beiden vergangenen Jahrhunderte werden sollte: die Herausbildung des modernen Nationalstaates. Wie in mancher anderer Hinsicht wurde auch dabei die Französische Revolution zur Scheidelinie zwischen alter und neuer Zeit; nicht nur der Nationalstaat selbst, sondern auch die Idee der Staatsbürgerschaft - damit zugleich aber auch die Erfindung des Ausländers - sind Resultate der Französischen Revolution.[36] Es ist wegen der an dieser Stelle gebotenen Kürze nicht einmal ansatzweise möglich, die Komplexität der mit der Herausbildung der modernen Nationalstaaten verbundenen Probleme, die zudem von Land zu Land unterschiedliche Ausprägungen zeigen, anzusprechen. Es sollen - der Fragestellung nach der „Integration" von Einwanderern gemäß - nur jene spezifischen Elemente angesprochen werden, die in Deutschland bzw. der Bundesrepublik - im Unterschied zu Frankreich z.B. - zu einer bis heute anhaltenden restriktiven Einbürgerungspolitik führten. Zu fragen ist also nach den spezifischen Konstitutionsbedingungen des deutschen Nationalismus und ihren Auswirkungen auf den Umgang mit Einwanderern, umgekehrt aber auch nach den möglichen Auswirkungen der Einwanderung auf das heutige Verständnis von Nation.

Als sich am 17. Juni 1789 die Vertreter des Dritten Standes zur Nationalversammlung erklärten, war damit ein neues politisches Prinzip in die Welt gesetzt: der moderne Nationalstaat. Im Anschluß an die Ideen der Aufklärung basierte das Selbstverständnis dieses Nationalstaates auf rationalistischen und universalistischen Prinzipien; diejenigen, die den Nationalstaat bildeten, waren, so zumindest die zugrundeliegende Idee, gleichberechtigte Staatsbürger.[37] Im Unterschied zu ethnischen oder kulturellen Zugehörigkeitskriterien war dieser Staatsbürger definiert als ein in seiner diesbezüglichen Entscheidung freies politisches Subjekt, dessen ethnische Herkunft oder kulturelle Zu-

---

35 Vgl. Die Lage der Flüchtlinge in der Welt. UNCHR-Report 1994, Bonn 1994; Franz Nuscheler, Internationale Migration. Flucht und Asyl, Opladen 1995; Manfred Wöhlcke, Umweltflüchtlinge. Ursachen und Folgen, München 1992.

36 Vgl. Rogers Brubaker, Staats-Bürger. Deutschland und Frankreich im historischen Vergleich. Mit einer Einführung von Ulrich Bielefeld, Hamburg 1994, bes. S. 62 - 78.

37 Dies bezieht sich natürlich auf den Staatsbürger als politisches Subjekt, als citoyen, also auf politische Rechte und auf politische Gleichheit; nicht übersehen werden kann dabei, daß diese Gleichheit auf der Ebene der sozialen Verhältnisse - dort also, wo aus dem citoyen der bourgeois wird - durchaus nicht gegeben ist, d.h., daß politische Gleichheit und soziale Ungleichheit zwei Seiten der gleichen Medaille sind.

gehörigkeit zumindest dem normativen Anspruch zufolge keine Rolle spielte - konsequenterweise erhielten auch zum erstenmal Bürger jüdischen Glaubens die französische Staatsbürgerschaft. Dieses grundlegende Verständnis des Staatsbürgers als in erster Linie politisches Subjekt bestimmt bis heute, realhistorisch natürlich vielfach gebrochen, die Einbürgerungspolitik Frankreichs.[38]
Geradezu konträr dazu verlief die Entwicklung in jenen Regionen, die der Einfachheit halber als Deutschland bezeichnet werden.[39] Als eindeutig zu definierender territorialer Zusammenhang war Deutschland zum damaligen Zeitpunkt nicht existent; was unter Deutschland zu verstehen sei, mußte konsequenterweise erst definiert werden - ein Problem im übrigen, das bis in die Jetztzeit aktuell geblieben ist. Es waren zwei historische Ereignisse, die in diesem Zusammenhang eine entscheidende Bedeutung erlangten: Zum einen - am 6. August 1806, einige Tage nach Gründung des Rheinbundes - der Verzicht des österreichischen Kaisers Franz II. auf die Kaiserkrone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, das damit Geschichte geworden war, und zum anderen die Siege der napoleonischen Armeen über die preußischen Truppen bei Jena und Auerstädt (1807). Auf diesem historischen Hintergrund und in expliziter Abgrenzung zum französischen Nationalismus, dessen revolutionäre Konstituierung die vereinigten Truppen der gegenrevolutionären Mächte in den neunziger Jahren nicht hatten verhindern können und dessen Siegeszug man nun erlebte, entwickelten einige wenige Intellektuelle, in früheren Jahren zumeist Anhänger der Französischen Revolution, jenes Projekt „Deutsche Nation", das in den folgenden Jahrzehnten auf zuletzt völkermörderische Art geschichtswirksam werden sollte.[40]

---

38 In seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem insbesondere von Talcott Parsons im Anschluß an die Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus normativ begründeten Konzept einer Staatsbürgernation stellt Dirk Richter fest: *„Der einzige Bereich, in dem die typologische Unterscheidung der Nation ihre berechtigte Anwendung findet, ist der Komplex der juristischen Staatsbürgerschaft und Einwanderung."* (Dirk Richter, Der Mythos der 'guten' Nation. Zum theoriegeschichtlichen Hintergrund eines folgenschweren Mißverständnisses, in: Soziale Welt, 3/1994, 45. Jg., S. 304 - 321, hier, S. 315, Anm. 12). Darüber, ob diese Einschätzung in historischer Hinsicht stimmt, insbesondere im Hinblick auf die historischen Auswirkungen unterschiedlicher Konzepte von Nation, ließe sich streiten. Wenn aber gefragt werden kann, inwieweit historisch bedingte unterschiedliche Konzepte von Nation auch politisch unterschiedliche Auswirkungen zeitigten, dann muß auch überlegt werden, inwieweit eine bewußte Entscheidung für eine Staatsbürgernation im Gegensatz zu einer etwa nach ethnischen Kriterien definierten Nation politisch unterschiedliche Zukunftsentwürfe zur Folge haben könnte.

39 *„Die Nation als das neue - politische - Prinzip kollektiver Identität, in Frankreich im Medium populärer Pamphletistik vorbereitet, durch das Ereignis der Selbstkonstitution der Repräsentanten des Dritten Standes zur Assemblée Nationale entstanden, durch unversalistische Prinzipien legitimiert und dann durch ihren identitären Überschuß und die Wahr-Nehmung äußerer und innerer Feinde in Bewegung gesetzt, hat mit den deutschen Debatten zu Bürgerpatriotismus und 'Nationalgeist' nichts gemein."* (Otto Kallscheuer/Claus Leggewie, Deutsche Kulturnation versus französische Staatsnation? Eine ideengeschichtliche Stichprobe, in: Helmut Berding [Hrsg.], Nationales Bewußtsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit 2, Frankfurt am Main 1994, S. 112 - 162, hier S. 143). Für eine intensivere Beschäftigung mit den vielfältigen und widersprüchlichsten Problemen des modernen Nationalismus sei nicht nur auf die weiteren Beiträge dieses Bandes verwiesen, sondern auch auf diejenigen in den Bänden Bernhard Giesen (Hrsg.), Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit, Frankfurt am Main 1991 und Helmut Berding (Hrsg.), Mythos und Nation. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit 3, Frankfurt am Main 1996.

40 Die Differenz zwischen französischem - subjektivem - und deutschem - objektivem - Nationalismus hat Ernest Renan in seinem berühmten Vortrag „Was ist eine Nation?" in aller notwen-

Da eine territoriale Basis für das Projekt „deutsche Nation" nicht existierte, suchte man sich der nationalen Identität über Sprache und Kultur zu versichern. Aus einem explizit antifranzösischen Effekt geboren, die „Feuertaufe" in den sogenannten „Befreiungskriegen" gegen Napoleon suchend und von Pamphletisten, Schriftstellern und Philosophen wie Ernst Moritz Arndt, Friedrich Ludwig Jahn, Heinrich von Kleist oder Johann Gottlieb Fichte unter Rückgriff auf Johann Gottfried Herders Sprach-Metaphysik besungen, wurde die „deutsche Nation" zu einem im schlechten Sinne utopischen Projekt politischer Romantiker, das nicht zuletzt auf einer mythischen Interpretation und Rekonstruktion deutscher Vergangenheit beruhte. Dieses von dem Historiker Friedrich Meinecke später im Gegensatz zur westlichen *„Staatsnation"* als *„Kulturnation"* bezeichnete Konstrukt zeichnet sich in entscheidender Hinsicht dadurch aus, daß der Wert des Individuums durch die Zugehörigkeit zum deutschen Volk bestimmt ist: Das Volk ist alles, das Individuum zählt nicht.[41] Die Sehnsucht nach Verschmelzung, nach

---

digen Deutlichkeit zusammengefaßt: *„Der Mensch ist weder der Sklave seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Religion noch des Laufs der Flüsse oder der Richtung der Gebirgsketten. Eine große Ansammlung von Menschen, gesunden Geistes und warmen Herzens, erschafft ein Moralbewußtsein, welches sich eine Nation nennt."* An gleicher Stelle hält er fest: *„Die Nationen sind nichts Ewiges. Sie haben einmal angefangen, sie werden enden. Die europäische Konföderation wird sie wahrscheinlich ablösen."* (Ernest Renan, Was ist eine Nation? Vortrag in der Sorbonne am 11. März 1882, in: Michael Jeismann/Henning Ritter [Hrsg.], Grenzfälle. Über neuen und alten Nationalismus, Leipzig 1993, S. 290 - 311, hier S. 310). Ähnlich deutlich hat sich Lucien Febvre 1935 im Vorwort zur zweiten Auflage seines Rhein-Buches gegenüber dem Begriff „Rasse" geäußert: *„Wir verzichten auf ihn nicht nur, weil uns der Stand der wissenschaftlichen Forschung dazu anhält, sondern auch - das sei in diesen schwierigen Zeiten ausdrücklich festgehalten -, weil wir Franzosen sind. Denn kein Franzose kann diesen Begriff dem Ausland gegenüber benutzen, ohne das Selbstverständnis einer Nation zu verraten, die stets jeden aufnahm, der in ihrer Mitte leben wollte und ihre Gesetze respektierte."* (Lucien Febvre, Der Rhein und seine Geschichte, Herausgegeben, übersetzt und mit einem Nachwort von Peter Schöttler, Frankfurt am Main/New York/Paris 1995, 2. durchgesehene Auflage, S. 13). Einen Vergleich der aktuellen Einwanderungspolitik in Frankreich und der Bundesrepublik findet man bei Kristina Schoger, Zuwanderer und Politik. Ein deutsch-französischer Vergleich, Berlin 1994.

41 Zu erinnern ist bei dieser Gelegenheit auch an die Tatsache, daß es sich sowohl bei den romantischen Erfindern der deutschen Nation als auch bei den völkischen Gruppierungen und insbesondere bei den konservativen Revolutionären der zwanziger und frühen dreißiger Jahren um quantitativ eher marginale Gruppierungen handelte, die in inhaltlicher Hinsicht jedoch auf jeweils fatale Weise zum Organ und in gewisser Weise auch zu Organisatoren massenhaft verbreiteter Stimmungslagen wurden. Einer der Vordenker der Neuen Rechten, der ehemalige Bochumer Politikwissenschaftler Bernard Willms, hat bereits Anfang der achtziger Jahre, also lange vor der sogenannten Wiedervereinigung, die diesem Milieu einen erheblichen Aufschwung beschert hat, die an völkisches Denken anknüpfende und für westliches Denken geradezu absurd anmutende Behauptung aufgestellt, *„daß individuelle Identität nur möglich ist aufgrund von nationaler Identität"*. (Bernard Willms, Die Deutsche Nation, Köln-Lövenich 1982, S. 57). Daß dies kein Relikt aus vergangenen Zeiten ist, zeigt die mittlerweile auch von den nordrhein-westfälischen Verfassungsschützern erkannte steigende Bedeutung der Neuen Rechten, deren intellektuelle Verflechtungen weit in die sogenannte Mitte der Gesellschaft hineinreichen und die von daher im schlechten Sinne als erheblich zukunftsträchtiger anzusehen ist, als der von den Medien so gerne bestaunte rechtsradikale Straßenmob (Vgl. Verfassungsschutzbericht des Landes Nordrhein-Westfalen über das Jahr 1995, Düsseldorf 1996, S. 105 - 149). Zum völkischen Denken vgl. George L. Mosse, Die völkische Revolution. Über die geistigen Wurzeln des Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 1991. Zum Problem des Nationalismus allgemein sei verwiesen auf: Eric J. Hobsbawm, Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780, Frankfurt am Main/New York 1991; Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt am Main/New York 1993; Ernest Gellner, Nationalismus und Moderne, Berlin 1991; Peter Alter, Nationalismus, Frankfurt

Auf- und Erlösung des Ich im Kollektiv Volk, eingebunden und abgesichert von Nation und Staat als die Eigenarten des Volkes zum Ausdruck bringende organisatorische Rahmenbedingungen, ist in der enterotisierten protestantisch-preußischen Gesellschaft mit ihren standardisierten männerbündischen Ritualen ohne Zweifel auch sexuell konnotiert.[42] Der notwendigerweise vage bleibende Begriff des Volkes - nicht zufällig ist an entsprechenden Stellen die Rede vom *„Volksgeist"* oder der *„Volksseele"* - verweist zudem auf jene Kategorie des „Blutes", die zur Metapher für deutsche Staatsangehörigkeit wurde. Seinen Niederschlag fand dieses ius sanguinis, demzufolge die Staatsangehörigkeit eine Frage der Abstammung ist, im „Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz" von 1913, das später mit seinen grundlegenden Bestimmungen ins Grundgesetz mit der Absicht übernommen wurde, auch jenen die deutsche Staatsangehörigkeit zu erhalten, die als Auswanderer oder Nachkommen von Auswanderern in Regionen lebten, die nicht zum Staatsgebiet der Bundesrepublik gehören.
Die Mythen des deutschen Volkes und der deutschen Nation, Konstrukte, an deren Etablierung sich im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts unterschiedlichste Kreise beteiligten, nicht zuletzt ganze Generationen von zu Apologeten der preußisch-protestantischen Variante der deutschen Nation gewordenen Historikern,[43] mußten wegen ihrer ethnischen Fundierung nicht nur im Hinblick auf auswandernde Deutsche, die auch nach Generationen in erster Linie konsequenterweise nicht als Staatsbürger eines anderen Landes, sondern als Angehörige des deutschen Volkes angesehen wurden und werden, sondern insbesondere im Hinblick auf Einwanderer nach Deutschland zu fatalen Konsequenzen führen. Die logische Konsequenz dieser ethnischen Konstruktion war ein seit Mitte des 19. Jahrhunderts zudem pseudowissenschaftlich gestützter Rassismus, der den gemeinen Deutschen bestenfalls mit Herablassung nicht nur auf jene Zuwanderer blicken ließ, die fremden Blutes waren und dementsprechend in der sozialen Rangordnung eingestuft wurden, sondern ganz besonders auch auf die

---

am Main 1985; Hagen Schulze, Staat und Nation in der europäischen Geschichte, München 1994; Otto Dann, Nation und Nationalismus in Deutschland, 1770 - 1990, München 1993.

42 *„Die Nation, so kann man sagen, ist wohl die orgiastische Erfahrung für all diejenigen, die diese Erfahrung anderweitig nicht haben können."* (Wilhelm Schmid, Was geht uns Deutschland an?, Frankfurt am Main 1993, S. 118). Vgl. auch George L. Mosse, Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen, Reinbek bei Hamburg 1987 sowie das klassische Werk von Klaus Theweleit, Männerphantasien, Band 1: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, Band 2: Männerkörper. Zur Psychoanalyse des weißen Terrors, Frankfurt am Main 1977/1978.

43 Von der deutschen Nation träumten allerdings nicht nur Konservative und Rechte, sondern oft genug auch Linke jeglicher Couleur, so z.B. die Revolutionäre des Vormärz und der 48er Revolution, frühere Sozialdemokraten und spätere Nationalrevolutionäre wie August Winnig und Ernst Niekisch, der nach dem Krieg Mitglied der KPD bzw. SED wurde, die - ehemals linksradikalen - Hamburger Nationalbolschewisten Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim und schließlich auch die KPD mit ihrem Schlageter-Kurs aus dem Jahre 1923, ihrem unsäglichen „Programm zur nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes" aus dem Jahre 1930 und ihrer nationalen Orientierung in den fünfziger Jahren. Reminiszenzen an die deutsche Lust am Volkskrieg finden sich später bei der Neuen Linken der sechziger und siebziger Jahre wieder, insbesondere nach der marxistisch-leninistischen Wende, als die Polemiken gegen die sogenannten Supermächte in zunehmendem Maße Sehnsüchte nach einer nationalen Heimat erweckten, die in der romantischen Begeisterung für den sogenannten „Befreiungsnationalismus" in fern gelegenen Dritt-Welt-Ländern nicht nur an althergebrachte eurozentrische Mystifikationen des „guten Wilden" erinnerten, sondern auch schon mal Gemeinsamkeiten mit Vertretern der Neuen Rechten zum Vorschein kommen ließen.

jüdische Bevölkerung, deren zögerlich gewährte staatsbürgerliche Emanzipation seit der Französischen Revolution mit Argwohn verfolgt wurde. Die phantasievolle Erfindung eines deutschen Volkes und der dieser Erfindung immanente Rassismus hatten zur Konsequenz, daß man von Fremden entweder eine vollständige Assimilierung im Sinne einer Aufgabe der je eigenen ethnischen und kulturellen Identität erwartete oder aber das im Vergleich dazu eher distanzierte Angebot einer partiellen Integration gemacht wurde; beides, totale Assimilierung oder partielle Integration mit einer Betonung der Nichtzugehörigkeit, sind auch Ausdruck eines historisch überkommenen Komplexes. Die Nationwerdung Deutschlands war gekennzeichnet durch das Zusammenfügen disparater Elemente unter preußisch-protestantischer Dominanz, wobei nicht nur von Tradition und Mentalität her antipreußische Territorien, sondern auch z.B. die katholische Kirche und die sozialdemokratische Arbeiterbewegung in den Staat integriert werden mußten. Integration und Assimilation sind in dieser Sichtweise zwei parallel laufende Prozesse: Disparates kommt zusammen und soll als ein Einheitliches organisiert werden.

Gegenüber der hierzulande seit dem Anschluß der DDR an die Bundesrepublik wieder verstärkt auf Resonanz stoßenden fatalen Metaphysik des Nationalen, derzufolge zusammenzuwachsen habe, was angeblich zusammengehört, ohne dabei wahrnehmen zu wollen, daß z.B. das 130 Jahre lang vom protestantischen Preußen besetzte katholische Rheinland einer ganz anderen zivilisatorischen Tradition angehört als die Besatzungsmacht, gilt es jene Aspekte ins Blickfeld zu bekommen, die dem Projekt Nationalstaat entgegenarbeiten.[44] Das sind zum einen die z.B. im europäischen Rahmen nach und

---

44 Nicht von ungefähr kann Lucien Febvre darauf verweisen, daß sich die rheinischen Länder *„von den Territorien des Nordens und Ostens stark unterschieden und von liberalen Strömungen eines weiterentwickelten Europas geprägt wurden"* und demzufolge die Rheinländer von Preußen *„freimütig sagten, daß es ihnen fremd sei und einer anderen Welt angehöre"*. (Lucien Febvre, Der Rhein und seine Geschichte, a.a.O., S. 187). Friedrich der Große, der im Jahre 1738 geschrieben hatte, *„daß der Rhein weiterhin den Rand der französischen Monarchie bilden möge"* (zit. nach Lucien Febvre, ebd., S. 161) scheint sich dieser Trennungen noch bewußt gewesen zu sein, deren Auswirkungen - angefangen von der Mainzer Republik der Jahre 1792/93 über die Bestrebungen zur Gründung einer cisrhenanischen Republik, den Widerstand der *„rheinischen Lümmel"* gegen die *„hungrigen Preußen"*, die Separationsbewegungen nach dem Ersten Weltkrieg, die Bonner Republik und den gegenwärtig zu erlebenden Bestrebungen zur Neubegründung einer Berliner Republik - bis heute gegenwärtig sind. *„Wollte man vergessen"*, fragt Alain Minc aus aktuellem Anlaß, *„daß ein Rheinländer die preußischen Grenzlande verabscheut?"* (Alain Minc, Die Wiedergeburt des Nationalen in Europa, Hamburg 1992, S. 36). Die immer wieder aufbrechenden Differenzen zwischen dem katholischen Rheinland und dem protestantischen Preußen verweisen weit in die Geschichte zurück: *„Und im Deutschland des 16. Jahrhundert folgt der Riß durch die katholische Christenheit im wesentlichen dem Trennungsstrich zwischen der römischen Welt und dem barbarischen Germanien. Indessen ist das Scheitern im Innern noch signifikanter: Die nicht zu verwirklichende Einheit soll wenigstens im Rahmen der Nationalstaaten Gestalt annehmen; doch selbst in diesem bescheidenen Kontext bleibt sie unvollkommen, so als ob sie sich, zu ihrer Selbsterkenntnis und Selbstbehauptung, periodisch im Innern Feinde schaffen müßte, die es auszustoßen gilt. Daher rührt die ungewisse Rechtslage der Minderheiten, die angefeindet werden, aber ohne die man nicht auskommt."* (Maurice Aymard, Die Minderheiten, in: Fernand Braudel [Hrsg.], Europa: Bausteine seiner Geschichte, Frankfurt am Main 1989, S. 69 - 97, hier S. 69/70). Noch deutlicher werden Richard Herzinger und Hannes Stein in ihrem lesenswerten Buch „Endzeit-Propheten oder Die Offensive der Antiwestler. Fundamentalismus, Antiamerikanismus und Neue Rechte", Reinbek bei Hamburg 1995. *„Fast alle Grundgedanken, auf denen die moderne westliche Zivilisation beruht"*, so stellen sie fest, *„verdanken wir Rom: die Idee einer universalen Bürgergesellschaft, die sich aus dem noch stammesgemäß gebundenen Modell der griechischen Polis befrei-*

nach sich herauskristallisierenden supranationalen Strukturen und das sind zum anderen die sich innerhalb der Nationalstaaten entwickelnden und ganz wesentlich von der Einwanderung geprägten Subkulturen. Wenn heute z.B. auch von linker Seite gegen die stringente Weiterführung der europäischen Einigungspolitik polemisiert wird und dabei angesichts des Vertrages von Maastricht sozialpolitische Argumente ins Feld geführt werden, dann ist dagegen anzuführen, daß die in der Tat immer manifester werdenden sozialpolitischen Probleme angesichts der fortschreitenden Globalisierung auf nationaler Ebene erst recht nicht gelöst werden können und zudem wäre in diesem Zusammenhang auch einmal mehr an die von den jeweiligen nationalen Interessen allerdings ins Abseits gedrängten internationalistischen Traditionen der europäischen Arbeiterbewegungen zu erinnern, die in gewisser Weise an die kosmopolitischen Traditionen des Katholizismus und des europäischen Adels erinnern;[45] im Gegensatz dazu steht das deutsche protestantische Bildungsbürgertum für eine hemmungslose Apologie des kleindeutschen Nationalstaats.[46] Eines jedenfalls sollte heute außer Frage

---

te und die erste offene, multiethnische Metropole schuf; die Idee einer Weltordnung, die den Krieg als Mittel der Konfliktregelung überwindet und durch ein ziviles Geflecht aus vertraglichen Rechten und Handelsbeziehungen ersetzt - und nicht zuletzt die Überzeugung, daß jeder Mensch, unabhängig von seiner Rasse, Kultur oder Religion an einer für alle gültigen Vernunft teilhaben kann." (Ebd., S. 158). In diesem Zivilisationsmodell fanden diejenigen, die sich am Mythos einer „deutschen Nation" versuchten, *„ein identitätsstiftendes Feindbild. Im römischen Recht, im römischen Katholizismus, dem italienischen Humanismus der Renaissance und der liberalen Staatslehre habe die romanische Welt die geistigen Mittel zur Niederhaltung des ursprünglichen deutschen Volkstums gefunden."* (Ebd., S. 163). Das wiederum hatte Konsequenzen: *„Der 'Osten' beginnt im heutigen Europa ungefähr dort, wo die Römer ihren Vormarsch stoppten und den Limes errichteten. Überspitzt gesagt: Die Römer kamen nur bis zur DDR-Grenze. Sollte es wahr sein, daß historische Prägungen über große Zeiträume wirksam bleiben, dann hätten wir es in Europa - und vor allem in Deutschland - mit* weit *tiefgreifenderen Differenzen als nur dem Gegensatz zwischen politischen und wirtschaftlichen Systemen zu tun. Wenn die westliche Zivilisation die modernisierte Neuauflage des römischen Imperiums ist, und wenn der Grad der politischen und kulturellen Verwestlichung der Intensität entspricht, mit der ein bestimmtes Gebiet einst an die römische Lebensweise assimiliert wurde, dann verläuft heute quer durch Europa und mitten durch Deutschland ein geistiger Limes."* (Ebd., S. 170).

45 Gegen den Vertrag von Maastricht argumentieren z.B. Elmar Altvater (Sargnagel der EU?, in: taz, 22. 7. 1996) und Frieder Otto Wolf (Waigels little helpers?, in: taz, 31. 7. 19196). Während Altvater gegen die *„Regierungschefs der Schwachwährungsländer Spanien und Italien sowie Frankreichs"* polemisiert, kommt der „Grünen" - Politiker Wolf auf *„'Weichwährungsländer' wie Italien, Spanien und Portugal"* zu sprechen. Dies mag dann weniger mit der Sorge um *„das Opfer sozialer Bürgerrechte im Zuge des Abbaus sozialstaatlicher Standards"* (Altvater) zu tun haben - dieser Abbau findet schließlich auch auf nationaler Ebene statt, ohne daß diesen linken Maastricht-Gegnern irgendeine relevante Gegenstrategie einfallen würde -, sondern mit der Tatsache, daß die Grünen, *„eine linksliberale Partei der überdurchschnittlich gebildeten Großstadtbewohner und vor allem 'Bewohnerinnen'"*, längst schon einem *„bürgerlichen Politikverständnis folgen, nämlich einer Politik, die auf die Bewahrung des Eigentums zählt"*. (Micha Brumlik, Die Bündnisgrünen - eine neue, linksliberale Partei?, in: Kommune 2/1996, 14. Jg., S. 48 - 53, hier, S. 49/50). Zu hinterfragen wären bei dieser Gelegenheit auch einmal die unterschiedlichen Traditionen der süd- und westeuropäischen Arbeiterbewegungen einerseits und der mittel- und osteuropäischen Arbeiterbewegungen andererseits, die sich möglicherweise schon alleine daran exemplarisch festmachen lassen, daß der Süden und Westen keinen Bedarf an solchen Führerfiguren wie Kautsky und Lenin hatte, die Autorität nicht nur einforderten, sondern denen Autorität tatsächlich auch gewährleistet wurde. Neben diesen in Personen sich verdichtenden autoritären Strukturen dürfte sich das Verhältnis zum Staat als ein entscheidendes Kriterium erweisen: dem nordischen Staatssozialismus steht im Süden und Westen eine fast schon existentielle Distanz zum Staat gegenüber.

46 *„Es ist kein Zufall, daß diese schmale Trägerschicht am Anfang im wesentlichen protestantische Theologen, Historiker, Schriftsteller, Beamte und Gymnasiallehrer stellten, die sich von*

stehen: *„Die deutsche Kultur- und Sprachgemeinschaft kann nicht die Identität eines Nationalstaats begründen - dieser Versuch ist im Laufe der vergangenen zwei Jahrhunderte exemplarisch mißlungen."* [47] Die Kritik an dieser völkischen *„Kultur- und Sprachgemeinschaft"* hat demzufolge auf zwei Ebenen anzusetzen: Zum einen im Rahmen des realexistierenden Nationalstaats, indem das auf völkischen Kriterien basierende Staatsbürgerrecht zumindest jenem Niveau angepaßt wird, das in westlichen Staaten Standard ist[48] und zum anderen in dem Sinne, daß jene transnationalen Entwicklungen ins Auge gefaßt werden, die zumindest die Hoffnung aufkommen lassen,

---

kirchlichen Dogmen gelöst haben und in ihrer Ersatzreligion die Nation in den Mittelpunkt rückten. Damit wird der späteren Metaphysik des Nationalstaates der Boden bereitet. Gewiß, das ist ein langwieriger Prozeß, aber schließlich gewinnt der Nationalismus die Qualität einer politischen Religion." (Hans-Ulrich Wehler, Nationalismus und Nation in der deutschen Geschichte, in: Helmut Berding [Hrsg.], Nationales Bewußtsein und kollektive Identität, a.a.O., S. 163 - 175, hier, S. 167). Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß in katholischen Milieus eine eher reservierte Haltung gegenüber nationalistischen Übersteigerungen vorherrschte; vgl. dazu: Frank Bärenbrinker/Christoph Jakubowski, „Nation" und „Nationalismus" seit dem Deutschen Kaiserreich. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung anhand von Handbüchern, in: Archiv für Begriffsgeschichte 38/1995, S. 201 - 222. Dort heißt es z.B. - bezogen auf die 1911 erschienene vierte Auflage des von der katholischen Görres-Gesellschaft herausgegebenen „Staatslexikons": *„Eine solche Relativierung des Nationalstaates setzt sich vom Selbstverständnis der gesellschaftstragenden Schichten dieser Zeit ab und verweist auf die Distanz großer Teile des katholischen Milieus zum preußisch-protestantischen Staat."* (ebd., S. 213). In der 1929 erschienenen fünften Auflage *„weist sich das Staatslexikon - nun mit dem Nationalstaat versöhnt - als Verteidiger eines demokratiegebundenen Nationsverständnisses aus, mit dem das Rassekriterium nicht vereinbar war"*. (ebd., S. 220). Vgl. auch Thomas Nipperdey, Religion im Umbruch. Deutschland 1870 - 1918, München 1988. Dort heißt es u.a.: *„Die katholische Kirche ist darum, anders als die evangelische, auch auf Dauer keine aktive Kraft des Nationalismus, der Intensivierung des nationalen Bewußtseins geworden. Sie feierte nicht den Sedantag und andere nationale Feste; die Katholiken bauten keine nationalen Denkmäler... Theologie und Predigt betonen, wo es um Vaterland und patriotische Pflichten geht, mehr den Staat als die Nation, und die Moraltheologie hält an der Relativierung des Nationalismus, des 'Völkeregoismus' fest...; eine Theologie der Nation gibt es im Katholizismus vor 1914 nicht."* Die nationalistische Wende von 1914 entspricht insofern derjenigen einer anderen Außenseitergruppe - der Sozialdemokraten; in beiden Fällen ging es in entscheidendem Maße darum, *„den Makel der 'Reichsfeindlichkeit' abzuschütteln"*; allerdings *„wurde der Nationalismus der Katholiken in den letzten Kriegsjahren realistischer, ganz anders als der der Protestanten"*. (Ebd., S. 49-51). Nipperdey weist aber auch darauf hin, daß *„die Katholiken durchaus noch vom romantischen Nationalismus ergriffen (waren)"* und *„klar im Lager der Großdeutschen"* standen (ebd., S. 46). Auch dieser explizit antipreußische katholische großdeutsche Nationalismus geht auf die politische Romantik zurück und vererbt sich u.a. auch der österreichischen Arbeiterbewegung, die sich sowohl in ihrer sozialdemokratischen als auch in ihrer parteikommunistischen Variante als „deutsch-österreichisch" betrachtete; Auswirkungen hatte diese Tradition natürlich auch auf den Anschluß Österreichs an das nationalsozialistische Regime im Frühjahr 1938.

47 Hagen Schulze, Gibt es überhaupt eine deutsche Geschichte?, Berlin 1989, S. 68.

48 Dabei muß berücksichtigt werden, ohne daß dies hier näher thematisiert werden kann, daß es auch zwischen Frankreich, England und den klassischen Einwanderungsstaaten wie z.B. den USA hinsichtlich der Einbürgerung von Zuwanderern durchaus Unterschiede gibt: *„Gegenüber dem französischen 'Modell', das den Erwerb von Rechten durch die individuelle Assimilation und Einbindung innerhalb der Nation vorsieht, beruhen das britische und das amerikanische 'Modell' auf der Anerkennung von Differenzen und besonderen Fürsorge oder Gewährung von Minderheitenrechten."* (Maxim Silverman, Rassismus und Nation. Einwanderung und Krise des Nationalstaats in Frankreich, Hamburg/Berlin 1994, S. 10). Vgl. auch Richard Münch, Das Projekt Europa. Zwischen Nationalstaat, regionaler Autonomie und Weltgesellschaft, Frankfurt am Main 1993, der die historisch bedingten Unterschiede von „Nation und Bürgergemeinschaft" in Großbritannien, Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika herausarbeitet und mit Überlegungen für Europa verbindet (ebd., S. 42 - 97).

daß Nationen und dementsprechend nationale Staatsbürgerrechte eines Tages, wie dies Ernest Renan bereits vor mehr als hundert Jahren angesprochen hat, der Vergangenheit angehören.

III. Fremdenfeindlichkeit und Rassismus

„Es waltet ein Verhängnis über diesem Land und ich weiß genau, daß es nicht nur der Kapitalismus ist. Daß dieser bestialisch werden kann, hat keineswegs ökonomische Gründe allein."[49]

„Handke, B. Strauß, Syberberg und wie sie alle heißen... Die neue Rechte: Wehe, wenn sich statt oben genannter Bübchen ein Gigant findet."[50]

Georg Simmel hat in seinem berühmten „Exkurs über den Fremden" diesen, im Gegensatz zum bloß Wandernden, *„der heute kommt und morgen geht"*, in soziologischer Hinsicht bestimmt *„als der, der heute kommt und morgen bleibt"*.[51] Fremd zu sein, ist Ausdruck einer Differenz, die den jeweiligen gesellschaftlichen und historischen Umständen entsprechend zu bestimmen ist. Eine juristische Regulierung dieser Differenz kann Ursachen von Fremdenfeindlichkeit ohne Zweifel nicht beheben, sie kann aber in zweierlei Hinsicht doch von Relevanz sein. Zum ersten kann sie dem bleibenden Fremden Rechte zusprechen und zum zweiten mag sie, indem sie diese Rechte zuspricht, das Verhalten derjenigen, bei denen die Fremden bleiben, beeinflussen. Das aber heißt, daß das kollektive Selbstverständnis derjenigen, bei denen der Fremde bleibt, für die Gestaltung der Beziehungen zu dem Fremden von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Konkret: Das Verhältnis zum Fremden wird entschieden mitbestimmt dadurch, ob es sich bei der aufnehmenden Gesellschaft um eine Staatsnation im westlichen Sinne handelt, um eine Nation also, in der jeder, auch der Fremde, der bleibt, zuallererst als politisches Subjekt wahrgenommen wird, oder aber, ob es sich bei der aufnehmenden Gesellschaft um ein Kollektiv handelt, das sich als Volk im Sinne einer ethnischen Einheit versteht, dem der Fremde als ein wesentlich anderer erscheint.[52]

---

49 Siegfried Kracauer in einem Brief an Theodor W. Adorno im August 1930, zit. nach taz 24./25.8.1996.

50 Helmut Krausser, Mai. Tagebuch des Mai 1992. Juni. Tagebuch des Juni 1993, Reinbek bei Hamburg 1995, S. 89.

51 Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, München Leipzig 1922 (2. Aufl.), S. 509.

52 Für Joachim Bruhn ist dieser Gegensatz nur ein scheinbarer: *„Der Gegensatz von subjektivem und objektivem Begriff der Nation, den das Recht der Staatsbürgerschaft im Gegensatz von jus soli und jus sanguinis reflektiert, eskaliert zum Widerspruch, der nur im Begriff der Rasse seine phantasmagorische Lösung finden kann."* Der Staatsbürger von 1789 entpuppt sich demzufolge als der rassistische Antisemit, der seine Identität durch Ausschluß und Vernichtung gewinnt; konsequenterweise kann sich Bruhn nicht mit der von vielen Linken geteilten Meinung anfreunden, *„der Rekurs aufs jus soli sei das gerade Gegenteil und tauge zur Kritik des jus sanguinis"*. (Joachim Bruhn, Der ganzheitliche Volksstaat und seine Insassen. Volkssouveränität

Fremdenfeindlichkeit ist ohne Zweifel keine Erfindung der Neuzeit, aber erst seit Beginn der Entdeckung und Eroberung neuer Kontinente und der damit einhergehenden Unterdrückung und Versklavung ganzer Völker sowie im Zuge der Industrialisierung nimmt sie jene Ausmaße an, die schließlich einen pseudowissenschaftlich fundierten Rassismus im Gefolge haben. Das Bild vom Fremden wird seit dem 18. Jahrhundert zunehmend von biologisch argumentierenden Rassentheorien bestimmt, die Mitte des letzten Jahrhunderts von dem Franzosen Joseph Arthur de Gobineau zum erstenmal systematisch zusammengefaßt und keineswegs nur in konservativen und völkischen Milieus rezipiert werden, sondern auch - insbesondere im Hinblick auf sogenannte rassenhygienische, auf Menschenzüchtung zielende Aspekt - weit ins linke Spektrum hinein ausstrahlen. Neben dem biologisch argumentierenden Rassismus, der die Vielfalt der Erscheinungsformen wertend und damit auch herrschaftslegitimierend zu systematisieren versprach, kristallisierte sich seit Beginn des letzten Jahrhunderts - zeitgleich mit der Erfindung des deutschen Volkes und den Anfängen der Industrialisierung - der moderne, ebenfalls rassistisch argumentierende Antisemitismus heraus, der vom überkommenen, religiös begründeten Antijudaismus analytisch zu unterscheiden ist.[53]

---

oder freie Assoziation?, in: Ders., Was deutsch ist. Zur kritischen Theorie der Nation, Freiburg, 1994, S. 15 - 59, hier S. 51 und 53). Wenn also, dies ist die logische Schlußfolgerung dieser Argumentation, Auschwitz die unhintergehbare Wahrheit der bürgerlichen Gesellschaft ist, dann muß eben dies der Ausgangspunkt für Überlegungen sein, wie die bürgerliche Gesellschaft (und damit Auschwitz) zu transzendieren sei und zudem - da man bis auf weiteres im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft zu überleben gezwungen ist - für Überlegungen, inwieweit es hinsichtlich dieser Überlebenskunst im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft, was konkrete Lebensumstände, Traditionen, Mentalitäten u.ä. angeht, unterschiedliche Modelle gibt, die gegeneinander abzuwägen und zwischen denen gegebenenfalls Präferenzen zu treffen sind. Ideologiekritisch mögen angesichts des politischen Souveräns und seiner Funktionen alle Katzen grau sein, mögen ius solis und ius sanguinis als verschiedene Erscheinungsformen des gleichen Nationalstaatswahns erkannt werden, „realpolitisch" im überlebensstrategischen Sinn jedoch wird man nicht umhin kommen, gerade auch wohlmeinend zwischen diesen verschiedenen Erscheinungsformen zu differenzieren; die politischen Emigranten Adorno und Horkheimer, die Bruhns Referenzpersonen sind, dürften dies gewußt haben. Im übrigen wäre die Ideologiekritik an dieser Stelle auch mit historischen Erfahrungen aufzuladen, gerade im Hinblick auf die Erfahrungen der Französischen Revolution einerseits und den Ursprungsmythos des deutschen Volkes und der deutschen Nation andererseits. Ideologiekritik müßte sich also in diesem Fall den konkreten Ideologien unter konkreten historischen Umständen zuwenden. Zu fragen wäre dabei z.B., ob sich der spezifische deutsche Nationalismus, der vom Mythos eines real nicht zu identifizierenden Volkes lebt, nicht in entscheidendem Maße aus vorbürgerlichen Quellen speist, insofern dem Niveau der bürgerlichen Gesellschaft, wie es exemplarisch in der Französischen Revolution erreicht wurde, nicht gewachsen ist. Es ist eben kein Zufall, daß der Versuch der Nationalsozialisten, das Völkische in Reinform zum Vorschein kommen zu lassen, in der Vernichtung der Juden gipfelte, die in den Phantasmagorien der Völkischen für den Internationalismus des Kapitals standen. Dieses ist in der Tat grundsätzlich und hemmungslos international, so daß die ihm gemäße Staatsform die ist, in der das Staatsbürgerrecht vom völkischen Nationalismus des ius sanguinis abgekoppelt ist, in der also das ius soli gilt. *„Derlei Entnationalisierung der Staatsbürgerschaft und Trennung der Rechtssubjektivität von der 'Abstammung' setzt, logisch betrachtet, die Entnationalisierung der Staatsgewalt voraus, d.h. die Beseitigung aller Grenzen."* (Joachim Bruhn, Unmensch und Übermensch. Über Rassismus und Antisemitismus, in: Ders., Was deutsch ist, a.a.O., S. 77 - 110, hier S. 108).

53 Die Literatur zur Geschichte des Rassismus, des Antisemitismus und des völkischen Denkens ist längst unübersehbar geworden, so daß hier nur einige wenige exemplarische Titel genannt werden können: Patrick von zur Mühlen, Rassenideologien. Geschichte und Hintergründe, Berlin 1977; Imanuel Geiss, Geschichte des Rassismus, Frankfurt am Main, 1988; Léon Poliakov, Geschichte des Antisemitismus, 8 Bde., Worms 1977ff.; Léon Poliakov, Der arische Mythos.

Weder der biologische Rassismus im allgemeinen, noch der Antisemitismus im besonderen und schon gar nicht die Industrialisierung sind Besonderheiten der deutschen Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte. Das spezifische Element, dessen Verbindung mit diesen drei Komponenten der modernen Industriegesellschaften erst zu jenem explosiven Gemisch führte, das untrennbar mit dem Namen Auschwitz verbunden ist, war der von deutschen Dichtern und Denkern in die Welt gesetzte Mythos des deutschen Volkes. Das Dilemma, in dem sich die Erfinder dieses deutschen Volkes befanden und das bis heute nicht gelöst ist und auch nicht zu lösen sein wird, besteht darin zu bestimmen, was deutsch sei. Da sich weder eine deutsche Rasse, noch eine deutsche Kultur oder eine deutsche Sprache, noch sonst irgend etwas deutsches in der von den Apologeten des Völkischen behaupteten Reinheit positiv nachweisen läßt, kann die Identitätssuche nur über Ausgrenzung funktionieren: Deutsch läßt sich demzufolge nur bestimmen durch das, was nicht deutsch ist. Das aber ist eine inhaltlich leere Bestimmung, die beliebig gefüllt werden kann und dazu führt, daß die Suche nach dem, was deutsch sei, zu einem nicht abschließbaren Selbst(er)findungsprozeß wird. Zur Abgrenzung mag dann, wie bei dem großen protestantischen Philosophen Immanuel Kant, der „Neger" herhalten, oder der „Slawe", speziell vielleicht der „Pole", oder der „Zigeuner" oder aber, und da waren sich z.B. die beiden Deutschdenker Johann Gottlieb Fichte und Ernst Moritz Arndt bereits einig, der „Jude", denn, so Arndt im Jahre 1814, in jener Zeit also, als die Deutschen ihren Volkskrieg gegen die Franzosen führten: *„Die Juden als Juden passen nicht in diese Welt und in diese Staaten hinein, und darum will ich nicht, daß sie auf eine ungebührliche Weise in Deutschland vermehrt werden. Ich will es aber auch deswegen nicht, weil sie durchaus fremdes Volk sind und weil ich den germanischen Stamm so sehr als möglich von fremden Bestandteilen rein zu erhalten wünsche."* [54] Der biologisch-rassistisch aufgeladene Antisemitismus gewann im Laufe des letzten Jahrhunderts, insbesondere in den Jahrzehnten nach der Reichsgründung, eine ganz eigene Dynamik: Der Jude stand schließlich als Synonym für all das, was die Industrialisierung als Import aus dem Westen verkörperte, für den Einbruch des Kapitalismus als einer abstrakten, über Geld sich vermittelnden Herrschaftsbeziehung im Gegensatz zur in agrarischen Gesellschaften tradierten personenbezogenen Herrschaft, für die Durchsetzung des Kapitalismus mit seinen hauptsächlich vom nicht durchschaubaren Finanzkapital symbolisierten abstrakten ökonomischen

---

Zu den Quellen von Rassismus und Antisemitismus, Wien 1977; George L. Mosse, Die Geschichte des Rassismus in Europa, Frankfurt am Main 1990; George L. Mosse, Die völkische Revolution. Über die geistigen Wurzeln des Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 1991; Helmut Berding, Moderner Antisemitismus in Deutschland, Frankfurt am Main 1988.

54 Zit. nach Wolfgang Wippermann, Was ist Rassismus? Ideologien, Theorien, Forschungen, in: Barbara Danckwortt/Thorsten Querg/Claudia Schöningh (Hrsg.), Historische Rassismusforschung. Ideologen - Täter - Opfer, Hamburg 1995, S. 9 - 33, hier S. 11. Vgl. auch Ulrich Enderwitz, Antisemitismus und Volksstaat. Zur Pathologie kapitalistischer Krisenbewältigung, Freiburg 1991. Enderwitz verortet den modernen deutschen Antisemitismus im Kontext der spezifischen Rolle des preußischen Staates. Insofern dieser das auf Profit ausgerichtete industriekapitalistische Bürgertum von vorneherein in staatsbürgerliche, auf nationalen und sozialen Konsens ausgerichtete Pflicht nimmt, wird diesem der *„Liberalitätsjude" „als leibhaftiges Menetekel dessen"* vorgeführt, *„was der liberale Bürger ist, solange er nicht zum Staatsbürger wird, als abschreckendes Beispiel für die egoistische Existenz und anarchistische Isolation, die ihm blühen, sollte er sich aus der staatlich formierten und organisierten Gemeinschaft klassenmäßig exkommunizieren..."* (Ebd., S. 105.

Regeln und dessen politischem Pendant, dem abstrakten Staat als Organ der aus ethnischen Kollektivzwängen entlassenen freien Staatsbürger; in der Figur des Juden wurde das Abstrakte greif- und identifizierbar, er symbolisierte die westliche Moderne, die das deutsche Volk, das doch gerade erst dabei war, sich in einem eigenem Staat zu organisieren, noch ehe es so recht zusammengefunden hatte, mit einem Auflösungsprozeß bedrohte. Beide Aspekte dieser Moderne, die kapitalistische Ökonomie wie auch der Bürgerstaat, führten den völkischen Mythos von der Sache her ad absurdum. Gerade dies aber hatte zur Folge, daß in dem Maße, in dem in deutschen Landen der zu schaffende deutsche Staat die Einheit des deutschen Volkes symbolisieren sollte, dieser Staat sich zugleich durch Ausschluß der Nichtdeutschen konstituieren mußte. Der 1871 von Bismarck geschaffene und von rechts bis links begrüßte kleindeutsche preußisch-protestantische Staat war vom Selbstverständnis seiner Träger her ein „Volksstaat" und kein Bürgerstaat. Konsequenterweise wurden alle, die dem jetzt preußisch-protestantisch definierten deutschen Volk nicht entsprachen, ausgegrenzt: Das waren die dieser neuen Bestimmung nicht entsprechenden vaterlandslosen sozialdemokratischen Gesellen, die ultramontanen Katholiken, insbesondere aber die dem deutschen Volk in dieser Sichtweise von vorneherein nicht zugehörigen, da fremdrassigen Juden; der offiziellen Ausgrenzung dieser Gruppen entsprachen auf der anderen Seite deren verzweifelte Bemühungen um Integration und Assimilierung.

Die völkische, auf Ausgrenzung basierende Konstituierung des deutschen Staates war die notwendige, die realpolitische Entwicklung in Deutschland (die völkischen und antisemitischen Ideologien, Organisationen und Parteien, der verlorene Erste Weltkrieg mit dem daraus folgenden Revanchismus, die Wirtschaftskrise etc.) die hinreichende Bedingung für die Machtübernahme derjenigen, die dem deutschen Volk den ihm gemäßen völkischen Staat versprachen, der alles Undeutsche und Nichtvölkische „auszumerzen" ankündigte. In diesem völkischen Staat wurde die Identitätssuche durch Vernichtung des Nicht-Identischen konsequent zu Ende geführt: Die zu sich selbst gekommenen Deutschen im Sinne des vor rund zweihundert Jahren begründeten Mythos sind die Mörder von Auschwitz: *„Auschwitz, nicht die 'Machtergreifung' 1933, war die wirkliche 'Deutsche Revolution' - die wirkliche Schein-'Umwälzung' der bestehenden Gesellschaftsformation. Diese Tat sollte die Welt vor der Tyrannei des Abstrakten bewahren."* [55]

Seitdem im Herbst 1989 in der DDR unter der Parole „Wir sind ein Volk" eine sogenannte „nationale Revolution" zuerst zum Sturz des autoritären Regimes und danach zum Anschluß an die BRD führte, hat die alte, zwischenzeitlich wohl eher verdrängte als tatsächlich verarbeitete Frage nach der sogenannten deutschen Identität neue Aktualität gewonnen.[56] Diese neuerliche Debatte um die nationale Identität hatte in der

55 Moishe Postone, Nationalsozialismus und Antisemitismus. Ein theoretischer Versuch, in: Kritik und Krise. Materialien gegen Ökonomie und Politik, 4/5-1991, S. 6 - 10, hier S. 9.

56 Für die Neue Rechte ist die „nationale Revolution" in der DDR allenfalls ein Meilenstein gewesen: Bernard Willms hat bereits in den frühen achtziger Jahren *„in den verschiedensten Orten Deutschlands, von Flensburg bis Wien"* Vorträge gehalten und dabei festgehalten, daß *„die politische Sinnchance höchstens mit der des nationalen Aufbruchs von 1813 zu vergleichen (ist)"*. (Bernard Willms, Identität und Widerstand. Reden aus dem deutschen Elend, Tübingen/Zürich/Paris 1986, S. 87 und 150). Zwei Jahre später hat Willms eine sich aus der BRD, der DDR, Österreich und der Tschechoslowakei zusammensetzende und explizit antiwestliche *„'Zentraleuropäische Föderation' mit den Hauptstädten Prag, Wien, Berlin"* konzipiert

alten Bundesrepublik allerdings bereits seit Mitte der siebziger Jahre begonnen. Analog zu den seit dem Anwerbestop vom November 1973 forcierten Diskussionen um die soziale Integration der ausländischen Bevölkerung wurde das sogenannte „Ausländerproblem" zu einem in der Öffentlichkeit bis heute in unterschiedlicher Intensität behandelten Thema. Tatsächlich handelt es sich dabei nicht, wie der Begriff suggeriert, um Probleme, die Ausländer haben, sondern um Probleme, die Deutsche mit sich und ihrer nationalen Identität haben und für die Ausländer in tradierter Manier als Projektionsfläche herhalten müssen. Angesichts der sich in der Bundesrepublik etablierenden ausländischen Bevölkerung, wobei insbesondere die türkischen Zuwanderer immer wieder als Problem skandalisiert wurden und werden, sowie der seit den achtziger Jahren zunehmenden Zahl von Asylbewerbern aus Ländern der Dritten Welt wurden die kulturellen Differenzen zwischen Einheimischen und Zuwanderern zum eigentlichen Problem stilisiert. Dieses Konzept der kulturellen Differenz, das ganz beiläufig auch als Apologie ethnischer Identität verstanden werden muß, steht in den aktuellen Debatten in einem doppelten Kontext. Zum einen erinnert es nicht zufällig an das alte deutsche Konzept der Kulturnation im Gegensatz zur westlichen Staatsnation und damit auch an die Ursprünge des deutschen Nationalismus und seiner völkischen Mythen; die Rede von der kulturellen Differenz meint also in dieser Hinsicht nichts anderes als die neuerliche, sich von den fremden Zuwanderern und deren kulturellen Eigenarten abwendende Suche nach einer spezifischen deutschen Identität, die, insofern sie in traditioneller Manier nicht territorial, sondern völkisch argumentiert, auch grenzübergreifend orientiert ist.[57] Zum anderen aber, und hier steht die Entwicklung in der Bundesrepublik in enger Verbindung zu analogen Entwicklungen in anderen europäischen Staaten, ist das Konzept der kulturellen Differenz nichts anderes als Ausdruck eines tradierten Rassismus, der, nachdem der biologische Rassismus durch die Exzesse der Nationalsozialisten diskreditiert worden war, sich vor die Notwendigkeit gestellt sah, nach neuen Ausdrucksformen zu suchen. Das Verblüffende dabei ist, daß dieser Neorassismus der kulturellen Differenz auf Argumentationsmuster zurückgreift, die ursprünglich in explizit antirassistischer Absicht entwickelt worden sind. In den Nachkriegsjahren haben Ethnologen, Anthropologen und Soziologen tradierte rassenbiologische Argumentationen ad absurdum geführt, indem sie die Eigenständigkeit und je eigene Wertigkeit unterschiedlicher kultureller Traditionen betonten und damit eine *„immer noch lebendige und politisch aktive antirassistische Tradition"* begründeten, die *„sich auf drei Prinzipien"* beruft: *„die Unabhängigkeit kultureller Phänomene, einen kulturellen Determinismus, der die mentalen Strukturen und die Lebensformen bestimmt, und die Gleichheit der Werte aller Kulturen".*[58] In der Neuen Rechten ist

(Bernard Willms/Paul Kleinewefers, Erneuerung aus der Mitte. Prag - Wien - Berlin. Diesseits von Ost und West, Herford 1988, S. 33).

57 Die entsprechenden Diskussionen über das Verhältnis zwischen der Bundesrepublik und der DDR können mit der „nationalen Revolution" in der DDR als vorläufig beendet betrachtet werden. Daß der grenzüberschreitende völkische Nationalismus immer noch virulent ist, zeigen nicht nur entsprechende Tendenzen in den Vertriebenenverbänden, sondern auch die Politik, die mit den Aussiedlern getrieben wird. Vgl. Walter von Goldenbach/Hans-Rüdiger Minow, „Deutschtum Erwache!" Aus dem Innenleben des staatlichen Pangermanismus, Berlin 1994.

58 Pierre-André Taguieff, Die ideologischen Metamorphosen des Rassismus und die Krise des Antirassismus, in: Uli Bielefeld (Hg.), Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt?, Hamburg 1992 (2. Aufl.), S. 221 - 268, hier S. 229.

dieses Konzept der kulturellen Differenz zu einem Modell des Ethnopluralismus verdichtet worden. Alain de Benoist, auch hierzulande akzeptierter und bis in die Linke hinein rezipierter Cheftheoretiker der europäischen Neuen Rechten, hat die Alternative kurz und präzise benannt: *„Entweder liegt der Hauptwert im Individuum (und demnach in der aus der Summe aller Einzelwesen gebildeten Menschheit): es handelt sich um die christliche, bürgerliche, liberale und sozialistische Anschauung. Oder der Hauptwert liegt in Völkern und Kulturen, höchst pluralistischen Begriffen, die eine 'holistische' Ansicht der Gesellschaft ermöglichen... Was uns anbelangt, sind wir selbstverständlich auf der Seite des Holismus. Für uns existiert das Individuum nur in bezug auf die Gemeinschaften, in die es sich einschließt (und gegenüber denen es sich auszeichnet). Jede individuelle Tätigkeit stellt eine Handlung dar, die aus dem Leben eines Volkes hervorgeht. Die Interessenlage des Individuums kann nicht an und für sich betrachtet werden."*[59] In der Bundesrepublik hat der Ethnopluralismus als „Befreiungsnationalismus" der Neuen Rechten vielfache Anknüpfungspunkte nicht nur, aber insbesondere zur maoistischen Linken der siebziger Jahre geboten; gemeinsame Themen waren z.B. die Unterdrückung in den realsozialistischen Staaten, die Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt, aber auch regionalistische und ökologische Bewegungen in Europa.[60] In der Logik des von der kulturellen Differenz zwischen Ethnien bzw. Völkern ausgehenden Ethnopluralismus, demzufolge nicht Individuen, sondern Völker Subjekte der Geschichte sind, sind Rassisten konsequenterweise diejenigen, die, um im entsprechenden Jargon zu bleiben, für eine „Vermischung" von Völkern eintreten oder gegen eine solche „Vermischung" zumindest nichts einzuwenden haben.

Zur gleichen Zeit, als das Prinzip der kulturellen Differenz in den Konzepten der Neuen Rechten als völkischer Ethnopluralismus thematisiert wurde, machte in den Kreisen der Neuen Linken bzw. dem, was davon Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre noch übrig geblieben war, der Begriff der multikulturellen Gesellschaft Karriere. Tatsächlich basiert das Konzept einer multikulturellen Gesellschaft auf eben jener Anerkennung der kulturellen Differenz, die auch zum theoretischen Kern der Neuen Rechten gehört: *„Indem der Multikulturalismus Pluralität und Vielfalt aber mit 'ethnischer/nationaler Herkunft' in Verbindung bringt, anthropologisiert er Ethnizität und setzt damit eine bestimmte historische Konstruktion von Gemeinschaft (und von Fremdheit) konstant."*[61] Auf dieser Ebene beinhaltet das multikulturelle Konzept nicht

---

59 Alain de Benoist, Die entscheidenden Jahre. Zur Erkennung des Hauptfeindes, Tübingen 1982, S. 21/22.

60 Der wichtigste Theoretiker dieser Richtung der bundesdeutschen Neuen Rechten ist ohne Zweifel Henning Eichberg, der auch in zahlreichen linken Publikationen zu Wort gekommen ist. Vgl. ders., Nationale Identität. Entfremdung und nationale Frage in der Industriegesellschaft, München/Wien 1978; ders., Abkoppelung. Nachdenken über die neue deutsche Frage, Koblenz 1987.

61 Frank-Olaf Radtke, Lob der Gleich-Gültigkeit. Zur Konstruktion des Fremden im Diskurs des Multikulturalismus, in: Uli Bielefeld (Hg.), Das Eigene und das Fremde, a.a.O., S. 79 - 96, hier S. 91. Die Tendenz zur Ethnisierung kommt auch im Untertitel eines der meist gelesenen Bücher zur multikulturellen Gesellschaft hierzulande zum Ausdruck, Claus Leggewies „Multi Kulti. Spielregeln für die Vielvölkerrepublik", Berlin 1990 (3. Auflage, mit einem aktuellen Vorwort des Autors, Berlin 1993). Indem Leggewie von einer *„Vielvölkerrepublik"* spricht, tradiert er, ob gewollt oder nicht, jene völkische Tradition, in der das Individuum immer über die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv definiert wird.

nur ein regressives Moment, indem es an die alte Gegenüberstellung zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft erinnert; problematischer und bei den Vertretern dieses Konzeptes vielfach unreflektiert ist die Gefahr, daß *„die Anrufung des Rechts auf Differenz, der Appell zur 'Achtung des Anderen' oder zur kulturellen Identität, die Forderung nach Heterophilie oder 'Xenophilie' (Levinas) durch individuelle oder kollektive rassistische Akteure instrumentalisiert werden (können)"*.[62] Wenn also, so läßt sich schlußfolgern, am Konzept einer multikulturellen Gesellschaft überhaupt festgehalten werden kann, dann nur, wenn vom Konzept der kulturellen Differenz auf der Basis von ethnischer Identität Abschied genommen wird und, wenn schon von kultureller Differenz die Rede sein muß, diese auf der Ebene des jeweiligen Individuums thematisiert wird. Dies aber, so Radtke, *„setzt das autonome Individuum voraus, das gelernt hat, mit der Segmentierung und Fragmentierung seiner Identität zu leben und dabei noch Lust zu empfinden"*.[63] Das aber wiederum heißt, daß eine multikulturelle Gesellschaft, in der nicht Völker oder Ethnien das Differente ausmachen, sondern Individuen, auf jene Konzepte von Staatsbürgerschaft rekurrieren muß, in denen eben die politische Selbstbestimmung des Individuums und nicht die völkische Zugehörigkeit dominieren; auf diesem Hintergrund könnte eine Änderung des Staatsbürgerrechts vom ius sanguinis zum ius soli, so Dan Diner, zumindest zu einer *„Immunisierung des Gemeinwesens"* gegenüber den tradierten völkischen Versuchungen beitragen und ist von daher *„als Verfassungsänderung in Angriff zu nehmen, und sei's am Bewußtsein der Bevölkerung vorbei"*.[64] Eine gegebenenfalls auch als multikulturell zu bezeichnende Politik in diesem Sinne sollte *„den besseren Zustand aber denken als den, in dem man ohne Angst verschieden sein kann"*.[65]

IV. Einwanderung ins Ruhrgebiet

„Da waren die frühen 'Entwicklungshelfer aus England und Wallonien, zunächst Nah-, dann Fernwanderer aus preußischem und sonstigem Deutschland, Saisonarbeiter aus Wallonien und Italien, die besonders leicht zu integrie-

---

62 Pierre-André Taguieff, Die ideologischen Metamorphosen des Rassismus und die Krise des Antirassismus, a.a.O., S. 242. Weiter schreibt Taguieff. *„Dies ist vielleicht die beunruhigendste ideologische Korruption eines ethischen Ideals, da keines in den letzten zwanzig Jahren auf so breiter Ebene anerkannt wurde. Auf diese Weise wurde die 'Wert-Norm' der Differenz, die seit den fünfziger Jahren im Zentrum der antirassistischen Argumentation stand, integriert und 'verkehrt', um zu einer der Speerspitzen des gegenwärtigen Neorassismus zu werden. Die Verabsolutierung der Differenz erlaubt es, die Idee, daß bestimmte 'menschliche Gruppen' (der Ausdruck selbst ist ein Euphemismus) gerade wegen ihrer radikalen Differenz nicht assimilierbar seien, als eine absolute Gewißheit darzustellen. Die Differenz zu erkennen, bedeutet dann nicht mehr nur, das, was unterschiedlich ist, zu hierarchisieren (Louis Dumont), sondern - gerade wegen der absoluten Differenz, wegen des natürlichen Unterschiedes - die Trennung oder den Ausschluß dessen, was sich absolut unterscheidet, zu verlangen."* (ebd., S. 242/243).

63 Frank-Olaf Radtke, Lob der Gleich-Gültigkeit, a.a.O., S. 93.

64 Dan Diner, Nationalstaat und Migration. Zu Begriff und Geschichte, in: Friedrich Balke/Rebekka Habermas/Patrizia Nanz/Peter Sillem (Hrsg.), Schwierige Fremdheit. Über Integration und Ausgrenzung in Einwanderungsländern, Frankfurt am Main 1993, S. 21-40, hier, S. 35.

65 Theodor W. Adorno, Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Frankfurt am Main 1969, S. 131.

renden Holländer, Österreicher und vor allem die Oberschlesier, Masuren und Polen (von denen ein Teil in den 20er Jahren wieder abwanderte), 'Fremdarbeiter' im Faschismus, zu 'Fremden' gemachte Juden, aus allen Teilen Deutschlands gerufene Bergleute unmittelbar nach dem Krieg, Flüchtlinge und Vertriebene, der Zustrom aus der 'SBZ' und nach dem Bau der Mauer Italiener, Spanier, Griechen, Türken, Aus-, Über- und Umsiedler."[66]

Man kann heute davon ausgehen, daß die Geschichte der Einwanderung ins Ruhrgebiet zumindest in großen Zügen als bekannt gelten darf, was allerdings nicht heißt, daß auf lokaler Ebene nicht für alle Phasen der Einwanderung noch erheblicher Forschungsbedarf besteht.[67] An dieser Stelle soll gefragt werden, wie die Zuwanderer im Ruhrgebiet aufgenommen und mit welchen Erwartungen hinsichtlich Assimilation oder Integration sie zu unterschiedlichen Zeiten konfrontiert wurden und wie sie darauf reagierten. Wenn man Gesellschaft in soziologischer Hinsicht als einen prozeßhafter Veränderung unterworfenen Funktionszusammenhang definiert, dann kann man unter Assimilation eine (von den Aufnehmenden) geforderte oder aber auch (von den Dazukommenden) gewünschte Anpassung an vorgegebene soziale Strukturen unter (weitgehender) Aufgabe der je eigenen sozialen Identität verstehen und unter Integration die Einordnung in vorgegebene soziale Strukturen unter Anerkennung bestimmter sozialer und politischer Regulierungsmechanismen unter (weitgehender) Beibehaltung der sozialen Identität, insofern die damit verbundenen sozialen Verhaltensweisen den anerkannten Regulierungsmechanismen nicht zuwider laufen. Hinsichtlich der Einwanderung ins Ruhrgebiet muß dabei insbesondere in Betracht gezogen werden, daß sich sowohl Assimilation als auch Integration auf zwei zu unterscheidenden Ebenen abspielen: Zum einen auf der im engeren Sinne politischen Ebene im Sinne der Staatsbürgerrechte bzw. der Einbürgerung, zum anderen auf der im weiteren Sinne sozialen Ebene. Wich-

66 DGB-Bildungswerk NRW e.V. (Hrsg.), Einwanderer im Ruhrgebiet. Gestern - heute - morgen. Materialien zur gewerkschaftlichen Bildungsarbeit, Heft 13, Düsseldorf 1991, S. 12.

67 Einige Beispiele für Lokalstudien: Richard C. Murphy, Gastarbeiter im Deutschen Reich. Polen in Bottrop 1891 - 1933, Wuppertal 1982; Annette Krus-Bonazza, „Wir kommen doch alle aus denselben Verhältnissen..." Aus der Geschichte der Arbeitseinwanderung in Dahlhausen von 1880 bis heute, o.O., o.J. (Bochum 1990); Hildegard Storm, Zur Einwanderung der Polen um die Jahrhundertwende und ihrer Kulturkontinuität in Hamborn, in: Duisburger Forschungen. Schriftenreihe für Geschichte und Heimatkunde Duisburgs, Bd. 27, Duisburg 1979, S. 62 - 104; Georg Schmidt, Kaiser Wilhelms Gastarbeiter. Die polnischen Erwerbsauswanderer in Gladbeck während der Jahre 1874 - 1914, Gladbeck 1990; Susanne Peters - Schildgen, „Von Fremden zu Mitbürgern." Die Zuwanderung nach Herne und Wanne-Eickel 1870 - 1939, in: Robert Dreger/Kurt Lamschik (Hrsg.), Woher kommst Du - wohin gehst Du? Migrationsbewegungen im Ruhrgebiet. Das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft am Beispiel der Städte Herne und Bochum, Münster 1995, S. 61 - 77; Erhard Lucas, „Klein-Warschau." Die Polen in Bottrop im Ruhrgebiet und der Sieg der polnischen Kandidaten in der Kommunalwahl von 1913, in: Vestische Zeitschrift, Band 88/89, 1989/1990; Ludger Heid, Das ostjüdische Proletariat in Duisburg 1914 - 1922, in: ders./Julius H. Schoeps (Hrsg.), Arbeit und Alltag im Revier (= Duisburger Forschungen. Schriftenreihe für Geschichte und Heimatkunde Duisburgs, Bd. 33), Duisburg 1985, S. 213 - 232.

tig ist diese Unterscheidung, weil ganze Gruppen von Zuwanderern von vorneherein die deutsche Staatsbürgerschaft besaßen, während anderen Gruppen diese Staatsbürgerschaft und die damit verbundenen politischen Rechte im Kontext der bis heute im Vergleich mit anderen Einwanderungsländern und bedingt durch spezifische völkische Traditionen außerordentlich restriktiv gehandhabten Einbürgerung verweigert werden.
Das Bild vom Ruhrgebiet als integrationswilliger und -fähiger Einwanderungsgesellschaft ist bis heute ganz wesentlich geprägt von der in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts einsetzenden Einwanderung aus den damals zu Deutschland gehörenden Teilen Polens, aus Posen, Ostpreußen und Schlesien. Dieser Eindruck ist sicherlich insofern richtig, als diese Masseneinwanderung der staatsrechtlich gesehen zwar deutschen, in nahezu jeder sonstigen Hinsicht jedoch fremden Bevölkerung aus dem Osten all jene Probleme massenhaft ins Bewußtsein treten ließ und in der Folge entsprechende Reaktionen in der Bevölkerung und bei den Behörden provozierte, die mit der Assimilation bzw. Integration von Zuwanderern verbunden sind. Es darf aber nicht übersehen werden, daß es in dieser ersten Einwanderungsphase, den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg, neben den Einwanderern aus dem Osten Zuwanderer nicht nur aus den umliegenden ländlichen Regionen des Rheinlandes und Westfalen, aus Hessen, Bayern und Norddeutschland gegeben hat, sondern auch aus allen möglichen Ländern und Regionen Europas, darunter schon sehr früh Fachkräfte aus England, Irland, Belgien und der Schweiz sowie Arbeiter aus unterschiedlichen Regionen Österreich-Ungarns, aus Italien, den Niederlanden, aus Rußland und vereinzelt sogar aus der Türkei und einzelnen überseeischen Ländern.[68]

---

68 Zu den italienischen Arbeitern ist für Herbst 1996 eine umfassende Studie angekündigt: Adolf Wennemann, Die Italiener im Rheinland und Westfalen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Osnabrück 1996; vgl. auch Giuseppe De-Botazzi, Italiani in Germania. Als Italiener im Deutschland der Jahrhundertwende, Essen 1993 (die italienische Erstausgabe erschien 1895 in Turin; die Arbeit enthält ein Kapitel über Dortmund); Ina Britschgi - Schimmer, Die wirtschaftliche und soziale Lage der italienischen Arbeiter in Deutschland, Essen 1996 (Nachdruck der Erstausgabe, Karlsruhe 1916); René Del Fabbro, Italienische Industriearbeiter im wilhelminischen Deutschland (1890 - 1914), in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 2/1989 (76. Jg.), S. 202 - 228; ders., Wanderarbeiter oder Einwanderer? Die italienischen Arbeitsmigranten in der Wilhelminischen Gesellschaft, in: Archiv für Sozialgeschichte 32/1992, S. 207 - 229; Hermann Schäfer, Italienische 'Gastarbeiter' im Deutschen Kaiserreich (1890 - 1914), in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 1982 (27. Jg.), S. 192 - 214. Zu ostjüdischen Arbeitern im Ruhrgebiet vgl. die Arbeit von Ludger Heid, Maloche - nicht Mildtätigkeit. Ostjüdische Arbeiter in Deutschland 1914 - 1923, Hildesheim/Zürich/New York 1995, der zum erstenmal in aller Ausführlichkeit die Geschichte der während der Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre in der Rüstungsindustrie, der chemischen Industrie, im Berg- und Tiefbau und anderen Industriezweigen beschäftigten Ostjuden aufarbeitet, wobei er insbesondere auf die antisemitischen Vorurteile, darunter die weit verbreitete Meinung, Juden taugten nicht zu körperlicher Arbeit, eingeht. Angesichts der Vorurteile und der alltäglichen Behandlungsweise, denen die ostjüdischen Arbeiter sowohl seitens der Bevölkerung, aber insbesondere seitens der staatlichen Bürokratien ausgesetzt waren - Anfang der zwanziger Jahre gab es bereits *„Konzentrationslager"* für Ostjuden - die Begriffe Assimilation oder gar Integration auch nur in den Mund zu nehmen, käme einer Blasphemie gleich: Heid stellt zurecht fest, daß *„die Bürokraten des demokratischen Staates von Weimar - und zwar quer durch alle Verwaltungsebenen - die logistischen Grundlagen für den millionenfachen Judenmord"* und *„die geistige Infrastruktur für Auschwitz gelegt"* haben (ebd., S. 590). Vgl. ders., East European Jewish Workers in the Ruhr. 1915 - 1922, in: Leo Baeck Institute Year Book XXX/1985, S. 141 - 168; ders., „Mehr Intelligenz als körperliche Kraft". Zur Sozialgeschichte ostjüdischer Proletarier an Rhein und Ruhr 1914 - 1923 (mit Dokumentenanhang), in: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte, Universität Tel-Aviv, Bd. XV, 1986, S. 337 - 362. Zur Einwanderung von Slowe-

Eine Woche nach dem Beginn des Zweiten Weltkrieges mit dem Überfall auf Polen wurden sämtliche polnischen Organisationen im Ruhrgebiet verboten, am 11. September 1939 wurden die führenden Funktionäre und die Vereinsvorsitzenden - insgesamt 249 Personen - verhaftet und in Konzentrationslager eingeliefert.[69] Rund siebzig Jahre nach der Gründung des Deutschen Reiches waren die Apologeten des Mythos vom rassereinen deutschen Volk auf dem besten Weg, die mörderischen Konsequenzen aus ih-

---

nen vgl. Erich Werner, Die Eingliederung von ausländischen Arbeitern und ihr sozialer Aufstieg, dargestellt an der slowenischen Volksgruppe im Ruhrgebiet, Diss., Münster 1958; ders., Die Slowenen im Ruhrgebiet, in: Soziale Welt 4/1958 (9. Jg.), S. 247 - 261. Dort malt Werner ein geradezu idyllisches, an Brepohls im nächsten Kapitel skizziertem „Ruhrvolk" orientiertes Bild: Es handelte sich demzufolge bei den slowenischen Einwanderern um eine *„geringe Anzahl"*, die vor allem durch *„ihre unauffällige bescheidene Art zu leben und zu arbeiten"* auffiel (S. 247), ihr *„Anpassungsprozeß"* ist *„in einem ruhigen und gleichmäßigen Tempo vor sich gegangen"* (S. 249), man *„fühlt und denkt gemeinsam für Deutschland"* (S. 253) und gilt *„hinsichtlich der Wohnkultur als saubere, ordnungsliebende Menschen"*, die *„nicht mit anderen Ausländern zu vergleichen sind"* (S. 255). Man darf wohl vermuten, daß in dieser Schilderung auch die Sehnsucht nach einer heilen völkischen Welt zum Ausdruck kommt. Zu tschechischen Einwanderer vgl. die kurzen Bemerkungen von Jiri Koralka, Zwischen Angst und Vorbild. Das deutsche Reich 1871 - 1914 aus der Sicht tschechischer Politiker, Besucher, Studenten und Gastarbeiter, Braunschweig 1993, S. 26/27, der ebenfalls ein Bild von anpassungswilligen Zuwanderern zeichnet: *„Etwa von der Mitte der 1890er Jahre an begann die Zahl der tschechischen Bergarbeiter im Ruhrgebiet und im weiteren rheinländisch-westfälischen Umland schnell anzusteigen, so daß unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg die tschechischen Bergarbeiter die weitaus stärkste Gruppe unter den tschechischen Gastarbeitern in Deutschland waren. Als Ausländer, ständig der Gefahr der Ausweisung ausgesetzt, mußten sie sich der nationalpolitischen Realität des Deutschen Reiches gänzlich anpassen. Unter dem ethnisch bunten Zuwandererstrom ins Ruhrgebiet waren die tschechischen Bergarbeiter von allen Ausländergruppen am besten organisiert. Bei Kriegsausbruch 1914 gab es in Rheinland-Westfalen 42 tschechische Vereine sozialdemokratischer Orientierung, in denen 2250 Mitglieder, davon 98% Bergarbeiter, tätig waren, und fünf katholische Arbeitervereine mit 356 Mitgliedern. Die meisten Vereine konnten sich gut funktionierender Bibliotheken, regelmäßiger Laientheatervorstellungen und zahlreich besuchter Bildungsvorträge rühmen... Die meisten tschechischen Gastarbeiter im deutschen Reich fühlten sich wohl und waren ernsthaft bemüht, in der Gastgebergesellschaft gut aufgenommen zu werden. Ihre Beurteilung der Zustände in Deutschland war dementsprechend positiv oder wenigstens zurückhaltend. Diese Einschätzung steigerte sich noch im Rückblick, als nach dem Ersten Weltkrieg eine deutliche Verschlechterung der Lage zu spüren war."* Von Jiri Koralka und Kvieta Koralkova liegt mittlerweile eine größere Arbeit vor, die unter dem Titel „Tschechische Vereine im Rheinland und in Westfalen 1890 - 1914" beim 2. Geschichtswettbewerb des „Forums Geschichtskultur an Ruhr und Emscher" einen Preis erhielt. Obwohl die dort eingereichten Arbeiten laut der vom „Forum" herausgegebenen „Informationen" (Heft 1/1995, S. 7) *„auf Anfrage öffentlich zugänglich"* sind, blieb eine zweimalige schriftliche Anfrage unbeantwortet; auch telefonischen Anfragen war kein Erfolg beschieden. Die Arbeit soll in der Schriftenreihe der „Forschungsstelle Ostmitteleuropa" in Dortmund veröffentlicht werden.

69 Christoph Kleßmann, Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet 1870 - 1945. Soziale Integration und nationale Subkultur einer Minderheit in der deutschen Industriegesellschaft, Göttingen 1978, S. 184. Kleßmann vertritt im übrigen ein Modell von Integration, dem hier explizit widersprochen werden soll. *„Gegenstand der Untersuchung"*, schreibt er, *„sind einerseits der Prozeß und die Faktoren und Formen der sozialen Integration dieser aus dem Osten des Deutschen Reiches stammenden polnischen Minderheit im Ruhrgebiet, andererseits die Herausbildung und Gestalt einer 'nationalen Subkultur' als Gegenzug zu diesem Integrationsprozeß... Integration bedeutet nach diesem Verständnis einen vielschichtigen... Prozeß, dessen Endstadium der Zustand der Assimilation wäre..."* (ebd., S. 13/14). Das aber bedeutet, wenn man es denn konsequent zu Ende denkt, nichts anderes als die Anerkennung der seinerzeit den Polen gegenüber von deutscher Seite vorgebrachten Erwartungen nach vorbehaltloser Anpassung an die vorgegebenen sozialen Strukturen und widerspricht insbesondere dem angelsächsischen Modell von Integration, das gerade auf der gegenseitigen Anerkennung von sozialen Subkulturen bei gleichen politischen Rechten - dies immerhin war bei den Polen der Fall - basiert.

rer absurden Ideologie zu ziehen und ebenfalls rund siebzig Jahre nach dem Beginn der Einwanderung von Polen ins Ruhrgebiet waren alle Bemühungen um Integration unter Beibehaltung tradierter sozialer Identitäten gescheitert. Es ist genau diese Konstellation, in der die Logik des völkischen Denkens konsequent zu Ende geführt ist, von der aus die Geschichte der Einwanderung der Polen ins Ruhrgebiet und ihrer Integrationsbemühungen ins Blickfeld zu nehmen ist.

Im Jahre 1861, in jener Zeit also, als der explosive Aufstieg des Ruhrgebiets zum schwerindustriellen Zentrum des zehn Jahre später gegründeten Deutschen Reiches begann, wurden im rheinischen Teil des Reviers sechzehn polnisch sprechende Personen, verteilt auf vier Familien, gezählt, im westfälischen Teil des Reviers keine einzige. Gut fünfzig Jahre später, am Vorabend des Ersten Weltkrieges, wird die Zahl der polnisch sprechenden Einwohner des Reviers auf rund 325.000, die der masurisch sprechenden auf rund 175.000 - insgesamt also rund eine halbe Million - geschätzt. Zählt man dazu noch diejenigen, die in den rund vierzig Jahren seit dem Beginn der massenhaften Zuwanderung aus den östlichen Provinzen Preußens ins Ruhrgebiet gekommen, aus unterschiedlichen Gründen aber wieder zurückgekehrt waren, so kommt man auf rund 760.000 Personen, die sich zumindest zeitweise im Ruhrgebiet aufgehalten haben.[70]

Vom völkischen Selbstverständnis der deutschen Gesellschaft her war es nur konsequent, wenn die zuwandernden Polen auf allen möglichen Ebenen mit der Erwartung oder gar expliziten Forderung konfrontiert wurden, sich dieser Gesellschaft vorbehaltlos anzupassen. Abgesehen davon, daß solche Erwartungen grundsätzlich in Frage zu stellen sind, war das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen zusätzlich dadurch belastet, daß es seit der dritten polnischen Teilung von 1795 zwar keinen polnischen Staat (das Staatsgebiet war seinerzeit zwischen Rußland, Österreich und Preußen aufgeteilt worden), dafür aber ein um so ausgeprägteres Bewußtsein einer polnischen Nationalität gab - dafür zumindest hätte man auf deutscher Seite Verständnis haben müssen. Statt dessen propagierte man eine Germanisierung, die der Oberpräsident der Provinz Westfalen, Heinrich Konradt von Studt, in prägnante, von Rassedünkel geprägte Worte zu fassen wußte: *„An den Polen selbst wird damit ein gutes Werk vollzogen, denn es tritt dann an die Stelle eines minderwertigen, stets zu Exzessen geneigten, namentlich auch in dem weiblichen Theile mit bedenklichen Eigenschaften ausgestatteten Elementes ein solches, dem die wirtschaftliche und sittliche Überlegenheit des Deutschtums in vollem Umfange zugute kommen kann.“* [71] Bereits zwei Jahre zuvor

---

70 Zahlen nach John J. Kulczycki, The Foreign Worker and the German Labor Movement. Xenophobia and Solidarity in the Coal Fields of the Ruhr, 1871 - 1914, Oxford/Providence 1994, S. 27 und 31. Die aus Ostpreußen kommenden Masuren werden im folgenden nicht weiter berücksichtigt. Es besteht in der Forschung weitgehend Einigkeit darüber, daß die evangelischen Masuren als „reichstreu“ gelten können und ihr Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung im Ruhrgebiet erheblich weniger konfliktreich strukturiert war als das der katholischen Polen. Vgl. Hans-Ulrich Wehler, Zur neueren Geschichte der Masuren, in: Zeitschrift für Ostforschung, 2/1962 (11. Jg.), S. 147 - 172; Hans Linde, Die soziale Problematik der masurischen Agrargesellschaft und die masurische Einwanderung in das Emscherrevier, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), Moderne deutsche Sozialgeschichte, Köln 1973 (4. Aufl.), S. 456 - 470, 562/563 (es handelt sich dabei um eine durchgesehene und verbesserte Fassung des zuerst in Soziale Welt 3/1958, 9. Jg., S. 233 - 246 erschienenen Textes).

71 Zit. nach Christoph Kleßmann, Polnische Bergarbeiter..., a.a.O., S. 63.

hatte er einen aus seiner Sicht wünschenswerten Maßnahmenkatalog zusammengestellt: *„Scharfe Überwachung der Agitation und Vereinsthätigkeit, Fernhaltung nationalpolnischer Geistlicher, Beschränkung des Gebrauchs der polnischen Sprache in öffentlichen Versammlungen, ausschließlich deutsche Schulbildung, das werden die Mittel sein, mit denen das Polenthum im Westen der Monarchie dem Einflusse der deutschfeindlichen Agitation entzogen und der Germanisierung zugeführt wird."* [72] Konsequenterweise wurde, ohne die Möglichkeit eines Entgegenkommens auch nur in Betracht zu ziehen, mit allen Mitteln versucht *„die Verdeutschung der Polen durchzusetzen"*, wobei *„das Deutschtum Sorge tragen müssen (wird), unter Anwendung starker Mittel den Kampf abzukürzen"*.[73] Um solcher *„starker Mittel"* war man in der Tat nicht verlegen: Am 25. Januar 1899 wurde vom Oberbergamt Dortmund eine Bergpolizeiverordnung erlassen, die aus angeblichen Sicherheitsgründen von ausländischen Arbeitern die Kenntnis der deutschen Sprache verlangte, eine Maßnahme im übrigen, die von den Freien Gewerkschaften begrüßt wurde, 1904 folgte ein Ansiedlungsgesetz, das den Verkauf von Grund und Boden an Polen im Osten und damit die Rückkehr in die Herkunftsregionen erschweren sollte, der § 12 des Reichsvereinsgesetzes („Sprachen- bzw. Maulkorbparagraph") aus dem Jahre 1908 schließlich führte zu einem faktischen Verbot des Gebrauchs der polnischen Sprache in öffentlichen Versammlungen, seit 1897 begann die regelmäßige Berichterstattung über die sogenannte Polenbewegung, die in der 1909 gegründeten und in Bochum ansässigen „Zentralstelle für Überwachung der Polenbewegung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet" gipfelte und schließlich waren polnische Schulen zwecks Germanisierung der polnischen Kinder verboten;[74] zuguterletzt darf die alltägliche religiöse und soziale Diskriminierung nicht vergessen werden.[75] Ob insbesondere mit den behördlichen Maßnah-

---

72 Zit. nach ebd., S. 84.

73 Die Polen im Rheinisch-westfälischen Steinkohlen-Bezirke. Mit einem statistischen Anhange, einer Sammlung polnischer Lieder und zwei Karten. Herausgegeben vom Gau „Ruhr und Lippe" des Alldeutschen Verbandes, München 1901, S. 56.

74 Vgl. dazu Manfred Heinemann, Die Assimilation fremdsprachiger Schulkinder durch die Volksschule in Preußen seit 1880, in: Bildung und Erziehung 1/1975 (28. Jg.), S. 53 - 69.

75 Verwiesen sei an dieser Stelle - neben den schon genannten Arbeiten von Kleßmann und Kulczycki - auf folgende neuere Darstellungen: Hans-Ulrich Wehler, Die Polen im Ruhrgebiet bis 1918, in: Ders. (Hrsg.), Moderne deutsche Sozialgeschichte, a.a.O., S. 437 - 455, 550 - 562 (der Text erschien zuerst in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 2/1961, 48. Jg., S. 203 - 235); Krystyna Murzynowska, Die polnischen Erwerbsauswanderer im Ruhrgebiet während der Jahre 1880 - 1914, Dortmund 1979; Valentina-Maria Stefanski, Zum Prozeß der Emanzipation und Integration von Außenseitern: Polnische Arbeitsmigranten im Ruhrgebiet, Dortmund 1991 (2. Aufl., zuerst Dortmund 1984); Hans Jürgen Brandt (Hrsg.), Die Polen und die Kirche im Ruhrgebiet 1871 - 1919. Ausgewählte Dokumente zur pastoralen und kirchlichen Integration sprachlicher Minderheiten im deutschen Kaiserreich, Münster 1987; Ralf Karl Oenning, „Du da mitti polnischen Farben..." Sozialisationserfahrungen von Polen im Ruhrgebiet 1918 bis 1939, Münster/New York 1991; Diethelm Blecking, Zur Geschichte der nationalpolnischen Turnorganisation „Sokol" im Deutschen Reich 1884 - 1939, Dortmund 1987 (enthält einige Kapitel zum Ruhrgebiet). Daneben sind besonders seit den siebziger Jahren zahlreiche Aufsätze zur Thematik veröffentlicht worden, insbesondere von Kleßmann, aber auch von Stefanski, auf deren Auflistung an dieser Stelle aus Platzgründen verzichtet werden muß. Sowohl Stefanski als auch Oenning beziehen sich auf die von Norbert Elias und John L. Scotson (Etablierte und Außenseiter, Frankfurt am Main 1990) am Beispiel einer kleinen englischen Vorortgemeinde entwickelte *„universale Regelmäßigkeit von Etablierten-Außenseiter-Beziehungen"* (ebd., S. 9). Diese *„universale Regelmäßigkeit"* mag für Beziehungen im sozia-

men die erwünschten Zwecke erreicht wurden, muß allerdings bezweifelt werden; tatsäch waren sie wohl eher kontraproduktiv. Seit Ende der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts entwickelten die polnischen Einwanderer ein schnell expandierendes Vereinswesen, das alle relevanten Lebensbereiche erfaßte, von kirchlichen Vereinen über Gesangvereine und Frauenvereine bis zu den Turnvereinen „Sokol", die von den Behörden mit besonderem Mißtrauen betrachtet wurden; daneben wurden eigene Bibliotheken eingerichtet und 1894 in Bochum ein „Bund der Polen in Deutschland" ins Leben gerufen. Von eminenter Bedeutung waren die vielfältige polnische Presse, die von den Behörden regelmäßig ausgewertet wurde, sowie die lange sich hinziehenden Auseinandersetzungen um die Einstellung von polnischen Geistlichen und insbesondere die Bemühungen um eigene Bildungseinrichtungen, die erst nach dem Ende des Ersten Weltkrieges von Erfolg gekrönt wurden. Besonders wichtig war am 9. November 1902 die Gründung einer eigenen Gewerkschaft unter dem Namen „Zjednoczenie Zawodowe Polskie" (ZZP, Polnische Berufsvereinigung); daneben existierten eigene polnische Wahlvereine, am 17. Oktober 1917 wurde schließlich in Wanne die „Narodowe Stronnictwo Robotników" (NSR, Nationale Arbeiter-Partei) gegründet. Nicht zu vergessen schließlich ist, daß auch eine eigene polnische Bank gegründet wurde und daß sich nach und nach ein eigener polnischer Mittelstand herauskristallisierte. Insgesamt, so kann man die Entwicklung resümieren, existierte im Ruhrgebiet eine sich insbesondere auch im Wohnbereich durch Konzentration in bestimmten Zechenkolonien oder Straßen und teilweise auch im Arbeitsleben - so existierten eine ganze Reihe von sogenannten „Polenzechen", bei denen polnische Einwanderer mehr als 50% der Belegschaft ausmachten - niederschlagende wohl organisierte polnische Subkultur, die zum einen als quasi naturwüchsiger Ausdruck eigener sozialer Interessen, zum anderen aber auch als Reflex auf die diskriminierenden Maßnahmen der Behörden werden muß.

Bei den polnischen Einwanderern handelte es sich so gut wie ausschließlich um Arbeiter, die insofern auch tagtäglich mit der harten sozialen Realität am Arbeitsplatz und den entsprechenden regelmäßigen sozialen Auseinandersetzungen konfrontiert waren. Was ihr Organisations- und Streikverhalten anbetrifft, so sahen sich die Einwanderer aus dem Osten von Beginn an mit von der historischen Forschung bis heute tradierten zwei wesentlichen Vorurteilen konfrontiert. Zum einen wurde ihnen immer wieder vorgehalten, sie ließen sich als Streikbrecher und Lohndrücker mißbrauchen, übten also nicht jene Solidarität, die unabdingbare Voraussetzung erfolgreicher Arbeitskämpfe ist. Zum anderen mußten sie sich immer wieder vorwerfen lassen, sie seien in ihren Aktionen allzu spontaneistisch, gar gewalttätig und zeigten sich demzufolge den Regularien des sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Organisationslebens nicht gewachsen. Die historischen Fakten - Kulczycki hat in seiner schon zitierten Arbeit die detaillierten diesbezüglichen Nachweise mit entsprechenden kritischen Annotationen zur zeitgenössischen bundesdeutschen Geschichtsschreibung zu dieser Thematik verbunden - widerlegen diese Vorurteile. An allen größeren und kleineren Streiks seit 1889 waren Einwanderer aus dem Osten in mehr oder minder großer Anzahl und zum Teil in entscheidendem Maße beteiligt, was beweist, daß sie sehr wohl in der Lage wa-

len Sinne Gültigkeit beanspruchen, leidet aber darunter, daß der bei der Einwanderungs- und Einbürgerungsproblematik wichtige politische Aspekt keine Berücksichtigung findet.

ren, ihre Interessen zu erkennen und wahrzunehmen und zwar in einer auf kollektive Aktionen abzielenden und demzufolge auf Solidarität basierenden Art und Weise. Tatsächlich darf man wohl davon ausgehen, daß sich in den geschilderten Vorurteilen gegenüber den Einwanderern aus den ländlichen Gebieten des damaligen deutschen Ostens ein dem zeitgemäß gemäßigten technologischen Fortschrittsdenken huldigendes Organisationskonzept einer, wie der Papst der Zweiten Internationale, Karl Kautsky, es einmal in gekonnt dialektischer Manier ausdrückte, zwar revolutionären, will heißen dem darwinistischen Entwicklungsmodell verpflichteten, aber um Gottes willen nicht Revolution machenden Sozialdemokratie versteckte. Diesem Konzept zufolge konnte eine adäquate Interessenswahrnehmung nur im sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen Rahmen erfolgen, da Fortschritt und Sozialdemokratie als Synonym galten. Die weitgehend auch noch religiös gebundenen Einwanderer aus den ländlichen Regionen galten, gemessen an diesem einem historischen Etappendenken verpflichteten Fortschrittsmythos, von vorneherein als rückständig und waren demzufolge per definitionem nicht in der Lage, ihre Interessen auf eine diesem historischen Fortschritt adäquate Art und Weise wahrzunehmen. Die zeitgenössischen Vorbehalte und Vorurteile gegenüber den Einwanderern sind in der späteren historischen Forschung nahezu ungebrochen übernommen worden. Abgesehen von der im Orkus der Geschichte verschwundenen marxistisch-leninistischen Geschichtsschreibung zur Geschichte der Arbeiterbewegung, die aus ihrer Parteilichkeit und den daraus folgenden ideologischen Konstruktionen nie einen Hehl machte, hat auch eine sich sachorientiert gebende sozialdemokratisch orientierte Geschichtsschreibung die alten Mythen tradiert. Auch hier liegt ein praxiswirksam gewordenes ideologisches Konstrukt zugrunde, demzufolge Arbeiterbewegung auf jene Entwicklung reduziert wird, die von den Anfängen der sozialdemokratisch-freigewerkschaftlichen Interessensvertretung im letzten Jahrhundert, die zu allem Überfluß auch noch als der eigentliche Beginn von Arbeiterbewegung überhaupt betrachtet wird, zum keynesianistischen Sozialstaat der sechziger und siebziger Jahre dieses Jahrhunderts führt. Gemessen an diesem Konstrukt ist es dann allerdings nur logisch, wenn alle diejenigen - und dies trifft für die damaligen Einwanderer aus den ländlichen Gebieten Preußens genau so zu wie für die später aus den vorwiegend agrarischen Regionen der südeuropäischen Länder kommenden Arbeitskräfte[76] -, die ihre Interessen auf eine - gemessen an den Kriterien sozialdemokratischer

76 Unter explizitem Bezug auf die sogenannte „Herner Polenrevolte" im Jahre 1899 beschäftigt sich Hans-Günter Kleff in seiner Arbeit „Vom Bauern zum Industriearbeiter. Zur kollektiven Lebensgeschichte der Arbeitsmigranten aus der Türkei" (Mainz/Ingelheim 1985, 2. durchges. Aufl.) mit Arbeitskämpfen türkischer Arbeiter in der Bundesrepublik (ebd., S, 142 - 169). (Zu den erwähnten Unruhen in Herne war es wegen einer Änderung der Knappschaftsbeiträge gekommen; vgl.: Klaus Tenfelde, Die „Krawalle von Herne" im Jahre 1899, in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1/1979, 15. Jg., S. 71 - 104). Tatsächlich ist es mittlerweile mehr als überfällig, sich einmal mit der Geschichte der Streiks und sozialen Kämpfe der Einwanderer in die Bundesrepublik zu beschäftigen. Ein Ansatzpunkt für eine solche Geschichte wären ohne Zweifel die „wilden Streiks" vom Herbst 1973, an denen insbesondere auch ausländische Arbeiter aktiv beteiligt waren und zu denen seinerzeit eine recht umfangreiche Literatur erschienen ist. Vgl. z. B. Eckart Hildebrandt/Werner Olle, Ihr Kampf ist unser Kampf. Ursachen, Verlauf und Perspektiven der Ausländerstreiks 1973 in der BRD (Teil 1), Offenbach 1975; Redaktionskollektiv „express", Spontane Streiks 1973. Krise der Gewerkschaftspolitik, Offenbach 1974; Betriebszelle Ford der Gruppe Arbeiterkampf, Streik bei Ford Köln. Fr. 24. - Do. 30. August 1973, Köln 1973; Pierburg - Neuss. Deutsche und ausländische Arbeiter - Ein Gegner - Ein Kampf, o.O. 1974.

Organisationspolitik - möglicherweise unorthodoxe Art und Weise zu vertreten wissen, als fremd und gegebenenfalls als unzeitgemäß wahrgenommen und somit entweder ausgeschlossen oder als Objekte entsprechender Umerziehungs- und Integrationsbemühungen angesehen werden - wobei Integration in diesem Sinne nichts anderes bedeutet als Anpassung an vorgegebene Strukturen und Handlungsweisen. Es handelt sich bei dem hier thematisierten Geschichtsmodell um eine aus Erfahrungen der Gegenwart gespeiste, rückwärtsgewandte Projektion, derzufolge der keynesianistische Sozialstaat zum Telos eines sozialdemokratisierten Kapitalismus wird. Dieser Art von Geschichtsbetrachtung, die konsequenterweise auch eine Geschichtsschreibung von Siegern ist, fallen ganze soziale Gruppen und soziale Bewegungen zum Opfer, entweder dadurch, daß sie einer adäquaten Aufarbeitung nicht für würdig befunden werden, oder aber in entsprechende ideologische Raster eingebunden und als eine Art historischer Sonderlinge gewürdigt oder gar entsprechend verfälscht werden.[77] Tatsächlich

77 Zum bevorzugten Objekt dieser teleologischen Fortschrittsmystik a posteriori werden Frühsozialisten, Anarchisten, soziale Außenseiter und Utopisten überhaupt. Vgl. die diesbezüglich zwar mit viel Sympathie, aber einer mustergültigen Fortschrittsoptik verfaßten Werke des früheren Marxisten und späteren Sozialdemokraten Eric Hobsbawm, Sozialrebellen. Archaische Sozialbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert, Neuwied/Berlin 1971 und Die Banditen, Frankfurt am Main 1972. Angesichts der Tatsache, daß der keynesianistische Sozialstaat im Zuge der ökonomischen Globalisierung in einem gezielten Klassenkampf von oben zerstört wird und sich zumindest bis heute keine entscheidenden Gegenkräfte organisiert haben - Sozialdemokratie und Gewerkschaften reduzieren ihren 'Widerstand' auf die Interessensvertretung ihrer immer stärker abnehmenden Klientel - , darf man vermuten, daß eine zukünftige Historikergeneration die Geschichte der sozialen Auseinandersetzungen und Bewegungen der letzten zweihundert Jahre nicht mehr im Licht eines ideologisierten Sozialstaatsmodells betrachten wird. Ob die Verlierer, die Vergessenen und Verdrängten dann stärker zu ihrem Recht kommen oder ganz neuen ideologischen Interpretationsmodellen unterworfen werden, bleibt abzuwarten. Es hat in den letzten Jahren, insbesondere im Anschluß an Edward P. Thompsons Konzept der „moralischen Ökonomie", aber auch im Rückgriff auf Leopold von Rankes berühmte Aussage, derzufolge Historie *„bloss sagen (will), wie es eigentlich gewesen"* (zit. nach Felix Gilbert, Geschichte. Politik oder Kultur? Rückblick auf einen klassischen Konflikt, Frankfurt am Main/New York/Paris 1992, S. 25), zahlreiche Versuche gegeben, in bewußter Absetzung von geschichtsmetaphysischen und -teleologischen Konstruktionen *„Geschichte als die Abfolge von vielen Alltagen"* (Martin Henkel/Rolf Taubert, Maschinenstürmer. Ein Kapitel aus der Sozialgeschichte des technischen Fortschritts, Frankfurt am Main 1979, S. 9) zu begreifen. Konsequent durchgeführt ist eine solche Geschichtsschreibung zwar in der Lage aufzuzeigen, daß es zu konkreten historischen Zeitpunkten auch andere Entwicklungsmöglichkeiten gegeben hat als diejenigen, die sich tatsächlich durchgesetzt haben und die von Interpreten jeglicher Couleur im Nachhinein als Fortschritt ideologisiert werden; allerdings läßt sich auch eine gewisse, an politischen Anknüpfungsmöglichkeiten zum Teil auch gar nicht mehr interessierte Beliebigkeit nicht verhehlen, insbesondere dann, wenn entgegen der explizit antihistoristischen Erkenntnis Walter Benjamins, daß Geschichte *„Gegenstand einer Konstruktion"* ist (Walter Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, in: Ders., Gesammelte Schriften Band I,2, Frankfurt am Main 1974, S. 701), eine erkenntnistheoretisch höchst fragwürdige, da die Subjektivität des Historikers nicht mitreflektierende *„vorurteilsfreie sozialgeschichtliche Darstellung"* (Martin Henkel/Rolf Taubert, Maschinenstürmer, a.a.O., S. 29) angestrebt oder gar behauptet wird. Das Dilemma zeigt sich in aller Deutlichkeit in der hierzulande allerdings wenig entwickelten linksradikal-autonomen Geschichtsschreibung, insofern auf der einen Seite zwar *„die Eigenständigkeit und Unvermittelbarkeit der sozialen Bewegungen und Klassenaktionen"* (Ahlrich Meyer, Massenarmut und Existenzrecht. Geschichte der sozialen Bewegungen 1789 - 1848, in: Autonomie. Materialien gegen die Fabrikgesellschaft. Neue Folge Nr. 14/1985, S. 15 - 145, hier S. 22) behauptet wird, auf der anderen Seite die Subsistenzunruhen der unteren Klassen dann aber doch wieder in eine *„historische 'Logik'"* eingebunden werden, die *„weder aus soziokulturellen Traditionen noch aus dem elementaren Datum des Hungers oder der Sensibilität proletarisierter Schichten gegenüber der Teuerung erschließbar"* ist, sondern aus *„der direkten Kon-*

aber steht in keinem Buch der Geschichte geschrieben, daß Geschichte hätte so verlaufen müssen, wie sie sich tatsächlich abgespielt hat. Diesen realen Verlauf als Fortschritt zu bezeichnen, ist eine der politisch-ideologischen Entlastung dienende Angelegenheit a posteriori.[78] Die Rechtfertigung dessen, was gewesen ist, als für den Fortschritt notwendig, ist nichts anderes als Herrschaftsideologie im Dienste eines säkularisierten Heilsgeschehens. Geschichtsschreibung, die sich dieser nachholenden Rechtfertigung nicht verpflichtet fühlt, zielt darauf ab, Bruchstellen zu markieren, an denen Entscheidungen gefallen sind, die von den einen als Etappen eines unendlichen Fortschritts ideologisiert werden und für die anderen dazu führten, von den Fortschrittsideologen als Vergessene und Verdrängte ins Abseits der Geschichte gestellt worden zu sein. Geschichte aber hat kein Telos, sie bezeichnet das, was Menschen in konkreten Situationen aus ihren Möglichkeiten gemacht haben. Geschichtsschreibung, insoweit sie in irgendeiner Weise teleologisch argumentiert, ist insofern immer ideologisch.
Die Einwanderung der Polen ins Ruhrgebiet führte im Grunde genommen zu einer aus westlichen Einwandererstaaten bekannten klassischen Situation: Die Einwanderer besaßen in diesem Fall schon von vorneherein die Staatsbürgerschaft, waren aber in sozialer, kultureller und religiöser Hinsicht von ihrer Herkunft her gegenüber der Einwanderergesellschaft so unterschiedlich geprägt, daß es eigentlich selbstverständlich, quasi „natürlich" gewesen wäre, den Einwanderern jene subkulturellen Milieus zuzugestehen, in denen diese sozialen, kulturellen und religiösen Prägungen der Herkunftsregionen als das, was soziale Identität ausmacht, ihre eigenen Ausdrucksmöglichkeiten erfahren. Was der gemeine Deutsche gemeinhin mit einhelliger Bewunderung zur Kenntnis nimmt, daß nämlich seine ehemaligen Landsleute, die vor Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten in ferne Regionen in den USA oder Rußland ausgewandert sind, dort zum Teil alles daransetzen, an Bräuchen ihrer ehemaligen Heimat festzuhalten, sie geradezu zu „kultivieren", wurde den polnischen Einwanderern im Ruhrgebiet explizit nicht zugestanden. Tatsächlich wurden diese Einwanderer sowohl von der Bevölkerung als auch von den Behörden mit allen entsprechenden Schikanen geradezu gezwungen, sich an die Gesellschaft anzupassen und die Bedürfnisse nach einem kollektiven Ausdruck ihrer sozialen Herkunftsidentität fast schon untergründig auszuleben. Als die Nationalsozialisten die polnischen Vereine auflösten und die Funktionäre in Konzentrationslager einlieferten, hatten sie aus der Germanisierung jene Konsequenzen gezogen, die in ihr schon angelegt waren. Als ein Vorbild für Integration in jenem Sinne, daß den Einwanderern der öffentlich gelebte Anschluß an tradierte soziale Verhaltensweisen zusteht, kann diese Phase der Einwanderung ins Ruhrgebiet gerade nicht dienen. Wenn aber diese Vorbildfunktion auch heute noch gerne beschworen wird,

---

frontation der Massen mit der entwickelten Warenökonomie und im Widerstand gegen eine vom Kapital bestimmte Reproduktionsweise" (Ahlrich Meyer, Die Subsistenzunruhen in Frankreich 1846 - 1847, in: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte, Band 19/3, 1992, S. 1 - 45, hier S. 43). Damit ist über den Umweg der Lust am Detail wieder jene teleologische Ebene - das *„Kapital"* darf gar wieder als Subjekt auftreten - erreicht, die doch überwunden werden sollte.

78 Walter Benjamin hat das, was vom solchermaßen konstruierten Fortschritt zu halten ist, im Bild des Engels der Geschichte festgehalten, der von einem *„vom Paradiese her"* wehenden Sturm *„unaufhaltsam in die Zukunft"* getrieben wird, *„der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm."* (Walter Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, a.a.O., S. 698).

dann hat man offensichtlich jenen von Oenning - im Gegensatz zum *„antiassimilativen"* und *„pragmatischen"* Typ - so genannten *„assimilativen Typ"* vor Augen, der *„sich von seiner ethnischen Herkunft los(sagte) und in einem demonstrativen Akt 'ethnischer Bekehrung' die deutsche Ethnie als Zielethnie an(strebte). Er versuchte sich weitgehend anzupassen, unterzutauchen, sich unkenntlich zu machen und als Minderheitenangehöriger nicht mehr erkennbar zu sein."* Mehr noch: *„Als besonderer Beweis seines Deutschseins galt"* diesem Typ *„die Mitgliedschaft in einer nationalsozialistischen Formation. Interviewpartner berichteten, daß in der SA und SS ein hoher Prozentsatz der Mitglieder polnischer Herkunft gewesen seien."*[79]
In seiner vergleichenden Arbeit über „Polen und Türken im Ruhrkohlenbergbau" hat Aloys Berg, basierend auf einem gegenüber Kleßmann erheblich differenzierteren Begriff von Integration, das eigentliche Problem recht präzise benannt, wobei er aber, im bundesdeutschen Trend liegend, die Frage der Staatsbürgerschaft konsequent ausklammert. *„Integration"*, schreibt er, *„ist als eine gleichberechtigte Beziehung zweier ethnischer Gruppen zu verstehen, während Assimilation die Angleichung zweier ethnischer Gruppen (kulturell, sozial und strukturell) beschreibt."* Und weiter: *„Integration ist demnach ein vielschichtiger Prozeß, an dessen Ende die Assimilation stehen kann, wobei die Ausländerpolitik überwiegend Integration einseitig als Anpassung an die hiesigen gesellschaftlichen Verhältnisse versteht."*[80] Genau dieser Begriff von Integration aber ist in Frage zu stellen.
Im Zusammenhang - wenn auch in keinem unmittelbaren - mit der Verhaftung und Inhaftierung der Funktionäre polnischer Vereine muß auf eine spezifische deutsche Variante von „Einwanderung" hingewiesen werden, die im Zusammenhang mit Integration zu diskutieren allerdings fehl am Platze ist. Da der Einsatz von Zwangsarbeitern in der deutschen Kriegswirtschaft das funktionale Verhältnis der politischen und wirtschaftlichen Eliten zur Arbeitskraft in nicht zu überbietender Eindeutigkeit zum Ausdruck brachte und zudem davon ausgegangen werden kann, daß die auch in der Bevölkerung zur Kenntnis genommene Anwesenheit der Zwangsarbeiter, die entsprechend ihrer nach den bekannten völkischen Kriterien vorgenommenen rassischen Einstufung zudem noch unterschiedlich behandelt wurden, das Bild vom Fremden entscheidend prägte, der ja einige Jahre später als „Gastarbeiter" wieder präsent war und mancherorts in den gleichen Baracken untergebracht wurde, die auch schon den Zwangsarbeitern zur Unterbringung dienen mußten, kann man wohl davon ausgehen, daß sich in dieser Phase Verhaltensdispositionen herauskristallisierten, die auch in späteren Jahren im Alltagsleben mit den „Gastarbeitern" noch wichtig waren.[81]
Nach der Befreiung nicht unbedingt von Nationalsozialisten, aber immerhin vom nationalsozialistischen Regime stellten sich zuerst für die Verwaltungen der Alliierten, dann für die Bundesrepublik und in diesem Zusammenhang auch für Nordrhein-Westfalen und das Ruhrgebiet eine Reihe von mit Zuwanderungen verbundene Pro-

79 Ralf Karl Oenning, „Du da mitti polnischen Farben...", a.a.O., S. 125 und 138.
80 Aloys Berg, Polen und Türken im Ruhrkohlenbergbau. Ein Vergleich zweier Wanderungsbewegungen mit einer Fallstudie über „Türken im Ruhrgebiet", Diss. Bochum 1990, S. 29/30.
81 Als grundlegende Arbeit dazu vgl. Ulrich Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes" in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin/Bonn 1985 sowie ders. (Hrsg.), Europa und der „Reichseinsatz". Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in Deutschland 1938 - 1945, Essen 1991.

bleme, die als Nachfolgelasten des nationalsozialistischen Regimes betrachtet werden müssen und die mit den Bezeichnungen Displaced Persons (später Heimatlose Ausländer), Vertriebene, Flüchtlinge und Aussiedler verbunden sind.[82] Abgesehen von den Displaced Persons, deren Zahl in Nordrhein-Westfalen relativ gering war und deren Eingliederung *„insgesamt betrachtet... als erfolgreich angesehen werden kann"*,[83] handelte es sich bei den aus dem Osten kommenden Vertriebenen, Flüchtlingen und Aussiedlern weitgehend um deutsche Staatsangehörige, was den Ex-Nationalsozialisten und damaligen Bundesvertriebenenminister Theodor Oberländer zu durchaus bemerkenswerten Überlegungen im Hinblick auf deren Integration veranlaßte, die wiederum zu Spekulationen verleiten könnten, ob es sich hier um eine frühe Variante ethnopluralistischen oder gar multikulturellen Denkens handelt: Mit der *„Eingliederung oder Integration der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen"*, so Oberländer, solle keine *„'Einschmelzung' oder 'Assimilierung'"* verbunden sein, da er sich Deutschland als einen *„Stammes- oder Landsmannschaftsgarten"* vorstelle, der *„im europäischen Völkerpark die abendländische Vielgestaltigkeit bereichern"* helfe.[84] Ohne dies nun näher auszuführen, kann hier festgehalten werden, daß Vertriebene, Flüchtlinge und Aussiedler zwar rechtlich, sozial und politisch abgesichert waren und insbesondere in der Wiederaufbauphase der fünfziger Jahre ein wichtiges Arbeitskräftereservoir bildeten, aber trotzdem unter sozialer Diskriminierung zu leiden hatten und *„ein Übermaß an individueller Leistungs- und Anpassungsbereitschaft"* aufzubringen hatten, *„um doch noch den Anschluß an das Wirtschaftswunderland Bundesrepublik zu schaffen"*,[85] der *„Mythos der schnellen Integration"* jedenfalls entspricht nicht der sozialen Realität und muß wohl als politischem Wunschdenken entsprungen betrachtet werden.[86]

---

82 Zu Displaced Persons vgl.: Gabriele Dietz-Görrig, Displaced Persons. Ihre Integration in Wirtschaft und Gesellschaft des Landes Nordrhein-Westfalen, Diss. phil. Düsseldorf 1984 (Berlin 1992) und - allerdings wenig gehaltvoll: Vlastimir Paunovic, Zum Problem der heimatlosen Ausländer im Ruhrgebiet, in: Soziale Welt 1/1958 (9. Jg.), S. 56 - 67. Zu Vertriebenen, Flüchtlingen und Aussiedlern: Gertrude Stahlberg, Die Vertriebenen in Nordrhein-Westfalen, Berlin 1957; Uwe Kleinert, Flüchtlinge und Wirtschaft in Nordrhein-Westfalen 1945 - 1961, Düsseldorf 1988; Alexander von Plato, Fremde Heimat. Zur Integration von Flüchtlingen und Einheimischen in die Neue Zeit, in: Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hrsg.), „Wir kriegen jetzt andere Zeiten". Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Band 3, Berlin/Bonn 1985, S. 172 - 219; Falk Wiesemann, Flüchtlingspolitik und Flüchtlingsintegration in Westdeutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 23/1985, S. 35 - 44; ders., Erzwungene Heimat. Flüchtlinge in Nordrhein-Westfalen, in: Gerhard Brunn (Hrsg.), Neuland Nordrhein-Westfalen und seine Anfänge nach 1945/46, Essen 1986; Hartmut Kupitz, 45 Jahre Flucht und Vertreibung. Die Aufnahme und Eingliederung der Vertriebenen im Regierungsbezirk Arnsberg, Arnsberg 1989; Klaus J. Bade, Neue Heimat im Westen, a.a.O.; Helge Heidemeyer, Flucht und Zuwanderung aus der SBZ/DDR 1945/1949 - 1961, a.a.O.; Volker Ackermann, Der „echte" Flüchtling, a.a.O.

83 Gabriele Dietz - Görrig, Displaced Persons, a.a.O., S. 109. *„Am 1.7.1951 lebten 5.465 Polen, 1.084 Ukrainer, 888 Letten, 329 Esten, 263 Litauer, 656 Jugoslawen, 294 Russen und 259 sonstige DPs in NRW."* (Ebd., S. 10).

84 Zit. nach Volker Ackermann, Integration: Begriff, Leitbilder, Probleme, in: Klaus J. Bade (Hrsg.), Neue Heimat im Westen, a.a.O., S. 14 - 36, hier S. 19.

85 Uwe Kleinert, Die Flüchtlinge als Arbeitskräfte - zur Eingliederung der Flüchtlinge in Nordrhein-Westfalen nach 1945, in Klaus J. Bade (Hrsg.), Neue Heimat im Westen, a.a.O., S. 37 - 60, hier S. 58.

86 Paul Lüttinger, Der Mythos der schnellen Integration. Eine empirische Untersuchung zur Integration der Vertriebenen und Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland, in: Zeitschrift für Soziologie 1/1986 (15. Jg.), S. 20 - 36. Auch Klaus Hinst, Das Verhältnis zwischen Westdeut-

In entschieden anders gelagerter Weise stellte sich das Problem der Integration hinsichtlich der seit den fünfziger Jahren zugewanderten „Gastarbeiter". Nachdem im Laufe der siebziger und achtziger Jahre - wie oben skizziert - auch für die letzten Ignoranten deutlich geworden war, daß trotz Anwerbestop und Rückwanderungsprämien viele der einstmals als Arbeitskräfte auf Zeit Angeworbenen für immer in der Bundesrepublik bleiben würden, wurde die Frage der Integration dieser Zuwanderer zu einem politischen, zunehmend auch zu einem wissenschaftlichen Dauerthema. Nachdem Heinz Kühn in seinem erwähnten Memorandum den Rahmen der damaligen Diskussionen abgesteckt hatte, legte die nordrhein-westfälische Landesregierung im Sommer 1980 ausführliche Leitlinien zur Ausländerpolitik vor. Im Vorwort schlug der damalige Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen Friedhelm Farthmann jene Themen an, die trotz aller hier und da sicherlich vorzunehmenden Differenzierungen bis heute die Diskussionen um Integration bestimmen und, alle politischen Lager übergreifend, konsensfähig sind. Da sich seit den frühen siebziger Jahren die Arbeitsmarktbedingungen geändert haben, so Farthmann, *„müssen wir leider feststellen, daß die Toleranz gegenüber Ausländern jetzt auf Grenzen stößt. Gelegentlich werden sie sogar als Störfaktor empfunden. Vorurteile und Ablehnung häufen sich. Diese Vorurteile könnten durch eine wachsende Flut von Asylbewerbern und Flüchtlingen aus verschiedenen Teilen der Welt noch verstärkt werden... Es kann aber nicht hingenommen werden, daß unser Asylrecht mißbraucht wird. Sogenannte Wirtschafts-Asylanten, die lediglich hier arbeiten oder Sozialhilfe erhalten wollen, können wir nicht mehr aufnehmen. Der Anwerbestop von 1973 darf nicht auf diese Weise unterlaufen werden. Wir sind an der Grenze unserer Aufnahmefähigkeit. Den ausländischen Arbeitnehmern, die seit Jahren unter uns leben und arbeiten, müssen wir allerdings unsere volle Unterstützung zukommen lassen. Zwischen den Interessen dieser ausländischen Mitbürger und der deutschen Gesellschaft muß ein Ausgleich gefunden werden."* [87] In diesen wenigen Sätzen manifestiert sich die seither geradezu klassisch gewordene Argumentationsweise der verantwortlichen Politiker: Unter Berufung auf Stimmungslagen und Vorurteile in der Bevölkerung verzichtet man auf jegliche politische Initiative, die Ursachen und Traditionen dieser in der einheimischen Bevölkerung in der Tat existenten und seither sich immer extremer manifestierenden Vorurteile zu benennen und entsprechende Maßnahmen zu ergreifen. Da - um ein Beispiel anzuführen - die spezifischen Entstehungsbedingungen des deutschen Nationalismus und insbesondere auch die politischen Folgen dieses Nationalismus mit all seinen fatalen Auswirkungen hinreichend erforscht und bekannt sind, könnte man annehmen, daß Politiker, zumal solche, die Parteien und Organisationen angehören, die im Laufe von mehr als hundert Jahren trotz aller Anlehnungs- und Anbiederungsversuche an nationalistische Strömungen unter den Exzessen des deutschen Nationalismus zu leiden hatten,

---

schen und Flüchtlingen. Eine empirische Untersuchung, Bern/Stuttgart 1968 hat bereits auf Vorurteile aufmerksam gemacht, die zum Teil denen entsprechen, die auch Ausländern entgegengebracht werden. Auch ein kürzlich erstelltes Gutachten der Sozialforschungsstelle Dortmund kommt zu dem Ergebnis, daß die Integration von Aussiedlern aktuell nicht gewährleistet ist. (Vgl. Ulrich Horn, Aussiedler oft außen vor. NRW-Gutachten: Integration nicht gewährleistet, in: Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 67/19.3.1996).

87 Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NW (Hrsg.), Leitlinien der Landesregierung Nordrhein-Westfalen zur Ausländerpolitik, 1981 (3. Aufl.), S. 12.

sich zu politischen und das heißt gegebenenfalls auch gesetzgeberischen Initiativen und Maßnahmen entschließen, die bestimmte institutionelle Absicherungen des tradierten deutschen Nationalismus - und dazu gehört in entscheidender Weise das auf Abstammung basierende deutsche Staatsbürgerrecht - grundsätzlich in Frage stellen und konsequenterweise alles dafür tun, daß dieses Relikt aus - gemessen an westlichen Maßstäben - vorbürgerlichen Zeiten abgeschafft wird. Das von Farthmann exemplarisch vorgeführte Argumentationsmuster bewirkt und - möglicherweise - bezweckt aber genau das Gegenteil: Indem er sich auf die vorhandenen Vorurteile in der Bevölkerung beruft und dementsprechend argumentiert, bestätigt er diese Vorurteile und begibt sich in deren Abhängigkeit. Daß die SPD gut zehn Jahre später an der faktischen Abschaffung des Asylrechts - das doch gerade die Erfahrungen mit dem nationalsozialistischen Regime und damit auch die Erfahrungen der SPD-Emigranten reflektierte - beteiligt war, liegt in der Konsequenz einer solchen Argumentationsweise.
Auf dem Hintergrund dieser Argumentation werden in den Leitlinien jene Lebensbereiche angesprochen, in denen der von Farthmann angesprochene *„Ausgleich"* zwischen den unterschiedlichen Interessen gefunden werden soll, in denen, mit anderen Worten, Integration als präventive Konfliktregelung angestrebt wird. Thematisiert werden Fragen der Beschäftigung, der Wohnsituation, des Rechtsstatus und insbesondere Probleme der schulischen und beruflichen Ausbildung im Hinblick auf die Integration von Kindern und Jugendlichen - damit ist die heute angesichts der mittlerweile bereits heranwachsenden dritten Generation schon fast wieder aus dem Blickfeld verlorene zweite Generation von Ausländern angesprochen - sowie *„weitere Problembereiche"* wie Frauen, Familie, Gesundheit, Freizeit und Kultur und schließlich Fragen der *„Mitwirkung"* auf kommunaler Ebene und Landesebene. Der Leitbegriff für alle in den genannten sozialen Bereichen anvisierten Maßnahmen ist Integration; verstanden wird darunter *„die Erlangung der Fähigkeit des Einzelnen, in einer fremden Gesellschaft selbständig zu handeln"*. Weiter heißt es dann, und dabei wird deutlich, daß Integration in dem hier gemeinten Sinn letztendlich nichts anderes ist als ein auf betreuende Sozialarbeit abzielendes Konzept, das Einbürgerung in letzter Absicht sogar verhindern soll: *„Integration ist zwar eine Voraussetzung zur Assimilation - diese ist jedoch nicht das Ziel der Ausländerpolitik der Landesregierung."* Erst *„ausländischen Arbeitnehmern und ihren Familienangehörigen, die sich assimiliert haben, soll die Einbürgerung ermöglicht werden."*[88]
Im Anhang der Leitlinien - und dies ist insofern von Interesse, als es einen Problemlösungsbedarf signalisiert - wird auf einige wenige bereits vorliegende Publikationen zur Ausländerpolitik in Nordrhein-Westfalen und insbesondere - über zehn Seiten hinweg - auf laufende „Untersuchungen an wissenschaftlichen Hochschulen und Instituten Nordrhein-Westfalens über ausländische Arbeitnehmer und ihre Angehörigen" hingewiesen. Ein Jahr nach der Veröffentlichung der Leitlinien, am 25. September 1981, führte das „Innovationsförderungs- und Technologietransfer-Zentrum der Hochschulen des Ruhrgebiets" (ITZ) an der Ruhr-Universität Bochum ein Symposion zum Thema „Ausländische Arbeitnehmer und ihre Familien im Ruhrgebiet: Probleme und Forschungsbedarfe" durch. In seinem Beitrag „Probleme und Forschungsbedarfe aus der

88 Ebd., S. 16 und 17.

Sicht der Politik" zeichnet Gerd Diers vom Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales ganz beiläufig ein bezeichnendes Bild von der Hilflosigkeit der Politik, indem er gegenüber der Wissenschaft auf der *„Notwendigkeit"* besteht, *„die politisch gesetzten Ziele zu überprüfen und kritisch zu reflektieren, weil die Politik dazu kaum in der Lage sein dürfte"*. Er fordert eindringlich *„wissenschaftliche Zuarbeit"*, verweist aber zugleich darauf, daß die zuständigen Politiker ihm *„sämtliche bisher angemeldeten Forschungsschwerpunkte für die Ausländerpolitik aus Haushaltsgründen abgelehnt"* haben.[89] Von diesen bezeichnenden Formalien einmal abgesehen argumentiert Diers auf der in den Leitlinien vorgegebenen Ebene. Ausgangspunkt, wenn auch erst am Ende des Vortrages angesprochen, ist wieder die in der Bevölkerung virulente Ausländerfeindlichkeit, die *„bei uns verdeckt sehr viel größer ist, als wir ahnen"* und zwar *„auch bei relativ gebildeten, mit dem Problem vertrauten Leuten"*. Diese Ausländerfeindlichkeit wiederum verleitet ihn zu der Frage, ob es denn überhaupt angebracht sei, *„im Rahmen eines weiter zu entwickelnden Programms den Integrationsdruck auf die Ausländer zu ihrem eigenen und zum Wohl ihrer Kinder zu erhöhen oder ob ich mich damit der Gefahr aussetze, als jemand mißverstanden zu werden, der Assimilation will"*. Da alle *„konkreten Maßnahmen... von der deutschen Bevölkerung in zunehmendem Maße kritisch gesehen"* werden, so Diers weiter, *„muß ich die Maßnahmen zur Integration der Ausländer als Maßnahmen charakterisieren und durchführen, die nicht auf Dauer angelegt sind. Ich muß also die Integration der hier lebenden Ausländer als einen Prozeß bewerten, der einmal abläuft, einen bestimmten Grad der Vollkommenheit und damit jedenfalls einen Zustand erreicht, der weiterhin keine gravierenden Probleme für unsere Gesellschaft aufwirft."* In der Logik dieser Argumentation gibt es für ausländische Zuwanderer nur zwei Alternativen: Rückkehr in die Herkunftsländer oder, wie in den Leitlinien bereits thematisiert, die totale Assimilation, die gegebenenfalls mit der Einbürgerung belohnt wird. Die Frage der Einbürgerung der auf Dauer in der Bundesrepublik bzw. in Nordrhein-Westfalen lebenden Zuwanderer steht für Diers konsequenterweise nicht auf der Tagesordnung: *„Die Frage der Staatsangehörigkeit ist für mich zunächst einmal überhaupt keine ernsthaft zu diskutierende Frage."*
Entgegen den von Diers schon damals geforderten *„ganz harte(n) Eingriffe(n) in die bisherige Asylpraxis"* sowie der Forderung, den *„Familiennachzug in den seit 1973 bestehenden Anwerbestop"* einzubeziehen und damit zu beenden, verlief die Entwicklung in den achtziger Jahren allerdings erst einmal anders.[90] Die Zahl der ausländi-

---

89 Zehn Jahre später zog der seinerzeit in Bochum lehrende Soziologe Hermann Korte, der selbst jahrelang in der Ausländerforschung engagiert war - vgl. z.B. Hermann Korte/Alfred Schmidt, Migration und ihre sozialen Folgen. Förderung der Gastarbeiterforschung durch die Stiftung Volkswagenwerk 1974 - 1981, Göttingen 1983 sowie Hermann Korte (Hrsg.), Türkische Bergarbeiter im Ruhrgebiet. Bericht über die Ergebnisse des Forschungsprojektes „Die Wohnsituation der ausländischen Mitarbeiter der Ruhrkohle AG", Bochum 1983 - ein desillusionierendes Resümee der Versuche, Politik und Wissenschaft zusammenzubringen: *„Die bundesrepublikanische Ausländerpolitik mit ihren gesellschaftlichen Mythen (z.B. 'Wir sind kein Einwandererland') ist nur e i n Beispiel für das Scheitern sozialwissenschaftlicher Politikberatung. Die Gründe liegen dabei auch bei der Sozialwissenschaft."* (Ders., Zwischen Provinz und Metropole. Essays von der Nützlichkeit der Soziologie, Darmstadt 1990, S. XII).

90 Alle Zitate aus: Gerd Diers, Probleme und Forschungsbedarfe aus der Sicht der Politik, in: Walter Tokarski (Hrsg.), Beiträge und Ergebnisse des ITZ-Symposions „Ausländische Arbeitnehmer und ihre Familien im Ruhrgebiet: Probleme und Forschungsbedarfe", Bochum 1982, S. 10 - 22.

schen Bevölkerung nahm konstant zu, wobei seit Mitte der achtziger Jahre neben den ausländischen Arbeitnehmern mit ihren Familien - hierbei dominieren insbesondere auch im Ruhrgebiet die türkischen Zuwanderer - die Asylbewerber sowie die deutschstämmigen Aussiedler aus den Ostblockländern aufgrund der rapide ansteigenden Zahlen das öffentliche Interesse auf sich zogen.[91] Die inhaltlichen Diskussionen um Zuwanderung, Integration und Einbürgerung wurden zum einen von der intransigenten Haltung konservativer und rechtsradikaler Nationalisten, zum anderen von Vertretern einer multikulturellen Gesellschaft bestimmt.[92] Der Anschluß der DDR an die Bundesrepublik mit den unsäglichen Diskussionen um die sogenannte „nationale Frage" führte mit den ihm in den nächsten Jahren folgenden mörderischen Exzessen zu neuen Polarisierungen. *„Ab 1991/92"*, so Eike Henning, *„scheitert das Projekt einer zivilen deutschen und einer multikulturellen deutsch-ausländischen Gesellschaft. Solingen ist diesbezüglich ein Symbol, so wie sich in Nordrhein-Westfalen 1993 fremdenfeindliche Gewaltaktionen immer weniger auf Asylbewerber konzentrieren. So wie die Täterkreise immer alltäglicher werden, immer weniger rechtsextrem organisiert sind."*[93]

---

91 Über die ausländischen Arbeitnehmer informiert der seit 1977 vom Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales (MAGS) jährlich herausgegebene Zahlenspiegel „Ausländische Arbeitnehmer in Nordrhein-Westfalen". Daneben hat das MAGS in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Studien in Auftrag gegeben und publiziert: Forschungsgruppe Kommunikation und Sozialanalysen GmbH, FOKUS, Ermittlung von Konfliktpotentialen und exemplarischen Konfliktlösungen im nachbarschaftlichen Zusammenleben von Ausländern, Aussiedlern und Einheimischen, o.O. (Düsseldorf) 1992; FOKUS Forschungsgruppe Kommunikation und Sozialanalysen GmbH, Probleme und Problemlösungsstrategien bei der Unterbringung von ausländischen Flüchtlingen in Nachbarschaft zu Einheimischen, o.O. (Düsseldorf) 1994; FOKUS Forschungsgruppe Kommunikation und Sozialanalysen GmbH, Ausländerbeiräte in Nordrhein-Westfalen. Situationsanalyse und Perspektiven für ihre zukünftige Arbeit, o.O. (Düsseldorf) 1994; Dietrich Thränhardt/Renate Dieregsweiler/Bernhard Santel/Martin Funke, Landessozialbericht Band 6: Ausländerinnen und Ausländer in Nordrhein-Westfalen. Die Lebenslage der Menschen aus den ehemaligen Anwerbeländern und die Handlungsmöglichkeiten der Politik, o.O. (Düsseldorf) 1994; Zuwanderung in Nordrhein-Westfalen. Situation, Perspektiven und Anforderungen an eine zukunftsorientierte Integrationspolitik. Bericht der Interministeriellen Arbeitsgruppe „Zuwanderung" der Landesregierung, o.O. (Düsseldorf) 1995; Hans Dietrich von Loeffelholz/Dietrich Thränhardt, Kosten der Nichtintegration ausländischer Zuwanderer, o.O. (Düsseldorf) 1996.

92 Einen wichtigen Fixpunkt für die konservativ-rechtsradikale Sammlungsbewegung gegen Einwanderung und Integration markierte das im Januar 1982 von einigen bundesdeutschen Professoren veröffentlichte „Heidelberger Manifest". Vgl. Klaus Burghart/Jürgen Link/Ulla Link-Heer/Evi Stauber, „Heidelberger Manifest". Historisch-kritische Ausgabe, in: kultuRRevolution 2/1983, S. 6 - 23. Auch die einige Jahre später Furore machende „Historikerdebatte" ist nur im Kontext der Rekonstruktion eines auch in intellektuellen Milieus akzeptablen Nationalismus zu sehen; die Diskussionen über Rolle und Funktion des Stalinismus sind nur Mittel zum Zweck gewesen.

93 Eike Hennig, Fremdenfeindliche Gewalt in der Bundesrepublik Deutschland, in: Bundeskriminalamt (Hg.), Aktuelle Phänomene der Gewalt. Vorträge und Diskussionen der Arbeitstagung des Bundeskriminalamtes vom 23. bis 26. November 1993, Wiesbaden 1994, S. 121 - 138, hier S. 133/134. Weiter schreibt Hennig: *„Die soziale Basis des multikulturellen Projektes schwindet seit 1988, als ein zahlenmäßig starker neuer Asylbewerberzustrom aus Südosteuropa die BRD erreicht. Die Anzahl solcher Ausländer, die sich nicht selbständig ökonomisch reproduzieren, nimmt zu und fällt mit ernsten Krisenzeichen in der BRD zusammen. An entsprechende Akzeptanzprobleme wird der Migrationsprozeß nicht angepaßt, die Einwanderungsfrage bleibt ungestellt. Parallel zu diesen Problemen weist auch die zweite Generation der Ausländer darauf hin, daß die Hoffnung einer automatischen Integration zerfliegt. Ethnische Segregation hat in der BRD eher zu- als abgenommen. Eine bewußte Integrationspolitik - neben z.B. der allgemeinen Schulpflicht und der arbeitsrechtlichen Gleichbehandlung - ist nicht betrieben worden."* (Ebd., S. 134).

Verglichen mit den frühen achtziger Jahren, als im Ruhrgebiet *„von Konzepten als einer die infrastrukturelle Versorgung übergreifenden gesellschaftlichen Einrichtung kaum gesprochen werden (kann)"* und *„die Problemwahrnehmung der Kommunen häufig unter dem vorgegebenen Erfordernis (erfolgt), weitere Fehlentwicklungen zu vermeiden"*,[94] sind auf der Ebene der konkreten integrativen Hilfeleistungen vorwiegend auf kommunaler Ebene und vielfach getragen von den Wohlfahrtsverbänden ohne Zweifel eine ganze Reihe von Maßnahmen ergriffen worden. Hinzuweisen wäre z.B. auf die „Regionalen Arbeitsstellen zur Förderung ausländischer Kinder und Jugendlicher", auf die Ausländerbeiräte sowie auf das mittlerweile immerhin Ausländern aus EU-Staaten zugestandene kommunale Wahlrecht, das auf der anderen Seite neue Diskriminierungen hervorruft. Allerdings läßt sich nicht verbergen, daß es sich bei all diesen Unternehmungen letztendlich um sozialarbeiterische Maßnahmen oder - bei den Ausländerbeiräten - um politische Ersatzinstitutionen mit allenfalls beratendem Einfluß handelt, deren Funktion mit *„Harmonisierung in Ungleichheit"* treffend umschrieben ist.[95] Mittlerweile läßt sich nicht mehr verschweigen, daß die auf Konfliktеindämmung und -regulierung zielenden Absichten der seit den späten siebziger und frühen achtziger Jahren intensivierten integrativen Maßnahmen in wesentlichen Aspekten als gescheitert betrachtet werden müssen. Zum einen ist die ausländische Bevölkerung immer noch in allen entscheidenden Lebensbereichen - von der Beschäftigungsstruktur über die Wohnsituation bis zu schulischen und beruflichen Qualifikationen - maßgeblich benachteiligt; zum anderen ist aber auch eine steigende Sensibilität für die politische Diskriminierung zu registrieren, wobei die Diskussionen um das kommunale Wahlrecht für Ausländer und die mit dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 31. Oktober 1990, das ein solches Wahlrecht als nicht verfassungskonform bezeichnete, verbundenen Enttäuschungen sicherlich eine nicht unerhebliche Rolle spielen.[96]

---

94 Roland Hofmann, Probleme und Forschungsbedarfe aus der Sicht der kommunalen, wirtschaftlichen und gewerkschaftlichen Praxis: Ergebnisse einer Expertenbefragung im Ruhrgebiet, in: Walter Tokarski (Hrsg.), Beiträge und Ergebnisse des ITZ-Symposions, a.a.O., S. 23 - 77, hier S. 40. Vgl. auch ders., Ausländische Arbeitnehmer und ihre Familien im Ruhrgebiet. Eine Problemanalyse aus der Sicht der regionalen Praxis anhand von Expertengesprächen, o.O. (Bochum) 1982.

95 Ilhan Gün/Rüdiger Damm, Außenseiter. Die Geschichte des Zusammenlebens und kommunale Ausländerpolitik/Ausländerarbeit, Berlin 1994, S. 142. Vgl. auch Volker Lubinski, Ausländerintegration in der Sackgasse? Beobachtungen der Ausländerbeiräte von Dortmund und Duisburg im funktionalen Vergleich, Bochum 1994. Eine umfassende aktuelle Bestandsaufnahme findet sich in der Arbeit von Michael Krummacher und Viktoria Waltz, Einwanderer in der Kommune. Analysen, Aufgaben und Modelle für eine multikulturelle Stadtpolitik, Essen 1996. Krummacher und Waltz gehen davon aus, daß jenseits der von Bund, Ländern und vielen Kommunen gepflegten *„Laissez-faire-Strategie bei gleichzeitiger Konfliktverwaltung"* gerade auf kommunaler Ebene, insbesondere auch in den großen Ruhrgebietsstädten, in denen die *„multiethnische"* Vielfalt längst soziale Realität ist, eine gezielte *„Gestaltung der multikulturellen Gesellschaft"* bewußt in Angriff zu nehmen ist. Unter *„pluralistische(r) Integration"* in diesem Kontext verstehen sie *„einerseits politische, wirtschaftliche und soziale Gleichberechtigung, andererseits einen gegenseitigen Lernprozeß, der zeitweilig oder auf Dauer eigene Identitäten der Einwanderer zuläßt und sie als Bereicherung der Einwanderungsgesellschaft anerkennt und fördert. Integration und ethnische Selbstorganisation schließen sich nicht aus, sondern bedingen einander."* (ebd., S. 7, S. 13 und S. 14). Vgl auch Michael Krummacher u.a., Ausländerinnen und Ausländer im Stadtteil. Beispiel Dortmund-Nordstadt. Probleme-Konflikte-notwendige Reformen, Bochum 1995.

96 Man hätte dieses Urteil, in dem sich auch der Hinweis findet, daß das Wahlrecht nur über eine Änderung des Staatsbürgerrechts zugestanden werden kann, auch in eben diesem Sinne lesen

Neueste Untersuchungen lassen vermuten, daß insbesondere unter türkischen Jugendlichen eine aus *„Angst vor Ausgrenzungen, vor unsicheren Lebensläufen sowie verletzte Identität durch emotionale und soziale Ablehnung"* verursachte Desintegration und eine damit verbundene Hinwendung zu religiös-nationalistischen Ideologien und Organisationen zu registrieren ist.[97] Die Situation läßt sich von daher in gewisser Weise mit der der polnischen Einwanderer vor 1914 vergleichen. Diese besaßen zwar die deutsche Staatsbürgerschaft, zugleich aber verweigerte bzw. erschwerte man ihnen im Kontext der Germanisierungsideologie jegliche kulturelle Eigenorganisationen. Heute ist die Situation insofern umgekehrt, als man den Zuwanderern zwar kulturelle Selbständigkeit zugesteht, ihnen aber die Einbürgerung weitgehend verweigert. Die Folge ist in beiden Fällen eine Diskriminierung, die zur Herausbildung und Verselbständigung von Subkulturen führt.

In der im Auftrag des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales von Hans Dietrich von Loeffelholz und Dietrich Thränhardt erstellten Studie über „Kosten der Nichtintegration ausländischer Zuwanderer", die, so der derzeitige Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales Axel Horstmann im Vorwort, *„gezielt vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus"* argumentiert,[98] wird, ausgehend von der wohl eher zweckoptimistischen Einschätzung, daß sich *„eine weitgehende ökonomische und soziale Integration konstatieren"* läßt, marktwirtschaftlich-strategisches Denken in einen in dieser Deutlichkeit wohl eher selten thematisierten Zusammenhang mit den bundesdeutschen Defiziten hinsichtlich der Einbürgerungspolitik gebracht: *„Die Exklusion eines großen Teils der ständig in der Bundesrepublik lebenden Bevölkerung aus der politischen Willensbildung und ihre mangelnde Einbürgerung gefährdet die Rationalität des Gesamtsystems, indem Ausgrenzungsmechanismen politisch belohnt werden. Dadurch kann die Stabilität und Attraktivität des Standorts Bundesrepublik belastet werden. Dies bezieht sich sowohl auf den Ruf der deutschen Exportwirtschaft wie auch auf die allgemeinen politischen Rahmenbedingungen, in denen bisher ein hohes Maß an rationaler Konfliktlösung gegeben war. Eine Aufschaukelung ethnischer Konflikte und Ausgrenzungen könnte... die Rationalität der Politik, ...die soziale Atmosphäre des Landes einschließlich der täglichen Sicherheit und auch... die Einbindung Deutschlands in die internationalen Strukturen gefährden. Die Qualität des Wirtschaftsstandorts Deutschland könnte dadurch entscheidend beeinträchtigt werden."* Das Resümee der Autoren ist kurz, bündig und nicht nur in ihrer von wirtschaftlichen und staatspolitischen Interessen bestimmten Logik einleuchtend: *„Einbürgerung ist abschließender und weitergehender als jede andere Maßnahme."*[99]

---

und entsprechend handeln können. Eine konsequente Änderung des Staatsbürgerrechts in dem Sinn, daß insbesondere in der Bundesrepublik geborene Ausländer der zweiten und dritten Generation ein Anrecht auf die bundesdeutsche Staatsbürgerschaft erhalten, würde im übrigen ganz beiläufig die Zahl der Ausländer ganz erheblich senken.

97 Wilhelm Heitmeyer/Joachim Müller/Helmut Schröder, Zukunft in der Abkehr?, in: Die Zeit, 35/23.8.1996, S. 10 - 12, hier S. 12. Vgl. auch Helmut Frank/Kuno Kruse/Stefan Willeke, Zuflucht in der Moschee, in: Die Zeit, 35/23.8.1996, S. 10 - 12.

98 Hans Dietrich von Loeffelholz/Dietrich Thränhardt, Kosten der Nichtintegration ausländischer Zuwanderer, a.a.O., Vorwort.

99 Ebd., S. 82, S. 111/112 und S. 87. Tatsächlich kann man sich manchmal des Eindrucks nicht erwehren, daß die - natürlich im rein marktwirtschaftlichen Sinne, d.h. im Hinblick auf die Funktion der Zuwanderer als Arbeitskräfte - rationalsten Analysen der Zuwanderung in die

V. Der Mythos „Ruhrvolk"

„So fragt man sich u.a., wem es heute noch nutzt, wenn er weiß, daß Brepohl vor 1945 bedenkliche rassistische Äußerungen von sich gegeben hat. Sein nach dem Zweiten Weltkrieg geschriebenes Buch über die 'Entstehung des Ruhrvolkes' kann man auch heute noch Studenten empfehlen."[100]

Mitte der zwanziger Jahre war die erste größere Phase der Einwanderung ins Ruhrgebiet abgeschlossen; eingebunden in die insbesondere für den Ruhrbergbau krisenhafte und mit Arbeitsplatzabbau verbundene wirtschaftliche Entwicklung gab es keinen Bedarf an der Zuwanderung zusätzlicher Arbeitskräfte. Seit Ende des Ersten Weltkrieges war ein nicht unwesentlicher Teil der aus dem Osten gekommenen Zuwanderer in die Bergbaugebiete Nordfrankreichs und Belgiens weitergezogen, ein anderer Teil war nach der Neugründung des Staates Polen im Zuge der Option zurückgewandert und diejenigen schließlich, die im Ruhrgebiet blieben, sahen sich vor die alltägliche Schwierigkeit gestellt, ihr mittlerweile schon jahrzehntelang eingeübtes subkulturelles Vereinsleben so zu organisieren, daß es mit dem sonstigen Arbeits- und Lebensalltag, der von deutscher Seite aus immer noch von Assimilationserwartungen geprägt war, in Übereinstimmung gehalten werden konnte.
Bis zu diesem Zeitpunkt waren bereits eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten erschienen, die sich unter je spezifischen Fragestellungen mit der Einwanderung ins Ruhrgebiet oder mit bestimmten daraus erwachsenen Problemen beschäftigten.[101] 1933 erschienen die beiden ersten Bände von Hans Spethmanns groß angelegter Geschichte des Ruhrgebiets.[102] Im Kapitel „Das Herbeiströmen großer Massen" in Band 2 des Gesamtwerkes schildert Spethmann in einer für die damalige Zeit und wohl auch für das damalige Massenbewußtsein typischen, gleichwohl nicht unbedingt originellen Spra-

---

Bundesrepublik aus industrienahen Forschungsinstituten kommen. Vgl. z.B. Bernd Hof, Europa im Zeichen der Migration. Szenarien zur Bevölkerungs- und Arbeitsmarktentwicklung in der Europäischen Gemeinschaft bis 2020, Köln 1993 und Helga Herrmann/Wolfgang Kramer, Deutschland - ausländerfeindlich oder multikulturell?, Köln 1994.

100 Hans Paul Bahrdt, Vom Nutzen und Nachteil der Soziologie-Historie für das Leben, in: Soziale Welt 4/1984 (35. Jg.), S. 523.

101 Franz Schulze, Die polnische Zuwanderung im Ruhrrevier und ihre Wirkungen, München 1909; K. Closterhalfen, Die polnische Bevölkerung in Rheinland und Westfalen, Gotha 1911; Stanislaus Wachowiak, Die Polen in Rheinland-Westfalen. Eine volkswirtschaftliche Untersuchung, Diss. München 1916 (Borna/Leipzig o.J.); Hans Schäfer, Die Polenfrage im rheinisch-westfälischen Industrierevier während des Krieges und nach dem Kriege, Diss. Würzburg 1921; Johannes Kaczmarek, Die polnischen Arbeiter im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Eine Studie zum Problem der sozialen Anpassung, Diss. Köln 1922.

102 Hans Spethmann, Das Ruhrgebiet im Wechselspiel von Land und Leuten, Wirtschaft, Technik und Politik, Erster Band: Von der Vorrömerzeit bis zur Gestaltung eines Reviers in der Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin 1933; Zweiter Band: Die Entwicklung zum Großrevier seit Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin 1933; Dritter Band: Das Ruhrrevier der Gegenwart, Berlin 1938. Alle drei Bände liegen seit kurzem in einem zweibändigen Nachdruck mit einer ausführlichen Einleitung der Herausgeber Gustav Ihde und Hans-Werner Wehling vor (Essen 1995). Die im Nachlaß Spethmanns aufgefundenen und im Stadtarchiv Essen gelagerten Bände 4 und 5 des Werkes sollen in absehbarer Zeit veröffentlicht werden.

che die verstärkte Zuwanderung seit den frühen siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts. *„Es ist begreiflich"*, so resümiert er im Anschluß an die Feststellung, daß *„im Ruhrrevier ein neues Polen im Entstehen (war)"*, *„daß bei dieser Sachlage völkische Bedenken lebendig wurden. Insbesondere wurde die Frage einer Eindeutschung der rassefremden Zuwanderer aufgeworfen, zumal die Nachwanderungen sich ohne Unterbrechung fortzusetzen schienen. 1910 hatte man berechnet, daß im Revier um 1930 etwa eine Million Slawen leben würden. Die Zuwanderer waren dabei keineswegs von minderwertiger Beschaffenheit, sondern jene, die ihre Heimat verließen, zählten in der Regel zu den leistungsfähigsten und zielbewußtesten Söhnen, die gesinnt waren, in der Fremde einen schweren Kampf ums Dasein aufzunehmen. Eine Mischung mit dem Deutschtum war wenig wahrscheinlich, da sie sich sippschaftsmäßig nur in einigen Gemeinden zusammengedrängt hatten. So waren Besorgnisse für die zukünftige Entwicklung begreiflich. Es wurde der Industrie nahegelegt, den weiteren Zuzug zu hemmen und nur noch Arbeiter aus germanischen Nachbarländern herbeizuziehen, um im Ruhrgebiet kein slawisches Vorwerk zu schaffen, damit es nicht nach einem Jahrzehnt vielleicht schon zu spät sei."*[103] Dies scheint in der Sicht Spethmanns gelungen zu sein, denn die *„slawischen Zuwanderer... unterschieden sich von allen übrigen nicht nur rassisch, sondern blieben tatsächlich auch landfremd, indem sie geschlossen wohnten, unter sich zusammenhielten und dabei deutlich von den deutschen Elementen abrückten"*; konsequenterweise, so Spethmann weiter, gingen sie *„somit auch nicht in den Einwohnerschlag ein, der im Revier zweifellos im Entstehen war"*.[104]

Diese Einschätzung dürfte bei dem 1893 in Gelsenkirchen geborenen und 1921 in Münster zum Dr. phil. promovierten Wilhelm Brepohl, seit 1923 Redakteur und seit 1933 Hauptschriftleiter der „Gelsenkirchener Allgemeinen Zeitung", auf Widerspruch gestoßen sein. Brepohl hatte bereits in den zwanziger Jahre eine ganze Reihe von Artikeln publiziert, in denen er sich u.a. mit dem „Volkstum im Ruhrgebiet" oder auch mit „Rassenforschung und Heimatkunde" beschäftigte.[105] 1935 initiierte er die Gründung der „Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet", die der Volkskundlichen Kommission (seit 1938 der Geschäftsstelle) des in Münster angesiedelten Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde angegliedert war und bis ca. Mitte des Jahres 1941 existierte. Die „Forschungsstelle" begann ihre Arbeit am 1. Mai 1935, Leiter war Brepohl, Mitarbeiter waren Eberhard Franke, an dessen Stelle im Juli 1939 der Kulturgeograph Erwin Böhm trat und Hildegard Himmelreich.[106] Brepohls

---

103 Ebd., Bd. 2, S. 563/564.

104 Ebd., S. 567/568.

105 Wilhelm Brepohl, Über das Volkstum im Ruhrgebiet, in: Die Heimat. Monatsschrift für Land, Volk und Kunst in Westfalen und am Niederrhein, 1926 (8. Jg.), S. 249-252; ders., Rassenforschung und Heimatkunde, in: Ebd., 1927 (9. Jg.), S. 261-264. In der von Hansjürgen Teuteberg zusammengestellten Bibliographie der Veröffentlichungen Wilhelm Brepohls (Soziale Welt, 3-4/1958, 9. Jg., S. 195-201) ist der letztgenannte Titel nicht erwähnt. Doris Kaufmann (Heimat im Revier? Die Diskussion über das Ruhrgebiet im Westfälischen Heimatbund während der Weimarer Republik, in: Edeltraud Klueting [Hrsg.], Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung, Darmstadt 1991, S. 171 - 190) konstatiert bereits damals bei Brepohl eine *„besonders ausgeprägt rassistisch begründete Gegnerschaft gegenüber Industriearbeiterschaft und Arbeiterbewegung im Ruhrgebiet"* (ebd., S. 188).

106 Zur Geschichte der „Forschungsstelle" s. Johannes Weyer, Die Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet (1935 - 1941) - Ein Beispiel für Soziologie im Faschismus, in: Soziale Welt, 1-2/1984 (35. Jg.), S. 124 - 145; Karl Ditt, Raum und Volk. Die Kulturpolitik des Pro-

Anliegen bestand ganz einfach darin, *„das Volkstum an der Ruhr zu 'erforschen'"*.[107] Er differenzierte dabei explizit zwischen dem *„Gemeinschaftlichen des Volkstums"*,[108] dem Volk als *„eine(r) strukturell einheitliche(n), von einem Lebensstil bestimmte(n) Menschengruppe"* und dem Proletariat, das als eigenständiger Teil einer *„Bevölkerung"* in der neuen Zeit *„uninteressant und unaktuell geworden ist"*.[109] Brepohl betrachtete das Ruhrgebiet *als „ein volksgeschichtliches Laboratorium"*, in dem *„Versuche volksbiologischer Art"* zu studieren seien und zwar zu dem Zweck, *„Fingerzeige für die künftige Lehre der Menschenführung"* zu gewinnen, wobei es *„selbstverständlich"* sei, daß *„Rassenfragen angeschnitten werden"*[110]. Die für das ganze Unternehmen konstitutive Leitfrage war somit die nach den speziellen Eigenarten des neu entstandenen Ruhrvolkes; bei der Beantwortung dieser Frage ging es darum, anhand empirischer Untersuchungen die Herkunft und Zusammensetzung der Ruhrgebietsbevölkerung zu eruieren. Dabei rekurrierte Brepohl auf die Vorgaben der traditionellen Volkskunde, indem die sogenannte Rassezugehörigkeit und die blutsmäßige Abstammung zu entscheidenden Kriterien dieses von ihm im Geiste modellierten Ruhrvolkes wurden. Die von Brepohl vorgenommene Unterscheidung zwischen „Bevölkerung" einerseits und „Volk" andererseits erweist sich als ein entscheidender Faktor. Das eine - „Bevölkerung" - verweist auf ein aus Individuen und unterschiedlichen sozialen Gruppen zusammengesetztes, das andere - „Volk" - auf ein Einheitliches, das immer erst ideologisch produziert werden muß. Von „Bevölkerung" zu sprechen heißt - der Verweis auf das *„unaktuell"* gewordene Proletariat deutet dies an - sozial unterschiedliche Gruppen und entsprechend unterschiedliche Interessen zu thematisieren, von „Volk" zu sprechen dagegen bedeutet nichts anderes, als jene imaginäre Einheit zu suchen, die Brepohl, in Übereinstimmung mit den Traditionen der Volkskunde und insbesondere mit dem damaligen politischen Zeitgeist in der spezifischen *„Blutmischung"* zu finden glaubte.

Brepohl hatte es sich schon früh zur Lebensaufgabe gemacht, aus der Bevölkerung des Ruhrgebiets ein „Ruhrvolk" herauszudestillieren, was sich als ein durchaus schwieriges und problematisches Unternehmen erwies, und zwar deshalb, weil die Ruhrge-

---

vinzialverbandes Westfalen 1923 - 1945, Münster 1988, S. 262 - 268. Als Band 1 der Schriftenreihe „Volkstum im Ruhrgebiet" der „Forschungsstelle" erschien Eberhard Frankes Arbeit „Das Ruhrgebiet und Ostpreußen. Geschichte, Umfang und Bedeutung der Ostpreußenwanderung", Essen 1936; vgl. auch Eberhard Franke, Die polnische Volksgruppe im Ruhrgebiet (1870-1940), in: Jahrbuch des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront 1940/41, Teilband II, S. 319-404 (dabei handelt es sich um einen Auszug aus einer für das Arbeitswissenschaftliche Institut angefertigten Arbeit); ders., Einbürgerungen und Namensänderungen im Ruhrgebiet, in: Westfälische Forschungen 2/1939, S. 19 - 28. Als Band 2 der Schriftenreihe der „Forschungsstelle" folgte: Hermann Waterkamp, Die Bevölkerung von Duisburg. Ihr Werdegang und ihre Zusammensetzung, Essen 1941 und als dritter und letzter Band erschien: Eduard Donay, Die Beziehungen zwischen Herkunft und Beruf auf Grund einer statistischen Erhebung in der Dortmunder Bevölkerung, Essen 1941. Hildegard Himmelreich wurde 1939 in Münster mit einer Arbeit über „Volkskundliche Beobachtungen an der Umgangssprache in Gelsenkirchen" promoviert.

107 Wilhelm Brepohl, Volkstum im Ruhrgebiet, in: Westdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, 1935 (32. Jg.), S. 36 - 44, hier S. 36.

108 Ebd., S. 40.

109 Ebd., S. 36.

110 Ebd., S. 43/44.

bietsbevölkerung sich zum einen in ganz wesentlichen Teilen aus Einwanderern zusammensetzte, und zum anderen in sozialer Hinsicht die für eine Industrieregion klassischen sozialen Widersprüche offen zu Tage liegen. Seine diesbezüglichen Überlegungen hat Brepohl über Jahrzehnte hinweg in zahlreichen Aufsätzen, insbesondere aber Ende der dreißiger Jahre in zwei Denkschriften und nach dem Krieg in seinen zwei Hauptwerken vorgestellt.[111]

In seiner auf Oktober 1939 datierten Denkschrift „Die Eindeutschung der Polen an der Ruhr" nimmt Brepohl erst einmal Bezug auf des Führers *„Fortsetzung der grossen Ostraum-Politik des deutschen Mittelalters"* (S. 2), in deren Vollzug *„die Umvolkung des Slaventums zu einem Deutschtum eigener Prägung"* (S. 3) ansteht. Für dieses *„Problem der Umvolkung eines Slavenstammes"* wiederum bietet Brepohl zufolge speziell das Ruhrgebiet *„viel Lehrreiches"* (S. 4): *„Unsere Absicht geht dahin, diese Eindeutschung der Polen im Ruhrgebiet darzustellen, damit die guten wie die hemmenden Kräfte sichtbar werden, auf die auch heute zu achten wäre. Wir behandeln also nicht die ganze Polenfrage, sondern schildern ihr Leben und ihren Charakter nur soweit wie es nötig ist, um Schlüsse für die politischen Pläne von heute zu gewinnen."* (S. 5). Brepohl gibt im ausführlichen zweiten Kapitel seiner Denkschrift einen Abriß der Einwanderung der Polen ins Ruhrgebiet, wobei er nicht nur die mangelnde Differenzierung zwischen Deutschen aus dem Osten, Masuren und den eigentlichen Polen beklagt, sondern insbesondere auch die frühere Zwangsgermanisierung kritisiert, da diese bei den Polen zu einem *„aufgeputschten, überhitzten Nationalismus"* (S. 27) geführt habe, wo man doch auf *„die lebendige Kraft des Deutschtums"* hätte vertrauen sollen, *„das ohne Zwang, allein schon durch die Wucht des Arbeits- und Volkslebens das slavische Volkstum umformte"* (S. 38). Brepohl kommt dann auf zahlreiche Aspekte zu sprechen, die aus späteren Arbeiten zur Geschichte der Einwanderung ins Ruhrgebiet bekannt sind, so daß man sich manchmal des Eindrucks nicht erwehren kann, als biete diese Darstellung ein in seinem Grundriß bis heute als gültig angesehenes Fundament, auf dem seine Nachfolger aufgebaut haben. Thematisiert werden alle jene Aspekte, die als Bestandteile der polnischen Subkultur Bedeutung erlangten: die polnische Gewerkschaft, die polnische Bank, das Vereinsleben (Konsumvereine, kirchliche Vereine, Turnvereine), der Katholizismus und die Gottesdienste in polnischer Sprache, die polnische Presse, die Kriminalität, die herkunftsbedingte angebliche mangelnde Befähigung zur Industriearbeit und natürlich auch die Rolle der Zuwanderer als Lohndrücker und Streikbrecher, wobei Brepohl der Einfachheit halber feststellt,

111 Wilhelm Brepohl, Der Typus „Polack" im Ruhrgebiet. Herkunft und Bedeutung der Minderwertigen, Manuskript, Gelsenkirchen 1938/1939; ders., Die Eindeutschung der Polen an der Ruhr. Deutsche Arbeit verwandelt fremdes Volkstum, Manuskript, Gelsenkirchen 1939 (die erste Denkschrift wurde für das Arbeitswissenschaftliche Institut der Deutschen Arbeitsfront, die zweite für Hermann Aubin, Direktor des Instituts für geschichtliche Landeskunde in Breslau, verfaßt); ders., Der Aufbau des Ruhrvolkes im Zuge der Ost-West-Wanderung. Beiträge zur deutschen Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Recklinghausen 1948; ders., Industrievolk im Wandel von der agraren zur industriellen Daseinsform dargestellt am Ruhrgebiet, Tübingen 1957. Die beiden erstgenannten Titel finden in der schon zitierten Bibliographie von Teuteberg erwartungsgemäß keine Erwähnung; auch Josef Lingnau („Industrievolk": Begriff und Wirklichkeit der unterbürgerlichen Schicht. Zu Wilhelm Brepohls Arbeiten anläßlich seines 75. Geburtstages, in: Soziale Welt 1/1969, 20. Jg., S. 109 - 123) verzichtet bei seiner Weiterführung von Teutebergs Bibliographie darauf, die von diesem hinterlassenen bibliographischen Lücken zu füllen.

daß die Polen *„von den frühesten Zeiten ab sowohl als Streikhetzer wie auch als Streikbrecher (galten)"* (S. 30). Aber auch die *„fördernden Kräfte"* der *„Eindeutschung"* (S. 35) finden Erwähnung: *„die preussischen Kräfte"* des *„immer riesiger werdenden Industrieorganismus"*, *„die umfassende Organisation der Arbeit, die nur in der Organisation eines Heeres ein ebenbürtiges Beispiel hat"* (S. 36), die aus nahezu jeder Darstellung zur Ruhrgebietsgeschichte bekannte *„Arbeitskameradschaft"*, der auch *„der quecksilbrige, leicht aufsässige Pole"* (S. 37) sich unterzuordnen wußte, das Familienleben mit der mäßigenden Rolle der Frauen, die Schule, die Sozialgesetzgebung, die Möglichkeit zur Namensänderung, die Mischheiraten und die allgemein besseren Lebensumstände. Nach drei Generationen, nachdem die eingewanderten *„slavischen Menschen... ihre Volkstumseigenheiten aufgegeben"* und dem neu entstandenen *„deutschen Volksschlag ihre zum Teil im Blut bedingten Eigenschaften mitgegeben"* haben, *„(weicht) die rassische Zusammensetzung des Ruhrvolks beträchtlich von der ab, die ringsum in den westdeutschen Landen herrscht"* (S. 46). Allerdings, und das unterscheidet den frühen Brepohl in gewisser Weise von dem späten Brepohl, *„hat sich aber keineswegs ein homogenes 'Ruhrvolk' entwickelt"* (S. 47). Die *„Eindeutschung"* oder *„Umvolkung"* betrifft laut Brepohl *„eine breite Mittelschicht"*, daneben existiert zum einen *„eine unveränderte Schicht der nach wie vor entscheidenden und führenden Familien"*, in der sich die *„westdeutschen Rassenmerkmale in voller Kraft behauptet"* haben und zum anderen die neu entstandene Schicht der sogenannten *„Polacken"*, die nicht nur Polen, sondern *„alle weniger tüchtigen und wertvollen Elemente... mit niedrigster Leistung"* umfaßt (S.47) und bei denen *„nach dem Willen der neuen deutschen Gesetze"* darauf zu achten ist, daß *„die erbmässig bedingte Minderwertigkeit der geistigen Anlage wie des Charakters"* nicht weiter um sich greift, denn *„jene Menschen, die man im Ruhrgebiet als 'Polacken' bezeichnet, haben die Neigung, sich mit anderen Minderwertigen zu verbinden, sodass ihre vielen kinderreichen Ehen ein Herd der Entartung sind."* (S. 61). *„Es gibt also"*, so resümiert Brepohl seine Überlegungen, *„im Ruhrgebiet eine 'Veröstlichung' der Bevölkerung verbunden mit einer 'Verwestlichung' ihrer Kultur und ihres Volkstums."* (S. 52)

Wilhelm Brepohl wurde am 8. November 1947 entnazifiziert. Seine „Forschungsstelle" war bereits 1946 in der im Frühjahr des gleichen Jahres gegründeten „Sozialforschungsstelle Dortmund" aufgegangen;[112] Brepohl selbst war vom 1. Januar 1947 bis 1960 in verschiedenen Funktionen - Leiter der Abteilung für Volkstumsforschung im Ruhrgebiet, Redakteur der Zeitschrift „Soziale Welt" - Mitarbeiter der „Sozialforschungsstelle", von 1957 bis zur Emeritierung 1966 war er zudem Honorarprofessor in Münster und im September 1968 wurde ihm zum 75. Geburtstag die Ehrendoktorwürde der Sozialwissenschaftlichen Abteilung der Ruhr-Universität Bochum verliehen.[113]

---

112 Zur Sozialforschungsstelle Dortmund, die ein Refugium für Wissenschaftler wurde, *„die ihre wissenschaftliche Reputation im wesentlichen aus der Zeit des Faschismus bezogen"*, s. Johannes Weyer, Westdeutsche Soziologie 1945-1960. Deutsche Kontinuitäten und nordamerikanischer Einfluß, Berlin 1984, S. 207 - 306, hier S. 214; Otto Neuloh/Norbert Bettinger/Roland Pardey/Hans-Alexander Graf von Schwerin, Sozialforschung aus gesellschaftlicher Verantwortung. Entstehungs- und Leistungsgeschichte der Sozialforschungsstelle Dortmund, Opladen 1983.

113 Bei der Sozialwissenschaftlichen Abteilung der Ruhr-Universität Bochum handelte es sich in jener Zeit um eine Art Ableger der Sozialforschungsstelle Dortmund. Aus Dortmund gekommen bzw. in Dortmund zeitweise beschäftigt gewesen waren u.a. Johannes Ch. Papalekas, Han-

Im August 1975 starb Brepohl in Dortmund, von der Lokalpresse als *„Vater des Ruhrvolks"* bzw. *„Ruhrvolk-Vater"* verabschiedet.[114]
Bereits 1948 veröffentlichte Brepohl in der Schriftenreihe der Dortmunder Sozialforschungsstelle seine Arbeit über den „Aufbau des Ruhrvolkes im Zuge der Ost-West-Wanderung", in der er explizit auf die Materialien und Forschungsergebnisse der „Forschungsstelle" aus den dreißiger Jahren zurückgriff. Am Konzept und an den Grundideen der dreißiger Jahre hatte sich nichts geändert; Brepohls Anliegen bestand nach wie vor darin, die *„volksbiologische Wirkung der Binnenwanderung"* zu erforschen und zu fragen, ob sich *„ein wertvolles neues Volkstum"* herausgebildet habe oder eine *„logischerweise möglichst zu verhindernde Mißwachsform"*: *„Dabei handelt es sich um Fragen volksbiologischer und damit auch volkspolitischer Art, denn es ist gewiß, daß wir heute weder den Trieb noch den Zufall zu gestaltenden Kräften für das Neue zulassen können."*.[115] Auch wenn der Text im Vergleich mit der Denkschrift aus dem Jahre 1939 den Zeitumständen gemäß begrifflich moderater gehalten ist, kann Brepohls *„Grundgesetz der Bevölkerungsgeschichte des Ruhrgebiets"* seine ideologische Herkunft auch sprachlich kaum verbergen: *„Zwar wird durch Auslese und Ausmerze, Vermehrung, Vererbung und Mischung der Menschen das Ruhrvolk immer ostdeutscher, aber durch die Umwelteinwirkungen des Industrielebens wird dieses Volk immer westdeutscher."*[116] Auch in seinem 1957 ebenfalls in der Schriftenreihe der Sozialforschungsstelle Dortmund erschienen zweiten Hauptwerk reproduziert Brepohl alte Erkenntnisse, indem er eine *„korrelative Verbindung zum Doppelprozeß: der biologischen Verostdeutschung und einer geistig-kulturellen Verwestdeutschung"* am Werk sieht, wobei der *„Raum gewissermaßen, in dem sich die Umvolkung vollzieht, im Geistig-Seelischen (liegt)"*.[117] Von den *„Polacken"* und den *„Minderwertigen"* allerdings, denen gegenüber einige Jahre zuvor gegebenenfalls noch *„Ausmerze"* angesagt war, wußte Brepohl in der nunmehr von seinem späteren Dortmunder Kollegen Helmut Schelsky eingeläuteten Epoche der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft" beredt zu schweigen. Statt dessen war nun von *„der großen Einheit und Einheitlichkeit der Industriemenschen an der Ruhr"* die Rede.[118]
Brepohl ist sich in all den Jahren ohne Zweifel immer sehr bewußt gewesen, daß er in einer spezifisch deutschen völkischen und explizit antiwestlichen Tradition argumentierte. Bereits in seiner Denkschrift aus dem Jahre 1939 hatte er beiläufig darauf hin-

---

no Kesting und Erich Werner. Papalekas war nach einem Studium in Wien, Greifswald und Innsbruck 1946 in Innsbruck mit einer Arbeit zum Thema „Das Problem der politischen Massenparteien" promoviert worden, die nach langer vergeblicher Suche erst 1972 unter Einschaltung des Rektorats der Ruhr-Universität Bochum für Interessierte zugänglich gemacht wurde. Die daraufhin vom „Wohlfahrtsausschuß" zusammengestellte Dokumentation „Unser Kampf oder Der gewöhnliche Faschismus an einer westdeutschen Universität. Dokumentation zu Papalekas' Dissertation" machte deutlich, daß Papalekas beste Gründe hatte, sein Werk möglichst unter Verschluß zu halten.

114 Westdeutsche Allgemeine Zeitung bzw. Ruhr-Nachrichten vom 18. August 1975.

115 Wilhelm Brepohl, Der Aufbau des Ruhrvolkes, a.a.O., S. 28/29.

116 Ebd., S. 170. Diese Erkenntnis ist nahezu wörtlich aus der Denkschrift aus dem Jahre 1939 übernommen. Weitere teils wörtliche, teils inhaltliche Übernahmen lassen sich leicht nachweisen.

117 Wilhelm Brepohl, Industrievolk im Wandel, a.a.O., S. 137/138.

118 Wilhelm Brepohl, Perioden in der Geschichte des Industrievolkes an der Ruhr, in: Westfälische Forschungen. Mitteilungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde, Bd. 16/1963, S. 112 - 124, hier S. 119.

gewiesen, daß *„ja die (politische) Staatszugehörigkeit nicht so viel bedeutet, wie die Volkstumszugehörigkeit und die Rasse"*.[119] 1948 hatte er den USA deren für das originäre Deutschtum allerdings nicht diskutables Konzept der Staatsbürgerschaft mit der Bemerkung zugestanden, daß es dort - anders als in Deutschland - keine Stämme als *„Ausgangsformen"* gäbe.[120] *„Es entspricht ja wohl der Denkweise der geschichtslosen US-Amerikaner"*, hält er knapp zehn Jahre später konsequenterweise fest, *„daß sie das Geschichtliche an diesem Prozeß weniger beachten als die soziologischen Abläufe, die damit verbunden sind."*[121] Auch in Frankreich sieht Brepohl durchaus andere Traditionen am Werk als in Deutschland; im Zusammenhang mit der Weiterwanderung von Polen aus dem Ruhrgebiet nach Frankreich Anfang der zwanziger Jahre schreibt er: *„Ausgehend von den Grundanschauungen der Franzosen, die auch in der Gesetzgebung verankert sind, wirken die Kräfte des Volks- und Wirtschaftslebens dahin, daß Ausländer und Kulturfremde sich gern aufnehmen lassen - ganz im Gegensatz zum Deutschtum."* [122] Angesichts seines ansonsten konsequent betriebenen völkischen Ansatzes muten Brepohls Zugeständnisse an Amerikaner und Franzosen auf den ersten Blick etwas befremdlich an. Weniger befremdlich wirkt dies allerdings dann, wenn man in Betracht zieht, daß Projekte der Sozialforschungsstelle Dortmund u.a. mit amerikanischen Geldern finanziert wurden: *„Gerade bei den jüngeren Forschern"*, schreibt Dirk van Laak im Hinblick auf die Sozialforschungsstelle, *„entwickelte sich eine spezifische Haltung gegen andere soziologische Schulen... und, wie sich ein Gesprächszeuge erinnert, eine ironische Beziehung zum amerikanischen Geldgeber, für den man beweisen müsse, daß für die bundesdeutsche Demokratieentwicklung die Amerikaner unerläßlich seien."* [123] Man darf also vermuten, daß Brepohl, dem das spezifische Verhältnis des Gesellschaftswissenschaftlers zu den inhaltlichen Erwartungen seines direkten oder indirekten Auftraggebers aus seiner Gelsenkirchener Zeit nicht fremd gewesen ist, ganz bewußt jener Doppelstrategie huldigte, die zwar äußerlich Zugeständnisse an westlich-demokratische Verhaltensmuster machte, tatsächlich aber jene spezifisch deutsch-völkischen Traditionen fortschrieb, die zwischen Volkstum und Staatsbürgerschaft wohl zu unterscheiden wußten - eine Differenz, die bis heute ganz eminente Auswirkungen auf die Ausländerpolitik der Bundesrepublik hat.
Brepohls aus völkischem Rassedenken entstandenes Konstrukt eines Ruhrvolkes ist auf widersprüchliche Resonanz gestoßen. Heinz Maus hatte bereits frühzeitig darauf hingewiesen, daß Brepohl im Anschluß an seine Studien in den dreißiger Jahren *„sein Vokabular kaum zu ändern (brauchte), als er die ersten Ergebnisse nach dem Kriege vorlegte"*.[124] Zu einer ähnlichen Einschätzung kommt Johannes Weyer: *„Besonders deutlich kann bei Brepohl gezeigt werden, daß die Arbeiten aus der Zeit des Faschismus und die nach 1945 sich nur in ganz geringen Nuancen unterscheiden, da es ihm*

119 Wilhelm Brepohl, Die Eindeutschung der Polen, a.a.O., S. 11.
120 Wilhelm Brepohl, Der Aufbau des Ruhrvolkes, a.a.O., S. 32.
121 Wilhelm Brepohl, Industrievolk im Wandel, a.a.O., S. 157.
122 Wilhelm Brepohl, Der Aufbau des Ruhrvolkes, a.a.O., S. 148.
123 Dirk van Laak, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik, Berlin 1993, S. 191, Anm. 54.
124 Heinz Maus, Bericht über die Soziologie in Deutschland 1933 - 1945. Anhang: Die 'Zeitschrift für Sozialforschung', in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1/1959 (11. Jg.), S. 72 - 99, hier S. 82.

teilweise nicht gelungen ist, trotz der Einführung amerikanischer Begrifflichkeiten alle terminologischen und inhaltlichen Bezüge zur faschistischen Soziologie zu tilgen."[125] Carsten Klingemann kommt zu dem Schluß, daß bei Brepohl *„sozialtheoretisch-normative Anschauungen in angeblich biologisch-naturwissenschaftlich gesicherte Sachverhalte projiziert werden, um erstere zu begründen"*.[126] Auch René König, auf den Brepohl Anfang der fünfziger Jahre *„eher einen altväterisch - konservativen Eindruck als den eines (noch) aktiven Nationalsozialisten"* machte, kommt nicht umhin festzustellen, daß es Brepohl *„nicht gelungen (ist), den alten NS-Rassismus ganz abzustreifen"*.[127]

Ganz im Gegensatz zu der kritischen Bestandsaufnahme der Brepohlschen Volkskunde in der Soziologie erfreut sich diese insbesondere unter Historikern, die sich mit der Geschichte des Ruhrgebiets beschäftigen, einer bis heute vielfach nicht kritisch reflektierten Zustimmung.[128] Es gibt eine anhaltende Tendenz, sich trotz dessen darwinistisch-biologistischen Verschmelzungsphantasien ohne größere Bedenken positiv auf die Forschungen Brepohls zu beziehen. Die Anknüpfung an Brepohl mag dadurch erleichtert

---

125 Johannes Weyer, Westdeutsche Soziologie, a.a.O., S. 297. Vgl. auch ders., Die Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet, a.a.O.

126 Carsten Klingemann, Soziologie im NS-Staat. Vom Unbehagen an der Soziologiegeschichtsschreibung, in: Soziale Welt 3/1985 (36. Jg.), S. 366 - 388, hier S. 376.

127 René König, Kontinuität oder Unterbrechung. Ein neuer Blick auf ein altes Problem, in: Ders., Soziologie in Deutschland. Begründer, Verfechter, Verächter, München/Wien 1987, S. 388 - 440, hier S. 422/423. Kritisch zu Brepohl äußern sich auch Karl Ditt, Raum und Volkstum, a.a.O., S. 262 - 268 und Willi Oberkrome, Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918 - 1945, Göttingen 1993, S. 107, der darauf hinweist, daß Brepohl *„Max Webers eindringliche Warnung vor der Anwendung ethnischer Kategorien völlig unbeachtet ließ"*. Durchaus bemerkenswert ist die Tatsache, daß Otthein Rammstedt in seiner Arbeit „Deutsche Soziologie 1933 - 1945. Die Normalität einer Anpassung", Frankfurt am Main 1986 - zu diesem Zeitpunkt war Johannes Weyers bereits erwähnter Aufsatz über Brepohls „Forschungsstelle" schon erschienen - auch in dem Kapitel „Soziologie und Volkwerdung" nicht auf Brepohl eingeht und auch in der 244 Seiten umfassenden Bibliographie nur einen einzigen Aufsatz Brepohls aus den dreißiger Jahren auflistet.

128 Wolfgang Köllmann (Von rheinisch-westfälischer Wirtschaft, in: Walter Först [Hrsg.], Rheinisch-Westfälische Rückblende, Köln/Berlin 1967, S. 125 - 171) sieht Brepohls Arbeiten als *„richtungweisend"* an (ebd., S. 127) und behauptet demzufolge in bester völkischer Tradition mit Brepohl, daß im Ruhrgebiet *„ein neuer deutscher Volksstamm aus rheinischen, westfälischen und ostdeutschen Elementen entstanden (ist): das Ruhrvolk"* (ebd., S. 165); Helmuth Croon (Vom Werden des Ruhrgebiets, in: ebd., S.173 - 226) ist auch Ende der sechziger Jahre noch der Meinung, daß Brepohl *„durch seine volkskundlich-soziologischen Untersuchungen vor allem aber neue Fragestellungen aufgeworfen und Anregungen zu notwendigen ortsgeschichtlichen Forschungen gegeben"* hat (ebd., S. 177). Auch Klaus J. Bade, Massenwanderung und Arbeitsmarkt..., a.a.O., S. 278/280, bezieht sich ohne kritische Anmerkung auf *„die Studien von Brepohl und Franke"*; Jürgen Reulecke (Erträge der Forschung: Die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts in den „Westfälischen Forschungen", in: Westfälische Forschungen, Bd. 38/1988, S. 56 - 67) erkennt in Brepohls Arbeiten aus den dreißiger Jahren zwar *„die Bereitwilligkeit von Wissenschaftlern, damals einen völkischen Jargon zu übernehmen"* und *„ihre Bereitschaft, argumentative Handlangerdienste für das NS-Regime zu übernehmen"*, hält Brepohl aber für die Zeit nach dem Krieg allen Ernstes eine *„Weglassung ideologischer Einordnungsversuche"* zugute; das wiederum mag dann damit zusammenhängen, daß Brepohls Untersuchungen *„in den 1960er Jahren Wolfgang Köllmanns grundlegende Untersuchungen der Bevölkerungsstruktur des Ruhrgebiets und der Binnenwanderung deutlich mit angeregt"* (ebd., S. 61/62) haben und daß Reulecke selbst Schüler von Köllmann ist. Volker Ackermann (Aspekte der Mentalitätsgeschichte. Fragestellungen und Interpretationsmethoden der Regionalgeschichte, in: Geschichte im Westen 2/1990, 5. Jg., S.142 - 150, hier S. 146) bezieht sich in einer fragwürdigen Verknüpfung von Mentalitätsgeschichte und Volkskunde völlig unkritisch auf den Brepohl der Nachkriegszeit.

oder auch überhaupt erst ermöglicht worden sein, daß dieser sich der Nachkriegswende deutscher Historiker von der Volksgeschichte zur Struktur- und Sozialgeschichte anzupassen wußte.[129] In seinem durchweg apologetischen Artikel zu Brepohls 75. Ge-

129 Mittlerweile hat sich herumgesprochen, daß die Initiatoren und Mentoren der spezifischen bundesdeutschen Variante von Sozialgeschichtsschreibung ihre akademischen Karrieren nicht nur beiläufig in den Jahren zwischen 1933 und 1945 begonnen oder bruchlos fortgesetzt haben, sondern daß diese Sozialgeschichtsschreibung auch inhaltlich an die damalige staatlicherseits gewünschte und geförderte Konzeption einer „Volksgeschichtsschreibung" anknüpfte. Otto Brunner z.B., der 1943 noch eine *„politische Volksgeschichte"* für *„das Gebot der Stunde"* hielt, sprach einige Jahre nach Kriegsende bereits von der Notwendigkeit einer *„Sozialgeschichte"* bzw. *„Strukturgeschichte"*. (Zit. nach Winfried Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1988, S. 290 bzw. Willi Oberkrome, Volksgeschichte, a.a.O., S. 222) Schulze hat zurecht festgestellt, daß *„die bemerkenswerte Kontinuität zwischen den methodologischen Konzeptionen und theoretischen Schwerpunkten einer Soziologie der 'Volksgemeinschaft' und der Sozialgeschichte der Nachkriegszeit zu wenig beachtet worden"* ist (Ebd., S. 299). Daß es sich dabei keineswegs um innerakademische Angelegenheiten, sondern um politische Entscheidungen handelt, läßt sich einer Bemerkung von Ulrich Raulff entnehmen, in der er kurz und prägnant die Unterschiede zwischen der deutschen Volksgeschichte und der von Lucien Febvre und Marc Bloch in ihrer Zeitschrift „Annales d'histoire économique et sociale" (heute: „Annales. Economies, Sociétés, Civilisations") begründeten Tradition der Geschichtsschreibung beschreibt: *„In politischer und ethischer Hinsicht liegt zwischen den beiden Flügeln der Historischen Anthropologie, zwischen demjenigen, für den die* Annales *stehen, und dem der 'Volksgeschichte', eine ganze Welt. Hier bildete der* Mensch *(im Singular oder Plural) das Subjekt der Geschichte, dort das* Volk*; hier war die Psychologie das Fundament des historischen Verstehens, dort die Biologie, hier die Mentalität und dort die Rasse. Die prinzipiellen Entscheidungen, die hier getroffen wurden, schlossen sich gegenseitig aus."* (Ulrich Raulff, Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch, Frankfurt am Main 1995, S. 456/457). Für Marc Bloch hatte dieses Verständnis von Geschichtsschreibung Konsequenzen: Nachdem er sich im Frühjahr 1943 der aktiven Résistance angeschlossen hatte, wurde er nach seiner Festnahme im April 1944 drei Monate später, am 16. Juli 1944 ermordet. Eine überraschende Aktualität hat die von ehemals in den nationalsozialistischen Wissenschaftsbetrieb integrierten Historikern begründete neue Ausrichtung, derzufolge nunmehr Strukturen als anonyme und damit das Individuum entlastende Wirkungszusammenhänge zu erforschen seien, in der Debatte um das Buch des amerikanischen Historikers Daniel Jonah Goldhagen „Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust" (Berlin 1996) gefunden. Goldhagens Ausgangspunkt, demzufolge Strukturen zwar mörderisch sein mögen, aber eben nicht morden und deshalb konsequenterweise über die in der bundesdeutschen Nationalsozialismusforschung kaum thematisierten Mörder und ihre Motive zu reden sei, ist auch bei angesehensten und linksliberalen Historikern - der Schülergeneration der Begründer der bundesdeutschen Sozialgeschichtsschreibung - auf eine bemerkenswerte und interpretationsbedürftige Ablehnung gestoßen. Angesichts der in der deutschen Historikerzunft in diesem Jahrhundert geschlagenen Kapriolen braucht man sich auch über die um das Jahr 1980 zu verortende Wende der teils nach akademischen, teils nach alternativen Ehren strebenden Junghistoriker(inne)n nicht zu wundern. Die damals mit großem Pomp auftretende Geschichtswerkstättenbewegung hat sich mittlerweile längst, wie vorauszusehen und vorausgesagt, in eine akademische Fraktion und in eine weitgehend deskriptiv arbeitende Fraktion neuer Heimatforscher mit fortschrittlichem Anspruch gespalten. Für zukünftige Historiker wird es sicherlich interessant sein, jenem Umwandlungsprozeß nachzuspüren, der nach dem endgültigen - in inhaltlicher Hinsicht, zumindest insoweit es jene zahlreichen marginalen Gruppierungen betrifft, die mangels eigener theoretischer und praktischer Konzeptionen in die Kostüme historisch überholter Organisationsansätze geschlüpft waren, vollauf berechtigt - Scheitern der politischen Linken gegen Ende der siebziger Jahre dazu geführt hat, daß, nachdem man jahrelang eher in großen Räumen gedacht hatte, nunmehr eine Rückbesinnung auf die eigene Herkunft, das eigene Milieu, auf das kleine Glück oder Unglück im stillen Winkel des vertrauten Alltags stattfand. Bei dieser verzweifelten, von großen Konzeptionen Abschied nehmenden und, wenn man denn überhaupt noch theoretisch dachte, Geschichtstheorie zugunsten postmoderner kleiner Erzählungen verabschiedenden Suche nach einer neuen identitätsstiftenden Tätigkeit, landete die gleichermaßen trübe wie trübsinnig gewordene gescheiterte Linke konsequenterweise in jenen Regionen, die von den Vätern und Vorvätern als Heimat bezeichnet wurden und in denen man nun aufs neue

burtstag schreibt Josef Lingnau, daß Brepohls Bestrebungen nach dem Krieg auf den *„'Ausbau' der Volkskunde zur 'industriellen Volkskunde', die mit den empirischen Methoden der Sozialforschung arbeitet"*, hinausliefen. Das hatte, wie Lignau sehr wohl weiß, seine Gründe: *„Die alte Volkskunde... steht heute in dem Verdacht, sie könnte (natürlich vorwiegend funktional, nicht intentional) den Mythos vom völkischen Nationalstaat aus einem Guß gefördert und damit den Prozeß der rationalen Durchdringung der modernen Gesellschaft beeinträchtigt haben. Vor allem der von der Volkskunde gebrauchte Volksbegriff steht im Verdacht, zum Mythos vom Volk und zur Idee des völkischen Nationalstaats beigetragen zu haben..."* [130] Der Verdacht war, wenn man sich die Arbeiten Brepohls und seiner Mitarbeiter an der „Forschungsstelle" vor Augen geführt, durchaus berechtigt. Daß zwischen diesem Verdacht und dem veränderten Jargon der Nachkriegszeit ein Zusammenhang bestehen könnte, ist bei denen, die sich weiter positiv auf Brepohl beziehen zu können glauben, nicht weiter reflektiert worden. Für Norbert Bettinger z.B. ist Brepohls „Aufbau des Ruhrvolks" *„das eindrucksvollste Werk"* aus der Gründungsphase der Sozialforschungsstelle Dortmund; weiter schreibt er zu Brepohl: *„Seine Arbeiten berichten nicht nur über den Menschen an der Ruhr, sie sind zugleich auch Ausdruck eines neuen Lebensgefühls. Die Grundmotive der Sozialforschungsstelle finden hier ihren klaren Niederschlag."*[131] Verwun-

---

im Rahmen einer mancherorts gar institutionalisierten linksgestrickten Heimatgeschichtsschreibung dem geheimnisvollen Wirken des deutschen Volkes nachspüren konnte. Dabei durfte man ganz beiläufig auch befriedigt und befriedet jene rechtzeitig zum fünfzigsten Jahrestag der sogenannten „Machtergreifung" der Nationalsozialisten aus Bayern kommende Vision zur Kenntnis nehmen, derzufolge in Deutschland nach 1933 zwar kaum jemand Widerstand geleistet hatte, nichtsdestotrotz große Teile der damaligen deutschen Bevölkerung sich aber in einem Zustand der permanenten „Resistenz" befanden. Auf den entscheidenden Punkt gebracht hat diese Erkenntnis Karl Bosl in einem unbetitelten Referat auf einem vom Institut für Zeitgeschichte veranstalteten Kolloquium, indem er unter expliziter Bezugnahme auf die sechsbändige Studie „Bayern in der NS-Zeit" feststellte, *„daß wir heute soweit sind, den Vorwurf, der uns Deutschen allgemein-politisch gemacht wird, daß wir keinen Willen zum Widerstand entwickelt hätten, doch ganz wesentlich entkräften zu können. Dies scheint mir ein wertvolles politisches und historisches Ergebnis zu sein."* (Karl Bosl, in: Alltagsgeschichte der NS-Zeit. Neue Perspektive oder Trivialisierung?, München 1984, S. 22). Seinerzeit standen die akademisch etablierten Historiker, die sich seit den sechziger Jahren u.a. in Abgrenzung zu den Traditionen eines staatstragenden deutschen Historismus für eine kritische „Historische Sozialwissenschaft" engagiert und dabei - gegen staatstragende und allzu naiv identitätsstiftende historische Erzählungen - für eine Strukturgeschichte plädiert hatten, dem medienwirksam inszenierten merkwürdigen Treiben der neuen „Barfußhistoriker und -innen" mit einigem Befremden gegenüber. Heute, angesichts der von Goldhagen aufgeworfenen Frage nach den Tätern, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die damalige Abwehrhaltung der akademischen Historiker gegenüber den alternativen Tendenzen zu einer entlastenden Personalisierung des nationalsozialistischen Alltags darin begründet war, daß ihnen - ob bewußt oder unbewußt - klar war, daß diese Personalisierung konsequenterweise - entgegen den alternativen Erwartungen - zu genau jenen Ergebnissen führen mußte, die Goldhagen der deutschen Öffentlichkeit jetzt präsentiert hat. Das aber wiederum wirft die Frage auf, ob und inwieweit die akademisch etablierten linksliberalen Historiker schon immer einem Modell von nationalstaatlicher Geschichte verpflichtet waren, das konsequenterweise in der von Martin Broszat vertretenen Historisierung des Nationalsozialismus und - einen Schritt weiter - in der These enden mußte, daß es sich beim Nationalsozialismus strukturgeschichtlich gesehen um nichts anderes handelte, als um eine im deutschen Sonderweg begründete und mit vermeidbaren Kosten verbundene - insofern auch pervertierte - Form von Modernisierung.

130 Josef Lingnau, „Industrievolk", a.a.O., S. 116.

131 Norbert Bettinger, Bibliographie der Sozialforschungsstelle Dortmund in der Gründungsphase und im ersten Jahrzehnt 1946 - 1960, in: Otto Neuloh u.a., Sozialforschung aus gesellschaftlicher Verantwortung, a.a.O., S. 111/112.

derlich ist, daß Brepohl nicht nur dann positiv konnotiert wird, wenn vom „Ruhrvolk" allgemein die Rede ist, also jene gebrochene kollektive Ruhrgebietsmentalität angesprochen wird, die zwischen übersteigertem Selbstwertgefühl und schichten- und klassenspezifischen sozialen Minderwertigkeitskomplexen hin- und herpendelt, sondern auch dann, wenn explizit von den mit der Einwanderung ins Ruhrgebiet nicht nur historisch, sondern auch aktuell verbundenen Problemen die Rede ist. Dietmar Petzina z.B. knüpft gleich zu Beginn eines Vortrages über „Die Bedeutung der Migration am Beispiel des Ruhrgebietes" ohne jedes Wenn und Aber an die *„soziologischen und volkskundlichen Forschungen zum Ruhrgebiet"* des als *„einer der besten Kenner der Wanderungsprozesse"* gelobten Brepohl an und zitiert ohne jede Distanz dessen Satz: *„Dieses Ruhrvolk ist auf dem Wege, ein eigenes Volkstum für sich zu formen und darin zu leben."* Anschließend ist die Rede vom *„regionalen Schmelztiegel ganz eigener Art"*, von der *„Offenheit gegenüber Menschen anderer Sitte"* und davon, daß *„die Erfahrung der kulturellen und ethnischen Vielfalt in keiner anderen deutschen Region derart präsent und prägend gewesen ist wie im Ruhrgebiet"*.[132] Was sich teilweise wie ein Werbetext des Kommunalverbandes Ruhr liest, beantwortet allerdings nicht die Frage, wie denn kulturelle und insbesondere ethnische Vielfalt sich mit dem Konzept des „Volkstums" verbinden lassen.

Das „Ruhrvolk", ob nun im offen rassistischen Jargon der dreißiger Jahre oder in der durch den spezifischen Duktus der von Brepohl allerdings auch nur sehr oberflächlich rezipierten empirischen Sozialforschung amerikanischer Provenienz geprägten Sprache seit den späten vierziger Jahren, ist nichts anderes als ein regionaler völkischer Mythos; wenn in diesem Kontext von Integration die Rede ist, dann immer im Sinne jenes

---

132 Dietmar Petzina, Die Bedeutung der Migration am Beispiel des Ruhrgebietes, Bochum 1994 (Diskussionspapiere aus der Fakultät für Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum 94 - 03), S. 2. Vgl auch ders., Die Erfahrung des Schmelztiegels - zur Sozialgeschichte des Ruhrgebiets, in: Erneuerung des Ruhrgebiets. Regionales Erbe und Gestaltung der Zukunft. Festschrift zum 49. Deutschen Geographentag, Bochum 3. - 9. Oktober 1993. Vom geographischen Institut der Ruhr-Universität Bochum und dem Kommunalverband Ruhrgebiet (KVR) herausgegeben durch Heiner Dürr und Jürgen Gramke, Paderborn 1993, S. 41 - 46 sowie ders., Ausländerintegration im Ruhrgebiet - einige Lehren aus der Geschichte, in: RUB-aktuell. Zeitung der Ruhr-Universität Bochum, 142/14.1.1993, 20. Jg., S. 19 - 21. Allerdings muß an dieser Stelle auch darauf hingewiesen werden, daß andere Historiker in der Zwischenzeit eine distanzierte bis ablehnende Haltung gegenüber Brepohl formuliert haben. Bernd Weisbrod z.B. („Wirtschaftsraum" und „Geschichtslandschaft". Ruhrgebiet und Schwerindustrie in den zwanziger Jahren, in: Rheinische Vierteljahresblätter, 1981, 45. Jg., S. 183 - 200) spricht im Hinblick auf Brepohl von einer überholten *„traditionellen völkisch-biologisch eingefärbten 'industriellen Volkskunde'"*. (Ebd., S. 186). Noch deutlicher auf Distanz geht Klaus Tenfelde (Geschichtskultur im Ruhrgebiet, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 4/1996, 47. Jg., S. 240 - 253), der sich auch in seiner „Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert" (Bonn/Bad Godesberg 1977, S. 29/30) schon sehr kritisch zu Brepohl geäußert hatte: *„Eine ganz wichtige Spur hat der Nationalsozialismus freilich in der Ruhrgebietsforschung hinterlassen, und die verbindet sich mit dem Namen Wilhelm Brepohl."* Dieser hat, so Tenfelde weiter, *„nach 1945 von Überspitzungen befreit, im Nebel der Volkstumsforschung"* geschrieben, *„was man leicht an dem von ihm verfaßten programmatischen Schrifttum über seine 1939 (!) gegründete Gelsenkirchener Volkstumsstelle feststellen kann"*. (Ebd., S. 247). Die Distanzierung von Brepohl mag für den Fachhistoriker dadurch erleichtert worden sein, daß sich, wie Tenfelde an gleicher Stelle bemerkt, zwischenzeitlich herausgestellt hat, daß die Brepohl lange Zeit zugeschriebene Gliederung des Ruhrgebietes nach Zonen (Ruhr, Hellweg, Emscher, Vest, Lippe) von diesem nicht selbst entwickelt, sondern einer Dissertation von Otto Quelle aus dem Jahre 1926 entnommen wurde.

in den Alltag projizierten und seit den siebziger Jahren gewissermaßen regierungsoffiziellen „Wir"-Gefühls, dem sich soziale Widersprüche in einer weitgehend als konfliktfrei erträumten Pseudorealität verflüchtigen.[133] Brepohls ideologisches Konstrukt eines „Ruhrvolkes" basiert nicht zuletzt auf der Abwehr eines marxistisch interpretierten Proletariats; nicht von ungefähr bezieht er sich auch auf *„den überzeugten Gegner des Liberalismus"* Wilhelm Heinrich Riehl, einer der Stammväter der deutschen Volkskunde, der *„den Standpunkt (vertrat), daß Proletariat nicht vom Ökonomischen her zu verstehen sei, sondern daß es in jedem Stand Proletarier gebe, worunter diejenigen verstanden werden, die sich von den Leitbildern ihres Standes gelöst haben"*.[134] George L. Mosse hat zurecht darauf verwiesen, daß Riehls *„nostalgische Harmonievorstellung von Arbeitern und Meister, d.h. der Gedanke, daß die Arbeiter zu verwurzelten Handwerkern werden könnten... eine Alternative zu den Klassenkämpfen dar(stellte)"* und im Rahmen des völkischen Denkens Auswirkungen hatte, die bis hin zu dem Sozialdemokraten (und späteren Nationalrevolutionär) August Winnig reichte.[135] In gewisser Weise könnte man Brepohl somit auch als Ideologen der ruhrgebietsspezifischen Nachkriegssozialdemokratie bezeichnen, die in den politischen und wirtschaftlichen Herrschaftsinstitutionen des Ruhrgebiets jenen Schulterschluß zwischen Kapital und Arbeit organisiert hat, der in einem für die große Mehrheit der Ruhrgebietsbevölkerung allerdings nur sehr mittelbaren Sinn die Einheit symbolisiert, die sich Brepohl auf anderer - völkischer - Basis für sein ganzes „Ruhrvolk" erträumt hatte.[136]

---

133 Otto Neuloh, ein Kollege von Brepohl am Sozialforschungsinstitut in Dortmund, spricht in einem kurzen, die bereits erwähnte Bibliographie von Teuteberg einleitenden Text zu Brepohls 65. Geburtstag, im Kontext von Brepohls Schriften auch wie selbstverständlich von *„Assimilation"*. (Otto Neuloh, Wilhelm Brepohl - 65 Jahre, in: Soziale Welt 3-4/1958, 9. Jg., S. 193/194, hier S. 194).

134 Wilhelm Brepohl, Riehl, in: Staatslexikon. Recht Wirtschaft Gesellschaft, Hrsg. von der Görres-Gesellschaft, 6. Aufl., Bd., 6, Freiburg 1961, Sp. 927. Proletariat in dem hier gemeinten Sinne waren dann die von Brepohl in den dreißiger Jahren als „Polacken" bezeichneten Unterschichten.

135 George L. Mosse, Die völkische Revolution, a.a.O., S. 31.

136 *„Worin besteht der Wandel und wie läßt sich die damit implizit verknüpfte These abstützen, daß der Nationalsozialismus gleichsam zum Wegbereiter und Geburtshelfer sozialdemokratischer Vorherrschaft im Ruhrgebiet geworden ist. Zentral für die These ist die Annahme, daß die nationalsozialistische Ära den 'Nebengesellschaften' des alten Reviers den garaus gemacht hat und insofern einen immensen Schub in Richtung auf Herstellung einer Einheitsgesellschaft bedeutet."* (Karl Rohe, Vom alten Revier zum heutigen Ruhrgebiet. Kontinuität und Wandel einer regionalen politischen Gesellschaft, in: ders., Vom Revier zum Ruhrgebiet. Wahlen.Parteien. Politische Kultur, Essen 1986, S. 11 - 42, hier S. 32). Als zentralen Aspekt der Sozialdemokratisierung des Ruhrgebiets erwähnt Rohe im Anschluß an entsprechende Untersuchungen einer Forschungsgruppe um Lutz Niethammer die Gründung einer Einheitsgewerkschaft, zu deren Vorgeschichte *„ja nicht nur gemeinsame Widerstandserfahrungen ehemaliger politischer Gegner, sondern auch die gemeinsamen 'positiven Gleichschaltungserfahrungen' in der Deutschen Arbeitsfront"* gehören. (Ebd., S. 36). Dabei spielt zudem *„der nicht gerade mit zimperlichen Mitteln ausgetragene erfolgreiche Kampf der Sozialdemokraten mit den Kommunisten um die Vorherrschaft in den Gewerkschaften... in dieser durch Mitbestimmung und Großunternehmen geprägten Industrielandschaft eine wesentliche Voraussetzung für ihren Durchbruch zur Hegemonialpartei in dieser Region"*. (Ebd., S. 40, Anm. 63). Zu berücksichtigen bei dieser Entwicklung ist auch, daß die Montanindustrie des Ruhrgebietes seit den zwanziger Jahren nur dadurch hat überleben können, daß sie von staatlichen Subventionen ausgehalten wurde; in einer beim Wort genommenen Marktwirtschaft wäre dieses schwerindustrielle Ruhrgebiet längst schon Vergangenheit. In diesem Zusammenhang wäre zu überlegen, inwieweit die ersten Bausteine des seit den frühen fünfziger Jahren institutionalisierten ruhrgebietsspezifischen korporatistischen „Staatssozialismus" nicht bereits in den zwanziger Jahren oder gar in den Jahren

VI. Resümee

„Fazit: Grauenvoll hat sich in Deutschland - an diesem Geschichtsergebnis ist nicht vorbeizukommen - das 'Nationale' blamiert. Also könnte man meinen, daß die deutsche Linke alles daransetzt, mit dieser Lüge, impertinenten Verklärung einer einzigen, unablässigen, furiosen Selbstverstümmelung *aufzuräumen; und wäre komplett damit - eine weitere deutsche Merkwürdigkeit - auf dem Holzweg."* [137]

Die Rede von Integration hat in den aktuellen Debatten die gleiche ideologische Funktion wie die Rede vom „Gastarbeiter" in den sechziger Jahren; von Integration zu sprechen heißt insofern nichts anderes, als von den realen politischen und sozialen Verhältnissen zu schweigen. Die historische Realität zeigt, insbesondere auch im Ruhrgebiet, daß sich das reale Alltagsleben der Einwanderer zwischen einer in den verschiedenen historischen Phasen nach je spezifischer Manier von der einheimischen Bevölkerung und von den staatlichen Behörden nicht nur erwarteten, sondern geradezu geforderten Anpassung einerseits und der Existenz teils in Anbindung an die Herkunftsregionen tradierter, teils notgedrungen sich entwickelnder mehr oder weniger eigenständiger Subkulturen andererseits abspielt. Die in diesen Subkulturen sich herauskristallisierenden und von den Einheimischen allzuoft mit unter Umständen aggressivem Befremden zur Kenntnis genommenen Lebensweisen, seien sie nun praktischer oder ideologischer Art, sind somit in entscheidendem Maße auch von denjenigen zu verantworten, die den Zuwanderern eine in sozialer und rechtlicher Hinsicht abgesicherte Lebenswelt zu bieten nicht gewillt sind. Diejenigen, die heute z.B. eine Zunahme des islamischen Fundamentalismus in den Ausländergettos beschwören, sollten sich bewußt sein, daß diese Entwicklung ganz wesentlich ihrer Ignoranz den alltäglichen sozialen und politischen Problemen dieser Ausländer gegenüber zu verdanken ist.
Die Rede von Integration ist angesichts dieser die Lebenswelt der Zugewanderten bestimmenden Realität nichts anderes als Ausdruck einer Sehnsucht nach sozialer Harmonie, nach der Transzendierung sozialer Widersprüche, letztendlich vielleicht auch nach jener Volksgemeinschaft, die als deutscher Sozialismus schon einmal hat praxiswirksam werden können. Insofern diese freischwebende soziale Harmonie eher als soziales Hirngespinst zu betrachten ist, bleibt den einen, den Einwanderern, nichts anderes übrig, als zumindest auf die Wohltaten einer im weitesten Sinne karitativen,

---

des Ersten Weltkrieges gelegt wurden, von der Burgfriedenspolitik über die Zentralarbeitsgemeinschaft und die damals geheime Zusammenarbeit zwischen Ebert und Groener bis zur dann beginnenden staatlichen Subventionierung der Montanindustrie im Ruhrgebiet; während sozialdemokratische Arbeiter für eine Sozialisierung von unten kämpften, wurde von ihren gewerkschaftlichen und politischen Führern eine Sozialisierung von oben in die Wege geleitet, die schließlich im Mitbestimmungsgesetz von 1951 ihren adäquaten Ausdruck fand.

137 Ulrich Sonnemann, Das Nationale als Wurzelwahn und Monopol einer Selbstverstümmelungsfurie oder Warum die Wiedervereinigung eher ein Baugerüst ergeben hat als ein Haus, in: Konkursbuch 27/1992, S. 197 - 209, hier S. 201/202.

möglichst gesetzlich abgesicherten Hilfe zu bauen, während die anderen, die mittelständischen Ideologen der Integration, angesichts der realen Mißstände zur Beruhigung ihres Gewissens weiterhin von einer konfliktfreien sozialen Gemeinschaft träumen. Auch die euphemistische Rede von „unseren ausländischen Mitbürger(inne)n" ist Ausdruck dieser real nicht existenten und gerade deshalb um so heftiger herbeigesehnten und herbeigeredeten Harmonie, zumindest dann, wenn man mit dem Begriff Bürger im Sinne von citoyen ein Individuum verbindet, dem unabhängig von seiner Herkunft zumindest die auch ansonsten geltenden politischen Rechte zustehen. Sogar der Ausländerbeauftragten der konservativen Bundesregierung ist es kein Geheimnis, daß die Rede von den „ausländischen Mitbürger(inne)n" *„einen rechtlichen Status (unterstellt), der sich in der Wirklichkeit kaum wiederfinden läßt. Ausländer ohne Bürgerrechte sind gerade keine Mit-Bürger."*[138] Ähnlich wie der ideologische Gebrauch des Begriffs Integration von der Notwendigkeit enthebt, sich mit jenen Verhältnissen zu befassen, die den Traum von der mit diesem Begriff gemeinten sozialen Harmonie ad absurdum führen, so suggeriert der Gebrauch des Begriffs „ausländische Mitbürger(innen)" eine nicht existente politische Realität und ersetzt somit die Notwendigkeit, diese beschworenen bürgerlichen Rechte erst einmal einzuführen. Allerdings sollte man sich auch bewußt sein, daß Rechte, seien sie nun solche politischer oder sozialer Art, nicht als Geschenke taugen, sondern nur dann im individuellen und kollektiven Bewußtsein zu verankern sind, wenn sie erkämpft oder erstritten worden sind; nur das ist, um diesen heiklen Begriff einmal zu gebrauchen, identitätsstiftend, was aufgrund eigener Bedürfnisse eingefordert und realisiert worden ist. Die Einforderung der Bürgerrechte ist kein selbstgenügsames Ziel: Sie bieten, einmal erkämpft, nicht mehr als bestimmte soziale und politische Absicherungen und Rahmenbedingungen für eine freie Entfaltung - als Individuum oder als Kollektiv -, die von Integration zu reden dann vielleicht überflüssig macht. Die in den bürgerlichen Revolutionen erkämpften Rechte hatten zwar den Menschen im allgemeinen im Auge, tatsächlich aber war es vorerst eine relativ kleine soziale Schicht, die von diesen Rechten tatsächlich Gebrauch zu machen wußte. Die neu entstehende Klasse der Lohnarbeiter, die in spätfeudale Abhängigkeitsverhältnisse eingebundenen Bauern und Landarbeiter und nicht zuletzt auch die Frauen mußten sich die Rechte, die ihnen laut Proklamation der Menschenrechte nominell zustanden, in der sozialen und politischen Realität erst in langwierigen Auseinandersetzungen erkämpfen. In genau dieser Tradition ist der Kampf um Staatsbürgerrechte für Einwanderer zu verorten. Das Zugeständnis politischer Rechte allerdings verheißt noch keine soziale Emanzipation: Politische Rechte und soziale Emanzipation beziehen sich zwar auf die gleiche Realität, die ersteren in - hier ist der Begriff dann einmal angebracht - integrativer Absicht, die letztere in transzendierender Absicht; politische Rechte bedeuten Teilhabe, soziale Emanzipation aber zielt auf solche Verhältnisse, in denen die Forderung nach Integration obsolet geworden ist, weil die Möglichkeit einer freien Entfaltung zum ersten Grundrecht geworden ist. Solange das ius sanguinis nicht grundsätzlich in Frage gestellt und die rechtliche Stellung von Einwanderern geändert wird, solange wird man die in den letzten Jahren geführten Diskussionen über Integration unendlich fortführen und dabei feststellen müssen, daß die reale

138 Cornelia Schmalz-Jacobsen/Holger Hinte/Georgios Tsapanos, Einwanderung - und dann? a.a.O., S. 18.

Entwicklung eher auf Segregation hinausläuft; sind die rechtlichen Barrieren gefallen, ist das aber noch lange keine Garantie dafür, daß sich im Verhalten sowohl auf institutioneller Ebene als auch auf der Ebene des Alltags irgend etwas grundlegend ändert.
Die so gerne beschworene Integration der Ausländer ist keine moralische Angelegenheit, die vom guten Willen des Einzelnen und der Aufklärung der Allgemeinheit abhängt. Nationalismus und Rassismus sind nicht deshalb von im wahrsten Sinne des Wortes brennender Aktualität, weil es an entsprechender Aufklärung fehlt, sondern weil die sozialen und die politischen Verhältnisse auch die bestgemeinte Aufklärung ad absurdum führen. Eine Politik, die ganze Bevölkerungsgruppen vom politischen Leben ausschließt, darf sich nicht wundern, wenn sich immer wieder Personen finden, die diesen Ausschluß auch in einer gegebenenfalls mörderischen Praxis exekutieren; diese Personen halten sich konsequenterweise nicht an die aufklärerischen Worte, sondern an die völkische Praxis derjenigen, die hierzulande die Politik gegenüber Zuwanderern bestimmen. Die Lichterketten von ehedem, nicht zuletzt auch ein Symbol für die insgeheime Sehnsucht nach Verschmelzung mit dem konfliktfreien Kollektiv, scheinen zudem überholt, obwohl die Gewalt geblieben und eher noch alltäglicher geworden ist. Die Reaktionen auf den tödlichen Brandanschlag auf ein Lübecker Asylbewerberheim sprechen Bände: Alle waren froh, als sich auf den ersten Schreck hin herauszustellen schien, daß es diesmal keine deutschen Rechtsradikalen gewesen waren, sondern ein Ausländer verhaftet wurde. Die fatalen Fahndungsfehler der ermittelnden Behörden, mittlerweile aufgrund der Aktivitäten einer Internationalen Untersuchungskommission zumindest zum Teil publik geworden, stoßen in der Öffentlichkeit kaum noch auf Interesse.[139] Dies ist dann der Moment, wo sich für den gemeinen Deutschen unweigerlich die Frage stellt, ob nicht doch letztendlich die Ausländer selbst an all den Problemen die Schuld tragen, gemäß jener Logik, die ein von Henryk M. Broder zitierter Israeli unnachahmlich prägnant auf den Begriff gebracht hat: *„Auschwitz werden uns die Deutschen nie verzeihen."*[140]
Eine nur partiell angestrebte und von vorneherein auf bestimmte soziale Bereiche beschränkte Integration in ein System, das politische Gleichberechtigung verweigert, ist Ausdruck einer tradierten völkischen Politik. Integration in diesem Sinne zielt allenfalls auf Assimilation; Integration wird zu einem ideologischen Begriff, dessen ständige Verwendung die Diskussion derjenigen Fragen, die über eine bloße Assimilation hinausweisen, verhindert. Erst die Durchsetzung staatsbürgerlicher Rechte nach westlichem Vorbild wäre Herstellung einer bürgerlichen Normalität; wobei diese Normalität keineswegs für eine konfliktfreie Gesellschaft steht, aber immerhin für soziale und politische Normen, in deren Rahmen Konflikte auf der Basis einer zumindest gesetzlich geregelten Gleichberechtigung zu regeln sind: *„Die Neufassung des Staatsbürgerrechts muß zur Speerspitze der Auseinandersetzung um die Neubestimmung der Gesellschaft werden. Diese Reform zu projektieren, wäre ein konkretes politisches Ziel. Und sie hätte strategische Bedeutung für die künftige Struktur der Gesellschaft."*[141]

---

139 Vgl. die von der Projektgruppe Antinazismus der IG Medien zusammengestellte umfangreiche Dokumentation „Materialien zum rassistischen Brandanschlag in Lübeck - wie Opfer zu Tätern gemacht werden", Stuttgart 1996.
140 Zit. nach Henryk M. Broder, Der Ewige Antisemit. Über Sinn und Funktion eines beständigen Gefühls, Frankfurt am Main 1986, S. 130.
141 Wilhelm Schmid, Was geht uns Deutschland an?, a.a.O., S. 158.

Rezensionen und Hinweise

Flora Tristan, Im Dickicht von London oder Die Aristokratie und die Proletarier Englands, Köln: Neuer ISP-Verlag, 1993, 278 S.

Die Autorin *Flora Tristan* entführt uns ins *„Dickicht von London"* des Jahres 1839. Heute, etwa hundertfünfzig Jahre danach, stellt sich der Bericht über diese Expedition folgendermaßen dar: Keine Gegend ist zu gefährlich, keine Kloake zu schmutzig, um nicht doch von Flora Tristan besucht zu werden. Zeitweise ist nicht mehr klar erkennbar, ob Voyeurismus oder Anteilnahme sie leiten. Behaftet mit den Vorurteilen ihrer französischen Herkunft, benützt sie den Mantel der Reportage, um ein Urteil über den politischen Gegner England zu fällen. Keine Banalität ist ihr zu gering, um die Minderwertigkeit der englischen, und vor allem der Londoner Bevölkerung zu beweisen. Der Körperbau englischer Rennpferde, Schnitt der Kleidung, Wohnungseinrichtung, Kunst, ja sogar das Klima muß dafür herhalten. Den typischen Londoner bezeichnet sie als ungesellig, furchtsam, unfreundlich, neidisch, ohne Geschmack und eigene Meinung, bei *„Schlechtwetter"* brutal und betrunken.

Ähnlich oberflächlich scheint sie sich dem Proletariat zu nähern - als Dame aus besserem Hause ist sie pikiert ob der erlebten und beschriebenen Obszönitäten und Lebensbedingungen. Ihre Maßstäbe sind christlicher Glaube, Schönheit und Ästhetik. Verbrecher erkennt sie an deren scheußlichen, *„durch die Entfesselung der Leidenschaften gefurchten"* Gesichtern, niedere Instinkte oder *„mutige Personen mit qualitativ hochwertigen Seelen"* anhand deren Haltung und Körperbau.

Und doch, obzwar von Vorurteilen verfärbt, zeigt sie eine umfangreiche sozialkritische Studie Londons in der ersten Hälfte des 19. Jhds. Hinter ihrem anerzogenen sozialen und politischen Weltbild zeigt sich Flora Tristan als starke Persönlichkeit, die - wohl auch auf Grund ihres eigenen Schicksals - kritisch Gesellschaftsnormen hinterfragt. Die Mühen eigener Recherchen scheut sie nicht, Besuche in Gefängnissen, Elendsvierteln, Fabriken, einer Nervenheilanstalt, Kinderhorten und sogar, verkleidet als Mann, im Londoner Parlament, dienen ihr als Arbeitsgrundlage. Ihre Berichte darüber zeigen persönliche Anteilnahme, aber auch deutliche Distanzierung.

Wirklich glaubwürdig ist sie dort, wo sie als Frau für Frauen eintritt. Schonungslos analysiert und kritisiert sie die gesellschaftliche Stellung der Frau sowie deren ungerechte wirtschaftliche, rechtliche und soziale Situation. Ihre Ansichten und Lösungsansätze zu Themen wie Prostitution, Familie, Doppelbelastung, finanzielle und rechtliche Gleichstellung sind revolutionär, ihrer Zeit um mehr als ein Jahrhundert voraus und leider teilweise noch heute aktuell. Hier erkennt man in Flora Tristan auch jene frühe Feministin, die lange Zeit nur als Großmutter des Malers Gauguin bekannt war, heute jedoch zu den bedeutendsten Frauen des 19. Jahrhunderts gezählt wird.

Jutta Policzer

Judith Jánoska/Martin Bondeli/Konrad Kindle/Marc Hofer, Das «Methodenkapitel» von Karl Marx. Ein historischer und systematischer Kommentar, Basel: Schwabe & Co. AG, 1994, 296 S.

Karl Marx und dem was als Marxismus in die Geschichte eingegangen ist, hätte manches erspart bleiben können, wenn man seiner eher beiläufigen Bemerkung, derzufolge er selbst jedenfalls kein Marxist sei, mehr Bedeutung zugesprochen hätte. Tatsächlich aber ist das vorwiegend politisch motivierte Bedürfnis der nachfolgenden Generationen, aus dem voluminösen wissenschaftlichen und politischen Werk von Marx eine

auch für den Massengeschmack verständliche und akzeptable Weltanschauung zu destillieren, dermaßen dominierend gewesen, daß sich das komplexe Denken von Marx zu einem im tagespolitischen Geschäft handhabbaren Systembaukasten verflüchtigte. Ob aber nun, wie die Autoren des hier anzuzeigenden Buches meinen, der politische und ökonomische Bankrott jener Systeme, die sich jahrzehntelang auf Marx berufen haben, nicht nur den *„politisch instrumentalisierten Marxismus"* hat obsolet werden lassen, sondern im gleichen Zuge dazu geführt hat, daß Marx seinen Platz nun endlich dort gefunden habe, *„wo er seit langem hingehörte: im Kreis der großen, klassischen Denker des 19. Jahrhunderts"*, sei einmal insofern dahingestellt, als in dieser Bemerkung nicht nur eine schon des öfteren zurecht angemahnte „Historisierung", sondern auch, darüber hinausgehend, der Versuch einer Entaktualisierung des Marxschen Werkes anklingt. Dies aber geht an der Sache letztlich dann doch vorbei, da sich Marx in zugleich wissenschaftlicher wie politischer Absicht mit einem ökonomischen und politischen System beschäftigt hat, das sich zwar seit seiner Zeit in vielfältiger Hinsicht weiterentwickelt und verändert hat, dessen grundlegende Strukturen - die gegenwärtigen sozialen Auseinandersetzungen zeigen dies in aller Deutlichkeit - aber stabil geblieben sind. Das Marxsche Denken besitzt also trotz aller historisch überholten Instrumentalisierungen eine nicht hinwegzudiskutierende Aktualität, allerdings in der Tat nicht in jenem aus der Geschichte hinlänglich bekannten Sinne einer Eskamotierung seines grundsätzlich kritischen Ansatzes zugunsten einer Ideologisierung herrschaftslüsterner oder staatstragender politischer Bewegungen. Aktuell ist Marx also nicht im Hinblick auf die Befriedung ideologischer Bedürfnisse gleich welcher Art, sondern im Hinblick auf jene Fähigkeit zu analytischer Kritik, die eben seine Größe ausmacht.
Marx selbst hat im August 1857 im Rahmen eines kurzen, von ihm selbst nicht veröffentlichten und von Karl Kautsky erst 1903 in einer unzulänglichen Fassung in der „Neuen Zeit" zugänglich gemachten Textes seine Arbeitsweise dargelegt. Dieser Text, später als „Einleitung" zu den „Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie" veröffentlicht, enthält als drittes Kapitel unter dem Titel „Die Methode der politischen Ökonomie" - eingebürgert hat sich das Kürzel „Methodenkapitel" - die einzige Textpassage, in der Marx explizit seine methodische Vorgehensweise vorstellt. Das nicht einmal acht Druckseiten umfassende „Methodenkapitel" ist in marxistischen Theoriedebatten immer wieder zu einem zentralen Bezugspunkt geworden, ohne daß bis jetzt ein wirklich umfassender und am Text sich abarbeitender Kommentar dazu vorliegen würden; dies zu leisten, ist das Ziel des von Judith Jánoska und ihren Mitarbeitern vorgelegten Werkes. Dem ausführlichen, mehr als zweihundert Seiten umfassenden Kommentar vorangestellt ist eine Einführung, in der die Entwicklung von Marx' Beschäftigung mit der politischen Ökonomie als der *„Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft"* und seine Hegelrezeption vorgestellt, verschiedene Interpretationsansätze seines methodischen Vorgehens ausgelotet sowie das erste und zweite Kapitel der „Einleitung", die sich mit der „Produktion im Allgemeinen" bzw. mit dem „Verhältnis von Produktion, Distribution, Austausch und Konsumtion" beschäftigen, skizziert werden. Entgegen der systemmarxistischen Konzeption des orthodoxen Marxismus-Leninismus, der die Methode als ein Instrumentarium zur Erforschung und Gestaltung von gesellschaftlicher und natürlicher Wirklichkeit mißversteht, aber auch in Absetzung des auf Georg Lukács zurückgehenden subjektzentrierten und auf den revolutionären Denkansatz von Marx rekurrierenden Methodenverständnisses, gehen die Autoren sehr zurückhaltend davon aus, daß die von Marx vorgestellte Methode *„in erster Linie eine bestimmte Verfahrensweise in der Verarbeitung und kritischen Darstellung der Phänomene der bür-*

gerlichen Gesellschaft ist" und insofern nichts anderes meint, als die *„theoretische Verarbeitung der ökonomischen Realität der bürgerlichen Gesellschaft"*. Unterteilt in achtzehn Abschnitte, wird der Marxsche Text, von diesem wohl zur Selbstverständigung geschrieben, nahezu Zeile für Zeile in philologisch vorbildlicher Manier detailliert interpretiert. Unter Einbeziehung und Diskussion der wichtigsten Forschungsliteratur werden Herkunft und zeitgenössische Bedeutung zentraler Begriffe erläutert sowie Bezüge zu den für Marx wichtigen Referenzpersonen und theoretischen Debatten und Traditionen hergestellt. Aus den Reflexionen über das Verhältnis von Abstraktem und Konkretem, von Logischem und Historischem, von Forschungsweise und Darstellungsweise folgt für die von Marx intendierte Kritik der politischen Ökonomie, daß *„die richtige Reihenfolge der ökonomischen Kategorien sich aus ihrer Beziehung innerhalb der modernen bürgerlichen Gesellschaft (ergibt). Gegen einen idealistischen Ansatz gerichtet heißt das: sie ergibt sich nicht aus einer Idee; gegen einen empiristischen Ansatz: sie richtet sich nicht nach ihrer Natur; gegen einen historistischen Ansatz: sie entspricht nicht der historischen Abfolge."* Kritik in diesem Sinne aber bleibt Programm - gerade auch gegenüber einer Geschichtsschreibung, deren Lust am Konkreten oft genug von der Einbindung ins schlecht Abstrakte zeugt.

Wolfgang Braunschädel

Michael Bakunin, Gott und der Staat (1871). Einleitung Paul Avrich (Ausgewählte Schriften, Band 1, hrsg. von Wolfgang Eckhardt), Berlin: Karin Kramer Verlag, 1995, 157 S.
Michael Bakunin, „Barrikadenwetter" und „Revolutionshimmel". Artikel in der „Dresdner Zeitung". Einleitung Boris Nikolaevskij (Ausgewählte Schriften, Band 2, hrsg. von Wolfgang Eckhardt), Berlin: Karin Kramer Verlag, 1995, 189 S.
Michael Bakunin, „Ich, Michael Bakunin, der von der Vorsehung Auserkorene...". Philosophische Briefe, Berlin: Karin Kramer Verlag, 1993, 162 S.
Natalia Pirumowa/Boris Nossik, Der rebellierende Adel und die Familie Bakunin, Berlin: Karin Kramer Verlag, 1995, 85 S.
Wolfgang Eckhardt, Michail A. Bakunin (1814-1876). Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur in deutscher Sprache, Berlin/Köln: Libertad Verlag, 1994, 127 S.

Michael Bakunin gilt, nicht nur wegen der Auseinandersetzungen im Kontext der „Internationalen Arbeiter-Assoziation", als der große Antipode von Karl Marx. Bakunin hat schon frühzeitig vor der Gefahr einer Verstaatlichung revolutionärer gesellschaftlicher Bewegungen gewarnt und hatte dabei den von ihm als Staatskommunismus interpretierten Sozialismus Marxscher Prägung vor Augen. Läßt man die Geschichte der staatssozialistischen Bemühungen seit Bakunins Zeiten vor dem Auge Revue passieren, so muß man in der Tat feststellen, daß, gemessen an den ursprünglichen Absichten, denen zufolge die politische Machtübernahme eine soziale Umwälzung zur Folge haben sollte, alle diese Bemühungen letztendlich bestenfalls systemintegrative, keinesfalls aber systemtranszendierende Konsequenzen hatten; das gilt ebenfalls, wenn auch auf etwas verquere Art, für jene Realsozialismen, die nachholende Industrialisierung und Erziehungsdiktatur mit sozialer Revolution verwechselten und mittlerweile weitgehend zu Entwicklungsgebieten geworden sind. Bakunin muß also, zumindest was seine Ansichten hinsichtlich der letztendlich konterrevolutionären Auswirkungen staatssozialistischer Experimente betrifft, ein durchaus realistisches Gespür für die Gefahren autoritärer sozialistischer Strategien zugesprochen werden.

Um so verwunderlicher mag es erscheinen, daß es bis heute in deutscher Sprache keine umfassende und zugleich verläßliche Ausgabe von Bakunins Werken gibt; ein Umstand, der ohne Zweifel auch damit zusammenhängt, daß libertäres Denken in der sozialdemokratisch geprägten und protestantischer Arbeitsmoral verpflichteten deutschen Arbeiterbewegung nicht nur seit, sondern auch schon vor Bakunins Zeiten keine große Rolle hat spielen können. In den zwanziger Jahren hatten Erwin Rholfs und Max Nettlau mit den „Gesammelten Werken" in drei Bänden einen ersten umfassenderen Versuch gemacht, Bakunin auch einem deutschen Publikum nahe zu bringen. Neben gleich drei Neuauflagen dieser „Gesammelten Werke" in den siebziger Jahren sind seit Ende der sechziger Jahre auch eine ganze Reihe von Nach- und Neudrucken einzelner Werke Bakunins erschienen; insbesondere wurden gleich zwei Übersetzungen seines Hauptwerkes „Staatlichkeit und Anarchie" vorgelegt. Ein großes Problem bei der Edition von Bakunins Werken besteht allerdings darin, daß seine Texte - abgesehen davon, daß es sich allzuoft um unvollendete Werke handelt - nur aus dem unmittelbaren Kontext heraus, in dem sie verfaßt wurden, verständlich sind. Bakunin war kein Theoretiker im üblichen Sinne, seine Texte sind durchweg Reflexionen seiner praktischen Arbeit; auch dies hat ihn von Marx, dessen herausragende analytische Fähigkeiten er im übrigen neidlos anerkannte, der sich jenseits seiner praktischen Interventionen über Jahre hinweg auf theoretische Arbeiten konzentrierte, unterschieden. Eine adäquate Ausgabe von Bakunins Schriften, so läßt sich aus den hier angedeuteten Umständen schlußfolgern, muß also, mehr als dies ansonsten zum Standard größerer Textausgaben gehört, den historischen Kontext dieser Schriften dokumentieren. Eben diese Überlegungen haben Wolfgang Eckhardt dazu geführt, jeden Band der von ihm mit Unterstützung der „Bakunin Arbeitsgemeinschaft Berlin" herausgegebenen „Ausgewählten Schriften" Michael Bakunins - wobei diese Konzeption ohne Zweifel von derjenigen der im Auftrag des Amsterdamer „Internationalen Instituts für Sozialgeschichte" von Arthur Lehning unter dem Titel „Archives Bakounine/Bakunin Archiv" herausgegebenen bisher umfangreichsten Ausgabe von Bakunins Schriften beeinflußt worden ist - mit, wie es in der Vorbemerkung zum ersten Band heißt, einem *„Anhang mit Dokumenten, die Bezug zu den jeweils veröffentlichten Schriften Bakunins haben"* sowie einer *„ausführliche(n) Einleitung"*, *„die zu einer Aufklärung des historischen und politischen Umfelds beitragen soll"*, zu versehen; dabei soll, wie dies in den ersten beiden Bänden der Fall ist, gegebenenfalls auf bereits vorliegende Texte zurückgegriffen werden.

Der erste Band enthält mit „Gott und der Staat" eines von Bakunins Hauptwerken, das allerdings erst sechs Jahre nach seinem Tod zum erstenmal publiziert wurde. Neben der Vorbemerkung des Herausgebers enthält der Band eine Einleitung von Paul Avrich, die 1970 für eine amerikanische Ausgabe von Texten Bakunins geschrieben wurde und die notwendigen Informationen zur Textüberlieferung enthält, Elisée Reclus' Vorwort zur von ihm (zumindest nominell) zusammen mit dem italienischen Anarchisten Carlo Cafiero herausgegebenen französischen Erstausgabe aus dem Jahre 1882, ein Vorwort zur deutschen Ausgabe aus dem Jahre 1893, Max Nettlaus Einleitung zur Ausgabe aus dem Jahre 1919 sowie Anmerkungen des Herausgebers. Der zweite Band der „Ausgewählten Schriften" widmet sich Bakunins Tätigkeit während der Revolution 1848/49 und enthält von Bakunin nur 4 (von insgesamt 6, die restlichen 2 werden in Band 3 der „Ausgewählten Schriften" erscheinen) kurze Texte aus der „Dresdner Zeitung" vom Frühjahr 1849, die aber, wie Boris Nikolaevskij in seiner mehr als hundertseitigen und entsprechend detaillierten Analyse „M.A. Bakunin in der 'Dresdner Zeitung'", die zuerst 1936 in Band 1 der „International Review for Social History" erschien, nachweist,

zumindest zum Teil einen anderen Verfasser - inhaltlich allerdings von Bakunin beeinflußt - haben könnten; im Anhang finden sich noch zwei zeitgenössische Texte von Ludwig Wittig und Karl d'Ester, daneben enthält auch dieser Band eine Vorbemerkung sowie Anmerkungen des Herausgebers. Zusammen mit dem angekündigten dritten Band der „Ausgewählten Schriften", der Bakunins Broschüre „Russische Zustände" aus dem Jahre 1849 enthalten wird, werden Bakunins Aktivitäten in den Jahren 1848/49 hinreichend dokumentiert sein.
Hingewiesen sei schließlich noch auf zwei Bände, die Herkunft und Frühzeit Bakunins dokumentieren. Das Bändchen von Natalia Pirumowa und Boris Nossik über den *„rebellierenden Adel und die Familie Bakunins"* enthält neben einer 24seitigen Bildergalerie Beiträge über die Familie Bakunins, über Bakunins erste philosophische und politische Bekanntschaften in den dreißiger Jahren, einen Bericht von K. ten Broke über einen Besuch bei „Bakunins Erben" und einen Geburtstagsbrief des zehnjährigen Bakunin an seinen Vater vom 18.10.1824. Dies verweist auf den Band mit Briefen Bakunins *„an seine Schwestern und Brüder, seinen Vater, an Zeitgenossen und Freundinnen"*, die, so heißt es in der Vorbemerkung, *„seine intellektuelle und philosophisch-religiöse Entwicklung vom jungen Mann als 'Gottsucher', als 'Metaphysiker', als philosophierenden Rebellen zum aktiven Revolutionär"* widerspiegeln. Der Band enthält insgesamt 68 Briefe, davon 41 aus den Jahren 1834-1839, 22 aus den vierziger und die restlichen 5 aus den fünfziger Jahren.
Zum Schluß sei schließlich noch auf Wolfgang Eckhardts verdienstvolle Bakunin-Bibliographie verwiesen, die wohl auch als Grundlage der von ihm herausgegebenen „Ausgewählten Schriften" Bakunins gelten kann. Eckhardt hat sich in seiner mit einer Einleitung, in der er kurz auf die bisherigen deutschsprachigen Editionen von Bakunins Texten eingeht, versehenen Bibliographie auf die deutsche Primär- und Sekundärliteratur beschränkt, wobei die selbständigen Veröffentlichungen Bakunins komplett, die unselbständigen Veröffentlichungen in Auswahl erfaßt werden. Daneben enthält der Band ein Verzeichnis der deutschsprachigen Sekundärliteratur zu Bakunin, ein Verzeichnis literarischer Bearbeitungen, ein Nachwort des verdienstvollen Bakunin-Verlegers Bernd Kramer, eine von Max Nettlau übernommene Zeittafel zu Bakunins Leben und Werk sowie ein ausführliches Register der Personen, Verlage und Periodika.

Hugo Nada

Rudolf Rocker, Johann Most. Das Leben eines Rebellen, Berlin/Köln: Libertad Verlag, 1994, 494 S.

Über die Ursachen der Tatsache, daß es in Deutschland zu keiner Zeit eine starke anarchistische Bewegung gegeben hat, wäre einmal weniger zu spekulieren, als im Hinblick auf ökonomische Entwicklungen, politisches Denken und insbesondere historisch gewachsene Mentalitäten nachzudenken. Deutschland ist in jener Zeit, als Arbeiterorganisationen, also die Arbeiterbewegung im klassischen Sinn, noch eine gesellschaftlich relevante Kraft darstellten, immer das Land einer als vorbildlich organisiert geltenden Sozialdemokratie gewesen. Auch für eine in vielerlei Hinsicht libertärer als mancher Anarchist denkende und handelnde linke Sozialdemokratin wie Rosa Luxemburg, die sich übrigens 1908 gegen den Ausschluß der Lokalisten aus der sozialdemokratischen Partei aussprach, gehörte der Anarchismus zu einer von der Entwicklung überholten Denk- und Organisationsstruktur. Bei dieser Einschätzung kam ihr die deutsche Realität insofern entgegen, als es in der Tat zu ihrer Zeit keine in gesellschaftsveränderndem Sinn relevante anarchistische Bewegung in Deutschland gab. Auch der immer wieder

beschworene kurzfristige Mitgliederaufschwung der FAUD Anfang der zwanziger Jahre widerspricht dem nicht, da es sich dabei ohne Zweifel vorwiegend um eine aus dem Protest gegen die freigewerkschaftliche Burgfriedens- und Stillhaltepolitik gegenüber Staat und Kapital resultierende Episode handelte; bloßer Protest zeigt zwar Probleme auf, ist zu einer konstruktiven Politik im organisatorischen Sinne aber wenig tauglich. Spätestens Mitte der zwanziger Jahre präsentierte sich der deutsche Anarchismus bzw. Anarchosyndikalismus in ähnlicher Weise wie zu Zeiten des Kaiserreichs, als eigene, vom gesellschaftlichen Umfeld weitgehend abgeschlossene Subkultur.
Ein wichtiger Bestandteil solcher Subkulturen - das galt damals und das gilt auch heutzutage - ist die intellektuelle und mentale Selbstvergewisserung der eigenen Traditionen; diese Selbstvergewisserung entreißt die aus der Sicht der Siegergeschichte zu Verlierern der historischen Entwicklung Gewordenen nicht nur dem Vergessen, sondern bildet auch einen wichtigen Baustein für das eigene Denken und Handeln in der jeweiligen Jetztzeit. Auch aus diesem Grunde ist es zu begrüßen, wenn die Aufarbeitung und Erforschung auch des deutschen Anarchismus seit einigen Jahren Fortschritte zu verzeichnen hat. Ein wichtiger Bestandteil dieses Forschungsprozesses ist die gezielte Wiederveröffentlichung von wichtigen historischen Texten, zu denen ohne Zweifel die zuerst 1924 erschienene Johann Most-Biographie Rudolf Rockers gehört, der ein Jahr später ein ergänzender Nachtrag folgte. Beide Texte liegen jetzt, ergänzt durch eine von Heiner Becker und Jochen Schmück zusammengestellte Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur sowie einen kurzen Text über Rudolf Rocker von Hartmut Rübner, in einem Nachdruck wieder vor.
Johann Most, 1846 in Augsburg geboren und 1906 in Cincinnati in den USA gestorben, ist in einer Phase der Arbeiterbewegung aktiv geworden, als diese in ideologischer Hinsicht noch wenig ausdifferenziert war; das gilt für Deutschland, aber insbesondere auch für Österreich, wo sich Most, nachdem er auf seinen Wanderungen Ende der sechziger Jahre mit organisierten Arbeitervereinen Bekanntschaft gemacht hatte, seine ersten Sporen als sozialdemokratischer Agitator verdiente. Zurück in Deutschland, durchlief Most die für die damalige Zeit wohl typischen Stationen eines aktiven Sozialdemokraten: Er war Redakteur, verfaßte Agitationsbroschüren und zahllose Zeitungsartikel, etablierte sich als Parteiredner, machte notwendigerweise Bekanntschaft mit Gefängnissen und wurde schließlich sogar Reichstagsabgeordneter. Nach Verabschiedung der Sozialistengesetze im Jahr 1878 emigrierte er nach London und begründete dort bereits kurz nach seiner Ankunft die „Freiheit", die zu seinem eigentlichen Lebenswerk werden sollte. In der ersten Zeit noch *„ausgesprochen sozialdemokratisch"*, entwickelte sich die „Freiheit" im Zusammenhang mit Mosts immer schärfer werdender Kritik an der Parlamentarisierung der deutschen Sozialdemokratie zu einem anarchistischen Organ; konsequenterweise wurde Most 1880 auf dem Kongreß der Sozialdemokratie in Wyden aus der Partei ausgeschlossen, *„obwohl ihm"*, so Rocker, *„sogar als er sich schon Anarchist nannte, die Eierschalen seiner sozialdemokratischen Vergangenheit noch lange anhafteten"*. Die restlichen Lebensjahre - bis Ende 1882 in England, anschließend in den USA - verbrachte Most im Milieu jener kleinen anarchistischen Gruppierungen, die mit mal mehr, zumeist aber weniger Erfolg für eine revolutionäre, den Umständen entsprechend von individuellem Terror unterstütze Transformierung der von ihnen aufs heftigste attackierten Industriegesellschaft mit ihren insbesondere in der expandierenden Großindustrie der USA erschreckenden Auswüchsen agitierten.
Rockers mit großer Anteilnahme geschriebene Biographie hat den Vorteil, daß sie nicht nur den individuellen Lebensweg Mosts verfolgt, sondern auch gute Einblicke in jene

Milieus vermittelt, in deren Kontext Mosts Aktivitäten anzusiedeln sind. Dies gilt insbesondere für die Jahre nach der Emigration, so daß sich das Buch ganz beiläufig auch als eine Art erste Einführung in die Geschichte der anarchistischen Bewegung in Deutschland, Österreich, England und den USA am Ende des letzten Jahrhunderts lesen läßt. Rockers Biographie ist eine in jeder Hinsicht von der eigenen anarchistischen Überzeugung geprägte Arbeit, ohne in unkritischer Manier zu einer bloßen Hagiographie zu verkommen; es sind gerade die zahllosen, fast schon anekdotischen Charakter annehmenden Geschichten aus der anarchistischen Subkultur des späten 19. Jahrhunderts, die dieser Biographie, die nicht zuletzt auch als Dokument anarchistischer Geschichtsschreibung gelesen werden kann, den Charme eines Schmökers verleihen.

Hugo Nada

Gustav Landauer/Fritz Mauthner, Briefwechsel 1890-1919. Bearbeitet von Hanna Delf, München: Verlag C.H. Beck, 1994, 562 S.
Gustav Landauer, Die Botschaft der Titanic. Ausgewählte Essays. Hrsg. von Walter Fähnders und Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Berlin: Kontext Verlag, 1994, 301 S.
Bernhard Braun, Die Utopie des Geistes. Zur Funktion der Utopie in der politischen Theorie Gustav Landauers, Idstein: Schulz-Kirchner Verlag, 1991, 231 S.
„...die beste Sensation ist das Ewige...". Gustav Landauer - Leben, Werk und Wirkung. Hrsg. von Michael Matzigkeit, Düsseldorf: Theatermuseum der Landeshauptstadt Düsseldorf/Dumont-Lindemann-Archiv, 1995, 349 S.
Leonhard M. Fiedler/Renate Heuer/Annemarie Taeger-Altenhofer (Hg.), Gustav Landauer (1870-1919). Eine Bestandsaufnahme zur Rezeption seines Werkes, Frankfurt/M.;New York: Campus Verlag, 1995, 264 S.
Christine Holste, Der Forte-Kreis (1910-1915). Rekonstruktion eines utopischen Versuchs, Stuttgart: M & P Verlag für Wissenschaft und Forschung, 1992, 324 S.
Annegret Walz, „Ich will ja gar nicht auf der logischen Höhe meiner Zeit stehen." Hedwig Lachmann. Eine Biographie, Flacht: Edition Die Schnecke, 1993, 543 S.

„Gibt es einen schöneren Tod, als für ein Ideal zu sterben." Als Gustav Landauer diesen Satz im Jahre 1893 schrieb, konnte er nicht ahnen, daß ihm eben dieses Schicksal ein gutes Vierteljahrhundert später beschieden war. Landauer gilt bis heute als einer der wenigen originären Theoretiker des Anarchismus im deutschsprachigen Raum. Das von Landauer überlieferte Bild ist im wesentlichen durch zwei Aspekte geprägt: Zum einen durch sein Engagement in der Münchener Räterepublik im Frühjahr 1919, das mit seiner Ermordung endete und zum zweiten durch seine Schrift „Aufruf zum Sozialismus", in der er ein Sozialismusmodell vorstellte, das am besten mit dem Titel einer Rede aus dem Jahre 1900 umschrieben ist: „Durch Absonderung zur Gemeinschaft"; verbunden war dies mit einer Marxismuskritik, die wenig mit Marx, aber viel mit der zeitgenössischen Sozialdemokratie zu tun hatte. Landauer war in den frühen neunziger Jahren über den Umweg der „Jungen", der linken Opposition der Sozialdemokratie, zum Anarchismus gekommen, hatte sich aber um 1900 vom originären Arbeiteranarchismus gelöst. Fortan lebte er einem geistesaristokratischen Anarchismus, der sein Ideal in der Gründung von Bünden unabhängiger Einzelner sah und einem durchaus konservativen, von anderen Kräften entsprechend benutzten mythischen Begriff des Volkes huldigte. *„Nun sind wir, die ins Volk gegangen waren, von unserer Wanderung zurückgekehrt"*, schrieb er 1900; und weiter: *„Wir sind zu weit voran, als daß unsere Stimme von den Massen noch verstanden werden könnte."* Landauers bündisches Konzept schlägt ein

konservatives Grundthema an, daß nicht nur die neuere deutsche Geschichte im allgemeinen, sondern insbesondere auch die Stimmungen im Kaiserreich treffend zusammenfaßte: die Gegenüberstellung von Gemeinschaft und Gesellschaft. Man geht wohl kaum fehl in der Annahme, daß die *„anarchosentimentale Romantik"* (Franz Jung) Landauers nur im Kontext einer um die Jahrhundertwende in vielfältigen Formen sich artikulierenden konservativen Gegenbewegung gegen Industrialisierung und Verstädterung zu verstehen ist. Landauers Anarchismus war eine spezifische Ausprägung eines zutiefst elitären Denkens, das ganz beiläufig auch an ansonsten von ihm eher verabscheute Avantgarde-Modelle erinnert: *„Wir dürfen nicht zu den Massen hinuntergehen, wir müssen ihnen vorangehen, und das sieht zunächst so aus, als ob wir von ihnen weggingen."* Nicht weiter verwunderlich ist es, daß Landauers Kunst- und Literaturverständnis ebenfalls sehr stark konservativ geprägt war; auf avantgardistische Zeitströmungen - Futurismus, Expressionismus, Dadaismus - reagierte er durchweg verständnislos, eine Haltung, die aber wohl weitgehend auf Gegenseitigkeit beruhte. Hugo Ball notierte am 14. Dezember 1915 in seinem Tagebuch: *„Begegnung mit Gustav Landauer. Ein abgezehrter älterer Mann mit wallendem Hut und dünnem Bart. Etwas pastoral Sanftes umgibt ihn. Vorletzte Generation. Die sozialistischen Theorien als Refugium für edlere Naturen. Ein überlebter Eindruck... Er glaubt an die 'biologische' Entwicklung des Deutschen."* Die anhaltende Faszination, die von Landauer, der sich als Aufklärer und Prediger verstand, auch heute noch ausgeht, resultiert wohl daraus, daß er dem Leiden des Einzelnen an der Anonymität der industriellen Massengesellschaft und der Kritik am eindimensionalen Fortschrittsdenken auf beredte Weise Ausdruck zu geben wußte. Nachlesen läßt sich dies jetzt einmal mehr in den von Walter Fähnders und Hansgeorg Schmidt zusammengestellten und in einem Nachwort kritisch reflektierten Essays Landauers, in denen alle entscheidenden Motive seines Denkens und Handelns zur Sprache kommen.

Einen intimen Einblick in die Gedankenwelt Landauers bietet der nahezu 600 Briefe und Karten umfassende und von 1890 bis 1919 sich erstreckende Briefwechsel mit Fritz Mauthner. Als Landauer 1890 als zwanzigjähriger seinen ersten Brief an den damals doppelt so alten Mauthner richtete, war dieser ein einflußreicher Literaturkritiker, von dem sich Landauer Unterstützung für seine literarischen Pläne erhoffte. Tatsächlich näher gekommen sind sich die beiden zutiefst wohl sehr unterschiedlichen, wenn auch in vielen Dingen übereinstimmenden Charaktere erst zehn Jahre später, als Landauer während eines Gefängnisaufenthaltes Mauthners Werk „Beiträge zur Kritik der Sprache" redigierte. Zutiefst erschüttert wurde die fragile Freundschaft zu Beginn des Ersten Weltkrieges, als Mauthner seiner Deutschtümelei in starken Worten Ausdruck verlieh; in einer Antwort auf zwei Briefe Mauthners, in denen der Tod Hedwig Lachmanns, der Frau Landauers, und die Reaktion Landauers thematisiert wird, schreibt Landauer im Mai 1918: *„Du hast mich schlecht gekannt"*. Es gibt Briefwechsel, die einen Einblick in die Werkstatt des Denkens geben, gewissermaßen als Vorstufen eines Werkes zu lesen sind. Das ist bei dem von Hanna Delf mit einer Einleitung und ausführlichen Anmerkung versehenen Briefwechsel zwischen Landauer und Mauthner kaum einmal der Fall. Hier treffen zwei Vereinzelte aufeinander, die im Grunde genommen jeder für sich an ihrem Werk arbeiten und sich darüber und über vielerlei private und alltägliche Dinge regelmäßig gegenseitig Auskunft geben. Die letzte von Landauer gegebene Auskunft an Mauthner vom 7. April 1919 berichtet von einem Traum: *„Läßt man mir ein paar Wochen Zeit, so hoffe ich etwas zu leisten; aber leicht möglich, daß es nur ein paar Tage sind, und dann war es ein Traum."*

Tatsächlich lebte Landauer nicht nur in Deutsch-, sondern auch in einem Traumland, wobei das letztere wohl ursächlich mit dem ersteren zusammenhing. Daß dies unweigerlich unauflösliche Widersprüche mit sich bringen mußte, stellt auch Bernhard Braun in seiner die Funktion des utopischen Denkens bei Landauer thematisierenden Dissertation fest: *„An der gleichen Stelle, wo Landauers Stärke zu finden ist, die Reinheit seiner Vorstellungen, die Gewaltlosigkeit, die absolute Überzeugung, daß eine kulturelle Bewegung von ungeheurer Radikalität und profunder Wahrheit möglich sei, trifft man auch seine Schwäche an: gerade die geforderte Reinheit, der absolute Voluntarismus und die Allgegenwart der geistigen Grundlagen seines Kultursozialismus."* Tatsache ist aber auch, daß Landauer mit seinem Begriff von Utopie, die er im Gegensatz zur Topie als einem *„Zustand relativer Stabilität"* als *„ein Gemenge individueller Bestrebungen und Willenstendenzen, die immer heterogen und einzeln vorhanden sind, aber in einem Moment der Krise sich durch die Form des begeisterten Rausches zu einer Gesamtheit und zu einer Mitlebensform vereinigen und organisieren"* verstand, erheblichen Einfluß ausübte, wie sich in der genannten Arbeit von Braun, die im übrigen eine ausführliche Bibliographie der Schriften Landauers enthält, nachlesen läßt.

Daß Landauers Wirkung heute noch virulent ist, belegen auch die beiden hier anzuzeigenden Sammelbände, der eine die Dokumentation eines in Frankfurt veranstalteten Symposions, der andere ein mit zahlreichen Abbildungen und Dokumenten ausgestatteter und hervorragend gestalteter Ausstellungskatalog. Beide Bände enthalten zahlreiche Beiträge zu Werk und Wirken Landauers, wobei diejenigen des Kataloges, dem Anlaß entsprechend eher darstellenden Charakter haben, während in dem Symposions-Band eher bestimmte inhaltliche Aspekte angesprochen werden und zum Teil auch mit kritischen Tönen nicht gespart wird - insbesondere Ansgar Hillach erinnert in seinem Beitrag „Heimat, Volk und spinozistischer Geist" daran, daß Landauers *„organizistisches Vokabular, sein romantischer Antikapitalismus, der Rückbezug aufs Mittelalter und die Intention einer - freilich kommunitären! - Wiedererweckung des 'Volkes'"* durchaus auch in einem extrem fragwürdigen Kontext stehen. In den beiden Bänden finden sich auch Beiträge zu Hedwig Lachmann und zum Forte-Kreis, mit denen sich die beiden letzten hier zu erwähnenden Arbeiten näher beschäftigen. Beim Forte-Kreis - benannt nach dem italienischen Fischerhafen Forte dei Marmi, wo nach der Gründungstagung in Potsdam im Juni 1914 für den September des gleichen Jahres ein längeres Treffen geplant war - handelte es sich um eines der von Landauer so geliebten geistesaristokratischen Unternehmen, zu deren Kern der holländische Dichter Frederik van Eeden, der Berliner Privatdozent Erich Gutkind, Florens Christian Rang und eben auch Gustav Landauer gehörten, denen Christine Holste in ihrer Dissertation, die darauf abzielt, am Beispiel dieses sehr schnell gescheiterten Unternehmens *„anhand von Subjektivitätsentwürfen Kategorien modernen religiösen Erlebens zusammenzutragen, die im Gewande der Utopie auftreten oder auf sie zielen"*, jeweils ein eigenes Kapitel widmet; gescheitert ist dieses Unternehmen, so Holste, an der für solcherlei ins abstrakt Geistige abschweifenden Projekte typischen subjektiven Unfähigkeit der meisten Teilnehmer, *„das eigene Denken zum Objekt zu machen, sich im Spiegel des Anderen wahrzunehmen"*. Zum Schluß sei noch verwiesen auf die von Annegret Walz verfaßte erste Biographie Hedwig Lachmanns, die als Übersetzerin und Lyrikerin tätig war und mit der Landauer die einzige Gemeinschaft seines Lebens einging, die auf Dauer angelegt war.

Wolf Raul

Beate Häupel, Karl Kautsky. Seine Auffassungen zur politischen Demokratie. Eine ideengeschichtliche Betrachtung unter besonderer Berücksichtigung seines Modells der politischen Institutionen, Frankfurt am Main u.a.: Verlag Peter Lang, 1993, 220 S.

Jürgen Rojahn/Till Schelz/Hans-Josef Steinberg (Hg.), Marxismus und Demokratie. Karl Kautskys Bedeutung in der sozialistischen Arbeiterbewegung, Frankfurt/M.;New York: Campus Verlag, 1992, 401 S.

Karl und Luise Kautsky, Briefwechsel mit der Tschechoslowakei 1879-1939. Hrsg. von Zdeněk Šolle unter Mitwirkung von Jan Gielkens, Frankfurt/M.;New York 1993, 551 S.

Rund dreißig Jahre lang gehörte Karl Kautsky zu den angesehensten, anschließend zu den umstrittensten Marxisten. Als Herausgeber, Interpret und insbesondere Popularisator der Werke von Marx und Engels galt er unangefochten als der Stellvertreter von Marx auf Erden und gegenüber Reformisten und Revisionisten als gesetzestreuer Hüter der Orthodoxie; erst im Kontext der Massenstreikdebatte und insbesondere nach Kriegsbeginn 1914, wurde er für viele, insbesondere für seinen Zögling Lenin, der sich allzuviel bei ihm abgelesen hatte, obwohl Kautsky selbst ihn wohl eher beiläufig und notgedrungen zur Kenntnis genommen hatte, zum Verräter am Marxismus. Zu welchen Eskapaden diese Verrats-These in der Nachfolge des Zuchtmeisters Lenin geführt hat, läßt sich beispielhaft an zwei Texten des DDR-Historikers Hans-Jürgen Mende aufzeigen. Noch 1985 hatte er in seinem Buch „Karl Kautsky - vom Marxisten zum Opportunisten: Studie zur Geschichte des historischen Materialismus" marxistisch-leninistisch korrekt nachgewiesen, daß Kautsky aufgrund einer *„verkürzte(n) Rezeption des Marxismus"* alles mögliche - vom Imperialismus bis zur Diktatur der Bolschewiki - falsch oder zumindest mißverstanden hatte und konsequenterweise als *„Renegat"*, *„Revisionist"* und führender Kopf der Konterrevolution zu ewiger Verdammnis in der marxistisch-leninistischen Hölle verurteilt war. Einige Jahre später, die SED und ihre akademischen Adepten sahen sich ihrer verantwortungsvollen Rolle als rechte Interpreten der Geschichte enthoben, kam der gleiche Autor in der Broschüre „Karl Kautsky - Renegat oder Revolutionär?" - erschienen in einer Schriftenreihe der PDS - zu der verblüffenden Erkenntnis, *„daß Kautskys Überlegungen zur Sozialisierung und zur Einheit von Sozialismus und Demokratie meines Erachtens eine Alternative zum Bolschewismus waren"* und *„die These vom Renegaten Kautsky nicht mehr aufrecht erhalten werden (kann)"*. Ob Mende selbst sich nun als „Renegat", „Revisionist" oder bloß als „Verräter" sieht, ist vorerst unbekannt und wohl auch nicht weiter von Interesse; allenfalls zeigt seine ganz persönliche Wende, daß diese Art von Geschichtsschreibung sich in einer Tradition bewegt, in der nach entsprechenden politischen Vorgaben Glaube mit Denken verwechselt wird.

Im Gegensatz zur leninistischen Verratsthese hatte Karl Korsch 1929 in seiner Schrift „Die materialistische Geschichtsauffassung" herausgearbeitet, daß es sich bei Kautskys Marxismus schon immer um einen zeitgemäß darwinistisch zurechtgestutzten Materialismus in der Tradition der bürgerlichen Aufklärung gehandelt hatte, daß infolgedessen von einem Bruch in Kautskys Marxismusverständnis oder gar von einem Verrat also nicht die Rede sein kann. Seit einigen Jahren gibt es eine Tendenz in der Beschäftigung mit Kautsky, die These von der Einheit von Kautskys Denken zwar zu übernehmen, in inhaltlicher Sicht aber eine im Verhältnis zu Korschs Absichten konträre Einschätzung vorzunehmen. Nicht zuletzt im Zusammenhang mit Kautskys Kritik am bolschewistischen Regime wird versucht, ihn als Theoretiker der politischen Demokratie und des

sozialen Rechtsstaats zu seinem Recht zu verhelfen; an solche Interpretationen können übrigens auch solche Wendekünstler wie Hans-Jürgen Mende Anschluß finden, dem es heutzutage keine Schwierigkeiten bereitet anzuerkennen, daß gerade Kautskys Kritik am Bolschewismus *„ein Beleg dafür (ist), daß mit dem Scheitern des sowjetischen Modells des Sozialismus nicht dieser schlechthin gescheitert ist"*.
Exemplarisch vorgeführt wird die These vom auch heute noch, wenn natürlich auch in kritischer Absicht, anknüpfungsfähigen Theoretiker einer frühen antitotalitaristischen und pluralistischen Demokratiekonzeption, die versucht, *„Elemente des politischen Liberalismus in die Marxsche Theorie zu integrieren"*, in Beate Häupels Leipziger Dissertation aus der Nach-SED-Zeit. Häupel gesteht zwar ein, daß Kautsky Demokratietheorie allzu idealtypisch konstruiert war, daß er infolgedessen den real existierenden Parlamentarismus idealisiert und die nationalistische Gefahr dementsprechend unterschätzt hat, aber in ihrer Sichtweise hat Kautsky die demokratietheoretischen Mängel von Marx und Engels - teilweise in Anbindung an das Spätwerk von Engels - überwunden und den Parlamentarismus - insbesondere in seiner Kritik am Bolschewismus - für das Proletariat fruchtbar gemacht. *„Kautsky"*, so resümiert Häupel, *„ist das Verdienst zuzurechnen, als erster marxistischer Theoretiker die Potenzen des Parlamentarismus für das Selbstbestimmungsrecht des Individuums zu erkennen und diese Herrschaftsform, die ursprünglich typisch für die Herrschaft des Bürgertums war, für das Proletariat produktiv zu machen und um direktdemokratische Elemente zu erweitern."* Als früher Antitotalitarismustheoretiker wird Kautsky trotz aller Kritik an seiner Einbindung in die *„etatistischen Denktraditionen"* der deutschen Arbeiterbewegung somit zu einem, wenn nicht zu dem Stammvater des demokratischen Sozialismus.
Als eine Art Beitrag zur erinnernden Heimholung war wohl auch die Konferenz gedacht, die zum fünfzigsten Todestag Kautskys 1988 in Bremen organisiert worden war und die jetzt in dem von Jürgen Rojahn, Till Schelz und Hans-Josef Steinberg herausgegebenen Band dokumentiert ist, der, abgesehen von der Begrüßungsrede des Bremer Bürgermeisters, insgesamt 28 Texte zu unterschiedlichsten Themen enthält. Als Parteiintellektueller, oder, wie Hans-Josef Steinberg vorschlägt, *„Parteiideologe"* und Herausgeber des theoretischen Organs „Neue Zeit" war Kautsky im Laufe der Jahre notwendigerweise mit allen möglichen die Parteiarbeit betreffenden Themen befaßt, seien es Fragen der Partei- und Gewerkschaftspolitik oder Fragen eher theoretischer oder eben ideologischer Natur. Das hat sich nicht nur in seinen zahlreichen Publikationen niedergeschlagen, sondern findet seinen Reflex auch in der Beschäftigung mit Kautsky als historischer Persönlichkeit. So werden in den Beiträgen von entsprechenden Fachleuten - erwartungsgemäß findet man eine ganze Reihe von bekannten Namen - nicht nur die sozusagen klassischen Themen abgehandelt, z.B. Kautskys Marx-Rezeption, sein Verhältnis zum Revisionismus, zu Friedrich Engels, zu Rosa Luxemburg, seine Beiträge zur Imperialismustheorie und zur Agrarfrage, die Frage des Zentralismus und natürlich das Problem des Kautskyanismus, auch Kautskys Verhältnis zur Antike, zur Französischen Revolution, zu den südosteuropäischen Parteien der Zweiten Internationale und zur polnischen Frage werden abgehandelt und zuguterletzt findet sich auch ein Text über Luise Kautsky. Einen besonderen Beitrag zu Kautskys Auseinandersetzung mit der russischen Revolution von 1917 und seiner diesbezüglichen Diskussion mit Trotzki und Lenin allerdings vermißt man, was um so verwunderlicher ist, als die frühe Kritik Kautskys an den Auswüchsen der bolschewistischen Machtergreifung doch gemeinhin als wichtiger Nachweis seiner Aktualität herhalten muß. *„Meine Zeit wird wieder kommen, davon bin ich fest überzeugt"*, zitiert Hans-Josef Steinberg in seinem

einleitenden Beitrag eine Bemerkung Kautskys aus dem Jahre 1934, aus einer Zeit also, als er auch bei seinen Parteigenossen schon fast in Vergessenheit geraten war. Steinbergs Versuch, die Aktualität Kautskys auszuloten, bleibt allerdings letztlich doch recht vage und am Ende gibt er sich mit dem Hinweis zufrieden, daß *„wir als Historiker... von berufswegen dazu verpflichtet (sind), ihn vor dem Vergessen zu bewahren"* - das aber muß man wohl als Hinweis darauf lesen, daß es mit der ansonsten hier und da beschworenen Aktualität Kautskys doch nicht allzu weit her ist.
Zuletzt sei noch auf eine Edition hingewiesen, die bereits in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre in Angriff genommen worden war, bekannter politischer Umstände wegen, unter denen der Herausgeber zu leiden hatte, allerdings erst nach 1989 zu Ende geführt werden konnte. Karl Kautsky war 1854 in Prag geboren worden, wo er bis 1863, bis zum Umzug der Familie nach Wien, lebte; Jahrzehnte später, im Frühjahr 1938, auf dem Weg in die Emigration nach Amsterdam, verbrachte er noch einmal einige Tag in seiner Geburtsstadt. Über Jahrzehnte hinweg blieb Kautsky den politischen und sozialen Problemen seiner Heimat verbunden, die unter dem Stichwort der „nationalen Frage" insbesondere in der Periode der Zweiten Internationale zu hitzigen Debatten in den Arbeiterorganisationen geführt hatten. In seiner ausführlichen Einleitung gibt Zdeněk Šolle einen auch für den mit der Materie nicht vertrauten Leser brauchbaren Überblick über die komplexen Probleme der Arbeiterbewegung im tschechischen und slowakischen Teil des Vielvölkerstaats Österreich - Ungarn und, nach 1918, in der nun selbständig gewordenen Tschechoslowakei bis zur Besetzung durch deutsche Truppen im Anschluß an das fatale Münchener Abkommen Hitlers mit den Westmächten vom September 1938. Die von Šolle zusammengetragenen und allesamt vollständig abgedruckten 389 Briefe von und an Karl, aber auch von und an Luise Kautsky spiegeln, insbesondere in den Jahren bis 1918, die Debatten um die nationale Frage und die damit verbundenen Organisationsprobleme, enthalten ansonsten aber auch sehr viele private, zum Teil, Veröffentlichungen betreffend, auch geschäftliche Briefe. Insgesamt decken die Briefe sechs Jahrzehnte ab, der allergrößte Teil, rund dreihundert, stammt allerdings aus den zwanziger und insbesondere aus den dreißiger Jahren. Neben den angesprochenen inhaltlichen Problemen vermitteln viele Briefe auch ein eindrucksvolles Bild von Kautskys Einfluß, zum Teil auch der Verehrung, die er bei vielen bekannten oder auch weniger bekannten Personen genoß. Im Anhang enthält der Band neben einem Orts-, Zeitschriften- und Personenregister einige Beilagen, u.a. kürzere Texte von Kautsky, eine Zuschrift von Tomáš G. Masaryk an die „Neue Zeit" aus dem Jahre 1899 sowie eine Bibliographie der tschechisch- und slowakischsprachigen Publikationen Kautskys und einiger in der bekannten Bibliographie von Werner Blumenberg nicht enthaltenen Veröffentlichungen Kautskys in deutschsprachigen böhmischen Publikationen.

Karl Andres

Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe, Band 6. Hrsg. von Annelies Laschitza, Berlin: Dietz Verlag, 1993, 22, 385 S.
Annelies Laschitza, Im Lebensrausch, trotz alledem. Rosa Luxemburg. Eine Biographie, Berlin: Aufbau-Verlag, 1996, 687 S.
Max Gallo, Rosa Luxemburg. Eine Biographie, Zürich: Benziger Verlag, 1993, 392 S.
Klaus Gietinger, Eine Leiche im Landwehrkanal. Die Ermordung der Rosa L., Berlin: Verlag 1900 Berlin, 1995, 190 S.

Theodor Bergmann/Jürgen Rojahn/Fritz Weber (Hrsg.), Die Freiheit der Andersdenkenden. Rosa Luxemburg und das Problem der Demokratie, Hamburg: VSA-Verlag, 1995, 177 S.
Kristine von Soden (Hrsg.), Rosa Luxemburg, Berlin: Elefanten Press, 1995, 160 S.

Den Überlebenden ist Rosa Luxemburg eher als Mythos denn als reale Person und insbesondere als seinerzeit wichtige Theoretikern in Erinnerung geblieben. Am einfachsten dabei hatten es vielleicht jene, denen sich Rosa Luxemburg lange Zeit im Widerspruch verbunden fühlte und von denen sich zu trennen schließlich zur unabdingbaren Konsequenz ihrer politischen und moralischen Überzeugungen wurde. Als die Sozialdemokratie jene an den Rand des 1922 von Paul Levi aus dem Nachlaß Rosa Luxemburgs veröffentlichten Manuskripts „Zur russischen Revolution" geschriebene Bemerkung *„Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden"* zur Kenntnis nehmen konnte, wurde es zu einer gewissermaßen sportlichen Übung, dieses Zitat - ohne daß man sich allerdings selbst an diese Maxime unbedingt selbst gebunden fühlte - jederzeit als allseits einsetzbares Argument gegenüber den politischen Gegnern auf der Linken zu benutzen. Verbunden mit der in diesen Kreisen ebenfalls weit verbreiteten Inanspruchnahme der sogenannten privaten Rosa Luxemburg ergibt sich dann jener entpolitisierte Mythos, der in seiner Verbindung von Kitsch und Pathos zur identitätsstiftenden Ikone fürs progressive Gemüt wurde. Könnte man diese Variante des Umgangs mit einer im Grunde genommen unbequemen und ungeliebten Person noch als eine Art sozialdemokratisches Biedermeier abtun, so hat man es bei jener Variante, die in den Kreisen und im Umfeld der Partei, die Rosa Luxemburg mit ins Leben gerufen hatte, ihre Heimat fand, unter Umständen mit einem Totschlagargument im wahrsten Sinne des Wortes zu tun. Schon ehe der spätere erste und oberste Führer des Weltproletariats, Stalin, an die Macht kam und neben manchen anderen, mal positiv, mal negativ besetzten -ismen zwecks besserer Feindbestimmung und -bekämpfung einen Luxemburgismus erfand, war Rosa Luxemburg zu einer Person geworden, auf die man sich zwecks Traditionsbildung zwar berufen konnte, deren inhaltliches Denken aber, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, in den politischen und sozialen Auseinandersetzungen der frühen Weimarer Republik kaum auf fruchtbaren Boden fiel. Paul Levi, der sich wohl zurecht als ihr Schüler betrachten durfte, wurde bereits 1921 wegen seiner auch von Lenin als durchaus richtig angesehenen Kritik an der sogenannten Märzaktion aus der KPD ausgeschlossen.

Die inhaltliche Beschäftigung mit Rosa Luxemburg hat jahrzehntelang nicht nur unter den skizzierten ideologischen Vorgaben, sondern insbesondere auch darunter gelitten, daß keine umfassende Ausgabe ihrer Schriften vorlag; ein erster Versuch zur Herausgabe ihrer gesammelten Werke war bereits in den zwanziger Jahren gescheitert, eine zweibändige Ausgabe ihrer Schriften in der frühen DDR verrät erwartungsgemäß mehr über die Herausgeber als sie von Rosa Luxemburg preisgibt, eine in der Bundesrepublik erschienene dreibändige Ausgabe ihrer „Politischen Schriften" nebst einigen weiteren Nachdrucken in den sechziger Jahren machte schließlich wieder mit einem bis dahin weitgehend vergessenen Werk bekannt, ehe dann in der DDR in den siebziger Jahren eine umfassend angelegte fünfbändige Ausgabe „Gesammelte Werke" erschien, der ein sechster Band mit Rosa Luxemburgs polnischen Schriften demnächst folgen soll (eine Auswahl der polnischen Schriften war bereits 1971 von Jürgen Hentze publiziert worden). Den „Gesammelten Werken" folgte in den achtziger Jahren eine ebenfalls fünfbändige Ausgabe „Gesammelte Briefe", die mittlerweile durch einen sechsten, von

Annelies Laschitza herausgegebenen und eingeleiteten Band ergänzt worden ist, der zum Teil unveröffentlichte, zum Teil in den vorherigen Jahren an verschiedensten Orten vereinzelt publizierte Briefe enthält und drei Teile umfaßt: Teil 1, ungefähr zwei Drittel des Bandes umfassend, enthält Briefe an ausländische Partner aus den Jahren 1891 bis 1918, darunter viele, besonders aus den früheren Jahren, in denen sich Rosa Luxemburg mit Problemen inhaltlicher und organisatorischer Art der polnischen Arbeiterbewegung beschäftigt, Teil 2 enthält Briefe an deutsche Adressaten aus den Jahren 1897 bis 1918 und Teil 3 schließlich die seinerzeit zurückgehaltenen sehr privaten Briefe an Kostja Zetkin aus den Jahren 1907 bis 1909. In ihrer Einleitung skizziert Annelies Laschitza die Geschichte der bisherigen Ausgaben von Rosa Luxemburgs Briefen und die Entstehungsgeschichte dieses sechsten Bandes, der im Anhang dankenswerterweise ein Verzeichnis aller in den sechs Bänden veröffentlichten mehr als 2.700 Briefe, Postkarten und Telegramme an über 150 Briefpartner enthält.
Als interpretativen Begleitschutz zu den „Gesammelten Werken" hatten Annelies Laschitza und Günter Radczun seinerzeit eine biographische Arbeit über Rosa Luxemburg und ihr Wirken in der deutschen Arbeiterbewegung veröffentlicht. Jetzt, ein Vierteljahrhundert später und um mancherlei Erfahrung - sicherlich nicht nur die mit den editorischen Arbeiten verbundenen - reicher, hat Annelies Laschitza eine neue umfassende Biographie vorgelegt. Den alten Fehlern, *„Rosa Luxemburgs Denken und Handeln vorwiegend an Lenin gemessen und formalem Heroenkult nicht genügend Paroli geboten"* zu haben, ist sie dabei ohne Zweifel nicht mehr aufgesessen. Basierend auf den seit damals vorgelegten Forschungsergebnissen und den seither bekannt gewordenen Archivalien und Quellenmaterialien will Annelies Laschitza *„Rosa Luxemburgs Entwicklung authentisch und umfassend"* darstellen; sie folgt dabei der Lebensgeschichte und *„will die Einheit von Persönlichkeit, theoretischen Arbeiten, politischen und pädagogischen Tätigkeiten nacherlebbar machen"*. Die Erwartungen, die damit geweckt sind, darf man nach der Lektüre als erfüllt betrachten; Laschitzas Biographie ist mit großer Sympathie geschrieben, wahrt aber die notwendige intellektuelle Distanz, die für eine reflektierte, aber eben nicht identitätsstiftende Beschäftigung mit dem Werk Rosa Luxemburgs unabdingbar ist. Wesentliche neue Erkenntnisse werden nicht mitgeteilt, aber das ist ja auch nicht die eigentliche Funktion einer Biographie; wer sich über Leben und Werk dieser sicherlich auch noch zukünftig aktuellen Sozialistin in allen Facetten informieren will, ist mit dieser Biographie - ohne daß ältere Arbeiten wie z.B. die von Paul Frölich oder von Peter Nettl damit überflüssig geworden wären - sicherlich gut bedient.
Dagegen sollten die Erwartungen an Max Gallos zuerst 1992 in Frankreich erschienene Biographie nicht allzu hoch angesetzt werden. Gallo hat bereits eine Reihe von Biographien, u.a. über Robespierre, und insbesondere zahlreiche Romane veröffentlicht, ist aber kein Spezialist für Rosa Luxemburg. Seine Arbeit ist von vorneherein für ein großes Publikum gedacht und entsprechend populär geschrieben; wenig erfreulich dabei ist, daß Kitsch und Heroisierung für den Autor kein Tabu sind, was schon im einleitenden Kapitel, das die brutale Ermordung Rosa Luxemburgs schildert, allzu deutlich anklingt.
Mit der Ermordung Rosa Luxemburgs hat sich Klaus Gietinger ausführlich auseinandergesetzt; die Resultate seiner diesbezüglichen Forschungsarbeiten liegen mittlerweile in drei Fassungen vor. Eine erste Fassung erschien in Heft 3/1992 der IWK, eine zweite 1993 im Decaton Verlag, jetzt liegt eine dritte *„erweiterte und völlig überarbeitete Fassung"* vor, ergänzt um zahlreiche Dokumente und Abbildungen und abgeschlossen

mit einem Essay „Sieben Gründe, Rosa Luxemburg zu ermorden". Gietinger hat sich zum einen bemüht, die Ereignisse, die im Januar 1919 zur Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts führten, die Morde selbst sowie die damaligen juristischen Verfahren zu rekonstruieren, wobei insbesondere die dubiose Rolle nicht nur Noskes, sondern auch anderer SPD-Führer noch einmal zur Sprache kommt, zum anderen aber auch die Diskussionen noch einmal ins Bewußtsein zu rufen, die in den sechziger Jahren im Zusammenhang mit Dieter Ertels Fernsehspiel zum fünfzigsten Jahrestag von Rosa Luxemburgs Ermordung entstanden waren. Im Februar 1962 hatte die damalige Bundesregierung noch die Frechheit besessen, die Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts in einem Kommuniqué als *„standrechtliche Erschießung"* zu bezeichnen; als Ertel nach langen Recherchen in seinem Fernsehspiel den Todesschützen benannte, wehrte sich dieser, der überlebt hatte, vor Gericht. Ertel verlor zwei Prozesse, sein Fernsehspiel wurde verboten. Gietingers Recherchen ist es jetzt zu verdanken, daß man nicht nur mehr über die Ereignisse vom Januar 1919 weiß, sondern auch über einen kaum zur Kenntnis genommenen Justizskandal der späten sechziger Jahre.

Zum Schluß sei noch auf zwei Sammelbände hingewiesen. Der von Theodor Bergmann, Jürgen Rojahn und Fritz Weber herausgegebene Band enthält die wichtigsten Beiträge der sechsten Tagung der Anfang der achtziger Jahre gegründeten Internationalen Rosa-Luxemburg-Gesellschaft, die im November 1994 in Beijing stattfand. Der Band enthält insgesamt fünfzehn Beiträge unter den Stichworten „Die marxistische Theoretikerin", „Die revolutionäre Politikerin", „Die demokratische Kommunistin" und „Die Persönlichkeit". Wie bei solchen Gelegenheiten üblich, sind die Beiträge von unterschiedlicher Qualität und von unterschiedlichem Interesse. Die Konferenz, so meinen die Herausgeber, sei *„der Öffnungs- und Reformpolitik Chinas zu verdanken"*; liest man allerdings die drei kurzen Beiträge der chinesischen Wissenschaftler, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dort mit eben jener Dialektik gearbeitet wird, der Rosa Luxemburg bisher noch immer zum Opfer gefallen ist. Wenn Politik nichts anderes bedeutet, als dicke Bretter zu bohren, dann darf man bei dieser Lektüre vermuten, daß sich mancherlei akademische Wissenschaft mit dem Bohren von Marmor beschäftigt, falls denn überhaupt noch gebohrt wird.

Bei dem von Kristine von Soden herausgegeben „Bilderlesebuch" schließlich handelt es sich um eine aktualisierte Neuausgabe des zuerst 1988 anläßlich der Verfilmung von Rosa Luxemburgs Leben durch Margarethe von Trotta unter dem Titel „Zeitmontage: Rosa Luxemburg" erschienenen Bandes. Der unverbesserliche Rhetor Walter Jens eröffnet den Reigen der 19 Beiträge, die sich nicht nur unmittelbar mit dem Leben oder Werk Rosa Luxemburgs befassen, sondern auch mit Themen wie der Gebärstreikdebatte der Sozialdemokratie im Jahre 1913 (Anna Bergmann) oder dem jüdischen Alltag in Polen (Micha Brumlik), also mit dem näheren oder weiteren Umfeld Rosa Luxemburgs. Für eine gewisse Erheiterung sorgt einmal mehr der standhafte Spätstalinist Georg Fülberth, der in seinem Beitrag über *„die unvollendete Partei"* (die Rede ist von der KPD) die frühe Kritik Rosa Luxemburgs am diktatorischen Zentralismus der Bolschewiki in einer Weise interpretiert, mit der er nach Stalins Bannspruch gegen den Luxemburgismus zu Anfang der dreißiger Jahre sicherlich die Karriere hätte machen können, die ihm heute wohl nicht mehr vergönnt ist: *„Als Luxemburg sich 1904 mit Lenin über 'Organisationsfragen der russischen Sozialdemokratie' stritt, verwechselte sie ganz offenbar die von ihr abgelehnte Struktur der Bolschewiki mit der Bürokratie der SPD."* Das ist eine derart schamlose Denunziation der intellektuellen Kompetenzen Rosa Luxemburgs, das man gut daran tut, sich diesbezüglich noch einmal der Biogra-

phie Annelies Laschitzas zuzuwenden, die sich von derlei allem Sachverstand widersprechenden Interpretationskünsten emanzipiert hat oder aber gleich zu den Texten Rosa Luxemburgs selbst zu greifen.

Wolfgang Braunschädel

Wilhelm Dittmann, Erinnerungen. Bearbeitet und eingeleitet von Jürgen Rojahn, Frankfurt/M.;New York: Campus Verlag, 1995, 3 Bde., 286, 1562 S.

Am 26. April 1933 trat in Berlin eine Parteikonferenz der SPD zusammen, um, nach dem Rücktritt des alten, einen neuen Vorstand zu wählen. Wilhelm Dittmann, aufgrund seiner Aktivitäten während der Novemberrevolution unmittelbar gefährdet, war zu diesem Zeitpunkt bereits emigriert; obwohl seit 1922, seit der Wiedervereinigung der SPD mit der Rest-USPD, im Vorstand der Partei, wurde er, wie übrigens auch die anderen bereits emigrierten Mitglieder des alten Vorstandes, nicht wieder gewählt. Man kann wohl zurecht davon ausgehen, daß, wie Dittmann Ende Juni des gleichen Jahres in einem Brief an Emil Vandervelde schrieb, sie *„geopfert wurden, um die Nazi-Bestie zu beruhigen"*. Sicher jedenfalls ist, daß dieser schäbige, den Verstoßenen gegenüber letztlich wohl auch denunziatorische Versuch eines vorwegnehmenden Gehorsams den neuen Machthabern gegenüber, parallel zu den zeitgleichen Anbiederungsversuchen der ADGB-Führung, vergeblich war; als Dittmann seinen Brief an Vandervelde schrieb, war die SPD bereits seit einer Woche verboten und die Mehrheit auch des neuen Parteivorstandes befand sich längst ebenfalls im Exil.

Wilhelm Dittmann ist heutzutage, wenn überhaupt, allenfalls noch als Mitglied des seit November 1918 kurzfristig die Regierungsgeschäfte führenden „Rats der Volksbeauftragten" bekannt. 1874 in Eutin geboren, war er nach einer Tischlerlehre 1894 zuerst Mitglied des Holzarbeiterverbandes und kurze Zeit später Mitglied der Sozialdemokratischen Partei geworden. Von 1899 bis 1902 war er Lokalredakteur der „Norddeutschen Volksstimme" in Bremerhaven, anschließend bis 1904 Lokalredakteur der „Bergischen Arbeiterstimme" in Solingen, dort auch Vorsitzender der sozialdemokratischen Organisation des Reichstagswahlkreises Solingen; von 1904 bis 1909 war er Parteisekretär für den Reichstagswahlkreis Frankfurt am Main, seit 1907 Stadtverordneter in Frankfurt; 1909 kehrte er ins Bergische Land zurück, wo er bis 1917 Chefredakteur der „Bergischen Arbeiterstimme" war und 1912 für den Wahlkreis Remscheid-Lennep-Mettmann in den Reichstag einzog. Anfang 1915 hatte er sich der sozialdemokratischen Opposition angeschlossen, seit März 1916 gehörte er dem Vorstand der „Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft", seit Ostern 1917 dem Vorstand der USPD an. Im Januar 1918 wurde er verhaftet und zu zwei Monaten Gefängnis und fünf Jahren Festungshaft verurteilt; im Oktober 1918 amnestiert, wurde er im folgenden Monat als Vertreter der USPD bis zum Austritt des USPD aus der Regierung Ende Dezember Mitglied des „Rats der Volksbeauftragten". 1920 sprach er sich gegen die Vereinigung mit der KPD aus und kehrte 1922 zusammen mit der USPD-Minderheit zur SPD zurück. Dittmann war Mitglied des Reichstags, von 1921 bis 1925 zudem Stadtverordneter in Berlin und gehörte von 1922 bis 1933 sowohl dem Partei- als auch dem Fraktionsvorstand der SPD an.

Zum entscheidenden Erlebnis in Dittmanns rund vierzigjähriger Parteiarbeit wurden ohne Zweifel die revolutionären Ereignisse der Jahre 1918/19. 1933 im Exil mußte sich Dittmann, wie viele andere auch, notgedrungen erneut die Frage stellen, inwieweit in dieser Zeit eine grundlegende Umgestaltung der gesellschaftlichen Machtverhältnisse in Deutschland verpaßt worden war, wer für den letztlich konterrevolutionären Verlauf

der Geschehnisse die Verantwortung zu tragen hatte und insbesondere auch, inwieweit die Ursachen für das Ende der Weimarer Republik in ihrer Anfangszeit zu suchen sind. Bereits im März 1934, ein Jahr nach seiner Emigration, hatte Dittmann unter dem Titel „Wie alles kam. Deutschlands Weg seit 1914. Ein Ariadnefaden durch das deutsche Labyrinth" ein 359 Manuskriptseiten umfassendes und bis heute unveröffentlichtes Werk geschrieben, in dem er den von den mehrheitssozialdemokratischen Führern zu verantwortenden Unterlassungen während der Revolutionszeit nachspürt. Auch in seinen „Erinnerungen" nehmen die Ereignisse der Jahre 1918/19, insbesondere aber auch die schließlich zur Spaltung führenden Auseinandersetzungen innerhalb der Sozialdemokratie während des Ersten Weltkrieges einen großen Raum ein. Mit der Niederschrift seiner „Erinnerungen" hatte Dittmann im Herbst 1939 begonnen, beendet hatte er sie Mitte 1942; es folgten Überarbeitungen und, bereits nach dem Ende des Krieges, ein letzter Abschnitt. Versuche, das umfangreiche Manuskript nach Kriegsende zu veröffentlichen, scheiterten, nur im Züricher „Volksrecht" erschienen 1945 einige Auszüge. Im Herbst 1951 kehrte Dittmann aus seinem schweizerischen Exil nach Bonn zurück, wo er bis zu seinem Tod am 7. August 1954 im Archiv der SPD tätig war. Der Parteivorstand der SPD war zu dieser Zeit nicht bereit, das Manuskript zu publizieren; der Politikwissenschaftler Ludwig Bergstraesser, so Jürgen Rojahn in der Einleitung zur jetzt vorliegenden Edition, *„hatte erklärt, daß es gefährlich sei, Legenden zu zerstören, und er dabei nicht helfen würde"*. 1955, ein Jahr nach Dittmanns Tod, erfolgte seitens des Amsterdamer „Internationalen Instituts für Sozialgeschichte" (IISG) die Zusage an Dittmanns Witwe, die „Erinnerungen" in der Reihe „Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung" zu veröffentlichen. Bis zum Erscheinen, jetzt in der Reihe „Quellen und Studien zur Sozialgeschichte" des IISG, hat es allerdings noch einmal vierzig Jahre gedauert. Nach Vorarbeiten von Georg Kotowski und Peter Lösche hat Jürgen Rojahn in mehrjähriger Arbeit den vollständigen Text der „Erinnerungen" druckfertig aufbereitet, mit einer nahezu dreihundertseitigen, Dittmanns Darstellung auf der Basis der mittlerweile insbesondere zur Geschichte der Partei und der Ereignisse der Jahre zwischen 1914 und 1919 vorliegenden Forschungsergebnisse kommentierenden Einleitung versehen, in ausführlichen, rund vierhundert Seiten umfassenden Anmerkungen erläutert sowie durch einen Anhang, der u.a. Texte und Aufzeichnungen Dittmanns enthält, ergänzt; erschlossen wird die Edition durch die üblichen Verzeichnisse, insbesondere ein umfangreiches Personenverzeichnis.

Daß die mit so großer Verspätung nun auch für den historisch interessierten Leser zugänglichen „Erinnerungen" Dittmanns in jenem sozialdemokratischen Milieu, das für die historische Absicherung der korrekten Parteilinie zuständig ist, auch heute noch auf eine pikierte Ablehnung stoßen, zeigt die in Heft 4/1995 der IWK veröffentlichte Rezension von Helga Grebing. Mit zum Teil geradezu peinlich anmutenden Argumenten - so wird zum Beispiel allen Ernstes moniert, daß der *„bekannte Autor 'Faulenbach, Bernd'"*, ein Kollege Grebings in der Historischen Kommission der SPD, im Namensregister *„wie der unbekannte Matrose Haase"* nur eine Zeile beansprucht - versucht Grebing dem Herausgeber Jürgen Rojahn, bei dem sie sich abschließend für ihre von politischer Betroffenheit zeugenden krampfhaft kritischen Anmerkungen kollegial entschuldigt, *„eine kleine Editionsneurose"* anzuhängen, ehe sie auf den entscheidenden Punkt zu sprechen kommt. Es ist Dittmanns Gegnerschaft zu Friedrich Ebert und der von diesem exemplarisch repräsentierten sozialdemokratischen Politik, eine Gegnerschaft, für die Dittmann auf hunderten von Seiten allerbeste Argumente liefert, die für

Grebings Aversionen der Veröffentlichung der „Erinnerungen" gegenüber verantwortlich ist. Wenn Grebing meint, daß sich Dittmanns Urteile kaum von der sozialhistorisch in der Tat nicht zu haltenden Parole „Wer hat uns verraten, Sozialdemokraten" unterscheiden, dann muß man allerdings fragen, ob denn diese Sozialdemokratie überhaupt etwas zu verraten hatte. Und wenn Helga Grebing schließlich darauf hinweist, daß die gescheiterte Revolution von 1918/19 eine wichtige Etappe auf dem Weg zum sozialen Rechtsstaat war und diesen *„heute als quasi revolutionäre Errungenschaft"* preist, dann darf man wohl voller Spannung darauf warten, was der Historischen Kommission der SPD und insbesondere dieser selbst demnächst noch alles an revolutionären Aktivitäten gegen die bereits seit geraumer Zeit - zum Teil gar unter aktiver Mithilfe von Sozialdemokraten - systematisch vorangetriebene Demontage dieses sozialen Rechtsstaates einfallen wird.

Der bleibende Wert von Dittmanns „Erinnerungen" resultiert zweifellos in erster Linie aus seiner ausführlichen und die Debatten und Fraktionierungen detailliert dokumentierenden Darstellung der parteiinternen Auseinandersetzungen, die seit Beginn des Ersten Weltkrieges eskalierten und schließlich zur Spaltung führten; Dittmann hatte seinerzeit regelmäßig Protokoll geführt und ausführliche Notizen angefertigt, die in seine „Erinnerungen" eingeflossen sind. Er stand dabei, so seine eigene Einschätzung, *„parteitaktisch auf dem von Bebel 1903 auf dem Dresdener Parteitag begründeten Standpunkt des unversöhnlichen proletarischen Klassenkampfes"*. Zugleich sah er sich jedoch, im Gegensatz zur älteren Generation, der *„die Tagespolitik nur die 'Wegzehrung' für die kommende Zeit des Sozialismus"* war, als Angehöriger der jüngeren Generation, für die eben diese Tagespolitik nichts anderes als *„der demokratische Weg zum Sozialismus"* darstellte. Dittmann hatte sich in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg zum Fachmann für Organisationsfragen entwickelt - nicht zufällig war er der erste von der Partei eingestellte Parteisekretär - und hielt sich konsequenterweise *„die Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung auf die Organisation der Sozialdemokratischen Partei"* zugute. Es ist ohne Zweifel dieses hier kurz angedeutete Spannungsverhältnis zwischen dem einmal erarbeiteten ideologischen *„Standpunkt des unversöhnlichen proletarischen Klassenkampfes"* auf der einen und der organisatorischen Tages- und Realpolitik auf der anderen Seite, das Dittmanns gesamte parteipolitische Aktivitäten geprägt hat. Seine ideologischen Überzeugungen haben es verhindert, daß er zu einem Anhänger der Parteirechten wurde, haben ihn im Gegensatz zu einem unversöhnlichen Gegner von deren Politik insbesondere während des Ersten Weltkrieges und während der Revolutionszeit gemacht. Seine Einbindung in das Parteileben, seine vielfältigen Funktionen wiederum haben ihn davon abgehalten, sich der linksradikalen Opposition anzuschließen; die KPD ist ihm - seine Erfahrungen als USPD-Deligierter auf dem zweiten Kongreß der Komintern haben seine Meinung diesbezüglich nur verfestigt - nichts als eine Filiale Moskaus gewesen.

Erinnerungen wie die von Dittmann lassen sich auf verschiedenen Ebenen lesen, als Parteigeschichte oder auch als Versuch der Rechtfertigung der eigenen Tätigkeit. Dittmann selbst hat mit seinen „Erinnerungen" nicht zuletzt einen aufklärerischen Anspruch verbunden. Auch nach 1933, so heißt es in seinem auf den 1. August 1947 datierten Vorwort, habe er immer daran geglaubt, daß *„die Idee des demokratischen Sozialismus... gleich dem Christentum in seiner Märtyrerzeit aus den Katakomben wieder ans Licht steigen"* und eine neue Generation mit *„Apostelgesinnung... den Weg für die Zukunft des Sozialismus freilegen"* werde. Die Tatsache, daß der Vorstand seiner Partei die „Erinnerungen" seinerzeit nicht veröffentlicht sehen wollte, läßt vermuten, daß es

mit dieser von Dittmann in bester Absicht beschworenen *„Apostelgesinnung"* schon damals nicht mehr sehr weit her sein konnte. Heute, wo eine solche *„Apostelgesinnung"* allenfalls noch auf Verwunderung stoßen würde, taucht man bei der Lektüre dieser tausend Seiten Lebens- und Parteigeschichte in eine tatsächlich fremdgewordene Welt ein, deren Aporien zu ihrem Scheitern maßgeblich beigetragen haben.

Wolfgang Braunschädel

Karl Korsch, Marxismus und Philosophie. Schriften zur Theorie der Arbeiterbewegung 1920-1923 (Gesamtausgabe, Band 3). Hrsg. und eingel. von Michael Buckmiller, Amsterdam: Stichting beheer IISG, 1993, 502 S.

Als in den frühen sechziger Jahren aus verschiedenen Traditionssträngen das entstand, was als Neue Linke mittlerweile schon wieder Geschichte geworden ist, wurde unter vielen anderen damals vergessenen Autoren auch Karl Korsch wiederentdeckt. 1886 geboren, war Korsch 1912 Mitglied der SPD, 1919 Mitglied der USPD und Ende 1920, zusammen mit der USPD-Mehrheit, Mitglied der KPD geworden. Bereits 1926 wurde er als Linksoppositioneller aus der KPD wieder ausgeschlossen, arbeitete in den folgenden Jahren im Kontext kleiner marginalisierter Zirkel, emigrierte 1933 und starb 1961 in den USA.

Die bolschewistische Revolution vom Oktober 1917 einerseits, das von der Sozialdemokratie nicht nur mit verschuldete, sondern gewissermaßen auch organisierte Scheitern der allgemein erwarteten deutschen Revolution von 1918 andererseits führte bei Korsch zu einer theoretisch und praktisch begründeten intensiven Auseinandersetzung mit dem marxistischen Denken. Korschs Marxismusrezeption war von vorneherein jene dialektische Verschränkung von proletarischer Klassenrealität und -politik und theoretischer Reflexion immanent, die in der sozialdemokratischen und später auch in der parteikommunistischen Tradition zugunsten eines unvermittelten Nebeneinanders von lehrbuchhaftem Systemdenken und mehr oder minder pragmatischer Parteipolitik aufgegeben wurde. Von daher ist es nur konsequent, daß Korsch mit der KPD in dem Maße in Konflikt geraten mußte, in dem diese von einer praxisrelevanten Reflexion der spezifischen deutschen Klassenverhältnisse absah und im Zuge der Bolschewisierung die in apologetischer Absicht aus der russischen gesellschaftlichen Realität entwickelten ideologischen Argumentationsmuster der Komintern teils freiwillig, teils gezwungen übernahm. Korsch ist in der Folgezeit dem Versuch, theoretische Anstrengung und die aus der jeweils spezifischen Klassenrealität resultierende proletarische Bewegung miteinander in einen Kontext zu bringen, treu geblieben; ein Unternehmen, das sich in dem Maße, in dem die Eigenständigkeit der proletarischen Klassenbewegung von parteipolitischen Interessen überdeckt und entsprechend funktionalisiert wurde, in die Marginalität kleiner Gruppen abgedrängt wurde.

Als Korsch in den sechziger Jahren wieder entdeckt und seine Hauptschriften neu aufgelegt wurden, bot er Anknüpfungsmöglichkeiten an einen reflektierten Marxismus, der sich gegenüber jenen Marxisten-Leninisten, die für einige Jahre in aus einer längst vergangenen Geschichte geborgten Klamotten ein gleichermaßen buntes wie überflüssiges Kostümfest boten, in entschiedener Distanz wußte. Als Michael Buckmiller 1980 die ersten beiden einer auf insgesamt zehn Bände angelegten Gesamtausgabe der Schriften Korschs herausgab, war dies zeitlich verbunden mit dem endgültigen Ende der Neuen Linken. Es läßt sich darüber spekulieren, ob die Rezeption von Korschs Schriften seit den sechziger Jahren damit ihre Funktion erfüllt hatte oder ob nicht gerade dieses Ende der Neuen Linken und die damit einhergehende Zersplitterung in die damals so genann-

ten Ein-Punkt-Bewegungen, das nicht zuletzt auch ein Scheitern bedeutete, Anlaß hätte sein können, einen undogmatischen und dabei sehr stark historisch argumentierenden Marxismus wie den von Korsch gerade in einer solchen Situation auf der Basis einer angemessenen und zuverlässigen Edition zu rezipieren. Wie dem auch sei, es hängt ohne Zweifel nicht nur mit den Turbulenzen zusammen, in die der Verlag, in dem die ersten beiden Bände der Gesamtausgabe erschienen, bald darauf geriet, daß es mehr als ein Jahrzehnt dauerte, bis endlich der dritte Band der Gesamtausgabe erscheinen konnte, der Korschs Schriften aus den Jahren 1920 bis 1923 enthält und, wie bereits die ersten beiden Bände, von Michael Buckmiller mit einer ausführlichen Einleitung und einem kurzen editorischen Bericht versehen worden ist.

Neben einer ganzen Reihe kürzerer Texte sind es insbesondere die drei Einführungstexte in den Marxismus aus dem Jahre 1922 - „Quintessenz des Marxismus", „Einleitung zu Karl Marx 'Randglossen zum Programm der Deutschen Arbeiterpartei' 1875", „Kernpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung" - sowie Korschs neben seinen Arbeiten über Kautsky und Marx wohl bekanntester Text „Marxismus und Philosophie" aus dem Jahre 1923 (als Beilage enthält der Band auch die unter dem Titel „Der gegenwärtige Stand des Problems 'Marxismus und Philosophie'. Zugleich eine Antikritik" erschienene Einleitung zur zweiten Auflage von „Marxismus und Philosophie" aus dem Jahre 1930), die im Zentrum des dritten Bandes der Gesamtausgabe stehen. Das, was Korsch vom dogmatischen Marxismus, sei es in der Lesart Kautskys, der Lesart des auf diesen aufbauenden Lenin oder gar des stalinistischen Marxismus-Leninismus grundsätzlich unterscheidet, ist die Erkenntnis, daß es Marx in seinem theoretischen und politischen Wirken, insbesondere in seiner Auseinandersetzung mit der bürgerlichen politischen Ökonomie, zu keinem Zeitpunkt um die Entwicklung eines Systems ging, sondern immer um Kritik - nicht ein System der politischen Ökonomie, sondern die Kritik der politischen Ökonomie war sein ureigenstes Anliegen. Eben dies verweist auf die bereits angesprochene unabdingbare Verschränkung von theoretischer und praktischer Kritik, die auch im Zentrum von Korschs Bemühungen stand, die gerade in der hier zur Debatte stehenden Zeit immer auch der Aneignung des Marxschen Denkens und damit - insbesondere was die erwähnten Einführungstexte betrifft - der Selbstverständigung dienten. Das heißt, daß auch die Texte Korschs, insofern es in ihnen darum geht, Marxsche Erkenntnisse in methodischer Hinsicht kritisch umzusetzen und im jeweiligen politischen Kontext zur Anwendung zu bringen, als Etappen einer je historisch zu verortenden Entwicklung zu verstehen sind. Auch Korschs Texte sind somit nicht im Hinblick auf ein gegebenenfalls aus ihnen zu destillierendes System zu lesen, sondern als gleichermaßen theoretische wie praktische Interventionen unter jeweils spezifischen historischen Bedingungen.

Als Korsch in „Marxismus und Philosophie", ausgehend von der Erkenntnis, daß *„die Entstehung der marxistischen Theorie, hegelisch-marxistisch gesprochen, nur die 'andere Seite' der Entstehung der realen proletarischen Klassenbewegung (ist)"*, schlußfolgerte, *„daß wir den von Hegel und Marx in die Geschichtsbetrachtung eingeführten dialektischen Gesichtspunkt, den wir bisher nur auf die Philosophie des deutschen Idealismus und die aus ihr hervorgehende marxistische Theorie angewendet haben, jetzt auch auf deren weitere Entwicklung bis zur Gegenwart anwenden"* müßten und demzufolge *„das materialistisch-dialektische Prinzip Marxens auf die gesamte Geschichte des Marxismus"* anzuwenden sei, stieß dieses Unternehmen - ähnlich wie Georg Lukács' im gleichen Jahr erschienener Band „Geschichte und Klassenbewußtsein" - auf wenig Gegenliebe. Wenn Korsch über das Verhältnis von Marxismus und

Philosophie, über das Problem der Ideologie oder über das Verhältnis zwischen sozialer Revolution und Staat schreibt, dann läßt er keinen Zweifel daran, daß er all diese Themen unter revolutionstheoretischer Perspektive angeht, d.h., daß er den Marxismus, gegen jene *„neueren Marxisten, die, verleitet durch einige bekannte Redewendungen von Marx und besonders von dem älteren Engels, sich unter der Marx-Engelsschen Aufhebung der Philosophie eine Ersetzung dieser Philosophie* (der bürgerlichen Gesellschaft) *durch ein System abstrakter und undialektischer positiver Wissenschaften vorgestellt haben"*, explizit als *„Theorie der sozialen Revolution"* versteht, die *„eine Kritik der ganzen bürgerlichen Gesellschaft und also auch aller ihrer Bewußtseinsformen zu sein"* hat. Bereits damals - verstärkt noch in der „Antikritik" aus dem Jahre 1930, in der sich Korsch mit seinen Kritikern auseinandersetzte und noch einmal in aller Deutlichkeit von der Notwendigkeit der *„Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung auch auf die materialistische Geschichtsauffassung selbst"* sprach - ist Korsch jenem kritischen Ansatz verpflichtet, der ihn 1950 in den „Zehn Thesen über Marxismus heute" schlußfolgern läßt, daß *„Marx heute nur einer unter vielen Vorläufern, Begründern und Weiterentwicklern der sozialistischen Bewegung der Arbeiterklasse (ist)"* und demzufolge *„solche großen Konkurrenten von Marx wie Blanqui und solche Erzfeinde wie Proudhon und Bakunin"* ebenso wichtig sind. Gerade dies aber, das Bewußtsein der historischen Verschränkung jeglicher theoretischer Anstrengung und, daraus folgend, die Tatsache, daß Korschs Schriften zum einen als politische Intervention und zugleich als theoretische Reflexion dieser Intervention zu lesen sind, hebt diese Schriften im Vergleich mit dem Werk so mancher sogenannter marxistischer Klassiker hervor. Was die Lektüre von Korschs Schriften so lohnend macht, ist eben diese unauflösbare Verbindung von politischer und theoretischer Intervention und Reflexion, was nicht zuletzt zur Folge hat, daß man einen ganz spezifischen Einblick in die intellektuelle Entwicklung Korschs und insbesondere auch in seine Verwicklungen in die Strömungen und Organisationen der Arbeiterbewegung zu seinen Lebzeiten gewinnt; schon allein deshalb ist zu hoffen, daß die Gesamtausgabe seiner Schriften weitergeführt werden kann.

Wolfgang Braunschädel

Klaus Weinhauer, Alltag und Arbeitskampf im Hamburger Hafen. Sozialgeschichte der Hamburger Hafenarbeiter 1914-1933, Paderborn/München/Wien/Zürich: Verlag Ferdinand Schöningh, 1994, 420 S.

Zur Sozialgeschichte der Hamburger Hafenarbeiter hat Michael Grüttner in den achtziger Jahren bereits einige Aufsätze sowie eine umfangreiche Gesamtdarstellung für den Zeitraum bis zum Ersten Weltkrieg vorgelegt. Die nun veröffentlichte Dissertation Klaus Weinhauers schließt an diese lokalorientierten Arbeiten an und ergänzt den erreichten Erkenntnisstand um eine detaillierte Felduntersuchung für die anschließende Periode.

Das erste Drittel des Buches besteht aus einer auf primär empirischem Datenmaterial basierenden Darstellung der Arbeits- und Lebensverhältnisse der örtlichen Hafenarbeiterschaft. Ausführlich thematisiert werden die Schiffahrts- und Hafenentwicklung, die stetigen Konjunkturschwankungen des Arbeitsmarktes, die Rationalisierung der Be- und Entladetechnik, die damit zusammenhängende Unfallentwicklung, sowie die soziale Absicherung und die branchenspezifischen Lohn- und Beschäftigungsbedingungen der Hafenarbeit. Der zweite Teil ist dem Anspruch des Autors entsprechend als eine Synthese zwischen historischer Sozialforschung und Arbeiterbewegungsgeschichte

konzipiert. Mit dieser Verfahrensweise sollen Rückschlüsse auf die bewußtseinsstrukturierende Wechselwirkung von Sozialmilieu und Arbeitsverhältnissen aufgezeigt werden, ohne den subjektiven Faktor kollektiver Arbeitskampferfahrungen zu vernachlässigen. Streikerlebnisse besitzen insofern den Stellenwert individueller und gemeinschaftlicher Lernprozesse, die selbst nach Niederlagen die Erinnerung an die Perspektiven proletarischer Eingriffsmöglichkeiten zumindestens wachhielten. Von zentraler Bedeutung für die Hafenarbeit scheinen insbesondere die Auseinandersetzungen um die Strukturierung der Arbeitsvermittlung bzw. deren Kontrolle zu sein. Die detaillierte Schilderung dieser Arbeitskämpfe wird um eine Darstellung der informellen Handlungsebenen *„proletarischer Aktionsformen"* erweitert. Die ansteigende Rate der Güterdiebstähle und die zunehmenden Fälle passiver Resistenz nach dem Niedergang der unionistischen Fundamentalopposition werden als Indikatoren einer *„Individualisierung eines ehemals selbstbewußten und aktionsbereiten Teils der Arbeiterschaft"* (S.369) interpretiert. Da die bereits vorliegenden Forschungsergebnisse zeigten, daß auch vor dem Ersten Weltkrieg keine homogene Zusammensetzung der Hafenarbeiterschaft existierte, werden die Beschäftigungsverhältnisse der einzelnen Berufssparten näher untersucht. Den bisher in der Forschung zum Arbeiterradikalismus üblichen Unterscheidungskriterien nach formeller Berufsausbildung und Ungelernten mißt Weinhauer dabei weniger Erklärungskraft zu als der unterschiedlichen Intensität der betrieblichen Einbindung von Arbeitern in ständigen und unständigen Beschäftigungsverhältnissen. Mit den Schauerleuten tendierte diejenige Berufssparte zu signifikant radikalen Einstellungen, die am häufigsten den Arbeitsplatz wechselte und folglich über das geringste Maß an materieller Absicherung verfügte. Daß eine enge Betriebsverbundenheit auf eine Mitgliedschaft in längerfristig zweckbezogenen und pragmatisch orientierten Gewerkschaften schließen läßt, daß hingegen instabile Arbeitsverhältnisse mit hohen Anforderungen nach eigenständiger Organisierung der Arbeitsabläufe (bei gleichzeitig nur schwach ausgeprägten Befehls- und Gruppenhierarchien) auf eine Affinität zu unmittelbaren Aktionsformen und eine (eher lockere) Mitgliedschaft in radikaloppositionellen Bewegungen hindeutet, war bislang keine gänzlich unbekannte Erkenntnis der Arbeiterbewegungsforschung. Die vorliegende Mikrostudie nutzt jedoch alle Vorteile eines lokal begrenzten Forschungsfeldes zu einer umfassenden Analyse eines branchenspezifischen Radikalismus. Der Theorieadaption in den radikalen und gemäßigten Gewerkschaften mißt der Autor dabei sicher zu Recht einen untergeordneten Stellenwert bei. Vielleicht sollte jedoch der Einfluß charismatischer Exponenten der syndikalistisch und unionistischen Sozialbewegungen aufgezeigt werden, die - wie z. B. der in Hamburg besonders populäre Carl Roche - als „Sprachrohr" und Publizisten eine wichtige Schlüsselfunktion ausübten. Wird der Werftangestellte Roche wenigstens einmal zitiert (S.363), so bleibt der Hafenarbeiterfunktionär Jan Appel (1890-1985), dem hinsichtlich der Ausformung des Hamburger Unionismus eine zentrale Rolle zugemessen werden kann, unerwähnt.

Die quantitative Stärke der nach dem Betriebsorganisationsmodell zusammengeschlossenen Anhänger der Hamburger „Allgemeinen Arbeiter-Union" (AAU) wird für das Jahr 1920 mit 15.000-16.000 Personen beziffert. Diese beeindruckende Stärke kann nur als numerischer Ausdruck von einem realen *„Zuwachs an informeller Macht"* und eines gestiegenen proletarischen Selbstbewußtseins gewertet werden, welches aus der *„Erfahrung mit der von Leistungs- und Unterordnungsansprüchen weitgehend befreiten Arbeitsweise"* nach dem Krieg resultierte (S.202). Nach dem Zerfall der obrigkeitsstaatlichen Autoritäten wirkte die solidarische Erfahrung in den unionistischen und

syndikalistischen Bewegungen auf die beteiligten Akteure zweifellos selbstbewußtseinsfördernd. Weshalb die Unionisten derartige Mobilisierungserfolge verzeichneten und es der anarchosyndikalistischen „Freien Arbeiter-Union" hingegen im Hafen nicht gelang, ihre bescheidenen Erfolge in der Vorkriegszeit auszubauen, bleibt indessen unklar. Die konzeptionellen Differenzen von Syndikalisten und Unionisten (wie auch der aus der stringenten Traditionslinie der „Freien Arbeiter-Union Gelsenkirchener Richtung", dann „Union der Hand- und Kopfarbeiter" entstammenden Industrieverbände) waren jedenfalls von sehr viel geringerer Bedeutung als deren fundamentaloppositionelle Gemeinsamkeiten. Dem Anspruch dieser antiparlamentarischen Radikal- und Basisgewerkschaften entsprechend, fungierte der Betrieb als die konkrete Ausgangsbasis zur revolutionären Umstrukturierung der bestehenden Herrschaftsverhältnisse. Die beabsichtigte Reorganisation der Arbeitsbeziehungen unter völliger Ausschaltung der Unternehmermacht diente der radikalisierten Hafenarbeiterschaft also gleichsam als betrieblicher Vorfeldkonflikt für die beabsichtigte Transformation der gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse. Die *„strukturellen Defizite"* dieser proletarischen Sozialbewegungen (instabile Binnenstrukturen, kurzfristig ausgerichtete Denk- und Handlungsweisen ihrer Anhänger) erwiesen sich aufgrund der zunehmend verrechtlichten Arbeitsbeziehungen vor allem in den Perioden konjunktureller Rezessionen als außerordentlich nachteilig. Die mit dem Niedergang der AAU einsetzende Resignation führte zu einem Rückzug auf individuelles Fortkommen und individuelle Existenzsicherung, der sich nun jahrelang nicht mehr aufbrechen ließ. Zusätzlich verstärkt sieht Weinhauer dieses Moment der Lethargie durch die stetige Überlagerung des *„vorindustriell geprägten Arbeits- und Lebensrhythmus"* (S.384) der Hafenarbeiterschaft. Die Internalisierung betrieblicher Herrschaftsmechanismen und die Identifizierung mit den disziplinierenden Wertmustern der kapitalistischen Leistungsethik waren wiederum besonders in den relativ privilegierten Berufssparten ausgeprägt.
Nachdem sich die Erfolglosigkeit der kommunistischen Oppositions- und Zellentaktik innerhalb den Freien Gewerkschaften herausgestellt hatte, setzte die KPD in der Zeit der Weltwirtschaftskrise wieder auf einen kompromißlosen Konfrontationskurs. Die soziale Basis des kommunistischen „Einheitsverbands der Binnenschiffer, Seeleute und Hafenarbeiter" rekrutierte sich nach 1931 überwiegend aus unständig beschäftigten und ungelernten Schauerleuten. Im Verhältnis zu den formell qualifizierteren und dauerhaft beschäftigten Kaiarbeitern, Ewerführern und Bunkerleuten, welche zumeist freigewerkschaftlich oder/und sozialdemokratisch organisiert waren, blieben die unständig beschäftigten Schauerleute meist permanent den instabilen Arbeitsmarktbedingungen ausgesetzt und besaßen somit auch eine größere Affinität zu einem radikalen Konfliktverhalten. Doch die mangelnde Berücksichtigung branchentypischer Probleme durch die zumeist externen KPD-Funktionäre widersprach ebenso wie deren *„bürokratisch-zentralistisch geplante(n) Streikaktionen"*, *„den Kampftraditionen der unständigen Hafenarbeiter"* (S.335). Dem kommunistischen „Einheitsverband" gelang es zudem kaum, die betriebliche Radikalisierung für ihre parteipolitischen Zielsetzungen außerhalb der arbeitsplatz- und arbeitsmarktbezogenen Probleme umzufunktionalisieren. Andererseits waren auch die Hafenarbeiter kaum geneigt, sich wiederholt auf physische Auseinandersetzungen mit der im Hafen omnipräsenten - inzwischen überdies hochmodernisierten - Polizeimacht einzulassen. Eine Erfahrung, die sich ebenso nachhaltig auf die Bereitschaft zum Widerstand gegen die nationalsozialistischen Machthaber ausgewirkt haben mag. Der freigewerkschaftliche „Deutsche Transportarbeiterverband" (später „Verkehrsbund", ab 1930: „Gesamtverband der Arbeitnehmer der öffentlichen

Betriebe und des Personen- und Warenverkehrs") bot in seinem Verhältnis zu den Unternehmern hingegen das Bild einer beständigen Kooperationsbereitschaft. In den Zeiten starker radikalgewerkschaftlicher Konkurrenz nahm diese enge Beziehung den Charakter korporativer Zweckbündnisse an. Die freigewerkschaftliche Tendenz zur Ausschaltung der Mitgliederkontrolle sowie der Drang zur Etablierung verrechtlichter Arbeitsbeziehungen (durch Schlichtungsstellen und Hafenbetriebsräte) förderten die Verfestigung von institutionalisierten Vertretungsformen und trugen damit ihren Teil zur Erosion der sozialen Dynamik in den Arbeitskämpfen bei. Nach der Konsolidierung der Unternehmermacht und dem Niedergang des Unionismus blieben kaum noch Handlungsspielräume für eine grundlegende Neustrukturierung der Arbeitsverhältnisse erkennbar, wenngleich noch bis Ende 1931/32 partielle Eingriffsmöglichkeiten in betrieblichen Teilbereichen bestanden haben mochten.
Die im Titel vorgenommene zeitliche Einordnung des Themas reicht erfreulicherweise inhaltlich etwas über den festgesetzten Rahmen hinaus, da der Untersuchungszeitraum die erste Phase der nationalsozialistischen Herrschaftspraxis einbezieht. Die Fragen, warum es zu keinen koordinierten Aktionen der Hafenarbeiterschaft nach der nationalsozialistischen Machtübernahme kam und weshalb die Reorganisation der Arbeitsprozesse durch die NS-Betriebspolitik die traditionellen Konfliktherde im Hafen nachhaltig beseitigen konnte, wird durch die zuvor aufgezeigten Entwicklungslinien der Hafenarbeit verständlich. Es ist jedoch anzumerken, daß die Berücksichtigung des Reproduktionssektors der Hafenarbeiterschaft (Wohnverhältnisse, Freizeitgestaltung, kulturelle Aktivitäten usw.) mit lediglich acht Seiten etwas kurz geraten ist. Das Ausmaß der Statistiken und Tabellen im ersten Teil wirkt hingegen bei der Lektüre mitunter ermüdend, zumal die jeweiligen Bedeutungszusammenhänge des verarbeiteten empirischen Datenmaterials nicht immer mühelos nachvollziehbar sind. Die durch akribische Primär- und Sekundärstudien fundierte Analyse Weinhauers ist gleichwohl argumentatorisch durchweg überzeugend. Insgesamt setzt die Arbeit hinsichtlich der Sozialgeschichtsschreibung für die Zeit der Weimarer Republik sicher Maßstäbe, die über eine ausschließlich lokalhistorische Bedeutung hinausreichen dürften. Dies gilt um so mehr, als umfangreiche Rückbezüge zu anderen Berufssparten und den allgemeinen politischen Rahmenbedingungen angestellt werden. Ein vergleichender Überblick über die internationalen Arbeitsverhältnisse in den Welthäfen rundet die profunde Arbeit noch zusätzlich ab.

Hartmut Rübner

Ludger Heid, Maloche - nicht Mildtätigkeit. Ostjüdische Arbeiter in Deutschland 1914-1923, Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms Verlag, 1995, 683 S.

Schon seit dem frühen 19. Jahrhundert, verstärkt aber seit den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts hat es, verursacht durch die sozialen Verhältnisse, insbesondere aber auch die zunehmenden antisemitischen Pogrome, eine Auswanderung der jüdischen Bevölkerung aus den Ländern Osteuropas gegeben. Das zentrale Ziel der Auswanderer waren die Vereinigten Staaten von Amerika - alleine für die Jahre zwischen 1880 und 1914 beläuft sich die diesbezügliche Zahl auf rund 2,5 Millionen Zuwanderer - , später kam Palästina hinzu; aber auch in Deutschland lebten 1914 rund 50.000 ostjüdische Arbeiter. Die Ostjuden - der seit der Jahrhundertwende gängige Begriff wurde wahrscheinlich von Nathan Birnbaum geprägt - wurden in Deutschland im Kontext des seit Ende des letzten Jahrhunderts sich herauskristallisierenden rassistischen Antisemitismus zu einer beliebten Projektionsfläche für all jene Phantasien, die den gemeinen

Antisemiten, der, wie das Beispiel Heinrich Treitschkes zeigt, auch hochangesehener preußischer Akademiker sein konnte, umtrieben. Erwähnt werden muß allerdings auch, daß die ostjüdischen, nahezu ausschließlich aus dem Arbeiter- und Handwerkermilieu stammenden Zuwanderer bei der einheimischen, eher mittelständischen und bürgerlichen jüdischen Bevölkerung, die ihre Assimilationsbestrebungen durch den verstärkten Antisemitismus gefährdet sah, vielfach auf Distanz oder gar Ablehnung stießen. Die gängigen Vorurteile, denen sich die Ostjuden, verstärkt während des Ersten Weltkrieges und in den ersten Nachkriegsjahren, konfrontiert sahen, hat Ludger Heid wie folgt zusammengefaßt: *„Sie vergrößerten die Wohnungsnot und die Lebensmittelknappheit, verschärften die Situation auf dem Arbeitsmarkt, sie seien rasse- und artfremd, hygienisch unsauber und Überträger von Krankheiten; geschlechtlich frühreif gefährdeten sie Sittlichkeit und Moral; seien kulturell rückständig; Schieber, (Devisen-) Schmuggler, Spekulanten der Börse, unlauteres Geschäftsgebaren; Nörgler, Aufwiegler mit revolutionärer Gesinnung - Spartakisten und Bolschewisten."* Dazu gesellte sich noch die weit verbreitete Meinung, die Ostjuden taugten nicht zu körperlicher Arbeit.
Tatsächlich aber, so weist Heid in seiner wissenschaftliches Neuland betretenden Arbeit nach, wurden während des Ersten Weltkrieges und in den Nachkriegsjahren *„tausende Ostjuden als Arbeiter in der deutschen Rüstungsindustrie, der chemischen Industrie, im Berg- und Tiefbau und anderen Industriezweigen"* beschäftigt; alleine im rheinisch-westfälischen Industriebezirk arbeiteten ungefähr 4.000 Ostjuden im Bergbau unter Tage. Schon während der frühen Einwanderung ins Ruhrgebiet seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts fanden, im Zusammenhang mit der Anwerbung und Zuwanderung von polnischen Arbeitskräften, auch - was sich anhand von Einwohnerstatistiken nachweisen läßt - Ostjuden den Weg ins Ruhrrevier. Eine gezielte Anwerbung von ostjüdischen Arbeitern auf zum Teil freiwilliger Basis, zum Teil aber auch mit Zwangsmitteln, setzte jedoch erst während des Ersten Weltkrieges ein, wobei die Angeworbenen und Zwangsrekrutierten zum allergrößten Teil aus dem von deutschen Truppen besetzten, zuvor unter russischer Verwaltung stehenden Kongreß-Polen kamen. Diese ostjüdischen Arbeiter, die in den Dienst der unter Arbeitskräftemangel leidenden deutschen Rüstungsindustrie gestellt wurden, mußten sich in einer ihnen durchweg fremden Umwelt zurechtfinden. Diese Konfrontation unterschiedlicher Lebenswelten und die damit auf beiden Seiten verbundenen Probleme am Beispiel der ostjüdischen Arbeiter im rheinisch-westfälischen Industriebezirk herauszuarbeiten, ist das zentrale Anliegen von Heids Arbeit, die somit darauf abzielt, die *„sozialen, politischen, kulturellen und religiösen Beziehungen"* des ostjüdischen Arbeiters *„zu einer ihm weitgehend ablehnend bis feindlich gegenüberstehenden deutschen Gesellschaft sowie die komplizierten Interdependenzen zur autochthonen deutsch-jüdischen Gemeinschaft"* exemplarisch auszuleuchten.
In vier Kapiteln - Öffentlichkeit, Fürsorge, Arbeitswelt, Alltag - hat Heid eine Unmenge von Materialien zusammengetragen, die insgesamt ein detailliertes und eindrucksvolles Bild der Situation der zugewanderten ostjüdischen Arbeiter in Deutschland in der Kriegs- und ersten Nachkriegszeit vermitteln. Das reicht von der Anwerbung in den von deutschen Truppen besetzten Gebieten über die zur Fürsorge und Unterstützung ins Leben gerufenen Institutionen (Arbeiterfürsorgeamt der jüdischen Organisationen Deutschlands, jüdische Arbeitsämter, Sekretariat für ostjüdische Arbeiter bei den Freien Gewerkschaften, Verband der Ostjuden in Deutschland als überregionaler Zusammenschluß ostjüdischer Vereine), die zahlreichen Ostjuden-Erlasse, die von einer Zuwanderungssperre über Ausweisungen bis zur Internierung in damals schon so genann-

ten Konzentrationslagern reichten, die entsprechenden politischen Diskussionen in der Öffentlichkeit und in den Parlamenten, wobei sich herausstellt, daß auch in den linken Organisationen der Antisemitismus weiter verbreitet war, als man dies zu glauben gewillt sein mag, bis zur detailverliebten analytischen Beschreibung des Arbeits- und Alltagslebens der ostjüdischen Arbeiter im Ruhrgebiet. Besonders die zahlreichen Fallbeispiele (ergänzt durch eine im Anhang abgedruckte umfangreiche, aber natürlich keineswegs vollständige Liste von ostjüdischen Arbeitern im rheinisch-westfälischen Industriegebiet in den Jahren zwischen 1914 und 1923), anhand derer sich die konkreten Lebensumstände einsichtig nachvollziehen lassen, vermitteln ein eindringliches Bild der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und der konkreten Alltagsnöte vor Ort, in deren Rahmen sich das durchaus auch vom Widerstand gegen als Unrecht empfundene repressive Maßnahmen geprägte Leben der ostjüdischen Arbeiter abspielte. Besonderen Wert legt Heid dabei auch auf die Herausarbeitung des sowohl während des Kaiserreichs als auch später in der Weimarer Republik in den bürokratischen städtischen und staatlichen Verwaltungen vorherrschenden Antisemitismus, der auf vielfach unglaublich menschenverachtende Art und Weise das Alltagsleben der betroffenen ostjüdischen Arbeiter und ihrer Angehörigen bestimmte. Die Ergebnisse seiner Arbeit resümierend, kann Heid zum einen festhalten, daß die auf die ostjüdischen Einwanderer projizierten antisemitischen Vorurteile, insbesondere jenes, demzufolge diese zu körperlicher Arbeit nicht tauglich seien, als widerlegt betrachtet werden müssen, daß zum anderen aber gerade diese weit verbreiteten und von entsprechend interessierten Einflußgruppen gezielt geförderten Vorurteile und die darauf aufbauende repressive Ausländerpolitik der *„bürokratischen Träger der ersten deutschen Republik" „die logistischen Grundlagen für den millionenfachen Judenmord gelegt und ihn möglicher gemacht"* haben.

Karl Andres

Hartmut Rübner, Freiheit und Brot. Die Freie Arbeiter-Union Deutschlands. Eine Studie zur Geschichte des Anarchosyndikalismus, Berlin/Köln: Libertad Verlag, 1994, 317 S.

In einer für alle über den Anarchismus schreibenden Autoren schon fast obligatorisch zu nennenden Vorbemerkung erklärt Hartmut Rübner, eine *„objektive Annäherung an das Thema Anarchosyndikalismus"* versuchen zu wollen. Es gelte, *„eine Wiederholung von überkommenen und sorgsam kultivierten Klischees, die sich zwischen den Extremen einer heroisierenden Mythologisierung und der diffamierenden Abwertung bewegen"*, zu vermeiden. Unter Berücksichtigung und Weiterführung der bisher vorliegenden Studien sollen die Hintergründe und Entstehungsbedingungen der „Freien Arbeiter-Union Deutschlands" (FAUD), der einzig nennenswerten explizit anarchistischen Organisation Deutschlands, sowie ihr Verhältnis zu den anderen *„radikal-antiautoritären"* Strömungen der deutschen Arbeiterbewegung dargestellt werden. Hierbei entsteht ein Problem, das Rübner durch den vorgegebenen Rahmen seiner Arbeit nicht zu lösen vermag. Ihm gelingt es nicht, die Konflikte zwischen der Geschäftskommission (GK) der FAUD in Berlin und der Basis bzw. den oppositionellen Strömungen in der Gewerkschaft erschöpfend zu analysieren - dies wäre aber der Schlüssel zum Verständnis des Scheiterns dieser anarchistisch motivierten Gewerkschaft in Deutschland -, sondern er beläßt es weitgehend bei einer deskriptiven Darstellung. Auch nivelliert Rübner, wie die meisten anderen Forscher mit einer positiven Einstellung zu den libertären Ideen, implizit die grundlegenden Differenzen zwischen marxistischem (nicht antiautoritärem) Linkskommunismus und libertärem Sozialismus, wobei gerade die von

Rübner anschaulich vermittelte Genese des Anarchosyndikalismus in Deutschland - von der Zeit des Sozialistengesetzes und den damals entstehenden radikalen Strömungen in der Sozialdemokratie über die Gründung der „Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften" (FVdG), der *„Ausformung des gewerkschaftlichen Lokalismus"*, bis zur Beeinflussung der FVdG durch den Anarchismus und ihrer Transformation zur FAUD nach dem Ersten Weltkrieg - diese Ambivalenz durchaus deutlich werden läßt. Die unionistischen Gewerkschaften (und im politischen Bereich die linkskommunistischen Sekten) trennten Welten von den soziokulturellen Ideen der überzeugten Anarchisten in der FAUD, welche die Gewerkschaft zunächst dominierten, wodurch die FAUD wohl die größte Zahl ihrer Mitglieder schnell verlor.
Wer sich bemüht, die Entstehung der FAUD und ihre kurzzeitige organisatorische Blüte als Massenbewegung zu Beginn der zwanziger Jahre korrekt zu beschreiben, muß konstatieren, daß der ganz überwiegende Teil der bis zu 150.000 Mitglieder dieser syndikalistischen Gewerkschaft sich nicht als überzeugte Anarchosyndikalisten, die um eine neue, alle sozialen Bereiche umfassende Kultur als Basis einer natürlichen gerechten Gesellschaftsordnung kämpfen wollten, anschlossen. Die Altgenossen bemerkten sogar, daß *„eine Vielzahl der Neuaufnahmen die FAUD anscheinend wegen der geringeren Mitgliedsbeiträge als 'Nur-Gewerkschaft' bevorzugten"*, wobei viele dieser neuen Mitglieder *„ihren alten Verhaltensweisen verhaftet (blieben), die in ihrer Partei- und Kirchenzugehörigkeit, der Bereitschaft zur Mehrarbeit in den Betrieben und in Einzelfällen sogar durch Streikbruch und Unredlichkeit, wie etwa Veruntreuungen von Mitgliederbeiträgen, zum Ausdruck kamen"*.
Mitte der zwanziger Jahre versuchte die FAUD durch *„verstärkte betriebliche Basisarbeit"* ihre zunehmende *„Isolation in der Arbeiterschaft"* aufzuheben. Der Mitgliederschwund wurde mit den *„überflüssigen Debatten über 'Weltanschauungsfragen, Religion, Politik, Anarchismus und Atheismus' in den Ortsgruppen und Arbeitsbörsen"* in Verbindung gebracht. Rübner spricht von einer Spaltung der Gewerkschaft in zwei Flügel für die Zeit nach 1925. Eine *„radikalgewerkschaftliche"* Fraktion wollte die organisatorischen *„Mängel"* durch einen starken, in der Ökonomie kompetenten *„Funktionärskörper"* und eine verstärkte betriebliche Agitation beseitigen und eine zweite Richtung näherte sich *„einem Genossenschaftssozialismus Landauerscher Prägung"* an und wollte die rein gewerkschaftliche Orientierung der FAUD aufgeben.
Sehr überzeugend gelingt es Rübner, dem Leser den organisatorischen Aufbau der FAUD verständlich zu machen. Ebenso instruktiv sind im Anschluß daran seine Ausführungen zur Sozialstruktur der Gewerkschaft, wobei er als Hintergrund ausführlich auf die *„Bedeutung der handwerklichen Tradition in der Endphase der Industrialisierung"* eingeht, sowie den Anspruch des Anarchosyndikalismus, eine Organisation für die Industriearbeiterschaft zu sein, erläutert und verifiziert. Rübner führt hierzu die verstreuten Angaben aus der einschlägigen Literatur zusammen und ergänzt sie durch die Ergebnisse eigener Archivrecherchen zu einem anschaulichen Gesamtbild.
In einem gesonderten Kapitel geht es um die besondere Bedeutung der Seeleute- und Schifferbewegung für die anarchosyndikalistische und unionistische Agitation vor allem im Rahmen ihrer internationalen Verknüpfungen - wobei dieser Teil der Arbeit etwas beziehungslos zur Gesamtstudie bleibt.
Die dem Anarchismus entsprechenden Kampfformen der *„direkten Aktion"* setzen eine Bewußtseinslage voraus, in der die Notwendigkeit zu Verantwortlichkeit in allen Bereichen des täglichen Lebens akzeptiert wird. Diese Grundvoraussetzung ergab sich in Deutschland in der revolutionären Situation nach dem Ersten Weltkrieg durch den

Druck der allgemeinen Lebensbedingungen bei den Hafenarbeitern und den Bergarbeitern. Den Anarchosyndikalisten der FAUD ist es nicht gelungen, im weiteren Verlauf diese positive Radikalität der Arbeiterschaft zu erhalten und ihre Vorstellungen gewerkschaftlicher Organisation durchzusetzen, die das Ziel der umfassenden Veränderung der Gesellschaft im Auge behalten und es nicht bei temporären materiellen Verbesserungen belassen. Die heutige Situation zeigt deutlich, daß eine reformistische Gewerkschaftspraxis niemals wirklich strukturelle Verbesserungen für abhängig Beschäftigte erreichen kann, sondern langfristig die Position der Unternehmen festigt und stärkt. Genau dies versuchte die FAUD in der Weimarer Republik den Arbeitern zu vermitteln, jedoch zeigte sich *„der Widerspruch zwischen praktischer Interessensvertretungspolitik und einer prinzipientreuen Gesinnungsethik"* besonders deutlich innerhalb des Rechtssystems. Im Oktober 1928 hatten die Behörden aufgrund des im Dezember 1926 vom Reichstag verabschiedeten Arbeitsgerichtsgesetzes der FAUD die Tariffähigkeit entzogen. Nach einem langen Rechtsstreit sprach das Reichsarbeitsgericht im Mai 1930 unter Hinweis auf die „Prinzipienerklärung" der FAUD und den daraus zu entnehmenden Grundsätzen der *„direkten Aktion"* der FAUD endgültig jegliche Vertretungsberechtigung in Tarifauseinandersetzungen ab. Obwohl die FAUD versuchte, durch die Absage an die revolutionären Kampfformen der *„direkten Aktion"* bei den Gerichten eine Revision des Urteils durchzusetzen, war ihre Handlungsfähigkeit als Gewerkschaft schon rein aus formalen Gründen zerstört. Zudem betrachtete die linksradikale Arbeiterschaft inzwischen die *„Gewerkschaftszugehörigkeit in erster Linie unter ökonomischen Gesichtspunkten"* und sah im politischen Bereich die KPD als Träger einer möglichen Gesellschaftsveränderung. Somit blieb der FAUD in der Endphase der Weimarer Republik ihre Aufgabe als *„soziokulturelle Bewegung abseits gewerkschaftlicher Zusammenhänge"*, wie sie von Rübner anhand der mit der FAUD verbundenen anarchosyndikalistischen Frauen- und Jugendbewegung sowie der „Gilde freiheitlicher Bücherfreunde" (GfB) und der Siedlungsexperimente porträtiert wird.
Die vorliegende Arbeit bietet auf der Grundlage eines genauen Quellenstudiums (vor allem der anarchosyndikalistischen Presseorgane) viele überzeugende Ansätze, um weitere detaillierte Forschungen zum deutschen Anarchosyndikalismus zu betreiben, welche die Relevanz der libertären Weltanschauung für die heutigen (im Kern unveränderten) Problemlagen berücksichtigen müssen. Das Buch ist zudem auch als eine Art Handbuch zu gebrauchen, da es viele verstreute Informationen zusammenführt und dem Leser im Anhang mit dem kommentierten Verzeichnis der Presse des deutschen Anarchosyndikalismus ein guter Service geboten wird.

Manfred Burazerovic

Hartmut Simon, Die Internationale Transportarbeiter-Föderation, Möglichkeiten und Grenzen internationaler Gewerkschaftsarbeit vor dem Ersten Weltkrieg, Essen: Klartext Verlag, 1993, 300 S.
Karl Georg Hermann, Die Geschichte des internationalen Bergarbeiterverbandes 1890-1939, Frankfurt/M.;New York: Campus, 1994, 510 S.
Auf der Suche nach Solidarität. Eine Geschichte der internationalen Bau- und Holzarbeiterbewegung, hg. von Konrad Carl und Bruno Köbele, Autorenteam: Dieter Fricke, Arno Klönne, Reinhard Krämer und Bernd Schütt, Köln: Bund Verlag, 224 S.
Zwar gibt es schon seit langem einen Boom in der Gewerkschaftsgeschichtsschreibung, die auch bereits längst die traditionelle Organisationsdarstellung um sozialgeschichtli-

che Aspekte erweitert hat. Die internationalen Gewerkschaftsorganisationen sind davon aber bisher noch wenig betroffen. Ihre Historiographie war lange dominiert von den Festschriften, die sie sich zu „runden" Jubiläen geben. Neben den Zusammenschlüssen der Landeszentralen traf das vor allem auf die „Internationalen Berufssekretariate" (IBS) zu, wie traditionell seit ihrem Entstehen - überwiegend in den zwei Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg - die internationalen Zusammenschlüsse von Berufs- bzw. Industrieverbänden genannt wurden. Dabei ist allerdings hinzuzufügen, daß ebenso traditionell mit diesem Begriff die sozialdemokratisch geführten internationalen Branchenorganisationen gemeint sind (was in der Entstehungsphase mit der Abgrenzung von der christlichen Gewerkschaftsbewegung verbunden war und später von den KP-geführten Verbänden, also den Mitgliedsorganisationen des Weltgewerkschaftsbundes nach dem Zweiten Weltkrieg, der für die Industriezweige ebenfalls internationale Strukturen einrichtete, auch wenn diese niemals über die Eigenständigkeit verfügten, die die IBS in der internationalen sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung beanspruchten). Daß die IBS bisher vergleichsweise geringe Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, mag um so mehr verwundern, als durch ihre Erforschung auch viel über die Entwicklung der jeweiligen Industriezweige in Erfahrung gebracht werden kann.
Jetzt liegen zwei jüngst abgeschlossene deutsche Dissertationen vor, die Ausdruck einer ersten wissenschaftlichen Beschäftigung aus neuerer Zeit mit den IBS sind. Die beiden dargestellten Organisationen, die „Internationale Transportarbeiter-Föderation" (ITF) und der „Internationale Bergarbeiterverband", gehörten zu den ältesten Berufssekretariaten (1896/8 bzw. 1890 gegründet), repräsentierten Kernberufe der Industriearbeiterschaft jener Zeit und setzten für die Entwicklung der weiteren IBS Maßstäbe, was besonders für die ITF gilt, die bald zur größten und schlagkräftigsten internationalen Gewerkschaftsorganisation aufstieg.
Hartmut Simon beschäftigt sich mit der Herausbildung der ITF und konzentriert sich dabei auf die Entwicklung in Großbritannien und Deutschland und auf die Verbände der Hafenarbeiter und Seeleute. Diese Auswahl kommt nicht von ungefähr. Es waren zunächst die britischen Gewerkschaften, die den Anstoß zur Bildung eines internationalen Zusammenschlusses gaben, eine Folge des berühmten Londoner Hafenarbeiterstreiks von 1889, der den Durchbruch des New Unionism, der Bewegung der un- und angelernten Arbeiter, markierte. In kaum einem anderen Bereich als dem Seetransport (und das schließt den Bereich der Verladearbeiten an Land mit ein) waren schon damals die internationalen Zusammenhänge so manifest (z. B. durch die Anwerbung von ausländischen Streikbrechern, die Umlenkung von Schiffen in nichtbestreikte Häfen usw.), daß die entstehenden Gewerkschaften die Notwendigkeit eines internationalen Zusammenschlusses, einer internationalen Aktion verspürten. Zunächst bei der Gründung der Internationale im Jahre 1896 noch als wesentlich britische Organisation konzipiert, deren übrigen Mitgliedsorganisationen zunächst nur die Leistung von Hilfestellung zugedacht war, wuchs sie sich jedoch schnell zu einer wirklich internationalen (d. h. europäischen) Organisation aus. Dazu gab vor allem die Annahme des neuen Namens „Internationale Transportarbeiter-Föderation" im Jahre 1898 den Anstoß, denn jetzt beanspruchte die Organisation, über den maritimen Bereich hinaus den gesamten Transportsektor organisieren zu wollen (was vor allem auf die Eisenbahner abzielte). Doch erst mit der Übernahme der ITF-Leitung durch die deutschen Transportarbeitergewerkschaften im Jahre 1904 stabilisierte sich die Organisation. Von geringen Rückschlägen abgesehen, wuchs sie in dem bis zum Weltkriegsbeginn folgenden Jahrzehnt kontinuierlich. Zahlreiche Gewerkschaften traten ihr bei, manchmal initiierte die ITF

sogar einige Neugründungen. Wenn auch nicht ohne immer wieder auftauchende kleinere Auseinandersetzungen bemühte sich die ITF um Regelungen zwischen den Mitgliedsverbänden vor allem der Seeleute bei der Behandlung der „Arbeitskräftewanderung". Angesichts dessen ist es vielleicht überraschend, daß die ITF ihrem eigentlichen Zweck, bei Arbeitskämpfen internationale Unterstützung zu leisten, eher weniger erfolgreich nachkam. Die (finanzielle) Hilfe kam zumeist zu spät und war zu gering; immerhin wirkte die internationale organisatorische Struktur. Aber auch das psychologische Moment, daß es diese internationale Organisation überhaupt gab, dürfte oftmals ein wichtiger Beitrag zur Stärkung der einzelnen Gewerkschaften gewesen sein. Ganz auf die beruflichen Probleme des Transportsektors konzentriert, spielten allgemein-politische Fragen für die ITF keine Rolle und wurden erst kurz vor Weltkriegsbeginn von einer syndikalistisch beeinflußten Minderheit in Diskussion einzubringen versucht, was auf heftigen Widerstand vor allem der Deutschen stieß. Der August 1914 stellte auch für die ITF die Stunde der Wahrheit dar. Während die meisten der nationalen Gewerkschaftsführer sich ihren „patriotischen" Verpflichtungen ergaben und sich gegenseitig angriffen, versuchte die (deutsche) ITF-Führung die Fiktion einer internationalen Organisation aufrechtzuerhalten und sie zugleich aber auch für die deutschen Kriegsziele einzuspannen. Schließlich wurde im Verlaufe des Krieges die Tätigkeit erst einmal sang- und klanglos einstellt (und die neutralen Niederländer, von denen dann 1919/20 ein neuer Anlauf ausging, wurden mit der Abwicklung der Korrespondenz beauftragt).[1]

Simon hat die organisatorische und politische Entwicklung der ITF anhand ihres Archivs (unter Hinzuziehung einiger weiterer Gewerkschafts- und Staatsarchive) sowie der zeitgenössischen Gewerkschaftspublikationen detailliert herausgearbeitet. Er verweist aber auch immer wieder auf den sozialhistorischen Kontext: Ein langes Einführungskapitel ist der industriellen Entwicklung im maritimen Bereich gewidmet. Eingestreut finden sich auch immer wieder kurze biographische Skizzen wichtiger Akteure wie Tom Mann, Ben Tillett, Hermann Jochade oder J. Havelock Wilson; nicht nur diesbezüglich ist es schade, daß ein Personenregister fehlt. Bei aller Anerkennung für die Mühen des Autors und der Notwendigkeit, die Forschungsarbeit gerade zu einem potentiell so umfasssenden Themas wie das einer Internationalen auf bestimmte Bereiche zu konzentrieren, ist jedoch bedauerlich, daß der Eisenbahnsektor ziemlich unterrepräsentiert ist. Dies nicht nur wegen seiner doch erheblichen wirtschaftlichen Bedeutung, sondern auch wegen seiner ziemlich andersartigen Berufsstruktur (stabilere Beschäftigungsverhältnisse, Facharbeiterstatus usw.). Welcher Beitrag kam aus diesem Sektor für die ITF? Hier können zukünftige Arbeiten vielleicht noch reizvolle Ergebnisse zu Tage fördern (wobei nicht vergessen werden sollte, daß der Transportsektor noch weitere Bereiche nicht nur des Güterverkehrs umfaßte, man denke etwa an den aufkommenden Nahverkehr). Nicht zuletzt geht es ja auch um die Frage, wie man verschiedene Berufsgruppen zu einer einheitlichen Organisation zusammenfassen kann.

1 Simon schreibt (S. 269) vom Ende der ITF-Aktivitäten im Verlaufe des Jahres 1916. Offensichtlich stützt er sich bei dieser Feststellung auf seine Forschungen im ITF-Archiv, der Hauptquelle für seine Untersuchung. Dagegen kommt Hans-Joachim Bieber (Gewerkschaften in Krieg und Revolution. Arbeiterbewegung, Industrie, Staat und Militär in Deutschland 1914-1920, Bd. 2, Hamburg 1981, S. 1007) zu folgender Feststellung: *„Der [deutsche Transportarbeiterverband] mißbrauchte die Internationale Transportarbeiter-Föderation..., um den U-Bootkrieg gegenüber den Seeleuten der neutralen Länder als Mittel zur Kriegsverhütung zu rechtfertigen ....* " Er bezieht sich dabei auf ein im Correspondenzblatt der deutschen Gewerkschaften im März 1917 veröffentlichtes Manifest des „ITF-Zentralrats".

Zu hoffen ist natürlich auch, daß die Geschichte der ITF fortgeschrieben wird, denn in der Zeit zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg nahm sie unter Führung des charismatischen Edo Fimmen ja eine Sonderrolle in der internationalen Gewerkschaftsbewegung mit der Betonung einer kämpferischen und internationalistischen Interessenvertretung ein, selbst wenn unzweifelbar vieles an angenommenen Beschlüssen dann doch nicht realisiert wurde. (Hierzu hat Sigrid Koch-Baumgarten [FU Berlin] eine Darstellung angekündigt, die auch die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg umfassen soll.)
Auch die Bergarbeiterinternationale, Thema der Arbeit von Karl Georg Hermann, in der auch der Zeitraum bis zum Zweiten Weltkrieg behandelt wird, gehört mit zu den ersten Internationalen Berufssekretariaten. Auch hier ging der Anstoß von den Briten aus. Ökonomisch stand dabei das Interesse im Vordergrund, auf einem durch die Konkurrenzsituation verursachten chaotischen Weltmarkt mit periodischer Überproduktion und periodischen Absatzkrisen Einfluß zu nehmen und dabei die Arbeitsbedingungen auf ein gleiches hohes Niveau zu heben.
Als 1890 der erste internationale Bergarbeiterkongreß zusammentrat, hatten sich zwar schon in vielen Ländern Europas und Nordamerikas Bergarbeitergewerkschaften gebildet (die sich übrigens in diesem Wirtschaftszweig schon sehr früh als Industriegewerkschaften formierten bzw. diesem Prinzip angenähert waren, wobei allerdings auch Elemente eines alten „ständischen" Bewußtseins mitschwangen). Doch für die Zeit bis zum Ersten Weltkrieg konnte eigentlich nur die 1889 gegründete „Miners Federation of Great Britain" (MFGB) beanspruchen, eine dominierende Kraft im Kohlebergbau ihres Landes zu sein. Die Gewerkschaften anderer Länder, auch die deutsche Bergarbeiterorganisation, die sich vor allem im Ruhrgebiet gerade in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg sehr schwer tat, konnten keine vergleichbar schlagkräftige Organisationen aufweisen. So war die Internationale über Jahre mehr ein Anhängsel der britischen Bergarbeitergewerkschaft, die auch ihre Struktur bestimmte und sie finanzierte, wobei sie sich vor allem auf den Informations- und Erfahrungsaustausch beschränkte. Zwar wurden auch schon früh Überlegungen zu einer internationalen Reorganisation des Kohlebergbaus angestellt, internationale gewerkschaftliche Aktionen (bei Streiks) waren jedoch nicht allzu erfolgreich bzw. blieben bei Überlegungen stehen. Hinzu kamen allerdings auch die die gesamte internationale Gewerkschaftsbewegung vor dem Ersten Weltkrieg beeinflussenden Differenzen über die Frage, mit wieviel „Politik" sie sich beschäftigen sollte (zugespitzt im Problem von Streiks gegen einen drohenden Krieg).
Nach dem Ersten Weltkrieg war es gerade der Bergbau, in dem die Strukturprobleme am manifestesten waren. Und es war die MFGB unter der neuen charismatischen Führung von A. J. Cook, die am kämpferischsten auftrat, was dann im britischen Bergarbeiterstreik von 1926 gipfelte. Sie versuchte, der kapitalistischen Reorganisationslogik eine an den Interessen der Bergarbeiter orientierte gegenüberzusetzen und scheiterte damit (wie fast 50 Jahre später ihre Nachfolgeorganisation). Unter den vielen Gründen für die Niederlage - (wozu zuallererst natürlich das Verhalten des TUC gehört) - zählt auch die geringe internationale Unterstützung. Interessanterweise hatte es bei Beginn des Streiks noch die größten Bemühungen um internationale Solidarität von der ITF und speziell von Edo Fimmen gegeben - Herrmann stellte dessen dynamische Rolle ausführlich dar -, während die Bergarbeiter-Internationale (in der es schon seit geraumer Zeit Konflikte mit den „pro-kommunistischen" Briten gab, wozu auch ständige Diskussionen über das Verhältnis zu den russischen Gewerkschaften kamen, ein Problem, was die gesamte Gewerkschaftsbewegung jener Jahre immer wieder beschäftigte) eher eine kläglich Rolle spielte.

Die Niederlage der britischen Bergarbeiter eröffnete den Weg zur „reformistischen" Option, den die Internationale nun geschlossen beschritt. Das Internationale Arbeitsamt sollte durch seine Jahreskonferenzen und Sondervereinbarungen allgemeine Bestimmungen für diesen Wirtschaftssektor durchsetzen. Hier wurden, worauf Herrmann verweist, Vorstellungen vorweggenommen, die dann bei der Montanunion eine Rolle spielten - dann allerdings unter den ganz anderen Bedingungen einer jahrelangen Hochkonjunktur. (Diese spätere Entwicklung, die den Kohlebergbau Westeuropas in einem Umfang reduzierte, den in den dreißiger Jahren sich gewiß niemand vorstellen konnte, ging auch nicht ohne Konflikte ab - oder, wie es in der Sprache der Sozialpartner so schön heißt, *„nicht ohne Härte für die Betroffenen"*).
Wie auch diese Organisationsgeschichte zeigt, ist die Geschichte der internationalen Bergarbeiterbewegung eine Geschichte von gelegentlicher äußerster Militanz, die getragen wurde von einer Art syndikalistischem Bewußtsein. Aber noch öfter dominierte ein korporatistisch ausgerichteter Reformismus, der dann in der Arbeiterbewegung des jeweiligen Landes oft genug auch auf dem äußersten rechten Flügel angesiedelt war (und ist, wie man hinzufügen könnte). Auch diese Arbeit ist sehr materialreich, selbst wenn das Archiv der Bergarbeiterinternationale für diesen Zeitraum nur noch in Teilen überliefert ist. (Jedoch liegen die gedruckten Protokolle der Kongresse und der Treffen zwischen ihnen vor.) Allerdings wurde Herrmann auch in den Archiven anderer Gewerkschaften sowie in dem des Internationalen Arbeitsamtes fündig. Nützlich ist auch der Anhang (Überblick über Sitzungen der Bergarbeiterinternationale, statistische Angaben zum Bergbau und zu den Bergarbeitergewerkschaften).
Die dritte der hier zu besprechenden Darstellungen Internationaler Berufssekretariate gehört einem anderen Typus an, dem der Festschriften. Nicht nur vom Aufbau und der sprachlichen Darstellung her - schließlich richten sie sich ein anderes Publikum - unterscheiden sie sich von akademische Untersuchungen, was aber durchaus, wie im vorliegenden Fall, durch viele Illustrationen, Schaubilder und Kurzbiographien zu mehr Anschaulichkeit führen kann. Vor allem geht es natürlich darum, eine Organisation zu rechtfertigen, die dann in der aktuellen Führung ihren „Gipfelpunkt" hat. So wäre es sicher auch falsch, eine kritische Untersuchung zu erwarten. Dennoch ist die hier vorliegende Festschrift zur internationalen Bau- und Holzarbeiterbewegung nicht uninteressant. Vor allem in ihrem historischen Teil benennt sie durchaus Probleme und führt einige kritische Fragen auf. Auch insgesamt gibt sie sich vom Inhalt her durchaus anspruchsvoller, enthält auch viel mehr Material zu den angesprochenen Themen als vergleichbare Festschriften anderer IBS.
Die Wurzeln des heutigen „Internationalen Bundes der Bau- und Holzarbeiter" (IBBH) gehen in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück, so daß von einer hundertjährigen Geschichte gesprochen werden kann. Allerdings waren die ersten Jahrzehnte von der Existenz mehrerer nach Berufsgruppen unterschiedenen Zusammenschlüsse geprägt, die z. T. sogar in Konkurrenz standen. Erst 1934 kam es zur Fusion im IBBH. So folgt das Buch zunächst den verschiedenen Branchenvereinigungen, benennt ihre jeweiligen Probleme und stellt sie in der chronologischen Entwicklung dar. Arbeitsverhältnisse, Verhalten bei Streiks, Wanderarbeit - das waren einige der Fragen, die die internationalen Gewerkschaftsdiskussionen bestimmten und ganz im Zeichen eines Gewerkschaftsreformismus standen. Die Forderung nach der Diskussion auch politischer Probleme, wie sie eine kleine Minderheit vortrug, stieß auf heftigen Widerstand besonders der deutschen Gewerkschaften, die in den verschiedenen internationalen Bau- und Holzarbeiterzusammenschlüssen auf Grund ihrer organisatorischen Stärke

den Ton angaben. Auch hier brachen die Internationalen im Gefolge des Ersten Weltkrieges zusammen.
Nach dem Weltkrieg konnten sie fast unmittelbar wiederbelebt werden. Jetzt spielte die Auseinandersetzung mit den kommunistischen Gewerkschaftern, die Frage zunächst des Beitritts zur Roten Gewerkschaftsinternationale und dann des Eintritts der russischen Gewerkschaften in die IBS, eine große Rolle. Aber die Baugewerkschaften blieben weiterhin vom Reformismus dominiert. Das zeigt etwa die Person Fritz Tarnows, Führer der deutschen Holzarbeiter und von 1929 bis 1933 Sekretär der Holzarbeiterinternationale, von dem die Definition der Gewerkschaften als Arzt am Krankenbett des Kapitalismus stammt. Dabei zeigte gerade die Wohnungsnot jener Jahre besonders offenkundig, wie wenig der Kapitalismus seine Probleme lösen konnte. Auch die von den Baugewerkschaften geförderte Bauhütten- und Gildenbewegung konnte nur geringe Abhilfe schaffen. Nach immer wieder gescheiterten Anläufen war es dann die nationalsozialistische Machteroberung 1933, die die Baugewerkschaften zwang, zumindest die Kräfte ihrer verschiedenen Internationalen zusammenzuschließen, Das geschah, allerdings nicht ohne größere Widerstände, im folgenden Jahr, stand aber schon ganz im Zeichen des Marsches in den Weltkrieg.
Der abschließende dritte Teil der Darstellung ist den Jahrzehnten nach dem Krieg gewidmet. Hier folgt das Buch am stärksten der offiziellen Selbstdarstellung und ist im wesentlichen am Ablauf der Kongresse orientiert. Immerhin gibt es einige Bemerkungen, die die schädlichen Folgen der Spaltung der internationalen Gewerkschaftsbewegung im Kalten Krieg erkennen lassen und auch Kritik an manchen Zügen der Außenpolitik der amerikanischen Gewerkschaften. Der letzte hier behandelte Kongreß der IBBH fand 1989 ausgerechnet in Singapur statt, ansonsten nicht gerade als Hort politischer und gewerkschaftlicher Freiheiten bekannt. Dadurch kam aber wenigstens eine verstärkte Hinwendung zu Problemen der „dritten Welt“ zum Ausdruck und damit eine Abkehr von der Europa- und Nordamerikazentriertheit der „internationalen“ Gewerkschaftsbewegung. Immerhin verzichten die Autoren in ihrem Ausblick auf einen platten Optimismus, sozusagen als Bilanz eines mehr oder weniger ungebrochenen Aufstiegs der Gewerkschaftsbewegung. Zwar kann die IBBH wie alle vergleichbaren Internationalen eine große organisatorische Festigung verzeichnen, doch in allen Teilen der Welt, ob hochindustrialisiert oder nicht, muß die Gewerkschaftsbewegung mit massiven Herausforderungen rechnen.
Wie diese drei Darstellungen deutlich machen, waren die Internationalen Berufssekretariate, da sie von den ganz „konkreten“ Dingen ausgingen, von Anfang an vom „praktischen Reformismus“ bestimmt. Allerdings konnte das durchaus verschiedene Formen annehmen. Die Schlagkraft war größer, je stärker die nationalen Organisationen waren, wobei sich internationale Organisationen erst herausbildeten, wenn es ein Minimum an nationalen gab; damit stellten sie auch nicht viel mehr als die Summe der nationalen Organisationen dar. Waren insbesondere die tonangebenden Gewerkschaften „gemäßigt“, dann waren übernationale Solidarität und „proletarischer Internationalismus“ kleingeschrieben, wie man besonders deutlich beim Verhalten der Bergarbeiterinternationale während des Streiks in Großbritannien 1926 sehen kann.
Diese Entwicklung war allerdings gleichsam strukturell bestimmt. Die internationalen Organisationen waren von Anfang an praktisch ausschließlich von den nationalen hauptamtlichen Apparaten bestimmt (und sind es heute erst recht), aus denen die Delegierten zu den internationalen Kongressen kamen und aus denen heraus sich auch die internationalen Funktionäre rekrutierten (und was vielleicht noch stärker thematisiert

werden sollte, als es hier geschieht). Dabei sollte man allerdings auch realistisch sehen, daß selbst bis zum Zweiten Weltkrieg ein „internationaler Apparat" nur einen sehr geringen Umfang hatte. Jedenfalls waren die IBS noch einem viel stärkeren Druck zum Reformismus unterworfen als die nationalen Gewerkschaften. Die syndikalistische Minderheit vor dem Ersten Weltkrieg, hauptsächlich von den Franzosen getragen, stand von Anfang an auf einem verlorenen Posten.
Immerhin haben die IBS einen für die Herausbildung der internationalen Gewerkschaftsbewegung nicht zu unterschätzenden Stellenwert, da, wenn überhaupt, sie die Träger internationaler gewerkschaftlicher Aktionen waren und sie dadurch auch für die Entwicklung vieler nationaler Gewerkschaften eine wichtige Rolle spielten. Das komplizierte Wechselverhältnis von nationalen und internationalen Gewerkschaftsorganisationen, wozu auch die Beziehungen zwischen Gewerkschaften und jeweiliger Arbeiterschaft zugeordnet werden müssen, lassen diese Organisationsdarstellungen mehr oder weniger deutlich erkennen. Was es an internationaler Gewerkschaftsorganisation gab, wurde jedenfalls praktisch getragen von den IBS, was immer wieder zu komplizierten und konfliktreichen Wechselbeziehungen zwischen dem internationalen Zusammenschluß der Landeszentralen (vor dem Zweiten Weltkrieg: Internationaler Gewerkschaftsbund) und den Internationalen Berufssekretariaten, besonders zwischen den einflußreichen unter ihnen, führte. Bleibt schließlich nur noch der Hinweis darauf, daß man bei all dem nicht vergessen sollte, daß der „internationale Anspruch" bis lange Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auf die entwickelten kapitalistischen Länder beschränkt blieb. Dies verweist darauf, daß die IBS in den Zusammenhang einer Gesamtdarstellung der internationalen Gewerkschaftsbewegung mit all ihren verschiedenen Erscheinungsformen gestellt werden müssen.

Reiner Tosstorff

Serge Wolikow/Michel Cordillot (Hrsg.), Prolétaires de tous les pays, unissez-vous? Les difficiles chemins de l'internationalisme (1848-1956), Dijon: EUD, 1993, 253 S.

Serge Wolikow u.a. (Hrsg.), Écrire des vies. Biographie et mouvement ouvrier XIX-XX siècles, Dijon: EUD (=Territoires contemporaines. Cahiers de l'IHC, Nr. 1, 1994), 125 S.

Die *„schwierigen Wege"* des *„proletarischen Internationalismus"* zwischen 1848 und 1956 beleuchtet der Sammelband, der aus einer Tagung an der Universität Dijon hervorging. Zahlreiche Einzelfallstudien sind in fünf Themenblöcke zusammengefaßt: Beim ersten geht es um die internationale Solidarität angesichts nationaler Vorurteile, vor allem im Zusammenhang mit der Immigration bis zum Ersten Weltkrieg. Der zweite stellt die organisatorischen Herausforderungen an die Arbeiterorganisationen in den multinationalen Staaten vor dem Weltkrieg dar. Ein dritter Teil beleuchtet Probleme aus der Geschichte der Komintern; ein vierter stellt die Folgen für den organisierten Internationalismus durch den Sieg Hitlers dar. Schließlich behandelt der abschließende Themenblock die Auswirkungen des Stalinismus auf den Internationalismus.
Angesichts ihrer Vielzahl lassen sich die Beiträge kaum auf einen gemeinsamen Nenner bezüglich der Interpretation bringen, da natürlich jeder Autor andere Akzente setzt. Auch geht es hier nicht so sehr um die Manfestationen des Internationalismus im Rahmen großer heroischer, vielleicht sogar siegreicher Bewegungen, sondern eher darum, den *„schwarzen Faden der Probleme und Krisen zu verfolgen"*, um in solchen Momenten den historischen Prozeß zu verstehen, so der Herausgeber Wolikow in seiner Einlei-

tung. Der schwierige Gang des proletarischen Internationalismus könne die aktuellen Reflexionen über die Fortdauer des *„fait national"* und über die Herausbildung neuer transnationaler politischer, ideologischer und kultureller Formen stimulieren.
Auch das zweite hier anzuzeigende Bändchen ist Ergebnis von Forschungen am Institut für Zeitgeschichte der Universität Dijon. Es faßt Beiträge zum Thema Biographie in der Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung zusammen. Diese Diskussion kann in Frankreich ja nicht nur auf die Ergebnisse des biographischen Genres, auf Veröffentlichungen mehr oder weniger exemplarischer Lebensläufe aufbauen. Durch den „Maitron", das mehr als dreißig Bände umfassende biographische Nachschlagewerk über die Aktivistinnen und Aktivisten der französischen Arbeiterbewegung, liegt auch so etwas wie eine kollektive Biographie vor, die nicht nur einzelne Berühmtheiten, sondern fast das gesamte „Kader" beinhaltet. Trotz der riesengroßen Schwierigkeiten, die mit der Erarbeitung all dieser Lebensläufe verbunden waren, ermöglichte dies schließlich in einem umfassenden Sinne auch den Vergleich und die Interpretation von vielen Einzelbiographien. Daran knüpfen die beiden methodischen Beiträge in diesem Bändchen an, die durch vier biographische Artikel sowie eine Bibliographie zum Thema ergänzt werden.

Reiner Tosstorff

Enzo Traverso, Die Marxisten und die jüdische Frage. Geschichte einer Debatte (1843-1943), Mainz: Decaton Verlag, 1995, 255 S.
Jack Jacobs, Sozialisten und die „jüdische Frage" nach Marx, Mainz: Decaton Verlag, 1994, 239 S.
Mario Keßler, Zionismus und internationale Arbeiterbewegung 1897 bis 1933, Berlin: Akademie Verlag, 1994, 210 S.
Mario Keßler, Antisemitismus, Zionismus und Sozialismus. Arbeiterbewegung und jüdische Frage im 20. Jahrhundert, Mainz: Decaton Verlag, 1993, 156 S.
Juden und deutsche Arbeiterbewegung bis 1933. Soziale Utopien und religiös-kulturelle Traditionen. Hrsg. von Ludger Heid und Arnold Paucker, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 1992, 245 S.
Hans-Gerd Henke, Der „Jude" als Kollektivsymbol in der deutschen Sozialdemokratie 1890-1914, Mainz: Decaton Verlag, 1994, 130 S.
Insofern im Marxismus die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft auf den Hauptwiderspruch zwischen Arbeit und Kapital reduziert und Emanzipation als Auflösung dieses Widerspruchs verstanden wurde, mußten mit einer gewissen logischen Konsequenz alle anderen gesellschaftlichen Probleme diesem Hauptwiderspruch subsumiert werden. Marxistisches Denken ist insofern in vielerlei Hinsicht auch der Versuch gewesen, reale gesellschaftliche Probleme zugunsten eines theoretischen Entwicklungsmodells hinwegzudiskutieren; zu fragen wäre demzufolge, inwieweit Marxismus da, wo er sich als Systemdenken und nicht als Revolutionstheorie versteht, ein der Logik des Kapitals adäquates Theoriemodell der bürgerlichen Gesellschaft darstellt. Soziale Realitäten, die den Bedürfnissen des Kapitals nicht kompatibel sind, müssen dessen Logik zufolge aufgebrochen und den Bedürfnissen zugänglich gemacht, d.h., zu Kapitalmärkten transformiert werden. Das Kapital ist in seiner Logik schon immer international, auch wenn es sich realhistorisch erst einmal in nationalen Grenzen durchsetzen mußte. In einem historisch analogen Prozeß konstituierten sich Nationalstaaten, in deren Innerem eine langfristig angelegte Entwicklung des Ausgleichs und der Angleichung sozial und kulturell unterschiedlicher Milieus in Gang gesetzt wurde, in deren Kontext soziale

Minderheiten gleich welcher Herkunft entweder integriert bzw. assimiliert oder aber zwecks nationaler Identitätsstiftung ausgesperrt und stigmatisiert wurden.
Es waren die Juden, die in der europäischen Geschichte, besonders in Deutschland, diese Doppelrolle der einerseits ins bürgerliche Dasein zu integrierenden, andererseits zwecks nationaler Selbstfindung zu stigmatisierenden Bevölkerungsgruppe gespielt haben. Während ihnen seit der Französischen Revolution in von Land zu Land unterschiedlichem Maße die Emanzipation zum Bürger gewährt wurde, was aber letztlich nichts anderes bedeutete als die Aufgabe der eigenen sozialen und kulturellen Identität - die berühmte deutsch-jüdische Symbiose ist in dieser Perspektive nichts anderes als der Versuch jüdischer Bürger, sich den Regularien der deutschen Gesellschaft zu assimilieren -, wurden sie zugleich unter Rückgriff auf den im christlichen Europa seit Jahrhunderten tradierten religiös begründeten Antijudaismus zunehmend und kulminierend im nationalsozialistischen Völkermord mit rassistischen Argumenten aus der Gesellschaft ausgegrenzt.
Als Karl Marx im Jahre 1844 seine Schrift „Zur Judenfrage" veröffentlichte, rekurrierte er zum einen auf die geforderte staatsbürgerliche Emanzipation der Juden, monierte aber zum anderen, indem er die Juden mit Geld, Handel und damit mit dem Kapitalismus identifizierte, daß die wahre Emanzipation der Juden in der Emanzipation von sich selbst bestehe: *„Die gesellschaftliche Emanzipation des Juden ist die Emanzipation der Gesellschaft vom Judentum."* Diese Bemerkung von Marx, so mißverständlich sie mit dem in den nächsten Jahrzehnten anwachsenden Antisemitismus auch werden mußte - zuguterletzt wurde auch noch Marx selbst mit dem Vorwurf des Antisemitismus konfrontiert -, stand eindeutig in der emanzipatorischen Tradition der Aufklärung. In dem Maße allerdings, in dem das Projekt der Emanzipation der Juden im Sinne einer Integration in die bürgerlichen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts von diesen selbst verworfen und ad absurdum geführt wurde, sah sich die ausgeschlossene und stigmatisierte jüdische Bevölkerung, zumindest dann, wenn sie sich nicht unter allen Umständen assimilieren wollte bzw. - vorzugsweise aus Osteuropa - in überseeische Länder, insbesondere die Vereinigten Staaten, auswanderte, genötigt, sich in einer eigenen Gesellschaft zu organisieren, ein Projekt, das seit Ende des letzten Jahrhunderts seinen Niederschlag im Zionismus fand. Für Linke, insbesondere jene, die selbst jüdischer Herkunft waren, stellte sich die jüdische Frage seither in einem dreifachen Kontext: Zum ersten in traditioneller Sichtweise - im Anschluß an Marx - im Kontext der Integration der Juden in die bürgerliche Gesellschaft und der damit verbundenen Perspektive einer Aufhebung dieser Gesellschaft durch die Arbeiterbewegung, zum zweiten im Kontext des zunehmend rassistisch begründeten und auf den Ausschluß der Juden aus der bürgerlichen Gesellschaft abzielenden Antisemitismus, der durchaus nicht nur ein (klein)bürgerliches Unternehmen war, sondern auch in den unteren Schichten auf Resonanz stieß und drittens schließlich im Kontext der zionistischen Bewegung und - nach 1945 - der Gründung des Staates Israel.
Mit den Arbeiten von Enzo Traverso und Jack Jacobs liegen zwei Untersuchungen vor, die zum einen zeigen, daß die jüdische Frage wohl für nahezu alle bedeutenden marxistischen bzw. sozialistischen Theoretiker in der ein oder anderen Weise ein wichtiges Thema war, daß aber zum anderen die Meinungen dazu und insbesondere zum Zionismus sowie zum jüdischen „Bund" in vielerlei Hinsicht voneinander differierten. Rosa Luxemburg, Karl Kautsky und Eduard Bernstein z.B., so zeigt Jacobs, vertraten grundsätzlich die tradierte assimilatorische Haltung; während Kautsky jedoch Sympathien für den „Bund" zeigte, war dieser für Rosa Luxemburg, die mit den Problemen der Arbei-

terbewegung in Rußland und Polen viel unmittelbarer konfrontiert war als Kautsky, fast schon ein rotes Tuch, und Eduard Bernstein schließlich entwickelte angesichts des wachsenden Antisemitismus seit dem Ersten Weltkrieg durchaus auch Sympathien für den Arbeiterzionismus. Noch deutlicher traten die Ambivalenzen in der österreichischen Sozialdemokratie hervor, wie Jacobs am Beispiel von Victor Adler, Max Adler, Friedrich Adler und Otto Bauer zeigt. Eine ganze eigene Ausprägung erlebte die jüdische Frage in Osteuropa, insofern hier bereits 1897 mit dem „Bund" eine eigene jüdische sozialistische Organisation gegründet wurde, der mit der „Zionistischen Sozialistischen Arbeiterpartei", der „Jüdischen Sozialistischen Arbeiterpartei" und der "Jüdischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Poale Zion" weitere Parteien folgten, für die sich allesamt das Problem einer eigenständigen jüdischen Arbeiterbewegung und auch die Frage einer eigenen jüdischen Nation in ganz anderer Weise stellte als für jüdische Sozialisten in den sozialdemokratischen Parteien Deutschlands und Österreichs oder auch für Lenin, der eine traditionelle assimilatorische Haltung einnahm. Angesichts der von ihm im einzelnen aufgezeigten teilweise feinen Differenzen in der Wahrnehmung der jüdischen Frage kann Jacobs zurecht zu der Schlußfolgerung gelangen, *„daß es am Ende des neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts keine allgemeingültige sozialistische oder marxistische Einstellung zur jüdischen Frage gab"*. Eine Feststellung, der ohne Zweifel auch Enzo Traverso mit seiner, was den historischen Zeitraum anbelangt, umfassender angelegten Arbeit zustimmen kann. Das grundlegende Problem, so auch Traverso, vor das sich jüdische Sozialisten und Marxisten bzw. Sozialisten und Marxisten, die sich mit der jüdischen Frage beschäftigten, gestellt sahen, war das Problem der Assimilation bzw. der kulturellen oder - im Kontext der zionistischen Bewegung - gar nationalen Selbständigkeit. In zehn Kapiteln - ausgehend von Marx und Engels über die deutschen, österreichischen, russischen und polnischen Marxisten, die jüdischen Sozialisten und Marxisten in Osteuropa, die Juden im bolschewistischen Rußland nach der Revolution von 1917, Antonio Gramsci, Walter Benjamin, die Weimarer Verhältnisse bis zu Abraham Léon, der als sechsundzwanzigjähriger in Auschwitz umkam, und seinem hinterlassenen Werk „Judenfrage und Kapitalismus" - spürt Traverso den verschiedensten Ausprägungen der marxistischen Diskussionen über die jüdische Frage nach, um schließlich zu dem Ergebnis zu kommen, *„daß die Geschichte der marxistischen Debatte über die jüdische Frage die Geschichte eines Unverständnisses ist. Das klassische marxistische Denken war weder in der Lage, die Natur des Antisemitismus zu begreifen, noch das jüdische Bestreben nach einer eigenen, klar ausgeprägten Identität anzuerkennen."* Die grundlegenden Differenzen zwischen denjenigen, die im Anschluß an Marx und dessen aufklärerischer Konzeption trotz aller widriger Erfahrungen mit dem Antisemitismus an der Idee der Assimilation festhielten und denjenigen, die sich insbesondere in Osteuropa - angestoßen nicht zuletzt durch die ideologischen und praktischen Exzesse der Antisemiten - auf die spezifische kulturelle und nationale Identität der jüdischen Bevölkerung beriefen und in letzter Konsequenz einen eigenen jüdischen Staat forderten, waren nicht aufzulösen. Am Beispiel der jüdischen Frage zeigt sich in exemplarischer Weise, so Traverso, daß *„es dem klassischen sozialistischen Denken nicht (gelang), den Kampf für die Gleichheit der Unterdrückten auch als Kampf für die Anerkennung ihres Rechts auf den Unterschied zu definieren"*. Erst die Erfahrung von Auschwitz einerseits und die Gründung des Staates Israel andererseits stellten die Diskussionen über die jüdische Frage in einen ganz neuen Rahmen; zu den erschreckendsten Erfahrungen dieser neueren Diskussio-

nen gehört ohne Zweifel die Wiedergeburt des Antisemitismus in der Gestalt des antiimperialistisch argumentierenden linken Antizionismus.
Daß der Antizionismus bereits auf eine längere Geschichte zurückblicken kann, erfährt man auch aus Mario Keßlers Arbeit über „Zionismus und internationale Arbeiterbewegung 1897 bis 1933". Keßler konzentriert sich in seiner Untersuchung nach zwei einleitenden Kapiteln, die sich mit der Entstehung des politischen Zionismus und der Thematisierung der jüdischen Frage und des Antisemitismus in der Arbeiterbewegung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts beschäftigen, auf die Beziehungen zwischen internationaler Arbeiterbewegung und Zionismus in der Zeit zwischen der Jahrhundertwende und dem Jahr 1933. Dabei werden, besonders in dem Kapitel, das sich mit der Zeit bis 1914 beschäftigt, eine Reihe von Themen angesprochen - das Verhältnis von Zionisten und Sozialisten in Osteuropa, die Diskussion der jüdischen Frage in der internationalen Sozialdemokratie - die bereits von Jacobs und Traverso her bekannt sind; explizit thematisiert werden die ersten Annäherungsversuche zwischen der Zweiten Internationale und sozialistischen Zionisten, die in Deutschland zuerst bei rechten Sozialdemokraten um die „Sozialistischen Monatshefte" auf Zuspruch stießen, in Kreisen also, die von Keßler zurecht in den Kontext einer revisionistischen Kolonialpolitik gestellt werden und die auch im Zionismus ein zivilisatorisches Element zu entdecken glaubten. Im folgenden Kapitel, das sich mit der Phase vom Ersten Weltkrieg bis zum Jahre 1923 befaßt, werden insbesondere die Oktoberrevolution mit ihren unmittelbaren Folgen für die ostjüdische Arbeiterbewegung, die Anschlußbemühungen der linken Poale Zion an die Kommunistische Internationale und die Anfänge einer kommunistischen Bewegung in Palästina behandelt. Das letzte Kapitel schließlich thematisiert die Positionen der Kommunistischen Internationale (KI) und der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (SAI) zum Zionismus in den Jahren 1923 bis 1933. Während es innerhalb der SAI, besonders auch in Deutschland, sehr unterschiedliche Positionen zum Zionismus gab, entwickelte sich innerhalb der KI und ihrer Sektionen, auch in der Kommunistischen Partei Palästinas, eine eindeutig antizionistische Haltung; gemeinsam war beiden Organisationen jedoch die tragisch falsche Einschätzung der Rolle des Antisemitismus in der nationalsozialistischen Bewegung. In der Sowjetunion, wo der jüdischen Bevölkerung 1928 ein eigenes Ansiedlungsgebiet in Birobidshan als Alternative zu Palästina angeboten wurde, zugleich aber, im Jahre 1930, die Jewsekzija, die jüdische Sektion der russischen Kommunistischen Partei aufgelöst wurde, machten sich bereits in den zwanziger Jahren, insbesondere auch im Kontext der Auseinandersetzungen zwischen Stalin und der Linken Opposition, antisemitische Tendenzen bemerkbar. Den stalinistischen Säuberungen fielen die führenden Köpfe im Ansiedlungsgebiet Birobidshan, die ehemaligen Führungspersönlichkeiten der Jewsekzija und schließlich auch die in die Sowjetunion emigrierten führenden Mitglieder der Kommunistischen Partei Palästinas zum Opfer. Als Ergänzung zu Keßlers Untersuchung lassen sich die in dem Sammelband „Antisemitismus, Zionismus und Sozialismus" zusammengestellten zwölf Texte lesen, die bis auf wenige Ausnahmen bereits in Zeitschriften oder Sammelbänden erschienen sind und zumeist die erwähnten Themen ansprechen, zum Teil auch vertiefen, wobei von besonderem Interesse sicherlich die Texte sind, die sich mit der Diskussion der jüdischen Frage in der Kommunistischen Internationale, mit dem Antisemitismus in der frühen Sowjetunion und dem stalinistischen Terror gegen jüdische Kommunisten Ende der dreißiger Jahre befassen.
Der von Ludger Heid und Arnold Paucker herausgegebene Sammelband, der die Beiträge einer vom Duisburger Salomon Ludwig-Steinheim-Institut für deutsch-jüdische

Geschichte und dem Londoner Leo Baeck Institute veranstalteten Tagung versammelt, enthält insgesamt sechzehn Texte, die sich mit unterschiedlichsten Themen beschäftigen, auf die hier im einzelnen einzugehen nicht der Platz ist. Hingewiesen sei besonders auf die Beiträge von Arno Herzig über „Judenhaß und Antisemitismus bei den Unterschichten und in der frühen Arbeiterbewegung", Micha Brumlik über „Antisemitismus im Frühsozialismus und Anarchismus", Hanna Delf über den Briefwechsel zwischen Gustav Landauer und Fritz Mauthner sowie Ludger Heid über das Verhältnis von Sozialisten zur „Ostjudenfrage": Daneben finden sich eine ganze Reihe von biographischen Beiträgen, u.a. zu Stephan Born, Eduard Bernstein, Paul Singer, Gustav Mayer, Rosa Luxemburg und Luise Kautsky sowie Rosi Wolfstein-Frölich. In ihrem Vorwort resümieren die Herausgeber die in allen Beiträgen auftauchende Frage nach dem Stellenwert des Antisemitismus in der Arbeiterbewegung dahingehend, *„daß die Arbeiterparteien das 'antisemitische Erbe' der zu ihnen stoßenden proletarischen Unterschichten am ehesten zu bewältigen verstanden, und daß die Auffassung von einem der sozialistischen Bewegung immanenten Antisemitismus einseitig und damit unhaltbar sei"*. Der Frage nach der Verbreitung antisemitischer Stereotypen innerhalb der deutschen Sozialdemokratie in der Zeit von 1890 bis 1914 widmet sich die letzte hier vorzustellende Arbeit von Hans-Gerd Henke. Henke kommt in seiner einem literaturwissenschaftlich begründeten diskurstheoretischen Ansatz verpflichteten Untersuchung, die allerdings insofern an der Oberfläche bleibt, als sie zwar aufzuzeigen in der Lage ist, wie Diskurse organisiert und strukturiert sind, allerdings nicht nach den Ursachen dieser Diskurse fragt, zu dem Ergebnis, daß auch die sozialdemokratischen Medien der damaligen Zeit zwar dem hegemonialen antisemitischen Diskurs verbunden waren, daß sich jedoch trotzdem *„aus den genannten Befunden der Vorwurf des Antisemitismus nicht ableiten"* läßt.

Karl Andres

Siegfried Heimann/Franz Walter, Religiöse Sozialisten und Freidenker in der Weimarer Republik, Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 1993, 392 S.

Die mit dem vorliegenden vierten Band abgeschlossene Publikationsreihe über die „Sozialistischen Kultur- und Freizeitorganisationen in der Weimarer Republik" beschränkt sich auf die Kulturvereinigungen sozialdemokratischer Provenienz. Obgleich das Hauptgewicht des ersten Teils des vorliegenden Bandes auf dem im Jahr 1926 als Dachverband konzipierten „Bund der religiösen Sozialisten" (BRSD) liegt, werden auch ähnlich geartete Verbände berücksichtigt, die jedoch organisatorisch eigenständig blieben

Der deskriptiv gehaltenen Untersuchung des programmatischen Selbstverständnisses des BRSD - insbesondere seinem prekären Verhältnis zur materialistischen Philosophie der noch marxistisch inspirierten Sozialdemokratie - sowie der Praxis der religiösen Sozialisten und deren regional unterschiedlicher Entwicklung folgt eine kurz gehaltene Analyse der Mitgliederstrukturen. Genaue Zahlenangaben über die organisierte sozialistisch-religiöse Bewegung waren offenbar nur schwer zu ermitteln. Die Mitgliederzahl wird auf ca. 20.000 bis 30.000 taxiert. Die Wortführer des BRSD entstammten größtenteils den Kreisen sozialistisch gesinnter Pfarrer und religiös-sozialistischer Lehrer. Die Basis setzte sich überwiegend aus sozialdemokratischen Handwerkern, Angestellten und auch aus ArbeiterInnen zusammen, die überwiegend der Amtskirche verbunden blieben. Die weiblichen Mitglieder blieben - und hier unterschied sich die religiös-sozialistische Bewegung soziostrukturell kaum von der übrigen ArbeiterInnenbe-

wegung - in den Führungspositionen wie auch an der Basis deutlich unterrepräsentiert. Die religiös sozialistische Bewegung charakterisiert Siegfried Heimann nicht als sozialdemokratische Vorfeldorganisation, deren Wortführer der SPD bereits vor 1933 den Weg zu einer klassenübergreifenden Volkspartei geebnet hätten, sondern als den Versuch der Integration kirchlich gebundener Beschäftigter in die ArbeiterInnenbewegung. Der Charakter des BRSD sei dabei zwar *„interkonfessionell, interreligiös und interfraktionell"* (S.11) gewesen, tatsächlich aber setzte sich der Dachverband weitgehend aus sozialdemokratischen ProtestantInnen zusammen. Der Einfluß der religiösen Sozialisten blieb - wie übrigens auch der der ungleich stärkeren Freidenkerverbände - in der SPD eher marginal. Die sozialdemokratische Freidenkerbewegung, die mit ihren 600.000 organisierten Mitgliedern die Ende der zwanziger Jahre noch verbreitete atheistische Orientierung der Parteibasis reflektierte, konnte trotz ihrer quantitativen Stärke ihre antiklerikalen Tendenzen nicht politisch umsetzen. Der durch die tagespolitischen Konzessionen an die bürgerlichen Koalitionsparteien bedingte kirchenfreundliche Kurs der SPD kontrastierte dabei mit dem verbalradikalen Atheismus der Freidenkerfraktion in der Partei. In ihren primären Ziel, der Trennung von Staat und Kirche, bestand indessen eine Deckungsgleichheit freidenkerischer und religiös-sozialdemokratischer Interessen. Die sozialistische Programmatik des BRSD konnte dennoch nicht über die dominierenden nationalistischen Strömungen in der protestantischen Kirche hinwegtäuschen. Die politische Arbeit der religiösen Sozialisten beschränkte sich vornehmlich auf die mehr oder weniger erfolgreiche Beteiligung an kircheninternen Wahlen, zumal die kirchlich-sozialistische Praxis anscheinend kaum über die engere Vorstellung einer demokratischeren Volkskirche hinausgingen. Ansätze von tatsächlich emanzipatorisch-sozialistischen Alternativen im Sinne einer *„Selbstentwicklung kultischer Formen"* sucht man dagegen vergeblich, denn in der Praxis beschränkte sich die Tätigkeit der religiösen SozialistInnen anscheinend auf wenig erfolgreiche religiös-sozialistischen Predigten und eine pathetischen Blut- und Fahnen-Symbolik. Auf die erstarkenden klerikalfaschistischen 'Deutschen Christen' in der protestantischen Kirche reagierte die sozialistische Opposition nicht durch ihren Austritt (eine Diskussion darüber wird nicht belegt), sondern mit aufklärerisch angelegten Veranstaltungen. Den Eindruck einer sozialen Bewegung, die mit der „Kirche von Unten" der Gegenwart vergleichbar wäre, drängt sich eigentlich nicht auf, wenngleich deren Tradition hier aus den christlich-sozialistischen Wurzeln abgeleitet wird.

Als schulpolitisches Pendant zu den antiklerikalen Freidenkerverbänden gilt der um das Jahr 1920 aus einigen regionalen Reforminitiativen hervorgegangene „Bund der freien Schulgesellschaften". Mit den Schwerpunkten Rheinland-Westfalen, Thüringen und Sachsen sammelte der „Bund" einen Großteil der regionalen Eltern- und Lehrerinitiativen zu einem dezentral strukturierten Verband, deren ca. 60.000 - 100.000 Mitglieder in 250 Ortsvereinen etwa 240 weltliche Schulen errichteten. An diesen Schulen unterrichteten 1929 bereits mehr als 2.500 Lehrer rund 96.000 Schüler und Schülerinnen. Aufgrund eines relativ hohen Anteils an sozialistisch eingestellten Lehrkräften in den Freidenkerverbänden kam es zu einer Kooperation mit den BefürworterInnen der religionslosen Schule, die an einem Beispiel aufgezeigt wird. Die ideologische Fraktionierung des Bundes wird am Beispiel von SPD und KPD (die anfänglich tolerierende Distanz der KPD wich bald einer ablehnenden Haltung) aufgearbeitet. Die Syndikalisten werden beiläufig anläßlich ihrer Rolle im Dortmunder Schulkampf des Jahres 1921 erwähnt. Die für die Geschichte der Bewegungen relevanten Personen und Organisationen tauchen meist unvermittelt und ohne nähere Hinweise bezüglich ihrer Bedeutung

für den Gesamtkontext auf. Die „Kommunistische Arbeiter-Partei Deutschlands" (KAPD) etikettiert der Autor fälschlich als *„anarcho-syndikalistisch"*. Der für die freiheitliche Schulbewegung gleichfalls bedeutsame „Bund entschiedener Schulreformer" wird nur aufgrund der Anwesenheit zweier Redner auf einem Bundestag bemerkt.
Das Urteil, die weltlichen Schule sei *„nicht weniger dogmatisch und intransigent"* als die katholische Bekenntnisschule gewesen, da beide mit ihren (sozialistischen und religiösen) Heilsvisionen eine ghettoisierende Wirkung entfaltet hätten, setzt die bereits unterschwellig anklingende Tendenz der Gleichsetzung der gemeinsamen antidemokratischen Züge der freidenkerischen und klerikalen Praxis in Form des Irrationalismusvorwurfs fort. Aus dieser Perspektive müssen die emanzipatorischen Vorstellungen der Reformpädagogik mit den parteipolitischen Konstellationen der Weimarer Republik zwangsläufig korrelieren. Wenn gar die Schlußfolgerung aufgestellt wird, der Einfluß der autonom-weltlichen Schulbewegung habe auf die *„demokratische Republik verheerend"* gewirkt, dann klingt dies wie die in die Vergangenheit projizierte These, die antiautoritäre Erziehung sei mitverantwortlich für den Rechtsextremismus. Die weltliche Schulbewegung kann nichtsdestoweniger als der Versuch gelten, einer stark autoritär geprägten Erziehungspraxis eine selbstorganisierte Alternative entgegenzusetzen. Die Bedeutung des „Bundes freier Schulgesellschaften" als sozialistisch-pädagogischer Gegenpart tritt jedoch hinter der Aussage zurück, die schulischen Selbsthilfeeinrichtungen seien lediglich als *„Produkt schwerer politischer Niederlagen"* zu bewerten (S.371).
Die natürliche Gegnerschaft zwischen den innerparteilichen Fraktionen in Gestalt der christlichen Minorität und dem Freidenkerverband findet in der Schilderung der polemisch geführten Kontroversen der Kontrahenten ihren Niederschlag. Die Interdependenzen zwischen der SPD und ihren Vorfeldorganisationen werden detailliert herausgearbeitet. Trotz des anderslautenden Buchtitels widmen die Autoren jedoch der Freidenkerbewegung keine Aufmerksamkeit. Eine differenziertere Untersuchung der freidenkerischen, freireligiösen und religiös-sozialistischen Verbände und deren Verhältnis zueinander hätten dagegen mehr für das Verständnis der proletarischen Kulturbewegung beigetragen.
Beide Teile des Buches sind flüssig formuliert, leicht lesbar und geben einen anschaulichen Gesamtüberblick über die religiös-sozialistische Bewegung und die weltliche Schulbewegung. Für eine Publikation mit einem wissenschaftlichen Anspruch vermittelt es somit einen allgemeinverständlichen Eindruck zweier wichtiger Kulturorganisationen, die durch die eindimensionale Darstellung etwas geschmälert wird. Die ergänzende Auswertung der Archivbestände der politischen Polizei hätte vielleicht noch aufschlußreiches über die Verflechtungen der verzweigten Bewegungen zu Tage gefördert. Das erkenntnisleitende Motiv - das Verhältnis der Sozialdemokratie zu ihrem kulturellen Umfeld - ist jedoch eingehend aufgearbeitet.

Hartmut Rübner

Die Gründung der KPD. Protokoll und Materialien des Gründungsparteitages der Kommunistischen Partei Deutschlands 1918/19. Mit einer Einführung zur angeblichen Erstveröffentlichung durch die SED. Hg. von Hermann Weber, Berlin: Dietz Verlag, 1993, 356 S.
Bernd Kaufmann u.a., Der Nachrichtendienst der KPD 1919-1937, Berlin: Dietz Verlag, 1993, 462 S.
Jan v. Flocken/Michael F. Scholz, Ernst Wollweber. Saboteur - Minister - Unperson, Berlin: Aufbau Verlag, 1994, 224 S.

William Waack, Die vergessene Revolution. Olga Benario und die deutsche Revolte in Rio, Berlin: Aufbau Verlag, 1994, 314 S.

Als Hermann Weber 1969 die bis dahin als verschollen geltende stenografische Mitschrift des KPD-Gründungskongresses an der Jahreswende 1918/19 herausgab, war das durchaus eine kleine Sensation. Denn hier wurden die tiefen Meinungsverschiedenheiten über grundsätzliche Fragen (vor allem Parlamentarismus, Gewerkschaften, Organisationsaufbau) sehr deutlich, die die aus der Fusion zweier durchaus unterschiedlich geprägter Organisationen (den „Internationalen Kommunisten" mit den „Bremer Linksradikalen" als Kern und dem Spartakusbund) entstandene neue Partei fast sogleich wieder spaltete; bis dahin lag nur ein zusammenfassender Bericht vor. Allerdings muß man auch sagen, daß der Gründungsparteitag schnell durch die kurz darauf erfolgte Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts überschattet wurde. Jedenfalls zeigt die Lektüre, daß der Verlauf des Parteitags wenig Anlaß zu den dann in der DDR so gepflegten Mythen zur KPD-Geschichte bot. Nachdem nun aber ausgerechnet einem sozialdemokratischen Historiker der Fund gelungen war, den dieser darüber hinaus in einer kenntnisreichen, um zusätzliche Materialien, Anmerkungen und einen biographischen Anhang ergänzte Edition vorlegte, zog 1972 die SED nach und behauptete, auch in den Besitz von Kopien des Protokolls gelangt zu sein. Schnell wurde der Verdacht laut, es habe sich dabei um einen schlichten Raubdruck gehandelt, zumal die DDR-Herausgeber einige Anleihen bei Webers Anmerkungsapparat vorgenommen, bezeichnenderweise aber seine Kurzbiographien weggelassen hatten, da allzuviele der dort vorgestellten Personen später die Partei als Oppositionelle verließen. Inzwischen sind die genauen Umstände der Beschaffung klar. Über den US-Historiker David Morgan (Verfasser einer nur auf englisch erschienenen Studie über die USPD) hatte sich die SED einen Mikrofilm des Originals besorgt, entgegen den DDR-Gewohnheiten im Wirtschaftsverkehr mit dem „kapitalistischen Ausland" gänzlich unautorisiert und ohne Copyright, also wenn nicht ein Raubdruck, so doch im gewissen Sinne ein Raubfilm.

Da dieses wichtige Dokument in seinen beiden Ausgaben schon seit langem vergriffen ist, ist es vom Berliner Dietz Verlag als Nachdruck der Weberschen Ausgabe, leicht ergänzt (vor allem in den biographischen Anmerkungen) und um ein Vorwort erweitert, das die Publikationsgeschichte der DDR-Ausgabe ausführlich erläutert, neu aufgelegt worden. In gewissem Sinne also eine Art Wiedergutmachungsleistung der PDS? Vielleicht sollte die Wiederauflage dieses Protokolls auch daran denken lassen, daß gerade die Frühgeschichte der KPD im Vergleich zu ihrer späteren Entwicklung doch eher weniger erforscht ist. Insbesondere seit der Öffnung des ehemaligen SED-Archivs liegen allerdings zahlreiche neue Quellen vor, so daß man hoffen kann, daß diese Publikation entsprechende Forschungen anregen wird.

Aus der *„Geschichtsaufarbeitung"* - auch das gab es - des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) der DDR entstand die bisher erste durch umfassende Archivauswertung abgestützte Gesamtdarstellung des Geheimdienstes der KPD, des „Nachrichtendienstes". Der Name wechselte mehrfach; im Westen war er - aufgrund seines langjährigen Leiters und Opfers der Stalinschen Säuberungen - vor allem als Kippenberger-Apparat bekannt. Jedenfalls war diese historische Arbeit dem MfS dann doch zu brisant und so wurde sie zur Geheimen Verschlußsache erklärt, bis die Entwicklung nach 1989 den Autoren die Möglichkeit zur Überarbeitung und Veröffentlichung bot. Im Westen hatte es bis dahin nur ungefähre Kenntnisse dieses Geheimapparats gegeben, genährt aus Gerüchten, die in den KPD-Fraktionskämpfen aufgekommen waren, aus den Dokumenten der Polizeiüberwachung, gelegentlich beschlagnahmten Akten und aus In-

formationen ehemaliger Partei- und Apparatfunktionäre. Da jetzt das Parteiarchiv uneingeschränkt zugänglich ist, ist die Ausgangsbasis für Forschungen gänzlich anders, so wie man sie sich auch für andere Geheimapparate wünschen möchte.
Jedenfalls haben die Autoren eine solide, materialreiche Faktendarstellung vorgelegt, die den Weg des Apparates von seiner Entstehung (an der übrigens USPD-Leute einen gewichtigen Anteil hatten) über die vielen Etappen und Wendungen in der KPD-Geschichte, einschließlich der Fraktionskämpfe, in denen er natürlich auch ein Objekt war, bis hin zu der Zeit nach dem Sieg Hitlers, als er das Gerüst des KPD-Widerstandes darstellte, nachzeichnet. Verblüffend ist, wohin überall vor allem zur Zeit der Weimarer Republik dieser Geheimdienst eindringen konnte. Eher kurz angedeutet ist, daß er auch schnell, insbesondere als die „Bolschewisierung" Mitte der zwanzigerer Jahre griff, zum Mittel der Bespitzelung und Einschüchterung der Basis wurde, um jedwede oppositionelle Anwandlungen gleich im Keim ersticken zu können. Ob das nicht bei einer genaueren Durchsicht der Akten einen breiteren Platz, insbesondere auch auf die dreißiger Jahre bezogen, einnehmen müßte?
Besonders drei Fragen ergeben sich aus der Lektüre dieses Bandes. Zum einen wünscht man sich eine Gesamtdarstellung aller Geheimapparate (im Vorwort erwähnen die Autoren die Existenz anderer, ohne dies allerdings weiter auszuführen). Dann drängt sich aus der Darstellung der Autoren der Eindruck auf, der KPD-Nachrichtendienst habe kaum etwas mit den entsprechenden sowjetischen „Diensten" zu tun gehabt. Ob man nicht auch ohne Zugang zum KGB-Archiv dazu mehr sagen kann? Schließlich wüßte man gerne genauer, wie man sich das Ende dieses Apparats im Jahre 1937 und seine Nachfolge konkret vorzustellen hat, wozu die Autoren reichlich lapidar schreiben: *„An (die) Stelle traten Kaderorgane..."*.
Das Leben Ernst Wollwebers, der in den dreißiger Jahren durch die Organisierung eines aus der kommunistischen „Internationale der Seeleute und Hafenarbeiter" (ISH) hervorgegangenen Sabotageapparates bekannt wurde, der gegen Hitlers und Mussolinis Seeschiffahrt, speziell bei deren Transporten zur Versorgung Francos im Spanischen Bürgerkrieg vorging, und dann von 1953 bis 1957 als Minister für Staatssicherheit in der DDR amtierte, bis er als Gegner Ulbrichts abgelöst wurde und von der Bildfläche verschwand, spielte sich weitgehend in den Sphären kommunistischer Geheimapparate ab. Wollweber, U-Boot-Matrose in der deutschen Flotte und damit an der vordersten Front in der Novemberrevolution, stieß sehr schnell zur KPD, wo er bald auf der mittleren Ebene Führungsfunktionen bekleidete, ohne aber politisch wirklich gewichtig in Erscheinung zu treten. In der von starken politischen Diskussionen geprägten Frühzeit der Partei blieb er eher blaß und zeichnete sich vor allem durch entschiedene Führungstreue aus. Er erwarb sich z. B. Meriten bei der Bekämpfung der „Rechten" in deren Hochburg Schlesien. Seine eigentliche Zeit kam dann 1931 mit der ISH und vor allem mit der daraus sich entwickelnden, aber als eigenständiger Geheimapparat direkt von Moskau angeleiteten Sabotageorganisation. Von der Gestapo überall gesucht, wurde er 1940 in Schweden verhaftet. Bei Kriegsende in die Sowjetunion ausgewiesen, kam er in die SBZ/DDR und übernahm eher zufällig, als nach dem 17. Juni 1953 ein neuer Stasi-Chef nötig wurde, die Leitung des MfS. Aufgrund seiner ganzen bisherigen politischen Prägung war er viel zu unabhängig, um nicht zu erkennen, daß Ulbricht kein Gespür für die Unpopularität seiner Herrschaft besaß. So gehörte er zu denjenigen, die im Gefolge des 20. Parteitages der KPdSU seine Absetzung erwogen oder zumindest „andachten". Dieser Versuch scheiterte, auch Wollweber wurde gestürzt. Obwohl jahrzehntelang Parteifunktionär, wurde er in der DDR-Historiographie dann schlicht „über-

sehen". Auch wenn Wollweber zweifellos ein linientreuer Stalinist war - was ihm z. B. immer wieder entsprechende Charakterisierungen in Jan Valtins „Tagebuch der Hölle", seinem zeitweise „Untergebenen" in der ISH, einbrachte -, hebt er sich doch durch seinen abenteuerlichen Lebenslauf, wobei er auch höchste Risiken eingegangen war, von den zumeist mausgrauen DDR-Bürokratenexistenzen seiner vielen Minister- und ZK-Kollegen ab.

Für ihre eingängige und gut lesbar geschriebene Biographie konnten die Autoren neben der zahlreichen Sekundärliteratur, die z. T., was die skandinavischen Publikationen anbetrifft, kaum bekannt ist, vor allem auf Wollwebers unveröffentlichte Erinnerungen sowie Unterlagen des Parteiarchivs und auf Polizeiakten zurückgreifen. Entsprechend ihrer journalistischen Arbeitsweise enthält der Text keinen Anmerkungsapparat und beansprucht auch sicher nicht, eine wissenschaftliche Darstellung über die verschiedenen Geheimapparate zu sein. Vielleicht kann das Buch ja mit einen Anstoß dazu liefern, daß eine solche Arbeit über diese noch immer weitgehend ins Dunkle gehüllten Tätigkeiten speziell in den dreißiger Jahren auf der Grundlage der nun ja ziemlich weit offenliegenden Archive erfolgt.

Auch das Buch über *„Olga Benario und die deutsche Revolte in Rio"* spart nicht mit „Geheimenthüllungen". Sie betreffen die genauen Umstände des Versuchs der Komintern, 1935 in Brasilien eine Revolution durchzuführen. Dabei waren die brasilianischen Kommunisten nicht einmal eine sehr bedeutende Partei. Sie verfügten aber über eine charismatische Figur mit dem aus der nationalistischen Offiziersbewegung der zwanziger Jahre hervorgegangenen Luiz Carlos Prestes, der 1935 die Zeit für einen bewaffneten Aufstand für reif hielt (womit er wohl die Oktoberrevolution mit einem lateinamerikanischen Militärumsturz verwechselte, wie sich dann herausstellte). Dieser Versuch erfolgte nach intensiver Absprache mit der und Vorbereitung durch die Komintern, die auch entsprechende Unterstützung, vor allem durch die Entsendung zahlreicher Spezialisten, gab. Doch wurde der weitgehend auf Rio beschränkte (übrigens unter antiimperialistischem, nicht sozialistischem Vorzeichen erfolgende) Aufstand im Keim erstickt und eine gnadenlose Repression folgte. Nicht nur brasilianische Parteiführer, auch mehrere der Komintern-Vertreter wurden verhaftet (darunter die deutsche Jüdin Olga Benario, inzwischen Prestes Lebensgefährtin, die dann an die Nazis ausgeliefert wurde und im KZ umkam, und der langjährige KPD-Führer Artur Ewert, der unter den Folterungen seine geistige Gesundheit verlor und, nach 1945 in die SBZ/DDR gekommen, dort nie wieder das Sanatorium verlassen konnte). Die „kritische Aufarbeitung" durch die Komintern kam zu dem Resultat, daß die Linie, sprich die Politik der Komintern-Führung, natürlich richtig gewesen war, Fehler hätte allein die Partei begangen. Eine Reihe der mit dieser Aktion Befaßten wurde dann Opfer der innersowjetischen Säuberungen. Dies alles ist höchst spannend und anschaulich erzählt. Dieses Buch eines brasilianischen Journalisten, das auf umfangreichen Recherchen im Komintern-Archiv beruht, war verständlicherweise in Brasilien bei seinem Erscheinen eine große Sensation, denn hier wurden die vielen Interna zum ersten Mal enthüllt, die nur dieses Archiv hergeben konnte. Leider ist dieses Buch in der deutschen Ausgabe nicht nur im Text etwas gekürzt (ohne daß dies kenntlich gemacht wurde), auch der ganze Anmerkungsapparat ist weggelassen; zudem wurde auf ein Register verzichtet. Nur noch abwegig zu nennen ist der Untertitel, der aus der Tatsache der Teilnahme einiger deutscher Berufsrevolutionäre das ganze gleich zu einer *„deutschen Revolte"* stilisiert. Haben da etwa die „Volksdeutschen" in Brasilien revoltiert?, fragt man sich. Auch Olga Benario war sicher nicht die Schlüsselperson des Aufstandes. Sie war allerdings in der DDR be-

kannt als eine der Heldinnen des antifaschistischen Widerstandes, woran der Aufbau-Verlag sicher anknüpfen wollte. Immerhin, ein westdeutscher Verlag ist das Risiko mit dieser Ausgabe nicht eingegangen; trotz allem liefert das Buch auch in der deutschen Fassung noch eine interessante Lektüre.

Reiner Tosstorff

Larry Peterson, German Communism, Workers' Protest, and Labor Unions. The Politics of the United Front in Rhineland-Westphalia 1920-1924, Dordrecht-Boston-London/Amsterdam: Kluwer Academic Publications/International Institut of Social History, 1993, 556 S.

Als um die Jahreswende von 1918 zu 1919 die KPD gegründet wurde, trafen unterschiedliche Gruppierungen aufeinander, die zu einer einheitlich agierenden Organisation zu verbinden sich im Laufe des folgenden Jahres als unmöglich erweisen sollte. Erst seit Ende 1919, nach dem Ausschluß der linksradikalen Opposition, die sich im Frühjahr 1920 in der KAPD und der AAUD zusammenfand, um schon bald darauf weiteren Spaltungen zu erliegen, und insbesondere nach dem Zusammenschluß mit der USPD-Linken Ende 1920 wurde aus der KPD eine - zunehmend allerdings von den Interessen der Sowjetunion abhängiger werdende - ernst zu nehmende und zumindest zeitweise in größeren Teilen der Arbeiterschaft verankerte Organisation. Zeitgleich mit der Gründung der KPD waren - insbesondere auch im Ruhrgebiet - eine ganze Reihe von wohl vornehmlich aus Enttäuschung über die Politik der Sozialdemokratie und der Freien Gewerkschaften resultierenden linken Arbeiterunionen gegründet worden, die auf Betriebsebene oder auch in lokalen Zusammenhängen durchaus über einen nicht zu unterschätzenden Einfluß verfügten, so daß man zumindest für die frühen Jahre der Weimarer Republik speziell in den Industriegebieten von einem insgesamt nicht unerheblichen revolutionären Potential ausgehen kann. Zu fragen allerdings ist, ob und wenn ja, wie und unter welchen Umständen es hätte gelingen können, dieses Potential gegebenenfalls auch zu aktivieren.

Das Ruhrgebiet ist, mehr noch als andere Regionen Deutschlands, in den ersten Jahren der Weimarer Republik ein Experimentierfeld für revolutionäre Partei- und Gewerkschaftspolitik linker und linksradikaler Organisationen gewesen. Insbesondere zur Zeit der umfassenden Streikbewegungen der Jahre 1918 und 1919 sowie während der kurzen Existenz der zuerst zur Niederschlagung des Kapp-Putsches, dann aber auch mit dem Ziel einer umfassenden Umgestaltung der sozialen Verhältnisse organisierten Roten Ruhrarmee im Frühjahr 1920 manifestierten sich die Erwartungen hinsichtlich einer auf die Sozialisierung der großen Bergbau- und Industriebetriebe zielenden Umwälzung. Aber auch nach der im allgemeinen Bewußtsein mit dem Verrat der sozialdemokratischen Führer in Zusammenhang gebrachten Zerschlagung der Roten Ruhrarmee und damit der vorerst letzten in großem Maßstabe parteiübergreifenden Sozialisierungsbewegung blieb das Ruhrgebiet bis ins Jahr 1924, bis zu den Anfängen der Stabilisierungsphase der Weimarer Republik eine von zahlreichen Streiks und intensiven Auseinandersetzungen zwischen den linken Parteien und insbesondere den verschiedenen gewerkschaftlichen Organisationen geprägter Unruheherd.

Im Anschluß an das dreibändige Standardwerk von Erhard Lucas über die „Märzrevolution 1920", in dem auch die Ereignisse der Jahre 1918 und 1919 in die Darstellung einbezogen sind, liegt mit Petersons auf seiner Dissertation aus dem Jahre 1979 beruhender Studie der überaus gelungene Versuch vor, einen detaillierten Überblick über die Politik der radikalen Linken im Ruhrgebiet der frühen Jahre der Weimarer Re-

publik zu geben. *„This study"*, so Peterson in der Einleitung seiner Arbeit, *„analyzes the KPD's attempt to develop a new relationship between labor unions and political party from the unification of the KPD with the left wing of the USPD in December 1920 to the final defeat of the postwar revolutionary movement in June 1924."* Im Anschluß an ein einleitendes Kapitel, in dem Peterson einen kurzen Überblick über die Entwicklungen bis 1920, insbesondere auch über die Gründung verschiedener linksradikaler Arbeiterunionen gibt, folgt im ersten Hauptteil eine lokal- und betriebsorientierte und auf einem intensiven Quellenstudium beruhende Darstellung der zahlreichen kleineren und größeren Streiks und sonstigen sozialen und politischen Auseinandersetzungen, die - in der Erinnerung vielfach überlagert von der sogenannten „Märzaktion" 1921, der Ruhrbesetzung 1923 und der gescheiterten „Oktoberrevolution" des gleichen Jahres - das Bild der damaligen Zeit prägten. Im Zentrum stehen dabei auf dem Hintergrund der von der KPD betriebenen Einheitsfrontpolitik deren Versuche, über die gewerkschaftlichen Organisationen - wichtig für die KPD-Politik war dabei neben dem „Deutschen Metallarbeiter-Verband" insbesondere die „Freie Arbeiter-Union (Gelsenkirchen)" bzw., nach deren mit einer Umbenennung einhergehendem Zusammenschluß mit einigen kleineren Organisationen im September 1921, die „Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands" - einen entscheidenden Einfluß auf die Auseinandersetzungen auf betrieblicher und lokaler Ebene zu gewinnen. Thematisiert werden in diesem Zusammenhang auch, und dies verweist dann auf das zweite Hauptkapitel der Arbeit, die parteiinternen und mit entsprechenden Fraktionsbildungen verbundenen Auseinandersetzungen um Strategien und Taktiken, die in gewisser Weise eine Partei im Entstehungsprozeß zeigen; auch hierbei geraten unter Berücksichtigung der spezifischen sozialen Basis der Parteianhänger die vielfach übersehenen lokalen und regionalen Diskussionen ins Blickfeld der Darstellung. Die KPD, so läßt sich die Arbeit insgesamt resümieren, verfügte in diesen frühen Jahren insbesondere in den ökonomischen Auseinandersetzungen vor Ort in Zusammenarbeit mit linken Gewerkschaftern über einen durchaus nicht zu unterschätzenden, allerdings vielfach situationsbedingten Einfluß; auf politischer Ebene jedoch war das Einheitsfrontkonzept nicht von Erfolg gekrönt. Insgesamt muß man diese Arbeit wohl als ein Grundlagenwerk betrachten, von dem zu hoffen ist, daß es in absehbarer Zeit in einer deutschsprachigen und zudem preislich erschwinglichen Ausgabe vorgelegt wird.

Wolfgang Braunschädel

Willi Münzenberg 1889-1940. Un homme contre. Colloque internationale 26-29 Mars 92 Aix-en-Provence, Pantin: Le Temps de Cerises, 1994, 199 S.

Willi Münzenbergs Platz in der Geschichte der deutschen Linken ist eigentlich zu bekannt, um ihn hier noch groß vorstellen zu müssen. Auch wenn sich um ihn manche Mythen gebildet haben, die vergessen lassen, daß er, trotz schlechten Gewissens und obwohl er es eigentlich besser wußte, erst dann wirklich zum Bruch mit der Partei bereit war, als ihm klar wurde, daß er 1937, auf dem Höhepunkt der Stalinschen Säuberungen, das nächste Opfer sein sollte. Bis dahin hatte sich sein Antifaschismus mit allen möglichen Wendungen des stalinistischen Apparates vertragen.

Immerhin bleiben seine zahlreichen einflußreichen Aktivitäten im Verlaufe von zwei Jahrzehnten, die auch immer wieder neue Studien hervorrufen, weiterhin von großem Interesse. Es ist allerdings schade, daß angesichts der neuen Arbeitsmöglichkeiten in (ost-)deutschen und ex-sowjetischen Archiven die von Harald Wessel angekündigte neue umfassende Münzenberg-Biographie noch nicht über den zuerst erschienen ab-

schließenden Band hinausgekommen ist, der ausgerechnet seinen komplexesten Lebensabschnitt behandelt („Münzenbergs Ende 1933-1940", Berlin 1991). Somit bleibt weiterhin das Buch seiner Lebensgefährtin Babette Gross, „Willi Münzenberg. Eine politische Biographie" (Stuttgart 1967) die einzige Gesamtbiographie.
Der hier vorliegende Sammelband vereinigt 24 Beiträge eines internationalen Kolloquiums über Münzenberg, das 1992 im südfranzösischen Aix-en-Province stattfand. Überwiegend stehen seine Aktivitäten in den dreißiger Jahren im Vordergrund. Viele neue Aspekte werden dem bisher bekannten hinzugefügt. Das Kolloquium diente vor allem dazu, Münzenberg in einem Land bekanntzumachen, von dem aus er nach 1933 zunächst im Rahmen der KPD bzw. der Komintern und nach seinem Bruch mit der Partei ab 1938 gegen sie agierte, ohne dort aber selbst öffentlich in Erscheinung zu treten. Zu der immer wieder heiß diskutierten Frage, ob Münzenberg 1940 auf der Flucht vor den Nazis Selbstmord beging oder in den damaligen Wirren nun endlich vom Apparat umgebracht werden konnte, steuert dieser Sammelband ein bisher unbekanntes Dokument bei. Doch abschließend vermag auch dies nicht das Problem zu klären, für das der definitive Schlüssel unzweifelbar in den Moskauer Geheimdienstarchiven liegt (und sei es auch nur, aufgrund des Nichtvorhandenseins von Dokumenten, als Entkräftigung der Mord-These).

Reiner Tosstorff

Wolfgang Alles, Zur Politik und Geschichte der deutschen Trotzkisten ab 1930, 2. Aufl., Köln: Neuer ISP-Verlag, 1994, 295 S.
Noch immer liefert die bereits 1978 vorgelegte und dann als Buch veröffentlichte Diplomarbeit von Wolfgang Alles die einzige Gesamtdarstellung des deutschen Trotzkismus zwischen der Endphase der Weimarer Republik und dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Insofern bleibt sie auch weiterhin das Standardwerk zu diesem Thema; daß der Verlag nun eine zweite Auflage vorlegt, ist im Prinzip nur zu begrüßen. Andererseits fehlt jeglicher Hinweis darauf, daß inzwischen zumindest zu einzelnen Abschnitten neuere Arbeiten vorliegen, die doch die Darstellung von Wolfgang Alles, so verdienstvoll sie auch ist, wesentlich ergänzen. Schließlich konnten dafür auch eine Reihe neuer Quellen erschlossen werden. Zu nennen sind hier neben mehreren kleineren Veröffentlichungen vor allem die entsprechenden Abschnitte bei Jan Foitzik, „Zwischen den Fronten. Zur Politik, Organisation und Funktion linker politischer Kleinorganisationen im Widerstand 1933 bis 1939/40" (Bonn 1986) und zur Frühphase des deutschen Trotzkismus Hans Schafranek, „Das kurze Leben des Kurt Landau" (Wien 1988). Auch eine Reihe autobiographischer Texte sind erschienen. Auf sie hätte in einem kurzen Anhang zur Bibliographie zumindest verwiesen werden können. Zudem wäre es vielleicht nicht schlecht gewesen, wie das Jan Foitzik getan hat, Kurzbiographien der wichtigsten Akteure beizusteuern. Doch wollte sich der Verlag vielleicht nur zu einem einfachen Nachdruck in der Lage sehen, und verdienstvoll bleibt das Werk des Autors trotzdem.

Reiner Tosstorff

Manfred Zeidler, Reichswehr und Rote Arme 1920-1933. Wege und Stationen einer ungewöhnlichen Zusammenarbeit, München: R. Oldenbourg Verlag, 1993, 375 S.
Olaf Groehler, Selbstmörderische Allianz. Deutsch-russische Militärbeziehungen 1920-1941, Berlin: Vision Verlag, 1992, 208 S.

Bundesarchiv/Russischer Staatlicher Archivdienst/Russisches Staatliches Militärarchiv (Hrsg.), Reichswehr und Rote Armee. Dokumente aus den Militärarchiven Deutschlands und Rußlands 1925-1931, Koblenz: Bundesarchiv Koblenz, 1995, 127 S.

Die Zusammenarbeit zwischen der Reichswehr und der Roten Armee in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren ist ein über Jahrzehnte hinweg zwar bekanntes, aber weitgehend unerforschtes, geheimnisumwittertes und zu vielfältigen Spekulationen Anlaß gebendes Kapitel der deutsch-russischen Beziehungen gewesen. Mit der Frankfurter Dissertation von Manfred Zeidler, die sich auf den Zeitraum der Weimarer Republik beschränkt und der Arbeit des ehemaligen DDR-Historikers Olaf Groehler, die auch die weitere Entwicklung über den Hitler-Stalin-Pakt bis zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Sommer 1941 mit einbezieht, liegen jetzt zwei Arbeiten vor, aufgrund deren Ergebnisse auch dieses vergessene und verdrängte Kapitel der deutschen Geschichte als weitgehend erhellt betrachtet werden darf. Den frühen, bereits in die Jahre 1919 und 1920 zu datierenden Überlegungen einer deutsch-sowjetischen Zusammenarbeit - zu nennen sind für diese Phase der ersten Anknüpfungen die Namen Karl Radek auf sowjetischer und Hans von Seeckt auf deutscher Seite, zu erinnern wäre aber z.B. auch an die frühen Nationalbolschewisten Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim - liegen in erster Linie ganz pragmatische Interessen zugrunde, die trotz aller ideologischen Differenzen für mehr als zehn Jahre die gegenseitigen militärischen Beziehungen im Sinne einer Realpolitik bestimmen sollten und die z.B. auch von Lenin und Trotzki abgesegnet worden war. Am Ende des Bürgerkrieges und der darauf folgenden Demobilisierung befand sich die Rote Armee in einem völlig desolaten Zustand und war dementsprechend nur mit Hilfe und Unterstützung aus dem kapitalistischen Ausland zu reorganisieren, und zwar sowohl in materieller als auch in taktisch-strategischer Hinsicht (nicht von ungefähr bezog man sich beim Wiederaufbau der Roten Armee verstärkt auf die entsprechende Literatur preußischer Militärstrategen). Auf der anderen Seite sah sich die Reichswehr den restriktiven Bedingungen des Versailler Vertrages (100.000-Mann-Heer, Verbot von Angriffswaffen, Kontrolle durch eine Interalliierte Militär-Kontrollkommission) konfrontiert. Analog zu den materiellen Interessen hinsichtlich eines Neuaufbaus der Armeen sowie im Hinblick auf die Entwicklung bzw. Weiterentwicklung von Waffensystemen ist, so Groehler, auch der den Militärs beider Staaten eigene *„imperiale Nationalismus"* in Betracht zu ziehen, insbesondere der auf beiden Seiten virulente *„antipolnische Effekt"*, der *„zwischen 1920 und 1941 den roten Faden aller Militärbeziehungen (bildete)"*. Abgesehen von diesem *„antipolnischen Effekt"*, der angesichts des russisch-polnischen Krieges im Sommer 1920 von russischer Seite bereits damals explizit angesprochen worden war, wurde die unterschiedliche ideologische Ausrichtung der beiden Systeme insbesondere von den an den Beziehungen am stärksten interessierten Militärs, aber auch von den über die militärische Zusammenarbeit informierten Politikern nicht weiter thematisiert. Die diesbezügliche Haltung brachte der sowjetische Außenkommissar Litwinow im Dezember 1932 in aller Deutlichkeit zum Ausdruck, indem er dem damaligen Reichskanzler Schleicher gegenüber bemerkte, er *„würde es durchaus natürlich finden, wenn man die Kommunisten in Deutschland so behandelt, wie man in Rußland Staatsfeinde zu behandeln pflege"*; auf diesem Hintergrund konnte es dann durchaus auch einmal vorkommen, daß hohe deutsche Militärs ihre Sympathien für das stalinistische Regime entdeckten. Es waren ganz pragmatische, militärisch-realpolitische Gründe, die zu dieser auf den ersten Blick verblüffenden und angesichts der ideologischen Gegensätze auch höchst

fragwürdigen Zusammenarbeit geführt haben. Zeidler hat in seiner die Geschichte dieser merkwürdigen Beziehungen nacherzählenden Studie zum erstenmal alle überlieferten Fakten zusammengetragen - von der Anbahnungsphase in den frühen zwanziger Jahren über das Jahr 1923, das erste wichtige Entscheidungen mit sich brachte, den Beginn der praktischen Zusammenarbeit in den folgenden Jahren, den Einschnitt nach den politischen Enthüllungen der militärischen Zusammenarbeit Ende 1926 bis zum Höhepunkt der Zusammenarbeit in den Jahren 1928 bis 1932 mit der Errichtung einer Kampffliegerschule, einer Panzerschule und eines Gastestgeländes in der Sowjetunion. Als Trägerschichten der Zusammenarbeit macht Zeidler auf beiden Seiten *„ein charakteristisches Konglomerat aus Generalstab, militärischem Spezialistentum, Industrie und Diplomatie"* aus, wobei *„die militärischen Apparate beider Länder für die Dauer ihrer Zusammenarbeit die Unterstützung der stabilsten Faktoren im politischen Leben ihres jeweiligen Staatswesens genossen: der Reichspräsidialmacht in Deutschland und der Kommunistischen Partei in der Sowjetunion"*. Der für die deutsche Seite entscheidende Aspekt der militärischen Zusammenarbeit mit der Sowjetunion, die nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten noch im Sommer 1933 erst stark eingeschränkt und schließlich beendet wurde, war nicht quantitativer, sondern qualitativer Natur; auf diese qualitativen Aspekte, sowohl was die personelle Ausbildung als auch die technische Entwicklung von Waffensystemen betrifft, konnten die Nationalsozialisten aufbauen. Als *„Resultat der in den Jahren 1927/28 mit dem 1. Rüstungsprogramm begonnenen Entwicklungs- und Erprobungsarbeit"*, so Zeidler, *„hat die Republik von Weimar in stiller und systematischer Arbeit dem Dritten Reich unwillentlich die Voraussetzungen dafür beschert, innerhalb weniger Jahre moderne Streitkräfte schaffen zu können"*. Auf den damit verbundenen Weiterentwicklungen nach 1933 liegt der Schwerpunkt der Arbeit Groehlers, der den Jahren der Weimarer Republik nur sein rund 50 Seiten umfassendes erstes Kapitel gewidmet hat. Sein Interesse konzentriert sich auf jene Entwicklung, die zum Hitler-Stalin-Pakt, zur *„vierten Teilung Polens"* und der damit verbundenen erneuten engeren Zusammenarbeit zwischen deutschen und sowjetischen Militärs und Politikern und schließlich zu jenem umfassenden, mit dem Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion sich ausdehnenden *„rassenbiologische(n) Vernichtungsfeldzug in Osteuropa"* führte, der die trotz ideologischer Gegensätze langjährigen, auch in tradierten Beziehungen zwischen Preußen und Rußland verankerten militärischen Beziehungen zwischen Reichswehr und Roter Armee nichts entgegenzusetzen hatten.

Hingewiesen sei zum Abschluß noch auf eine kleine, vom Bundesarchiv Koblenz in Zusammenarbeit mit zwei russischen Archiven herausgegebene Edition von Dokumenten zu den militärischen Beziehungen zwischen Deutschland und der Sowjetunion in der Zwischenkriegszeit, die als Anregung zu einer Weiterarbeit auf diesem Gebiet und insbesondere zu einer Auswertung der mittlerweile bis auf wenige Ausnahmen frei zugänglichen sowjetischen Dokumente zu diesem Thema dienen soll. Das Bändchen enthält insgesamt zehn durch zahlreiche Anmerkungen erschlossene Dokumente, fünf deutsche (allesamt aus dem Jahre 1926) und fünf russische (aus den Jahren 1925 bis 1931), die in der jeweils anderen Sprache kurz zusammengefaßt sind und - dies gilt sowohl für die Reiseberichte, die insbesondere von Gesprächen und Verhandlungen berichten, aber auch für Abschlußberichte zu konkreten Unternehmungen - einen ersten Einblick in die Ziele, aber auch in die Probleme der beiderseitigen Zusammenarbeit vermitteln.

Karl Andres

Heinrich August Winkler, Weimar 1918-1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie, München: Verlag C.H. Beck, 1993, 709 S.

Die Geschichte der Weimarer Republik ist bisher in zahlreichen Gesamtdarstellungen und zahllosen Untersuchungen zu Einzelaspekten beschrieben und analysiert worden. Dies ist nicht verwunderlich, wenn man berücksichtigt, daß die Weimarer Republik die Vorgeschichte des Dritten Reiches war und, wie Winkler betont, sowohl Nachgeschichte des Kaiserreichs als auch politisches Bezugssystem der BRD und DDR, in denen zumindest im offiziellen Sprachgebrauch die Betonung auf der Diskontinuität lag. Nachdem die Bundesrepublik sich nach dem Anschluß der DDR von einer *„postnationalen Demokratie unter Nationalstaaten"* (Bracher) zu einem *„wenn auch nicht mehr klassisch(en), sondern europäisch und atlantisch eingebundenen... Nationalstaat"* gewandelt hat, ist die Aktualität Weimars wieder angestiegen.

Winkler will keine *„Totalgeschichte"* der Weimarer Republik, sondern eine an Ereignissen orientierte Problemgeschichte liefern, in deren Vordergrund die Politik steht. Vor dem Hintergrund des Scheiterns der ersten deutschen Demokratie mit der Einmündung in eine Katastrophe weltgeschichtlichen Ausmaßes geht es ihm darum, Handlungsspielräume und Alternativen aufzuzeigen und zu klären, wie *„offen vergangene Entscheidungssituationen wirklich waren"*. Er vertritt die Meinung, diese Fragen seien nur durch möglichst quellennahe Bearbeitung des Themas zu beantworten.

Besonders für die Frühphase der Weimarer Republik kommt dem Verhalten der Sozialdemokratie besondere Bedeutung zu. Zu Beginn der Weimarer Republik wurden die entscheidenden Weichenstellungen für ihre weitere Entwicklung vorgenommen. Die Haltung führender Sozialdemokraten gab keinen Anlaß zum Optimismus. So äußerte Friedrich Ebert, der die Revolution bekanntlich haßte wie die Pest, noch am 6. November 1918 für die SPD, *„die Frage: Monarchie oder Republik habe vorläufig für sie nur eine theoretische Bedeutung. In der Praxis würden auch sie sich mit der Monarchie mit parlamentarischem System abfinden."* Ein führender Abgeordneter der Fortschrittlichen Volkspartei erklärte am 7. November 1918 gegenüber der „B.Z. am Mittag": *„In diesen Zeiten kann in Deutschland ohne Sozialdemokratie nicht regiert werden, sie ist zur Mehrheitsbildung unbedingt notwendig, sonst geht die Revolution nicht auf geordnetem und friedlichem Wege, sondern auf bolschewistischem Wege mit allen Schrecken des Bürgerkrieges vor sich."*

Die hier vorgegebene Tendenz konstatiert Winkler als Richtschnur führender Sozialdemokraten, die, nachdem es ihnen nicht gelungen war, die Revolution zu verhindern, alles daran setzten, sie zu bändigen und die Verhinderung russischer Verhältnisse sicherzustellen. Er stützt die Richtigkeit dieses Verhaltens mit den bekannten Argumenten, wie der Interventionsgefahr durch die Alliierten oder den fehlenden Experten für die Errichtung einer sozialistischen Gesellschaft. Daß eine sozialistische Revolution in Deutschland positive Auswirkungen auf die russische Entwicklung hätte haben können, wird von ihm überhaupt nicht in Erwägung gezogen. Positionen, wie sie Rudolf Hilferding am 18. November 1919 im Parteiorgan der USPD „Freiheit" vertrat, waren unter führenden Sozialdemokraten minoritär: *"Vor allem müssen wir aber beweisen, daß wir nicht nur Demokraten, sondern auch Sozialisten sind. Die Durchführung einer Reihe wichtiger sozialistischer Übergangsmaßnahmen ist ohne weiteres möglich; sie müssen vollzogen werden, damit auch hier Stellungen geschaffen werden, die jedem kapitalistischen Gegenangriff uneinnehmbar sind."* Daß im Gegenteil dem kapitalistischen Gegenangriff zugearbeitet wurde, dokumentierten die Freien Gewerkschaften am 15. November 1918, als sie das sogenannte „Stinnes-Legien-Abkommen" unterzeichneten,

dessen wichtigste Vereinbarungen in der Folgezeit schon bald Makulatur werden sollten. Daß gerade in der radikalen Linken Kräfte vorhanden waren, die, so sie sich durchgesetzt hätten, katastrophale Entwicklungen wie die der KPD hätten verhindern können, nimmt Winkler nicht zur Kenntnis oder hält sie nicht für erwähnenswert. Die unter fragwürdigen Umständen erfolgte Herausdrängung der rätekommunistischen majoritären Fraktion aus der KPD im September 1919 durch Paul Levi kommentiert er mit der Begründung, daß Levi die Trennung von diesen *„Elementen"* für die einzige Chance hielt, *„die KPD zu einer revolutionären Massenpartei zu machen"*. Ebenfalls unerwähnt bleiben z.B. die unionistischen Strömungen in der Sozialisierungsbewegung im Ruhrbergbau.
Bereits Ende 1922 begann das Kapital, insbesondere die Schwerindustrie, die Zugeständnisse an die Arbeiterschaft aus der Frühphase der Republik zu revidieren. Im November 1922 ernannte Reichspräsident Ebert den parteilosen Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie und ehemaligen Geheimen Oberregierungsrat Wilhelm Cuno zum neuen Reichskanzler, der mit einer Ministermannschaft antrat, die einem Beamtenkabinett der monarchistischen Zeit stark ähnelte. Auf die Auswahl des Reichskanzlers hatte der Reichspräsident derartig Einfluß genommen wie nie zuvor. Winkler veranlaßt diese Tatsache zu der Einschätzung, daß die bürgerliche Minderheitsregierung Cuno als *„das erste, wenn auch noch verdeckte Präsidialkabinett der Weimarer Republik"* betrachtet werden könnte.
Im Oktober 1923 diskutierten Hugo Stinnes und Gesinnungsfreunde Strategien zur Errichtung einer *„nationalen Diktatur"*. Am 9. November 1923 unternahm Hitler in München einen gescheiterten Putsch. Im Januar 1925 erhielt die Weimarer Republik die erste offizielle Rechtsregierung. Als Friedrich Ebert am 28. Februar 1925 starb und ihm der senile, im Grunde apolitische Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg im Amt des Reichspräsidenten folgte, erlebte die Weimarer Republik eine ihrer tiefsten Zäsuren. Die KPD hatte nicht unwesentlich zu dieser Entscheidung beigetragen, indem sie erklärte, daß es nicht die Aufgabe des Proletariats sei, den geschicktesten Vertreter der Bourgeoisinteressen auszusuchen und zwischen dem *„Zivildiktator Marx"* und dem *„Militärdiktator Hindenburg"* das kleinere Übel zu wählen.
Indem die republikanischen Kräfte die zentrale Machtposition der Weimarer Verfassung an den *„Zero"* Hindenburg verloren, hinter dem, wie Theodor Lessing es formulierte, ein *„Nero"* stand, setzte in der Folgezeit ein Dominoeffekt ein, der in die Katastrophe führte. Wirtschaftliche Depression und die damit einhergehende Massenarbeitslosigkeit bildeten die fatalen Rahmenbedingungen dieses Prozesses. Die klassische Mittelpartei der Republik, das Zentrum, rückte Ende 1928 nach rechts. Äußeres Indiz dafür war die Wahl des Prälaten und Kirchenrechtlers Ludwig Kaas am 8. Dezember 1928 zum Vorsitzenden des Zentrums. Exemplarisch für seine Geisteshaltung ist folgende Passage aus seiner Rede auf dem Katholikentag in Freiburg Ende August 1919: *„Niemals ist der Ruf nach einem Führertum lebendiger und ungeduldiger durch die deutsche Volksseele gegangen als in den Tagen, wo die vaterländische und kulturelle Not uns allen die Seele bedrückt."* Seit 1930 offenbarten und forcierten die Präsidialkabinette Brüning, Papen und Schleicher die Erosion des Weimarer Verfassungsstaates, die nach dem Sturz Brünings, der noch für die gemäßigte Phase des Präsidialsystems stand, in die Agonie mündete.
Schon nach der Absetzung der preußischen Regierung, dem sogenannten „Preußenschlag" vom 20. Juli 1932, konnte Goebbels in seinem Tagebuch notieren: *„Die Roten sind besiegt. Ihre Organisationen leisten keinen Widerstand... Der Generalstreik unter-*

bunden. Es laufen zwar Gerüchte von einem bevorstehenden Reichsbanneraufstand, aber das ist ja alles Kinderei. Die Roten haben ihre große Stunde verpaßt. Die kommt nie wieder." Wie weit der Ungeist der Zeit um sich griff, zeigt eine Rede Theodor Leiparts am 14. Oktober 1932 in der Bundesschule des ADGB in Bernau. Leipart versuchte den ADGB aus den *„Parteifesseln"* zu lösen; Kernsatz seiner Rede war die Ausführung, daß keine soziale Schicht sich der nationalen Entwicklung entziehen könne. Verfasser der Rede war Lothar Erdmann, Schriftleiter der gewerkschaftlichen Monatsschrift „Die Arbeit", der dem kurz zuvor erschienenen Buch Ernst Jüngers „Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt" wesentliche Anregungen entnommen hatte. Folglich konnte es nicht überraschen, daß große Teile der Rede in der „Täglichen Rundschau", die im August 1932 vom „Tatkreis" um Hans Zehrer übernommen worden war, veröffentlicht wurden. Ebenso erhielt sie Beifall vom damaligen Reichsorganisationsleiter der NSDAP, Gregor Strasser.

Die Republik von Weimar scheiterte im wesentlichen an den Fehlern, die in der Frühphase gemacht worden waren. Daß hier die SPD in der Verantwortung steht, ist zumindest einigen Exponenten der Partei bewußt geworden. So schrieb Rudolf Hilferding, der 1918 der USPD angehörte, am 23. September 1933 an Karl Kautsky: *„Unsere Politik in Deutschland war seit 1923 sicher im Ganzen und Großen durch die Situation erzwungen und konnte nicht viel anders. In diesem Zeitpunkt hätte auch eine andere Politik kaum ein anderes Resultat gehabt. Aber in der Zeit von 1914 und erst recht von 1918 bis zum Kapp-Putsch war die Politik plastisch und in dieser Zeit sind die schlimmsten Fehler gemacht worden."* Winkler löst seinen eingangs dargestellten Anspruch größtenteils ein, gleichwohl können etliche seiner Einschätzungen, besonders bezüglich der Frühphase der Weimarer Republik, nicht unwidersprochen bleiben. Seine Einschätzungen aus der realpolitischen Perspektive des politisch Machbaren erscheinen häufig einer kritischen Diskussion bedürftig. Dennoch ist festzuhalten, daß Winkler eine kenntnisreiche Darstellung präsentiert, die dem Leser einen Einstieg in die Probleme der ersten deutschen Demokratie liefert.

Johannes Materna

Daniel Jonah Goldhagen, Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, Berlin: Siedler Verlag, 1996, 730 S.
Julius H. Schoeps (Hrsg.), Ein Volk von Mördern? Die Dokumentation zur Goldhagen-Kontroverse um die Rolle der Deutschen im Holocaust, Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag, 1996, 252 S.

Die Verdrängung der zwölfjährigen nationalsozialistischen Herrschaft in der Bundesrepublik zwecks enthemmter Restauration jener sozialen Strukturen, deren Widersprüche erst zur Entstehung der nationalsozialistischen Bewegung und ihrer schließlichen Machtübernahme geführt hatten, ließ die Frage nach individueller Verantwortung und Schuld grundsätzlich nicht zu; angesagt waren feierstundentaugliche öffentliche Schuldbekenntnisse, deren Verkündung einer allgemeinen Absolution gleichkam. Der staatlich verordnete Antifaschismus in der DDR stand dieser Exkulpation der Vergangenheit in nichts nach; eher muß man wohl davon ausgehen, daß unter diesem ideologischen Schutzschirm, der durchaus auch parteibuchgewendeten ehemaligen Nationalsozialisten zugutekam, tradierte Mentalitäten und Verhaltensweisen wie in einem Treibhaus wuchern und überleben konnten. Der gemeine Deutsche, angesprochen auf die vergangenen Zeiten, sah sich, wenn er sich denn überhaupt erinnerte, von geheimnisvollen Kräften - in der DDR als „Kapital" mehr mystifiziert als analysiert - verführt,

Schuldzuweisungen erfolgten an führende Nationalsozialisten oder an nationalsozialistische Organisationen; daß z.B. die Gestapo die bei ihr eingehenden Denunziationen der Volksgenossinnen und -genossen wegen Überlastung zeitweise nicht mehr verarbeiten konnte, war nicht erinnerungstauglich. Es waren, allgemein gesprochen, die „Verhältnisse", denen die Schuld zugeschoben wurde und gegen „Verhältnisse" kommt auch der Gutmütigste und Widerstandswilligste bekanntlich nicht an.
Zu hinterfragen waren also - in einer ersten kritischen Reaktion auf die allgemeine Amnesie der zu Wirtschaftswundertätern mutierten Deutschen - diese so gerne beschworenen „Verhältnisse". Entdeckt wurde dabei ein u.a. in der verspäteten Industrialisierung der deutschen Lande, den regelmäßig in eben diesen Landen gescheiterten Revolutionen sowie in der preußischen Staatsgründung von oben und einer damit einhergehenden spezifischen Klassenkonstellation im preußischen Deutschland sich manifestierender deutscher Sonderweg, als dessen Ergebnis nicht zuletzt der bereits von Heinrich Mann so treffend beschriebene deutsche Untertan betrachtet werden kann, ein Sozialcharakter - im Volksmund treffend als nach oben buckelnder und nach unten tretender Fahrradfahrer beschrieben -, der sich bis heute tradiert hat und weiterhin dazu neigt, sich den „Verhältnissen" zu beugen und diese gegebenenfalls auch für all das verantwortlich zu machen, was doch erst durch individuelles Handeln zustandekommt. Der deutsche Untertan, als „autoritärer Charakter" weltweit zu sozialwissenschaftlichen Ehren gekommen, läßt sich als Resultante ganz bestimmter sozialer Strukturen und Mentalitäten beschreiben, was durchaus nicht heißt, daß es diesen autoritären Charakter in anderen Weltregionen nicht gibt; Tatsache aber ist, daß er in deutschen Landen aus bestimmten historischen und sozialen Gründen offensichtlich gehäuft auftaucht und daß dies in den Jahren nach 1933 für diejenigen, die sich dieser Charakter zum Feind auserkoren hatte, ganz besonders fatale Konsequenzen hatte.
Seit den späten siebziger Jahren, als man hierzulande immerhin schon so weit war anzuerkennen, daß es nicht die „Verhältnisse" im allgemeinen, sondern - auf dem Hintergrund des deutschen Sonderweges - bestimmte soziale Strukturen und Mentalitäten im konkreten waren, die für die Machtübernahme der Nationalsozialisten von entscheidender Bedeutung waren, kristallisierte sich in der Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus - nicht zuletzt vorangetrieben durch das fünfzigjährige Jubiläum der Machtübernahme im Jahre 1983 - eine neue Tendenz heraus: Eine jüngere Generation von Alltags- und sogenannten „Barfuß"historikern wandte sich von den von ihr als zu abstrakt empfundenen Strukturen ab und den konkreten Menschen vor Ort zu, wobei es ohne Zweifel kein Zufall ist, daß diese alltagsgeschichtliche Wende mit dem Scheitern des marxistisch-leninistischen Organisationsfetischismus der Reste der ehemals Neuen Linken zusammenfiel. Diese Abkehr von globalen Klassenkampfmodellen und die mit einer emphatischen Suche nach neuen identitätsstiftenden Modellen verbundene Hinwendung zum Alltäglichen und Privaten konnte zumindest insofern wieder - jetzt von den ehemaligen Kritikern initiierte - Entlastungsfunktionen übernehmen, als der Einzelne als im wesentlichen ohnmächtig den Verhältnissen ausgelieferter ins Blickfeld geriet. Der seit den frühen achtziger Jahren im Anschluß an das großangelegte Projekt „Bayern in der NS-Zeit" propagierte Begriff der *„Resistenz"*, der immer auch eine gewisse Ohnmacht den Verhältnissen gegenüber signalisiert, hat dabei eine wichtige ideologische Rolle gespielt. Im Nachhinein ist es von außerordentlichem Interesse, daß ausgerechnet jene (links)liberalen Historiker, die seit den sechziger Jahren die These vom deutschen Sonderweg vertreten und seither als „historische Sozialwissenschaftler" Struktur- und Institutionengeschichte betrieben hatten, teilweise vehement gegen

die neue Alltagsgeschichtsschreibung polemisierten. Man könnte geradezu meinen, sie hätten vorausgesehen, daß diese Hinwendung zum Alltag und zu konkreten Personen - wenn einmal die identitätsstiftende Lust an der Entdeckung von resistenten Deutschen verflogen ist oder gar die naheliegende Frage auftaucht, ob denn gar so viele Deutsche überhaupt resistent gewesen sind - konsequenterweise dazu führen mußte, nicht nur den Opfern und den sogenannten kleinen Leuten vor Ort, sondern auch den Tätern ihre Identität zurückzugeben und sie somit aus dem schützenden Schatten der Strukturen und Institutionen zu entlassen.

Es ist in der Tat verwunderlich, daß von den zwecks Absolution abgelegten Schuldbekenntnissen über die Beschwörung von „Verhältnissen" und die analytische Beschreibung von Strukturen und Institutionen bis zur Suche nach den resistenten Deutschen der gemeine Täter nicht ins Blickfeld der Forschung geraten ist; eine Enthaltsamkeit, über die durchaus spekuliert werden darf. Spekuliert werden darf insbesondere deshalb darüber, weil die nun langsam von der akademischen Bühne abtretende (links)liberale Historikergeneration auf Daniel Jonah Goldhagens Buch „Hitlers willige Vollstrecker", und zwar bereits bevor es überhaupt in einer deutschsprachigen Übersetzung vorlag, weitgehend derart panisch und abwehrend reagiert hat, daß man sich notwendigerweise fragen muß, welche Bedrohung hier in Bann geschlagen werden soll. Bemerkenswert dabei ist insbesondere, daß immer wieder mit dem Hinweis gearbeitet wird, daß es sich bei Goldhagen um einen Juden handelt, den Sohn eines Holocaust-Überlebenden; mit diesem Hinweis und dem damit transportierten antisemitischen Effekt soll dem potentiellen Leser von Goldhagens Buch offensichtlich suggeriert werden, daß es sich dabei wegen dessen „Betroffenheit", wie es neudeutsch heißt, um ein wissenschaftlich nicht ernst zu nehmendes Werk mit eher therapeutischer Funktion für den Autor selbst handelt.

Goldhagens Buch bringt zu Bewußtsein, daß der gewöhnliche Deutsche als freiwillig aktiver Täter in der bundesdeutschen und auch der DDR-Forschung zum Nationalsozialismus nicht ins Blickfeld geraten ist, was die Frage aufkommen läßt, ob hier - bewußt oder unbewußt - eine Art Konsens bestand, an dieses Thema nicht zu rühren. Dies erinnert nicht zufällig an die Adenauersche Politik der gezielten Integration ehemaliger Nationalsozialisten in die bundesrepublikanische Gesellschaft. Dieses Konsensmodell konnte nur funktionieren, indem zum einen, gewissermaßen symbolisch und der allgemeinen Entlastung dienend, eine Schuldzuweisung nur an ganz spezielle Täterkreise - im wesentlichen führende Nationalsozialisten - erfolgte und zum anderen die Tatsache verdrängt wurde, daß ein europaweit organisierter Völkermord wie der von den Nationalsozialisten über lange Jahre hinweg systematisch vorbereiteter nur dann auch tatsächlich umgesetzt werden konnte, wenn Hunderttausende an der Ausführung beteiligt waren. Indem aber die Frage nach genau diesen Tätern gestellt wird, die alle Namen und Gesicht haben und, wie die Arbeit von Goldhagen zeigt, individuell benennbar sind, steht der von Adenauer gestiftete Konsens dieser bundesrepublikanischen Gesellschaft, der längst zu einem allgemein akzeptierten Konsens geworden ist - Adenauer hat in dieser Hinsicht auch den Sozialdemokraten eine unangenehme Arbeit abgenommen, die in der DDR von der SED erledigt werden mußte -, zur Disposition.

Die abwehrende Reaktion der (links)liberalen Historiker auf Goldhagens Buch und auf die damit verbundene Infragestellung des bundesdeutschen Umgangs mit den Tätern, ist somit auch Ausdruck einer Angst vor der Infragestellung jener bundesdeutschen Konsensgesellschaft, die gerade in Zeiten sozialer Krisen immer wieder das Modell der großen Koalition, der konzertierten Aktion oder der runden Tische und damit auch das

in der sozialdemokratischen Tradition verankerte Modell des „Volksstaates" beschwört. Diese Historiker - in der Öffentlichkeit als Kritiker von Strukturen und Institutionen wahrgenommen - erweisen sich als überraschend staatstragend, im Gegensatz zu ihren Lehrern allerdings, die weitgehend noch Apologeten des preußischen Staates in all seinen Konstellationen und Vertreter einer staatspolitischen Geschichtsschreibung waren, als sozialstaatstragend. Der Konsens, auf dem dieses korporatistische Sozialstaatsmodell seit den späten vierziger Jahren begründet wurde und zwar unter expliziter Einbeziehung hoher und höchster nationalsozialistischer Funktionsträger - so gelten z.B. die in den alliierten Kriegsverbrecherprozessen verurteilten und kurze Zeit später reihenweise begnadigten und entlassenen Täter hierzulande bis heute als nicht vorbestraft -, wird offensichtlich durch die wissenschaftlich abgesegnete Feststellung dessen, was eigentlich alle wissen, worüber aber auch alle schweigen, daß nämlich Strukturen oder Institutionen vielleicht mörderisch sein können, aber eben nicht morden und daß an einem Völkermord wie dem unter dem nationalsozialistischen Regime inszenierten mehr als nur einige organisierende Schreibtischtäter und wenig mehr ausführende Täter vor Ort beteiligt gewesen sein müssen, als bedroht angesehen. Bereits die Forschungen von Götz Aly, Susanne Heim und Karl-Heinz Roth zur Einbindung der im weitesten Sinne sozialwissenschaftlichen Intelligenz in die taktischen und strategischen Planungen des Völkermordes, die ganz beiläufig auch deutlich gemacht haben, daß zahllose Vertreter dieser Intelligenz ihre Karriere später bruchlos fortsetzen konnten, hatten diesen Konsens einmal mehr als fragwürdig erscheinen lassen. Offensichtlich stößt schon allein die Tatsache, daß an dem Völkermord an der jüdischen Bevölkerung Europas Hunderttausende aktiv und nicht nur als Mitläufer beteiligt gewesen sein müssen, bei Fachhistorikern, die ihr akademisches Leben mit der Erforschung von Strukturen und Institutionen verbracht und die Täter, so sie denn überhaupt als konkrete Personen ins Blickfeld kamen, immer auch als Opfer dieser Strukturen und Institutionen präsentiert haben, auf ein überraschendes Befremden, auch wenn man sich bei manchen Reaktionen auf das Buch von Goldhagen des Eindrucks nicht erwehren kann, daß auch die ganz gemeine akademische Mißgunst eine nicht unerhebliche Rolle spielt.

Der entscheidende Punkt aber ist die von Goldhagen auf dem Hintergrund seiner detaillierten und, wenn dieser Begriff in diesem Fall überhaupt angemessen ist, sehr anschaulichen Schilderung von Mordaktionen aufgeworfene Frage nach den Motivationen der Mörder. An drei exemplarischen Beispielen - im wesentlichen basierend auf Aktenmaterialien der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg - läßt Goldhagen den Leser am mörderischen Geschehen geradezu teilhaben. Zum einen schildert er die in der bundesdeutschen Forschung so gut wie überhaupt nicht thematisierten Aktionen der im Rücken der Wehrmacht operierenden Polizeibataillone, wobei er insbesondere auf das bereits von Christopher Browning in seiner Arbeit „Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die 'Endlösung' in Polen" dargestellte Polizeibataillon 101 eingeht, verglichen mit Browning aber, was Motivation und Aktivitäten der Mörder angeht, zu entschieden anderen Urteilen gelangt. Die Männer in diesen Polizeibataillonen kamen aus unterschiedlichsten sozialen Schichten, waren in ganz erheblichem Maße keine organisierten Nationalsozialisten und können als repräsentativ für die damalige deutsche Gesellschaft betrachtet werden. Goldhagen kann natürlich nicht beweisen, daß alle Deutschen ebenso gehandelt hätten, wie diejenigen, die in diesen Polizeibataillonen zu Mördern wurden; umgekehrt wäre es aber reichlich verwegen anzunehmen, gerade diejenigen Deutschen, die zu Mordtaten bereit waren, hätten sich rein zufällig in den Polizeibataillonen zusammengefunden. Von daher liegt

Goldhagens Schlußfolgerung durchaus nahe, daß das, *„was diese ganz gewöhnlichen Deutschen taten, auch von anderen ganz gewöhnlichen Deutschen zu erwarten (war)"*. In seinem zweiten Beispiel geht Goldhagen auf die Ausbeutung jüdischer Arbeit durch die Nationalsozialisten ein. Ein nicht unerheblicher Aspekt der antisemitischen Ideologie besagte, daß Juden zu körperlicher Arbeit nicht in der Lage und somit nichts als Schmarotzer auf Kosten anderer seien. Goldhagen zeigt am Beispiel des Lagers Lipowa in Lublin, daß die Einbindung von Juden in das nationalsozialistische Zwangsarbeitssystem wenig mit ökonomischem Kalkül und ökonomischer Rationalität zu tun hatte, sondern von vorneherein auf Vernichtung abzielte; diese Art von Arbeit war nichts anderes als gezielte Vernichtung durch Arbeit. In seinem dritten Beispiel schildert Goldhagen an konkreten Beispielen die Todesmärsche, denen in den letzten Tagen und Wochen des nationalsozialistischen Regimes Schätzungen zufolge noch einmal zwischen 250.000 und 375.000 Menschen zum Opfer fielen. Obwohl Himmler zuletzt aus taktischen Gründen explizit verboten hatte, weiterhin Juden zu ermorden und die Wachmannschaften dies wußten, wurde, wie Goldhagen am Beispiel des Todesmarsches von Helmbrechts detailliert aufzeigt, von den männlichen und weiblichen Aufsehern und Aufseherinnen - ganz nebenbei wird dabei auch der feministische Mythos vom männlichen Täter und weiblichen Opfer ad absurdum geführt - systematisch weitergemordet: *„Die Todesmärsche waren nichts anderes als eine Fortsetzung der Konzentrations- und Vernichtungslager..."* Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist übrigens, daß in der bundesdeutschen Forschung die Todesmärsche überhaupt nicht aufgearbeitet worden sind; möglicherweise ist auch dies mit ein Grund für eine aus schlechtem Gewissen gespeiste abwehrende Reaktion auf Goldhagens Buch bei den Fachhistorikern.
Die Schilderung der Mordtaten ist dem einen oder anderen Rezensenten zu drastisch geraten, in einem Fall wurde gar der Begriff *„pornographisch"* ins Spiel gebracht, wobei dem Rezensenten möglicherweise gar nicht bewußt gewesen ist, daß er damit ein Thema anrührt, daß auch von Goldhagen angesprochen wird: Tatsächlich ist es so, daß auch mit Lust gemordet wurde, daß also pervertierte sexuelle Energie und Gewalt auf fatale Weise zusammenfanden. Ob die Darstellung der sadistischen Mordaktionen aber *„pornographisch"* ist, darf bezweifelt werden; im Gegenteil, nachdem jahrzehntelang, wenn überhaupt Individuen ins Blickfeld gerieten, - angefangen von den ersten Bildern aus den befreiten Konzentrationslagern - immer nur die Opfer gezeigt wurden, ist es allerhöchste Zeit, daß auch die Mörder nicht nur allgemein als in ein für sie angeblich undurchschaubares Organisationsgefüge eingebundene Funktionsträger präsentiert, sondern auch ganz konkret bei ihren Aktivitäten gezeigt werden. Es ist wichtig zu erfahren und sich bewußt zu machen, daß es ganz normale deutsche Männer und Familienväter aus allen sozialen Schichten waren, die - gegebenenfalls in Anwesenheit ihrer Frauen - jüdische Kleinkinder an den Haaren hochhielten und ihnen aus wenigen Zentimetern Entfernung in den Kopf schossen, so daß Gehirn- und Knochenmasse ihre gepflegten Uniformen bespritzte.
Seine Forschungen haben Goldhagen zu der Überzeugung gebracht, daß die Mörder zu ihren Taten nicht gezwungen zu werden brauchten, sondern durchweg freiwillig und aus Überzeugung bei der Sache waren. Es stand denjenigen, die sich in einer entsprechenden Situation befanden, durchaus frei, sich von ihren „Aufgaben" entbinden zu lassen, ohne daß dies zu irgendwelchen entscheidend nachteiligen Konsequenzen geführt hätte. Dies, so schlußfolgert Goldhagen, verweist darauf, daß die Mörder von der Rechtmäßigkeit ihres Tuns überzeugt waren und infolgedessen die jeweils individuelle Verantwortung für ihre Taten zu tragen haben. Nur in ganz seltenen Ausnahmefällen

hat sich jemand von seinen mörderischen Aufgaben entbinden lassen, nahezu alle, die in einer entsprechenden Entscheidungssituation standen, haben sich für das Morden entschieden. Die Tatsache, daß die Ermordung der jüdischen Bevölkerung bis zum letzten möglichen Zeitpunkt systematisch, freiwillig und mit bestem Gewissen betrieben wurde, läßt Goldhagen die Frage nach dem Stellenwert der antisemitischen Ideologie im sozialen und psychischen Haushalt dieser Mörder aufwerfen. In Deutschland, so seine These, hat sich in der Tradition des religiösen Antijudaismus seit dem letzten Jahrhundert eine spezifische Form eines *„eliminatorischen Antisemitismus"* entwickelt, der *„die ganz 'normalen Deutschen'... zu dem Schluß kommen ließ, daß die Juden sterben sollten"*: *„Nicht wirtschaftliche Not, nicht die Zwangsmittel eines totalitären Staates, nicht sozialpsychologisch wirksamer Druck, nicht unveränderliche psychische Neigungen, sondern die Vorstellungen, die in Deutschland seit Jahrzehnten über Juden vorherrschten, brachten ganz normale Deutsch dazu, unbewaffnete, hilflose jüdische Männer, Frauen und Kinder zu Tausenden systematisch und ohne Erbarmen zu töten."* Goldhagen thematisiert zurecht an mehreren Stellen den unmittelbaren Zusammenhang dieses modernen deutschen Antisemitismus mit der Entstehung und Entwicklung des deutschen Nationalismus. Der im Anschluß an Herder insbesondere von Denkern der politischen Romantik in die Welt gebrachte Mythos vom deutschen Volk und der auf völkischer Basis zu begründenden deutschen Nation führte zu einem fatalen Paradox: Das, was auf dem Umweg über Kultur und Sprache als deutsche Identität bestimmt werden sollte, konnte nicht positiv, sondern nur negativ, über den Ausschluß dessen, was nicht deutsch ist, definiert werden. Die Figur des Juden, der die westliche Zivilisation symbolisierte, gegen die deutsche Kultur sich erst definieren mußte, wurde auf diese paradoxe Weise geradezu zu einem konstitutiven Moment deutscher Identität: *„Weil der eliminatorische Antisemitismus in Deutschland ein kulturell-kognitives Modell war, das bei Machtantritt der Nationalsozialisten längst geprägt war, konnte auch ein überzeugter Gegner der Nationalsozialisten ein leidenschaftlicher Rassenantisemit sein. Juden umzubringen war für viele eine Tat, die sie nicht für den Nationalsozialismus, sondern für Deutschland verübten."* Es ist typisch für Goldhagens Kritiker, daß sie den engen Kontext zwischen deutschem Antisemitismus und dem spezifischen völkischen Nationalismus, der nur über Ausschluß und Ausgrenzung zu sich selbst fand, nicht näher thematisieren. Gegen Goldhagens These vom längst vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten gesellschaftliche Realität gewordenen *„sozialen Tod"* der jüdischen Bevölkerung, der nach und nach aus einer *„Ausschaltungsmentalität"* in letzter Konsequenz eine *„Auslöschungsmentalität"* werden ließ - auch Kaiser Wilhelm II. sprach bei Gelegenheit schon davon, man müsse die Juden ins Gas schicken -, wird der Mythos von der deutsch-jüdischen Symbiose ins Feld geführt. Goldhagen bemerkt dagegen zurecht, daß die seit Anfang des letzten Jahrhunderts in den verschiedenen deutschen Staatsgebilden sukzessiv gewährte Judenemanzipation nicht anderes bezweckte als die Aufgabe der eigenen religiösen und kulturellen Identität zwecks Integration in die deutsche Gesellschaft; die deutsch-jüdische Symbiose war insofern von deutscher Seite aus eine Angelegenheit von *„philosemitische(n) Antisemiten"*, von *„antisemitische(n) Wölfe(n) im Schafspelz"*, die schließlich *„mehr oder weniger alle ihre schlechtsitzenden Masken fallen"* ließen. Verwunderlich ist es in diesem Zusammenhang, daß einer der auch international renommiertesten bundesdeutschen Holocaust-Forscher - Hans Mommsen - seine Familie als Beispiel für ein angeblich nicht antisemitisches liberales Bürgertum in die Diskussion einbringt und sich umgehend nachweisen lassen muß, daß

auch sein Vater, ebenfalls ein angesehener Historiker, mit explizit antisemitischen Äußerungen glänzte.
Problematisch an Goldhagens Ansatz ist, daß er in platter Umkehrung der Marxschen Erkenntnis, derzufolge das Sein das Bewußtsein bestimmt, das Faktum der antisemitischen Ideologie in Deutschland zwar ausführlich beschreibt, auch den Zusammenhang zwischen Nationalismus und Antisemitismus thematisiert, aber nicht nach den materiellen Konstitutionsbedingungen des spezifisch deutschen völkischen Nationalismus und seiner Ausgrenzungsrituale fragt. Auf der rein deskriptiven Ebene können ihm seine Kritiker dann durchaus zurecht entgegenhalten, daß es auch z.B. in Frankreich und insbesondere in Osteuropa einen weit verbreiteten und durchaus auch gewalttätigen Antisemitismus gegeben hat. Der von den Kritikern angemahnte Vergleich mit den Antisemitismen anderer Länder, der ganz beiläufig auch Historisierung im Sinne von Relativierung bedeuten könnte, kann allerdings nicht die Frage beantworten, wieso es gerade in Deutschland und eben nicht in Frankreich oder sonstwo zum Holocaust gekommen ist. Um diese Frage zu beantworten, wird man die für Deutschland spezifischen Entstehungsbedingungen des rassistischen Antisemitismus im Kontext der Herausbildung der völkischen Ideologie im letzten Jahrhundert thematisieren müssen, wobei man sich mit der bloßen Feststellung, daß dieser Antisemitismus als Ideologie quer durch alle gesellschaftlichen Schichten weit verbreitet war, allerdings nicht zufrieden geben kann. Zu fragen ist also, über die jeweilige individuelle Adaption der antisemitischen Ideologie hinaus, nach den spezifischen Interessen, die mit dieser Ideologie verbunden waren, nach den Funktionen, die diese Ideologie im politischen und wirtschaftlichen Gefüge der deutschen Gesellschaft erfüllte. Und zu hinterfragen ist insbesondere auch die von Goldhagen vertretene These, daß der Antisemitismus in der Bundesrepublik keine wesentliche Rolle mehr spiele, eine These, die insofern als äußerst fragwürdig betrachtet werden muß, als das bundesdeutsche Staatsbürgerrecht immer noch auf jenem völkischen Denken basiert, das an der Wiege für den von Goldhagen so genannten eliminatorischen Antisemitismus der Deutschen stand.
Goldhagens Buch wirft Fragen und Probleme auf, die, das zumindest haben die Reaktionen vieler Fachhistoriker gezeigt, weit über das offensichtlich beschränkte Interesse und insbesondere auch weit über die diesbezüglich wissenschaftsimmanent beschränkten Fähigkeiten der Fachhistoriker hinausreichen. Von dieser Beschränktheit zeugt ganz beiläufig auch, daß sich manche dieser Historiker darüber verwundert zeigten, daß sich Goldhagen den Deutschen aus der Sicht eines Anthropologen nähert - dabei wäre es doch ohne Zweifel erhellend, die akademische Innenwelt der Historikerzunft einmal aus solcher Perspektive zu analysieren.

Wolfgang Braunschädel

Götz Aly, »Endlösung«. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt am Main, 1995, 446 S.
In ihrer 1991 erschienenen Arbeit „Vordenker der Vernichtung" hatten Götz Aly und Susanne Heim ihr Interesse darauf gerichtet, *„die Zusammenhänge zwischen der Politik der Modernisierung und der Politik der Vernichtung"* im Nationalsozialismus offenzulegen. Die Arbeit zielte darauf ab, jene in der bisherigen Forschung weitgehend vernachlässigte akademisch-wissenschaftlich qualifizierte Intelligenz in den Blick zu bekommen, in deren bevölkerungspolitischen Plänen und Maßnahmen - Umsiedlung, *„Deportation zur Zwangsarbeit, Ghettoisierung, Vertreibung von Menschen in künstlich geschaffene Hungerregionen, Versuche einer Geburtenkontrolle und - Massen-*

mord" - der systematische Völkermord zum Ausdruck einer strategischen Wirtschaftsplanung wurde. *„Auschwitz"*, so die Schlußfolgerung, *„ist in hohem Maß die Folge einer gnadenlos instrumentalisierten Vernunft."* Im Zentrum der Untersuchung standen also nicht die Ideologie des Nationalsozialismus, der rassistische Antisemitismus oder der in der historisch gewachsenen Mentalität der deutschen Bevölkerung verankerte fehlende Widerstand gegen die Vernichtungspolitik, sondern jene junge akademische Elite, die in ihren Forschungs- und Planungszentren - gewissermaßen geschützt von den ideologischen Rahmenbedingungen des Systems und diese ideologischen Vorgaben aufgreifend und für ihre Pläne geschickt ausnutzend - in enger Zusammenarbeit mit den entsprechenden politischen Instanzen mit technokratischem Kalkül bevölkerungspolitische Szenarien entwarf, die auf ein Europa unter deutscher Vorherrschaft abzielten. Aly und Heim haben in dieser Arbeit darauf hingewiesen, daß unter den ideologischen Vorgaben des Nationalsozialismus wohl zum erstenmal in großem Maßstab jene Zusammenarbeit zwischen politischen und wissenschaftlichen Eliten organisiert worden ist, die Jahrzehnte später - die sogenannten Funktionseliten hatten den Zusammenbruch des Nationalsozialismus weitgehend unbeschadet überlebt und ihren Beitrag zum Wiederaufbau geleistet - sich als „wissenschaftliche Politikberatung" etablieren sollte. Schon diese Kontinuität verweist darauf, daß, so Aly/Heim, *„das konzeptionelle Denken aber, in dem Massenmord zum 'sinnvollen' Mittel struktur- und entwicklungspolitischer Planungen wurde, nach wie vor aktuell (ist)."*

In seinem neuen Buch zielt Aly auf den Prozeß der Umsetzung der in den entsprechenden Planungszentren entworfenen bevölkerungspolitischen Strategien, auf die *„Reaktionen und Konzepte der Praktiker"*, wobei er sich auf die Zeit zwischen September 1939 und Januar 1942, zwischen Kriegsbeginn und Wannsee-Konferenz beschränkt. Im Zentrum steht die Tätigkeit des „Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums"; in der Person von Himmler, der diese Funktion kurz nach Kriegsbeginn erhielt, konzentrierten sich somit die auf die Umsiedlung sogenannter Volksdeutscher zielende Umsiedlungs- und Lebensraumpolitik sowie die sogenannte „Lösung der Judenfrage", zwei bevölkerungspolitische Unternehmen, die, wie Aly zeigt, eng miteinander verwoben waren. Eine zentrale Rolle in der Umsiedlungspolitik spielte von Beginn an das von deutschen Truppen besetzte Polen. Aly zeichnet nach, wie aufgrund der Um- und Ansiedlungspolitik *„ein ständig zunehmender - von Himmler und seinen Mitarbeitern selbst verursachter - Druck zur Entwicklung immer umfassenderer Enteignungs- und Deportationspläne"* entstand, der aufgrund der Schwierigkeiten, die den deutschen Bevölkerungspolitikern mit ihrem *„Heim-ins-Reich der Voksdeutschen entstanden, auf Kosten der Juden"* überwunden werden sollte und *„schließlich zum Mord an den europäischen Juden führte"*. Alys Anliegen besteht darin, jenen Entscheidungsprozeß, der am Ende, auf der Wannsee-Konferenz, die sogenannte „Endlösung" absegnete, en detail und chronologisch genau nachzuvollziehen. Der Weg zur Endlösung, in zahlreichen Denkschriften, Plänen und die jeweiligen Erfahrungen mit Umsiedlungen, Ghettoisierungen und Deportationen reflektierenden Berichten dokumentiert, ist nur zu verstehen, wenn man dabei drei Aspekte mit einbezieht. Zum einen die Tatsache, daß die nationalsozialistische Ideologie im allgemeinen und der rassistische Antisemitismus im besonderen *„die moralischen und juristischen Barrieren im Bewußtsein der Täter hinreichend unterhöhlt hatten und dem mörderischen Tun als Rechtfertigung dienen"* konnten. Zum zweiten die Erfahrung, daß erste systematische Massenmorde, die „Aktion T 4", der Mord an sogenannten Geisteskranken und die Ermordung von Insassen psychiatrischer Anstalten in Ostpreußen und im Warthegau durch SS-Kommandos

im Herbst 1939 und im Frühjahr 1940 nicht nur keinerlei negative Konsequenzen nach sich zogen, sondern weitgehend auf Akzeptanz stießen. Und schließlich, und dies dürfte für die gesamte Entwicklung entscheidend gewesen sein, daß es innerhalb der deutschen Bevölkerung gegen den systematischen Massen- und Völkermord keinerlei in irgendeiner Weise relevanten Widerstand gegeben hat. Den akademisch qualifizierten und karrierebewußten Wissenschaftlern in ihren Forschungszentren, denen es *„gelang, die nationalsozialistische 'Weltanschauung' als gnadenlos instrumentalisierte Vernunft zu reformulieren und in praxisorientierte Programme zu verwandeln"*, sowie den Vollstreckern dieser Programme war es am Ende gelungen, ohne daß es, so Aly, einen *„voluntaristischen 'Entschluß' zum systematischen industriellen Mord an den europäischen Juden"* gegeben hat, *„die 'Endlösung' in den bürokratischen und politischen Alltag des deutschen Staates einzufügen und arbeitsteilig zu organisieren"*. Alys Untersuchung trägt ohne Zweifel entscheidende Mosaiksteine zum Verständnis des nationalsozialistischen Völkermordes bei, nicht zuletzt auch dadurch, daß wieder einmal detailliert nachgewiesen wird, daß der Nationalsozialismus ohne entscheidende Mithilfe sogenannter gesellschaftlicher Eliten, in diesem Fall der akademisch qualifizierten, im weitesten Sinne sozialwissenschaftlichen Intelligenz, weder an die Macht hätte kommen, noch sich dort hätte halten können. Aly hat an konkreten Beispielen aufgezeigt, wie die Zusammenarbeit zwischen politischen Ideologen und wissenschaftlichen Praktikern funktioniert hat, aber dahinter versteckt sich immer noch die Frage - und Alys auf die spezifisch deutsche Art, sich trotz aktiver Teilnahme am mörderischen Geschehen aus der Verantwortung zu stehlen beziehende Feststellung, daß *„mehr in Deutschland nicht nötig (war)"* verweist darauf - warum es möglich war, warum es gerade in Deutschland möglich war und welche Rolle insbesondere der in dieser Konzeption ohne Zweifel in seiner Bedeutsamkeit unterschätzte Antisemitismus dabei gespielt hat.

Wolfgang Braunschädel

Alexander Watlin, Die Komintern 1919-1929. Historische Studien. Mit einem Vorwort von Friedrich I. Firsow, Mainz: Decaton Verlag, 1993, 192 S.

Alexander Watlin gehört zu jenen jungen russischen Historikern, denen die Perestroika Ende der achtziger Jahre die Möglichkeit eröffnete, die Geschichte ihres Landes anhand der sich öffnenden Archive neu zu untersuchen (und - muß man hinzufügen - denen in der post-sowjetischen Ära praktisch die materielle Basis dazu entzogen ist). Am Institut für Marxismus-Leninismus gehörte er zu der von Friedrich Firsow geleiteten Arbeitsgruppe zur Geschichte der internationalen kommunistischen Bewegung, die deren Geschichte aufgrund der ihnen nun zugänglich gewordenen Dokumenten gründlich neu zu untersuchen begann und dabei die jahrzehntelang von der Partei verordneten Dogmen und Fälschungen verwarf.

In einer Reihe von Aufsätzen und Tagungsbeiträgen beschäftigte sich Watlin besonders mit dem ersten Jahrzehnt der Kommunistischen Internationale, des 1919 gegründeten Zusammenschlusses der kommunistischen Parteien. Hier liegen nun begrüßenswerterweise die wichtigsten der zuvor in Sammelbänden erschienenen nachgedruckt vor. Im großen und ganzen lassen sich dabei zwei Themenkomplexe ausmachen. Zum einen geht es um die Frühzeit der Komintern, so z. B. um die Konzeption der Weltrevolution, um die Organisierung des Apparats etwa in Gestalt des Anfang der zwanziger Jahre in Berlin residierenden geheimen Emissärs „Thomas" alias Reich, der einen Großteil der Finanzierung des westeuropäischen Kommunismus abwickelte, oder um die Frage der

Entwicklung der Einheitsfronttaktik und des Verhältnisses der Komintern zur internationalen Sozialdemokratie in jenen Jahren.
Einen anderen Schwerpunkt stellen die Auseinandersetzungen in der Kominтern-Führung Mitte der zwanziger Jahre dar, die - wenn man sie anhand der wichtigsten Protagonisten personalisieren will - in verschiedenen Kombinationen zwischen Sinowjew, Trotzki, Bucharin und Stalin verliefen und in denen sich der Machtkampf innerhalb der sowjetischen KP widerspiegelte. Neben den Führungsorganen der Komintern (Exekutivkomitee, Präsidium und Politsekretariat) steht in den Beiträgen vor allem die KPD im Vordergrund. Will man ein Fazit aus Watlins Forschungen ziehen, so bestand die Tragödie der Komintern darin, daß, nachdem die Erwartung einer weltrevolutionären Entwicklung sich als verfehlt erwies und dies offenkundig wurde, die diversen Kominternführungen immer mehr zu politischen und organisatorischen Manipulationen übergingen und sich damit im Endeffekt schließlich selbst vernichteten.
Indem Watlin minutiös das Archiv der Komintern auswertet, kann er mit einer Vielzahl von bisher unbekannten Details aufwarten. Das betrifft nicht nur etwa rein innerorganisatorische Vorgänge wie die Millionentranfers an die diversen kommunistischen Parteien einschließlich der Sorglosigkeit, mit der dabei umgegangen wurde. Auch viele Treffen, Konferenzen usw., auf denen politische Fragen erörtert wurden, wurden ja schon seit Mitte der zwanziger Jahre nur noch ungenügend dokumentiert, mit „überarbeiteten" Protokollen oder gar keinen, so daß er hier erstmals deren Ablauf, die geführten Diskussionen usw. darstellen kann. Die Stärke des Autors liegt auf dieser Rekonstruktion der Fakten aus den im ehemaligen Parteiarchiv der KPdSU aufbewahrten Unterlagen (wobei übrigens westliche Sekundärliteratur zu diesem Themenkomplex praktisch nicht herangezogen wurde, was allerdings für die sowjetische Geschichtswissenschaft selbst in den letzten Jahre der Perestroika typisch war). Auch lassen sich gelegentlich noch fragwürdige, aus der traditionellen sowjetischen Geschichtswissenschaft übernommene Wertungen finden. Die zu verschiedenen Zeiten entstandenen Beiträge wurden unverändert übernommen. So läßt sich bei der Lektüre auch feststellen, daß sich zwischen der Endphase der Perestroika und den ersten nachsowjetischen Jahren auch eine grundlegende Veränderung in der Perspektive des Autors bezüglich der Einschätzung der kommunistischen Bewegung und der Möglichkeiten zu ihrer Veränderbarkeit im Laufe ihrer Geschichte ergeben hat. Insgesamt tendiert Watlin aber dazu, vor allem in der „Rechten", etwa um Bucharin in der KPdSU, um Brandler-Thalheimer in der KPD, diejenige Strömung zu sehen, die noch am realistischsten gewesen sei. Das ist eine Position, gegen die sich gewichtige Einwände erheben lassen, die z. T. selbst bei ihm erwähnt sind, etwa, wenn man an die Rolle denkt, die Bucharin beim Abbau der innerparteilichen Demokratie im Kampf gegen die Vereinigte Opposition Trotzki-Sinowjew spielte. Auch entwickelte Bucharin erste Elemente für eine ultralinke Wende 1928, die allerdings unter Stalin ein ganz anderes Ausmaß annahm.
Insgesamt enthält der Band zehn Beiträge, von denen sieben bereits vorher in deutschen Zeitschriften - darunter auch zwei in dieser - oder Sammelbänden veröffentlicht worden waren. Zwei davon waren mit einem Koautor verfaßt; diese sind hier nur in Fußnoten erwähnt. Die bei einigen Artikeln recht holprigen Übersetzungen wurden leider nicht noch einmal überarbeitet. Ärgerlicher sind allerdings falsche Angaben, die, das kann man beim Autor wohl vermuten, Druckfehler sind (z. B. S. 80, wo Kamenew bis Ende 1926 - statt Ende 1925 - als Bündnispartner Stalins aufgeführt wird, auf S. 93 beginnt die Diskussion über den „Sozialismus in einem Land" bereits im Herbst 1924 usw.).

Reiner Tosstorff

Voennye archivy Rossii (Militärarchive Rußlands) 1993, Heft 1. Verantwortliche Redakteurin L.V. Mal'ceva, Moskau 1993, 416 S. (Adresse der Redaktion: Novoslobodskaja ul., d. 50/1, kv.72, 103055 Moskva)

Nach dem Zusammenbruch der staatssozialistischen Systeme in Ost-Mitteleuropa um die Jahreswende 1989/1990 eröffneten sich innerhalb von wenigen Monaten völlig neue Perspektiven für die Geschichtsschreibung. Archivbestände, die bis dahin streng abgeschottet waren oder die offiziell gar nicht existiert hatten, wurden nun teilweise oder sogar vollständig zur Benutzung freigegeben, oft unter Umgehung der noch geltenden alten restriktiven Bestimmungen. Im Zuge der politischen Umwälzungen in den letzten beiden Jahren der Existenz der Sowjetunion und insbesondere nach ihrem Zerfall im Dezember 1991, sind nun auch hier die lange unter Verschluß gehaltenen oder bis dahin offiziell geleugneten Archivmaterialien, ganz oder teilweise, der historischen Wissenschaft zugänglich gemacht worden. Zahlreiche Reorganisationsmaßnahmen kennzeichnen seitdem die Praxis der Archivverwaltungen der Russischen Föderation, wobei die Umbenennung der meisten Archive noch das geringfügigste Problem darstellt. In vielen Fällen sind Aktensammlungen ausgegliedert und neu zusammengefügt worden, es gibt unterschiedliche Handhabungen bezüglich der Sperrfristen und im Allgemeinen fehlen brauchbare Bestandsverzeichnisse. Ein besonderes Übel stellt die jahrzehntelang geübte und geduldete Praxis mancher sowjetische Behörden dar, Akten für den eigenen Bedarf aus den Fonds zu entnehmen und sie nicht zurückzugeben. Einen beträchtlichen Schaden verursachen seit einigen Jahren sicherlich auch jene verantwortungslosen Archivmitarbeiter und Benutzer, die Aktenmaterial entwenden und es auf dem schwarzen Markt zum Verkauf anbieten.

Noch während der letzten Jahre der Gorbačov-Ära sind von einigen Historikern und Publizisten Versuche unternommen worden, manche tabuisierte Bereiche der sowjetischen Geschichtsschreibung zu entschleiern. Eine wichtige Rolle spielten hierbei die bisherigen offiziellen Publikationsorgane, wie z.B. die Tageszeitung „Izvestija" und die Zeitschriften „Sputnik", „Moskovskie novosti" („Moskauer Neuigkeiten"), „Novoe vremja" („Neue Zeit"), „Meždunarodnaja žizn'" („Internationales Leben") und „Literaturnaja gazeta" („Literaturzeitschrift").

Erst nach der Auflösung der Sowjetunion Ende 1991 sind die meisten neuen unabhängigen Verlage und ebenfalls einige neue historische Periodika entstanden, die sich zum Ziel gesetzt haben, bisher unbekannte Dokumente aus den russischen Archiven zu publizieren, um die „weißen Stellen" in der Historiographie zu beseitigen. Bereits seit dem Sommer 1991 erscheint in St. Petersburg die Zeitschrift „Russkoe prošloe" („Russische Vergangenheit"), seit 1992 in Moskau „Istoričeskij archiv" („Historisches Archiv") und „Neizvestnaja Rossija. 20.vek" („Unbekanntes Rußland. Das 20. Jahrhundert"), seit 1993 „Istočnik" („Quelle") und „Voennye archivy Rossii" („Militärarchive Rußlands"), wobei diese Aufzählung keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Es handelt sich durchaus um seriöse historische Zeitschriften, die sich an unterschiedliche Leserschichten wenden; einige sind dabei eher populärwissenschaftlich orientiert, andere wiederum streng wissenschaftlich.

Im Sommer 1993 ist in Moskau das bisher einzige Heft der Zeitschrift „Voennye archivy Rossii" („Militärarchive Rußlands") in einer relativ hohen Auflage von fünfzigtausend Exemplaren erschienen. Das Redaktionskollegium äußert im Vorwort den Wunsch, noch einen weiteren, bisher nicht zugänglichen Fachbereich *„für die breiten Kreise der Fachleute, Wissenschaftler, Studenten und für alle Liebhaber der Militärgeschichte zugänglich zu machen"*. Diese Entscheidung wurde erst dank der neuen Politik

im Archivwesen ermöglicht. Zukünftig gelten folgende *„Hauptprinzipien: Offenheit gegenüber der Weltgemeinschaft, Befreiung von Lüge und Heuchelei, Treue zur Wahrheit, wie unangenehm sie auch sein mag. Die Zeitschrift beabsichtigt, solche Dokumente zu publizieren, die helfen sollen, unsere Empfindung für die authentische und lebensvolle Geschichte des Vaterlandes wiederherzustellen."* Dazu gehört ebenfalls die Befreiung des historischen Bewußtseins von Mythen und Fälschungen. Die historischen Fakten müssen im Vordergrund stehen und nicht ihre ideologisch gefärbte Interpretation. Daher verzichtet man auf eine Kommentierung der Dokumente, der Leser soll sich allein seine eigene Meinung bilden. Abschließend lädt die Redaktion die anderen Militärarchive zur Zusammenarbeit ein und bietet ihnen die Zeitschrift zur Veröffentlichung von bisher unbekanntem Material an.

In dem etwas über vierhundert Seiten umfassendem Heft der „Voennye archivy Rossii" werden erstmals neue unbekannte Dokumente zu neun verschiedenen Themenbereichen publiziert. Ein Viertel der Zeitschrift ist den „Repressivmaßnahmen in der Roten Armee" gewidmet. Die zwei zur dieser Problematik veröffentlichten Dokumente gewähren einen interessanten und vielschichtigen Einblick in die Mechanismen der politischen Schauprozesse und entlarven gleichzeitig das verbrecherische stalinistische System der UdSSR der dreißiger Jahre. Bei dem ersten Dokument handelt es sich um einen Ausschnitt aus der stenographischen Aufzeichnung der Tagung des Plenums des Zentralkomitees der Russischen Kommunistischen Partei (Bolschewiken) [im folgenden RKP(b)] vom 23.2.-5.3.1937. Die auf dieser Tagung gehaltene und nun erstmals publizierte Rede des Volkskommissars für Verteidigung und Marschalls der UdSSR K.E.Vorošilovs bildete zusammen mit den Referaten von J.V.Stalin, V.M.Molotov, N.J.Ježov und L.M.Kaganovič den Auftakt zu den Massenrepressalien in der Roten Armee, denen Tausende von Offizieren zum Opfer gefallen sind. Dieses Blutbad und die folgenden Säuberungen haben die militärische Kampfkraft der Roten Armee nachhaltig katastrophal geschwächt.

Am 26. Juni 1964 sandte N.M.Švernik, Vorsitzender der Parteikommission beim ZK der KPdSU und Leiter des vom Präsidium des ZK der KPdSU eingesetzten Untersuchungsausschusses, seinen Bericht über die im Jahre 1937 verurteilten und hingerichteten hohen Kommandeure der Roten Armee, *„die Genossen M.N.Tuchačevskij, J.E.Jakir, I.P.Uborevič und andere"*, an den Ersten Sekretär der KPdSU N.S. Chruščev.

Dieser nun der Öffentlichkeit vorliegende achtzigseitige Untersuchungsbericht erhellt ein besonders düsteres Kapitel der stalinistischen Schauprozesse der dreißiger Jahre und zieht mit der vollständigen Rehabilitierung der ermordeten Kommandeure der Roten Armee einen Schlußstrich unter die „Affäre Tuchačevskij". Es ist beinahe schon eine Ironie der Geschichte, daß N.S.Chruščev wenige Monate nach dem Erhalt des Berichtes gestürzt wurde und seine Nachfolger keinen besonderen Wert mehr auf die Rehabilitierung der Opfer des Stalinismus legten. Die Ergebnisse des Untersuchungsausschusses durften in der UdSSR nicht einmal auszugsweise veröffentlicht werden, sie verschwanden für Jahrzehnte in einem Geheimarchiv.

Nach dem Beschluß des Präsidiums des ZK der KPdSU vom 5. Januar 1961 standen den Mitgliedern der Untersuchungskommission auch die bis dahin unzugänglichen Archive zur Auswertung des sich darin befindlichen Quellenmaterials offen. Es handelte sich um folgende Institutionen: Sekretariat und Präsidium des ZK der KPdSU, Parteikommission beim ZK der KPdSU, NKVD - KGB beim Ministerrat der UdSSR, Generalstab, Verteidigungs- und Innenministerium und ferner alle anderen Dienststellen, die

Dokumente zu dieser Problematik aufbewahrten. Es erging auch die Erlaubnis, alle Personen, die zur Klärung des Sachverhaltes beitragen könnten, zu vernehmen.
Der Prozeß gegen den Marschall der UdSSR M.N.Tuchačevskij und sieben andere hohen Kommandeure fand am 11. Juni 1937 unter Ausschluß der Öffentlichkeit vor einem militärischen Sondertribunal des Obersten Gerichtshofes der UdSSR statt. Die Angeklagten wurden des Hochverrats, der militärischen Verschwörung und des Terrors beschuldigt. Ferner sollten sie für Deutschland, Polen und Japan spioniert haben, die strategischen Pläne der Roten Armee verraten und im Falle eines militärischen Konflikts eine Niederlage der Sowjetunion vorbereitet haben. Noch am gleichen Prozeßtag wurden alle acht Angeklagten zum Tode durch Erschießen verurteilt und unmittelbar nach der Urteilsverkündung hingerichtet. Aus dem Bericht der Untersuchungskommission geht eindeutig hervor, daß den Angeklagten die Schuldeingeständnisse unter Anwendung von grausamen Folterungen erpreßt wurden und daß sie die ihnen zur Last gelegten Verbrechen niemals begangen haben.
Der Tuchačevskij - Prozeß wirkte auf die beiden Verbündeten der UdSSR - die Tschechoslowakei und Frankreich - verheerend. Nicht nur Politiker und Militärs standen vor folgendem Dilemma: Entweder ist Tuchačevskij tatsächlich schuldig, dann muß nach dem Wert eines solchen verlotterten Verbündeten gefragt werden, dessen Marschall und stellvertretender Volkskommissar für Verteidigung für feindliche Mächte spioniert oder Tuchačevskij und die sieben Kommandeure der Roten Armee sind unschuldig, dann stellt sich aber die Frage, ob die UdSSR nicht von einem skrupellosen Verbrecher regiert wird, der seine fähigsten Kommandeure hinrichten läßt.
Im Gegensatz zu den meisten anderen politischen Schauprozessen der Stalin - Ära, die unter einer sorgfältigen und öffentlichkeitswirksamen Regie stattfanden, verlief der Tuchačevskij - Prozeß geheim. Schon bald rankten sich daher die wildesten Spekulationen um ihn. Eine der hartnäckigsten Legenden, die immer wieder neu entstaubt wird, ohne daß greifbare Beweise vorgelegt würden, überlebte bis in die heutige Zeit hinein. Reinhard Heydrich soll auf Anweisung von Hitler eine Provokation eingefädelt haben, die schließlich zum Blutbad in der Roten Armee führte. Gefälschtes Material über eine angebliche Zusammenarbeit Tuchačevskijs und der anderen Kommandeure der Roten Armee mit dem deutschen Generalstab wurde dem tschechoslowakischen Präsidenten Eduard Beneš zugespielt. Im guten Glauben, der UdSSR zu helfen, leitete er das belastende Material an Stalin weiter. Ein tschechischer Historiker vertrat neulich eine andere, noch absurdere „Arbeitshypothese": Im Fall Tuchačevskij handele es sich um ein Komplott des deutschen Sicherheitsdienstes mit Teilen oder sogar den Spitzen des sowjetischen Geheimdienstes NKVD.
In dem von N.M.Švernik vorgelegten Bericht der Untersuchungskommission über den Tuchačevskij - Prozeß findet sich kein Hinweis auf lanciertes deutsches Belastungsmaterial oder auf eine Verschwörung von Sicherheitsdienst und NKVD zur Beseitigung von Marschall Tuchačevskij. Der unbestreitbare Verdienst des Švernik - Untersuchungsausschusses liegt in der schonungslosen Entlarvung der Methoden und Mechanismen, mit welchen die politischen Prozesse konstruiert wurden. Ungesetzlichkeit, Folter, Willkür, Gewalt, Erpressung, Lüge, Denunziation und fabrizierte Geständnisse haben im ganzen Land ein Klima der offenen Angst ausgelöst und schließlich zur Eigendynamik des Staatsterrors beigetragen. In einem solchen verbrecherischen System benötigte Stalin keine ausländische Provokation, um jede mißliebige Person vor ein Gericht zu stellen oder im Gulag verschwinden zu lassen.

Unter der Überschrift „Der zweite Weltkrieg. Die geheimen Zusatzprotokolle zum Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der UdSSR vom 23.August 1939" werden Dokumente veröffentlicht, die der westlichen Forschung bereits seit Jahrzehnten aus deutscher Provenienz zugänglich sind. Das hartnäckige Bestreiten der Existenz dieser geheimen Zusatzprotokolle seitens der sowjetischen Führung und das Leugnen der engen Zusammenarbeit mit dem Dritten Reich fand erst im späteren Stadium von Gorbačovs Perestrojka ein Ende. Die vollständige Publikation der Dokumente erlaubt nun jedem interessierten Bürger der ehemaligen Sowjetunion, das Ausmaß der Verstrickung seines Landes mit dem nationalsozialistischen Deutschland selbst zu beurteilen und es mit den Propagandalügen zu konfrontieren, mit denen man jahrzehntelang traktiert wurde.
Zum „Fall Katyn" und den weiteren Massakern an den gefangenen polnischen Offizieren im Frühjahr 1940 in der UdSSR werden brisante Dokumente aus dem Fond „Sonderakten des ZK der KPdSU" veröffentlicht, die die Schuldfrage an diesem Massenmord endgültig beantworten. Anfang März 1940 wandte sich der Volkskommissar für innere Angelegenheiten, L.P.Berija, mit einem Schreiben an das „ZK der RKP (b) und an den Genossen Stalin" (leider unterläßt die Redaktion eine genaue Datierung), in dem er vorschlug, die sich auf dem Territorium der UdSSR befindenden *„erbitterten Feinde der sowjetischen Macht"*, die gefangenen und verhafteten polnischen Offiziere, Gendarmen und Polizeibeamte *„mit der Anwendung des höchsten Strafmaßes - der Erschießung"* zu belegen. Gemäß Berijas Angaben handelte es sich um ungefähr 25.700 polnischer Staatsbürger. *„Ein Dreier - Tribunal in der Zusammensetzung der Genossen: Merkulov, Kobulov und Baštakov"* sollte die entsprechenden Beschlüsse fassen. (Ursprünglich war statt Kobulov Berija vorgesehen, sein Name ist dann durchgestrichen worden). Dieser geplante Massenmord fand die uneingeschränkte Billigung der sowjetischen Führung; auf der ersten Seite des Dokumentes befinden sich die Unterschriften von J.V.Stalin, K.E.Vorošilov, A.I.Mikojan und L.M.Kaganovič, die „dafür" votierten. Auch das Politbüro des ZK der RKP(b) sprach sich am 5. März 1940 für Berijas Vorschläge aus.
In der historischen Literatur, die sich mit dieser Problematik befaßt, existiert bisher keine gesicherte Anzahl der ermordeten polnischen Offiziere. Offizielle Angaben liefert erstmals ein Bericht des KGB-Vorsitzenden A.Šelepin vom 3. März 1959, gerichtet an N.S.Chruščev. A.Šelepin schreibt, daß *„nach der Beschlußfassung des Dreier - Tribunals des NKVD der UdSSR insgesamt 21.857 Menschen erschossen wurden ; davon im Wald von Katyn (Smolensk-Gebiet) 4.421 Menschen, im Starobel'skij-Lager in der Nähe von Charkov 3.820 Menschen, im Ostaškovskij-Lager (Kalininsk-Gebiet) 6.311 Menschen und weitere 7.305 Menschen in den anderen Lagern und Gefängnissen der Westlichen Ukraine und des Westlichen Weißrußland"*.
Mehrere Dokumente belegen, wie empfindlich die UdSSR in den siebziger Jahren auf die Berichterstattung westlicher Massenmedien über die Morde in Katyn reagierte. Es galt, die Wahrheit darüber weiterhin zu verbergen und wenn es opportun erschien, scheute man nicht, groben diplomatischen Druck auf westliche Regierungen auszuüben. Besonders aufschlußreich schildern einige Dokumente aus den Jahren 1988-1991 das Ringen innerhalb der KPdSU und des Staatsapparates um die Durchsetzung der historischen Wahrheit über die Massenmorde an polnischen Offizieren. Erst im Frühjahr 1990 übernahm die UdSSR offiziell die Verantwortung für die Massaker und drückte dem polnischen Volk ihr Bedauern aus.

Zwei Dutzend Dokumente aus beinahe zwei Jahrzehnten (1946-1963) erlauben einen ungewöhnlichen Einblick in die bisher unbekannten Seiten der Biographie des Marschalls und Verteidigungsministers G.K.Žukov. Falsche Beschuldigungen, Provokationen und Versuche ihn zu diskreditieren, werfen wieder einmal ein bezeichnendes Licht auf das sowjetische System. Nicht minder von Interesse sind Berichte über die politische und soziale Lage und über die Unzufriedenheit der Bevölkerung im Baltikum im ereignisreichen Jahr 1956. Auch die Verringerung der sowjetischen Streitkräfte in der Mitte der fünfziger Jahre führte zu sozialen Spannungen in der Armee, wie mehrere Dokumente belegen. Auf weiteren elf Druckseiten findet man zehn Sitzungsprotokolle der chinesischen Kommission des Politbüros des ZK der RKP(b) vom April bis September 1925. Keine neuen Erkenntnisse liefert die Veröffentlichung des Tagebuches von Martin Bormann (vom 1.1.1945 bis zum 1.5.1945). Es handelt sich um trockene dienstliche Eintragungen eines typischen Bürokraten. Erheblich spannender liest sich die ausführliche Aussage von Hans Rattenhuber, der seit 1933 Kommandant von Hitlers Leibwache war und sich seit Mai 1945 in sowjetischer Gefangenschaft befand. Die Quellenedition schließt mit der privaten Korrespondenz der Freunde J.V.Stalin, K.E.Vorošilov und S.M.Budennyj aus den Jahren 1921-1923. Es bleibt zu hoffen, daß die Redaktion der „Voennye archivy Rossii" ihre verdienstvolle Arbeit fortsetzen wird.

Zdeněk Obšasník

Peter Huber, Stalins Schatten in die Schweiz. Schweizer Kommunisten in Moskau: Verteidiger und Gefangene der Komintern, Zürich: Chronos Verlag 1994, 629 S.

Die Tatsache, daß das anzuzeigende Buch, mit 87,- DM nicht eben billig, bereits binnen Jahresfrist eine zweite Auflage erlebte, ist für unsere Verhältnisse ebenso ungewöhnlich wie der Umstand, daß der Schweizerische Nationalfonds die Publikation unterstützt hat. Dies wie das breite Echo, das dieses Buch in der Schweizer Öffentlichkeit gefunden hat, zeigt, daß sein Verfasser, der Genfer Historiker Peter Huber, mit dem von ihm gewählten Thema, dem Schicksal Schweizer Kommunisten in der Sowjetunion, zur rechten Zeit gekommen ist. Anders als im Fall der KPD ist der Stalinismus der schweizerischen Kommunistischen Partei bisher kaum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und öffentlicher Debatte gewesen. Auch die Frage nach Schweizer 'Stalin-Opfern' beschränkte sich lange Zeit auf das Schicksal Fritz Plattens und seiner Lebensgefährtin Berta Zimmermann, die beide in der Sowjetunion ums Leben kamen. Mit dem vorliegenden Buch (und der im selben Jahr in Lausanne erschienenen Monographie von Brigitte Studer *Un Parti sous influence. Le Parti communiste suisse, une section du Komintern, 1931 à 1939*, die an Peter Stettlers vielbeachtete Untersuchung von 1980 über die KPS in ihrem ersten Jahrzehnt anknüpft) wurde diese Lücke nun geschlossen.

Zur rechten Zeit kam Peter Huber auch insofern, als er 1991/92, während er an seiner Studie arbeitete, vom anarchischem Regime profitieren konnte, das damals in sowjetischen Archiven herrschte, als altes Recht nicht mehr galt und neue Regelungen noch nicht durchgesetzt waren. Für seine Untersuchung des Schicksals, das Schweizer Kommunisten in der Sowjetunion widerfuhr, hat er vor allem das Kominternarchiv, aber auch Bestände des KGB nutzen können. Als erstem Forscher standen ihm im Frühjahr 1992 die im Kominternarchiv in Moskau lagernden Kaderakten über Schweizer Kommunisten vollständig zur Verfügung.

Die Kommunistische Partei der Schweiz ist nie eine Massenpartei gewesen. Sie ist in den zwanziger und dreißiger Jahren nie über einige Tausend Mitglieder hinausgekommen und hat nie mehr als 2 % der Wählerstimmen auf sich vereinigen können. Für die

Komintern hat die KP der Schweiz indes eine größere Rolle gespielt, als ihre numerische Stärke vermuten läßt. Zum einen war der Anteil Schweizer Kommunisten, die zwischen 1919 und 1943 im Moskauer Apparat der Komintern arbeiteten, vergleichsweise hoch. (Neuere Untersuchungen gehen von insgesamt etwa 120 Schweizern aus, die im Dienst der Komintern standen.) Zum anderen gewann die Schweizer Partei seit 1933 allein aufgrund von geopolitischen Faktoren an Bedeutung, als nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland wichtige Elemente der Komintern-Infrastruktur wie etwa die (deutsch-, französisch- und englischsprachigen) Redaktionen der *Inprekorr* bzw. *Rundschau*, der Sitz der „Rundschau Nachrichten-Agentur" (RUNA) und des „Internationalen Arbeiterverlags" (Nachfolger des C. Hoym-Verlags in Hamburg) in die Schweiz verlegt wurden, die KPS als „Relais" für die Komintern und die illegale KPD fungierte und - nach Ausbruch des spanischen Bürgerkriegs - die Schweiz zum Transitland für „Spanienkämpfer" wurde. Damit wurde die KPS auch zunehmend interessanter für den stets auf der Suche nach Abweichlern und potentiellen Oppositionellen befindlichen stalinistischen Überwachungsapparat.
Die (verglichen mit ihrem deutschen, österreichischen, jugoslawischen oder polnischen Pendant zahlenmäßig kleine) Kolonie Schweizer Kommunisten in der Sowjetunion steht im Zentrum von Peter Hubers Untersuchung. En détail zeichnet er den Werdegang von etwa zwei Dutzend Schweizern nach, die sich in den dreißiger Jahren zur Arbeit oder zur Ausbildung in der UdSSR aufhielten. Diesen lebensgeschichtlich strukturierten Kapiteln sind jeweils kurze biographische Skizzen weiterer Emigranten angefügt (denen leider - im Gegensatz zu den Kurzbiographien in Kapitel 11 und dem fünfzig Seiten umfassenden biographischen Anhang - die Lebensdaten der behandelten Personen fehlen). Auf diese Art werden die Leser mit einer Vielfalt von zumeist tragischen Geschichten bekannt gemacht. Sie lernen etwa Elinor Lipper kennen, die im Juli 1937, kaum zwei Monate in der Sowjetunion, wegen *„konterrevolutionärer trotzkistischer Tätigkeit"* verhaftet wurde und bis 1946 in einem Lager im Kolyma-Gebiet festgehalten wurde. Sie war wohl die einzige Schweizerin, die zu ihren Lebzeiten über ihre Hafterfahrungen berichtete. Im aufsehenerregenden Prozeß über die Existenz sowjetischer Straflager, den David Rousset 1950 in Paris anstrengte, sagte sie als Zeugin aus. Sophie Kirschbaum, die 1936 von Koni Meyer, dem KPS-Vertreter beim EKKI, bei der Kaderabteilung mit dem Hinweis denunziert wurde, sie habe eine *„trotzkistische"* Schwester, daraufhin ihre Anstellung bei der Komintern verlor, nur knapp der Verhaftung entging und im Mai 1938 - wohl nur, weil sie ihre Schweizer Staatsbürgerschaft nie aufgegeben hatte - die Sowjetunion verlassen konnte, blieb hingegen loyales Parteimitglied und verleugnete noch Jahrzehnte danach den stalinistischen Terror. Härter traf es ihre Genossin Lydia Dübi, die wie Berta Zimmermann für die OMS, die EKKI-Abteilung für internationale Verbindungen, gearbeitet hatte. Im Sommer 1937 wurde sie, die mehrere Jahre den OMS-Stützpunkt in Paris geleitet hatte, nach Moskau beordert, als *„Volksfeindin"* verhaftet und am 3. November 1937 schließlich zum Tode verurteilt. Ihre Mutter und ihr Bruder, beide Mitglieder der „Partei der Arbeit" (PdA), der Nachfolgeorganisation der KPS, erfuhren zwei Jahrzehnte später von ihrem Tod. Die genauen Umstände ihrer Verhaftung liegen auch heute noch im Dunkeln. Daß der Terror auch vor „Symbolfiguren" nicht halt machte, bewies der Fall Fritz Platten. Als Organisator der „Reise im plombierten Waggon", die Lenin und andere russische Emigranten im Frühjahr 1917 von Zürich nach Petrograd brachte, war Platten der prominenteste Schweizer Kommunist. Das Prestige, das er genoß, nutzten die Stalinisten zuletzt 1936, als sie ihn dazu brachten, sich in „Offenen Briefen" an die Schweizer Arbei-

terschaft für die Erschießung der 16 Angeklagten des ersten Moskauer Schauprozesses auszusprechen. Als er selbst 1942 im Lager erschossen wurde, war er - wie viele seiner früheren Genossen - ein politisch und moralisch gebrochener Mann. Peter Huber schildert die genaueren Umständen seines Todes, die erst 1989 in der Sowjetunion publik wurden.

Ein eigenes Kapitel ist den Schweizer Linksintellektuellen und ihrem Verhältnis zur stalinistischen Sowjetunion gewidmet. Darin können wir noch einmal nachlesen, wie Theo Pinkus sich als Apologet der Moskauer Prozesse hervortat, und unter anderem erfahren, daß es dem stalinistischen Apparat 1937 auch gelang, den später berühmten Schriftsteller Friedrich Glauser in seine Kampagne gegen André Gide einzuspannen (nach der Veröffentlichung von dessen Bericht *Zurück aus Sowjetrußland*). Ob sich die Schweizer Kommunisten, von denen Peter Huber an einer Stelle meint, sie seien weniger durch die Schule des Preußentums geprägt als ihre deutschen Genossen, alles in allem ehrenhafter verhielten als andere, ist nach der Lektüre der hier wiedergegebenen Lebensgeschichten fraglich.

Die personengeschichtlichen Kapitel nehmen den Großteil des Textes in Anspruch; sie machen das Buch auch zu einem Nachschlagewerk, das zu Rate ziehen wird, wer sich über den eidgenössischen Kommunismus näher informieren will. Diesen Kapiteln hat Peter Huber zwei Exkurse angehängt, die von etwas allgemeinerem Interesse sind: einen Exkurs über den Überwachungsapparat der Komintern im Spanischen Bürgerkrieg und einen zweiten über die Ermordung von Ignaz Reiss. Reiss, ein hoher Offizier des sowjetischen militärischen Nachrichtendienstes, hatte im Juli 1937 mit Stalin gebrochen und für Trotzkis IV. Internationale Partei ergriffen. Am 4. September 1937 wurde er in Lausanne von Agenten des NKWD ermordet. Hubers Exkurs ist eine minutiöse Rekonstruktion dieses Verbrechens. (Die durchaus mit Vorsicht zu genießenden Aussagen, die der stalinistische Geheimdienstfunktionär und Auftragsmörder Pawel Sudoplatow 1994 hierzu machte, konnte Peter Huber noch nicht kennen. Die zwei diesbezüglichen in der amerikanischen und französischen Ausgabe von Sudoplatows Buch enthaltenen Seiten sind zudem in der deutschen Ausgabe unbegreiflicherweise unterschlagen worden [vgl. *Special Tasks. The Memoirs of an Unwanted Witness - A Soviet Spymaster*, Boston/New York 1994, S. 47f und die Stelle, an der diese Seiten fehlen, in: *Der Handlanger der Macht. Enthüllungen eines KGB-Generals*, Düsseldorf/Wien 1994, S. 82]).

Peter Hubers überaus solide und seriöse Studie schließt mit grundsätzlichen Überlegungen über das „Repressionsgefüge der Komintern", in denen der derzeitige Kenntnisstand über das Zusammenspiel verschiedener offizieller und informeller Gremien von NKWD, KPdSU und Komintern (Kaderabteilung, Internationale Kontrollkommission [IKK] u.a.) referiert wird, und einem Dokumentenanhang.

Wieder einmal - diesmal am Schicksal einiger Dutzend Schweizer Männer und Frauen - zu sehen, in welchem Maße der Stalinismus, die *„Syphilis der Arbeiterbewegung"* (Trotzki), ein menschenfressender Moloch war, der gewaltige physische und intellektuelle Energien verschlang, Charaktere verdarb, aus Menschen, für die Solidarität einmal ein Grundwert war, Denunzianten machte, ist durchaus deprimierend. Und doch enthüllt die Geschichte dieser Männer und Frauen auch, wie immens die Hoffnungen waren, die nach dem Gemetzel des Ersten Weltkriegs an den russischen Oktober und die Idee der sozialistischen Weltrevolution geknüpft wurden.

Horst Lauscher

Abel Paz, Durruti. Leben und Tode des spanischen Anarchisten, Hamburg: Edition Nautilus, 1994, 730 S.

„Spanien ist das Land der Paradoxien und der unerklärbaren Phänomene. Die Unstimmigkeiten seiner Geschichte bringen nicht wenige Historiker in Verlegenheit, weil sie den Hintergrund der politischen Veränderungen nicht zu würdigen wissen. Analysiert man die politischen und sozialen Veränderungen in Spanien nach Maßgabe der Regeln, die in anderen Ländern herrschen, so kommt man nicht weiter." In ähnlicher Form wie es Abel Paz formuliert, versuchen die meisten Autoren, die sich mit der spanischen Geschichte beschäftigen, auf die Besonderheiten hinzuweisen, unter denen in Spanien für den Sozialismus gestritten wurde - vor allem dann, wenn sie eine latente Sympathie für den Anarchismus hegen.

Die in Kontinuität zur spanischen Regionalföderation der Ersten Internationale „Federación Regiónal Espanola" (FRE) entstandenen anarchistischen Organisationen dominierten wie in keinem anderen Land Europas die Arbeiterbewegung Spaniens. Aus den unterschiedlichen Bedürfnissen der Industriearbeiterschaft Kataloniens und der Landarbeiter des Südens entstanden zwischen den Syndikalisten und Kollektivisten auf der einen und den Anarcho-Kommunisten auf der anderen Seite ideologische Differenzen, die den damaligen theoretischen Streit des internationalen Anarchismus widerspiegelten.

Es war ein Spanier, Tarrida del Mármol, der auf einer internationalen Versammlung in Paris 1889 eine konstruktive Neubestimmung des Anarchismus formulierte: *„Von den verschiedenen revolutionären Theorien, welche den Anspruch erheben, die vollständige soziale Befreiung zu garantieren, ist die der Natur, der Wissenschaft und der Gerechtigkeit am meisten entsprechende diejenige, die alle politischen, sozialen, ökonomischen und religiösen Dogmen verwirft, und dies ist die ‚Anarquía sin adjetivos' (die Anarchie ohne Eigenschaftsworte)."* Trotz dieses Aufrufs zur Verständigung erlebten auch die spanischen Libertären Phasen der Destruktion und inneren Zerrissenheit. Eine weitgehende und vorläufige Einigung wurde jedoch durch die 1910 erfolgte Gründung der „Confederación National del Trabajo" (CNT) erreicht. Der spanische Anarcho-Syndikalismus war im Unterschied zum revolutionären Syndikalismus Frankreichs, der erst im nachhinein durch explizit anarchistische Komponenten modifiziert wurde, von Beginn an eine Synthese anarchistischer Prinzipien, die in der gewerkschaftlichen Zielsetzung für die moderne Industriegesellschaft neu formuliert wurden. Besonders nach Gründung der „Federación Anarquista Iberica" (FAI) 1927, in der Phase der Illegalität des Anarchismus unter der Diktatur Primo de Riveras von 1923-1930, eskalierten die Auseinandersetzungen zwischen den „Realpolitikern" in der CNT und „fundamentalistischen" Anarchisten bakunistischer Prägung. All diese Zuordnungen sind allerdings als Hilfskonstruktionen zu verstehen. Wichtig ist, daß nach dem Ersten Weltkrieg in Spanien alle evidenten sozio-politischen Konflikte zwischen und unter den linken und rechten Gruppierungen stellvertretend für die ganze Welt ausgetragen wurden und Anarchisten und Syndikalisten dabei eine entscheidende Rolle spielten. Mit der Niederlage der Linken im Bürgerkrieg wurden die Weichen der internationalen Politik für die nächsten Jahrzehnte gestellt. Diese Dimension provozierte eine mythenumrankte Rückschau auf jene Zeit, der sich kaum jemand entziehen kann. Ein Mythos für sich ist der spanische Revolutionär Buenaventura Durruti (1896-1936), der von sich selbst sagte, daß er zwar nicht die *„Überzeugungskraft eines Kropotkin"* besäße, dafür aber wüßte, *„wie man handeln muß"*.

Abel Paz (1921 in Almeria geb.) war als junger Mann noch aktiv auf Seiten der CNT an den Kämpfen zur Verteidigung der spanischen Republik und der sozialen Revolution beteiligt. (An einer Stelle des Buches betont Paz, welch große Bedeutung Jugendliche wie er damals für die CNT hatten). Von Dezember 1942 bis 1953 blieb er nach seiner Verhaftung als Widerstandskämpfer Gefangener des Franco-Regimes. Danach lebte Paz, wie viele andere Anarchisten Spaniens, bis 1977 im französischen Exil. In dieser Zeit, von 1962 bis zum Februar 1977, arbeitete er mit der Unterstützung von Freunden an der Biographie Buenaventura Durrutis. In einem Vorwort zur deutschen Erstausgabe, der bisher vollständigsten Fassung des Manuskripts, schildert Paz die lange Entstehungsgeschichte des Buches. Neben der Befragung von Familienangehörigen (Mutter, Schwester und Tochter) sowie vieler Weggefährten Durrutis wurden zahlreiche Privatarchive, die Archive des IISG in Amsterdam, des „Centre International de Recherches sur L'Anarchisme" (CIRA) in Genf und weitere Archive in Paris und New York ausgewertet. Erste gekürzte Ausgaben der Biographie erschienen zwischen 1972 und 1976 in französischer, portugiesischer und englischer Sprache - später auch in Griechisch und Italienisch. Für die 1978 erschienene spanische Ausgabe wurden weitere Überarbeitungen vorgenommen, insbesondere durch die Anregungen Juan Garciá Olivers, der mit Durruti in Fragen der militärischen Organisation aneinandergeraten war. Die deutsche Version folgt dem spanischen Originalmanuskript.
Herausgekommen ist ein Porträt Durrutis, das vor allem durch die umfassende Zusammenstellung des Quellenmaterials besticht. Paz versucht erst gar nicht, eine Distanz zur Person Durrutis und zur anarchistischen Ideologie herzustellen, sondern schreibt aus einer Haltung der Zuneigung und Verehrung für den Revolutionär heraus. Die vorliegende Biographie ist als Steinbruch für seltene oder bisher gar nicht publizierte Quellen zu nutzen, als Chronik, die detailliert alle wesentlichen Ereignisse bis zum ungeklärten Tode Durrutis aufführt, und sie ist stellenweise wie ein spannender Roman über das Leben eines Abenteurers zu lesen. Dabei wirken jedoch die minutiösen Beschreibungen der Ereignisse und Aktionen in einigen Passagen ermüdend. Auch verfällt Paz manchmal zu sehr in ein Schwarz-Weiß-Schema, wenn er Durrutis Politikverständnis und Aktionismus positiv den abweichenden bis konträren Einschätzungen anderer Vertreter der CNT/FAI gegenüberstellt.
Paz hat das Leben Durrutis in drei Phasen eingeteilt. Im ersten Teil des Buches, überschrieben mit „Der Rebell", geht es um die Jahre 1896-1931. Durrutis politische Entwicklung wird als konsequente Reaktion auf das bereits als Kind elementar erlebte soziale Unrecht der spanischen Gesellschaft beschrieben. Alles was sich Durruti später an theoretischem Wissen aneignete, veränderte niemals diesen frühen Impuls zur Revolte. Durruti hatte eine Synthese aus den Positionen Bakunins und Kropotkins als seine ideologische Heimat bezeichnet. Paz betont, daß zumindest in den frühen zwanziger Jahren der Einfluß Bakunins für Durruti beistimmend gewesen sei. Nachdem er im heimischen León in den mit äußerster Härte geführten Arbeitskämpfen des Jahres 1917 als Agitator und Saboteur hervorgetreten war, wurde er zum ersten Mal gezwungen, ins französische Exil zu gehen. Durrutis Gewaltbereitschaft als Antwort auf den Terror des Staates führte ihn dann auf eine lange Odyssee durch Europa, Süd- und Mittelamerika. In dieser Zeit erhielt er durch das Leben im Untergrund seinen legendären Ruf. Eine Aura des Geheimnisvollen umgab ihn von da an. Erst die Ausrufung der zweiten spanischen Republik ermöglichte Durrutis Rückkehr aus dem Exil.
Der zweite Teil der Biographie - „Der Kämpfer" - behandelt die Jahre 1931-1936. Sehr gut gelingt es Paz, den Gesamtkontext dieser Zeit, die Debatten der verschiedenen

Fraktionen des Anarchismus, die Rolle der Sozialisten und die Installation einer moskautreuen KP in Beziehung zu setzen. Deutlich wird - z.B. in dem zitierten Bericht Rudolf Rockers über einen Besuch internationaler Vertreter der anarcho-syndikalistischen Internationalen Arbeiter Assoziation (IAA) im Mai/Juni 1931 in Barcelona -, daß die Besonderheiten der libertären Massenbewegung und die Stellvertreterrolle Spaniens von den Libertären erkannt und in der Argumentation offensiv eingesetzt wurde. Immer wieder, ganz im Sinne Durrutis, interpretiert Paz die Aktionen der anarchistischen Basis während der zweiten Republik, wie z.B. die Erhebung im Bergwerksrevier des Oberen Llobregat in den katalonischen Pyrenäen im Januar 1932, als Ausdruck des Bewußtseins der libertären Arbeiterschaft, in einer entscheidenden Phase das Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen, ohne großartige strategische Überlegungen anstellen zu wollen.

Im dritten Teil - „Der Revolutionär" - wird Durrutis Rolle als militärischer Führer nach Ausbruch des Bürgerkriegs am 19. Juli 1936 bis zu seinem Tod in Madrid am frühen Morgen des 20. November 1936 geschildert. Hier, wie auch im gesamten Buch, mag den Leser die Form der sprachlichen Vermittlung irritieren. Paz beschreibt Durruti an einigen Stellen allzu glorifizierend, als von der Verantwortung für seine Leute überwältigten charismatischen Revolutionär. Die auf die Erinnerung von Zeitzeugen zurückgehenden Anekdoten werden als wörtliche Zitate Durrutis präsentiert. So soll er in Sorge um die Auswirkungen der Kriegssituation auf die Psyche der Menschen zuweilen vor dem Kriegskomitee gerufen haben: *„Der Sinn des menschlichen Daseins ist nicht auflauern und töten, sondern leben! Leben! ..."* Malerisch schreibt Paz weiter: *„Diese Gedanken erzeugten in Durruti eine verzehrende Ungeduld. In vielen Nächten, in denen er keinen Schlaf fand, erhob er sich von dem Strohsack, der ihm als Lager diente, und ging bis zu den Vorposten, wo er an der Seite des Wachhabenden stundenlang auf die Lichter von Saragossa starrte; oft wurde er vom Tagesanbruch in dieser Haltung überrascht."*

Neben den militärischen Problemen, der Auflösung der Antifaschistischen Milizen und der Bildung der „Kolonne Durruti", thematisiert Paz ausführlich die Versuche, eine soziale Revolution zu entwickeln. Die verhängnisvolle Politik der Sowjetunion, ihre Einflußnahme auf die Situation in Spanien, beschreibt ein gesondertes Kapitel.

Im letzten, vierten Teil - „Die Tode Durrutis" - trägt Paz alle möglichen Informationen über den bis heute - und wohl für immer - ungeklärten Tod Durrutis zusammen. Er analysiert die verschiedenen Theorien und die dahinter stehenden Motive über die Ereignisse des 19. November 1936 und bezieht auf der Grundlage seiner Recherchen klar Position. Für Paz berechtigt nichts dazu, *„eine Hypothese über Durrutis Tod aufzustellen, die seine Person in Mißkredit bringt oder die Organisation schädigt, der Durruti die wichtigsten Jahre seines Lebens gewidmet hat"*. Er faßt die verschiedenen Versionen über den Tod Durrutis in drei Thesen zusammen: 1. Durruti wurde von den Faschisten ermordet; 2. Eigene Genossen erschossen Durruti, weil er sich kommunistischen Positionen angenähert hatte; 3. Durruti wurde ein Opfer der sowjetischen Geheimpolizei GPU. Als viertes fügt Paz noch an, Durruti könne genausogut von der Gesamtheit der politischen Kräfte, der Konterrevolution, ermordet worden sein, deren Interesse darin bestand, *„Spanien wieder dorthin zurückzubringen, wo man am 18. Juli 1936 angefangen hatte"*. Mit der posthumen Ernennung Durrutis zum Oberstleutnant der Republikanischen Volksarmee durch den Präsidenten des Ministerrates und Minister für Nationale Verteidigung der Republik Juan Negrín am 25. April 1938 sei die *„politische Ermordung Durrutis"* vollendet worden, indem man ihm seine *„libertäre*

und anarchistische Substanz" nahm. Tatsächlich habe Durruti zum Zeitpunkt seines Todes lediglich die Funktion eines „Generaldelegierten der Kolonne Durruti" ausgeübt. Mit dem Hinweis auf ein Zitat, das Durruti zugeschrieben wurde - *„Wir verzichten auf alles, nur nicht auf den Sieg."* -, sei Durruti zur Legitimation aller konterrevolutionären Maßnahmen mißbraucht worden.
Ganz ausgeschlossen ist für Paz, daß Durruti von eigenen Leuten umgebracht wurde, dies sei *„die größte Beleidigung, die man den tausend Kämpfern der Kolonne ‚Durruti'... antun kann"*. Durrutis Einfluß auf seine Kämpfer (den man auch als Autorität bezeichnen könnte, aber dies ist wohl für einen Anarchisten wie Paz ein absolutes Unwort), wäre *„durch seine kämpferische Vergangenheit und durch seine Gegenwart verbürgt"* gewesen. Auch die Vorstellung, daß Durruti sich den KP-Positionen angenähert hätte, ist für Paz kaum nachvollziehbar. So sei z.B. die letzte öffentliche Erklärung Durrutis, der Text „An die russischen Arbeiter", nur mit sehr viel Phantasie als Hinwendung zum Bolschewismus zu interpretieren.
Auch wenn Paz dies nicht explizit formuliert, so ist für ihn der Mörder Durrutis unter den Kommunisten zu suchen. Während der Kämpfe im Universitätsviertel stießen Madrider Truppen zur Kolonne Durruti, deren Angehörige *„politisch schwer einzuordnen"* seien. Darunter seien Kämpfer gewesen, *„die Durruti nicht kannten und nicht liebten und ihm vielleicht auch ideologisch nicht nahestanden"*. Die Kommunisten hätten auf jeden Fall gewußt, welchen propagandistischen Nutzen sie aus dem Tod Durrutis ziehen konnten.
Im Anhang der deutschsprachigen Ausgabe findet sich ein Text Carl Einsteins über die Kolonne Durrutis, den Einstein als Gedenkrede des „Milizionärs in der Kolonne Durruti" für den Sender der CNT/ FAI geschrieben hatte und der zuerst vom Deutschen Informationsdienst der CNT/FAI 1936 in Barcelona veröffentlicht wurde. Neben der Bibliographie und den Textanmerkungen wurden vom Übersetzer Luís Bredlow verfaßte kurze Informationstexte zu Personen und Begriffen sowie ein Organisations- und Abkürzungsverzeichnis und ein Register angefügt. Weiter enthält das Buch 166 vorzüglich ausgewählte Fotos aus Paz' Archiv und andere Bilddokumente sowie Tabellen und Karten. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Abel Paz (er selbst schreibt in der Einleitung in der Pluralform, um das Bearbeiterkollektiv hervorzuheben) eine wertvolle Studie zur Sozialgeschichte Spaniens gelungen ist. Er beschreibt anschaulich die Faszination, die von Durruti ausging. Es gelingt ihm aber nicht, durch eine distanzierte Haltung diese Faszination auf einer rationalen Ebene zu erklären; sein Buch ist durchaus Ausdruck einer - zuweilen auch unreflektierten - Heldenverehrung.

Manfred Burazerovic

Lev Trotsky, Scritti sull'Italia, Introduzione e cura di Antonella Marazzi, II edizione rivista ed ampliata, Roma: Erre emme edizioni, 1990, 252 S.

Trotzki betrat nur zweimal für jeweils kurze Zeit italienischen Boden: Im Sommer 1911 - zur Zeit seines Wiener Exils - hielt er an der von Anatoli W. Lunatscharski mit Unterstützung Maxim Gorkis gegründeten Parteischule in Bologna einige Kurse und im Winter 1932 besuchte er auf seiner Reise von der Prinkipo-Insel Büyük Ada im Marmara Meer nach Kopenhagen zusammen mit Natalja Sedowa die Ruinenstadt Pompeji. Anders als in einer Reihe westeuropäischer Länder (Frankreich, Großbritannien, Belgien), in denen die Trotzkisten von jeher eine zwar zahlenmäßig schwache, aber wahrnehmbare und politisch aktive Strömung der Linken bildeten, riß der Kontinuitätsfaden des „revolutionären Marxismus" in Italien mehrfach ab. Zudem hatten die italienischen

Verfechter der „permanenten Revolution" stets Schwierigkeiten, sich von der über lange Zeit hinweg bedeutenderen linksoppositionellen Strömung um den PCd'I Mitbegründer Amadeo Bordiga abzugrenzen. Der stalinistische Parteijargon vermengte die politischen Ideen Trotzkis mit denen des neapolitanischen Kommunisten und schuf ein Amalgam, aus dem selbst nach 1968 noch viele Mißverständnisse erwuchsen. Eine Antwort auf die Frage, was Trotzki überhaupt mit Italien, dem italienischen Marxismus und der Arbeiterbewegung auf der Apenninenhalbinsel verband, gaben zunächst Silverio Corvisieri und Livio Maitan; 1979 legte dann Antonella Marazzi eine Sammlung der Schriften Trotzkis über Italien vor, die der römische Verlag Erre-emme-edizioni - um einige Bilddokumente ergänzt - 1990 noch einmal nachdrucken ließ. Da das noch erhältliche Bändchen meines Wissens nördlich der Alpen bisher nirgends angezeigt wurde, sei dies hier mit einiger Verspätung nachgeholt.

Die Herausgeberin gliedert ihr Buch in fünf teils chronologisch, teils inhaltlich geordnete Kapitel. So erscheint das aus Trotzkis Autobiographie stammende frühe Zeugnis über den Einfluß, den der sozialistische Theoretiker Antonio Labriola auf ihn ausübte, unter dem Punkt „Kunst, Kultur und Verschiedenes" in Kapitel V, wo auch Kurzbeiträge über Michelangelo, den italienischen Futurismus, Dante Alighieri, Curzio Malaparte, Ignazio Silone, Bruno Rizzi und Niccolò Machiavelli versammelt sind. Die Tatsache, daß so viel Themen auf ganzen 20 Seiten angesprochen werden, zeigt vor allem, daß Trotzki ähnlich wie andere marxistische Intellektuelle seiner Generation an der italienischen Kultur nicht vorbeikam, ohne jedoch als ein besonderer Kenner Italiens und der Italiener gelten zu können. Obwohl beispielsweise die Rezension des Silone-Romans „Fontamara" oder Trotzkis Antwort an Curzio Malaparte, den Verfasser der „Technik des Staatsstreichs", bis heute lesenswert sind, enthält das Buch Abschnitte, die für Trotzkis Bezüge und Kontakte zu und nach Italien aufschlußreicher sind. Die Texte des 70 Seiten umfassenden ersten Kapitels behandeln - obgleich zum Teil erst später geschrieben - den Zeitraum zwischen der Konferenz von Zimmerwald und dem IV. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale. Hier äußert sich vor allem der „orthodoxe" Trotzki, der im Einklang mit Lenin für den Zusammenschluß der Kommunisten mit den „Zentristen" (USPD, PSI u.a.) und für die Einheitsfronttaktik streitet; entsprechend polemisch äußert er sich über die „Kinderkrankheiten des Kommunismus". Zu den tragischen Momenten in der Geschichte der italienischen Linksoppositionellen zählt die Tatsache, daß der russische Marxist in den zwanziger Jahren vor allem gegen diejenige Strömung im PCd'I auftritt, die sich als erste mit ihm gegen Stalin solidarisiert hatte: gegen Amadeo Bordiga und seine Freunde. Der Streit setzt sich 1929-1931 fort, als Trotzki im Exil zunächst auf die bordighistische Strömung um die Zeitung „Prometeo" zugeht, dann aber die Gruppe der „Drei", der oppositionellen Politbüromitglieder Leonetti, Tresso und Ravazzoli unterstützt und mit den Bordighisten bricht. Trotzkis Beziehungen zur „Nuova Opposizione Italiana" (NOI), so bezeichnet in expliziter Abgrenzung von der „alten Opposition" des Neapolitaners, sind Thema des vierten Kapitels. Hier konnte Antonella Marazzi auf bis dahin unveröffentlichtes Material aus dem Archiv Alfonso Leonettis zurückgreifen. Zwischen die drei Kapitel, die vor allem Fragen von Strategie und Taktik der internationalen kommunistischen Bewegung gewidmet sind, hat die Herausgeberin einige Texte zum Themenspektrum „Faschismus und Antifaschismus" eingeordnet, darunter auch der einzige nicht von Trotzki selbst stammende Beitrag. Über das Treffen mit Carlo Rosselli sind wir tatsächlich nur aufgrund der Aufzeichnungen des 1937 im Auftrag Mussolinis ermordeten Wortführers der „liberalsozialistischen" Gruppe „Giustizia e libertà" unterrichtet; in

Trotzkis Nachlaß fehlen Hinweise auf das Gespräch, das im Frühjahr 1934 in Frankreich stattfand. Wahrscheinlich kannten auch die Herausgeber des 1979 bei Junius in Hamburg erschienenen Bändchens „Leo Trotzki 1879-1940. In den Augen von Zeitgenossen" den Rosselli-Text nicht oder sie konnten sich nicht entschließen, ihn in das Buch aufzunehmen. Dies ist bedauerlich, denn Rossellis Trotzki-Porträt steht den von Trotzki selbst gezeichneten Bildern bedeutender Persönlichkeiten der Arbeiterbewegung, der Linken und der internationalen Politik in nichts nach. Bleibt noch anzumerken, daß die Herausgeberin im Falle einer weiteren Neuauflage des Bandes eine Ergänzung vornehmen müßte: Denn zu Trotzkis „Scritti sull'Italia" gehört ohne Zweifel auch der kurze Brief, den der sowjetrussische Kriegskommissar am 30. August 1922 an das italienische Mitglied der Komintern-Exekutive Antonio Gramsci schickte (vgl. ARCHIV, Nr. 13, S. 45). Anders als Gramscis Antwort, die seit langem bekannt und als Anhangtext in den meisten Ausgaben von Trotzkis Buch „Literatur und Revolution" abgedruckt ist, war der Inhalt des Trotzki-Briefs bis vor einigen Jahren ganz unbekannt. Erst Dimitri Wolkogonow entdeckte das Schreiben in einem sowjetischen Archiv und veröffentlichte es in seiner Trotzki-Biographie.

Rolf Wörsdörfer

Aldo Natoli, Tanja Schucht und Antonio Gramsci. Eine moderne Antigone. Übersetzt und eingeleitet von Peter Kammerer, Frankfurt/M.: Cooperative-Verlag, 1993, 269 S.

Antonio Gramsci, Gefängnisbriefe, Band I, Briefwechsel mit Giulia Schucht. Mit einem Vorwort von Mimma Paulesu Quercioli und einer Einleitung von Ursula Apitzsch, Hamburg: Argument-Verlag, Frankfurt/M.: Cooperative-Verlag, 1995, 194 S.

Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Band 5, herausgegeben von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug unter Mitarbeit von Peter Jehle, Hefte 8-9, Hamburg: Argument-Verlag, 1993, S. 935-1186, A 425-548.

Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Band 6, Philosophie der Praxis, herausgegeben von Wolfgang Fritz Haug unter Mitwirkung von Klaus Bochmann, Peter Jehle und Gerhard Kuck, übersetzt und mit einer Einleitung versehen von W.F. Haug, Hefte 10 und 11, Hamburg: Argument-Verlag, 1994, S. 1193-1493, A 549-644.

Was seit längerem vorherzusehen war, ist inzwischen eingetroffen: Der Streit um das Erbe Antonio Gramscis ist wenige Jahre nach der Umbenennung und Spaltung des PCI in eine „Demokratische Linkspartei" (Pds) und in eine „Partei der Kommunistischen Wiedergründung (Prc)" als Streit um die Rechte an Gramscis „Gefängnisbriefen" voll entbrannt. Der Zwist betrifft zwei Editionsprojekte eben dieser Briefe, in die wiederum zwei Historikergruppen und zwei Verlage involviert sind. Giuliano Gramsci, der in Moskau lebende jüngere Sohn Antonio Gramscis, hat die bisher beim renommierten Turiner Einaudi-Verlag liegenden Rechte der Verlegerin Elvira Sellerio aus Palermo übertragen. Der Einaudi-Verlag und die mit ihm verbundene, dem Pds nahestehende Fondazione Istituto Gramsci in Rom bestehen darauf, daß sich der Turiner-Verlag 1977 die Exklusivrechte an den im römischen Gramsci-Institut aufbewahrten Briefen sicherte und daß ihm diese Rechte bis 1997 garantiert sind, es sei denn, einer der Erben Gramscis lasse die Briefe aus Rom entfernen und an einen anderen Ort überführen, was bislang nicht geschehen ist.

Man darf gespannt sein, ob die Auseinandersetzung Konsequenzen für die Planung der deutschsprachigen Gramsci-Editionen haben wird; vorerst jedenfalls sind in diesem Be-

reich vier Neuerscheinungen anzuzeigen. Aldo Natoli, Verfasser des ersten Buches, zählt zur Gruppe von Historikerinnen und Historikern um das Gramsci-Institut in Rom, die die vollständige Briefe-Ausgabe besorgen sollen. 1990 legte er eine Monographie über die Korrespondenz zwischen Antonio Gramsci und seiner Schwägerin Tatjana (Tanja) Schucht vor, die jetzt und hierzulande auch einer des Italienischen nicht kundigen Leserschaft zugänglich ist. Die Geschichte des Buches beginnt mit einer Entdekkung: Als Natoli 1987/88 Gramscis Briefe aus dem Gefängnis noch einmal las, mußte er feststellen, daß ein großer Teil dieser Briefe, nämlich 239 von insgesamt 456, an Tatjana Schucht gerichtet war. Zugleich wurde ihm klar, daß bis dahin keiner der zahlreichen Autoren, die sich mit Gramsci beschäftigt hatten, die Frage aufgeworfen hatte, *„was das für eine Frau war, der Gramsci seine innersten Gefühle mitgeteilt hat"*. Denn gerade die Korrespondenz mit Tanja zeichnet sich durch eine besondere Intensität aus, weshalb Natoli sie für *„menschlich und politisch... höchst bedeutungsvoll"* hält. Im Archiv des Gramsci-Instituts fand er zu seiner Überraschung 652 Schreiben, die Tanja in den Jahren 1926-1932 an Gramsci gerichtet hatte; sie bildeten sozusagen die zweite, bis dahin gänzlich unbekannte Hälfte der Korrespondenz.

Was hat es mit der „modernen Antigone" auf sich, die den gefangenen Parteiführer in den langen Jahren der Haft begleitete und umsorgte? Tatjana Schucht stammte aus Samara an der Wolga, wohin ihr Vater Apollon Alexandrowitsch wegen oppositioneller Betätigung gegen das Zarenregime verbannt worden war. Sie hatte einen Bruder und vier Schwestern, darunter die zehn Jahre jüngere, 1897 in Genf geborene Julia, die später Gramscis Frau wurde. Als die Familie nach längeren Auslandsaufenthalten (Frankreich, Schweiz, Italien) im Verlauf des Ersten Weltkriegs nach Rußland zurückkehrte, blieb Tatjana als einzige Tochter in Italien zurück. Mitte der zwanziger Jahre lebte sie in Rom, wo sie an einer internationalen Privatschule naturwissenschaftliche Fächer unterrichtete.

Unterdessen hatte Gramsci in Moskau Julia kennengelernt und geheiratet. Im August 1924 wurde ihr erster Sohn Delio geboren - Gramsci hielt sich zu diesem Zeitpunkt schon in Wien auf, von wo aus er die von den Schlägen der Faschisten hart getroffene Kommunistische Partei zu reorganisieren suchte. In die römische Abgeordnetenkammer gewählt, ging er nach Italien zurück, wo er versuchte, Kontakt zu Tatjana Schucht aufzunehmen. Tanja war zu diesem Zeitpunkt eine nicht ganz unpolitische, aber auch nicht gerade an der kommunistischen Programmatik orientierte Exilrussin jüdischer Herkunft; sie verstand sich als Bürgerin des Sowjetstaats, hatte aber zugleich Kontakt zu Emigranten wie dem Sozialrevolutionär Isaak Schreider, mit dem sie die Meinung teilte, den Sozialrevolutionären stehe in Rußland die volle Meinungsfreiheit zu und die in einem sowjetischen Gefängnis einsitzende prominente Sozialrevolutionärin Maria Spiridonowa sei freizulassen.

Nach der ersten Begegnung mit Tanja schreibt Gramsci an seine Frau, die seit 1917 Mitglied der bolschewistischen Partei ist: *„Jedenfalls ist Deine Schwester sehr sympathisch und hat nichts mit den Leichenbittern der S.R. ... zu tun. In Rußland wäre sie eine hervorragende Arbeiterin und verstünde alle Notwendigkeiten des Kampfes."* In einem weiteren Brief spricht Gramsci erstmals die große Ähnlichkeit zwischen Tanja und Julia an, ein Umstand, der einige Komplikationen mit sich bringt und der in der Gefängniskorrespondenz noch von Bedeutung sein wird. Tatsächlich scheinen die Schucht-Schwestern bisweilen unter Abgrenzungsproblemen zu leiden, die besonders deutlich werden, als Julia und Eugenia Schucht sich 1925/26 für einige Zeit in Rom aufhalten; Eugenia greift massiv in die Erziehung des kleinen Delio ein und bezeichnet sich selbst

(sehr zur Beunruhigung Gramscis) als dessen „Mutter". Im Gefolge von Julias Romreise wurde Giuliano, ihr zweiter Sohn, geboren. Nilde Perilli, eine Freundin der Familie Schucht, die vor dem Ersten Weltkrieg mit Eugenia an der Akademie der Schönen Künste in Rom studiert hatte, beschreibt die drei Schwestern während ihres gemeinsamen Aufenthalts in Rom 1925: *„Giulia hatte die charakteristischen Züge der russischen Frauen, mit rundem Gesicht und klaren Augen. Tatjana war blond und sehr hübsch. Genia war die einzige der Schwestern, die andere physische Eigenschaften hatte, mit einer feineren und etwas längeren Nase, schön auch sie, aber ein anderer Typus."*

Vom 8. November 1926, dem Tag seiner Verhaftung, bis zum 27. April 1937, Gramscis Todestag, kümmern sich - neben den Verwandten in Sardinien und Rußland - vor allem zwei Personen um den gefangenen Revolutionär: Tanja Schucht und der in London lebende marxistische Ökonom Piero Sraffa. Seit Ende 1928, als sie sich erstmals treffen, arbeiten Tanja Schucht und Sraffa eng zusammen. Der Kontakt zu Tanja ist für Gramsci zugleich die wichtigste - indirekte - Verbindung zum PCd'I, denn Sraffa unterhält enge Beziehungen zu Palmiro Togliatti, Gramscis Nachfolger an der Parteispitze. Wegen seiner oppositionellen Haltung in der Frage, wie die Gegner Stalins in der KPdSU (Trotzki, Sinowjew) zu behandeln seien, wird Gramsci Mitte/Ende der zwanziger Jahre für die italienischen Kommunisten zur Unperson; sein Name erscheint nicht mehr in der Parteipresse, seine politischen Schriften werden archiviert. Andererseits will Togliatti nicht auf die intellektuelle Ressource Gramsci verzichten. Mit der Wende der Komintern zur „Dritten Periode" - die sogenannte „svolta" hat für den italienischen Kommunismus verheerende Folgen - steht Gramsci erneut im Lager der Oppositionellen; nach langen Diskussionen kommt es zum Bruch zwischen ihm und der PCd'I-Häftlingsorganisation im Kerker von Turi; die Reihe der Schulungs- und Diskussionsrunden, in denen Gramsci den anderen kommunistischen Gefangenen seine Thesen vorträgt, reißt ab.

Es sind dies zugleich die Jahre, in denen die Frage der Freilassung Gramscis (Gefangenenaustaussch, Amnestie) breiten Raum in der Gefängniskorrespondenz einnimmt. In seinen Briefen an Tanja wehrt sich Gramsci gegen alle Vorschläge, er möge ein Gnadengesuch an Mussolini schreiben. Versuche Tanjas, mildere Haftbedingungen für ihn zu erwirken, verurteilt er in äußerst schroffem Ton. Mehrfach droht er der Schwägerin mit dem Abbruch der Beziehungen. Zugleich klagt er darüber, daß der PCd'I zu wenig unternimmt, um seine Befreiung zu erwirken. Er wirft der Parteiführung sogar vor, an der hohen Haftstrafe, die das Gericht gegen ihn ausgesprochen hat, nicht ganz unbeteiligt gewesen zu sein. Am 4. Juni 1928 wurde Gramsci zu zwanzig Jahren, vier Monaten und fünf Tagen Haft verurteilt. Ruggero Grieco, ein Parteiführer und enger Mitarbeiter Palmiro Togliattis, hatte ihn in einem Brief ins Gefängnis als bedeutendes Mitglied der PCd'I-Zentrale bezeichnet. Diese Indiskretion, so teilte man Gramsci im Laufe des Verfahrens mit, habe sich verschärfend auf die Strafe ausgewirkt. (Claudio Natoli führt auch das Zeugnis Piero Sraffas an, der die Hypothese, jemand aus der Parteiführung habe Gramsci bewußt gefährden wollen, zurückweist und Griecos Brief einzig und allein für eine ihrem Verfasser zuzuschreibende *„Dummheit"* hält.)

Piero Sraffa und Tanja Schucht kümmern sich arbeitsteilig um Gramsci: Während Sraffa Einfluß auf die Entstehung von Gramscis Gefängnisheften nimmt und den Häftling mit Anregungen, Hinweisen und vor allem Büchern versorgt, schickt Tanja ihm Socken, Unterwäsche, Pullover, Gebäck, Obst, Medikamente. Manchmal finden sich in

Tanjas Briefen Gedanken, die auf Gespräche mit Sraffa verweisen. Dramatische Züge nimmt die private und familiäre Seite der Korrespondenz Gramscis mit Tanja an. Beiden ist klar, daß es sich um eine Stellvertreterkorrespondenz handelt, denn die eigentliche Adressatin vieler Briefe Gramscis ist nicht Tanja, sondern Julia. Aus verschiedenen Gründen schreibt Julia nur sehr sporadisch: Gramscis Frau ist krank, ihre Familie setzt große Hoffnungen in eine psychonalytische Behandlung, aber Gramsci bleibt - anders als Trotzki im Falle seiner Tochter Sina - skeptisch. Doch ist es nicht allein die Krankheit, die Julia am Schreiben hindert. Der gefangene Revolutionär ist sich der Tatsache bewußt, daß Briefe nach Sowjetrußland eine doppelte Zensur passieren müssen: die faschistische und die stalinistische. Jemand scheint zudem Druck auf Julia auszuüben. *„Zäune aus Stacheldraht"*, so schreibt Gramsci, machten *„die gegenseitigen Beziehungen gereizt und krankhaft"*.
Im Dezember 1930 beschließt Tanja, Gramsci brieflich genauer über die Verhältnisse seiner Familie in Rußland zu orientieren. Dominierende Figur unter den Schuchts sei Genia, die den Kindern u.a. verheimliche, daß ihr Vater im Gefängnis ist. Genia hege auch das Vorurteil, Gramsci liebe seine Kinder nicht und habe sich auch früher nie um sie gekümmert. Während es zwischen Genia und Großvater Apollon um solche Fragen Streit gebe, stehe Julia völlig allein, was ihre ohnehin schwierige Lage nur noch komplizierter mache. Gramsci antwortet Tanja, er sei über diese Informationen *„eher bestürzt als verletzt"*.
Gramsci schreibt in dieser Zeit seine schönsten Briefe an Julia. Einem Schreiben an Tanja sind die Zeilen entnommen, in denen sich der gefangene Revolutionär zu einer stoischen Lebensphilosophie bekennt: *„Das Geben und das Nehmen sind bei der Generalrechnung im Gleichgewicht, aber sind sie auch als einzelne, individuelle Posten im Gleichgewicht? Wenn man das eigene Leben an ein Ziel geknüpft hat und darauf seine ganzen Energien und seinen ganzen Willen konzentriert, ist es dann nicht unvermeidlich, daß einige oder viele oder auch nur ein einziger der individuellen Posten ungedeckt bleiben?... Und man entdeckt als Ursprung des Fehlers die Schwäche, nicht den Mut aufgebracht zu haben, allein zu bleiben, ohne Bindungen, Zuneigungen, Beziehungen usw. An diesem Punkt angelangt, kann nur die Nachsicht zur Ruhe verhelfen, oder doch zu einer gewissen Ruhe, die etwas anderes ist als vollkommene Apathie und Gleichgültigkeit und einen Spalt für die Zukunft offen läßt..."*
Als Gramsci 1933 nach Formia verlegt wird, reißt die Korrespondenz mit Tanja Schucht ab. Sie kann ihn jetzt jede Woche besuchen, eine Möglichkeit, die sie bis zu seinem Tode nutzt. Am 2. September 1938 überführt sie Gramscis Asche auf den protestantischen Friedhof von Rom.
Aldo Natoli, der die Korrespondenz zwischen Tanja Schucht und Antonio Gramsci *„nicht ohne Respekt und innere Bewegung"* aufgearbeitet hat, verdanken wir eines der schönsten und intensivsten Bücher über Gramsci, das zugleich das einzige bisher vorliegende Buch über seine ihm über den Tod hinaus treue *„Schwester"* ist. Peter Kammerer hat es in eine angemessene deutsche Form gebracht. Es kann so auch einen sinnvollen Zugang zur auf vier Bände geplanten deutschen Edition der Gefängnisbriefe eröffnen. Auf den schon erschienenen ersten Band („Briefwechsel mit Giulia Schucht") sollen drei weitere mit der Korrespondenz Gramsci - Tanja Schucht (Band 2 und 3) sowie mit den Briefen Gramscis an die Verwandten in Sardinien (Band 4) folgen.
Giulia (Julia, Julca) Schucht war das vorletzte der fünf Kinder von Apollon und Julia Gregorewna Schucht. Musisch begabt, studierte sie während des langen Exils ihrer Familie 1908/09 an der Akademie von Santa Cecilia in Rom, wo sie 1915 das Diplom

für Violine erwarb. Mit der Familie nach Rußland zurückgekehrt, arbeitete sie zunächst als Musiklehrerin im Textilzentrum Iwanowo Wosnessensk, wo während der Revolution von 1905 der erste Arbeitersowjet des Zarenreichs entstanden war. Gramsci verzieh es Julia nie, daß sie 1922 das Lehramt aufgab und Funktionärin eines örtlichen Parteikomitees wurde. Er warnte sie vor der *„Geschäftigkeit"*, die sie umgab, und kritisierte ihre persönliche Arbeit als *„mechanisch und äußerlich"*. In der Fehlentscheidung, die musische Betätigung dem im engen Sinne politischen Engagement hintangestellt zu haben, sieht er auch eine Hauptursache für das labile psycho-physische Gleichgewicht Julias. *„Einer der quälendsten Gedanken"*, schreibt Ursula Apitzsch, *„die Gramsci im Gefängnis verfolgen, ist die Einsicht, daß er Giulias Kampf um eine autonome Künstlerexistenz nicht genügend unterstützt hat, solange noch Gelegenheit dazu war."*
Julia hatte Gramsci im September 1922 über ihre Schwester Eugenia kennengelernt, die den italienischen Kommunisten in einem Sanatorium getroffen hatte. Gramsci gehörte dem Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale (EKKI) an und war zu dessen 2. Erweitertem Plenum - nicht zur 2. Konferenz der Komintern, wie Ursula Apitzsch schreibt - nach Moskau gereist. Die Arbeiten des Plenums hatten ihn so angestrengt, daß er in das Sanatorium Serebrjannyi bor („Silberwald") bei Moskau eingeliefert werden mußte. Die Beziehungen zwischen Gramsci und Julia Schucht standen unter keinem guten Stern. Gramsci war als Berufsrevolutionär an die Parteidisziplin gebunden und als oppositioneller Kommunist von der Partei isoliert; Julia wurde von Mitgliedern ihrer eigenen Familie überwacht und in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Hinzu kommt die *„Schwierigkeit, sich zu öffnen"*, die in der Korrespondenz Gramscis mit Julia ebenso eine Rolle spielt wie in der mit Tanja. Noch von Wien aus schrieb Antonio an seine Frau: *„... ich bin seit meiner Kindheit durch das einsame Leben gewohnt, meine Seelenzustände hinter einer Maske der Härte und einem ironischen Lächeln zu verstecken... Es hat mich lange Zeit geschmerzt: meine Beziehungen zu den anderen Menschen waren äußerst schwierig, jedes echte Gefühl habe ich siebenmal aufgebläht oder heruntergespielt, die anderen sollten nicht merken, was ich wirklich fühlte. Was hat mich davor bewahrt, vollends innerlich auszudörren? Der Instinkt der Rebellion... Aber wie viele Male habe ich mich gefragt, ob es möglich sei, sich an eine Masse zu binden, wenn man nie jemanden geliebt hat, nicht einmal die eigenen Eltern, ob es möglich sei, eine Gemeinschaft zu lieben, wenn man nie einzelne Menschen tief geliebt hat. Würde das nicht Auswirkungen auf mein politisches Leben haben, würde das nicht meine Fähigkeiten als Revolutionär steril machen und auf eine rein intellektuelle Sache, auf rein mathematisches Kalkül reduzieren?... Ich bekomme viele Briefe von den italienischen Genossen. Sie wollen, daß ich ihnen Vertrauen, Begeisterung, Willen, Kraft gebe. Sie glauben, daß ich eine unerschöpfliche Quelle bin, und daß mir alle diese Gaben so reichlich zur Verfügung stehen, daß ich sie großzügig verteilen kann... Man verlangt zuviel von mir, man erwartet zuviel, das ist mir unheimlich."*
Unter den Bedingungen der Haft kam es zu einer dramatischen Verschlechterung von Gramscis Gesundheitszustand. Auch auf seiten Julias traten Krisen und Erschütterungen des seelischen und körperlichen Gleichgewichts auf. So ist es nicht verwunderlich, daß Gramscis Korrespondenz mit Julia Schucht viel diskontinuierlicher verlief als die mit ihrer Schwester Tanja. Im Gefängnis erhielt der italienische Kommunist 80 Briefe von seiner Frau aus Rußland; er selbst schrieb ihr 76 bis heute bekannte Briefe, weitere 40 richtete er an die Kinder Delio und Giuliano. Von den Schreiben Julias waren bislang nur 13 veröffentlicht. Sie erschienen 1987 in der von Mimma Paulesu Quercioli besorgten Sammlung „Forse rimarrai lontana. Lettere a Iulca 1922-1937" (Roma, Edi-

tori riuniti); die Herausgeber der Gefängnisbriefe haben dem hier angezeigten Band 11 weitere Briefe Julias hinzugefügt, die Aldo Natoli unter den Briefen Tanjas entdeckt und zum Teil auch schon in seiner Monographie über Tanja veröffentlicht hat.
Auch wenn in den nächsten Jahren noch mehr Briefe aus den Archiven hervorgezogen werden sollten, gestatten die jetzt vorliegenden bzw. zur Veröffentlichung anstehenden Sammlungen zusammen mit Natolis Monographie schon eine intensivere Beschäftigung mit der Situation, in der Gramsci seine berühmten Gefängnishefte verfaßte. Der Argument-Verlag hat zuletzt mit den Bänden 5 und 6 auch die deutschsprachige „Quaderni"-Edition fortgesetzt. Während Band 5 sich wie die vorangegangenen Bände ganz an der von Valentino Gerratana besorgten italienischen Ausgabe aus dem Jahre 1975 orientiert und keinerlei Überraschungen enthält, verdient der mit einem Untertitel („Philosophie der Praxis") herausgegebene Band 6 eine gesonderte Betrachtung. Zeichnete für die bisherigen Bände stets auch eine Gruppe von Übersetzerinnen und Übersetzern verantwortlich, so tritt dieses Mal als einziger Übersetzer Wolfgang Fritz Haug, Spritus rector der ganzen Unternehmung und Mitherausgeber aller bislang erschienenen Teilbände, auf den Plan. Von Haug stammt auch die Christian Riechers gewidmete 25 Seiten umfassende Einleitung, in der er der Frage nachgeht , wie die „Philosophie der Praxis" begriffs- und philosophiegeschichtlich zu verorten ist, ob die „Philosophie der Praxis" in Gramscis Gefängnisheften nur als Tarnwort für den „Marxismus" oder den „historischen Materialismus" steht und welche *„operative Bedeutung"* einer besonderen „Philosophie der Praxis" zukommt. Haugs Fazit lautet: *„Vielleicht kann man sich darauf einigen, daß der Name 'Philosophie der Praxis' mehrere Funktionen in sich vereinigt, daß er so auch die Funktion einer Tarnung mit der des substantiellen Programmbegriffs verbindet, allerdings unter der Dominanz eines Erneuerungsprojekts. Man kann der Auffassung sein, daß das unfertige gramscianische Projekt der Neugründung einer marxistischen Philosophie gleichkommt. Man kann aber auch mit Verena Krieger vorsichtiger sagen, daß es 'darin bestand, mittels der Kritik an neueren, politisch wirksamen und gleichwohl theoretisch zu bekämpfenden Auffassungen und unter Rückgriff auf Marx selbst die Marxsche Theorie zu erneuern bzw. dialektisch fortzuentwickeln und diesen Vorgang selbst als Teil des Prozesses zu begreifen, der die Marxsche Theorie in ihrer Geschichte ihrerseits ist.'"*
„Vielleicht kann man, man kann, man kann aber auch" - der immer wieder betonte Charakter dieser Gramsci-Edition als work in progress erlaubt es dem Herausgeber offenbar nicht, sich in philosophiegeschichtlich brisanten Fragen frühzeitig festzulegen. Diese Vorsicht wird nach einer Lektüre des zweiten Teils der Einleitung verständlicher. Denn hier erläutert Haug, an welchen Stellen die deutsche Übersetzung dieses Bandes von der (bisher als mustergültig geltenden) Gerratana-Ausgabe abweicht und wo der kritische Apparat ergänzt wurde. Leider haben die Herausgeber aus arbeitsökonomischen und finanziellen Gründen darauf verzichtet, den Anmerkungsteil der italienischen Ausgabe noch einmal ganz durchzusehen und ihn auf den neuesten Stand der Forschung zu bringen. So werden zum Beispiel die in Band 5 genannten faschistischen Gewerkschaftsfunktionäre Umberto Bianchi und Michele Pasella als ehemalige Anarcho-Syndikalisten bezeichnet, obwohl in den siebziger Jahren im Verlauf einer breiten Debatte über die Sozial- und Ideengeschichte des revolutionären Syndikalismus auch die Unterscheidungsmerkmale zwischen dem „Anarcho-Syndikalismus" (in Italien: Malatesta, Borghi) und dem revolutionären Syndikalismus sorelianischer Prägung (De Ambris, Corridoni) herausgearbeitet wurden.

Zum Abschluß erörtert Haug eine Reihe von *„Revisionen unserer bisherigen Übersetzungspraxis"*; er feiert die kleinen Erfolge auf diesem Feld ebenso gern wie er Schwächen in den früheren Bänden bereitwillig zugibt: *„Im Falle borghese/civile stand traditionell im Deutschen nur bürgerlich zur Verfügung und bei lingua/linguaggio nur Sprache. Es war ein Wagnis, im ersten Fall 'Zivilgesellschaft' und eine Reihe weiterer Bestimmungen und Zusammensetzungen mit 'zivil' einzuführen. Inzwischen hat sich diese Terminologie weitgehend durchgesetzt. Im zweiten Fall haben wir dagegen beide Terme mit 'Sprache' wiedergegeben, was eine Einbuße an Differenzierung bedeutet."*
Mit den 1994 in Band 6 erschienenen Heften 10 und 11 lagen nach nur drei Jahren schon etwa zwei Drittel der Gefängnishefte in deutscher Übersetzung vor. Danach ist eine Erscheinungspause eingetreten, die möglicherweise damit zusammenhängt, daß Haug zugleich das „Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus" herausgibt. Deshalb (und nicht zuletzt auch angesichts der eingangs geschilderten Widrigkeiten) ist dem deutschen „Quaderni"-Team an dieser Stelle zu wünschen, daß es seine Arbeit recht bald in der gewohnten Qualität und im bislang üblichen Tempo fortsetzen kann

Rolf Wörsdörfer

David Bosshart, Politische Intellektualität und totalitäre Erfahrung. Hauptströmungen der französischen Totalitarismuskritik, Berlin: Duncker & Humblot, 1992, 292 S.

Sunil Khilnani, Revolutionsdonner. Die französische Linke nach 1945, Hamburg: Rotbuch-Verlag, 1995, 376 S.

Seit der Dreyfus-Affäre, die als Geburtsstunde des modernen Intellektuellen gilt, etablierte sich in Frankreich die Figur des mit Parteien und sonstigen Organisationen unter Umständen zwar paktierenden, grundsätzlich aber unabhängigen Linksintellektuellen. Bereits in der Zwischenkriegszeit legten intellektuelle Einzelkämpfer und kleinere Gruppierungen die Grundlage für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als die französischen Meisterdenker für mindestens drei Jahrzehnte eine weit über Frankreich hinausreichende Ausstrahlungskraft besaßen; daß die Rezeption der Schriften dieser Meisterdenker besonders in späteren Jahren zu einer konsumorientierten modischen Attitüde verkam, die nicht zuletzt auch den unausgegorenen intellektuellen Haushalt der Rezipienten verdecken sollte, ändert nichts an der Tatsache, daß zentrale politische Debatten der Nachkriegszeit ohne die Beiträge französischer Intellektueller nicht zu denken sind. Um so überraschender mag es erscheinen, daß die intellektuelle Linke Frankreichs seit den späten siebziger Jahren nach und nach einem Zersetzungs- und Umwandlungsprozeß unterworfen gewesen ist, der nicht nur dazu geführt hat, daß ihr zentraler historischer Bezugspunkt, die Revolution von 1789, einem radikalen Interpretationswandel unterworfen worden ist, sondern zuguterletzt auch noch dazu, daß François Furet, ehemals Mitglied der KPF, im Zusammenhang mit seiner Interpretation der Geschichte der Linken in diesem Jahrhundert mittlerweile Thesen vertritt, die denen des *„rechtsradikalen Geschichtsdenkers"* (Oskar Negt) Ernst Nolte verblüffend ähnlich sind. Es ist eher diese Entwicklung der letzten zwei Jahrzehnte, die notwendigerweise die Frage aufkommen läßt, welche möglichen Defizite - Ausblendung theoretischer und politischer Fragestellungen, Verdrängung von historischen Geschehnissen - dazu geführt haben, daß es zu diesem Zusammenbruch kommen konnte, der ja das Ende eines in Jahrzehnten gewachsenen, allerdings in zunehmendem Maße auf den universitären Bereich sich beschränkenden Milieus bedeutet.

Ein möglicherweise entscheidendes Ereignis, das besonders im Laufe der siebziger Jahre bei vielen linken französischen Intellektuellen zur Infragestellung ihrer linken Identität führte, war die Veröffentlichung von Alexander Solschenizyns „Archipel Gulag" im Jahre 1974. Allerdings wird man nicht umhin kommen festzustellen, daß all das, was Solschenizyn zu berichten hatte, nichts essentiell neues war. Boris Souvarine z.B., in den zwanziger Jahren Funktionär der KPF und Komintern, hatte nach seinem Bruch mit dem Stalinismus bereits 1935 eine umfassende Stalin-Biographie veröffentlicht; Victor Serge, in Frankreich eine bekannte Größe, und Ante Ciliga hatten in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre erfahrungsgesättigte Berichte aus den sowjetischen Lagern geliefert und nach dem Krieg hatten Cornelius Castoriadis und Claude Lefort in ihrer Zeitschrift „Socialisme ou Barbarie" (1948-1965) in zahlreichen Analysen auf den bürokratisch-autoritären Charakter des sowjetischen Systems hingewiesen. Es mag sein, daß der aus der Zeit der Résistance herrührende Mythos der KPF, der ihr Organisationsgeflecht zu einer Art anderem Frankreich werden ließ, trotz der gegenüber dem nationalsozialistischen Besatzungsregime (wie übrigens auch in anderen besetzten Ländern) während der Zeit des Hitler-Stalin-Paktes geübten Stillhaltepolitik alle Kritik an der Sowjetunion überstrahlte; Tatsache jedenfalls ist, daß nahezu alle französischen Meisterdenker der Nachkriegszeit zumindest zeitweise in näherer Verbindung zur KPF standen oder gar - wie z.B. Louis Althusser - langjähriges Mitglied waren. Die Entmystifizierung - hierbei spielten ohne Zweifel die Ereignisse im Mai 1968 eine ganz bedeutende Rolle - und damit einhergehend der reale Machtverlust der KPF verlief am Ende jedenfalls parallel zur Auflösung der linken Intellektuellenmilieus.

Der Auflösung der linken Intellektuellenmilieus immanent war auch die permanente Reflexion der eigenen Herkunft, wobei die französische Revolution von 1789 und die russische Oktoberrevolution von 1917 entscheidende Eckpunkte darstellten. François Furet, dem Khilnanis Schlußkapitel gewidmet ist, hatte bereits 1978 mit seiner Feststellung, daß die französische Revolution beendet sei, jene Generalabrechnung eingeleitet, die er mit seinem Werk „Das Ende der Illusion" mittlerweile vorgelegt hat. Die Abrechnung mit dem terroristischen Staatskommunismus, dessen realhistorische Wiege in den Ursachen und Auswirkungen der russischen Oktoberrevolution zu suchen ist, führt unweigerlich zu jenem Problemkomplex, der unter dem Stichwort „Totalitarismus" entscheidende politische Debatten dieses Jahrhunderts geprägt hat. Mit der *„französischen Thematisierung des Totalitarismus"* beschäftigt sich David Bosshart in seiner umfassend angelegten und einen hervorragenden Überblick über die entsprechenden Denkansätze und Diskussionen seit den dreißiger Jahren bietenden Züricher Dissertation. Im ersten Hauptkapitel rekonstruiert er vier totalitarismuskritische Hauptströmungen, die sich im Milieu des intellektuellen Neuaufbruchs in den dreißiger Jahren herauskristallisierten und eigene Denktraditionen herausbildeten. Zum einen einen linken Antitotalitarismus, für den Boris Souvarine mit seiner Stalin-Biographie und seiner Zeitschrift „La Critique Sociale" steht, zum zweiten einen liberalen Antitotalitarismus, der mit dem Namen Raymond Arons verbunden ist und der seit Ende der siebziger Jahre auf eine späte Anerkennung stößt, drittens einen insbesondere von Georges Bataille vertretenen literarisch-philosophischen Antitotalitarismus und schließlich die sozialkatholische Totalitarismuskritik Emmanuel Mouniers, der mit seiner Parole *„ni fascisme, ni bolchévisme - contre le capitalisme"* eine Art dritter Weg vertrat. Drei dieser Antitotalitarismuskonzeptionen sind in dem Sinne, daß sie grundsätzlich kapitalismuskritische Positionen vertreten und demzufolge der liberalen Demokratie distanziert gegenüberstehen, da in deren ungelösten Widersprüchlichkeiten die Ursachen für totali-

taristische Versuchungen gesehen werden, illiberale Konzeptionen, die aber auf lange Sicht, so Bosshart, *„liberalisierende Wirkung"* hatten *„und somit zur Stabilisierung einer antitotalitären politischen Kultur"* beitrugen. Wie dieser Prozeß im Spannungsfeld zwischen philosophischer Reflexion und politischer Erfahrung nach 1945 im einzelnen verlaufen ist, verfolgt Bosshart in seinem zweiten Hauptkapitel, in dem er die *„Kontinuitätslinien der vier Hauptströmungen"* weiter verfolgt. Im Spektrum des linken Antitotalitarismus werden Cornelius Castoriadis und Claude Lefort im Kontext ihrer Zeitschrift „Socialisme ou Barbarie", Edgar Morin und seine Zeitschrift „Arguments" sowie der Gauchismus und der „Tiers-Mondisme" der sechziger Jahre behandelt, in der Tradition des literarisch-philosophischen Antitotalitarismus finden Jules Monnerot, Michel Foucault, Gilles Deleuze, Félix Guattari und Jean-François Lyotard Berücksichtigung. Neben kurzen Bemerkungen zur sozialkatholischen Totalitarismuskritik legt Bosshart besonderen Wert auf die - und hier liegen ohne Zweifel auch seine Sympathien - liberale Totalitarismuskritik, die im Nachkriegsfrankreich ihr Medium in der Zeitschrift „Preuves" und - seit 1978 - in der von Raymond Aron gegründeten Zeitschrift „Commentaire" fand und findet; daneben finden in diesem Spektrum u.a. Jean-François Revel, Luc Ferry, Alain Renaut sowie Raymond und Claude Polin Berücksichtigung. Die verstärkte Rezeption liberaler antitotalitaristischer Konzeptionen seit Mitte der siebziger Jahre geht einher mit dem Verlust geschlossener linksintellektueller Weltbilder; im Prozeß dieser - gemessen an z.B. angelsächsischen Diskussionen - Normalisierung kristallisiert sich ein *„antitotalitärer Konsens"* heraus, der schließlich auch den französischen Typus des Intellektuellen als *„conscience universelle"* in Frage stellt.

Als Ergänzung zu Bossharts nicht nur lesenswerter, sondern auch gut lesbarer *„Überblicksarbeit"* läßt sich Khilnanis aus der Perspektive der *„außergewöhnliche*(n) *Veränderung des intellektuellen und politischen Geschmacks in Frankreich in der jüngsten Vergangenheit"* geschriebene Studie zur Geschichte der französischen Linksintellektuellen der Nachkriegszeit lesen. In der Sache kommt Khilnani, auch wenn sein eher essayistisches Werk nicht so themenspezifisch angelegt ist wie Bossharts Arbeit, zu einem durchaus ähnlichen Ergebnis wie dieser. Auch er konstatiert einen in den siebziger Jahren einsetzenden theoretischen Bruch bei den französischen Linksintellektuellen. Aus den zum einen in einem auf die französische Revolution zurückgehenden etatistischem Denken befangenen, zum anderen aber zugleich in eben dieser Tradition verhafteten universalistischen Kategorien denkenden Intellektuellen - von Khilnani exemplarisch mit Jean-Paul Sartre und Louis Althusser vorgestellt -, ist ein eher liberalsozialdemokratischer Intellektuellentyp hervorgegangen, der sich der republikanischen Idee des *„Rechtsstaats"* verpflichtet weiß. Frankreich, so kann man beiden Arbeiten entnehmen, ist das Land des klassischen Linksintellektuellen gewesen; hier fanden sich die für diesen Typus charakteristischen, weit über Frankreich hinausstrahlenden Persönlichkeiten, die allerdings in der Sichtweise beider Autoren für lange Zeit in zwar universalistisch ausgerichteten, aber national bedingten Aporien befangen blieben. Der Umbruch seit den siebziger Jahren ist in dieser Sichtweise ein Prozeß der Normalisierung, der, so Khilnani, basierend auf einer *„Kritik an den staatszentrierten, jakobinischen Auffassungen von Werten, Handlungen und Möglichkeiten"* dazu führt, daß, so Bosshart, die totalitarismuskritischen Intellektuellen die zivile Gesellschaft *„zumeist gegen den Staat"* thematisieren und dabei *„den Pragmatismus der Politik des Alltagslebens"* ins Blickfeld bekommen.

Jules Karbo

Peter Drucker, Max Shachtman and His Left. A Socialist's Odyssey through the 'American Century', Atlantic Highlands: Humanities Press, 1994, 346 S.
C.L.R. James and Revolutionary Marxism. Selected Writings of C.L.R. James 1939-1949, hg. von Scott McLemee und Paul Le Blanc, Atlantic Highlands: Humanities Press, 1994, 252 S.
Tim Wolforth, The Prophet's Children. Travels on the American Left, Atlantic Highlands: Humanities Press, 1994, 332 S.

Auch in den USA verfügt der Trotzkismus über eine jahrzehntelange Tradition, auch wenn er, da die US-Linke insgesamt selbst zu ihren „besten" Zeiten - wie z. B. in den dreißiger Jahren - nie über die Position einer kleinen Minderheit hinauskam, die nur punktuell über gesamtgesellschaftliche Durchschlagkraft verfügte, nur die Minderheit einer Minderheit darstellte: Zumindest hatte der US-Trotzkismus in „günstigen Konjunkturen" einen gewissen Einfluß, in der radikalen Gewerkschaftsbewegung und in den Diskussionen der linken Intellektuellen während der dreißiger Jahre, in der Antikriegsbewegung Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre. Die drei hier zu besprechenden Neuerscheinungen beleuchten Facetten seiner Geschichte.

Max Shachtman (1904-1972) war als Führer der amerikanischen kommunistischen Jugendorganisation und dann der Roten Hilfe in den zwanziger Jahren einer der Pioniere der trotzkistischen Opposition, die er 1928 mitzubegründen half. Seine Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg hin zu rechtssozialdemokratischen Positionen war aber auch nicht untypisch für eine ganze Generation amerikanischer Trotzkisten oder besser ex-Trotzkisten. Ebenso, soziologisch betrachtet, sein Lebenslauf: der Aufstieg eines mit einem Jahr aus Warschau mit seinen Eltern ins Land Gekommenen und dann im jüdischen Harlem Aufgewachsenen, ist nicht untypisch für eine ganze „Generationskohorte" linker, zumeist jüdischer marxistischer Intellektuelle vor allem aus New York. Die ersten Seiten von Druckers Biographie sind somit ganz der Rekonstruktion der politischen, sozialen und ethnischen Bedingungen des New Yorker Milieus, in dem er sich als Jugendlicher formte und das ihn schon zu Beginn der zwanziger Jahre nach einem abgebrochenen Studium am City College zu hauptamtlichen Funktionen in der KPUSA führte, gewidmet. Auch in der trotzkistischen Organisation nahm er von Anfang an eine Führungsposition ein. Er war einer ihrer wichtigsten Propagandisten, als Redner, als Herausgeber von Schriften Trotzkis, als ihr Wortführer in der internationalen Bewegung. Er reiste mehrmals nach Europa, um den direkten Kontakt zu Trotzki (ab 1937 auch in dessen neuem Emigrationsland Mexiko) und zur europäischen trotzkistischen Bewegung herzustellen. Wichtige Stationen seiner Aktivitäten in der US-Organisation waren unter anderem seine Rolle 1934 in Minneapolis, als eine Gruppe trotzkistischer Gewerkschafter eine Serie von Generalstreiks in der Stadt organisierte, die einen wichtigen Beitrag zum Durchbruch der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung in jenen Jahren leisteten. Eine weitere bedeutende Rolle spielte er, als 1936/37 die Trotzkisten in der Sozialistischen Partei aktiv waren, dann aber ausgeschlossen wurden - mitsamt der Jugendorganisation der Partei, in der er für die Zukunft wichtige Anhänger gewann.

Wie bei allen Kleinorganisationen typisch, waren auch die amerikanischen Trotzkisten immer wieder in fraktionelle Kämpfe verstrickt, an denen sich Shachtman ebenfalls führend beteiligte. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs kam es zur Spaltung der Organisation über die Frage der Haltung zur Sowjetunion. Die von Shachtman geführte Fraktion (deren Position von Trotzki selbst abgelehnt wurde) sah in der Sowjetunion

nicht mehr länger einen *„degenerierten Arbeiterstaat"*, sondern entwickelte dafür die Theorie des *„bürokratischen Kollektivismus"*.
Noch für eine ganze Zeit stand seine Gruppe am Rande des Trotzkismus, führte zeitweilige Wiedervereinigungsdiskussionen mit den „orthodoxen" Trotzkisten in den USA und mit der Führung der Vierten Internationale in Europa. Erst in den fünfziger Jahren bewegte sie sich hin auf linkssozialistische Positionen, gab ihren trotzkistischen Anspruch auf und trat 1958 in die kleine verbliebene Sozialistische Partei ein, in der Shachtman und seine Anhänger bald Schlüsselstellungen einnahmen. Parallel dazu pflegten sie schon seit geraumer Zeit gute Beziehungen zum liberalen Flügel der Gewerkschaftsbürokratie, besonders in der Automobilarbeitergewerkschaft.
Noch zu Beginn der fünfziger Jahre hatte Shachtman für die Bildung einer Labor Party plädiert. In der Sozialistischen Partei trat er nun für das „Realignment" ein, die Zusammenarbeit mit dem „liberalen", „pro-Labor" Sektor der Demokratischen Partei. In gewissem Sinne handelte es sich dabei um eine Art Wiederaufnahme der Volksfrontperspektive (wenn auch um den „pro-sowjetischen" Aspekt gekürzt), wie sie die KPUSA in den dreißiger Jahren propagiert hatte und die die amerikanischen Trotzkisten damals als reformistisch angegriffen hatten. Angesichts des Vietnam-Kriegs, der gerade von demokratischen Präsidenten entscheidend eskaliert wurde, und angesichts von Shachtmans prononciertem, ja obsessiven Anti-Stalinismus, der von einem platten Antikommunismus nicht mehr zu unterscheiden war, was ihn zu einem Gegner der Forderung nach Abzug der US-Streitkräfte aus Vietnam machte, führte das zur Konfrontation mit der Neuen Linken, aber auch zum Bruch mit vielen seiner langjährigen Weggefährten. Sozialismus war für Shachtman wie für eine ganze Generation amerikanischer, oftmals jüdischer Linker zu einer nostalgischen Beschwörung im Rahmen einer einflußlosen sozialdemokratischen Partei geworden, deren wesentliche Basis aus einem Sektor der Gewerkschaftsbürokratie bestand. Das „Realignment" endete so im Laufe der sechziger Jahre in der Unterstützung des mit dieser verbundenen konservativen (pro-Vietnam-Kriegs- und Kalter Kriegs-)Sektors der Demokratischen Partei.
Für die Geschichte der US-Linken, aber auch ganz allgemein der „intellektuellen Szene" in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ist allerdings seine Bedeutung nicht hoch genug einzuschätzen. Nicht, weil die Mitgliedschaft der 1940 aus der Spaltung der Trotzkisten entstandenen Organisation besonders zahlreich gewesen wäre. Sie umfaßte nie mehr als einige hundert Mitglieder. Sie war aber immer ein wichtiges geistiges Laboratorium der Linken, das viele, die ihr auch nur zeitweise angehörten, nicht unbeeinflußt lies. Allerdings entwickelten sie sich dann in ganz verschiedene Richtungen, z. T. sogar, das sollte nicht verschwiegen werden, über die Jahrzehnte hinweg auch hin zu neokonservativen Positionen. Durchaus einige der unter Reagan zu Ruhm gekommenen Ideologen haben eine „shachtmanistische" Vergangenheit. Aber zu dieser Tradition gehören auch Zeitschriften wie das linkssozialdemokratische „Dissent" oder der unabhängige marxistische Theoretiker Hal Draper, um nur das bekanntere intellektuelle Umfeld zu benennen.
Peter Drucker, selbst Anhänger der Vierten Internationale in den USA, schildert nicht nur plastisch und detailliert den individuellen Lebensweg seines Protagonisten. Durch die vielfältigen Bezüge nicht nur zur Entwicklung auch von Shachtmans Organisation, sondern zum gesamten politischen und sozialen Umfeld hat er damit auch einen anschaulichen und gut lesbaren Bericht über die Geschicke und Irrwege - wahrlich der Odyssee, wie er im Untertitel schreibt - eines wichtigen Sektors der US-Linken in diesem Jahrhundert vorgelegt.

Einer der zeitweiligen Mitstreiter von Max Shachtman war der in Trinidad geborene schwarze Revolutionär C.L.R. James (1901-1989). Er wurde in Deutschland in den letzten Jahren vor allem durch seine klassische, 1938 zum ersten Mal veröffentlichte Studie über den Befreiungskampf der Sklaven in Haiti im Gefolge der französischen Revolution bekannt, die 1984 ironischerweise auf dem Weg über die DDR auch in deutscher Übersetzung erschien. Dies ist jedoch nur eine seiner vielen Schriften, die, in den letzten Jahren mehrfach neu aufgelegt, im heutigen „akademischen Marxismus" der angelsächsischen Welt eine nicht unbedeutende Rolle spielen und dabei vielfältige Probleme behandeln: Von der Geschichte der revolutionären Arbeiterbewegung über Fragen der schwarzen Befreiungsbewegung bis hin zu einer marxistischen Einschätzung der US-Gesellschaft und besonders ihrer kulturellen Traditionen.
James hatte sich nach ersten politischen Aktivitäten in der Karibik in den dreißiger Jahren der britischen trotzkistischen Bewegung angeschlossen. Nachdem er sich bereits einen Namen durch seine Beteiligung an der Solidarität mit Äthiopien nach dem italienischen Überfall 1935 und durch seine Schriften - neben der Darstellung der „Schwarzen Jakobiner" ist hier noch eine Geschichte der Kommunistischen Internationale zu nennen - gemacht hatte (erste Aufmerksamkeit hatte er allerdings durch seine Berichterstattung über Cricket auf sich gezogen), ging er dann, nicht zuletzt auf Drängen Trotzkis, als Mitglied der Führung der Vierten Internationale in die USA, um die Verankerung der amerikanischen Trotzkisten unter den schwarzen Arbeitern zu unterstützen. Im Jahre 1940 war er an deren Spaltung beteiligt, bildete aber dann in der Organisation von Shachtman eine eigene kleine Minderheit, die 1948 für einige Jahre wieder zu den „orthodoxen" Trotzkisten zurückkehrte. Sie zeichnete sich vor allem durch ihre theoretische Arbeit aus. Dazu gehörte etwa ihre besondere Analyse der UdSSR als einer staatskapitalistischen Gesellschaft, aber vor allem ihr Bemühen um die theoretischen Wurzeln des Marxismus. So publizierte man die erste englische Übersetzung von Marxens ökonomisch-philosophischen Manuskripten von 1844. Anfang der fünfziger Jahre brach dann die Gruppe mit dem Trotzkismus, gab das Konzept einer „leninistischen Avantgarde-Partei" auf und begründete einen eigenen Zirkel, der seinen Schwerpunkt in Detroit hatte, im Verlaufe der Jahre aber in verschiedene Gruppen und Grüppchen zerfiel. James mußte 1953 auf dem Höhepunkt des McCarthyismus die USA verlassen, kehrte nach London zurück und hatte nur noch brieflichen Kontakt nach Amerika (er konnte allerdings später dann wieder zu Vorträgen und Lehrveranstaltungen an Universitäten einreisen). Anfang der siebziger Jahre löste sich die letzte Gruppe seiner Anhänger in den USA auf; er selbst gehörte in Großbritannien auch nicht mehr zu einem organisierten politischen Zusammenhang (was allerdings keineswegs ein Ende seiner umfangreichen politisch-publizistischen Tätigkeit bedeutete).
In dem hier vorliegenden Band wird seine „trotzkistische Phase" in den USA zwischen 1938 und 1953 ausführlich dokumentiert: Die abgedruckten zehn Artikel von James aus trotzkistischen Zeitschriften zeigen seine breit gefächerten Interessen und sind auch vom heutigen Wissen aus noch mit Gewinn zu lesen. Sie beschäftigen sich mit der Geschichte und Kultur der Afro-Amerikaner in den USA, behandeln die Tradition und die Perspektiven der amerikanischen Arbeiterbewegung, erörtern Fragen der Geschichte des Marxismus und polemisieren gegen stalinistische Theoretiker. Sein Wirken und seine Wirkung in den USA werden plastisch geschildert durch Erinnerungen vorübergehender und längerer politischer Weggefährten. Schließlich diskutieren die Herausgeber Paul Le Blanc und Scott McLemee in zwei ausführlichen Beiträgen sein theoretisches Werk und seine Aktivitäten in den USA und versuchen damit ganz konkret sei-

nen Platz im Marxismus des 20. Jahrhunderts zu bestimmen. Alles in allem wird dadurch ein Beitrag sowohl zu einem wenig bekannten Kapitel der Geschichte des US-Trotzkismus, als auch zur Analyse eines ansonsten eher unterbelichteten Aspekts seines Werks geleistet.

Bei dem dritten Buch handelt es sich um eine ganz andere „Textsorte". Es sind die Memoiren eines langjährigen führenden Aktivisten des amerikanischen Trotzkismus, Tim Wolforth. Er gehörte allerdings zu einer ganz anderen politischen Generation als die Protagonisten der beiden vorhergehenden Bücher. Seine Zeit war die der Entstehung der Neuen Linken, auch wenn er sich selbst der „Alten Linken" anschloß. Als Student trat er 1953 der Jugendgruppe von Shachtmans Organisation bei, um sich in den folgenden Jahrzehnten an einer Vielzahl von Abspaltungen, Übertritten und Neugründungen zu beteiligen. Ab Mitte der sechziger Jahre führte er für ein Jahrzehnt die US-Organisation einer internationalen trotzkistischen Tendenz, die von dem Briten Gerry Healy angeführt wurde (in Deutschland durch den „Bund Sozialistischer Arbeiter" repräsentiert). Diesem gelang es, in Großbritannien zeitweise eine schlagkräftige und auch einflußreiche Organisation aufzubauen, deren bekanntestes Mitglied Vanessa Redgrave war. Sie zeichnete sich allerdings über die Jahre hinweg durch wachsendes Sektierertum und bizarre Theorien über die Notwendigkeit des Kampfs für die marxistische Dialektik als politische Tagesaufgabe aus.

Wolforth zeigt sich auch heute noch beeindruckt von den zeitweiligen politische Erfolgen, aber läßt auch die beängstigende Zunahme des repressiven Klimas in der Organisation nach innen spüren, das schließlich vom Stalinismus kaum noch zu unterscheiden war. Nachdem er selbst Mitte der siebziger Jahre als „CIA-Agent" ausgeschlossen wurde, trat er anderen trotzkistischen Organisationen bei. Einige Zeit verbrachte er in Mexiko (und schildert eine von dort aus 1983 unternommene interessante Reise nach Kuba, wo er einen alten, zeitweise inhaftierten Führer der kubanischen Trotzkisten besuchte). Seine Rückkehr in die USA Mitte der achtziger Jahre führte ihn dann zu einer grundsätzlichen Abkehr vom Leninismus/Trotzkismus und der Konzeption einer „Avantgarde-Organisation".

Soweit sein politischer Werdegang, wie er ihn selbst darstellt. Doch bringen seine Memoiren durchaus mehr als nur einen Ausflug in die trotzkistische „Sektologie". Viele Aspekte der politischen und sozialen Entwicklung der USA seit den fünfziger Jahren werden geschildert: Vom McCarthyismus, von dem seine Familie wegen ihrer New-Deal-Sympathien, wenn auch nur am Rande, betroffen war, über das Aufbrechen des antikommunistischen Klimas in den fünfziger Jahren bis hin zu den großen Massenmobilisierungen der sechziger Jahre, die Antikriegsbewegung, die radikale Linke, der schwarze und puertoricanische Nationalismus, aber auch der Abschwung in den siebziger Jahren, die enttäuschten Hoffnungen, die sektiererischen und selbstzerstörerischen Auseinandersetzungen der organisierten Linken usw. Zwar stand Wolforth dabei mit seiner Gruppe eher am Rande, und auch das politische und soziale Umfeld, in dem er sich bewegte, war gewiß sehr weit vom amerikanischen „mainstream" selbst der Linken entfernt, doch sind seine Beobachtungen nicht uninteressant und handeln ganz allgemein von den Schwierigkeiten, eine Linke in den USA aufzubauen, selbst in den wenigen Momenten „günstiger" Konjunkturen.

Leider ist das Buch am unklarsten, wenn es um die Binnenstrukturen der verschiedenen Organisationen geht, denen er angehörte, vor allem der, die er selbst jahrelang leitete: Welchen psychischen Deformationsprozessen sich ihre Mitglieder in den ständigen Fraktionskämpfen unterwarfen bzw. unterworfen wurden, auf welche Strukturen und

Prozesse eine Entwicklung zurückgeht, die oftmals beängstigende Nähe zu heutigen Psychokulten aufweist. (Ganz falsch wäre es jedoch, dies unbedingt nur auf den fehlenden gesellschaftlichen Einfluß, auf den Klein- und Kleinstgruppencharakter zurückführen zu wollen. Massenverankerungen schützen bekanntlich keineswegs vor solchen Entwicklungen, wie man z. B. an der Geschichte des Stalinismus sehen kann.) Welchem Druck die Linke nicht zuletzt auch von seiten des Staates unterworfen ist, ein Faktor, den man nicht übersehen sollte, das veranschaulicht Wolforth dadurch, daß er in seinen Text immer wieder Auszüge aus der jahrzehntelang geführten Akte des FBI über ihn, zumindest aus den Teilen, die ihm aufgrund der amerikanischen Gesetzgebung zugänglich gemacht werden mußten, eingebaut hat. Sie läßt eine umfassende Überwachung erkennen, die durch einen riesigen Apparat vorgenommen wurde, an dem das einzig belustigende der oftmalige politische Analphabetismus seiner Beamten ist. Unter all diesen Aspekten gesehen, sind Wolforths Memoiren durchaus mit Interesse zu lesen.

Reiner Tosstorff

Frank Cain, The Wobblies at War: A History of the IWW and the Great War in Australia, Melbourne: Spectrum Publications, 1994, 300 S.

Die 1905 in Chicago gegründeten „Industrial Workers of the World" (IWW), die „Wobblies", gehören unbezweifelbar zur besseren Seite der amerikanischen Arbeiterbewegung. Weniger bekannt ist, daß sie auch über Ableger außerhalb der USA verfügten, wobei der wichtigste sich in Australien befand. Fast zeitgleich bildeten sich hier Gruppen, ähnlich wie in den USA, aus linkssozialistischen Zirkeln, die für revolutionären Industriegewerkschaften eintraten, auch wenn die spezifisch antipolitische Haltung, die die IWW in den USA sehr bald einnahmen, sich hier erst mit einiger Verzögerung durchsetzte. Bei Cains Buch handelt es sich aber nicht um so etwas wie eine Gesamtdarstellung, auch wenn in den ersten Kapiteln eine ausführliche Schilderung ihres Aufstiegs, ihrer Ideologie und ihrer regionalen Bedeutung gegeben wird. Im Vordergrund steht ihre Haltung zum Ersten Weltkrieg, an dem Australien als Teil des britischen Commonwealth teilnahm. Die IWW bildeten den Kern der Anti-Kriegs-Opposition; sie erreichten mit ihrer konsequenten Haltung auch Bevölkerungsgruppen, die ansonsten nicht gerade IWW-freundlich waren (z. B. katholische Iren). Als sich der Krieg zuspitzte und Australien 1916 die allgemeine Wehrpflicht einführen wollte, wurden sie deshalb zum Ziel einer planmäßig gesteuerten Repression, übrigens durch eine Labour-Regierung durchgeführt, verbunden mit Provokationen, wozu eine dubiose Serie von Brandstiftungen in Sydney gehörten. Der IWW-Führungskern wurde aufgrund eines mittelalterlichen englischen Gesetzes angeklagt. Ein besonderes Gesetz wurde erlassen, ihre Aktivisten, die zumeist Immigranten waren, wurden deportiert (was der „demokratischen" Wilson-Regierung in den USA alles zum Vorbild diente, als sie bei Kriegseintritt der USA im Frühjahr 1917 mit einer ähnlichen Repressionskampagne begann). Auf diese Weise gelang es der Regierung, die IWW tatsächlich weitgehend zu zerschlagen. Nach dem Krieg kam es zwar immer wieder zu einzelnen Wiederbelebungsversuchen, doch blieben sie erfolglos. Auf der radikalen Linken hatte sich nun die KP etabliert, die aber nur eine Minderheit von Wobblies gewinnen konnte. Doch dies ist dann schon nicht mehr das Thema von Cain, dessen solides Buch ein wenig bekanntes Kapitel aus der internationalen Geschichte der revolutionären Opposition gegen den Ersten Weltkrieg ausführlich darstellt.

Reiner Tosstorff

Vladimir Dedijer, Jasenovac - das jugoslawische Auschwitz und der Vatikan. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Gottfried Niemietz, 4. erweiterte Auflage, Freiburg i. Br.: Ahriman-Verlag, 1993, 289 S.

Der Autor dieses Bandes war zusammen mit Josip Broz Tito, Edvard Kardelj, Milovan Djilas und Moše Pijade einer der Führer des jugoslawischen Partisanenkrieges gegen die Achsenmächte und deren einheimische Verbündete. 1914 in Belgrad geboren, studierte Dedijer zunächst Jura und arbeitete dann als Korrespondent einer Belgrader Tageszeitung in verschiedenen europäischen Ländern. 1938 wurde er Mitglied der Kommunistischen Partei Jugoslawiens. Als enger Mitarbeiter und Freund Titos verbrachte er während des Krieges gegen die Deutschen und Italiener die meiste Zeit im Obersten Hauptquartier der Partisanenarmeen. Im Juni 1943 schwer verletzt, hielt er sich zur Genesung in Kairo und Neapel auf. 1946 vertrat Dedijer Jugoslawien auf der Pariser Friedenskonferenz. In den folgenden Jahren leitete er den staatlichen Informationsdienst und die Abteilung für internationale Beziehungen beim ZK der KPJ. Dedijer, der auch jugoslawischer UNO-Vertreter war, veröffentlichte 1949-1951 seine Kriegstagebücher und 1952 eine in viele Sprachen übersetzte Tito-Biographie. Als Anhänger Milovan Djilas', der eine umfassende Liberalisierung des politischen Systems anstrebte, überwarf sich Dedijer 1954/55 mit Tito. Er verlor alle Partei- und Staatsämter, widmete sich fortan ganz seinen Studien und erhielt in den sechziger Jahren verschiedene Lehraufträge an ausländischen Universitäten (England, USA). Seit 1964 wieder in Jugoslawien, arbeitete er als wissenschaftlicher Berater des Instituts für Geschichte in Belgrad; 1968 wurde er Mitglied der serbischen Akademie der Wissenschaften, deren berüchtigtes Manifest zu den Auslösern der ethno-nationalistischen Konflikte auf dem Balkan zählt. In den sechziger und siebziger Jahren leitete Dedijer mehrfach Russell-Tribunale (Vietnam, Lateinamerika, BRD); er veröffentlichte seine Erinnerungen an die Jahre 1948-1953 und verschiedene Beiträge zur Geschichte Jugoslawiens. Dedijer starb im Dezember 1990 in Belgrad.

Geben die hier vorangestellten biographischen Daten noch keine Auskünfte über das 1987 auf serbokroatisch und im folgenden Jahr erstmals auf deutsch veröffentlichte Jasenovac-Buches, so erleichtern sie doch dessen Einordnung in den historisch-politischen Kontext. Der Band - sein Originaltitel lautet im übrigen weit weniger reißerisch und prätentiös „Vatikan i Jasenovac. Dokumenti" („Der Vatikan und Jasenovac. Dokumente") - bietet vor allem eine Dokumentensammlung über die Kriegsverbrechen des kroatischen Ustascha-Regimes in den Jahren 1941-1945 und über das von den Schergen des Ante Pavelic in Jasenovac (Slawonien) eingerichtete Todeslager. Darüber hinaus bringt Dedijer eine Reihe von Belegen für die Beteiligung von Vertretern der katholischen Kirche an den Untaten der Ustascha-Faschisten. Dies ist wohl auch der Punkt, an dem sich das Interesse Dedijers mit dem seiner deutschen Herausgeber am ehesten trifft. Dedijer will zeigen, *„wie der Vatikan schon vor dem Krieg die Rechtfertigung des Völkermordes vorbereitete"* (S. 18). Die serbenfeindliche Grundhaltung der katholischen Kirche sei schon allein daran abzulesen, daß der Papst im Ersten Weltkrieg Österreich-Ungarn aufgefordert habe, Serbien zu vernichten. Im Zweiten Weltkrieg habe er dann die Zerstückelung Jugoslawiens durch die Achsenmächte unterstützt, obwohl er offiziell Neutralität wahrte und diplomatische Beziehungen zur „legitimen" monarchistischen Exilregierung unterhielt. Dedijer hebt hervor, daß Papst Pius XII. die Übernahme des kroatischen Throns durch einen Savoyer Prinzen („Tomislav II.") unterstützte und wertet dies als Zeichen für die *„Doppeltaktik"* des Vatikans.

Gesondert geht der Verfasser auf die sogenannten „Zwangsbekehrungen" ein, die katholische Priester im Verein mit der Ustascha-Verwaltung an orthodoxen Serben vornahmen. Er stellt diese Maßnahmen in die Tradition der Zwangstaufen von Juden und Muslimen im katholischen Spanien der Reconquista. Zu den zahlreichen Beschuldigungen, die Dedijer gegen den kroatischen Klerus und die Kurie in Rom vorbringt, zählt der Vorwurf, die Kirche habe über ihre Feldkapläne an den Kriegsverbrechen der Ustascha-Armee mitgewirkt. Franziskanerklöster seien zu regelrechten Ustascha-Basen ausgebaut worden, die Franziskaner hätten sich direkt an der Verwaltung des Lagers von Jasenovac beteiligt. Bis heute strittig ist die Frage, wieviel Häftlinge vor allem serbischer und jüdischer Herkunft im Konzentrationslager Jasenovac ermordet wurden. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war von 600.000-700.000 Opfern die Rede. Dedijer, der selten quantitative Angaben macht, erwähnt ein 1961 zu etwa einem Zehntel freigelegtes Massengrab in Gradina, in dem wohl die meisten Jasenovac-Opfer verscharrt wurden; in dem geöffneten Teil des Grabes hätten sich allein 58.000 mit Holzhämmern zertrümmerte Schädel gefunden. Noch heute lege die an Jasenovac vorbeifließende Save immer wieder einmal neue Gräber frei. Rechnet man Dedijers Zahlen hoch - er selbst tut es nicht explizit - so käme man auf 600.000 bis 1 Million Opfer. Realistische Kalkulation oder makaberer „body count" vor dem Hintergrund von Versuchen kroatischer Medien, die Zahlen möglichst herunterzurechnen?
Dedijers Buch bietet, wenn schon kein brauchbares Gegengift, so doch eine nützliche parallele Lektüre zu den Schriften, die der kroatische Staatspräsident und Historiker Franjo Tudjman über dasselbe Thema veröffentlichte. In diesem Sinne gehört es in den kroatisch-serbischen Disput der späten achtziger Jahre. Die deutschen Herausgeber aber setzen den Band inzwischen auch zur Untermauerung der These ein, der Zerfall Jugoslawiens nach 1991 sei das Ergebnis einer bundesrepublikanisch-vatikanischen Verschwörung, die Politik der BRD auf dem Balkan knüpfe ebenso an die der NS-Besatzer nach 1941 an wie Papst Wojtyla in die Fußstapfen Pius XII. trete. Stellt man in Rechnung, daß die neuere sozialwissenschaftliche Literatur zum Krieg auf dem Balkan, so zum Beispiel die in diesem Heft des ARCHIVS besprochenen Bücher von Catherine Samary, diese Kontinuitätshypothese zurückweist, so muß man die deutsche Fassung von Dedijers Buch als einen eher tendenziösen Beitrag zu einem Forschungsgegenstand ansehen, der im übrigen längst nicht so unaufgearbeitet ist wie die Herausgeber des Bandes behaupten.

Rolf Wörsdörfer

Wolfgang Libal, Mazedonien zwischen den Fronten. Junger Staat mit alten Konflikten, Wien/Zürich: Europaverlag, 1993, 152 S.
Ende Januar/Anfang Februar 1996 erschien in einigen Feuilletons die kurze Meldung, der englische Wissenschaftsverlag Cambridge University Press habe aus Furcht vor Repressalien eine schon angekündigte anthropologische Studie wieder aus dem Programm genommen. Vor wem kapitulierte der angesehene Verlag? Waren es etwa iranische Mullahs, die ihn zum Rückzug bewogen? Mitnichten! Es handelte sich vielmehr um eine rein innereuropäische (EU-europäische!) Angelegenheit: Aufgrund eingehender Feldforschungsuntersuchungen in einigen nordgriechischen („makedonischen") Dörfern war die Anthropologin Anastasia Karakasidou zu dem Schluß gelangt, es gebe im Norden Griechenlands eine slawischsprechende makedonische ethnische Minderheit. Diese von der regierungsoffiziellen Meinung und gesetzgeberischen Praxis in Hellas deutlich abweichende These der bis dahin wenig bekannten Forscherin erwies

sich als ähnlich gefährlich wie die Beleidigung des Propheten Mohammed durch den viel bekannteren anglo-indischen Schriftsteller Salman Rushdie. Denn es hieß, Cambridge University Press habe das Buch zurückgezogen, weil die britische Botschaft in Athen vor Protesten *(„bis hin zu Terroranschlägen gegen Verlagsmitarbeiter")* gewarnt habe.

Der Fall wirft ein grelles Licht auf die balkanische Krisenregion, die im Mittelpunkt von Wolfgang Libals Buch steht. Makedonien - das Land wird im Griechischen und in den slawischen Sprachen mit „k" geschrieben, die deutsche Version mit „z" kam auf dem Umweg über das lateinische „Macedonia" zustande - steht tatsächlich *„zwischen den Fronten"*, wie es im Titel des Bandes heißt. Eingeklemmt zwischen Serbien, Albanien, Griechenland und Bulgarien, ist die (ehemalige jugoslawische) Republik Makedonien ein überaus anschauliches Beispiel für die komplexen Wechselbeziehungen zwischen Staatlichkeit, Ethnizität und Politik im Südosteuropa der jüngsten Zeit. Es könnte schon hinreichen, darauf zu verweisen, daß die größte albanische Stadt nicht in Albanien selbst (und auch nicht im serbischen Kosovo) liegt, sondern in Makedonien. In der Tat leben in der makedonischen Hauptstadt Skopje mehr Albanerinnen und Albaner als in Tirana, Durres oder jeder anderen Stadt innerhalb der albanischen Grenzen. Damit nicht genug, ist die ethnische Identität der „eigentlichen" (d.h. slawisch sprechenden) Makedonier mindestens ebenso umstritten wie die der Muslime in Bosnien-Hercegovina oder im Sandschak: Für die serbischen Nationalisten sind Makedonier nichts anderes als „Süd-Serben"; für die Bulgaren war Makedonien stets eine von Bulgaren besiedelte Region; alle griechischen Parteien schließlich (mit Ausnahme der postkommunistischen Linken) sehen die Makedonier in Nordgriechenland nicht als Angehörige einer eigenen ethnischen Gruppe an, sondern als „slawophone Griechen". Und dennoch gibt es das Makedonische als Schrift- und Literatursprache, besteht die inzwischen auch von der UN anerkannte (ehemalige jugoslawische) Republik Makedonien, versteht sich die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung dieser Republik als Makedonierinnen und Makedonier.

Wenn Eigen- und Fremdsicht im Falle von Ethnien und Nationen selten völlig zur Dekkung kommen, so klaffen sie im Falle Makedoniens ganz auseinander. (Einige nichtmakedonische Nationalisten etwa behaupten, Makedonien sei eine „Erfindung der Komintern"!) Wer nach den Gründen für diesen Sachverhalt sucht, der braucht nicht bis in die Zeiten Alexanders des Großen zurückzugehen, wiewohl diese im Sinne „erfundener Traditionen" eine gewisse Rolle in der Symbolik des makedonischen Staatsgebildes am Ausgang des 2. Jahrtausends unserer Zeitrechnung spielen. Tatsache ist vielmehr, daß die Makedonierinnen und Makedonier als letzte christliche Europäer in den Jahren 1912/13 aus der jahrhundertealten osmanischen Herrschaft entlassen wurden, ohne in der Lage zu sein, einen eigenen Nationalstaat zu gründen. Im Verlauf der Balkankriege wurde das unter den Türken geeinigte Makedonien dreigeteilt: den Löwenanteil (Vardar Makedonien) erhielten die Serben, die Küstenregion mit Saloniki als der größten Stadt (Ägäis-Makedonien) fiel an die Griechen, einige wenig fruchtbare Gebirgstäler schließlich gingen an Bulgarien (Pirin-Makedonien), das gleichwohl die meisten Opfer bei der Befreiung des Landes vom „türkischen Joch" gebracht hatte. (Vgl. ARCHIV, Heft 11, S. 125-140.)

In einer Periode forcierter Nationalstaatsbildung auf dem Balkan hatten weder Griechen noch Serben oder Bulgaren ein Interesse daran, die Existenz einer „makedonischen Nation" anzuerkennen. Die makedonischen Grenzregionen wurden zur Arrondierung des eigenen nationalen Territoriums gebraucht, ihre Bewohner je nach politischer Ge-

samtlage graecisiert, serbisiert oder bulgarisiert. Daß die „makedonische Frage" dennoch fortbestand, hat mehrere, zum Teil voneinander abhängige Gründe: Da war zum einen die Erinnerung an den antitürkischen Ilinden-Aufstand von 1903, die im ganzen Raum wachblieb und die insbesondere von der Inneren Makedonischen Revolutionären Organisation (VMRO) wachgehalten wurde. Die VMRO spielte eine bedeutende Rolle in der bulgarischen Innenpolitik; sie unterstützte den Putsch General Zankows gegen die agrarreformerische Regierung Stasmbulijskis 1923, wurde aber 1934 selbst von einer neuen Militärregierung verboten.
Zugleich - und so viel ist wahr an der weiter oben zitierten Legende - goß auch die Kommunistische Internationale Öl ins makedonische Feuer. Die 1920 gegründete Balkanföderation der Kommunistischen Parteien Bulgariens, Jugoslawiens und Griechenlands forderte Anfang 1924 die *„Bildung einer Republik Mazedonien im Rahmen einer Union unabhängiger Balkanrepubliken"*. Der V. Weltkongreß der Komintern verabschiedete eine Resolution, in der es u.a. hieß, die Forderung nach einem *„vereinigten unabhängigen Mazedonien"* sei *„korrekt und echt revolutionär"*. Unter diesen Umständen strebte die Balkanföderation von Wien aus eine enge Zusammenarbeit mit den verschiedenen Flügeln der VMRO an, kritisierte aber zugleich scharf die engen Kontakte des probulgarischen VMRO-Flügels zur kroatischen Ustascha.
Der VII. Weltkongreß bereitete dem promakedonischen Kurs der Komintern ein Ende - die Balkanföderation war ohnehin nur noch ein Trümmerhaufen. Erst der Zweite Weltkrieg und der Anschluß Vardar-Makedoniens an das mit den Achsenmächten verbündete Bulgarien schuf die Voraussetzungen für eine Neuformulierung der makedonischen Frage. Josip Broz Tito und dem ehemaligen VMRO-Führer Dimitar Vlahov gelang es, die Kommunisten Vardar-Makedoniens dem Einfluß der bulgarischen KP unter Dimitrov zu entreißen und die VR Makedonien zu einem Quasi-Nationalstaat im Rahmen der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien zu formen. Den Partisanenwiderstand im griechischen Teil Makedoniens verrieten die Titoisten ebenso wie die Stalinisten. Es blieb bei der Dreiteilung.
Zusammenfassend ist zu bemerken, das Wolfgang Libal ein gut recherchiertes, leicht zu lesendes Buch verfaßt hat, das der Leserschaft auch den Zugang zur in deutscher Sprache erschienenen wissenschaftliche Literatur (Fikret Adanir, Stefan Troebst u.a.) erleichtern dürfte. Kritisch anzumerken ist allenfalls, daß Libal ganz auf die Angabe weiterführender Literatur verzichtet hat.

Rolf Wörsdörfer

Catherine Samary (Hrsg.), Der Krieg in Jugoslawien, Vom titoistischen Sonderweg zum nationalistischen Exzeß, Köln: Neuer ISP-Verlag, 1992, 160 S.
Catherine Samary, Die Zerstörung Jugoslawiens. Ein europäischer Krieg, Köln: Neuer ISP-Verlag, 1995, 168 S.
Die französische Trotzkistin und Sozialwissenschaftlerin Catherine Samary bemüht sich in ihren beiden Büchern zum Krieg in Jugoslawien, den Konflikt aus einer Perspektive zu verstehen, die sich den Jugoslawien konstituierenden Ideen der Multiethnizität und des Selbstverwaltungssozialismus auch heute noch verbunden sieht, mehr noch, in ihnen eine - unter bestimmten normativen Bedingungen die einzige - Perspektive für eine andere Gesellschaft sieht, einer Gesellschaft, in der der Dritte Weg aus der Barbarei führt. Sie greift ein Problem auf, das viele westeuropäische und gerade auch westdeutsche Linke der vergangenen 28 Jahre die nationale Fährte wittern ließ und des-

sen Rezeption sie nach *„alleräußerster Vernunft"* schreien läßt. Sie stellt die notwendigen kritischen Fragen, vor denen zu viele politisch und intellektuell kapitulieren.
In „Krieg in Jugoslawien" Buch plädiert Samary für die mögliche Überwindung des Kapitalismus anhand des Aufzeigens einiger kontingenter Wendepunkte innerhalb einer Skizze der jugoslawischen Geschichte, weist verbreitete Klischees über den Zusammenbruch zurück, zeigt auf, wie der Nationalismus auch gerade in der Gewerkschaftsbewegung die ökonomische Interessenslage unter sich begrub, rettet die Idee der ökonomischen Selbstverwaltung über ihre Krise und schildert Antikriegsaktivitäten in unterschiedlichen Republiken.
1995 betrachtet sie „Die Zerstörung Jugoslawiens" aus einem wissenschaftlicheren, weniger hoffnungsbeseelten Blickwinkel. Ausführlicher legt sie die vorjugoslawische Geschichte, die Periode des ersten Jugoslawiens sowie Aufstieg und Niedergang des Titoismus und somit des zweiten Jugoslawiens dar. Sie verfolgt die Entwicklung der Kriege an seinen äußeren und vor allem auch inneren Fronten. Dadurch ergibt sich ein außergewöhnlich differenziertes Bild eines Krieges, das keine der beteiligten Regierungen oder „Freiheitskämpfer" als stilisiertes Opfer entläßt. Denn dieser Krieg hat die Bevölkerung erst soweit gebracht, *„daß sie von Angst, Haß und dem Gedanken der Loslösung beherrscht wird"*.
Samary greift verbreitete Klischees auf, deren Widerlegung erst den Blick auf die Wirklichkeit ermöglicht: War Jugoslawien *„etwas Künstliches"*? War das Jugoslawien Titos ein Völkergefängnis? Hassen sich die serbischen und kroatischen Völker? Sie schlußfolgert, daß die *„wirklichen Ursachen für das Auseinanderbrechen Jugoslawiens"* der *„Einsturz der Säulen des 'Titoismus' und die 'reaktionäre Denkweise' der gewählten neuen Machthaber"* sind. Das titoistische Fundament setzte sich aus der sozialen Umgestaltung, der jeweiligen nationalen Emanzipation, die in Selbstverwaltungssozialismus und Emanzipation von osmanischer, österreichisch-deutscher und sowjetischer Herrschaft ihren Ausdruck fanden, und der Hebung des Lebensstandards zusammen. Historisch gleichzeitig stürzten alle ein: Die nationale Emanzipation erreichte nach vollzogener konföderalistischer Reform von 1974 ihre Grenze, so daß sie nur noch außerhalb der Konföderation zu steigern war, der Lebensstandard war der zunächst vorteilhaften Integration in den Weltmarkt zu opfern und die Selbstverwaltung scheiterte an der mangelnden intellektuellen Einbindung der ArbeiterInnen in die Gesamtorganisation.
Vorstellungen von „reinen" ethnischen Identitäten lehnt Samary entschieden ab. Sie setzt diesen eine vielfältige individuelle Identität entgegen, die sich aus den unterschiedlichsten Kulturen und Traditionen speist. Den Klischees widerspricht sie in einer Weise, die diese als unzutreffend zurückweist, aber die zugrundeliegende Klassifikation und die Begriffe wie z.B. *„natürliche Staatsgebilde"*, eine *„von Tito künstlich geschaffene Nation"*, ethnische *„Vermischung"*, und *„gemischte Ehen"* überdauern läßt. Weil sie in ihrer Kritik im Rahmen der reaktionären Denkweise der Ressentiments verharrt, bleibt sie dessen ideologischer Wirklichkeit verhaftet. Schlimmer, selbst in versuchter Distanz reproduziert sie diese begrifflich.
Nüchtern und desillusionierend analysiert sie die Politik und Interessen der westlichen Regierungen, die deren Versprechungen und Samarys Vorstellungen entgegenstehen. Diese wollen weder eine multiethnische Gesellschaft noch einen prosperierenden wettbewerbsmächtigen staatlichen Konkurrenten.
Noch bevor sie die jeweiligen nationalstaatlichen Einflüsse benennt, weist sie die These des deutsch-päpstlichen Komplotts, die sie leider nicht ausführt, zurück, und erlöst die

Konfliktparteien, besonders damit natürlich Deutschland, aus der Vergangenheit, weil der *„internationale Kontext... mit dem früherer Balkan- und Weltkriege nichts zu tun"* habe. Interessensgegensätze erachtet sie als nicht ausgeprägt genug, um sich dafür in einem Krieg zu engagieren, und die ökonomischen Interessen bewegen sich in *„lächerlichen Größenordnungen"*, so daß die Politik der „Staatengemeinschaft" sich erst nach den Unabhängigkeitserklärungen im Juni 1991 differenziert habe. Gleichwohl bestimmt sie das (Kriegs)Ziel Deutschlands als die Wiedergewinnung dessen, *„was es im Krieg verloren hat"*. Frankreich und Großbritannien opponierten hiergegen, berechtigterweise? Vor dieser Aussage offenbart es sich als Mißverständnis, den Untertitel des Buches, „Ein europäischer Krieg", als die Behauptung einer europäischen Involution in den Krieg zu lesen. Er muß vielmehr als die mögliche europaweite Ausdehnung bzw. als allgemein europäisches latentes Entwicklungspotential verstanden werden.
Grundsätzlich konkurrierten im ehemaligen Jugoslawien zwei völkerrechtliche Prinzipien miteinander: das Prinzip der Integrität der Grenzen und das von Deutschland vorgetragene Prinzip der ethnischen Selbstbestimmung. Die erstmalige Anerkennung des letzteren rief eine progressive Zerstückelung der jüngst anerkannten Staaten hervor. Das Prinzip, das die neuen Staaten erst hervorbrachte, wandte sich schon in deren Konstitution als ethnische Staaten gegen diese und dissoziierte das eigene Produkt sogleich wieder: Kroatien durch die serbische Republik Krajina, Bosnien-Herzegovina durch die Serbische Republik und die kroatische Republik Herzeg-Bosna und Rest-Jugoslawien durch die Republik Kosovo. Entlarvend zeigt Samary in diesem Kontext auf, wie das kollektive Selbstbestimmungsrecht von kroatischer wie serbischer Seite eingeklagt wird, wo es Geländegewinn verspricht bzw. legitimieren kann und als *„äußere Aggression"* verworfen wird, wo es eine Separation vom je eigenen Staat legitimieren könnte. Territoriale Ausdehnung versprach für Kroatien die Republik Herzeg-Bosna, für Serbien die Krajina und das nördliche sowie östliche Bosnien. Separationsbewegungen plagen Kroatien in der Krajina und Serbien auf dem Kosovo. Zu erwähnen bleibt die Izetbegovic-Regierung, die, was bei Samary ausführlich dokumentiert ist, aus einer ethnisch-polarisierten Volksabstimmung hervorgegangen ist und die Selbständigkeit und Friedensvereinbarungen der bosnijakische Republik um Bihac in Nord-West-Bosnien im Interesse des fiktiven Gesamtstaates zurückwies und die Republik militärisch eroberte.
Nachdem die internationale Anerkennung des ethnischen Prinzips die *„ethnischen Säuberungen"* affirmiert, ja *„organisiert"* hat, versucht Samary dennoch dieses unheilvolle Prinzip zu erhalten. Zwar strebt sie eine *„mehrfache Staatsbürgerschaft"* an und zeigt auf, daß *„Nationen historische Konstrukte"* sind, verteidigt aber dennoch das kollektive Selbstbestimmungsrecht des Volkes, das im ehemaligen Jugoslawien durch Regierungen, Milizen und Armeen instrumentalisiert gewesen ist, als *„Recht, kulturell und politisch zu bestehen und die Form dieser Existenz selbst zu wählen"* und als *„demokratisches Recht"*, das sich der Instrumentalisierung verweigert und eine schwierige Umsetzung nicht als Grenze, sondern als Herausforderung begreift. Der verhängnisvollen älteren und jüngsten Geschichte des Rechts stellt sie entgegen, daß in der Selbstbestimmung des Volkes auch die Bildung eines multikulturellen und multiethnischen Staates als *„eine Möglichkeit"* enthalten sei. Sie sucht den historischen Automatismus, der auf die nationale Selbstbestimmung den Nationalstaat folgen läßt, der genau die Ausgrenzung betreibt, die sie im ehemaligen Jugoslawien bekämpft, aufzubrechen. Denn noch nie wurde im Namen des Selbstbestimmungsrechts eines Volkes ein multiethnischer Staat ins Leben gerufen. Der ethnisch homogene National-

staat sei ein *„Rückschritt für das Volk, das in der Mehrheit ist, wie auch für die anderen"* und häufig nicht die *„beste Form"*. Die prinzipielle Ablehnung dieses Rechts sei insofern *„ungerecht"*, als hierdurch eine abweichende Identität erst rechtlich ermöglicht wird. Die andere Begründung ist eine funktionale, die bei der Autorin einen pragmatischen Umgang mit Nationalitäten vermuten läßt, der dem Titos nahe kommt. Die Ablehnung sei nämlich vor allem *„kontraproduktiv"*, denn ein übernationaler Staat sei nur dann *„tragfähig, wenn er Ergebnis einer freien Entscheidung ist"*, die Selbstfindung des Volkes als Bedingung der Überschreitung desselben.
Wie produktiv jedoch ist die slowenisch-kroatische Entwicklung seit der Separation? Erreichten Slowenien und Kroatien mit ihrer Unabhängigkeitserklärung die erste, notwendige Stufe auf dem Weg zu einer sozialistischen Balkan- oder Donauunion oder auch nur zu einer multikulturellen Europäischen Union, an deren Schlagbäumen sie um Einlaß winseln? Ist das slowenisch-kroatische Begehren nach nationaler Autonomie lediglich Ausdruck der erfahrenen Unfreiheit im jugoslawischen System oder liegt diesem das zutiefst rationale Kalkül zugrunde, *„vom balkanischen Ballast befreit"* an den westeuropäischen Fleischtöpfen partizipieren zu können. Die überwiegende Interpretation des Nationalismus als eines von manipulierten und verführten dörflichen Massen tradierten Ausdrucks von Angst verfehlt genau diesen Wohlstandsrassismus. Oder haben sich die FranzösInnen, ÖsterreicherInnen und FinnInnen im Gegensatz zu den NorwegerInnen in ihren EU-Referenden für Multiethnizität entschieden? Wenn Nationalstaaten derzeit im europäischen Einigungsprozeß Souveränität an eine übergeordnete Gewalt abtreten, so ist festzustellen, daß dieses Projekt mehrere Ethnien einschließt. Der Ausschluß als vorgängiges Prinzip der Konstituierung wurde aber zuvor in Schengen formuliert. Warum wird nur der kollektiven ethnischen Identität das Recht auf Selbstbestimmung zuerkannt und nicht auch anderen unterdrückten Kollektiven?
Leider bleiben Samarys Darstellungen häufig abstrakt oder in Andeutungen verstrickt, anstatt Vertreter der zitierten Positionen zu benennen. Die Rede ist von den *„einen, die dies meinen"*, den *„anderen, die den einen eine überzogene Kritik entgegen setzen"*, der *„serbischen Linken, die ..."*. Es ergibt sich für den Leser ein Verhältnis zwischen verschiedenen Gruppen, die ihre Identität verhüllen, beispielsweise unter der gerade heutzutage nicht allzu scharfen Bezeichnung „links".
Da „Der Krieg in Jugoslawien" inzwischen vergriffen ist und der interessante Aufsatz „Zu den aktuellen Ereignissen" von Gabriele Herbert in das spätere Buch leider nicht aufgenommen wurde, möchte ich noch dessen zentrale These darlegen: Herbert sieht in der Zerstörung sozialistischer Strukturen, die in den anderen osteuropäischen Ländern durch Ideologie und Medien alleine geleistet werden konnte, die wichtigste Kriegsursache. Begründet ist ihre These in dem Bemühen, andere Formen des Lebens ein für alle mal auszuradieren, in dem Interesse der EU, Slowenien und Kroatien, nicht aber den Kosovo sich anzugliedern und besonders in der spezifisch jugoslawischen Form der Privatisierung der Betriebe nicht aus staatlichem Eigentum, sondern aus Arbeiterhand. Für diese Entwicklung gibt sie darüberhinaus Handlungen an, die einen *„Willen"* anzeigen: Slowenien und Kroatien sind international im Widerspruch zu den Kriterien der UN anerkannt worden, die weit verbreiteten „Runden Tische" als Übergangsregierungen wurden in Jugoslawien nicht installiert, vereinbarte gesamtjugoslawische Wahlen wurden nie durchgeführt, deutsche Waffen können Kroatien unkontrolliert aufrüsten, UN-Friedenstruppen wurden trotz dringender rechtzeitiger Forderung der Friedensbewegung und aller informierter Kreise lange zurückgehalten, der offene Faschismus in

Kroatien wird nicht zur Kenntnis genommen, die serbische Friedensbewegung wird verschwiegen und Feindlichkeiten wurden von außen in die Städte hineingetragen und gingen nicht aus ihnen hervor.
Der parteiischen Rede von „den Serben", „den Kroaten" und „den Muslimen", in der die Naturnotwendigkeit ethnischer Konflikte schon unausweichlich angelegt ist, setzt Samary eine differenzierte Betrachtung verschiedener Klassen und Schichten entgegen. Sie sieht nicht nur den serbischen Vergewaltiger, den kroatischen Freischärler und den toleranten Moslem. Sie zeigt soziale und politische Brüche in allen post-jugoslawischen Gesellschaften auf. Genau an diesen möchte sie schließlich auch anknüpfen, wenn sie die minoritäre und oft verschwiegene Zivilgesellschaft, die Bürgerparteien und Bürgerallianzen, die verbliebenen unabhängigen Medien und Gewerkschaften, die antinationalistische Frauenbewegung, die Antikriegszentren und die Organisationen zur Verteidigung individueller und kollektiver Rechte in allen Staaten bzw. Republiken auffordert, an einem *„glaubwürdigen sozioökonomischen und politischen Alternativprogramm"* zu arbeiten, mit dem die Bevölkerung zu mobilisieren wäre, wie der antifaschistische Widerstand der Partisanen im Zweiten Weltkrieg gezeigt habe.

Carsten Rebmann

Jan Pauer, Prag 1968. Der Einmarsch des Warschauer Paktes. Hintergründe - Planung - Durchführung, Bremen: Edition Temmen, 1995, 415 S.

An Darstellungen über die Reformbewegung in der Tschechoslowakei im Jahre 1968 und ihrer Niederwerfung durch die fünf Okkupationsarmeen des Warschauer Paktes herrscht kein Mangel. Seit mehr als einem Vierteljahrhundert werden Memoiren und Kommentare prominenter Mitwirkender und Augenzeugen veröffentlicht, die Zahl der einschlägigen wissenschaftlichen Untersuchungen ist kaum zu überblicken. Bis zum Anfang der neunziger Jahre blieb die Quellenlage nahezu unverändert: Auch die unmittelbar nach der „samtenen Revolution" in der ČSSR im November 1989 einsetzende Flut an Publikationen über den „Prager Frühling" und die anschließende Okkupation brachte nur wenige neue Erkenntnisse, da der Schlüssel zur Klärung bisher strittiger Fragen weiterhin in den Archiven in Moskau und in den anderen Interventionsländern verborgen lag.
Bei der vorliegenden umfangreichen Arbeit handelt es sich um eine geringfügig gekürzte Version einer Dissertation, die 1993 an der Universität Hamburg eingereicht und im Januar des folgenden Jahres verteidigt wurde. Nach der sowjetischen Okkupation der Tschechoslowakei emigrierte der Autor in die Bundesrepublik, wo er sich seit Jahren mit der Problematik des „Prager Frühlings" und der „Normalisierung" befaßt hat und zu den exzellenten Kennern der Materie zählt. Im Januar 1990 erhielt er als einziger westlicher Historiker von der soeben konstituierten offiziellen tschechoslowakischen „Historikerkommission zur Erforschung der Ereignisse 1967 - 1971 in der Tschechoslowakei" eine Einladung zur Mitarbeit. Die Regierungskommission durfte sämtliche relevanten Archive in der Tschechoslowakei auswerten, wobei sie an die 50.000 Einzeldokumente zusammentrug, ferner brisante Dossiers aus Polen und Ungarn sowie die entsprechenden Aktenbestände aus den ehemaligen DDR-Archiven; nur Bulgarien lehnte jegliche Zusammenarbeit ab. Nicht ganz einfach gestaltete sich die Aktenübergabe aus Moskau. Zwischen 1990 und 1992 erhielt die Historikerkommission mehrere Lieferungen ausgewählter Quellen sowjetischer Provenienz. Ein freier Zugang zum Archiv des Zentralkomitees der KPdSU und des Politbüros sowie zu den Militärarchiven der UdSSR und des Warschauer Paktes blieb den tschechoslowakischen Historikern je-

doch verwehrt. Dennoch gelang es ihnen, eine einzigartige Dokumentensammlung zusammenzutragen.
Die Studie von Jan Pauer basiert auf diesem umfangreichen und bis dahin unzugänglichen Archivmaterial, das ihm in vielen Bereichen eine Neubewertung der Problematik erlaubte. Zuerst beschreibt und analysiert der Autor die Krise der tschechoslowakischen Gesellschaft in den sechziger Jahren, die nicht nur das Ergebnis der systemimmanenten Strukturdefekte war, sondern zunehmend auch eine nationale Komponente bekam. Die Bereitschaft, das bestehende System zu reformieren war daher auch im Parteiapparat weit verbreitet. Der Novotný-Führung gelang es aber immer wieder, die seit dem Ende der fünfziger Jahre als notwendig erachtete Wirtschaftsreform aus machtpolitischen Gründen zu verhindern. Die verfehlte Wirtschaftspolitik und die ungelöste „slowakische Frage" bildeten schließlich den Auftakt zum „Prager Frühling".
Die Fülle des Archivmaterials gewährt dem Autor einen tiefen und vielschichtigen Einblick in die Machtstrukturen der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KPČ) und des Staatsapparates. Detailliert rekonstruiert er den Verlauf des Reformprozesses, die Interessenkollision sowohl innerhalb der KPČ als auch zwischen ihr und den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppierungen und legt die Motive und Absichten der Akteure des „Prager Frühlings" und seiner Gegner frei.
Einen großen Raum nimmt die Analyse des Konfliktes zwischen der Partei- und Staatsführung der ČSSR und den anderen fünf Mitgliedsländern des Warschauer Paktes ein. Die bereits in den ersten Wochen des Reformkurses vorhandenen Dissonanzen steigerten sich allmählich zu massiver Kritik an der Politik der KPČ und eskalierten im Juli 1968 im offenen Bruch. Erst nach den Verhandlungen in Čierná und Bratislava fiel am 18. August die Entscheidung zur militärischen Intervention in der Tschechoslowakei.
Der Verfasser schildert anhand der neuen Quellen detailliert die Planung und Durchführung der Okkupation am 21. August. Dank des spontanen zivilen Widerstandes der gesamten Bevölkerung gelang es den Besatzern nicht, ihre politischen Ziele - die Installierung einer „Revolutionären Arbeiter- und Bauernregierung" - durchzusetzen. Neu bewertet werden ebenfalls die Verhandlungen in Moskau vom 23. bis zum 26. August und das Zustandekommen des geheimen „Moskauer Protokolls". Jan Pauer ist es in beeindruckender Weise gelungen, die Geschichte des „Prager Frühlings" und der Okkupation der ČSSR darzustellen und dabei nahezu alle offenen Fragen zu beantworten.

Zdeněk Obšasník

Rüdiger Wenzke, Die NVA und der Prager Frühling 1968. Die Rolle Ulbrichts und der DDR-Streitkräfte bei der Niederschlagung der tschechoslowakischen Reformbewegung, Berlin: Ch. Links Verlag, 1995, 296 S.

Rüdiger Wenzke, früher Historiker am Militärgeschichtlichen Institut der DDR in Potsdam und seit 1990 Verfasser mehrerer Arbeiten über die Nationale Volksarmee, wertet im vorliegenden Buch umfangreiches, bis zum Zusammenbruch der DDR als streng geheim eingestuftes und daher absolut unzugängliches Quellenmaterial aus. Er konnte u.a. die Bestände „Die NVA und das Jahr 1968", die im ehemaligen Militärarchiv der DDR aufbewahrt wurden, ausschöpfen, ferner standen ihm Unterlagen aus dem Verteidigungsministerium der DDR und ebenfalls die Akten des Nationalen Verteidigungsrates der DDR und der SED-Führung zur Verfügung. Entstanden ist eine Studie, die in manchen Bereichen eine völlig neue Sicht der Problematik gewährt.

Zuerst rekapituliert der Autor den Ausbau der Nationalen Volksarmee, ausgehend von der Kasernierten Volkspolizei als ihrer getarnten Vorstufe am Anfang der fünfziger Jahre, bis zu ihrer Einbindung in die Strukturen des Warschauer Paktes. Bereits Mitte der sechziger Jahre galt die NVA sowohl bei ihren Gegnern als auch bei den Verbündeten als eine moderne, gut ausgerüstete und professionelle Armee, die ein uneingeschränktes Vertrauen der anderen Mitgliedsstaaten des Warschauer Paktes besaß.
Das nachfolgende Kapitel über die Reformbewegung in der Tschechoslowakei im Jahre 1968 ist mit Abstand das schwächste der gesamten Arbeit. Der Verfasser ist über manche Personen, Ereignisse und Strömungen in der tschechoslowakischen Gesellschaft nur dürftig informiert, bestimmte Zusammenhänge werden ihm nicht ersichtlich, es schleichen sich grobe Fehler ein. So ist beispielsweise seine Behauptung, daß *„noch im Januar 1968 der bisherige Chef der Staatssicherheit durch den reformwilligen General Václav Prchlík abgelöst (wurde)"* (S.45), nicht haltbar. Mitte Januar wurde zwar der kompromittierte und gefürchtete Leiter der wichtigen 8. Abteilung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (im folgenden KPČ), M.Mamula, entlassen. Der 8. Abteilung des ZK, zuständig für Verteidigung und Sicherheit, unterstand die Kontrolle der Armee, der Staatssicherheit und der Polizei. Diese Schlüsselposition übernahm in der zweiten Februarhälfte der überzeugte Reformer Generalleutnant Václav Prchlík. Seine Ernennung zu diesem Zeitpunkt war von entscheidender Bedeutung für den weiteren Fortgang des Reformprozesses und zugleich auch eine Garantie dafür, daß der noch amtierende Präsident Antonín Novotný und die konservativ - bürokratischen Kräfte im Partei- und Staatsapparat keinen Zugriff mehr auf die Armee und die Staatssicherheit besaßen. Für diese Haltung mußte Václav Prchlík nach der Okkupation der CSSR einen hohen persönlichen Preis entrichten.
Schon die relativ liberale tschechoslowakische Kulturpolitik in den Jahren vor 1968 wurde in Ost-Berlin mit Argwohn registriert. Von Beginn des Prager Frühlings an verfolgte die SED-Führung daher die Vorgänge in der ČSSR mit erhöhter Wachsamkeit und äußerstem Mißtrauen. Bereits am 23. März 1968 bei dem Treffen der Parteichefs des „Ostblocks" (Rumänien nahm nicht teil, Bulgarien wurde von S.Todorov vertreten, da sich T.Živkov auf einem offiziellen Besuch in der Türkei aufhielt), wurde von Walter Ulbricht und Leonid I. Brežnev der Vorwurf der *„Konterrevolution"* an die Adresse der tschechoslowakischen Reformkommunisten gerichtet. Unmittelbar nach dem Dresdner Treffen sandte das Sekretariat des ZK der SED eine umfangreiche *„Information"* an die höheren Parteikader mit der Hauptaussage, daß in der KPČ bereits *„konterrevolutionäre Kräfte"* frei agieren. Daher überrascht es nicht, daß sich die DDR durch den weiteren Verlauf des Reformprozesses in der ČSSR ernsthaft in ihrer eigenen staatlichen Existenz bedroht fühlte und versuchte, eine *„zweite Mauer"* zu errichten. Deren Bausteine bestanden aus politischem und ideologischem Kampf gegen die *„Konterrevolution"* in der ČSSR, aus Abgrenzung, Verleumdung, Repression und wenn notwendig aus direkter Konfrontation, wozu die militärischen Vorbereitungen in der NVA dienten.
Das Ausmaß der Einmischung und der psychologischen Kriegsführung gegen die ČSSR belegt die Inbetriebnahme des Geheimsenders „Vltava" (Moldau) am 22. Juli 1968. Dieser Piratensender, der direkt den Politbüromitgliedern Albert Norden und Werner Lamberz unterstellt war, versuchte den Eindruck zu erwecken, eine Gruppe dem Sozialismus Moskauer Prägung ergebener tschechoslowakischer Kommunisten betreibe ihn auf dem Territorium der ČSSR. Schlechtes Tschechisch mit deutschem Akzent, gegen die Reformbewegung gerichtete Propaganda der übelsten Art und die

Unkenntnis über die Vorgänge in der ČSSR führten dazu, daß sich der Schwarzsender „Vltava" keinerlei Einfluß in der Bevölkerung verschaffen konnte. Bei älteren Bürgern rief er böse Erinnerungen an die Rundfunkhetze der Nazis gegen die Tschechoslowakei in den Jahren 1938/39 wach. Der Geheimsender „Vltava" wurde von Anfang an in der DDR vermutet, später lokalisierte man ihn im Raum Dresden. Sein Sendebetrieb ist erst im Februar 1969, ein halbes Jahr nach der Okkupation der ČSSR, auf internationalen Druck eingestellt worden.
Als eine wichtige militärische Vorstufe der späteren bewaffneten Intervention, haben sich die im Juni 1968 als Kommandostabsübung „Šumava" (Böhmerwald) getarnten Manöver des Warschauer Paktes erwiesen. Zur Verwunderung der Staats- und Parteiführung und ebenfalls der Bevölkerung in der ČSSR, strömten immer mehr fremde Truppen ins Land, ausgerüstet mit hunderten Panzern, Hubschraubern, Flugzeugen und anderer militärischen Technik. Der Warschauer Pakt demonstrierte hier offensichtlich seine Einigkeit und Entschlossenheit, die Reformbewegung nicht gewähren zu lassen. Gleichzeitig wurden die Manöver für eine umfangreiche Aufklärungs- und nachrichtendienstliche Tätigkeit genutzt. Als nach der offiziellen Beendigung Ende Juni die sowjetischen Einheiten weiter in der ČSSR verweilten und sich nur im Schneckentempo zurückzogen, erhob sich im ganzen Land eine große Welle des Protestes. Ungeachtet dessen verließen die letzten sowjetischen Manöverstreitkräfte erst Anfang August die ČSSR. Die Teilnahme der NVA an der Kommandostabsübung „Šumava" war anscheinend von der Sowjetunion nicht einmal vorgesehen, sie erfolgte auf den ausdrücklichen Wunsch des DDR Verteidigungsministers H. Hoffmann und der SED mit Walter Ulbricht an der Spitze.
An der militärischen Intervention der fünf Armeen des Warschauer Paktes, die bereits seit Monaten unter dem Tarnnamen „Operation Dunaj" (Donau) vorbereitet wurde, sollten mit Billigung der SED-Führung auch Kampfeinheiten der NVA teilnehmen. Es handelte sich um die 7. Panzerdivision unter dem Kommando von Generalmajor Werner Winter und um die 11. Motorisierte Schützendivision mit Oberst Erich Dirwelis an der Spitze. Die Planungen sahen auch für die NVA den Einsatz auf dem Territorium der ČSSR vor. Für die 7. Panzerdivision war es der Raum Děčin, Litoměřice, Mimoň, Česká Lípa; im Bedarfsfall sollte sie als 2. Staffel der 20. sowjetischen Gardearmee Prag erreichen. Die 11. Motorisierte Schützendivision sollte im Raum Pilsen einmarschieren, um die Sicherung der DDR Grenze zu verstärken. Bereits am 28. Juli 1968 begann die Verlegung der beiden Divisionen aus ihren Kasernen in die vorgesehenen Aufmarschräume entlang der tschechoslowakischer Grenze.
Auch heute noch ist der überwiegende Teil der tschechischen und slowakischen Öffentlichkeit davon überzeugt, daß im August 1968 Truppen der NVA in der ČSSR einmarschiert waren, sich aber im Gegensatz zu den anderen Besatzungsstreitkräften des Warschauer Paktes „korrekt" verhielten und nicht geschossen hatten. Eine ähnliche Meinung ist ebenfalls in Westeuropa weit verbreitet. Paradoxerweise war es die DDR selbst, die von Beginn der Intervention keine Zweifel aufkommen ließ, daß die NVA gleichberechtigt mit den Verbündeten ihrer *„internationalen Pflicht"* nachkam und gegen die *„Konterrevolution"* in der ČSSR einschritt. In den Massenmedien der DDR jener Tage berichtete man offiziell vom Auftrag der Volksarmee *„irgendwo"* auf dem Territorium der ČSSR. Bis zum Zusammenbruch des SED-Regimes ist diese Version aufrechterhalten geblieben.
Das wichtigste Ergebnis der Studie von Rüdiger Wenzke ist die Beantwortung der Frage, ob nun NVA - Soldaten, so wie dreißig Jahre zuvor Hitlers Wehrmacht, den Boden

der Tschechoslowakei als Aggressoren betreten oder nicht betreten haben. Als gesichert kann gelten, daß die beiden NVA - Gefechtsdivisionen, entgegen der ursprünglichen Planung, als Ganzes nicht in die ČSSR einmarschiert sind. Bis zu ihrer Rückverlegung in die Kasernen während der zweiten Oktoberhälfte 1968 verblieben sie in den ihnen zugewiesenen Aufmarschräumen auf der Territorium der DDR.
Dennoch haben NVA - Soldaten im August 1968 widerrechtlich die tschechoslowakischen Grenze überschritten. Es handelte sich vorwiegend um kleinere Kontingente, z.B. um die Fernmeldeeinheit „Fritz Große", die auf dem Militärstützpunkt Milovice (in der Nähe von Prag), wo sich der Stab der Okkupationsstreitkräfte befand, operierte. Weitere kleinere Einheiten der Grenztruppen oder der beiden erwähnten Divisionen erfüllten Sonderaufträge auf dem Territorium der ČSSR, wobei es öfters zu direkten Kontakten mit der tschechischen Bevölkerung kam. Eine Gruppe NVA - Soldaten soll sich sogar bis zum 31. Oktober 1968 in einem Waldgebiet, wenige Kilometer von Prag entfernt, aufgehalten haben.
In die Vorbereitung und Durchführung der militärischen Intervention waren an die 18.000 NVA - Angehörige direkt einbezogen worden. Daß sie im entscheidenden Moment nicht mitmarschieren durften und im zweiten Glied blieben, lag ausschließlich am politischen und militärischen Kalkül der Sowjetunion. Dennoch leistete die NVA unentbehrliche Dienste bei der Unterstützung der sowjetischen Invasionstruppen.
Zweifelsohne kann man sich der Wertung des Verfassers anschließen, daß es vom juristischen, politischen und moralischen Standpunkt absolut unerheblich ist, wieviel NVA - Soldaten an der Okkupation der Tschechoslowakei direkt teilnahmen. Schon die Tatsache, daß sie teilnahmen, stellte eine eklatante Verletzung des Völkerrechts und der Souveränität der ČSSR dar.
Dreiundvierzig dem Buch beigefügten Dokumente vermitteln in einer sehr anschaulichen Weise die DDR - Atmosphäre des Jahres 1968 und das Agieren ihrer herrschenden Klasse. Bedauerlicherweise war es für die Redaktion des Ch. Links Verlages in manchen Fällen ein unüberwindbares Hindernis, die tschechischen Namen und Ortsbezeichnungen korrekt wiederzugeben.

Zdeněk Obšasník

Eric J. Hobsbawm Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München/Wien: Carl Hanser Verlag, 1995, 784 Seiten
Eric Hobsbawm gilt mittlerweile als einer der international bedeutendsten, in der aufklärerischen Tradition des Marxismus stehenden Historiker. Seinem Selbstverständnis als allgemein verstehbarer Autor, der sich in seinen Schriften nicht ausschließlich an die wissenschaftlich interessierte Leserschaft, sondern auch an das nichtakademische Publikum richtet, entspricht er auch in seinem neuesten Buch. Im Untertitel wird bereits der universelle Bezugsrahmen angedeutet, mit dem Hobsbawm an seine umfangreichen Grundlagenwerke „Europäische Revolution 1789-1848", „Die Blütezeit des Kapitals 1848-1875" und „Das imperiale Zeitalter 1875-1914" anschließt. Die vorliegende Untersuchung behandelt nun das *„kurze 20. Jahrhundert"*, das vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs bis zum Zerfall der staatlich gelenkten Wirtschaftssysteme Osteuropas reicht. Angesichts des zeitlichen Kontexts entfernt sich Hobsbawm dabei zusehends von der (Zeit)Geschichtsschreibung in die benachbarten Fachdisziplinen der Soziologie sowie der Politik- und Wirtschaftswissenschaft; die analytische Darstellungsweise dieses exorbitanten Bandes zeigt jedoch in überzeugender Weise, daß es mittels eines interdisziplinären Perspektivenwechsels durchaus möglich ist, selbst aktuellste weltpoliti-

sche Ereignisse zu interpretieren und auch vorsichtige - über die Gegenwart hinausreichende - Prognosen anzustellen. Biographische Einsprengsel lockern die mit einigen Datenmaterialien versetzte Lektüre auf, da Hobsbawm seine persönlichen Erlebnisse als unmittelbar beteiligter Zeitzeuge einfließen läßt. Schon einleitend resümiert er über die „Zerstörung der Vergangenheit", wobei er die durch die allgemeine Geschichtslosigkeit bedingte Unfähigkeit zum Lernen als *„eines der charakteristischen und unheimlichsten Phänomene des späten 20. Jahrhunderts"* (S.17) bezeichnet.
Die Exkursion in das „Katastrophenzeitalter" beginnt mit komprimierten Ausführungen über die totale (industrielle) Kriegsführung des Ersten Weltkriegs, den weltweiten Konsequenzen der russischen Oktoberrevolution und den Niedergang des schrankenlosen Wirtschaftsliberalismus in den zwanziger Jahren. Im Aufkommen der antikolonialistischen Befreiungsbewegungen und der Herausbildung des organisierten Rechtsextremismus erkennt er zwei der einschneidenden Folgeerscheinungen der Weltwirtschaftskrise von 1929. Wenn der Aufstieg des Faschismus als eine Antwort auf die Gefahr und Realität einer mächtigen sozialen Revolution und einer starken Arbeiterklasse interpretiert wird, dann stimmt Hobsbawm darin nur unter Vorbehalt und unter vehementer Abgrenzung zu den *„Apologeten des Faschismus"* (S.162) unter den deutschen Historikern der achtziger und neunziger Jahre überein. Seiner Auffassung nach muß diese These aufgrund der allgemeinen antidemokratischen Mentalität der faschistischen Trägerschaft, die vornehmlich aus ultranationalen und revanchistischen Militärs sowie aus breiten Anteilen der Mittelschichten und des Kleinbürgertums bestand, erheblich modifiziert werden. Statistisch fällt der Nachweis hingegen nicht schwer, daß die Arbeiterschaft in den rechtsextremistischen Sozialbewegungen deutlich unterrepräsentiert war. Die rückwärtsgewandte, in der Praxis jedoch (rüstungs-)technologisch modernisierungsdynamische Utopie eines neuen autoritären Ständestaats korrespondierte dabei in jeder Hinsicht mit der monopolkapitalistischen Interessenlage. Die Geschichte des Dritten Reiches bzw. die des Zweiten Weltkrieges behandelt Hobsbawm vorrangig unter dem Aspekt der antifaschistischen Bündnispolitik zwischen der Sowjetunion und den Westalliierten. Weitere Kapitel thematisieren die dem Krieg folgende Auflösung der kolonialen Imperien und die Konfrontationslinien des Kalten Krieges, die er zwischen einer weitgehend defensiven Außenpolitik des sowjetischen Machtrefugiums und einem apokalyptischen Antikommunismus des Westens ansiedelt, der wiederum dem ökonomischen Expansionismus der USA als legitimierende Grundlage diente und dessen Entfaltung nachhaltig beschleunigte. Während die Isolation der Systemgegner sich noch als stabilisierender Faktor auf ein durch *„strukturelle Schwächen zunehmend gelähmtes sozialistisches Wirtschaftssystem"* auswirkte, ergab sich seit den sechziger Jahren der Niedergang der zentral geplanten Kommandowirtschaften durch die beiderseitige *„Verknüpfung der Wirtschaftssysteme"* und die Einbindung in den Weltmarkt als ein unausweichliches Resultat (S.317). Der umfassende Wirtschaftsboom des Westens, getragen durch die Einführung neuartiger Produkte in das Alltagsleben, einem Innovationsschub in den Forschungsmethoden und der Rationalisierung der Produktionsprozesse, war die Basis für eine Periode des Wachstums und Wohlstands, der marginal auch die Randbereiche der Weltwirtschaft erreichte. Ein globalisierter Welthandel, die internationalisierten Wirtschaftsbeziehungen, die Massenkonsumgüterindustrie und die wohlfahrtsstaatliche Sozialpolitik waren die Eckpfeiler jenes „Goldenen Zeitalters" des Kapitalismus, das sowohl durch die korporative Integration der Gewerkschaften als auch durch eine keynesianistische Interventionspolitik konsolidiert wurde. Die Herausbildung der weltweit agierenden Wirtschaft in Gestalt von transnationalen Konzer-

nen, die eine Strategie der steuersparenden Firmensitzverlagerung und eine kostensenkende Internationalisierung der industriellen Arbeitsteilung betrieben, brachte das marktwirtschaftliche System der etablierten hochindustrialisierten Länder zu dem Zeitpunkt zum Einbruch, als das gold- und dollargestützte Finanzsystem der USA aufgrund eines enormen Defizits *„überhitzte"*. Dieser ab 1968 einsetzende Niedergang wurde durch die von den OPEC-Ländern im Jahre 1973 ausgelöste Rohstoffkrise nur überdeckt.
Unter dem Einfluß der permissiven Massenkonsumkultur erodierten seit den fünfziger Jahren auch die überkommenen Sozialstrukturen in den Industriegesellschaften. Besonders die proletarischen Sozialmilieus waren einem Prozeß der Aufspaltung zwischen Integration und Ausgrenzung (einerseits in Gestalt von hochspezialisierten und unqualifizierten Arbeitskräften und von ethnischen Minderheiten und Sozialtransferleistungsempfängern andererseits) ausgesetzt. Mit der Urbanisierung von großen Teilen der Landbevölkerung und der Entstehung neuer Sozialbewegungen (gegenkulturelle Jugendbewegung, feministische Frauenbewegung und radikalisierte Studentenschaft) schritt der Prozeß der soziostrukturellen Diversifizierung in den sechziger Jahren voran. Der Werdegang der inzwischen dekolonialisierten „Dritten Welt" stand nach dem Zweiten Weltkrieg unter dem Zeichen des Systemkonflikts zwischen Ost und West. Ein Modernisierungsschub erfaßte dabei vorrangig die gebildeten neuen Eliten, womit sich eine deutliche *„Kluft zwischen den herrschenden Minoritäten und der Masse ihrer Völker"* abzeichnete. Seit den siebziger Jahren vermittelt die globale Gesellschaft das krisenbehaftete Bild einer weitgehenden Orientierungslosigkeit und einer zunehmenden Instabilität, die sich wiederum besonders negativ auf die Lage der Menschen in den marginalisierten Regionen der Welt niederschlägt. In den achtziger Jahren war bereits unter den Bedingungen einer restrukturierten Wirtschaft und einer neoliberalen Aufweichung der Sozialsysteme eine evidente Pauperisierung von Bevölkerungsteilen zu verzeichnen. Die massive Verelendung der materiell rückständigeren Regionen trifft nun auf den kaum verhohlenen Wohlstandsegoismus in den wirtschaftlich erfolgreicheren Gebieten der Welt. Das andauernde Jahrzehnt erlebte gleich zu Anfang das Wiederaufleben des separatistischen Nationalismus von geographischen Miniaturgebilden, deren Überlebensfähigkeit angesichts der weltweiten Verflechtung der Märkte mehr als zweifelhaft erscheint. Auch der religiöse Fanatismus erlebte in allen seinen bislang erdenklichen Erscheinungsformen eine zuvor kaum für möglich gehaltene Wiederentstehung. Die ökologische Krise schließt das letzte Kapitel des zu Ende gehenden Jahrtausends, in welchem ein durchgängig apokalyptisches Gesamtbild gezeichnet wird. Die bislang üblichen Bewertungsmaßstäbe von Rationalität und Irrationalität scheinen sich in Anbetracht dieser allgemeinen Erscheinungen gegenseitig zu bedingen, um somit als mögliche Unterscheidungskriterien an Konturen zu verlieren. Der Autor prognostiziert eine verstärkte Hinwendung zu Entscheidungsprozessen außerhalb der offiziellen Politik und attestiert *„keine ermutigenden Aussichten für die Zukunft der parlamentarischen Demokratie liberaler Ausprägung"* (S.718), ohne positive Alternativen aufzeigen zu können.
Hobsbawms weltgeschichtlicher Parforceritt besticht durch eine enzyklopädische Beschlagenheit und Faktendichte. Stets werden die Bemühungen zur Vermeidung von eurozentristischen Einseitigkeiten deutlich. Ebenso wie in seinen früheren Werken werden die ökonomischen Aspekte der gesellschaftlichen Entwicklung in Bezug zu den soziokulturellen Prozessen gesetzt, zumal im Zeitalter der weltpolitischen Veränderungen nichts isoliert voneinander geschieht, sondern alles der strukturellen Dynamik einer

globalen Vernetzung unterworfen ist. Mit dem vierten Band seines (ungeplanten) weltgeschichtlichen Grundlagenwerks schreibt Hobsbawm wieder eine vergleichende Sozialgeschichte, die sich von der Deskription bloßer Haupt- und Staatsaktionen anderer Autoren abhebt. Als gut strukturierte Gesamtdarstellung ist das Buch als Einführung in speziellere Themenbereiche zu empfehlen.

Hartmut Rübner

Fernand Braudel, Schriften zur Geschichte. Band 1: Gesellschaften und Zeitstrukturen, Band 2: Menschen und Zeitalter, Stuttgart: Verlag Klett-Cotta, 1992/1993, 293 S./423 S.
Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der ANNALES in ihren Texten 1929-1992. Hrsg. von Matthias Middell und Steffen Sammler, Leipzig: Reclam Verlag, 1994, 374 S.
Peter Burke, Offene Geschichte. Die Schule der „Annales", Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, 1991, 139 S.
Ulrich Raulff, Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch, Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1995, 510 S.

Daß Milieus und Mentalitäten das Leben der Menschen über lange Zeiträume hinweg entscheidend bestimmen, gehört zum Alltagswissen. Möglicherweise ist dies mit ein Grund dafür, daß sich professionelle Historiker, deren Berufung lange Zeit darin zu bestehen schien, vom Alltagsgeschehen weitgehend zu abstrahieren und sich in der dünnen Luft der Haupt- und Staatsaktionen zu bewegen, wenn überhaupt, dann nur am Rande mit dem Alltagsleben der sogenannten kleinen Leute beschäftigt haben. Wenn sich dies auch hierzulande in den letzten beiden Jahrzehnten - mittlerweile bis ins akademische Milieu hinein - nach und nach geändert hat, dann hat das ohne Zweifel erst einmal Gründe, die mit der bundesdeutschen Geschichte, nicht zuletzt mit dem Scheitern der Neuen Linken und deren Abwendung von der großen Weltpolitik und Hinwendung zum Alltag vor Ort und in der Region, zu tun haben. Ob und inwieweit dabei die Rezeption entsprechender wissenschaftlicher Ansätze aus anderen Ländern eine größere Rolle gespielt haben mag, sei einmal dahingestellt. Für einige jedenfalls, die über die Tellerränder der eigenen Beschaulichkeit noch hinauszublicken gewillt sind, mag der Ansatz der französischen „Annales"-Schule die eine oder andere Anregung vermittelt haben. Bereits in den fünfziger Jahren, im Kontext der Umwandlung der spezifisch deutschen Volksgeschichtsschreibung in eine modernisierte Sozialgeschichtsschreibung, hatte es erste, aber zumeist distanzierte Rezeptionsversuche der „Annales"-Geschichtsschreibung gegeben. Erst seit den späten siebziger Jahren setzte in kleinen Schritten eine weiterreichende Rezeption ein, die nach und nach auch die Übersetzung zahlreicher wichtiger Werke aus der „Annales"-Schule mit sich brachte.
Die Zeitschrift „Annales d'histoire économique et sociale" (heute: „Annales. Economies, Sociétés, Civilisations") war 1929 von dem Neuzeithistoriker Lucien Febvre und dem Mediävisten Marc Bloch gegründet worden. Es ging bei diesem Unternehmen - in aller Verkürzung - um einen Paradigmawechsel in der Geschichtsschreibung: Nicht mehr Politik- und Geistesgeschichte - exemplarisch verkörpert in der deutschen Geschichtsphilosophie - sondern Strukturgeschichte, Sozialgeschichte und Alltagsgeschichte, d.h. neue Gegenstände, Subjekte und Erfahrungswelten und damit verbunden natürlich auch neue Quellen, standen im Zentrum des neuen Forschungsansatzes. Fernand Braudel, der nach der Ermordung des in der Résistance aktiven Marc Bloch durch die Gestapo im Juli 1944 und nach dem Tod von Lucien Febvre im September

1956 der führende Kopf der zweiten Generation der „Annales"-Historiker wurde, hat in seinen drei, in deutscher Übersetzung in jeweils drei Bänden vorliegenden Hauptwerken - „Die Welt des Mittelmeers. Zur Geschichte und Geographie kultureller Lebensformen", „Sozialgeschichte des 15. - 18. Jahrhunderts", „Frankreich" -, ausgehend von dem grundlegenden methodischen Ansatz, *„daß die Geschichte nicht die 'Wissenschaft' von der Vergangenheit, sondern von der Gegenwart ist"*, zwischen drei zu differenzierenden Forschungs- und Darstellungsweisen unterschieden: *„An der Oberfläche stoßen wir auf die Ereignisgeschichte im Rahmen der kurzen Zeit: eine Mikrogeschichte; auf halber Höhe auf eine konjunkturelle Geschichte, die einem größeren, langsameren Rhythmus folgt und bis jetzt vor allem auf dem Boden des materiellen Lebens, der wirtschaftlichen Zyklen oder Interzyklen, studiert worden ist... Und unter diesem 'Rezitativ' der Konjunktur schließlich stoßen wir auf die Strukturgeschichte, die Geschichte der langen Dauer, die ganze Jahrhunderte umfaßt und an der Grenze zwischen Bewegtem und Unbewegtem angesiedelt ist."* Nach den genannten drei großen und einigen kleineren Werken liegt nun eine zweibändige Auswahl kürzerer Schriften Braudels in deutscher Übersetzung vor, die einen sehr guten Eindruck nicht nur von der Vielfalt der Interessen Braudels, sondern insbesondere von seinem auf die Erkenntnis der unterschiedlichen Rhythmen der Geschichte abzielenden methodischen Ansatz vermitteln. Im ersten Band finden sich eine Reihe von Studien, in denen Braudel, zum Teil in Auseinandersetzung mit benachbarten Wissenschaften wie der Soziologie und der Ökonomie, sein Konzept von Geschichtsschreibung in aller Ausführlichkeit darlegt. Der zweite Band enthält mehrere exemplarische Arbeiten, in denen der spezifische methodische Ansatz zur Anwendung kommt, darunter eine ausführliche, zusammen mit Frank Spooner erarbeitete Studie über „Die Preise in Europa von 1450 bis 1750", biographische Studien über Karl V. und Philipp II. sowie seine Lehrer Lucien Febvre und Marc Bloch und schließlich unter dem Titel „Wie ich Historiker wurde" ein Rückblick auf sein eigenes Werk. Am Ende des zweiten Bandes findet sich schließlich eine von Peter Schöttler zusammengestellte Bibliographie der wichtigsten Werke Braudels.

Weitere Texte Braudels sind in dem von Matthias Middell und Steffen Sammler herausgegebenen Sammelband abgedruckt, der die Geschichte der „Annales"-Schule in ihrer historischen Entwicklung bis in die neunziger Jahre hinein anhand exemplarischer Texte vorstellen will. Eingeleitet wird der Band von einem längeren Beitrag Matthias Middells, der sich mit den theoretischen Ansätzen der „Annales"-Schule beschäftigt und dabei auch kurz auf die marginale Rezeption in der DDR eingeht sowie einem Beitrag von Peter Schöttler, der einen Überblick über die Rezeption der „Annales"-Schule in der Bundesrepublik bietet. Der Band enthält zum einen Texte, in denen das Selbstverständnis der „Annales"-Redaktion zum jeweiligen Zeitpunkt zum Ausdruck kommt und zum anderen Beiträge - u.a. Marc Blochs in methodischer Hinsicht sicherlich grundlegenden Text „Für eine vergleichende Geschichtsbetrachtung der europäischen Gesellschaften" aus dem Jahre 1928 -, in denen wichtige theoretische Probleme angesprochen werden, u.a. in einem Beitrag von Guy Bois aus dem Jahre 1978 das Verhältnis der „Neuen Geschichtswissenschaft" zum Marxismus, eine Thema, das sich verständlicherweise für die „Annales"-Historiker immer wieder stellte. Im Anhang des Sammelbandes findet sich eine Auswahlbibliographie, in der u.a. auch auf das Buch von Peter Burke hingewiesen wird, bei dem es sich um eine nicht so sehr für den Fachhistoriker, sondern eher für den interessierten Laien verfaßte Darstellung handelt, in der in vier Kapiteln auf die Gründerväter Febvre und Bloch, auf das „Zeitalter Braudels", auf die dritte Generation und schließlich auf die Rezeption der „Annales"-Schule

in einer für einen ersten Überblick sicherlich nützlichen Art und Weise eingegangen wird.

Zu einem der Gründerväter, zu Marc Bloch, liegt neuerdings eine von Ulrich Raulff, der zuvor bereits eine Reihe von Sammelbänden mit Texten u.a. von „Annales"-Historikern herausgegeben hatte, verfaßte Monographie vor. Dabei handelt es sich allerdings keinesfalls um eine bloße Lebensgeschichte, sondern umfassender um *„den Versuch, ein intellektuelles Porträt des Historikers und Forschers, des Denkers und Kämpfers Marc Bloch zu zeichnen"*. Konkret heißt dies, daß Raulff Bloch nicht in erster Linie als akademischen Historiker betrachtet, sondern gewissermaßen als einen auf dem Felde der Geschichtswissenschaft aktiven politisch denkenden Zeitgenossen, der insbesondere von den Erlebnissen der beiden Weltkriege - von 1914 bis 1918 war Bloch Soldat und nach der *„seltsamen Niederlage"* (so der Titel seines Buches über die deutsche Invasion in Frankreich 1940) war er in der Résistance aktiv - geprägt wurde und *„mit seismographischer Empfindlichkeit auf die Erschütterungen und Krisen des Politischen"* reagierte. Raulffs Ausgangspunkt - er rekurriert dabei auf Blochs „Souvenirs de guerre 1914-1915", in denen dieser u.a. seine Aktivitäten beim Nachrichtendienst und bei der Feindaufklärung reflektierte - ist *„die Betonung der Gemeinsamkeiten von historischer und militärischer Aufklärung"*, was ihn konsequenterweise dazu bringt, *„die Kontinuitäten sichtbar zu machen, die zwischen den scheinbar peripheren Kriegsschriften Marc Blochs und den eigentlichen 'Hauptschriften' des Mediävisten, historischen Anthropologen und Wirtschaftshistorikers bestehen"*. Auf diesem Hintergrund rekonstruiert Raulff in seinem großangelegten und vielfache Bezüge zu zeitgenössischen und für Bloch wichtigen historiographischen Debatten herstellenden Essay Leben und Werk Blochs als das eines politisch denkenden, historisch forschenden und argumentierenden und schließlich politisch handelnden Individuums, das *„die Theorie des historischen Erkennens bis in die Nähe eines Konstruktivismus trieb..., die Grenze zwischen Faktum und Fiktion nicht mehr respektiert"* und trotzdem oder vielleicht auch gerade deshalb *„an einem ebenso schlichten wie emphatischen Begriff der Wahrheit fest(hielt)"*. Wenn Raulff schließlich im Kontext einer Analyse von Blochs Hauptwerk „Les Rois thaumaturges" und ausgehend von der mit Bloch begründeten Einschätzung, daß Historie, soll sie *„nicht zum philisterhaften Bildungsdiskurs verkommen,... sich in Ethik fortsetzen (muß)"* und der *„Zweck der Historie"* demzufolge *„nicht im Reden über Geschichte (liegt)"*, auf Blochs für sein politisches Handeln wichtiges Verständnis von Nation eingeht, dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Arbeit auch als Versuch zu lesen ist, der hierzulande nicht gegebenen Möglichkeit nachzuspüren, Patriot zu sein, ohne zum Nationalisten zu werden. Insofern ist Raulffs Arbeit auch ein Buch der Trauer über eine mißratene deutsche Geschichte, eine Geschichte, die sich auch in einer von der französischen Tradition deutlich zu unterscheidenden Konzeption von Geschichtsschreibung niedergeschlagen hat: *„In politischer und ethischer Hinsicht liegt zwischen den beiden Flügeln der Historischen Anthropologie, zwischen demjenigen, für den die* Annales *stehen, und dem der 'Volksgeschichte', eine ganze Welt. Hier bildete der* Mensch *(im Singular oder Plural) das Subjekt der Geschichte, dort das* Volk*; hier war die Psychologie das Fundament des historischen Verstehens, dort die Biologie, hier die Mentalität und dort die Rasse. Die prinzipiellen Entscheidungen, die hier getroffen wurden, schlossen sich gegenseitig aus."* Die Entscheidung, die Marc Bloch getroffen hat, führte ihn in die Résistance und am 16. Juli 1944 vor ein Erschießungskommando der Gestapo.

Wolfgang Braunschädel

Theodor W. Adorno/Walter Benjamin, Briefwechsel 1928-1940. Hrsg. von Henri Lonitz, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1994, 501 S.
Theodor W. Adorno und Alfred Sohn-Rethel, Briefwechsel 1936-1969, Hrsg. von Christoph Gödde, München: edition text + kritik, 1991, 174 S.

Nachdem die „Gesammelten Schriften" der führenden „Frankfurter" mittlerweile in mehr oder weniger gediegenen Ausgaben vorliegen, steht jetzt die Sichtung und Edition der nachgelassenen Schriften und Briefwechsel an. Als erster Band der vom Theodor W. Adorno Archiv herausgegebenen „Briefe und Briefwechsel" Adornos liegt jetzt, herausgegeben, ausführlich kommentiert und mit einer kurzen Nachbemerkung sowie einem Lesarten-Verzeichnis und einem Schriften- und Personenregister versehen von Henri Lonitz, der Briefwechsel mit Walter Benjamin vor. Adorno und Benjamin hatten sich 1923 kennengelernt; ihre Korrespondenz begann jedoch erst, nach einem längeren Aufenthalt Adornos in Berlin, im Jahre 1928 und erstreckt sich bis zu jener letzten Mitteilung Benjamins vom 25. September 1940, in der er von seinem Entschluß, seinem Leben ein Ende zu setzen, Mitteilung macht und seinem Bedauern Ausdruck verleiht, daß ihm keine Zeit mehr bleibt, alle die Briefe zu schreiben, die er noch gerne geschrieben hätte. Für die Jahre bis 1933 sind nur die Briefe Benjamins überliefert, da die Briefe Adornos in Benjamins Berliner Wohnung nach dessen Flucht im März 1933 zurückblieben und als verschollen gelten müssen. Eine nicht unerhebliche Anzahl der Briefe, insbesondere auch jene längeren, fast schon zu kleineren Abhandlungen sich auswachsenden Briefe Adornos, in denen er sich zum Teil sehr kritisch mit Benjamins „Passagen-Werk" bzw. dem in der „Zeitschrift für Sozialforschung" veröffentlichten Baudelaire-Aufsatz Benjamins auseinandersetzt, sind bereits seit längerem bekannt.

Eines der wichtigsten Themen, das sich seit Beginn der Emigration durch den gesamten Briefwechsel hindurchzieht, betrifft, insbesondere für Benjamin, die Probleme des materiellen Überlebens und, damit engstens zusammenhängend, Fragen der Zusammenarbeit mit dem „Institut für Sozialforschung" und der dadurch erhofften finanziellen Absicherung. Probleme des politischen Alltags, etwa hinsichtlich der Entwicklung in Deutschland oder auch im Hinblick auf die Moskauer Prozesse, werden, zumeist von Adorno, der auch aus seiner distanzierten Haltung zum Arbeiterbewegungsmarxismus keinen Hehl macht, eher beiläufig angesprochen. Im Zentrum des Briefwechsels, und das macht seine eigentliche Faszination aus, steht die Diskussion der theoretischen Arbeiten zu verschiedensten Aspekten der mit dem Nationalsozialismus zum Untergang verdammten bürgerlichen Kultur des 19. Jahrhunderts, insbesondere die ausführliche Beschäftigung mit Benjamins „Passagen-Werk". Jenes kritische Verhältnis zur bürgerlichen Welt in allen ihren Erscheinungsformen, das den materialistisch fundierten theoretischen Intentionen der beiden Freunde zugrundelag, macht auch vor den inhaltlichen Stellungnahmen der jeweils zur Debatte stehenden eigenen Werke nicht halt. Insofern präsentieren sich diese Briefe, über alle nicht zuletzt sicherlich auch den Schwierigkeiten des Emigrantendaseins zu verdankenden teils recht bissigen Bemerkungen zu dem einen oder anderen Gefährten hinausgehend, auch als eine Art Laboratorium, in dem man einen erhellenden Einblick in den Entstehungsprozeß des einen oder anderen Werkes enthält. Dabei diente die theoretische Arbeit auch, so klingt es bei Benjamin einmal an, der Abschottung gegen die alltägliche Konfrontation mit einer tristen politischen Realität; nicht zuletzt aber war sich Benjamin bewußt, daß man sich in ihrer Situation auf eine *„apokryphe Wirksamkeit"* einzurichten hatte und Adorno bemerkte einmal, daß es *„uns dabei zum ironischen Troste gereichen (mag), daß der Posten, den wir zu beziehen haben, überall und unter allen Umständen ein verlorener sein wird"*. Viel-

leicht, so ließe sich daraus schlußfolgern, läßt sich tatsächlich nur im Zeichen des drohenden Scheiterns und eben nicht in der sicheren Trägheit der geschlossenen akademischen Anstalten wirklich radikal denken.
Das Gefühl des drohenden Scheiterns dürfte auch einer der wichtigeren Personen, die in diesem Briefwechsel seit 1936 regelmäßig Erwähnung findet, Alfred Sohn-Rethel, nicht ganz unbekannt gewesen sein. Der weit weniger umfangreiche und zeitlich von 1936 bis 1969 sich erstreckende Briefwechsel zwischen Sohn-Rethel und Adorno liegt in einer von Christoph Gödde kommentierten und mit einem editorischen Nachwort sowie einem Schriften- und Personenverzeichnis versehenen eigenständigen, d.h. außerhalb von Adornos „Briefe und Briefwechsel" erschienenen Ausgabe vor. Adorno und Sohn-Rethel hatten sich bereits 1925 kennengelernt und waren sich in den folgenden Jahren wohl auch hin und wieder begegnet; zu einem intensiveren Kontakt kam es aber wohl erst, nachdem Sohn-Rethel im Frühjahr 1936 Deutschland verlassen hatte und die Arbeit an seinem theoretischen Werk, der, wie er es später beschrieben hat, *„Klärung oder Enträtselung einer halbintuitiven Einsicht..., der Entdeckung des Transzendentalsubjekts in der Warenform, eines Leitsatzes des Geschichtsmaterialismus"* wieder aufgenommen hatte. Sowohl bei Benjamin als auch bei Adorno, der Benjamin gegenüber *„die Absurdität von Alfreds Begabung"* ansprach und ihn gelegentlich als *„So'n Rätsel"* titulierte, stießen Sohn-Rethels Überlegungen auf großes Interesse, das allerdings von Horkheimer, wie aus einem längeren Brief an Adorno in aller Deutlichkeit hervorgeht, absolut nicht geteilt wurde; den Bemühungen Sohn-Rethels um Mitarbeit am „Institut für Sozialforschung" war somit kein Erfolg beschieden. Neben den damit angesprochenen materiellen Problemen der Emigranten dreht sich der Briefwechsel in den zwei Jahren vom Herbst 1936 bis Herbst 1938 - der mehr als die Hälfte des gesamten Briefwechsels ausmacht, danach gibt es immer wieder längere Pausen, ehe Mitte der sechziger Jahre wieder ein regelmäßiger Kontakt aufgenommen wird - vorwiegend um die theoretischen Überlegungen Sohn-Rethels, die insbesondere von diesem selbst - sehr ausführlich in einem nicht einmal vollständig überlieferten sechzehn Seiten einnehmenden Brief vom 12.11.1936, der in einer überarbeiteten Fassung später als eigenständiges Exposé veröffentlicht wurde - immer wieder angesprochen werden. Die Publikation der beiden Werke, die inhaltlich im Zentrum der beiden Briefwechsel stehen - Benjamins „Passagen-Werk", das erst 1982 als voluminöses Fragment aus dem Nachlaß veröffentlicht wurde und Sohn-Rethels 1970 endlich erschienenes Hauptwerk „ Geistige und körperliche Arbeit" - hat Adorno nicht mehr erleben können; an ihrer Entstehung aber, nicht zuletzt das wird in diesen Briefwechseln dokumentiert, hat er - sicherlich in unterschiedlichem Maße - regen Anteil genommen.

Wolfgang Braunschädel

Johannes Agnoli, Der Staat des Kapitals und weitere Schriften zur Kritik der Politik, Freiburg: Ça ira Verlag, 1995, 241 S.
Geduld und Ironie. Johannes Agnoli zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Joachim Bruhn, Manfred Dahlmann und Clemens Nachtmann, Freiburg: Ça ira Verlag, 1995, 196 S.

Als vor einem guten Vierteljahrhundert der bundesdeutsche Sozialstaat in voller Blüte stand, übten von Identitätsproblemen aufgeschreckte Bürgerkinder die Rhetorik der Revolution. In dem Maß, in dem sie die Kunst der politischen Floskeln schließlich wie im Schlaf zu beherrschen lernten und von der revolutionären zur alternativen Weltbewältigung schritten, wurden sie erst zu kritischen Bewunderern und schließlich gar zu

Apologeten des Sozialstaatsmodells - neuerdings ist es gar angesagt, Loblieder auf den dem Untergang geweihten *„rheinischen Kapitalismus"* anzustimmen -, das angesichts von gezielter Deregulierung und Globalisierung zunehmend zu einer Fiktion wird. Konfrontiert mit den desintegrativen sozialen Auswirkungen des Sozialstaatsabbaus, erfolgen in den mittlerweile etablierten Kreisen der Ex-Linken erste zaghafte Rufe nach Errichtung von Arbeitslagern für arbeitslose Jugendliche zwecks Ableistung sogenannter sozialer Arbeit, die sozial wohl nur in der Hinsicht ist, als sie für den Auftraggeber Staat billig sein soll. Man mag sich gar nicht vorstellen, zu welchen Konsequenzen diese um das soziale Wohl des Ganzen so sehr besorgte Ex-Linke sich noch hinreißen lassen wird, wenn ihr demnächst einmal in aller Deutlichkeit klar werden sollte, daß die seit Jahren eingeübte Rede von der ausgehenden Arbeit angesichts der schwindenden Integrationsfähigkeit eines destabilisierten Sozialstaats nichts anderes heißt, als daß die Arbeitskraft nicht mehr gebraucht wird, ihre Träger also schlichtweg überflüssig sind und allenfalls noch als überflüssiger Kostenfaktor einer in dieser Sicht quasi selbstreferentiell ablaufenden Kapitalbewegung wahrgenommen werden

Als Johannes Agnoli 1967 zusammen mit Peter Brückner seine „Transformation der Demokratie" veröffentlichte, steckte dahinter die Idee, daß es angesichts der Tatsache, daß sich der Staat in der bürgerlichen Gesellschaft, insbesondere im Kontext und im Anschluß an die faschistischen Erfahrungen, zu einem bedeutenden Interventionsinstrument entwickelt hatte, neben der seit Marx tradierten Kritik der politischen Ökonomie einer eigenständigen Kritik der Politik bedürfe. Agnolis Analyse der Involution der bürgerlichen Demokratie, der Rückentwicklung eines ursprünglich - in der revolutionären Phase des Bürgertums - positiv konnotierten parlamentarisch-demokratischen Prozesses zu einem autoritären, nach ganz eigenen Spielregeln funktionierenden Staatswesen, besagte letztlich nichts anderes, als daß gegen Kapital und Staat gerichtete emanzipatorische Bewegungen niemals auf teilhabende Integration in dieses System abzielen können, sondern einem destruktiven Verhältnis zur Herrschaftsform Staat verpflichtet sind. Von dieser Warte aus gesehen erweist sich der Prozeß der Integration der zu Alternativen und Grünen mutierten ehemaligen Neuen, dann, in einer Übergangsphase zumeist als Marxisten-Leninisten, doch eher Alten Linken in das parlamentarische System als logische Konsequenz; in dieser Entwicklung wiederholen sich jene Erfahrungen, die sich am Beispiel der deutschen Sozialdemokratie des wilhelminischen Kaiserreichs en detail studieren lassen, der sozialdemokratischen Tragödie folgt die grün-alternative Farce.

In seinem Anfang 1990 veröffentlichten Text „Destruktion als Bestimmung des Gelehrten in dürftiger Zeit", der jetzt den zweiten Band seiner „Gesammelten Schriften" einleitet, schreibt Agnoli angesichts der *„Etablierung der Neuen Staatsbürgerlichkeit, der Neuen Inner- und Äußerlichkeit, der Neuen Funktionalität"*, daß *„diese Dürftigkeit, in der sich inzwischen selbst Alternatives selbstzufrieden beruhigt, nach Destruktion (verlangt)"*. Durch das Werk Agnolis, der sich im Vorwort als *„Kreisdenker"* bezeichnet, dem nicht die ansonsten die akademischen Gefilde beherrschende *„Gnade"* zuteil geworden ist, *„aus immer neuen Einfällen immer neue innovatorische Theorien zu entwickeln"*, zieht sich in der Tat wie ein roter Faden die destruktiv fundierte Auseinandersetzung mit der Herrschaftsform Staat. Im Zentrum der insgesamt neun, zumeist in den siebziger und frühen achtziger Jahren zum erstenmal veröffentlichten Texte, von denen vier sowie das Vorwort zu „Der Staat des Kapitals" aus dem italienischen übersetzt worden und somit zum erstenmal in deutscher Sprache zugänglich sind, steht die Frage nach der mit seiner relativen Autonomie verbundenen Funktion des Staates in der

nachfaschistischen bürgerlichen Gesellschaft. Allen linken Illusionen, denen zufolge der Staat nichts anderes sei als ein Organisationsgefüge, das für emanzipatorische Zwecke in Dienst genommen werden könne, erteilt Agnoli eine konsequente Absage. Die Funktion des Staates, so resümiert er in dem bereits erwähnten Vorwort zur italienischen Ausgabe von „Der Staat des Kapitals", besteht in der Zusammenfügung der *„durch Partikularinteressen und die Marktkonkurrenz zerrissenen Bourgeoisie"*: *„Die Form Staat besorgt also eine doppelte Vereinheitlichung: Synthese der bürgerlichen Gesellschaft zum einen und damit auch Integration oder Repression ihres negativen Elementes; zum anderen Zusammenfassung der bürgerlichen Klasse und somit Bildung, auch auf der Ebene der Macht, der Allgemeinheit des Produktionsverhältnisses als ökonomischer, sozialer, politischer Totalität."* Der Staat ist in dieser Perspektive konsequenterweise nichts anderes als der Statthalter der präventiven Konterrevolution, die nicht zuletzt in der systematischen und auf teilhabende Integration angelegten Verrechtlichung aller sozialen Beziehungen zum Vorschein kommt. Die Negation der kapitalistischen Ökonomie als Aufstand des Gebrauchswertes gegen den Tauschwert muß also einhergehen mit der Rebellion gegen die im Staat verkörperte politische Macht; die in der marxistischen Orthodoxie tradierte Konzeption von Revolution als Übernahme der Staatsmacht war schon seit jeher nichts anderes als eine im Jakobinismus wurzelnde bürgerliche Illusion.

Agnolis Texte kann und muß man wohl sogar allesamt - zum Teil handelt es sich nicht von ungefähr um Vorträge - als politische Interventionen lesen. Agnoli entwickelt seine Thesen nicht in der Weise des seinerzeit hierzulande in akademischen Kreisen so beliebten und zwischenzeitlich auf dem berüchtigten Misthaufen der Geschichte vergessenen Ableitungsmarxismus, sondern in der Auseinandersetzung mit konkret benannten Entwicklungen. Gerade dies aber, daß ihnen der Charakter der politischen Intervention, der Kritik jeweils konkreter Politik, auch Jahre nach der Erstveröffentlichung noch anzumerken ist, macht die Aktualität dieser Texte aus und verweist darauf, daß die Publikation von Agnolis „Gesammelten Schriften" mehr als bloß antiquarisches Interesse beanspruchen darf.

Hinzuweisen bleibt zum Abschluß noch auf die Festschrift zu Agnolis 70. Geburtstag, die neben einer von Joachim Bruhn zusammengestellten Bibliographie seiner Schriften insgesamt zehn Beiträge - u.a. von Agnolis akademischen Kollegen Ossip K. Flechtheim, Wolf Dieter Narr, Ekkehart Krippendorf und Iring Fetscher - zu unterschiedlichsten Themen enthält, auf die an dieser Stelle näher einzugehen nicht der Platz ist, von denen aber zumindest der Beitrag von Ilse Bindseil erwähnt werden soll, die sich mit zwei wichtigen Texten der APO, Frank Böckelmanns „Die schlechte Aufhebung der autoritären Persönlichkeit" und Agnolis „Die Transformation der Demokratie", beschäftigt und ganz beiläufig darauf hinweist, daß Agnoli *„in den damals noch gar nicht recht existenten Grünen den eigentlichen Gegenstand der Kritik gefunden"* hat - womit die Aktualität dieser mittlerweile dreißig Jahre alten Schrift einmal mehr bestätigt ist.

Wolfgang Braunschädel

Ulrich Enderwitz, Der Konsument als Ideologe. 200 Jahre deutsche Intelligenz, Freiburg: Ça ira Verlag, 1994, 216 S.

Zielscheibe dieses Buches und seiner Kritik ist die bürgerliche Intelligenz, insbesondere aber die deutsche samt ihrem eingefleischten Glauben an die eigene Gediegenheit, Wahrheitsliebe und Größe. Enderwitz demontiert den Mythos vom deutschen „Denker", löst ihn auf in die Realgeschichte des Bildungsbürgertums, das im Zuge des

Aufstiegs und der Machtübernahme der Bourgeoisie als politisch-ideologischer Träger der gesamtgesellschaftlichen bzw. universalhistorischen Perspektive fungiert, nach der Revolution aber samt Perspektive von der eigenen, nunmehr herrschenden Klasse politisch ausrangiert wird.
Als besonders katastrophal erweist sich der Funktionsverlust der Intelligenz in Deutschland, wo die ökonomisch und politisch rückständige Kapitalistenklasse gar keine Revolution zustande gebracht hat und daher keine alternativen politischen Aufgaben als Ersatz für die aus Klassenkampfgründen verabschiedete Gattungsperspektive bereithält, so daß die gleichsam in der Luft hängenden Intellektuellen sich im Widerspruch zwischen Festklammern am und Distanzierung vom Kapitalverwertungsprozeß haltlos umherwerfen. Das ganze angeblich faustische Ringen des deutschen Geistes ist Enderwitz zufolge nichts anderes als die Abwehr- und Verschleierungsanstrengung einer bürgerlichen Schicht, die ihre politisch funktionslose, aber ökonomisch ebenso privilegierte wie verwertungsfunktionale Konsumentenexistenz, dieses Produkt und Anhängsel einer ausbeuterischen Klasse, zum emanzipatorischen, ja klassentranszendenten und revolutionären Tun stilisiert.
Was viele Leser des Buches nach einem Blick auf Titel und Klappentext locken und bei der Lektüre faszinieren wird, ist die Vehemenz, mit der die mit dem allgemein Menschlichen protzenden *„Geistesriesen"* von Schiller bis Habermas systematisch klein gemacht und auf *„Schmarotzer"* und *„primäre Nutznießer"* der industriekapitalistischen Klassengesellschaft reduziert werden. Denen hat ers gegeben, wird manch einer sich freuen, wenn er die elitären bürgerlichen Verwalter der Erkenntnis als erkenntnisverhindernde Wahrer ihres materiellen Interesses vor sich stehen, wenn er den Autonomie- und Wahrheitsfetisch der deutschen Intellektuellen sich in Überlebens- und „Klassenerhalt"-Strategien auflösen sieht.
Doch ganz so einfach, wie das derzeit grassierende Bedürfnis nach ideologiekritischer Erledigung des Gegners und Abgrenzung vom Bestehenden vielleicht möchte, macht es der Autor seinen Lesern nicht. Denn das Buch ist radikaler, als es seinen intellektuellen Lesern lieb sein kann. Es entlarvt ja nicht nur angemaßten Geist und falsches Revolutionspathos einer bürgerlichen Intelligenz, die sich und andere über das eigene materiell privilegierte Luxusdasein hinwegtäuschen will, es entmythologisiert auch Geist und Revolutionspathos jener kritischen Intellektuellen, die sich ihrer materiellen Abhängigkeit und ihrer materiellen Privilegien durchaus bewußt sind.
Hauptvehikel dieser Entmythologisierung ist die in mehreren Etappen durch das ganze Buch hindurch geleistete ökonomische Analyse, die unbeirrt auf die Vereinheitlichung der Wirklichkeit und die Entsubjektivierung des Geistes hinarbeitet. Die Konsequenz, mit der hier jeder Schein von Autonomie aufgelöst und jeder Versuch vereitelt wird, sich unter Berufung auf diese oder jene Substanz vom materiellen gesellschaftlichen Prozeß abzuspalten, die Konsequenz also, mit der etwas angeblich Jenseitiges in den gesellschaftlichen Prozeß reintegriert wird, greift weit über die Denunziation des schmarotzenden Bildungsbürgers hinaus. Die Rekonstruktion des wirklichen (ökonomischen) Zusammenhangs macht unmißverständlich klar, daß nicht nur das *„hartgeprüfte Subjekt der bürgerlichen Gesellschaft"*, als welches der Intellektuelle den Kapitalismus begleitet, sondern Subjektivität überhaupt ein ideologisches Konstrukt ist.
Subjektivität ist die Gestalt, die der bürgerliche, als Träger von Geist aus dem Produktionsprozeß ausgeschlossene Intellektuelle der objektiven Geschichte, dem gesellschaftlichen Prozeß verleiht. Oder genauer: Sie ist das Resultat seiner ebenso unermüdlichen wie zwanghaften Umwandlungstätigkeit, die den für sachliche und objektive

Verhältnisse stehenden Geist mit der Aura des Personalen, Subjektiven umgibt, die also aus dem wesentlich Gesellschaftlichen, das der Geist ist, das 'Ich denke' macht.
Die Analyse, mit der Enderwitz diesem 'Ich denke' zu Leibe rückt, reduziert nicht nur den Denker auf den Konsumenten und Mehrwertrealisierer, sondern den im Denker sozusagen verkörperten, naturalisierten Geist auf den sachlichen gesellschaftlichen Zusammenhang, der er in Wirklichkeit ist. Die zielstrebige Auflösung allen Subjektspielraums, aller historischen Intentionalität läßt vom *„hartgeprüften Subjekt der bürgerlichen Gesellschaft"* genauso wenig übrig wie vom *„neuen historischen Subjekt"*, dem revolutionären Proletariat: nämlich nichts als funktionale Fremdbestimmtheit und Determination. Was *„hinter dem Rücken"* der Menschen, hinter den Intentionen oder Interessen der Ausbeuter und Ausgebeuteten, der Unterdrücker und Unterdrücken sichtbar wird, ist nicht der Wille eines Geschichtssubjekts, der der Realgeschichte als ihr Telos gegenübertritt. Vielmehr ist es die schlechthin ungewollte, restlos sachliche *„Logik einer Entfaltung der Produktivität der Arbeit"*, die, obgleich sie der Arbeiterklasse die immer intensivere Ausbeutung der Arbeitskraft und der Kapitalistenklasse eine Krise nach der anderen beschert, aus dem kapitalistischen Produktionsprozeß als *„eindeutiger Gewinner"* hervorgeht.
Auch wenn 'Versachlichung' nicht das letzte Wort der materialistischen Gesellschaftstheorie sein kann, die ja die sachlichen Verhältnisse gattungsgeschichtlich vermittelt und das heißt als Entfremdungsverhältnisse der durch Arbeit sich reproduzierenden Menschen in den Blick nimmt, leistet sie Entscheidendes für die Selbstreflexion einer (auch linken) bürgerlichen Intelligenz, deren ideologisches Geschäft in der Verklärung von Geist, der Produktion von Freiheitsperspektiven besteht. Gerade in einem Augenblick, wo sich die intellektuelle Linke vom 'revolutionären Subjekt' verabschiedet, ist die Einsicht unverzichtbar, daß der Abschied nicht einem Stück objektiver Geschichte, sondern einem Produkt des falschen, die objektive Geschichte zum Geschichte-Machen subjektivierenden Bewußtseins gilt.
Nur von hier aus kann man verstehen, warum die Hoffnung aufs 'revolutionäre Subjekt' sich heute offenbar problemlos durch die Hoffnung auf 'Utopie', 'radikalen Widerspruch', 'vernichtende Kritik' und dergleichen mehr ersetzen läßt. Wer nicht nur die eine gegen die andere Ausgeburt des eigenen Kopfes eintauschen will, wer genug davon hat, daß sich die von ihm ergriffene, vermeintlich pralle Geschichte immer wieder als bloß auratische, als Freiheits-Version der Geschichte entpuppt, der lese Ulrich Enderwitz' Buch.

Monika Noll

Reinhard Nenzel, Kleinkarierte Avantgarde. Zur Neubewertung des deutschen Dadaismus. Der frühe Richard Huelsenbeck. Sein Leben und sein Werk bis 1916 in Darstellung und Interpretation. Beilage: Huelsenbecks Gedichte 1913 bis 1916, Bonn: Reinhard Nenzel Verlag für Literatur und Wissenschaft, 1994, 574, 15 S.
Richard Huelsenbeck gehörte nicht nur zu den Geburtshelfern des 1916 im Züricher Cabaret Voltaire das Licht der Welt erblickenden Dadaismus, sondern schon sehr früh auch zu den Geschichtsschreibern und Interpreten der von ihm in inhaltlicher Hinsicht ganz wesentlich mit bestimmten Bewegung. Bereits 1918 erschien in „Reclams Universum" sein Text „Der Dadaismus", zwei Jahre später folgte in der „Neuen Rundschau" ein weiterer Aufsatz („Die dadaistische Bewegung. Eine Selbstbiographie") und im gleichen Jahr als selbständige Veröffentlichung „En avant Dada. Eine Geschichte des Dadaismus". Jahrzehnte später war Huelsenbeck mit dem Buch „Mit Witz, Licht und

Grütze. Auf den Spuren des Dadaismus" (1957, Neuauflage 1992) und der zuerst 1964 erschienenen Dokumentation „Dada" an der Wiederentdeckung der damals nur noch wenigen Interessierten bekannten Bewegung beteiligt. Tatsächlich gehört die permanente Reflektion des eigenen Tuns und der damit einhergehende Versuch zur Kodifizierung der eigenen Geschichte zum immanenten Bestandteil einer jeden avantgardistischen Bewegung. Jeder Avantgarde, die ihren Anstoß aus einer grundlegenden Opposition gegen die politischen, ökonomischen und kulturellen Regeln einer verkrusteten Gesellschaft bezieht, muß es ein Anliegen sein, über ihre originären Äußerungen in Manifesten, Texten und Aktionen hinausgehend auch ihre jeweilige Geschichte, also die Verkettung ihrer Äußerungen, vor drohender Vereinnahmung und mißliebiger Interpretation zu retten. Eine solche Geschichtsschreibung geht mehr oder weniger bewußt das Risiko ein, sich seitens nachkommender professioneller Historiker und Interpreten des Vorwurfs einer Mythologisierung auszusetzen. Noch in der Einleitung zu seiner „Dada"-Anthologie aus dem Jahre 1964 hatte Huelsenbeck geschrieben, daß er es *„den fleißigen Historikern, den Faktualisten der Bewegung, zu denen ich nicht gehöre"*, überläßt, den dort dokumentierten Vorkommnissen auf die Spur zu kommen.
Huelsenbeck, der nach seiner Emigration in die USA im Jahre 1936 als Psychiater tätig war, hat neben seinen Arbeiten zur Geschichte des Dadaismus, die bei anderen Ex-Dadaisten, z.B. bei Raoul Hausmann, auf wenig Gegenliebe stießen, zahlreiche autobiographische Schriften und Fragmente hinterlassen, die zum Teil unter dem Titel „Reise bis ans Ende der Freiheit" im Jahre 1984 veröffentlicht worden sind. Im durchweg fragmentarischen Charakter seiner hinterlassenen autobiographischen Aufzeichnungen kommt, so Nenzel, zum Ausdruck, *„daß Huelsenbeck erstaunliche Mühe darauf verwendet hat, seine Biographie immer wieder neu zu formulieren"*, wobei *„fast alles, was Huelsenbeck über Huelsenbeck schreibt, einer absichtsvollen Stilisierung dient"*. Dies gilt nicht nur für das spätere Leben, sondern insbesondere auch für die lebensgeschichtlich gesehen relativ kurze Dada-Phase. Lebensgeschichtlich noch weiter zurück geht Nenzel in seiner Arbeit, in der er darauf abzielt, *„den Dadaisten Huelsenbeck aus den primären Zeugnissen der ersten dadaistischen Periode in seinen und in ihren Eigenschaften zu entdecken"*; konkret heißt dies, daß sich seine Arbeit auf die Jahre bis 1916, bis zur Geburtsstunde des Dadaismus im Cabaret Voltaire und zur Erstveröffentlichung der „Phantastischen Gebete" beschränkt. Nenzel spürt jenem zum Konsens gewordenen Urteil nach, demzufolge der Dadaismus eine bewußt inszenierte, gleichermaßen künstlerische wie politische Revolte gegen das in leeren Ritualen erstarrte und im Weltkrieg explodierende wilhelminische Bürgertum gewesen ist. Dieses Urteil hinterfragend kommt er im Zuge einer ungemein detaillierten und vielfache Bezüge zu anderen Autoren herstellenden Analyse von Huelsenbecks früher Lyrik zu dem Ergebnis, daß Huelsenbeck als *„Dichter seiner subjektiven und im Kern auch eigentlich unpolitischen Betroffenheit"* sich *„das paradoxe Werturteil gefallen lassen"* muß, *„als Urheber mitnichten genial, als Anreger aber von eminentem Belang gewesen zu sein, denn seine frühen Gedichte haben unbestritten große Wirkung gezeigt"*. Nenzel rekonstruiert demgemäß, im Anschluß an ein Kapitel, daß sich mit Huelsenbecks Kindheit und Jugend beschäftigt, das persönliche Beziehungsgeflecht, in das Huelsenbecks Aktivitäten jener Jahre einzubetten sind, wobei deutlich wird, daß neben dem bereits 1919 verstorbenen und heute vergessenen Georg Plotke insbesondere Hugo Ball schon lange vor den Züricher Aktivitäten als zentrale Bezugsperson Huelsenbecks zu betrachten ist. Nenzel - der sich im übrigen explizit vom postmodernen *„Exzeß leerer Kombinierbarkeit"*, der ästhetische Kriterien *„durch völlige Kriterienlosigkeit ersetzt"*, abgrenzt und

darauf beharrt, *„daß grundsätzlich keine poetische Kreativität denkbar ist, die den Ausgang nicht bei 'bekannten' und damit prinzipiell nachvollziehbaren Vorgängen nimmt"* - liest die in diesem persönlichen Beziehungsgeflecht entstandene, vielfache Anregungen (Nenzel nennt insbesondere Johannes R. Becher) aufgreifende frühe Lyrik Huelsenbecks zum einen als Ausdruck einer anhaltenden persönlichen Krise des *„lustgestutzte*(n) *Sohn*(s) *aus gut bürgerlichem Haus"*, kommt zum anderen aber zu dem Ergebnis, daß *„sich unter der Oberfläche nur scheinbar chaotisch organisierter Texte sinntragende Schichten verbergen, die auf eine tatsächlich bislang unerhörte Art und Weise durchaus Altes und Vertrautes thematisch in Neues und daher Aufregendes verwandeln"*. Der verblüffende und für die damalige Zeit ohne Zweifel provozierende Umgang mit der Sprache in Huelsenbecks Lyrik - noch weiter vorangetrieben in Hugo Balls Lautgedichten - , der sich nur scheinbar und vordergründig als amüsanter Unsinn interpretieren läßt, zielt darauf ab, in exemplarischer Weise die in Wort und Schrift sich äußernde bürgerliche Identität nicht nur zu hinterfragen, sondern in Frage zu stellen. Dies aber verweist auf eine gegenüber dem unmittelbaren, sei es verständnislosen, sei es genießenden Konsum zweite, interpretatorisch zu entschlüsselnde Bedeutungsebene, der sich Nenzel mit kenntnisreicher, fast schon besessener Detailverliebtheit widmet, so daß er schließlich zu einem gewissermaßen salomonischen Gesamturteil kommt: *„Faktisch lassen Huelsenbecks Gedichte die Auffindung differenzierter Weltbezüge, die sprachlich hochgradig komplex angelegt sind, sehr wohl zu - augenscheinlich aber gelingt diese Nutzanwendung nur gegen die in sie hineingelegte Intention. Das heißt, daß die Gedichte unter Umständen besser sein können als man manchmal annehmen will. Sie sind jedoch mit Sicherheit schlechter als man bisher für möglich gehalten hat."* Dieses Urteil, wie die Arbeit insgesamt, darf man wohl als ein im besten Sinne funktionierender Beitrag zur Entmystifizierung eines Mythos lesen, der aber nicht davon abhalten kann, die Lektüre der in der Beilage abgedruckten frühen Gedichte Huelsenbecks ganz einfach auch zu genießen.

Wolf Raul

Klaus H. Kiefer, Diskurswandel im Werk Carl Einsteins. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der europäischen Avantgarde, Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1994, 631 S.
Klaus H. Kiefer (Hrsg.), Carl-Einstein-Kolloquium 1994, Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang, 1996, 223 S.

„Da diese Untersuchung soziologisch orientiert ist, und der Soziologe weiß, wie wenig einfach es ist, ein Buch zu lesen, müßte hier vielleicht gewissermaßen die Anweisung stehen, wie dies Buch gelesen werden sollte." Mit dieser Bemerkung hat Norbert Einstein 1919 das Vorwort seiner Untersuchung „Der Erfolg" eingeleitet; als Dialektiker aber wußte er, daß *„ein Wissen um diese Voraussetzung schon ein Wissen um den ganzen Gegenstand"* wäre und verzichtete folglich um des Gegenstandes willen auf eine solche *„Anweisung"*. In Zeiten, in denen in geistes- und literaturwissenschaftlichen Milieus die Rede vom Verschwinden oder Tod des Subjekts im allgemeinen und des Autors im besonderen den Ton angibt, ist es naturgemäß schwierig, einen Gegenstand, insbesondere dann, wenn es sich gar um einen Autor und sein Werk handelt, überhaupt noch zu bestimmen. Von daher ist es nur konsequent, wenn Klaus H. Kiefer gleich im ersten Kapitel seiner voluminösen Arbeit zum Thema Carl Einstein darauf hinweist, *„daß im folgenden keine konventionelle Autorenphilologie betrieben wird"*. Offensichtlich in Analogie zu Einstein, der *„heterogenste Anregungen und Anleihen zu einem*

unverkannbar persönlichen Diskurs (verband)" läßt Kiefer auf den 26 Seiten seines Einleitungskapitels eine Phalanx von Referenzpersonen - von, um eine durchaus unvollständige Auflistung zu geben, Jurij Tynjanov, Roman Jakobsen, Ferdinand de Saussure über Jürgen Habermas, Niklas Luhmann, Peter Koslowski, Manfred Frank, Wolfgang Welsch, Odo Marquard, Jörn Rüsen, Karlheinz Stierle, Jürgen Link, Hans Robert Jauß, Reinhart Koselleck, Hans Ulrich Gumbrecht, Peter Bürger, Jost Hermand bis zu Friedrich Nietzsche, Ernst Cassirer, Emile Durkheim, Georg Simmel, Walter Benjamin, Ernst Bloch, Arnold Gehlen, Martin Heidegger, Paul de Man, Michel Foucault, Jacques Derrida, Jean-François Lyotard, Arthur C. Danto und Umberto Eco - Revue passieren, die, offensichtlich wieder in Analogie zu Einstein, der *„unerkanntermaßen Repräsentanzwert für Theorie und Geschichte der Avantgarde, für das Schicksal der 'Moderne' überhaupt besitzt"*, wohl darauf verweisen soll, daß die eigene Arbeit sozusagen *„Repräsentanzwert"* für die gegenwärtige akademische Beschäftigung mit der Avantgarde besitzt. Diesen *„Repräsentanzwert"* will die Arbeit durch den Nachweis unterstützen, daß Einstein einen entscheidenden Grundstein zur Postmoderne gelegt hat. Im Kontext seiner Beschäftigung mit Einsteins „Negerplastik" stellt Kiefer fest, daß bereits *„in der frühen Avantgarde die Wurzeln des postmodernen Diskurspluralismus zu fassen (sind)"* und später heißt es, daß Einstein *„lange vor Michel Foucault"* erkannte, *„daß 'der Mensch' bereits wieder aus dem Zentrum des Diskurses rückt oder gerückt ist"* und demzufolge *„der moderne Diskurs selbst dezentriert, ja 'strukturlos' (erscheint)"*; in der Konsequenz bedeutet dies, unter beiläufigem Verweis auf Derrida, daß *„Einstein der Postmoderne näher (ist) als dem Neomarxismus"*.
Kiefers *„intellektueller parcours durch mehrere Textgattungen, Künste und Wissenschaften"* - was für Einstein gilt, gilt auch für Kiefer - erstreckt sich im Hauptteil der Arbeit über drei Kapitel und drei Jahrzehnte - „Von der Dekadenz zum Expressionismus (1905-1915)", „Der Weg zum Kubismus (1915-1925)", „Der Surrealismus als Krise der Moderne (1925-1935)" - und ist, abgeschlossen mit einem Kapitel „Zur Rezeption und Forschung", über weite Passagen, trotz, oft genug aber auch gerade wegen der Ab- und Ausschweifungen zwecks *„Diskursdifferenzierung"* mit nicht wenig Genuß zu lesen, wobei in mancherlei Hinsicht allerdings auch fragwürdie Einschätzungen vorgenommen werden. Zu hinterfragen ist z.B. Kiefers Behauptung, daß Einsteins Begriff von Revolte ein wesentlich unpolitischer Begriff gewesen sei, daß Einsteins *„Politisierung in Brüssel und Berlin 1918/19 also mehr als 'verwunderlich' (ist)"*, zu hinterfragen auch deshalb, weil Kiefer an gleicher Stelle festhält, daß *„der scheinbar apolitischen Einstellung Einsteins anarchistische Vorstellungen zugrunde(liegen)"*, die jedoch erst einmal *„latent"* sind und *„in Verbindung mit rätedemokratischen Konzepten aktualisiert (werden)"*. Der Argumentationsgang wird über die Feststellung hinaus, daß für Einstein *„Politik und Rationalität... typisch sozialdemokratisch"* sind, weitergeführt, indem für die spätere surrealistische Phase Einsteins - abgesehen davon, daß Kiefer den *„Surrealismus als Komplement zum Faschismus"* und Breton in *„ideologische(r) Nähe zum Faschismus"* sieht - behauptet wird, daß Einsteins *„Parallelismus zwischen Halluzination, Liebesakt und revolutionärer Tat... letztendlich der soziale bzw. politische Inhalt dieses Tuns irrelevant erscheint"*, so daß Einstein in eine *„scheinbare Nähe... zur faschistischen Ideologie"* gerät und, indem er den Nationalsozialismus als Neoprimitive analysiert, *„in einer fatalen Aporie (endet)"*. Kurz und gut: *„Es wäre methodologisch falsch, die 'Gemeinschaften', denen sich Einstein rauschhaft, sentimental, spontaneistisch anschloß - Aktivismus, Kriegsbegeisterung, Spartakus, Neoprimitive, Anarcho-Syndikalismus - von der Sache her zu unterscheiden."*

Tatsächlich ist dieses Kiefersche Konstrukt einer inhaltlichen Beliebigkeit aber wohl nicht anderes als Ausdruck der Aporien, in die der Konstrukteur sich selbst vewickelt, vielleicht auch - als Postmoderner - verwickelt sieht. Zu fragen ist dabei insbesondere nach Kiefers Begriff von Politik; wenn er Einstein einen grundlegenden und durch die verschiedenen Phasen seines Schaffens in unterschiedlichen Ausdrucksformen sich durchziehenden Apolitizismus unterstellt, dann implizit auf der Basis eines tradierten bürgerlichen Begriffs von Politik, der wiederum auf nichts anderes rekurriert als auf das klassische bürgerliche Subjekt, das doch angeblich spätestens seit *Einstein „aus dem Zentrum des Diskurses rückt oder gerückt ist"*. Tatsächlich ist - und gerade dies ließe sich bei Einstein nachverfolgen - zwischen zwei grundlegend verschiedenen und nicht zuletzt gerade auch in der Arbeiterbewegung aufeinandertreffenden Konstitutionsbedingungen von Gesellschaft zu differenzieren: Auf der einen Seite, der bürgerlich-sozialdemokratischen Variante, wird der Staat bzw. - in der sozialdemokratischen Variante - der Sozialstaat zu jenem Zentrum, das die Existenz der in der bürgerlichen Gesellschaft aufeinandertreffenden und erst einmal vereinzelten und sich als vereinzelt erlebenden Subjekte miteinander vermittelt, auf der anderen Seite - dies ist die libertäre, anarchistische Variante - wird unter Negierung dieser Vermittlungsrolle des Staates nach neuen kollektiven Lebenszusammenhängen gesucht, in denen das Subjekt seine Aufhebung im Hegelschen Sinne, in einer gesteigerten Existenzform also, findet. Diese libertäre Suche nach neuen kollektiven Vermittlungen des Subjekts sieht sich seit jeher dem Vorwurf ausgesetzt, apolitisch zu sein, ein Vorwurf, der in der Tat dann stimmt, wenn man das bürgerlich-sozialdemokratische Politikverständnis zugrundelegt. Genau dies aber ist in der Argumentation von Kiefer der Fall; seine Analyse von Einsteins Apolitizismus mit all den zitierten Schlußfolgerungen kann nur dann funktionieren, wenn dieser Analyse das klassische, auf das bürgerliche Subjekt rekurrierende Politikverständnis zugrundeliegt - wie dies aber mit dem diskursstrategisch und sonstwie beschworenen Tod des Subjekts in Übereinstimmung zu bringen ist, diese Aporie aufzulösen bleibt dann allerdings Kiefers Geheimnis.

Wenn man zuguterletzt dann noch zu behaupten wagte, daß es sich bei Kiefers Werk schlicht um eine von subjektiver Belesenheit Zeugnis ablegende gelehrte akademische Arbeit handelt, dürfte dies dem Autor kaum genehm sein, geht es ihm doch nicht nur darum, deskriptiv-analytisch aufzuzeigen, daß das, was anhand der vorliegenden mehr oder weniger unzureichend edierten Texte als Autor Carl Einstein wahrgenommen wird, als Funktion bzw. Resultante von tradierten und zeitgenössischen Diskursen im Kontext der Avantgarde zu analysieren ist, sondern im gleichen Atemzuge auch die eigene Arbeit und damit sich selbst als eine solche Funktion bzw. Resultante des heutigen akademischen Diskurses über die Avantgarde zu offenbaren. Vielleicht zeichnet sich die zeitgenössische Lust am Tod des Subjekts aber letztlich auch bloß durch das Paradox aus, daß in dem Maße, in dem am Beispiel ehemaliger Geistesheroen der Tod des bürgerlichen Individuums exemplarisch dekonstruktivistisch in Szene gesetzt wird, diejenigen, die diesen Tod zelebrieren, als neue Meisterdenker in jenem medialen Glanz erstrahlen (wollen), der romantischere Gemüter an Sternschnuppen erinnert; der gemeine Postmoderne gleicht insofern einem Vampir, der seine prekäre Identität aus der Substanz anderer gewinnt. Am Ende drohen sowohl das Objekt der subjektiven Begierde wie auch das im Objekt sich spiegelnde Subjekt in tausenderlei Bezugssystemen und-personen unterzugehen. Diesem Spiegelspiel liegt im Falle Kiefers eine gelehrte Arbeit zugrunde, gewiß, aber man fragt sich dann doch, ob es sich bei dieser Habilitationsschrift nicht in exemplarischer Weise um jenen Akademismus handelt, der

gerade Einstein fremd gewesen sein dürfte. Das aber wiederum verweist auf ein Problem, das für die künstlerischen und politischen Avantgarden der Moderne und auch für die intellektuelle Linke im allgemeinen gilt: Was einmal aus dem Bürgertum heraus als antibürgerlicher Effekt hat wirksam sein wollen, ist längst, hinwegsehend über die alten Ziele, der akademischen Verwertung anheimgefallen. Da mag dann die Rede vom Verschwinden des Subjekts durchaus einen Sinn machen, allerdings wohl eher in dem Sinne, daß die großen Entwürfe der Avantgarden, die in ihrem Kern Entwürfe zur Errettung des Subjekts jenseits einer bürgerlichen Massengesellschaft waren, im akademischen Betrieb als Maskenfest untergegangen sind. *„Der Erfolg der Wissenschaft"*, so schrieb Norbert Einstein 1919, *„enthält eine doppelte Tragik: Beim nichtverstehenden Betrachter der Wissenschaft ist kein Erfolg vorhanden; beim verstehenden ist dadurch, daß die Leistung verstanden wird, der Erfolg herabgeschwächt."*
Hinzuweisen bleibt schließlich noch auf die von Kiefer herausgegebene Dokumentation des dritten von der „Carl-Einstein Gesellschaft/Société-Carl-Einstein" veranstalteten „Carl-Einstein-Kolloquiums", das im Februar 1994 stattfand. Unter den insgesamt dreizehn Beiträgen finden sich einige theoretisch oder literaturwissenschaftlich orientierte, aber auch einige, die den Schwerpunkt auf Einsteins politisches Engagement legen und einige neue historische Fakten zur Kenntnis bringen, darunter ein Beitrag von Christoph Braun über „Einstein und die Novemberrevolution", ein weiterer von Hubert Roland über Einsteins Aufenthalt in Belgien, ein Beitrag von Dirk Heißerer über die juristischen Auseinandersetzungen anläßlich Einsteins Stück „Die schlimme Botschaft" sowie zwei Beiträge von Marianne Kröger über Einstein und die von Sonja Prins in den Jahren 1930/31 in Den Haag herausgegebene Zeitschrift „Front" sowie über Einsteins politische Orientierung im Exil, der auf die „Fabrikation der Fiktionen", auf das „BEB II"-Projekt sowie auf Einsteins Aktivitäten im Spanischen Bürgerkrieg eingeht, ein Thema, das auch von Lilian Meffre in ihrem Beitrag noch einmal aufgegriffen wird. Im Anhang des Bandes abgedruckt sind die Satzung der „Carl-Einstein-Gesellschaft/Société-Carl-Einstein" sowie ein recht umfangreiches Verzeichnis der Publikationen der Mitglieder der Gesellschaft.

Wolf Raul

Franz Jung, Briefe 1913 - 1963. Herausgegeben von Sieglinde und Fritz Mierau (Werke, Band 9/1), Hamburg: Edition Nautilus, 1996, 1150 S.

„Sollte einer beim Lesen vor Ärger einen Herzschlag kriegen, das wäre mein größter Triumph." Es ist zwar nicht zu vermuten, daß tatsächlich einer beim Lesen von Franz Jungs Briefen einen Herzschlag kriegt, aber das ändert nichts daran, daß einem die Lektüre dieser Brief hin und wieder schon mal das Herz zumindest höher schlagen läßt. Franz Jung - jeder der immer noch zu wenigen, die seine zuerst 1961, rund dreißig Jahre nachdem er seinen letzten Roman veröffentlicht hatte, erschienene autobiographische Arbeit „Der Weg nach unten" gelesen haben, weiß dies - gehört zu den großen Abenteurern, den fast schon mythischen Gestalten der deutschsprachigen Literatur dieses Jahrhunderts. Begründet ist dies darin, daß er kein Literat im üblichen Sinne gewesen ist, keiner, der aus Literatur seinen Lebensinhalt gewonnen hat, sondern umgekehrt jemand, der aus seinem Leben auch - vielleicht sogar eher beiläufig - Literatur destilliert hat. *„Warum suchst du Ruhe, wenn du zur Unruhe geboren bist?"*: Diesen Satz des katholischen Mystikers Thomas von Kempen hatte sich Jung als Motto zum ersten Kapitel seines „Weges nach unten" gewählt und tatsächlich eignet sich dieser Satz wie vielleicht kein anderer auch zur Beschreibung von Jungs Leben. 1886 geboren, debü-

tierte Jung 1912 mit dem „Trottelbuch", gehörte zur gleichen Zeit in München der Gruppe Tat um Erich Mühsam an, in Berlin dann dem Kreis um Franz Pfemferts „Aktion" und später den Dadaisten, gab die Zeitschrift „Die Freie Straße" heraus, war Mitglied der KPD und Mitbegründer der KAPD, für diese zusammen mit Jan Appel Delegierter beim zweiten Kongreß der Komintern - zu diesem Zweck wurde, da der Landweg versperrt war, ein Fischkutter gekapert, was ihm später, nach der Rückkehr, entsprechende juristische Querelen einbrachte -, arbeitete dann einige Zeit in verschiedenen Projekten in der Sowjetunion, lebte nach seiner Rückkehr bis zur Amnestie 1928 unter Pseudonym, schlug sich als Wirtschaftskorrespondent durch, scheiterte mit seinen Versuchen, wieder im literarischen Leben der späten Weimarer Republik Fuß zu fassen, begründete die Zeitschrift „Der Gegner", die so illustre Mitarbeiter wie Raoul Hausmann, Adrien Turel und Ernst Fuhrmann hatte, wurde 1936 zusammen mit seinen ehemaligen KAPD-Genossen Alexander Schwab und Karl Schröder als „Roter Kämpfer" verhaftet, entkam über Prag, Wien und Genf nach Budapest und fand sich am Ende des Krieges im Konzentrationslager Bozen wieder. Einen großen Teil seiner Bücher hat Jung in den frühen zwanziger Jahren - teilweise während seiner Haftzeit - verfaßt; immer ist es ihm dabei darum gegangen, das individuelle Engagement im kollektiven Zusammenhang, die Sehnsucht des Einzelnen nach Gemeinschaft im konkreten politischen Geschehen zu reflektieren. Er selbst hat sich dabei nie Illusionen gemacht: *„Ich rechne damit, daß der bewaffnete Aufstand sehr bald kommen wird"*, schrieb er am 18. November 1918. „Ich *werde mich daran beteiligen. Nicht freudigen glühenden Herzens, sondern schon vorher entmutigt und weggestoßen."*

Als Jung 1945 aus dem Konzentrationslager Bozen befreit worden war, muß dies für ihn eine Art von zweiter Geburt gewesen sein; man könnte, mit einiger Überspitzung vielleicht, behaupten, daß alle seine Anstrengungen in den nicht einmal zwanzig Jahren, die ihm noch verblieben, auf den Versuch einer Auf- und Verarbeitung seines „ersten Lebens" hinausliefen. Das Resultat war „Der Weg nach unten": *„War das alles Wirklichkeit? Ich bin gegen die Figuren, die Geschichte schreiben"*, heißt es dort an einer Stelle, und tatsächlich ist es ein Buch, das mehr ist als eine bloße Autobiographie, mehr und anderes auch als bloße Geschichtsschreibung. Jungs „Weg nach unten" ist ein Bekenntnisbuch, ein Buch, in dem er Zeugnis ablegt, eine Art Generalbeichte, in der er mit dem, was er erlebt hatte, insbesondere aber mit sich selbst abrechnet.

Die jetzt vorliegende, verglichen mit früheren Teilveröffentlichungen, u.a. auch in Band 11 der Werkausgabe, ganz erheblich erweiterte Ausgabe von Jungs Briefen, die allerdings, wie die Herausgeber im Nachwort vermerken, ohne Zweifel noch erhebliche Lücken aufweist, läßt sich zu einem nicht unerheblichen Teil auch als Begleittext zum „Weg nach unten" lesen. Der größte Teil der Briefe - rund 900 von insgesamt 1.100 Seiten - entstammt der Nachkriegszeit, beginnend im Mai 1946 mit einem Brief an Erwin Piscator. Die frühen Briefe geben - mit Lücken - episodische Einblicke in seine verschiedenen Aktivitäten, wobei von besonderem Interesse die Briefe an Cläre Jung aus den frühen zwanziger Jahren - großenteils aus der Haft in Hamburg und Breda - und diejenigen an Arkadij Maslow aus den frühen vierziger Jahren sein dürften. Im Mittelpunkt der Nachkriegsbriefe stehen erst einmal die für Überlebende zentralen Aspekte: die materiellen Probleme - zuerst in Italien, später in den USA und ganz am Ende dann wieder in Deutschland -, die Kontaktaufnahme mit alten Bekannten - darunter sehr viele, auch autobiographisch interessante Briefe an Ruth Fischer -, dann, bereits sehr früh, 1947, *„die Idee einer Selbstbiographie"* und schließlich durchgehend, neben wahrlich originellen und originellsten Kommentaren zum politischen Zeitgeschehen

und zu mehr oder minder bekannten Personen, immer wieder Projekte über Projekte, die von einer intellektuellen Weite und Offenheit zeugen, die bei Orthodoxen jeglicher Provenienz Abwehr und wohl auch jene Angst, die Jung immer wieder als Lebensangst thematisiert hat, hervorgerufen haben dürfte. Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist insbesondere Jungs seit den vierziger Jahren regelmäßig thematisierte Idee, eine Geschichte der Ketzer zu schreiben und dabei, so im September 1947 an Cläre Jung, *„grundsätzlich jeden Ketzer* (zu) *verteidigen, denn irgendwo war jede Abweichung vom Dogma im Recht"*; in einem Brief an Adolph Weingarten vom Mai 1962 hat er sein Vorhaben skizziert: *„die gerade Linie von Mani, Marcius, Frühchristentum zu den mittelalterlichen Mystikern und Dämonologen über Swedenborg, die Naturphilosophie, Fuhrmann, Reich, Jung und Freud zur Analyse der heutigen Gesellschaft, ihre Negierung, ihre Auflösung und den letzten Fußtritt gegen Politik, gegen Frieden etc - weil das alles Quatsch ist, einfach aufzuzeigen den Weg (und die Erlösung) zur Selbstzerstörung."* Darüber, ob und inwieweit Jung sich selbst in die Reihe dieser Ketzer einordnete, darf, aber muß nicht spekuliert werden. Nicht zu spekulieren aber ist darüber, daß er bis zum Schluß einem Grundsatz - formuliert in einem Brief an Cläre Jung vom Januar 1953 - treu geblieben ist: *„Schreibe im Grundansatz für dich, für dich allein - wenn es eine Wirkung auslösen soll. Kümmere dich grundsätzlich nicht um irgendeinen Leser, am wenigsten um diesem etwas zu erklären oder ihn zu beeinflussen."*

Wolf Raul

Mark Polizzotti, Revolution des Geistes. Das Leben André Bretons, München/Wien: Carl Hanser Verlag, 1996, 1043 S.
Alan Rose, Surrealism and Communism. The Early Years, New York/San Francisco/Bern/Frankfurt am Main/Paris/London: Verlag Peter Lang, 1991, 342 S.

Die politische Linke ist mit ihren gesellschaftsumwälzenden Ansprüchen nicht zuletzt deshalb gescheitert, weil es ihr nie gelungen ist, über den im engeren Sinn ökonomischen und politischen Bereich hinausgehend kulturelle Visionen einer neuen Gesellschaft zu entwickeln und den ansonsten schonungslos beschworenen Massen zu vermitteln. Die organisierte politische Linke ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, und dies gilt für alle Strömungen von der traditionellen Sozialdemokratie über die Parteikommunisten jeglicher Provenienz bis zu den Anarchisten, in kultureller Hinsicht eher konservativ gewesen; der Kosmos des gemeinen linken Kulturkonsumenten reduzierte sich weitgehend, ergänzt durch die hingebungsvolle Pflege bürgerlicher Klassiker, auf die atheistische Aufklärung des 18. und den bürgerlichen Realismus des 19. Jahrhunderts. Aus bürgerlichem Realismus, der die Exzesse eines sich nach marktwirtschaftlichen Gesetzen entfaltenden Kapitalismus in kritischer Absicht durchleuchtete, wurde ein sozialistischer Realismus, der noch die pervertiertesten Auswüchse eines terroristischen Systems in apologetischer Absicht als das erstrebte Paradies der Arbeiterklasse auf Erden anzupreisen suchte. Was einmal als bürgerliche Öffentlichkeit der durch menschliche Unzulänglichkeit verschuldeten und eben durch menschliche Tätigkeit aufzuhebenden Fehlkonstruktion der Gesellschaft auf die Spur zu kommen suchte, verkam in der sich abschließenden und verschlossenen Welt der politischen und insbesondere auch der kulturellen Arbeiterorganisationen zu jener miefigen Privatheit, in der die kritische Kultur der Vergangenheit zum Privatgenuß geriet und die kritische Kultur der Gegenwart nicht zur Kenntnis genommen wurde oder aber auf verständnislose Ablehnung stieß. Am Ende dieses Jahrhunderts muß man wohl feststellen, daß die Geschichte der Beziehungen zwischen politischer Linken und avantgardistischer kultureller Bewe-

gungen eine Geschichte von Mißverständnissen, eine Geschichte von Anpassungen, von Unterwerfungen und nicht zuletzt eine Geschichte ist, die auch Tote zu verantworten hat.
Von den avantgardistischen Bewegungen dieses Jahrhunderts läßt sich durchweg sagen, daß sie Anschluß an die Linke gesucht haben (eine Ausnahme machen z.B. italienische Futuristen, aber auch der eine oder andere deutsche Expressionist, die sich - zum Teil auch nur zeitweise - dem Faschismus bzw. Nationalsozialismus annäherten oder anschlossen). Das hängt sicherlich damit zusammen, daß die Exponenten dieser avantgardistischen Bewegungen zumeist bürgerlicher Herkunft waren, mit den Aporien bürgerlichen Daseins also lebensgeschichtlich vertraut waren und diese Aporien im Kontext einer proletarischen Transformation der bürgerlichen Gesellschaft glaubten aufheben zu können. Dabei mußten sie jedoch in schöner Regelmäßigkeit die Erfahrung machen, daß ihre künstlerischen Aktivitäten nicht nur den Bürger schockten - dies war Absicht -, sondern auch und gerade dort auf Unverständnis stießen, wo man sich - z.B. im nachrevolutionären Rußland - an den Emanzipationskampf der politischen Linken glaubte unmittelbar anschließen zu können. Es gehörte zu den Ritualen der intellektuellen Führer der Arbeiterorganisationen, den ungeliebten Avantgardisten ihre bürgerliche Herkunft vorzuhalten bzw. ihre Kunst als bürgerlich zu denunzieren; eine nicht unerhebliche Rolle mag dabei die Tatsache gespielt haben, daß diese Führer zumeist selbst aus bürgerlichen Milieus stammten und ihre Ausfälle gegen avantgardistische Kunst zu nichts anderem dienten, als ihre prekäre proletarische Scheinidentität zu stabilisieren.
Auch für André Breton, die zentrale Persönlichkeit des Surrealismus, gehört das Scheitern der seit Mitte der zwanziger Jahre sich anbahnenden Zusammenarbeit mit den Kommunisten zu den sicherlich nicht unwichtigsten Erfahrungen seines Lebens. 1896 geboren, hatte Bréton 1919 einen ersten Band mit Gedichten veröffentlicht und - zusammen mit Louis Aragon und Philippe Soupault - im gleichen Jahr die Zeitschrift „Littérature" ins Leben gerufen. Als im Oktober 1924 im Anschluß an den von Tristan Tzara dominierten Pariser Dadaismus das erste „Manifest des Surrealismus" und im Dezember des gleichen Jahres die erste Ausgabe der Zeitschrift „La Révolution Surrealiste" erschien, konnte die surrealistische Gruppe im literarischen und politischen Leben Frankreichs als fast schon etabliert betrachtet werden. Das von Bréton Zeit seines Lebens dominierte Unternehmen Surrealismus hat Mark Polizzotti in seiner voluminösen Biographie als *„Idee einer subversiven Aktion mittels Sprache"* beschrieben, wobei Bréton *„die Sprache ebenso ernst nahm, als hätte er wirkliche Bomben gebaut. Seiner Vorstellung nach war das keine Grille, sondern eine veritable 'Verschwörung', ein terroristischer Akt, der Handel, Politik und Religion in ihrer Existenz bedrohen würde."* Tatsächlich hat Bréton von diesem Vorhaben niemals abgelassen und gegen Ende seines Lebens konnte er feststellen, daß er den Träumen seiner Jugend treu geblieben war. Es ist diese Haltung einer grundlegenden Ablehnung jeglicher bürgerlicher Normalität, die zum roten Faden von Brétons Leben wurde, einem Leben, das von zahlreichen hochinteressanten Begegnungen und entsprechend vielen, zum Teil schmerzhaften Trennungen gekennzeichnet war, ein Leben, das nach Brétons eigener Unterscheidung den Kriterien der auf intellektueller Übereinstimmung beruhenden *„ideologischen Freundschaft"* - in Unterscheidung zur *„affektiven Freundschaft"* - folgte. Bréton hat immer die Zusammenarbeit gesucht, das Unternehmen Surrealismus ist immer ein kollektives Unternehmen gewesen; Bréton war allerdings auch immer bereit, Brüche herbeizuführen, wo inhaltliche Übereinstimmung nicht mehr gegeben war und weitere Zusammenarbeit nicht zu verantwortende Kompromisse nach sich gezogen

hätte. Das hat zu Anfeindungen geführt, nicht zuletzt seitens jener, die einmal seine Weggefährten gewesen waren und die aus Brétons Sicht - z.B. Aragon und Eluard, die sich zu Apologeten des Stalinismus entwickelten - zu Verrätern geworden waren. Brétons intransigenter Radikalismus zielte nicht auf diese oder jene Erscheinungsform der bürgerlichen Welt, sondern auf die dieser Welt zugrundeliegenden Denkformen, auf das, was als abendländische Rationalität Ökonomie, Politik und Kultur entscheidend bestimmt hat, ohne dabei einem obskurantistischen Irrationalismus zu verfallen. *„Der Surrealismus liebt es nicht, den Verstand zu verlieren"*, kommentierte der Philosoph Ferdinand Alquié, *„er liebt, was uns der Verstand verlieren läßt."* Die Geschichte Brétons und damit auch die Geschichte des Surrealismus und die Geschichte derer, die an diesem Unternehmen im näheren Umfeld von Bréton beteiligt waren, sind in Polizzottis Arbeit, der zum erstenmal Zugang zu Brétons Nachlaß hatte, umfassend und übersichtlich dokumentiert. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt naturgemäß auf jenen zehn, fünfzehn Jahren, in denen die surrealistische Bewegung das Zentrum eines intellektuellen Neuanfangs war und in denen seine klassischen Werke erschienen. Als Bréton 1966 starb, hatte sich der Surrealismus als Bewegung längst überlebt; mit der Auflösung der Bewegung durch Jean Schuster am 9. Februar 1969 erhielt sie schließlich auch ein offizielles Todesdatum. Was als Bewegung tot ist, bleibt in seinem Geist jedoch lebendig. Das zeigt sich nicht zuletzt dann, wenn man noch einmal auf jene zu Anfang von Hoffnung geprägte, bald aber schon von Enttäuschungen eingeholte Begegnung zwischen Surrealisten und Kommunisten zurückblickt. In ihrer Einschätzung der stalinistischen Konterrevolution erwiesen sich Bréton und jene seiner Mitstreiter, die sich nicht der Partei angedient und unterworfen haben, als von luzidem Realismus geprägt; am Ende hat der surrealistische Geist auch die schon längst geistlos gewordene parteikommunistische Bewegung überlebt.

Die Geschichte der Annäherung und zeitweisen Zusammenarbeit zwischen Surrealisten und französischen Kommunisten läßt sich, detaillierter als dies in Polizzottis Biographie der Fall sein kann, in der Arbeit von Alan Rose nachlesen, die sich allerdings weitgehend auf die frühe Phase der Jahre 1923 bis 1927 beschränkt. In dieser Zeit trafen Intellektuelle aufeinander - auf der einen Seite die Surrealisten, auf der anderen Seite Mitarbeiter der 1919 gegründeten Zeitschrift „Clarté" - die auf der Basis der ihnen gemeinsamen Ablehnung der bürgerlichen Gesellschaft glaubten zusammenarbeiten zu können. Tatsächlich kam es zu partieller Kooperation, z.B. bei der Verurteilung des 1924 gestorbenen Anatole France, dem die Surrealisten ihr Manifest „Un cadavre" widmeten, bei der Ablehnung des Marokko-Krieges und bei weiteren gemeinsamen Erklärungen - das Projekt einer unter dem Titel „La guerre civile" geplanten gemeinsamen Zeitschrift allerdings scheiterte. Pierre Naville, der zu der Arbeit von Rose ein kurzes Vorwort geschrieben hat, ehemals Mitherausgeber der „Révolution Surrealiste", trat im Januar 1926 der Kommunistischen Partei bei, leitete seit Sommer 1926 die Zeitschrift „Clarté", für die Victor Serge jahrelang über die Entwicklung der sowjetischen Literatur berichtet hatte, und veröffentlichte im gleichen Monat seine Schrift „La Révolution et les intellectuels"; er näherte sich bald schon trotzkistischen Positionen an und wurde Anfang 1928 aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen. Bréton selbst war, zusammen mit u.a. Aragon und Eluard, im Januar 1927 der KPF beigetreten, aus der er sechs Jahre später ausgeschlossen wurde. Zu diesem Zeitpunkt allerdings war allen Beteiligten längst klar geworden - und die Diskussionen zwischen Surrealisten und „Clarté"-Intellektuellen hatten dies trotz aller partiellen Übereinstimmungen hinsichtlich gemeinsamer Gegner bereits Mitte der zwanziger Jahre gezeigt -, daß der Ver-

such, surrealistische Revolte und parteikommunistisch in Zucht genommenen Marxismus in Übereinstimmung zu bringen, zum Scheitern verurteilt war.

Wolf Raul

Verweilen im Augenblick. Texte zum Lob der Faulheit, gegen Arbeitsethos und Leistungszwang. Hrsg. Gerhard Senft. Wien: Löcker Verlag, 1995, 310 S.

Um 1840, berichtet Walter Benjamin in seiner Baudelaire-Schrift, sei es in Paris nicht ungewöhnlich gewesen, in den neuerbauten Passagen Schildkröten spazieren zu führen: *„Der Flaneur ließ sich gern sein Tempo von ihnen vorschreiben"*. Wäre es, so Benjamin weiter, nach dem Willen dieser Spaziergänger und Flaneure gegangen, *„so hätte der Fortschritt diesen pas lernen müssen. Aber nicht er behielt das letzte Wort, sondern Taylor, der das 'Nieder mit der Flanerie' zur Parole machte"*. Das ist mehr als bloße Anekdote - das Insistieren auf Langsamkeit (mit Konnotationen wie Muße, Müßiggang, Faulheit) schon in einer frühen Phase der Industriellen Revolution hat die massive ideologische und materielle Durchsetzung von Arbeitsdisziplin und Arbeitsethos zumal im 19. Jahrhundert, dem *„Jahrhundert der Arbeit"* (Paul Lafargue) stets begleitet, auch wenn Taylor das Arbeitstempo bis heute diktiert.

Der vorliegende Band dokumentiert derartige Stimmen der Opposition gegen den Arbeitszwang mit literarischen, essayistischen, philosophischen und sozialwissenschaftlichen Texten über Muße und Müßiggang, Faulheit und Nichtstun von 1799 bis heute. Darunter finden sich manche wohlbekannte Klassiker, so des Frühromantikers Friedrich Schlegels „Idylle über den Müßiggang", Hermann Hesses „Kunst des Müßiggangs", Ernst Blochs „Stachel der Arbeit", Auszüge aus Gontscharows Roman „Oblomow", diese Bibel des Nichtstuns, die dem russischen Schlendrian, der „Oblomowerei", gegen die noch Lenin polemisierte, den Namen gab, schließlich Paul Lafargues berühmte Kampfansage an die Arbeitsideologie in der Arbeiterbewegung selbst, sein „Recht auf Faulheit" und Bertrand Russells „Lob des Müßiggangs". Dazu gibt es einschlägige Fundstücke, Polemiken, Gedichte, Kleinkunst u.a. von Stirner und Nietzsche bis Georg Simmel, von Christian Morgenstern, Walt Whitman bis Kurt Tucholsky und Peter Paul Zahl. Eingestreut sind einige wenige Analysen zum Thema aus soziologischer (Roland Gürtler), philosophischer (Rudolf Burger) und historisch-sozialwissenschaftlicher Feder (Gerd-Klaus Kaltenbrunner und Otthein Rammstedt), in denen, vor allem bei Burger, Diskussionszusammenhänge in der sozialen Bewegung des 19. Jahrhunderts, zumal des Marxismus, angedeutet werden. Diese analytischen Beiträge irritieren in gewisser Weise den Lesefluß in diesem primär literarisch-essayistischem Lesebuch, vor allem aber können sie zur genaueren Erhellung der vielfältigen subversiven und demonstrativen, der ästhetischen und sozialrevolutionären Traditionen von Arbeits- und Fortschrittskritik in dieser Kürze nur vorläufig beitragen.

Dennoch: ein nützliches Lesebuch, bei dem man sich noch manch anderen Text zu lesen gewünscht hätte (etwa Benjamins Müßiggang-Part aus seinem „Passagen-Werk" oder die Frühsozialisten, die zum Thema einiges zu sagen wußten), das aber, auch zusammen mit vergleichbaren Sammelbänden zum Thema (Das Inselbuch der Faulheit. Hrsg. G. Köpf/J. Schultz, 1983; Lob der Faulheit. Hrsg. J. Jung, 1986; Arbeit und Müßiggang 1789-1914. Hrsg. W. Asholt/W. Fähnders, 1991) wichtiges Material nicht zuletzt für gegenwärtige Auseinandersetzungen über 'Arbeit' darbietet. - Ärgerlich sind die nicht kenntlich gemachten Textkürzungen, eine genaue Datierung der Texte fehlt in der Regel.

Walter Fähnders

Peter Jirak, Erotik & Gourmandise. Ein gastrosophischer Diskurs vom menschlichen Glück, Wien: Promedia-Verlag, 1992, 208 S.

Schnackseln & und schnabulieren als Einheit zu betrachten hat in Frankreich Tradition. Schon der Renaissance-Dichter François Rabelais (1494-1553) schrieb seinen „Pantagruel" *„zum Behagen des Körpers und zum Nutzen der Lenden"*. Vom Leser verlangte er ausdrücklich, bei der Lektüre seiner Geschichten - in denen ständig Feste mit nicht enden wollenden lukullischen Köstlichkeiten gefeiert werden, *„das Tier mit den zwei Rücken gemacht"* und betrunken über das Saufen philosophiert wird oder *„faktische Erörterungen über die Erfindung eines Arschwisch's"* angestellt werden - ja das Trinken nicht zu vergessen. *„Tu', was du willst"*, lautete sein einziger Ratschlag.

War für Rabelais die künftige kommunistische Gesellschaft noch in der Abtei vom Thélème, mit 9.332 Gemächern in den Wolken hoch über dem Loirestrom schwebend, angesiedelt, so wollte der Frühsozialist Charles Fourier (1772-1837) bereits in seinem detailliert geplanten und nach den griechischen Schlachtformationen benannten „Phalansterium" das *„positive Glück"* und *„die wahren Freuden"* verwirklichen, *„als da sind: Freiheit in der Liebe, gute Küche, Unbekümmertheit und andere Genüsse, nach denen es die Zivilisierten nicht einmal gelüstet, weil die Philosophen sie daran gewöhnt haben, den Wunsch nach diesen wahren Gütern als Laster anzusehen"*. Ein neues Menschengeschlecht sollte in diesem „Phalansterium" durch Opern-Besuch und durch Einweihung in die Geheimnisse der Kochkunst, der Gourmandis, vom Kleinkind-Alter an erzogen werden.

Genau durch diese Vorstellungen wird Fourier für den Buchautor Peter Jirak, der sich selbst als Kyniker, als Philosoph der Straße betrachtet, zu einem *„Finder einer neuen Liebeswelt"*, einem *„Gestalter einer universellen Harmonie"*, zum *„Sänger einer dionysischen Zukunft"*. Wie kommt jemand, der erst als Vorsitzender des kurzlebigen Sozialistischen Österreichischen Studentenbundes wegen behaupteter Beteiligung am mittlerweile legendären Shit-in „Kunst & Revolution" in einem Hörsaal der Alma Mater Rudophina von der Wiener Universität relegiert, in der BRD dann 1974 durch Berufsverbot als akademischer Lehrer von der TU-Berlin verbannt worden ist, zu einer solchen Einschätzung? Oder anders gefragt: Was verband die Neue Linke mit Fourier und anderen Frühsozialisten? Die wichtigsten Gemeinsamkeiten waren sicherlich das Bestreben, hier und jetzt eine Welt, die die Welt noch nicht gesehen hat und die Utopie eines Sozialismus zu erbauen, der mehr ist, als Konsumtion im Überfluß, der ein neues Verhältnis der Menschen und Geschlechter zueinander begründet. Deshalb verwundert es nicht, daß Herbert Marcuse - just während im Quartier Latin die Barrikaden gebaut wurden - für die bizarren und zugleich genialischen Theorien Fouriers schwärmte (in Georges Lefranc: Jaurés et la socialisme des intellectuels, Paris 1968). Und es war auch kein Zufall, daß der Regisseur Marco Ferreri mit seinem 1973 - während des Niederganges der Studentenbewegung - erschienen Film „Das große Fressen" - einer Tour de France des Furzens, Vögelns, Scheißens, Fickens, Fressens, Fellationierens und Cunnilungierens - die von Rabelais und Fourier begründete Tradition einerseits übernahm, andererseits pervertierte: „Le Grande Bouffe" bietet keine Utopie mehr, sondern zeigt vier Männer, die *„ihre Rolle als Maschine, als Eßmaschine, als Liebesmaschine, als Verdauungsmaschine bis zum Ende durchspielen"*, wie Ferreri selbst sagte. Erotik und Gourmandise, die Metaphern für Glück, verwandeln sich so in ein Gleichnis für Unglück, Entfremdung, die einzige Perspektive ist der Tod - *„eine Maschine, die explodiert"*.

Zurück zu Peter Jirak und seinem Buch. Die gesamte Menschheitsentwicklung ist für ihn zumindest seit der Entdeckung Amerikas 1492 ein Irrweg. Denn seither breiten sich die *„Krankheiten der zivilisierten Gesellschaft wie eine Art Lepra"* über den Globus aus. *„Die westliche Welt"* entwickelt sich zu *„einer kannibalischen Ordnung, die sich nicht reformieren läßt"*, einer Gesellschaft, die sich *„in ihrem Endzustand"* überhaupt *„nur noch in Kategorien der Sozialpathologie begreifen läßt"*: *„Design-Food, Design-Sex, Design-Leib, Design-Freiheit... Hier feiert die Simulation wahre Orgien der Schein-Lust... Die Freizeit-Industrie, diese gelungene Verbindung von Guillotine und Fließband, ist der größte Verbraucher von menschlicher Energie".*
Welche Alternativen gibt es? Die Grünen sind es für Jirak nicht. Sie *„gerieren sich heute"* nämlich *„als die letzten, die noch an den Fortschritt glauben"*, indem sie alternative Politik, Medizin, Kunst usw. predigen. Vielmehr sollten sich die besten Kräfte auf der ganzen Welt - seiner Ansicht nach - in subversiven Gemeinschaften zusammenschließen und eine alleine dem Glücksgebot gehorchende Weltrevolution in Gang setzen, die von folgenden Motiven bestimmt wird:
* Einschränkung der industriellen Produktion und ihre Subsumierung unter die agrikulturelle Manufaktur.
* Jedes Nahrungsmittel ist Lebens-Mittel.
* Der Gebrauchswert kommt vor dem Tauschwert.
* Das Gute kommt vor dem Nützlichen.
* Der Leib kalkuliert die Maschine und nicht umgekehrt.
* Der Lustkalkül regiert die Bedürfnisse.
* Die Gastrosophie bestimmt die Ökonomie.

Da jede Macht für Jirak auf Entsinnlichung beruht und Entsinnlichung mit Entmündigung identisch ist, dürften diese subversiven Gemeinschaften keinem Konzept der Gegen-Hegemonie gehorchen, vor allem keine zentralistischen Gegenstrukturen aufbauen. Die Kollektive sollten stattdessen einen gastrosophischen Diskurs erlernen: ihre Geschmäcker differenzieren, ihr Schmecken mit der Mannigfaltigkeit der Realität in Übereinstimmung bringen, den Alltag kunstvoll nach dem Modell der Mahlgemeinschaft, der Agape, gestalten. Das Ziel dieses Projektes *„ist das Glück aller, aller Individuen und Subjekte. Die Lust ist der Angelpunkt des Glücksstrebens. Wollust für alle"* - für Patriarchen wie für Matriarchinnen, die sich gemeinsam im Zeichen des Kindes befreien sollen.
Der Rezensent ist skeptisch, ob es gelingen wird, die Mächtigen dieser Welt gleich einem Big Mac hinterzuwürgen. Fraglich scheint ihm auch, ob Hunger, Armut und die ökologischen Schäden ohne Einsatz der modernen Technologie erfolgreich bekämpft werden können. Trotzdem hält er Jiraks Buch für intellektuell außerordentlich fruchtbar - besonders, wenn man es mit dem akademischen Buch-Output der letzten Jahre vergleicht. Denn die von Marx/Engels im „Kommunistischen Manifest" niedergelegte „wissenschaftliche" Fetischisierung des industriellen und gesellschaftlichen Fortschritts, die in Sätzen gipfelt wie: *„Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktivkräfte geschaffen als alle vergangnen Generationen zusammen"*, - dieses Fetischisierung hat die gesamte Arbeiterbewegung in Sackgassen geführt: die Kommunisten in den Bankrott des „real existierenden Sozialismus", die Sozialdemokraten in die Liaison mit einem Kapitalismus, dessen „Fortschritt" sich je länger desto mehr in rapide wachsenden Destruktionskräften manifestiert. Es lohnt sich daher mit Jirak zu überlegen: Kann man das Glück der Völker wirklich an der Erzeugung von soundsoviel Tonnen Stahl messen? Wäre Glück

nicht vor allem neue Qualitäten in den Beziehungen der Menschen zueinander? Und wurde über diese Qualitäten von Frühsozialisten wie Fourier und Anarchisten nicht viel gedacht und experimentiert, das die Marxisten zu Unrecht als „unwissenschaftlich" auf den Müllhalden der Geschichte deponierten?
Noch einen Grund gibt es für mich, Jirak zu mögen: Die ökonomische Krise des Kapitalismus hat die sexuelle Emanzipation beendet. Arbeits- und sonstige Moral sind wieder angesagt. Körperlich junge Menschen regressieren im Zeichen von „True Love Waits" (Wahre Liebe wartet) zu den Sexualgewohnheiten ihrer Großväter und -mütter. Frauen dürfen am heimischen Herd wieder die „neue" Mütterlichkeit aufwärmen. Themen wie Aids, Vergewaltigung, sexuelle Belästigung, Kindermißbrauch, Pornographie beherrschen die Diskussion. Niemand scheint sich hingegen Sorgen zu machen über die wachsende Beziehungslosigkeit, die sich in Zunahme des Telephonsex, der Onanisten, der Impotenz und Frigidität äußert. Jedes Ausscheren aus diesem prüden Mainstream endet im Desaster - lehrt uns die Ideologiefabrik Hollywood in unzähligen Produktion, von „Eine verhängnisvolle Affäre" über „Bitter Moon" bis „Verhängnis". Die Boulevard-Presse sekundiert: Schaut nur, ihr Pseudo-Progressiven aus dem 68er Jahr, was aus dem Otto Mühl und seiner Kommune geworden ist! Deshalb habe ich mir voller Lust jedes Mal ein Viertel gegeben, wenn ich in Jiraks Buch einen Satz las wie:
„Das Begehren... kommt vor der Arbeit, vor der Welt der Bedürfnisbefriedigung".
„Die Flatter- und Schmetterlingslust ist das Begehren nach periodischer Abwechslung, nach gegensätzlichen Situationen, Szenenwechsel, angenehmen Unterbrechungen und Neuartigem, das imstande ist, Illusionen zu erzeugen und Sinne und Seele gleichzeitig anzuspornen..."
„Die Leidenschaft ist die wahre Natur des Menschen; sie ist nicht kausal determiniert, sie kennt weder Mittel noch Zwecke, sie lebt allein aus dem poetischen Grund..."
Prost!

Fritz Keller

Johannes-Dieter Steinert, Migration und Politik. Westdeutschland - Europa - Übersee 1945 - 1961, Osnabrück: secolo Verlag, 1995, 367 S.
Helge Heidemeyer, Flucht und Zuwanderung aus der SBZ/DDR 1945/1949 - 1961. Die Flüchtlingspolitik der Bundesrepublik Deutschland bis zum Bau der Mauer, Düsseldorf: Droste Verlag, 1994, 360 S.
Volker Ackermann, Der „echte" Flüchtling. Deutsche Vertriebene und Flüchtlinge aus der DDR 1945 - 1961, Osnabrück: Universitätsverlag Rasch, 1995, 318 S.
Seit rund zwanzig Jahren gehören die Diskussionen über die Integration der nach dem Anwerbestop der sozialliberalen Koalition von 1973 entgegen den mit diesem Akt verbundenen Hoffnungen angestiegenen ausländischen Bevölkerung zu den politisch bestimmenden Themen in der Bundesrepublik; daß der Begriff Integration in den verschiedenen politischen Milieus auf unterschiedlichste und sich teilweise widersprechende Manier gebraucht wird, versteht sich von selbst. Dabei wird vielfach vergessen, daß bereits in den späten vierziger und den fünfziger Jahren, also lange vor den „Gastarbeiter"-Debatten der sechziger und den Integrationsdebatten seit den siebziger Jahren, Probleme der Einwanderung in die und zeitweise auch der Auswanderung aus der Bundesrepublik auf der Tagesordnung standen.
In den Westzonen des befreiten Deutschland waren in den ersten Nachkriegsjahren nicht nur Millionen aus Konzentrationslagerhäftlingen, Zwangsarbeitern, Kriegsgefangenen und Flüchtlingen sich zusammensetzende „Displaced Persons" in Lagern zu-

sammengefaßt; dazu kamen noch sogenannte „Volksdeutsche" aus den unter den Fittischen der Roten Armee nach und nach sozialistisch gewordenen Ostblockländern und der Sowjetunion selbst, Flüchtlinge aus den ehemals deutschen Regionen sowie die Flüchtlinge aus der SBZ bzw. der DDR. Zuerst lag die politische Verantwortung für die Regulierung dieser Wanderungsbewegungen bei den Alliierten, später, nach der Gründung der Bundesrepublik, bei den politisch Verantwortlichen in Bonn, wobei die Bundesregierung in mancherlei Hinsicht im Kontext der Westintegration, auch des Korea-Krieges und des damit verbundenen wirtschaftlichen Aufschwungs - insbesondere im Hinblick auf die Auswanderung aus der BRD - Rücksichten auf die Interessen der westlichen Einwandererstaaten nehmen mußte.

Als Auswanderungsland ist Deutschland im historischen Bewußtsein nur noch im Kontext der großen Überseewanderungen des letzten Jahrhunderts präsent. Der sehr detaillierten und auch für ein adäquates Verständnis der späteren Debatten seit den sechziger Jahren sehr lehrreichen Studie von Johannes Steinert kann man jetzt entnehmen, daß in der Nachkriegszeit in Deutschland ein weit verbreitetes Interesse an Auswanderung bestand, wobei die Gründe aufgrund der katastrophalen Lebensumstände der damaligen Jahre ohne Zweifel stark zeitbedingt waren. Die Reaktionen auf dieses große Interesse an Auswanderung allerdings waren sehr unterschiedlich, wobei sich im Laufe der Jahre wechselnde Konstellationen ergaben. Während die alliierten Einwanderungsländer - die USA, Kanada, Australien, zeitweise auch Frankreich - sich in der ersten Nachkriegszeit gegenüber potentiellen deutschen Einwanderern restriktiv verhielten, änderte sich diese Haltung in dem Maße, in dem die BRD im Kontext des Kalten Krieges in die politischen und wirtschaftlichen Strukturen des Westens eingebunden wurde und zugleich die positive Gestaltung der jeweiligen Einwanderungspolitik der in Frage kommenden Länder wieder feste Strukturen annahm; jetzt allerdings reagierten die entsprechenden bundesdeutschen Stellen zum Teil sehr reserviert, u.a. weil sie sich Vorwürfen seitens der Flüchtlinge aus dem Osten ausgesetzt sahen, die sich verschoben vorkamen. Der entscheidende Aspekt bei der schließlich nachlassenden Auswanderungslust der Deutschen dürfte aber die wirtschaftliche Konsolidierung gewesen sein. Bereits 1950, zu einer Zeit, als es noch eine hohe Arbeitslosigkeit gab, die allerdings auch gewissen Disproportionalitäten zwischen den einzelnen Wirtschaftssektoren zu verdanken war, wurde von deutscher Seite festgestellt, daß *„mit einer Aufnahmefreudigkeit des deutschen Arbeitsmarktes für fremde Arbeiter zu rechnen"* ist. Bereits 1952 wurden in Baden 400 italienische Saisonarbeiter in der Landwirtschaft beschäftigt, im Dezember 1955 wurde ein offizieller Vertrag über die Anwerbung italienischer Arbeitskräfte geschlossen, wobei, so Steinert, die Initiative von italienischer Seite ausging, dem in den sechziger Jahren Verträge mit Spanien (1960), mit der Türkei (1961), mit Portugal (1964), mit Tunesien und Marokko (1965) und zuletzt mit Jugoslawien (1968) folgten. Die ganze Komplexität der mit Auswanderung und insbesondere Einwanderung in den vierziger und fünfziger Jahren verbundenen Prozesse, in denen vielerlei unterschiedliche Interessen untereinander austangiert werden mußten, läßt sich anhand der Arbeit von Steinert nachvollziehen, der nicht nur zum erstenmal entsprechende bundesdeutsche Akten, sondern auch diejenigen der Einwanderungsländer USA, Kanada und Australien ausgewertet hat.

Mit einem speziellen Kapitel der frühen Einwanderung in die Bundesrepublik, derjenigen aus der SBZ bzw. der DDR, beschäftigen sich die beiden kürzlich erschienenen Arbeiten von Heidemeyer und Ackermann. Heidemeyers von einem politikgeschichtlichen Ansatz ausgehende Arbeit *„will den konflikthaften innenpolitischen Umgang mit*

der Flüchtlingsfrage auf Bundesebene systematisch als Prozeß erfassen und die konkret durchgeführten Maßnahmen in ihren Entstehungszusammenhang stellen". Das erste Kapitel bietet im Anschluß an eine begriffliche Klärung einen Überblick über Umfang und Struktur sowie Gründe und Auswirkungen - sowohl für die DDR als auch die BRD - der Fluchtbewegungen; das zweite Kapitel beschäftigt sich mit der Zuwanderung vor der Gründung der BRD, die beiden folgenden Hauptkapitel geben zum einen einen detaillierten Überblick über die einzelnen Maßnahmen zur Aufnahme, Verteilung und Unterbringung der Zuwanderer aus der DDR und zum anderen über politische Maßnahmen zur Integration der Zuwanderer, wobei das Lastenausgleichsgesetz und das Bundesvertriebenengesetz im Mittelpunkt stehen; das fünfte und letzte Kapitel schließlich bietet einen Überblick über die politischen Akteure, von der Bundesregierung über die politischen Parteien bis zu den Verbänden der Zuwanderer. Die Politik der Bundesregierung, so läßt sich resümieren, war die gesamte Zeit über sehr stark von den jeweiligen sozialen und politischen Situationen abhängig; dabei spielten insbesondere die immer wieder auftauchenden konkreten Schwierigkeiten bezüglich der von Heidemeyer allerdings nicht weiter behandelten sozialen Integration eine wesentliche Rolle. Ein entscheidender Diskussionspunkt über all die Jahre hinweg war zudem die Frage, wer tatsächlich als Flüchtling im politischen Sinne anzusehen war. Mit diesem Problem der Definition des „echten" Flüchtlings beschäftigt sich Ackermann, wobei er den Schwerpunkt auf jüngere Flüchtlinge einerseits und das Land Nordrhein-Westfalen andererseits legt. Ein wichtiger Ausgangspunkt für die Definition des „echten" Flüchtlings war das Notaufnahmegesetz vom August 1950, das die entsprechende Anerkennung davon abhängig machte, inwieweit der Betreffende in der DDR tatsächlich politisch verfolgt worden war. Die notwendige definitorische Unschärfe des Begriffs - von Ackermann im Kontext von entsprechenden zeitgenössischen wissenschaftlichen und politischen Diskussionen detailliert aufgezeigt - führte letztendlich zu einer politischen Instrumentalisierung der Flüchtlinge in dem Sinne, daß von bundesrepublikanischer Seite ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen politischen Maßnahmen innerhalb der DDR und den jeweiligen individuellen Fluchtgründen behauptet wurde. Tatsache aber dürfte sein, daß die eigentliche Motivation für viele Flüchtlinge nicht in erster Linie aus den Zuständen in der DDR resultierte, sondern auf der Erwartung eines besseren Lebens im Westen basierte (die im übrigen oft genug enttäuscht wurde, was vielfach zu Rückwanderungen führte), daß es sich also schlichtweg um, wie es heute heißen würde, Wirtschaftsflüchtlinge handelte. Offiziell aber wurde am *„Klischee vom politisch motivierten jugendlichen Flüchtling als 'Rebell'"* festgehalten, bei dem es sich aber im Gegensatz zu diesem Konstrukt um eine dem *„Kriterienkatalog des Aufnahmelandes"* entsprechende und *„zu politischen Zwecken gestiftete Kunstfigur"* handelte, die als solche wiederum *„eine zentrale Gestalt in der politischen Welt des 'Kalten Krieges'"* darstellte. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß sich hinter diesem durchsichtigen ideologischen Manöver ein tiefes Mißbehagen bezüglich der Aufnahme und Integration von Zuwanderern versteckte, ein Mißbehagen, daß erst recht gegenüber den späteren „Gastarbeitern" zum Ausdruck kam und dafür verantwortlich ist, daß bis heute quer durch nahezu alle politischen Parteien der Konsens besteht, daß es sich allen Tatsachen zum Trotz bei der Bundesrepublik um kein Einwanderungsland handele und dementsprechend eine grundsätzliche Revision des bundesdeutschen Einwanderungs- und Einbürgerungsrechts nicht auf der Tagesordnung stehe.

Wolfgang Braunschädel

Daß es sich bei dem in den realsozialistischen Staaten gepflegten Marxismus um eine den kritischen Intentionen von Marx total entfremdete nationalistische Herrschaftsideologie handelte, kann ernsthaft nicht bestritten werden. Daß Marx vor den Marxisten in Schutz genommen werden muß, sollte Konsens sein; das aber heißt zugleich auch, daß das Werk von Marx in keinerlei Hinsicht zum Kriterium werden kann, an dem andere Sozialisten, welcher Provenienz auch immer, zu messen und zu beurteilen sind. Zu den ältesten diesbezüglichen Konzepten, von Marx und Engels selbst mit auf den Weg gebracht, gehört die Rede vom utopischen Sozialismus oder, im Kontext der Rede vom Marxismus als dem im eigentlichen Sinne wissenschaftlichen Sozialismus, vom vormarxistischen Sozialismus. Der solchermaßen qualifizierte, oft genug auch abqualifizierte Sozialismus ist insofern vormarxistisch als er *„dem marxistischen Sozialismus vor(arbeitet) und sich ihm schließlich (vererbt)"*. Das von **Manfred Hahn** in seiner **Archivalienkunde des vormarxistischen Sozialismus** (Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1995, 304 S.) in aller Kürze skizzierte Konzept von vormarxistischem Sozialismus vereinigt in sich *„erstens gedachte(n) oder ideell vorhandene(n), zweitens praktisch eingreifende(n) und drittens sich verwirklichende(n) Sozialismus"*, wobei für die von ihm in seiner Archivalienkunde berücksichtigten Personen und communities *„die Kriterien des revolutionären Kerns und des konzipierenden Theoretikers"* gelten. Die von Hahn konzipierte Archivalienkunde *„betrifft die in handschriftlicher Form überlieferten Materialien"* und *„ist entworfen als Teil eines größeren Zusammenhangs, überschrieben Handbuch des vormarxistischen Sozialismus. Dieses Projekt"*, so Hahn weiter, *„bündelt aufeinander angewiesene Vorhaben: begriffsentfaltende Grundlegungen, die Schrifttumkunde des vormarxistischen Sozialismus, dessen Quellenkunde, schließlich - vor allem auf der Basis der Materialien für die schrifttum- und quellenkundlichen Teile - Analysen zur Geschichte der historischen Sozialismus-Forschung."* Hahn hat seine Archivalienkunde im Anschluß an einen kurzen „Einstieg" dreigeteilt, zum einen in die Archivalienkunde der Theoretiker, zum zweiten in die Archivalienkunde der communities und zum dritten in die „Archivalienkunde der Theoretiker und der communities, von den sammelnden und aufbewahrenden Institutionen her gesehen". Im ersten Teil werden Archivalien von insgesamt 32 Theoretikern nachgewiesen, darunter Babeuf, Saint-Simon, Owen, Fourier, Cabet, Blanqui, Weitling, Blanc und Hess; die einzelnen Theoretiker werden mit Lebensdaten und Hinweisen auf ihr Werk kurz vorgestellt, die nachgewiesenen Archivalien werden je nach Umständen mehr oder weniger detailliert beschrieben. Im zweiten Teil werden Archivalien zu mehr als fünfzig owenistischen, fourieristischen und ikarischen communities sowie, im Zusammenhang mit Weitling, zur Kolonie „Communia" vorgestellt. Im dritten Teil geht Hahn schließlich noch einmal gesondert auf einige der zuvor genannten sammelnden Institutionen ein. Erschlossen wird die Archivalienkunde durch ein Namen-, Sach- und Institutionenregister sowie ein Register kommunitarischer Gründungen. Auch wenn man sich mit dem der Archivalienkunde zugrundeliegenden Konzept des vormarxistischen Sozialismus nicht anzufreunden vermag und demzufolge die Auswahl der Theoretiker und communities entsprechend zu hinterfragen ist, muß man anerkennen, daß mit diesem Werk ein für alle mit frühen Sozialisten sich beschäftigenden Historikern ein nicht zu umgehendes und grundsolide erarbeitetes Handbuch vorliegt.

Als Teil eines mittlerweile abgeschlossenen umfassenderen Gesamtprojektes, an dem mehr als zwanzig Jahren gearbeitet wurde und die Verfilmung der im Amsterdamer Internationalen Institut für Sozialgeschichte aufbewahrten Bestände des früheren Berli-

ner sozialdemokratischen Parteiarchivs sowie die Verzeichnung von Archivalien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in Archiven des westlichen Auslandes umfaßte, liegt ein im Auftrag des Archivs der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung von Hans-Holger Paul bearbeitetes **Inventar zu den Nachlässen der deutschen Arbeiterbewegung. Für die zehn westdeutschen Länder und West-Berlin** (München/London/New York/Paris: K.G. Saur Verlag 1993, 996 S.) vor. Nicht verzeichnet in diesem Band sind die nahezu fünfhundert Nachlässe, die sich im Archiv der sozialen Demokratie in Bonn befinden, da diese in einem angekündigten gesonderten Verzeichnis erfaßt werden. Nicht verzeichnet sind auch, und dies muß mittlerweile natürlich als ein unbedingt aufzuarbeitendes Desiderat empfunden werden, die Nachlässe, die sich in Archiven und Bibliotheken der neuen Bundesländer und Ostberlins befinden, sowie Nachlässe, die in ausländischen Archiven und Bibliotheken aufbewahrt werden, z.B. im bereits genannten Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam, das gerade auch für Forschungen zur deutschen Arbeiterbewegung außerordentlich wichtig ist. In das Inventar, so Hans-Holger Paul in der kurzen Einleitung, *„wurden Nachlässe von Persönlichkeiten der Arbeiterbewegung im weitesten Sinne aufgenommen. Dabei reicht die Spanne von Persönlichkeiten der äußersten 'Linken', z.B. Rätekommunisten, über Sozialdemokraten, Mitgliedern sozialer Bewegungen, der Frauenbewegung bis zu christlichen Gewerkschaften und Sozialpolitikern."* Konkret heißt dies, daß man neben Informationen zu vielen Politikern oder Gewerkschaftern z.B. auch Angaben zu den Nachlässen von Heinrich Heine, Ferdinand Freiligrath, Carl Einstein oder George Grosz findet, Personen also, die mit der Arbeiterbewegung im engeren Sinne eher am Rande zu tun hatten; angemerkt sei, daß man andere Namen vergeblich sucht. Die Angaben zu den einzelnen Nachlässen der in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Personen, die mit kurzen biographischen Daten vorgestellt werden, sind im allgemeinen so detailliert - sie enthalten Informationen zu der Bestandsgeschichte, zum Umfang des Nachlasses, zu den Schriftgutarten, einen Überblick über Korrespondenzpartner und Manuskripte -, daß man einen recht guten Eindruck vom Inhalt der jeweiligen Nachlässe erhält. Erschlossen wird das Inventar durch ein 130 Seiten umfassendes Personenverzeichnis, ein rund 100 Seiten umfassendes Institutionenverzeichnis, ein Verzeichnis der erwähnten Periodika sowie ein Standortverzeichnis, das noch einmal in aller Kürze einen Überblick über die Standorte der einzelnen Nachlässe bietet. Ohne Zweifel liegt mit diesem Inventar ein weiterer wichtiger und hoffentlich zur Forschung anregender Teilüberblick über Bestände zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung vor.

Als Anfang der siebziger Jahre das Amsterdamer Internationale Institut für Sozialgeschichte seine Dubletten verkaufte und diese zum Grundstock der Bibliothek des Bochumer Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung wurden, befanden sich darunter neben vielen seltenen Zeitungen und Zeitschriften auch zahlreiche anarchistische Broschüren. Unter dem Titel **Quellen zur Geschichte der anarchistischen Bewegung. Bestandsverzeichnis der anarchistischen Broschüren im Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung** (Essen: Klartext Verlag 1994, 298 S.) hat **Manfred Burazerovic** in dreijähriger Arbeit die seither ergänzte Sammlung bibliographisch erfaßt. Der gesamte Bestand, so heißt es in der kurzen Einleitung, umfaßt 1.886 Broschüren, darunter eine ganze Reihe von Dubletten, so daß die Bibliographie am Ende dann 1.412 Titel auflistet, wobei erwartungsgemäß die bekannteren Namen wie z.B. Kropotkin, Malatesta oder Bakunin am stärksten vertreten sind. Die Tite-

laufnahme erfolgte nach einem einheitlichen Schema, unterteilt ist das Verzeichnis in drei Teile (anonyme Schriften, Verlage oder Initiativen als Herausgeber, Autoren). Neben im eigentlichen Sinne anarchistischen Texten - wobei natürlich zu berücksichtigen ist, daß der Begriff Anarchismus extrem schillernd ist und inhaltlich durchaus widersprüchliches in sich vereinigt - finden sich hin und wieder auch Text von Nichtanarchisten, so z.B. von Louis Blanc, Cornelius Castoriadis, Daniel DeLeon, Denis Diderot, Friedrich Engels, Paul Mattick oder Hector Zoccoli. Zu den einzelnen Autoren werden kurze biographische Daten mitgeteilt, die allerdings, abgesehen davon, daß es zu vielen Namen überhaupt keine Angaben gibt und man sich fragt, ob hier nicht doch die eine oder andere Information zu recherchieren gewesen wäre, allzuoft unvollständig oder gar schlicht falsch sind. So wird z.B. Robert Bek-gran, dessen Lebensgeschichte längst bekannt ist, noch immer als Pseudonym von Ret Marut bzw. B. Traven geführt, zu Ante Ciliga, der im übrigen kein Anarchist war, werden überhaupt keine Angaben gemacht, Aristide Briand wird ohne weiteren Angaben als französischer Syndikalist vorgestellt, zu Ernst Drahn (auch kein Anarchist) fehlen Angaben über seine Entwicklung nach 1933 usw. Zu wünschen ist, das kann ja nur der Sinn eines solchen Bestandsverzeichnisses sein, zum ersten, daß die beim Leser hier und da vielleicht erweckte Neugierde auch zur Forschung anregen möge und zweitens, daß die jetzt besser zu überblickenden Lücken der Sammlung im Laufe der Jahre aufgefüllt werden.

Wer sich in welcher Weise auch immer mit der Geschichte der Arbeiterbewegung beschäftigt, wird irgendwann auf den „Eberlein" stoßen. In den Jahren 1968 bis 1970 hatte Alfred Eberlein seine fünfbändige Bibliographie „Die Presse der Arbeiterklasse und der sozialen Bewegungen. Von den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1967" veröffentlicht. Allerdings war diese Ausgabe von der DDR-Zensur entsprechend dem dortigen Verständnis von Arbeiterbewegung inhaltlich verstümmelt worden, u.a. konnte ein Registerband, der ein Verzeichnis der Organisationen enthalten sollte, nicht erscheinen. Eberlein selbst, lange Jahre Direktor der Universitätsbibliothek Rostock, war über Jahre hinweg scharfen Repressionen ausgesetzt. Bereits seit den fünfziger Jahren wurde er zusammen mit seiner Frau von der Stasi unter den Decknamen „Archiv" und „Akte" systematisch überwacht, im Frühjahr 1970 wurde er entlassen, im Herbst des gleichen Jahres verhaftet und 1971 wegen *„hohe(r) Gesellschaftsgefährlichkeit"* zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er, so die gleichermaßen lächerliche wie hilflose Begründung, im Rahmen des bei Bibliotheken üblichen Dublettentauschs *„kapitalistischen Antiquaren wertvolle wissenschaftliche Bestände"* überlassen habe. Im Januar 1973 im Rahmen einer Amnestie entlassen, übersiedelte Eberlein 1975 in die Bundesrepublik, wo er seit 1977 Leiter der Bibliothek des Bochumer Instituts zur Geschichte der Arbeiterbewegung war und bis zu seinem Tod am 20. August 1982 an einer erweiterten und nicht zensierten Neuauflage seiner Bibliographie arbeitete. Diese Arbeit ist in den Jahren nach seinem Tod von seiner Frau weitergeführt worden und erscheint jetzt unter dem Titel **Internationale Bibliographie zur deutschsprachigen Presse der Arbeiter- und sozialen Bewegungen von 1830 - 1982**, 2. aktualisierte und erweiterte Auflage. Bearbeitet von Ursula Eberlein. Mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft herausgegeben von der Universitätsbibliothek Bochum in acht Bänden, von denen die ersten vier, die die eigentliche Bibliographie umfassen, jetzt vorliegen (München/New Providence/London/Paris: K.G. Saur Verlag 1996, 414, 416, 384, 454 S.). In den vier Bänden werden insgesamt 37.852 Titel mit Standortangabe erfaßt, nicht nur aus deutschsprachigen Ländern, sondern auch aus west- und osteuro-

päischen Ländern und den Vereinigten Staaten, d.h., daß sich die Zahl der Einträge gegenüber der ersten Auflage mehr als verdoppelt hat. Daß man manchmal über die Angaben zur *„gesellschaftlichen und politischen Richtung"* streiten könnte oder sich hier und da Ungenauigkeiten eingeschlichen haben - so wird z.B. als Ersterscheinungsjahr des ARCHIVs 1979 statt 1980 angegeben - ist bei einem solch monumentalen Werk wohl unvermeidlich und kann nicht von der Einschätzung abhalten, daß mit diesem neuen „Eberlein" ein wirkliches Grundlagenwerk vorliegt, das für die zukünftige Beschäftigung mit der deutschen Arbeiterbewegung unabkömmlich sein wird. Die noch ausstehenden Bände 5 bis 8 werden umfassende Register (Personenregister, Ortsregister, Länderregister, Register der Betriebszeitungen und der Körperschaften sowie ein Stich- und Schlagwortregister) enthalten, so daß sich die Bibliographie dann auch den jeweiligen Bedürfnissen entsprechend erschließen läßt.

Neben dem „Eberlein" werden natürlich auch weiterhin Spezialbibliographien bzw. Bestandsverzeichnisse ihren Stellenwert behalten. Bereits 1975 hatten die Bochumer Bibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung und das Dortmunder Institut für Zeitungsforschung ein Bestandsverzeichnis „Periodika zur Geschichte der Arbeiterbewegung" herausgegeben. Nachdem zwischenzeitlich weitere Verzeichnisse veröffentlicht worden sind, liegt jetzt, erarbeitet von **Aiga Seywald**, unter dem Titel **Die Presse der sozialen Bewegungen 1918 - 1933. Linksparteien, Gewerkschaften, Arbeiterkulturbewegung, Anarchismus, Jugendbewegung, Friedensbewegung, Lebensreform, Expressionismus** ein, so der Untertitel, „Kommentiertes Bestandsverzeichnis deutschsprachiger Periodika im Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung (Bochum), im Institut für Zeitungsforschung der Stadt Dortmund und im Fritz-Hüser-Institut für deutsche und ausländische Arbeiterliteratur der Stadt Dortmund" vor (Essen: Klartext Verlag 1994, 462 S.). Das Verzeichnis erfaßt insgesamt 1.194 Titel, darunter, am Ende gesondert aufgenommen, 20 Titel in Esperanto. Zu allen Titeln werden u.a. detaillierte Angaben über Erscheinungsweise und - zeitraum gemacht, zudem werden Herausgeber und Redakteure genannt und schließlich werden die in den drei Instituten vorhandenen Ausgaben - da es sich vielfach um recht seltene Periodika handelt, sind allzuoft nur Einzelnummern vorhanden - genau aufgelistet (wobei angemerkt werden muß, daß der Redaktionsschluß für das Institut für Zeitungsforschung bereits im Juli 1988, für das Bochumer Institut im März 1991 und für das Fritz-Hüser-Institut im Juli 1992 war, so daß hier und da bereits Ergänzungen vorgenommen worden sein mögen). Besonders hervorzuheben ist zudem, daß alle Titel so kommentiert sind, daß man auch ohne nähere Kenntnis einen ersten Eindruck von der jeweiligen inhaltlichen Orientierung erhält, wobei zum Teil auf entsprechende Sekundärliteratur, zum Teil auf Selbstdarstellungen der jeweiligen Redaktionen zurückgegriffen wird. Erschlossen wird das Bestandsverzeichnis, das, abgesehen von seiner eigentlichen Funktion als Nachschlagewerk, aufgrund der Kommentierungen auch zur schmökernden Lektüre einlädt, durch ein kurzes Sachregister, ein umfangreiches Personenregister, das neben Herausgebern und Redakteuren auch ausgewählte Autoren und Personen, die Thema der Berichterstattung waren, umfaßt, ein ebenfalls umfangreiches Organisationsregister, ein geographisches Register und schließlich ein Verzeichnis der Beilagen und Sonderhefte.

„Wir sind derart beschaffen, daß es uns nicht vergönnt ist, sofort etwas Vernünftiges über einen beliebigen Gegenstand zu sagen. Vorher müssen wir lange umherirren und allerlei Irrtümer und verschiedene Stufen des Hochmuts durchlaufen." Mit dieser als

Motto gewählten gut dreihundert Jahre alten Erkenntnis des französischen Philosophen Bernard de Fontenelle, zu der dieser sich im Alter von dreißig Jahren durchgerungen hatte, will **Martin Hundt** dem Leser seiner voluminösen **Geschichte des Bundes der Kommunisten 1836 - 1852** (Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang, 1993, 812 S.), die man nach dreißigjähriger Beschäftigung mit dieser Thematik als sein Hauptwerk betrachten darf, wohl mitteilen, daß er nach mancherlei Irrungen und Wirrungen etwas *„Vernünftiges"* zu seinem Thema mitzuteilen habe. Die damit geweckten Erwartungen werden allerdings trotz der Tatsache, daß es sich bei Hundts Werk um die erste wirklich umfassende Gesamtdarstellung der Geschichte des in der historischen Forschung immer wieder thematisierten und zu Legitimationszwecken gerne benutzten Bundes der Kommunisten handelt und trotz aller Detailfreudigkeit im Einzelnen nicht erfüllt. Die Gründe dafür liegen ganz einfach darin, daß sich Hundt in seiner Gesamtinterpretation und seiner grundsätzlichen Einschätzung von historischer Rolle und Funktion des Bundes nicht von jener ideologischen Sichtweise getrennt hat, die er in jahrzehntelangen historiopolitischen Aktivitäten in der DDR einüben konnte. Dem Bund als ganzes und insbesondere den Mitgliedern des Bundes in ihrer jeweiligen spezifischen Individualität wird nicht jener Eigenwert zugestanden, der für eine von außen angelegte Kriterien freie Darstellung konstitutiv ist. Hundt ist einmal mehr den von ihm in der Einleitung beschworenen *„Versuchungen der Teleologie"* verfallen. In bewährter Manier werden jedesmal, wenn Konflikte theoretischer oder praktischer Art innerhalb des Bundes thematisiert werden, *„Argumente der Geschichte"* ins Feld geführt und - man ahnt es schon - Marx und Engels als diejenigen präsentiert, die diese Argumente im Sinne der in der jeweiligen historischen Phase dem Proletariat sich stellenden mal eher revolutionären, mal eher reformistischen Aufgaben zu Papier oder zu Gehör bringen. Hundts Geschichte des Bundes - unterteilt in drei Abschnitte (vor, in und nach der Revolution) - ist insofern nichts anderes als eine Rekonstruktion der Argumentationen von Marx und Engels, wobei diejenigen, mit denen sich Marx und Engels auseinanderzusetzen hatten, insbesondere Weitling wird wieder einmal ins Visier genommen, zuguterletzt trotz aller Ausführlichkeit der Darstellung nichts anderes als eine Art historischer Staffage auf jener Bühne darstellen, auf der Marx und Engels als Medium des der historischen Vernunft verpflichteten Weltgeistes agieren. Mit der Vernunft aber ist es so eine Sache: *„Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig"*, hatte Hegel geschrieben. Der Vernunft von Hundts opus magnum ist die Wirklichkeit abhanden gekommen, und der Wirklichkeit, der sich Hundt hätte stellen müssen, ist die seinem Werk eigene Vernunft schon zu jener Zeit fremd gewesen, in der er sie so gerne aufgespürt hätte . So muß man diese Arbeit, die unverständlicherweise kein Literaturverzeichnis hat, dafür aber ein umfangreiches Personenregister, so daß sie sich zumindest als Handbuch und Nachschlagewerk benutzen läßt, wohl als ein Spätwerk der zum Zeitpunkt der Veröffentlichung selbst schon zur Geschichte gewordenen DDR-Geschichtsschreibung betrachten.

Nach dem Zusammenbruch der realsozialistischen Staaten schien es eine geraume Zeit, als sei die Weiterführung der in den siebziger Jahre begonnenen „Marx-Engels Gesamtausgabe" (MEGA) in Frage gestellt. Mittlerweile aber haben sich die Dinge längst geklärt, ein neues Herausgebergremium - die „Internationale Marx-Engels-Stiftung" (IMES) - hat sich zusammengefunden, neue Editionsrichtlinien sind erarbeitet und publiziert worden und die ersten Bände der MEGA unter Verantwortung der neuen Herausgeber sind erschienen. Begleitend zur MEGA publiziert die IMES - analog zu

dem früheren „Marx-Engels-Jahrbuch“ (von dem nebenbei auch noch eine Neue Folge im Hamburger Argument-Verlag erscheint) - die seit 1994 halbjährlich erscheinenden **MEGA Studien** (Berlin: Dietz Verlag, 1994ff.), die, so das Editorial zur ersten Ausgabe, *„teilweise die Aufgaben der früheren Marx-Engels-Jahrbücher (übernehmen)“*, aber *„mehr den Charakter einer normalen wissenschaftlichen Zeitschrift“* haben. Die erste Ausgabe enthält neben den von Jacques Grandjonc vorgestellten Editionsrichtlinien - eine Kritik an den Editionsrichtlinien von Hans-Georg Backhaus und Helmut Reichelt folgte in Heft 2/1994 - unter dem Titel „Und sie bewegt sich doch!“ einen Beitrag von Jürgen Rojahn, der neben einem kurzen Abriß der Geschichte der MEGA bis 1990 insbesondere die Ergebnisse der seit 1990 um die Weiterführung der MEGA geführten Diskussionen noch einmal zusammenfaßt. Neben Artikeln zu unterschiedlichsten Themen finden sich in den ersten drei Heften Nachträge zu bereits erschienenen MEGA-Bänden, Beiträge aus der MEGA-Arbeit, Miszellen, Rezensionen und schließlich Berichte und Mitteilungen; alles in allem eine die MEGA begleitende Zeitschrift, die für den Marx- und Engels-Spezialisten unentbehrlich ist, aber auch für den allgemein an der frühen Arbeiterbewegung Interessierten zu lesen sich lohnt

Zu den nicht vollendeten Projekten der DDR-Geschichtsforschung gehört die Ausgabe von August Bebels „Ausgewählten Reden und Schriften“. Nachdem 1970 der erste Band, der Texte aus den Jahren 1863 bis 1878 enthält, erschienen war, folgten 1978 - in zwei Halbbänden - Band 2 mit Schriften aus den Jahren 1878 bis 1890 und 1983 Band 6, der Bebels zuerst zwischen 1910 und 1914 in drei Teilen erschienene Autobiographie „Aus meinem Leben“ enthält. Noch zu DDR-Zeiten unter der Herausgeberschaft des mittlerweilen verstorbenen Gustav Seeber fertiggestellt, aufgrund der Irrungen und Wirrungen im Zuge des Zusammenbruchs der DDR und des anschließenden Anschlusses an die BRD verzögert, sind jetzt die Bände 3 bis 5 erschienen, die Reden, Schriften (Band 3 und 4) sowie Briefe (Band 5) Bebels aus den Jahren 1890 bis 1899 enthalten, aus der Zeit von der Aufhebung des Sozialistengesetzes bis zur Revisionismusdebatte also (**August Bebel, Ausgewählte Reden und Schriften**. Herausgegeben von Gustav Seeber. Bearbeitet von Anneliese Beske, Bärbel Bäuerle, Gustav Seeber und Walter Wittwer. Endredaktion Anneliese Beske und Eckhard Müller, München/New Providence/London/Paris: K.G. Saur Verlag, 1995, Band 3, Reden und Schriften Oktober 1890 bis Dezember 1895, 702 S.; Band 4, Reden und Schriften Januar 1896 bis Dezember 1899, 526 S.; Band 5, Briefe 1890 bis 1899. Anmerkungen, Bibliographie und Register zu den Bänden 3 bis 5, 320 S.). Auch diese Bände enthalten, wie bereits die Bände 1 und 2, nur eine relativ kleine Auswahl aus dem Gesamtwerk Bebels; die in den Bänden 1 und 2 enthaltene Bibliographie für die Jahre 1863 bis 1890 umfaßt 1163 Nummern, die in Band 5 neben ausführlichen Anmerkungen, einem Literaturverzeichnis der von Bebel genannten Schriften und Periodika sowie einem Ortsverzeichnis enthaltene Weiterführung der Bibliographie, die alle für den entsprechenden Zeitraum ermittelten Arbeiten Bebels erfaßt, reicht von der Nummer 1164 bis 2016, umfaßt also 853 Titel. Tatsächlich abgedruckt aber sind (in den Bänden 3 und 4) 65 Reden und Schriften sowie (in Band 5) 72 Briefe (ermittelt sind für die neunziger Jahre rund 500 Briefe Bebels), wobei auf den Abdruck von Briefen an Victor Adler, Karl Kautsky und Friedrich Engels verzichtet wurde, da die entsprechenden Briefwechsel bereits seit langem in eigenständigen Editionen vorliegen; aber auch die vorliegende Auswahl gibt einen guten Überblick über die vielfältigen, auch internationalen Kontakte Bebels. Mehr noch als Karl Kautsky, der für die Tradierung der Marxschen Lehre zuständig war und

nicht zu Unrecht als Papst der Zweiten Internationale in die Geschichte eingegangen ist, war August Bebel jahrzehntelang die entscheidende Integrationsfigur der deutschen Sozialdemokratie. Als Parteivorsitzender oblag es ihm, die verschiedenen innerparteilichen Strömungen im Sinne einer schlagkräftigen und besonders auch auf parlamentarischem Boden im vorgegebenen Rahmen effektiven Organisation zusammenzuhalten. Sicherlich zurecht sind von daher in den Bänden 3 und 4 Beiträge Bebels von allen zehn Parteitagen des fraglichen Zeitraums abgedruckt, darunter auch die bekannte Rede über „Sozialdemokratie und Antisemitismus" vom Kölner Parteitag 1893, die im folgenden Jahr mit zwei Nachträgen als Broschüre veröffentlicht wurde. In parteitaktischer Hinsicht kennzeichnend ist, daß Bebel sich aktiv für den Ausschluß der linken Opposition der frühen neunziger Jahre, die „Jungen", einsetzte, während er zur gleichen Zeit gegenüber der sich damals schon herauskristallisierenden reformistischen Rechten Milde walten ließ. Am Ende des Jahrzehnts hatte Eduard Bernstein mit seinen revisionistischen Theorien die heile Welt von Kautskys steriler Marx-Orthodoxie in Frage gestellt; spätestens von diesem Zeitpunkt an, der auch die Geburtsstunde der sozialdemokratischen Linken ist, war es ganz wesentlich die Autorität des Übervaters Bebel, von der die zunehmend auseinanderdriftenden Flügel der Partei zusammengehalten wurden. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß die weitgehend unhinterfragte Autorität, die der Ersatzkaiser Bebel im sozialdemokratischen Milieu, angefangen von der Reichstagsfraktion bis zu den einfachen Mitgliedern vor Ort, genoß, auch Ausdruck jener Untertanenmentalität war, die gerade auch innerhalb der Sozialdemokratie in den Jahren des Ersten Weltkrieges und insbesondere in den letzten Monaten des Jahres 1918, als den Sozialdemokraten die lang ersehnte Macht in den Schoß gefallen war, eine so fatale Rolle spielte. Die Autorität, die Bebel zugesprochen wurde, basierte sicherlich nicht zuletzt auch auf dem Publikumserfolg seines Hauptwerkes über „Die Frau und der Sozialismus", das alleine zu seinen Lebzeiten 53 Auflagen erlebte. Als Band 10 der ab Band 7 vom Amsterdamer Internationalen Institut für Sozialgeschichte weitergeführten Bebel-Ausgabe ist mittlerweile ein Nachdruck der ersten Auflage dieses Werkes aus dem Jahre 1879 sowie der 50. Auflage aus dem Jahre 1910, die nach mehreren zwischenzeitlichen Ergänzungen und Überarbeitungen den fast dreifachen Umfang zählte und an deren Fertigstellung David Rjazanov beteiligt war, erschienen (**August Bebel, Ausgewählte Reden und Schriften**, Band 10, Die Frau und der Sozialismus, 1. und 50. Auflage. Herausgegeben vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte Amsterdam. Mit einem Geleitwort von Susanne Miller. Bearbeitet von Anneliese Beske und Eckhard Müller, München/New Providence/London/Paris: K.G. Saur Verlag, 1996, 2 Bde., 25, 809 S.). Bebels Arbeit über „Die Frau und der Sozialismus" ist als meistgelesenes politisch-theoretisches Buch der deutschen Sozialdemokratie in zweierlei Hinsicht von kaum zu überschätzender Bedeutung gewesen: Zum einen thematisierte es, in Anknüpfung u.a. an Charles Fourier, dem Bebel eine eigene Monographie widmete, die Stellung der Frau in der zukünftigen sozialistischen Gesellschaft und zum anderen war es zugleich ein Buch, das zur Popularisierung sozialistischer Ideen überhaupt in entscheidendem Maße beigetragen hat. Seine bleibende Bedeutung spiegelt sich nicht zuletzt auch darin, daß es bis heute, wenn auch zunehmend in kritischer Absicht, ein Bezugspunkt frauenemanzipatorischer und feministischer Unternehmungen geblieben ist. Als Ergänzung zu Bebels „Ausgewählten Reden und Schriften" läßt sich der von **Ilse Fischer** zusammengestellte Band **August Bebel und der Verband Deutscher Arbeitervereine 1867/68. Brieftagebuch und Dokumente** (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 1994, 411 S.) lesen. Bebel hat seine für die frühe Generation so-

zialdemokratischer Arbeiterführer gewissermaßen exemplarischen Erfahrungen mit der organisatorischen Neukonstituierung der Arbeiterbewegung in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts in seiner Autobiographie eindringlich geschildert. Im Oktober 1867 - zu diesem Zeitpunkt gehörte er bereits der „Internationalen Arbeiterassoziation" an - war Bebel zum Präsidenten des „Verbandes Deutscher Arbeitervereine" gewählt worden. Die hier vorzustellende Edition dokumentiert das folgende Jahr von Bebels Tätigkeit bis zum fünften Vereinstag im September 1868 und basiert zum einen auf dem leider nur noch unvollständig erhaltenen Brieftagebuch Bebels und der an ihn in seiner Funktion als Präsident des VDAV gerichteten Korrespondenz. Neben einer umfangreichen Einleitung der Herausgeberin, die über August Bebel im Kontext der Arbeitervereine in den sechziger Jahren und über seine Aktivitäten als Präsident des VDAV informiert, enthält der Band insgesamt 484 Dokumente zu Bebels Präsidententätigkeit sowie, in einem Anhang, weitere Dokumente, darunter zwei Vereinsstatistiken aus den Jahren 1865/67 und 1868. Abgeschlossen wird der Band mit einem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Personen-, einem Vereins- und Institutionen- und einem Ortsregister.

Pierre-Joseph Proudhon (1809 - 1965) gehört zu jenen sozialistischen Theoretikern, die hierzulande bis heute kaum rezipiert worden sind. Das mag zum einen mit jener vehementen Kritik zusammenhängen, mit der einer seiner großen Antipoden, Karl Marx, bereits im Jahre 1847 auf seine Schrift „Système des contradictions économiques, ou Philosophie de la misère" reagierte und die fortan das Bild Proudhons im marxistischen Kosmos entscheidend prägte, ist aber darüber hinaus darin begründet, daß Proudhons grundsätzlich antistaatliche Orientierung, die ihn eher in den Kontext anarchistischen Denkens stellt, dem sozialdemokratischen und parteikommunistischen Staatssozialismus deutscher Prägung seit jeher fremd gewesen und geblieben ist. Mit der Studie von **Pierre Ansart** über **Die Soziologie Pierre-Joseph Proudhons** (Frankfurt am Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien: Verlag Peter Lang, 1994, 198 S.), die in Frankreich bereits im Jahre 1967 erschienen ist, liegt jetzt eine Arbeit vor, die mit den Grundzügen des Proudhonschen Denkens bekannt macht, wobei zwischen drei zu differenzierenden Ebenen unterschieden wird: Zum einen die Ebene der Kritik, die sich auf das Wirtschaftssystem, den Staat und die Ideologien bezieht, zum zweiten die Ebene der Theorie von der Gesellschaft, die, indem sie die gesellschaftliche Vermittlung des wirtschaftlichen, politischen und ideologischen Lebens herausarbeitet, ein Gesamtbild der Gesellschaft in ihrer strukturellen Verflechtung zeichnet und zum dritten die Ebene der politischen Praxis, die darauf abzielt, den Widerspruch zwischen Gesellschaftlichem und Individuellem im Sinne einer „raison collective" („Gruppenvernunft") aufzulösen. Diesem Ansatz entsprechend beschäftigt sich Ansart nach einem einleitenden Kapitel zur Methode mit Proudhons Wirtschaftssoziologie, mit der Soziologie der gesellschaftlichen Klassen, mit der Soziologie des Staates und Proudhons zuerst anarchistischem und später föderalistischem Gegenentwurf sowie der Soziologie der Erkenntnis. Im abschließenden sechsten Kapitel schließlich stehen Theorie und Praxis der Revolution und damit auch das Verhältnis zwischen Proudhon und Marx zur Debatte. Während Ansart für die vierziger Jahre noch eine weitgehende Übereinstimmung im Denken der späteren Kontrahenten sieht, werden die Erfahrungen der revolutionären Ereignisse der Jahre 1848/49 zur entscheidenden Wegscheide. Marx orientiert sich zukünftig verstärkt auf die politische Ebene der Klassenauseinandersetzungen; im Vordergrund steht dabei die später mit dem Konzept der Diktatur des Proletariats verbun-

dene politische Machtübernahme im Rahmen des Staates, die in einem zweiten Schritt eine Um- und Neuorganisation der Wirtschaft zur Folge haben soll. Für Proudhon dagegen, der allem Politischen gegenüber äußerst mißtrauisch bleibt, basiert die fällige Umstrukturierung der Gesellschaft auf der Selbstorganisation der Arbeiter als Produzenten, die sich zugleich als Vorform einer sozialistischen Gesellschaft verstehen läßt. In aller Kürze auf den Begriff gebracht, handelt es sich bei Marx um eine Revolution von oben, bei Proudhon um eine Revolution von unten, bei Marx um eine in jakobinischer Tradition stehende zentralistische Konzeption, bei Proudhon um einen auf Selbstverwaltung zielenden Ansatz: *„Wenn man sehr vereinfacht, könnte man sagen, daß der Geist von Marx sich in der leninistischen Parteiauffassung wiederfindet und Proudhons Geist im Handeln der Arbeiterräte und der Sowjets."*

Mit seinem in deutscher Übersetzung zum erstenmal 1887 in Broschürenform erschienenen „Recht auf Faulheit" hatte sich der ansonsten auch als Schwiegersohn von Karl Marx bekannte **Paul Lafargue** als geheimer Klassiker etabliert. Von manchem vor lauter Arbeit vorzeitig vergreisten Sozialdemokraten als Satire mißverstanden, hat das Werk in den letzten Jahren, neben einigen offiziellen Ausgaben, vorwiegend als sozialisierter Nachdruck Verbreitung gefunden und somit dazu beigetragen, daß der Name des 1842 geborenen und 1911 mit seiner Frau Laura freiwillig aus dem Leben geschiedenen Lafargue auch hierzulande wieder bekannt geworden ist. Herausgegeben von Fritz Keller und mit einer kurzen Einleitung von Frigga Haug versehen liegt jetzt unter dem Titel **Geschlechterverhältnisse. Ausgewählte Schriften** (Hamburg/Berlin: Argument Verlag, 1995, 324 S.) eine kleine Auswahl aus dem umfangreichen publizistischen Werk Lafargues vor. Keller, der seiner Textsammlung ein umfangreiches biographisches Nachwort zu Lafargue beigegeben hat, sieht in diesem einen entschiedenen Vorkämpfer der Frauenemanzipation und insbesondere einen Verfechter jener weit über den im engeren Sinne politischen Bereich hinausgehenden sozialen Emanzipation, die in späteren Jahren mit den Namen Otto Gross, Wilhelm Reich und Ernest Bornemann verbunden ist und zeitweise mit dem sicherlich verkürzten Begriff einer „sexuellen Revolution" bezeichnet wurde. *„Utopie"*, so Kellers zusammenfassender Kommentar zu diesem in jeder Hinsicht undogmatischen Sozialisten, *„hat für ihn immer eine hedonistische und erotische Dimension."* Die von Keller ausgewählten und in Anmerkungen umfassend kommentierten zehn Texte Lafargues, bis auf zwei Ausnahmen zu dessen Lebzeiten bereits in deutscher Übersetzung publiziert, beschäftigen sich demzufolge mit dem „Mutterrecht", mit dem „Ehebruch in Gegenwart und Vergangenheit", mit dem „Mythos von Adam" und dem „Mythos von der unbefleckten Empfängnis" oder auch mit der „Frauenfrage" im allgemeinen; zuguterletzt begleitet der Leser Papst Pius IX. ins Paradies und lauscht als Abwechslung der Predigt einer Kurtisane. Im Anhang enthält der Band biographische Daten zu Lafargue, Hinweise auf biographische Texte sowie eine ausgewählte Bibliographie seiner deutschsprachigen Publikationen.

Zeiten gab es, in denen tatsächlich auch Sozialdemokraten etwas zu lachen hatten. 1879 - im Jahr zuvor war das Sozialistengesetz verabschiedet worden und hatte u.a. zur Einstellung zahlreicher sozialdemokratischer Zeitschriften geführt - begann Wilhelm Blos mit der Herausgabe des „Wahren Jacob". Nach zehn Ausgaben wurde die Zeitschrift im März 1881 verboten, um drei Jahre später im Stuttgarter Dietz Verlag wieder das Licht der Welt zu erblicken. Im Inflationsjahr 1923 mußte sie ihr Erscheinen wieder einstel-

len und wurde in den Jahren 1924 bis 1927 durch „Lachen links" ersetzt. Ab 1928 erschien sie erneut mit altem Namen, um mit der Nummer 9 des 54. Jahrganges vom 4. März 1933 endgültig von der Bildfläche zu verschwinden. Heute, so **Udo Achten** in dem von ihm herausgegebenen und eingeleiteten großformatigen Band **Der wahre Jacob. Ein halbes Jahrhundert in Faksimiles** (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachfolger 1994, 264 S.) findet man keine Bibliothek und kein Archiv, in dem der „Wahre Jacob", der in seinen besten Zeiten eine Auflage von knapp 370.000 Exemplaren hatte, vollständig vorhanden ist. Die Aufgabe dieses neben dem „Süddeutschen Postillon" wohl einflußreichsten sozialistischen Witzblattes der deutschen Sozialdemokratie bestand darin, so Friedrich Wendel 1929 in einer Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen des „Wahren Jacob", *„mit der Waffe der Satire wider Monarchie und Mammonismus anzugehen"*. Beim vergnüglichen Blättern in dieser Dokumentation, die auch Geschichtsbuch sein will, stellt sich unweigerlich die Frage, woran es wohl liegen mag, daß die große Zeit solcher satirischen Zeitschriften offensichtlich vorbei ist - da drängt sich dann der Verdacht auf, daß die seinerzeit satirisch auf die Schippe genommene Politik heutzutage längst zur Satire ihrer selbst verkommen ist.

Bereits Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre waren die Dokumente und Protokolle der Regierung der Volksbeauftragten 1918/19, des Kabinetts Scheidemann (13.2.1919-20.6. 1919) sowie des Zentralrats der deutschen sozialistischen Republik (19.12.1918-8.4.1919) veröffentlicht worden; zusammen mit dem bereits 1919 gedruckten (und in den siebziger Jahren zweimal neu aufgelegten) Protokoll des „Allgemeinen Kongresses der Arbeiter- und Soldatenräte" vom Dezember 1919 lagen damit wesentliche Dokumente der deutschen Revolutionsgeschichte der Jahre 1918/19 vor. Nicht dokumentiert war bisher die Tätigkeit des „Vollzugsrates der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte", *„der vom 10. November bis zum 1. Reichsrätekongreß (16.-20. Dezember 1918) als (provisorische) zentrale Instanz der deutschen Arbeiter- und Soldatenräte und - wenn auch nicht unumstritten - als oberstes gesetzgebendes und auch vollziehendes Organ der Republik verstanden wurde"*. Diese Lücke ist jetzt durch den von **Gerhard Engel, Bärbel Holtz** und **Ingo Materna** herausgegebenen Band **Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom Ausbruch der Revolution bis zum 1. Reichsrätekongreß** (Berlin: Akademie Verlag 1993, 958 S.) geschlossen worden, wobei, wie aus Hinweisen in der Einleitung der Herausgeber hervorgeht, weitere Dokumentationsbände zur Tätigkeit des Berliner Vollzugsrates, der nach dem 1. Reichsrätekongreß für Groß-Berlin zuständig blieb, folgen sollen. In ihrer Einleitung skizzieren die Herausgeber die Entstehung sowie Stellung, Zusammenstellung und Aktivitäten der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte und widmen sich anschließend der Überlieferungsgeschichte der abgedruckten Dokumente. Nahezu vollständig überliefert sind die Sitzungsprotokolle des Vollzugsrates, während die Dokumente der einzelnen Ausschüsse als weitgehend verloren betrachtet werden müssen. Der allergrößte Teil der Dokumente, insbesondere der Sitzungsprotokolle, stammt aus jenem Bestand, den Richard Müller, Vorsitzender des Vollzugsrates, 1925 dem damaligen Reichsarchiv verkauft hatte und der sich heute im Bundesarchiv, Abteilung Potsdam befindet; ergänzt wird dieser Bestand durch Dokumente aus anderen Archiven sowie den persönlichen Nachlässen von Paul Levi und Emil Barth. Abgedruckt sind in dem durch ein Personen- und Sachregister abgeschlossenen Band insgesamt 151 mit ausführlichen Anmerkungen versehene Dokumente - Flugblätter, Aufrufe, Bekanntmachungen, Verordnungen, Erklärun-

gen und insbesondere Sitzungsprotokolle -, beginnend mit einem Flugblatt von Ende Oktober 1918, in dem dazu aufgerufen wird, den Gestellungsbefehlen keine Folge zu leisten und endend mit der „Gemeinsamen Bekanntmachung des Zentralrates und des Vollzugsrates" vom 21. 12. 1918, in der bekanntgegeben wird, daß *„der Zentralrat der deutschen sozialistischen Republik sich konstituiert und die Geschäfte für das Reich und Preußen übernommen (hat)"* und *„der Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte Groß-Berlins die Geschäfte für Groß-Berliner Angelegenheiten im Abgeordnetenhause weiter(führt)"*.

„Und dann geschah das Unglaubliche. Die sozialdemokratischen Führer, widerwillig von den sozialdemokratischen Massen auf den leeren Thron gehoben, mobilisierten unverzüglich die alten herrenlos gewordenen Palastwachen und ließen ihre eigenen Anhänger wieder hinaustreiben. Ein Jahr später saßen sie selber wieder draußen vor der Tür - für immer. Die deutsche Revolution von 1918 war eine sozialdemokratische Revolution, die von den sozialdemokratischen Führern niedergeschlagen wurde: ein Vorgang, der in der Weltgeschichte kaum seinesgleichen hat." Heutzutage, sicherlich auch bedingt durch die seither erschienene und auch für Fachleute kaum noch zu überblikkenden Forschungsergebnisse zur deutschen Revolution der Jahre 1918/19, dürfte wohl kaum noch jemand den Mut aufbringen, eine solchermaßen dezidiert Stellung beziehende Geschichte der damaligen Ereignisse vorzulegen, wie dies **Sebastian Haffner** mit seiner zuerst 1968 als „Stern"-Serie publizierten und ein Jahr später erstmals als Buch erschienenen Arbeit getan hat. Unter dem Titel **Der Verrat. 1918/19 - als Deutschland wurde, wie es ist** (Berlin: Verlag 1900 Berlin 1993, 208 S.) liegt Haffners bewußt provokativ gehaltene Auseinandersetzung mit diesem Kapitel deutscher Geschichte, die im Zusammenhang mit einer Reihe weiterer historischer Untersuchungen („Die sieben Todsünden des Deutschen Reiches", „Der Teufelspakt", „Anmerkungen zu Hitler") zu lesen ist, in einer mit zahlreichen Fotos und Illustrationen sowie dem Nachwort Haffners zu einer Ausgabe im Jahre 1979 und einem aktuellen Nachwort von Uwe Soukup versehenen Neuauflage vor. Haffner weiß sich frei von den akademischen Skrupeln der Fachhistoriker; er versteht seine Geschichtsschreibung als eine explizit politische Stellungnahme zu einem Geschehen, das vordergründig Jahrzehnte zurückliegt, tatsächlich aber die deutsche Geschichte bis in die Gegenwart hinein bestimmt - nicht nur bis ins Jahr 1968, als der Text zum erstenmal erschien, sondern tatsächlich bis heute, bis in die Jahre nach dem Zusammenbruch des autoritären DDR-Regimes. Die von Haffner berichteten Details aus den Monaten vom Herbst 1918 bis zum Frühjahr 1919, mit einem Ausblick auf den Kapp-Putsch und die Märzrevolution 1920, sind bekannt; was Haffners Text von der in dieser Hinsicht - und das gilt insbesondere auch für die legitimatorische Geschichtsforschung parteikommunistischer Provenienz - eher sterilen akademischen Geschichtsschreibung unterscheidet, ist die Lust an explizit zugespitzten und dadurch immer wieder den Nagel auf den Kopf treffenden Formulierungen: *„Es macht Ebert und Noske nicht sympathischer, daß sie keine Schurken größeren Formats waren, sondern Biedermänner. Das Monströse ihrer historischen Tat findet keine Entsprechung in ihrem privaten Charakter. Wenn man nach ihren Motiven sucht, findet man nichts Dämonisches oder Satanisch-Großartiges, nur Banales: Ordnungsliebe und kleinbürgerliches Strebertum... Das Scheußliche wurde mit treuherzig aufblickendem Biedersinn getan."*

Zu seiner Zeit ist Otto Gross (1877 - 1920) ohne Zweifel eine bekannte Persönlichkeit in der politischen und künstlerischen Bohème gewesen. Für Franz Jung, der noch nach seinem Tod des öfteren auf ihn hingewiesen hat, war er eine wichtige Bezugsperson, Karl Otten, Johannes R. Becher, Max Brod, Leonhard Frank, Franz Werfel und andere haben ihm literarische Denkmäler gesetzt und Carl Schmitt hat ihn 1922 in seiner „Politischen Theologie" in eine Reihe mit den großen Antietatisten Babeuf, Bakunin und Kropotkin gestellt. Otto Gross war von seiner Ausbildung her Psychiater und Psychoanalytiker, als „Kulturkritiker" trat er für eine erotisch fundierte und mutterrechtlich strukturierte Gesellschaft ein und insbesondere scheint er der Sohn der gleichermaßen berüchtigten wie berühmten Kriminologen Hans Gross gewesen zu sein. Als abtrünniger Schüler von Freud, dem seine gesellschaftskritischen Ansätze erheblich zu weit gingen, wird er von manchen als Vorläufer von Wilhelm Reich betrachtet, ohne aber ein allzu umfangreiches Werk hinterlassen zu haben. Seine Faszination, die über vielfache Bekanntschaften bis ins akademische Milieu um Max Weber ausstrahlte, scheint eher von seiner Persönlichkeit und seinem extremen Lebenswandel ausgegangen zu sein, was ein eher genügsames Publikum seit jeher in ästhetischer Verzückung mit köstlich schauerlicher Wollust zu genießen weiß. Nachdem Gross in den siebziger Jahren wiederentdeckt und 1980 sogar eine allerdings kaum zur Kenntnis genommene Auswahl seiner Texte publiziert wurde, hat sich **Michael Raub** jetzt die Aufgabe gestellt, den verlorenen Sohn endgültig wieder heimzuholen. In seiner Arbeit **Opposition und Anpassung. Eine individualpsychologische Interpretation von Leben und Werk des frühen Psychoanalytikers Otto Gross** (Frankfurt am Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien: Verlag Peter Lang, 1994, 287 S.) rückt er dem Abtrünnigen mit dem Kriterienkatalog Alfred Adlers zu Leibe. Demzufolge läßt sich der Lebensentwurf von Otto Gross in seinem *„finalen Streben"* aus seiner grundsätzlichen Opposition gegen seinen realen Vater und gegen die Vätergesellschaft als ganzer erklären, die aber einhergeht mit einer tiefsitzenden Angst vor einer offenen Konfrontation mit der dem Opponenten übermächtig scheinenden Dominanz der Väter. Keine Frage, daß Gross bei seiner Verwicklung in die Dialektik von Verzärtelung und Entmutigung, von Minderwertigkeitsgefühl und Überlegenheitskomplex, von Vaterliebe und Vaterhaß den von Adler übernommenen Raubschen Kriterien eines gelungenen Lebens nicht gerecht werden kann. Sein Bohèmeleben, geprägt von Rauschbedürfnis, Spontanismus, Nonkonformismus, praktischer Libertinage und sakralem Eros *„läßt es weder zu, ein geordnetes Leben in den von der Individualpsychologie benannten Lebensbereichen Arbeit, Liebe und Gemeinschaft zu führen noch konsequente 'Vorarbeit' oder Agitation für die Umgestaltung der Gesellschaft zu leisten"*. Dieses Mißlingen wiederum ist in dieser Sichtweise letztlich nichts anderes als eine Reaktion auf die ersten Anfänge einer „vaterlosen Gesellschaft", die ihre Söhne in früher Unordnung und stetem Leid zurückläßt. Indem sich somit Leben und Werk von Otto Groß als individueller Ausdruck einer gesellschaftlichen Krise lesen lassen, ist er auf diesem Weg in den Schoß der Vätergesellschaft zurückgeführt worden, was dem interessierten Leser aber nicht die Lust an der Lektüre der Texte von Otto Gross rauben sollte.

Als im Sommer 1984 die Staatliche Kunsthalle Berlin mit einer ersten Retrospektive das künstlerische Werk des 1890 geborenen und 1955 gestorbenen **Rudolf Schlichter** vorstellte, war dieser auch in der interessierten Öffentlichkeit kaum bekannt. Dabei gehörte Schlichter in den zwanziger Jahren in Berlin jahrelang zu jenem intellektuellen Milieu, von dessen Ruf die Stadt bis heute zehrt. 1919 aus Karlsruhe in das damalige

intellektuelle Zentrum Deutschlands gekommen, hatte er sich noch im gleichen Jahr der KPD angeschlossen; aber bereits um das Jahr 1927 gab es im Zusammenhang mit der Begegnung mit seiner späteren Frau Speedy eine grundlegende, mit einer Hinwendung zum Katholizismus und zur politischen Rechten verbundene Wandlung im Leben Schlichters. 1932 kehrte er in seine süddeutsche Heimat zurück, wo er unter Schwierigkeiten die nationalsozialistische Herrschaft überlebte - u.a. war er kurzfristig wegen *„unnationalsozialistischer Lebensführung"* inhaftiert. Schlichters Wandlung war auch mit einer Hinwendung zum Schreiben verbunden. 1931 veröffentlichte er die Erzählung **Zwischenwelt. Ein Intermezzo**, die jetzt, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Dirk Heißerer, in einem Nachdruck wieder vorliegt (Berlin: Edition Hentrich, 1994, 112 S.). Schlichter thematisiert in dieser autobiographischen Erzählung das *„Qualglück"* der Begegnung mit einer Frau, die in ihm *„die harte Kruste marxistischer Dogmen, die künstlerische Wand intellektualistischer Konstruktionen"* aufbricht und ihm auch ansonsten *„in wohlklingender französischer Sprache"* einiges nahezubringen weiß: *„Überhaupt hätte sie, fuhr sie gereizt fort, zu ihrem Bedauern feststellen müssen, daß die Männer des neuen Deutschland keine wahre Leidenschaft besäßen, daß sie tückisch, verlogen und in zivilen Dingen feige wären, im Grunde nur Männergesellschaft liebten und die Frau höchstens als Geschlechtsmaschinerie oder bestenfalls als nützliches Haushaltungstier gelten ließen, unter deren Fittiche man sich flüchte, wenn es einem gerade passe. Die kalte egoistische Sinnlichkeit des Biertrinkers und Debattierers, der sie hier immer wieder begegne, ekle sie an."* Im Anschluß an diese Erzählung veröffentlichte Schlichter 1932 und 1933 unter den Titeln „Das widerspenstige Fleisch" und „Tönerne Füße" zwei autobiographische Bände, denen er nach dem Krieg einen dritten hinzufügen wollte, ein Projekt allerdings, das nie realisiert wurde. Nachdem die ersten beiden Bände 1991 und 1992 neu aufgelegt worden sind, liegt jetzt, herausgegeben und mit einem Nachwort von Dirk Heißerer sowie einem Essay „Nähe zum Gegenstand" von Günter Metken unter dem Titel **Die Verteidigung des Panoptikums. Autobiographische, zeit- und kunstkritische Schriften sowie Briefe 1930 - 1955** (Berlin: Edition Hentrich, 1995, 423 S.) ein Band vor, der das Projekt des dritten Bandes der Autobiographie mit einer von Schlichter an seinem Lebensende geplanten „Malerbiographie", die Texte unterschiedlichster Art enthalten sollte, verbindet. Von dem geplanten dritten Band der Autobiographie sind nur ein erstes Kapitel („August 1914") und einige Seiten eines zweiten Kapitels („Das Hinterland") erhalten; an weiteren autobiographischen Texten erwähnenswert sind das auf Abrechnung zielende Porträt Karl Plättners („Karl, der Terrorist. Portrait eines Berufsrevolutionärs") - die Bemerkungen Metkens zu diesem Text lassen vermuten, daß der Autor sein Bild von der RAF in die zwanziger Jahre zurückprojiziert - sowie der die bedrükkende Atmosphäre der späten dreißiger Jahre einfangende Text „Der Mann, der nicht lachte". Die kunstkritischen Schriften sind geprägt von Schlichters konservativer Wende und seinen Abneigungen gegenüber der abstrakten Kunst, während er in den zeitkritischen Schriften aus den vierziger Jahren - insbesondere in seinem kurzen Essay über Karl May, der mit seinem Old Shatterhand die exemplarisch *„saubere Schießbudenfigur neudeutsch idealistischer Prägung"* geschaffen hat - auf bissige Weise mit dem geduckten und spießigen Zeitgeist abrechnet: *„Das eigentlich apokalyptische Ungeheuer ist... der vielbeschrieene und so verschwenderisch mit Lob bedachte 'kleine Mann' unserer sozialen Lesefibeln, kurz das, was man gemeinhin den Klein- oder Spießbürger nennt, ganz gleich, ob er in Arbeitsfrontuniform, im Gesellschaftsanzug, im Overall oder als Militär auftritt."* Erwähnenswert ist noch der Briefwechsel mit Eva

und George Grosz aus den Jahren 1948 bis 1953 und hinzuweisen bleibt schließlich auf das Register für alle drei Bände der Autobiographie.

Der französische Naturwissenschaftler und Widerstandskämpfer **Léon Schirmann** hat sich bereits mit seinem Buch über den Berliner Blutmai 1929 verdient gemacht. Jetzt liegt unter dem Titel **Altonaer Blutsonntag 17. Juli 1932. Dichtungen und Wahrheit** (Hamburg: Ergebnisse Verlag, 1994, 168 S.) eine Untersuchung über ein Ereignis vor, das der Papen-Regierung den Anlaß gab, mit dem sogenannten „Preußenschlag" die sozialdemokratisch geführte preußische Regierung, das letzte republikanische Bollwerk in Deutschland, abzusetzen. Die Untersuchung ist auf zwei Bände angelegt, wobei der vorliegende erste Band die historischen Ereignisse und die amtlichen Fälschungen aufzeigt und ein zweiter Band die gerichtlichen Folgen des Blutsonntags bis in das Jahr 1993 dokumentieren soll. Aufgrund systematischer Forschungen im Gerichtsarchiv in Schleswig kann Schirmann nachweisen, daß Altonaer Staatsanwälte noch vor der NS-Zeit Beweisstücke fälschten, um die These eines kommunistischen Feuerüberfalls zu belegen. Diese „Beweise" bildeten u.a. die Grundlage für die ersten vier legalen Todesurteile der NS-Zeit. Diese wurden erst im November 1992 in einem Wiederaufnahmeverfahren, in dem das von Schirmann vorgelegte Material berücksichtigt wurde, aufgehoben.

Am 9. November 1930 erschien in Bochum die erste Ausgabe einer Zeitschrift, die zum Kristallisationskern einer der linksradikalen Tradition der frühen zwanziger Jahre verpflichteten rätekommunistisch ausgerichteten Gruppierung jenseits von Sozialdemokratie und Parteikommunisten werden sollte: „Der Rote Kämpfer. Marxistische Arbeiter-Zeitung". Herausgegeben wurde die Zeitschrift von oppositionellen Kreisen der Sozialistischen Arbeiter-Jugend im SPD-Bezirk Westliches Westfalen um Heinz Hoose, der schon im folgenden Jahr, nachdem der Parteivorstand der SPD festgestellt hatte, daß es sich beim „Roten Kämpfer" um *„ein parteifeindliches und parteischädigendes Organ"* handelt, das in seiner *„ganzen Art kommunistischer Spaltungsarbeit dient"*, aus der Partei ausgeschlossen wurde. Zu diesem Zeitpunkt wurde die Zeitschrift bereits, vermittelt über Fritz Sternberg, von oppositionellen Studenten und Jungsozialisten in Köln herausgegeben (Nr. 4 - 8 vom Frühjahr bis Sommer 1931), für die Nr. 9 wurde als Erscheinungsort Köln/Berlin, und für die Nr. 10 (Ende November 1931) Berlin/Dresden angegeben. Vermittelt über Bernhard Reichenbach, seinerzeit Mitbegründer der KAPD und in den frühen dreißiger Jahren im Rheinland lebend, hatten die ehemals führenden Köpfe der KAPD Karl Schröder und Alexander Schwab, die Mitte der zwanziger Jahre - ohne jedoch an ihren politischen Überzeugungen Abstriche vorzunehmen - in die SPD zurückgekehrt und zudem Mitarbeiter der von Paul Levi geleiteten „Sozialwissenschaftlichen Vereinigung" waren, entscheidenden Einfluß auf den „Roten Kämpfer" gewonnen. Damit begann im eigentlichen Sinne die Geschichte der Gruppierung, die als „Rote Kämpfer" in die Geschichte eingegangen ist. Jener Teil der Vorgeschichte, der mit der Zeitschrift „Rote Kämpfer" verknüpft ist, läßt sich jetzt in der von dem ausgewiesenen Experten für ruhrgebietsspezifische Milieus und Mentalitäten **Peter Friedemann** und **Uwe Schledorn** unter dem nicht ganz nachvollziehbaren Titel - schließlich richteten sich die „Roten Kämpfer" nicht nur gegen Rechts, sondern aus guten Gründen auch gegen Links, jene sozialdemokratische und parteikommunistische Linke nämlich, die sich dem Kampf gegen Rechts eben nicht gewachsen zeigte - **Aktiv gegen Rechts. Der Rote Kämpfer - Marxistische Arbeiterzeitung 1930-1931**

(Essen: Klartext Verlag, 1994, 304 S.) herausgegebenen Dokumentation nachlesen. Der Band enthält einen mit kommentierenden Anmerkungen versehenen Nachdruck der zehn Ausgaben des „Roten Kämpfer", einen der gemäßigt heroisierenden Geschichtsschreibung verpflichteten biographischen Beitrag von Peter Friedemann zu Heinz Hoose, einen Beitrag von Uwe Schledorn zur Entstehung der Zeitschrift „Rote Kämpfer" sowie Fotos und einen dokumentarischen Anhang.
Die „Roten Kämpfer" um Schröder und Schwab waren nach der Einstellung der Zeitschrift im November 1931 - danach erschienen noch die hektographierte „RK-Korrespondenz", Rundschreiben, Zirkulare und, bereits in der Illegalität der „Arbeiterkommunist", die zu dokumentieren sicherlich auch lohnend sein würde - und nach der frühen Orientierung auf eine illegale Arbeit noch bis 1936 aktiv, ehe ihnen im November dieses Jahres die Gestapo auf die Spur kam, was bis zum Mai 1937 zu rund 150 Verhaftungen führte. Zu den Verhafteten zählten neben Franz Jung, der nach vier Monaten wieder entlassen wurde, auch Alexander Schwab, der im November 1943 im Zuchthaus Zwickau starb, und Karl Schröder, der nach einer vierjährigen Odyssee durch verschiedene Gefängnisse und Lager Ende 1940 entlassen wurde. 1947, drei Jahre vor seinem Tod, hatte Schröder, der in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren eine ganze Reihe von zwar weitgehend vergessenen, nichtsdestotrotz aber auch heute noch lesenswerten Romanen veröffentlicht hatte, die Erzählung „Die letzte Station" publiziert, in der er die Geschichte seiner Haft aufarbeitet. *„Die auf den folgenden Blättern erzählten Vorgänge sind 'Wirklichkeit', aber keine Photographie und keine Biographie."* Dieser dem Text vorangestellter Satz deutet bereits an, daß es Schröder nicht darum ging, die individuelle Geschichte seiner Gefängnis- und Lagerzeit rein faktenmäßig darzustellen. Im Zentrum steht vielmehr der Versuch einer mentalen und intellektuellen Selbstvergewisserung und zwar auf dem Hintergrund der angesichts der Erlebnisse gerade auch mit politischen Gefangenen fragwürdig gewordener ideologischen Traditionen. *„Im Kern zielt der Text"*, so die Einschätzung von Habbo Knoch in seinem Beitrag „Schreiben als Befreiung?" zu der Neuausgabe von Schröders Text **(Karl Schröder, Die letzte Station, Bremen: Edition Temmen, 1995, 177 S.)**, *„auf die illusionäre Verblendung und dadurch bedingte Handlungsunfähigkeit in großen Teilen der Arbeiterbewegung..."* Durchaus anknüpfend an seine Romane, ist auch „Die letzte Station", nur eben diesmal nicht auf dem Hintergrund einer fiktiven, sondern einer realen Geschichte, der Versuch, einen Beitrag zu jener *„Selbstbewußtwerdung"* zu liefern, die von der KAPD einstmals für das Proletariat eingefordert worden war und die jetzt eher zu einer Angelegenheit von Individuen geworden war, die nicht nur den Nationalsozialismus überlebt hatten, sondern auch endgültig vor den Trümmern ihrer einstmals mit der Arbeiterbewegung verbundenen Hoffnungen standen. Neben dem bereits erwähnten Text von Habbo Knoch enthält die in der Schriftenreihe des „Dokumentations- und Informationszentrums Emslandlager" erschienene Neuausgabe von Schröders Text ein editorisches Vorwort des Herausgebers Fietje Ausländer, einen Bericht des insbesondere durch seine dreibändige Arbeit über die erste deutsche, die „Mainzer Republik" bekannt gewordenen Historikers Heinrich Scheel über seine Begegnungen mit Karl Schröder in den dreißiger Jahren, einen Bericht von Schröders Tochter Ursula Lamm über einen Besuch ihres Vaters im Zuchthaus sowie Dokumente zur politischen Biographie Schröders und Literaturhinweise zu Schröder, zur KAPD und zu den „Roten Kämpfern".

Die freiwillige Anbindung und Unterordnung der Reichswehr an bzw. unter das nationalsozialistische Regime muß als ein entscheidender Mosaikstein in der Geschichte des Versagens der konservativ-bildungsbürgerlichen deutschen Eliten gegenüber dem rassistischen Terrorregime der Nationalsozialisten gesehen werden. Eine wichtige Etappe bei dieser Unterordnung unter die politischen Ziele Hitlers markiert der Schlag vom Juni 1934 gegen die SA, die in den Jahren vor der Machtübernahme eine außerordentlich wichtige Rolle als Propagandainstrument und in den Straßenkämpfen gespielt hatte und sich im Laufe des Jahres 1933 durch zahlreiche Neueintritte und z.B. die Übernahme von rund einer Million Mitgliedern des „Stahlhelm" zu einem auch in militärischer Hinsicht wichtigen Machtfaktor entwickelt hatte. Es war nahezu unausweichlich, daß sich die Spannungen zwischen Reichswehr und SA, die bereits durch das vom Reichswehrminister Groener im April 1932 ausgesprochen SA-Verbot angeheizt worden waren, verstärken mußten. Hitler selbst, so **Immo von Fallois** in seiner Arbeit **Kalkül und Illusion. Der Machtkampf zwischen Reichswehr und SA während der Röhm-Krise 1934** (Berlin: Duncker & Humblot 1994, 198 S.), hatte sich bereits frühzeitig, eingebunden in seine politischen Vorstellungen zur Eroberung neuen Lebensraums im Osten, *„für das Heer als Träger des Waffenmonopols gegenüber der SA"* entschieden. In einer Rede am 28. Februar 1934 im Reichswehrministerium vor den Spitzen der Reichswehr, der SS und der SA, in einer Zeit also, als die Spannungen zwischen Reichswehr und SA ihrem Höhepunkt entgegengingen, ließ Hitler keinen Zweifel daran, daß die SA *„zum militärpolitischen 'Hilfswerkzeug' der Reichswehr degradiert"* wurde und auch dies nur *„für eine Übergangszeit..., bis die Reichswehr ihre volle Mannschaftsstärke erreicht hatte"*. Am 30. Juni 1934 schließlich erfolgte, mit *„erheblich*(er) *und weitgehend*(er)" Unterstützung der Reichswehr, von der *„wenigstens Teile... über ein bevorstehendes Vorgehen gegen die SA gewußt haben müssen"*, der entscheidende Schlag gegen die mit ihrer Stellung im neuen System unzufriedenen SA-Führer; Ernst Röhm, seine Anhänger in der obersten SA-Führung und zahlreiche weitere Personen wurden von SS-Verbänden ermordet, wobei *„Teile der Reichswehr während der gewalttätigen Aktionen bis einschließlich des 1. Juli kooperativ dem nationalsozialistischen Staate zur Seite standen"*. Kurze Zeit später, nach dem Tod des Reichspräsidenten Hindenburg, leistete die Reichswehr, die bereits im Frühjahr des gleichen Jahres freiwillig den sogenannten „Arierparagraphen" in ihre Personalpolitik übernommen hatte, ohne daß eine entsprechende Weisung vorlag, freiwillig den Eid auf den „Führer Adolf Hitler", um diesem schließlich ohne wenn und aber in die schon damals geplanten Vernichtungskriege zu folgen, ehe sich dann einige wenige, als sie erkannten, daß der Krieg verloren war, viel zu spät und nach langen Diskussionen zu einem Attentatsversuch auf ihren Führer aufrafften.

In der Bundesrepublik hat man den Widerstand gegen den Nationalsozialismus lange Zeit auf jene nationalkonservativen Kreise reduziert, die mit dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 in Verbindung gebracht werden konnten. Man darf wohl vermuten, daß diejenigen, die diese Sicht der Dinge propagiert haben und sich dabei auf die Tradition eines sogenannten „anderen Deutschland" glaubten berufen zu können, sich durchaus der Tatsache bewußt waren, daß die in diesen nationalkonservativen Kreisen verbreiteten gesellschaftspolitischen Vorstellungen wenig mit jenem Demokratieverständnis zu tun hatten, das in der Tradition der englischen, französischen und amerikanischen Revolution steht und von der politischen Klasse der Bundesrepublik doch auch für sich in Anspruch genommen wurde und wird. Es hat lange gedauert, ehe dieser of-

fensichtliche Widerspruch auch in der historischen Forschung thematisiert und damit, wie **Nicolai Hammersen** in seiner Arbeit **Politisches Denken im deutschen Widerstand. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte neokonservativer Ideologien 1914-1944** (Berlin: Duncker & Humblot 1993, 296 S.) konstatiert, bewußt wurde, *„daß der nationalkonservative Widerstand für eine demokratische Traditionslegung der Bundesrepublik das untaugliche Objekt ist, da seine politisch-gesellschaftlichen Vorstellungen und Zielsetzungen wohl kaum als Quelle liberal-demokratischen Denkens in Frage kommen"*. Tatsache ist, daß der nationalkonservative Widerstand in inhaltlicher Sicht in genau jener antiwestlichen und antidemokratischen deutschen Tradition zu verorten ist, deren Vertreter für die Machtübernahme der Nationalsozialisten in entscheidendem Maße mitverantwortlich sind; nicht von ungefähr zählten viele derjenigen, die sich später, den Untergang ihres Nationalstaats vor Augen, dem Widerstand anschlossen, in den frühen Jahren des nationalsozialistischen Regimes zu dessen zum Teil euphorischen Befürwortern. *„So gingen"*, stellt Hammersen zurecht fest, *„politischer Konservatismus und NS-Bewegung schon vor 1933 eine enge Verbindung ein. Sie führte dazu, daß der Nationalsozialismus - sozialgeschichtlich gesehen - vor allem durch die Unterstützung der 'alten' Eliten an die Macht kam."* Hammersen läßt in seiner Arbeit die tragenden ideologischen Pfeiler des von der Gegenrevolution des 19. Jahrhunderts, von der politischen Romantik und vom Bewußtsein eines deutschen Sonderweges geprägten und in sich konsistenten Weltbildes dieser Eliten noch einmal Revue passieren: Liberalismus, Individualismus, Demokratie, Parlamentarismus, Parteienstaat - von Marxismus erst gar nicht zu reden - unterlagen einer grundsätzlichen Ablehnung, statt Zivilisation predigte man Kultur, statt Gesellschaft Gemeinschaft und dem Händler stellte man den Helden gegenüber. Aus all dem resultierte ein zutiefst antiliberales Gesellschaftsmodell, eine Art *„Volksgenossenschaft des nationalen Sozialismus"*, der keine Klassenkonflikte kannte und prinzipiell autoritär strukturiert war. Es lag in der Logik eines solchen Denkens, daß die Weimarer Republik von den konservativen Eliten in Wirtschaft, Politik und Militär sowie den Ideologen der konservativen Revolution bedingungslos abgelehnt und die Machtübernahme der Nationalsozialisten, über deren Funktionalisierung man sich mancherlei fatalen Illusionen hingab, weitgehend begrüßt wurde. Erst als man einige Jahre später angesichts der Entwicklung auf den Kriegsschauplätzen nicht mehr umhin konnte, sich zuzugestehen, daß das Experiment mit dem Nationalsozialismus endgültig gescheitert war, entschlossen sich einige wenige zögerlich zum Widerstand. Nicht zu übersehen ist aber die Tatsache, daß *„das politische Denken im deutschen Widerstand dabei noch weitgehend in jener wirkungsmächtigen antiliberalen Politiktradition (steht), die in Deutschland für lange Zeit das Votum zugunsten einer Demokratie westlichen Zuschnitts überlagerte und deren Akzeptanz auf breiter Basis verhinderte"*. Auch die Widerständler hielten an der Meinung fest, *„man sollte westlichen Verfassungsvorbildern nicht folgen, weil diese dem deutschen Wesen fremd seien, ihnen in Deutschland jede Tradition fehle, und sie deswegen auch nicht im Volksbewußtsein verankert sein könnten"*. Von welchem „anderen Deutschland" ein solcher Widerstand zeugt, inwieweit diese Traditionen in der heutigen Bundesrepublik noch weiter tradiert werden und ob sie tatsächlich für ein Demokratieverständnis im westlichen Sinn tauglich sind, darf aus guten Gründen hinterfragt werden.

Sich angesichts des nach präziser Planung ablaufenden Völkermordes der Nationalsozialisten an der jüdischen Bevölkerung Europas in detaillierten Nachweisen genauer Zahlen der Ermordeten zu verlieren, hat nicht nur einen moralisch anrüchigen Beige-

schmack, sondern steht immer auch im Verdacht, auf rechtsradikale Auschwitzleugner oder neurechts gewendete Relativierer der nationalsozialistischen Verbrechen zu reagieren. Tatsache aber ist, daß über die Zahl der ermordeten Juden seit mehr als fünfzig Jahren geforscht und öffentlich diskutiert wird und daß sich dieser Diskussion, die von Beginn an und verstärkt in den letzten Jahren von rechten Verharmlosungsstrategien begleitet wird, auch die Wissenschaftler stellen müssen und gestellt haben. In der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Band **Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus** (München: R. Oldenbourg Verlag 1991, 584 S.) resümiert **Wolfgang Benz** in aller Kürze die in den Hauptwerken der bisherigen Forschung genannten Zahlen; die Entscheidung, den in der seriösen wissenschaftlichen Literatur genannten Zahlen anhand von Länderstudien nachzugehen, begründet Benz damit, daß *„die Diskriminierung, Deportierung und Ermordung zwar auf einem einheitlichen Plan beruhte und vom Reichssicherheitshauptamt in Berlin gesteuert wurde, aber sowohl zeitlich als auch regional von vielen Besonderheiten geprägt war"*. Es sind gerade auch diese Besonderheiten, die die Lektüre der insgesamt siebzehn Studien zum Deutschen Reich, zu Österreich, Luxemburg, Frankreich und Belgien, zu den Niederlanden, zu Dänemark, Norwegen, Italien, Albanien, Griechenland, Bulgarien, Jugoslawien, Ungarn, zu der Tschechoslowakei, zu Rumänien, Polen und der Sowjetunion zu einem angesichts der behandelten Thematik zwar zutiefst deprimierenden, zugleich aber auch erhellenden Lektüre machen. Widerstand gegen die sogenannte „Endlösung" hat es in unterschiedlicher Form und unterschiedlichem Maße in vielen europäischen Ländern gegeben, so daß Benz feststellen kann, daß *„trotz eines fast überall vorhandenen genuinen Antisemitismus die reaktionären oder faschistischen Regimes in der Slowakei und Kroatien, in Ungarn, Rumänien und Bulgarien nicht bereit (waren), die einheimischen Juden ohne weiteres der deutschen Vernichtungsmaschinerie auszuliefern"*. Widerstand gegen die „Endlösung" gab es auch im Vichy-Frankreich und besonders in Italien zeigte man *„zum Ärger Berlins kein Verständnis für die Ausrottungspolitik gegenüber den Juden"*, im Gegenteil, man *„ging sogar weiter in der Protektion als die Balkanstaaten, denn auch im italienischen Besatzungsgebiet in Griechenland, in Südfrankreich und auf dem Balkan durften sich die Juden relativ sicher fühlen"*. Besonders hinzuweisen aber bleibt auf die Rettungsaktionen in Dänemark; hier gelang es nach Bekanntwerden der Deportationspläne, rund 7.900 Personen, nahezu die gesamte dänische jüdische Bevölkerung, nach Schweden überzusetzen. Die nach Theresienstadt deportierten dänischen Juden konnten nach entsprechenden Verhandlungen noch Mitte April 1945 mit einem Konvoi aus 35 Autobussen des Schwedischen Roten Kreuzes nach Dänemark zurückgebracht werden. Hermann Weiß kann zurecht feststellen, daß *„die Rettung der Juden Dänemarks ein einmaliger Vorgang in der Geschichte der 'Endlösung' (blieb)"*. Das aber heißt auch, daß sich, so resümiert Benz die Ergebnisse der siebzehn Studien, *„in der Gesamtbilanz... ein Minimum von 5,29 Millionen und ein Maximum von knapp über sechs Millionen"* planmäßig ermordeter Juden ergibt.

Der Name des im April 1940 errichteten, am 17. Januar 1945 von der SS evakuierten und am 27. Januar 1945 von der Roten Armee befreiten Konzentrationslagers Auschwitz steht stellvertretend für den nationalsozialistischen Völkermord an den europäischen Juden. Von den mehr als eine Million nach Auschwitz-Birkenau deportierten Juden wurden die meisten von der Rampe weg direkt in die Gaskammern geschickt und ermordet. Von den über 400.000 registrierten und numerierten Häftlingen in Auschwitz

und seinen Nebenlagern überlebte nur ungefähr die Hälfte; die andere Hälfte wurde durch „Arbeit vernichtet", verhungerte oder wurde bei medizinischen Experimenten oder auf andere Weise ermordet. Von den im Januar 1945 evakuierten mehr als 60.000 Häftlingen kamen viele auf den „Todesmärschen" oder nach der Ankunft in anderen deutschen Konzentrationslagern um. Die Lagerverwaltung führte über ihre mörderischen Aktivitäten pflichtgemäß Buch, unter anderem wurden auch - in dreifacher Ausführung - „Sterbebücher" geführt; die meisten Dokumente und Akten wurden jedoch bei der Evakuierung im Januar 1945 vernichtet. Der Roten Armee fielen bei der Befreiung noch insgesamt 46 „Sterbebücher" in die Hände, ein weiteres befindet sich im Rijksinstitut voor Oorlogsdocumentatie in Amsterdam und auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Groß-Rosen wurden in den fünfziger Jahren 276 Seiten aus den „Sterbebüchern" 5 und 31 des Jahrgangs 1942 gefunden. Erst in den Jahren 1991 und 1992 wurden die 46 Bände, die seinerzeit von der Roten Armee gefunden worden waren und seither in der Sowjetunion aufbewahrt wurden, dem Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau überreicht. Ein „Sterbebuch" enthält jeweils 1.500 Einträge; als Todesort wurde „Auschwitz, Kasernenstraße" angegeben, die Todesursachen wurden durchweg gefälscht. Herausgegeben vom **Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau** liegt jetzt unter dem Titel **Sterbebücher von Auschwitz. Fragmente** (München/New Providence/London/Paris: K.G. Saur Verlag, 1993, 3 Bde., 317, 215, 1.653 S.) eine dreibändige Dokumentation vor, die in den Bänden 2 und 3 die Namen der in den noch vorhandenen „Sterbebüchern" verzeichneten Ermordeten sowie in einem Annex weitere mehr als 11.000 Namen von Ermordeten - insgesamt werden 80.010 Namen verzeichnet - überliefert. Der Band 1 enthält ein Reihe von Beiträgen, die über einzelne Aspekte des Lagers informieren (Tadeusz Paczula über „Schreibstuben im KL Auschwitz", Hermann Langbein über die SS-Ärzte, Kazimierz Smolen über Polen, sowjetische Kriegsgefangene sowie, zusammen mit Michael Zimmermann, über Sinti und Roma in Auschwitz, Yisrael Gutman und Shmuel Krakowski über Juden in Auschwitz), ein 28seitiges Verzeichnis der Transporte nach Auschwitz, eine Chronologie, Täterbiographien, eine Bibliographie, einen mehr als zweihundertseitigen Abbildungsteil sowie einen Beitrag von Thomas Grotum und Jan Parcer über „EDV-gestützte Auswertung der Sterbeeinträge", der detaillierte Angaben zu den „Sterbebüchern" sowie zu weiteren noch erhaltenen Dokumenten und zu ihrer Auswertung enthält. Nach dem „Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau" liegt damit eine weitere Dokumentation vor, die zumindest einen kleinen Einblick in die geschlossene Welt dieses Konzentrations- und Vernichtungslagers vermittelt.

Schon kurz nach Beginn des Zweiten Weltkrieges, seit 1940/41 taucht in den Planungen der Nationalsozialisten für die Nachkriegszeit der Begriff „Generalplan Ost" auf, später umbenannt in „Generalsiedlungsplan". Der „Generalplan Ost", an dem verschiedene Institutionen und Personen beteiligt waren und zu dem mehrere Entwürfe vorliegen, umfaßte, so **Czeslaw Madajczyk** in dem von ihm unter Mitarbeit von Stanislaw Biernacki, Karin Borck, Hans Henning Hahn, Eligiusz Janus, Blanka Meissner und Michael G. Müller herausgegebenen und eingeleiteten Band **Vom Generalplan Ost zum Generalsiedlungsplan** (München/New Providence/London/Paris: K.G. Saur, 1994, 576 S.), drei Komponenten *„einer Bevölkerungsordnung, die konsequent nach den ideologischen Vorgaben des nationalsozialistischen Rassismus projektiert worden war. Als erstes ging es um die Deportation und teilweise Ausrottung von 30 bis 40 Millionen*

'rassisch unerwünschter' Menschen, hauptsächlich Slaven, aus den zu kolonisierenden Gebieten... Zweitens war ein (vorwiegend agrarisches) Siedlungswerk vorgesehen, an dem einige Millionen Deutsche oder Menschen 'germanischer' Abstammung sowie Angehörige anderer germanischer Nationen... beteiligt sein sollten. Schließlich ging es um den massenhaften Einsatz für Zwangsarbeit..." Zeitgleich zu den Entwürfen des „Generalplans", der natürlich erst nach einem siegreich beendeten Krieg durchgeführt werden konnte und auf zwanzig bis dreißig Jahre projektiert war, erfolgte die sogenannte „Endlösung der Judenfrage", die in den Dokumenten des „Generalplans" kaum Erwähnung findet; die „Endlösung", so Czeslaw Madajczyk, erfolgte *„ohne Rücksicht auf die militärische Lage und andere durch den Krieg verursachte Umstände"*; sie war nicht abhängig von der Durchführung des „Generalplans Ost". Lange Jahre waren der Forschung kaum Dokumente zum „Generalplan Ost" bekannt. Die von Czeslaw Madajczyk zusammengestellte Dokumentation, Resultat einer „dreißig Jahre währenden Sucharbeit", enthält im ersten Teil *„104 Dokumente, in denen die Bezeichnung Generalplan Ost beziehungsweise Generalsiedlungsplan vorkommt und die über diesen Plan sowie seine Entwicklung berichten"* und in einem zweiten Teil 41 Anlagen, die *„in einem gewissen Zusammenhang"* mit dem „Generalplan Ost" stehen. Als Ergänzung zu dieser grundlegenden Dokumentensammlung lassen sich die insgesamt 17 Beiträge des von **Mechthild Rössler** und **Sabine Schleiermacher** unter Mitarbeit von Cordula Tollmien herausgegebenen Bandes **Der „Generalplan Ost". Hauptlinien der nationalsozialistischen Planungs- und Vernichtungspolitik** (Berlin: Akademie Verlag, 1993, 378 S.) lesen, die zum Teil auf Vorträgen einer bereits im Juli 1989 vom „Verein zur Erforschung der nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik" organisierten Tagung zum Thema basieren. Neben einigen Dokumenten aus dem Kontext des „Generalplans Ost", die in dem von Czeslaw Madajczyk herausgegebenen Band nicht enthalten sind, finden sich Beiträge zu unterschiedlichen Themen, u.a. eine Überblicksdarstellung von Karl Heinz Roth über „Forschungsstand, Quellenprobleme, neue Ergebnisse", mehrere Beiträge über die Rolle sozialwissenschaftlicher Experten bei der Ostplanung, Beiträge über Stadt- und Landschaftsplanung sowie einen Beitrag von Wolfgang Wippermann, der die Frage nach der „Modernität" des „Generalplans Ost" mit entsprechenden Hinweisen auf die Geschichte der deutschen Ostkolonisation entschieden verneint und gegenüber Roth die These vertritt, daß die wissenschaftlichen und technokratischen Planungseliten gegenüber den tradierten und ideologisch vorgegebenen *„ostimperialistischen und rassistischen Vorstellungen"* sekundär sind.

Die Beschäftigung mit der zwölfjährigen Terrorherrschaft der Nationalsozialisten, mit den Enstehungsbedingungen der Machtübernahme 1933 sowie den Auswirkungen dieser Herrschaft nach der Befreiung hat eine auch für Fachhistoriker nicht mehr zu überblickende Flut von Veröffentlichungen hervorgebracht. Von daher ist es einleuchtend, wenn sich **Michael Ruck** bei seinem *„Bemühen, die bisherige NS-Forschung flächendeckend zu dokumentieren"* - einem *„Bemühen"*, dem im übrigen die im ARCHIV zum Thema erschienenen Beiträge zum Opfer gefallen sind - von vorneherein des *„fragmentarischen Charakters"* eines solchen Unternehmens bewußt war. Einen Anspruch auf Vollständigkeit will seine **Bibliographie zum Nationalsozialismus** (Köln: Bund-Verlag, 1995, 1428 S.) konsequenterweise nicht erheben; angestrebt wurde, so Ruck in seiner Einleitung, in der er die Anlage seiner Bibliographie skizziert und einen kurzen Überblick über Forschungsschwerpunkte zum Nationalsozialismus der letzten Jahre gibt, *„eine möglichst reichhaltige, repräsentative Auswahl wissenschaftlich rele-*

vanter Erzeugnisse". Erschlossen wurde *„die deutsch-, englisch- und französischsprachige Nachkriegsliteratur zur Vorgeschichte, zur Herrschaft und zu den Nachwirkungen des NS-Regimes flächendeckend"*; erfaßt wurden dabei insgesamt 20.298 Titel, 10.017 Monographien, 6.299 Beiträge aus Sammelwerken und 3.983 Zeitschriften- und Zeitungsartikel, wobei der Berichtszeitraum vom Kriegsende bis zum Herbst 1994 reicht. In einigen Jahren soll, so kündigt Ruck an, ein weiterer Band erscheinen, der Nachträge und die bis dahin erschienenen Neuerscheinungen verzeichnen soll. Unterteilt ist die Bibliographie in einen Teil A („Aufstieg und Herrschaft des Nationalsozialismus"), wobei unter A.1 übergreifende Hilfsmittel, Darstellungen und Quellensammlungen zur Geschichte des Nationalsozialismus, unter A.2 Literatur zum Aufstieg des Nationalsozialismus bis 1932/33 und unter A.3 - mit rund 900 Seiten der weit umfangreichste Teil der Bibliographie - die Literatur zum Nationalsozialismus an der Macht verzeichnet sind, sowie einen Teil B („Deutschland und die NS-Vergangenheit"), der unter B.1 Literatur zur „Bewältigung" der nationalsozialistischen Vergangenheit und unter B.2 Literatur zum Rechtsextremismus in Deutschland seit 1945 auflistet. Abgeschlossen wird die Bibliographie durch ein Autorenregister, eine Personenregister sowie ein Länder-, Regionen- und Ortsregister. Eine solche Bibliographie, deren Verdienste man ohne große Worte einfach konstatieren muß und die zukünftig als notwendigerweise *„fragmentarisches"* Handbuch zur Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus dienen wird, läßt sich nicht erstellen, ohne daß hier und da kleinere Fehler oder Unterlassungen zu verzeichnen sind, sei es, wie in Eintrag 1, ein Druckfehler, oder, wie in Eintrag 11, eine unvollständige Titelaufnahme (die dort verzeichnete Bibliographie erscheint bereits seit einigen Jahren in einem anderen Verlag an einem anderen Ort) oder, wie bereits vermerkt, daß dem Bibliographen das ARCHIV und die dort erschienen Beiträge zum Thema offensichtlich nicht bekannt sind.

Spätestens nachdem am 14. Juli 1933 alle Druckereien und Verlagsunternehmen der KPD, der SPD und der Gewerkschaften von den neuen Machthabern per Gesetz beschlagnahmt worden waren, mußten diese sich Gedanken über eine möglichst effektive Form von Gegenöffentlichkeit machen. Neben der in der Illegalität weitergeführten Presse (vgl. dazu die Arbeit von Jürgen Stroech, Die illegale Presse. Eine Waffe im Kampf gegen den deutschen Faschismus. Ein Beitrag zur Geschichte und Bibliographie der illegalen antifaschistischen Presse 1933 bis 1939, Leipzig 1979) gehörten dazu Tarnschriften, die *„in Deutschland während der NS-Zeit als Druckerzeugnisse verbreitet (wurden), die unter einem harmlosen, unverfänglichen Umschlagtitel, zum Teil mit fingiertem Impressum (Verlag, Drucker, Verlags- bzw. Druckort und -jahr) als Absicherung gegen polizeilichen Zugriff und zum Schutz der Verbreiter und der Leser, antifaschistische, demokratische und gegen den Krieg gerichtete Texte enthielten"*. Im Anschluß an seine 1972 veröffentlichte Arbeit „Illegale antifaschistische Tarnschriften 1933 - 1945", die 590 Tarnschriften verzeichnete, hat **Heinz Gittig** jetzt eine erheblich erweiterte **Bibliographie der Tarnschriften 1933 bis 1945** vorgelegt (München/New Providence/London/Paris: K.G. Saur Verlag 1996, 260 S.), in der insgesamt 1.022 vorwiegend von der KPD in Deutschland, in Österreich und in den von Deutschland okkupierten Ländern verbreitete Tarnschriften erfaßt und insbesondere inhaltlich erschlossen sind; zudem werden 2.857 Standortnachweise in 29 Archiven und Bibliotheken in der Bundesrepublik und im Ausland gegeben. Anzumerken ist, daß unter dem Tarntitel „Deutschtum im Ausland. Blätter zur Pflege deutscher Art. Herausgegeben vom Verband deutscher Schulen im Ausland" nur die Nummer 2 der Zeitschrift „Die

Internationale. Organ der deutschen Anarchosyndikalisten", Neue Folge, Jg. 1, 1934, Okt.-Nov. erfaßt ist (Nr. 0226), dazu mit *„neutralem Umschlag"* die Sondernummer (= Nummer 3/4) der „Internationale" vom Januar/Februar 1935 (Nr. 0407). Unter dem gleichen Tarntitel erschienen aber auch die Nummer 1 der Neuen Folge der „Internationale" vom August 1934 und die Nummer 5 vom April 1935. In einer kurzen Einführung gibt Gittig einige Hinweise zum Umfang der Verbreitung von Tarnschriften, über die Einschleusung der Schriften nach Deutschland, über Transport und Verbreitung sowie zum Aufbau der chronologisch geordneten Bibliographie, die sich durch zwei Register der Tarntitel - eins für Monographien, das andere für Serien und Zeitschriften -, ein Periodika-Register, ein Verfasserregister sowie ein Namen- und Sachregister leicht erschließen läßt. Hinzuweisen ist schließlich noch darauf, daß eine vollständige Mikrofiche-Edition sämtlicher von Gittig erfaßten Tarnschriften geplant ist.

In Ergänzung zu dem bereits 1991 erschienenen Teil 1, der die zehn westdeutschen Länder und Berlin abdeckte, liegt jetzt, bearbeitet im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte von Heinz Boberach unter Mitwirkung von Oldrich Sladek, Günter Weber, Wolfgang Weißleder und Angehörigen der Archive, der abschließende Band des **Inventars archivalischer Quellen des NS-Staates. Die Überlieferung von Behörden und Einrichtungen des Reichs, der Länder und der NSDAP**, Teil 2: Regionale Behörden und wissenschaftliche Hochschulen für die fünf ostdeutschen Länder, die ehemaligen preußischen Ostprovinzen und eingegliederte Gebiete in Polen, Österreich und der Tschechischen Republik mit Nachträgen zu Teil 1 (München/New Providence/London/Paris: K.G. Saur Verlag 1995, 396 S.) vor. Untergliedert ist das Inventar in neun Kapitel: Oberste Behörden des Reichs, der Länder, Reichsgaue und Provinzen für Auswärtige Angelegenheiten; Behörden der Inneren und Medizinalverwaltung, SS und Polizei; Justizbehörden und Verwaltung; Kultur- und Wissenschaftsverwaltung; Behörden der Finanz- und Bauverwaltung; Wirtschafts-, Rüstungs-, Landwirtschafts-, Post- und Verkehrsverwaltung; Behörden und Körperschaften der Arbeits- und Sozialverwaltung; Oberste Kommandobehörden und Dienststellen der Wehrmacht; Dienststellen und Einrichtungen der NSDAP und ihrer Gliederungen und Verbände. Erschlossen wird das Inventar durch einen Personenindex, einen ausführlichen Index der Institutionen und Organisationen, einen geographischen Index und einen Sachindex; daneben enthält der Band ein Literaturverzeichnis sowie ein Verzeichnis der im Inventar berücksichtigten Archive.

Analog zur Verdrängung der nationalsozialistischen Herrschaft im Zuge des Wiederaufbaus bis weit in die sechziger Jahre hinein, ist auch die Geschichte der Emigranten lange Jahre für die bundesdeutsche Forschung kein Thema von Bedeutung gewesen. Erst seit den späten sechziger Jahren ist die Emigration in größerem Maßstab, verbunden mit Neuauflagen vergessener Autoren und Werke, ins Blickfeld geraten. 1983, fünfzig Jahre nach der staatlich verordneten und organisierten Bücherverbrennung, wurden, neben weiteren Veranstaltungen, an der Universität Osnabrück eine umfangreiche Ringvorlesung sowie ein Kongreß zur Geschichte des Exils organisiert. Erst rund zehn Jahre später konnte die von **Edith Böhne** und **Wolfgang Motzkau-Valeton** unter dem Titel **Die Künste und die Wissenschaften im Exil 1933 - 1945** (Gerlingen: Verlag Lambert Schneider, 1992, 671 S.) herausgegebene Dokumentation erscheinen. *„Osnabrück"*, so heißt es in der Einleitung, *„hat den Stand der Forschung zu Anfang der achtziger Jahre präzise gezeigt und den Beginn des neuen Aufschwungs eingelei-*

tet... " Ein Aufschwung, so darf ergänzt werden, der sich seither u.a. in dem von der „Gesellschaft für Exilforschung e.V." seit 1981 herausgegebenen Jahrbuch „Exilforschung" sowie in der seit 1981 erscheinenden Zeitschrift „Exil. Forschung. Erkenntnisse. Ergebnisse" niederschlägt. Der hier anzuzeigende Sammelband enthält, neben dem Grußwort von Hans Keilson und der Einleitungsrede von Willy Brandt, insgesamt 25 in zwei Abschnitte - „Literatur, Musik, Kunst, Film" und „Wissenschaften" - aufgeteilte Beiträge, die, zum Teil personen-, zumeist aber themenzentriert, einen recht umfassenden Einblick in die Geschichte und die Probleme der Emigration vermitteln. So finden sich z.B. Beiträge über Filmkünstler, Musiker, Publizisten und Literaten, Theologen, Philosophen, Psychologen und Psychoanalytiker, Soziologen, Pädagogen, Politikwissenschaftler, Sprachwissenschaftler, Juristen, Ökonomen, Mathematiker und Physiker im Exil, aber auch Beiträge z.B. über Heinrich Vogeler und Felix Nußbaum. Auch wenn die Erforschung des Exils seit 1983 zu vielfachen neuen und detaillierteren Erkenntnissen geführt hat, bleiben die Beiträge dieses Bandes, insofern sie einen ersten Überblick über viele Themenbereiche bieten, auch weiterhin lesenswert.

Die Erforschung der deutschen Emigration in der Zeit von 1933 bis 1945 hat in den letzten zwei Jahrzehnten zwar erhebliche Fortschritte gemacht, aber man darf wohl zurecht davon ausgehen, daß noch manches der Aufarbeitung harrt. Die im Auftrag der Herbert und Elsbeth Weichmann Stiftung von Heinz Boberach, Patrik von zur Mühlen, Werner Röder und Peter Steinbach herausgegebene und von Ingrid Schulze-Bidlingmaier unter Mitwirkung von Ursula Adam, Volkmar Elstner und Mitarbeitern in den einzelnen Archiven bearbeitete Edition **Quellen zur deutschen politischen Emigration 1933 - 1945. Inventar von Nachlässen, nichtstaatlichen Akten und Sammlungen in Archiven und Bibliotheken der Bundesrepublik Deutschland** (München/New Providence/London/Paris: K.G. Saur Verlag 1994, 368 S.) vermittelt einen beeindruckenden Einblick in eine Vielfalt von überlieferten Materialien, die schon nach einem ersten oberflächlichen Überblick den Eindruck vermitteln, daß hier in der Tat noch manche ungehobene Schätze zu entdecken sind. Erfaßt werden in einem ersten Teil Akten von Exilorganisationen und Sammlungen zur Geschichte der politischen Emigration, darunter z.B. das Historische Archiv der KPD, die Sopade, die SAPD, die Internationale Transportarbeiter-Föderation, der Deutsche PEN-Club im Exil, die American Guild for German Cultural Freedom, die Redaktionen des „Neuen Tage-Buchs" und der „Neuen Weltbühne" und in einem zweiten Teil mehr als dreihundert Nachlässe von Emigranten, darunter z. B. der von Wilhelm Dittmann, dessen „Erinnerungen" nach vielen Anlaufschwierigkeiten erst kürzlich publiziert worden sind, von Alice und Otto Rühle, Anselm Ruest, Kurt Hiller, Walter Benjamin, Siegfried Kracauer, Bertolt Brecht, Alfred Döblin, von vielen sozialdemokratischen und parteikommunistischen Politikern, aber auch z.B. von Alexander Rüstow und Joseph Wirth. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, daß auch die entsprechenden Materialien aus den Archiven der verflossenen DDR ausgewertet werden konnten. Die Angaben zum Inventar umfassen biographische Daten zu den jeweiligen Personen bzw. entsprechende Daten zu den Organisationen sowie Informationen zur Überlieferung des Bestandes, zum Umfang, zum Erschließungszustand und natürlich zum Inhalt. Erschlossen wird die Edition durch ein Verzeichnis der berücksichtigten Archive, einen rund 1.000 Eintragungen umfassenden Index der Institutionen und einen geographischen Index sowie insbesondere einen fünfzigseitigen, rund 5.000 Personen (zumeist Korrespondenzpartner) erfassenden Personenindex, der alle in den Bestandsbeschrei-

bungen vorkommenden Personennamen erfaßt. Man darf wohl vermuten und gleichzeitig hoffen, daß mit dieser Publikation nicht nur eine Grundlage, sondern auch eine Anregung für weitere Forschungen gelegt worden ist.

Nach dem zweibändigen „Guide to the archival materials of the German-speaking emigration to the United States after 1933" von John M. Spalek liegt jetzt, herausgegeben von der Deutschen Bibliothek und bearbeitet im Deutschen Exilarchiv 1933 - 1945 der Deutschen Bibliothek, Frankfurt am Main, ein **Inventar zu den Nachlässen emigrierter deutschsprachiger Wissenschaftler in Archiven und Bibliotheken der Bundesrepublik Deutschland** vor (München/New Providence/London/Paris: K.G. Saur Verlag 1993, 2 Bde., 1327 S.). Die beiden Bände erfassen - dabei wurden, nachdem das Projekt eigentlich schon abgeschlossen war, nach dem Anschluß der DDR an die BRD noch in den neuen Bundesländern aufbewahrte Nachlässe aufgenommen - insgesamt 425 Nachlässe, Teilnachlässe und Sammlungen, wobei daran zu denken ist, daß von den mehr als 3.000 Wissenschaftlern, die bis 1938 die deutschen Hochschulen verlassen mußten, nur 336 nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wieder an deutschen Hochschulen gelehrt haben. *„Kriterium für die Aufnahme einer Persönlichkeit in das Inventar"*, so heißt es in den Benutzungshinweisen, *„war eine Lehr- oder Forschungstätigkeit an einer Hochschule oder einem Forschungsinstitut. Aufgenommen wurden daher auch Künstler, Politiker u.a. im Hochschullehrerrang oder mit Lehrauftrag an einer Hochschule."* Die nachgewiesenen Unterlagen beziehen sich dabei nicht nur auf die Emigrationszeit, sondern auf die gesamte Lebenszeit. Die recht detailliert vorgestellten Nachlässe - auch über Unterlagen in den Nachlässen Dritter wird informiert - werden nach einem an der Arbeit von Spalek orientierten Kategorienschema aufgeschlüsselt, das - um nur die wichtigeren Kategorien zu nennen - u.a. Autobiographisches, Briefwechsel, Manuskripte und Typoskripte, Veröffentlichungen, Interviews, Sekundärliteratur und Materialsammlungen umfaßt. Die biographischen Hinweise reduzieren sich auf Geburts- und Todesjahr sowie auf Angaben zur Berufstätigkeit; verwiesen wird aber jeweils auf das „Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933". Erschlossen wird das Inventar durch ein ausführliches Personenregister, ein Register der Institutionen, ein Register der Fachgebiete und abgeschlossen durch ein Adressenverzeichnis der Aufbewahrungsorte der einzelnen Nachlässe.

Die Beschäftigung mit dem deutschsprachigen Exil der Jahre nach 1933 ist lange Zeit ein Stiefkind der Forschung gewesen. Neben der von Joachim H. Koch 1981 begründeten und nach seinem Tod von Edita Koch weitergeführten Zeitschrift „Exil. Forschung. Erkenntnisse. Ergebnisse" ist es insbesondere das von der „Gesellschaft für Exilforschung/Society for Exile Studies" seit 1983 im Verlag edition text + kritik herausgegebene internationale Jahrbuch „Exilforschung", das mit zahlreichen interessanten Beiträgen zur Erhellung dieses unrühmlichen Kapitels der deutschen Geschichte beigetragen hat. Neben dem Jahrbuch hat die „Gesellschaft für Exilforschung" unter der Redaktion von Ernst Loewy seit 1984 einen nur für die Mitglieder der Gesellschaft erhältlichen „Nachrichtenbrief" herausgegeben, der es bis 1993 auf fünfzehn Nummern in zehn Heften brachte (seither erscheint in halbjährlichem Turnus und mit etwas verändertem redaktionellem Konzept ein „Neuer Nachrichtenbrief"). Aufgrund anhaltender Nachfragen nach diesem vergriffenen internen Organ der „Gesellschaft für Exilforschung" liegt jetzt unter dem Titel **Gesellschaft für Exilforschung: Nachrichtenbrief**

1984 bis 1993 mit Gesamtregister / Society for Exile Studies: Newsletter 1984 to 1993 with General Index (München/New Providence/London/Paris: K.G. Saur Verlag, 1995, 1848 S.) ein dreibändiger Nachdruck vor, wobei die Nummer 14/15 extra für diesen Nachdruck zusammengestellt wurde. Diese letzte Ausgabe des alten „Nachrichtenbriefs" enthält ein ausführliches Gesamtregister zu Personen, zu Ländern und Themen sowie ein alphabetisches Verzeichnis der Berichte und Rezensionen. Im Geleitwort zum Nachdruck hält Ernst Loewy fest, daß er für die von ihm zu verantwortenden Ausgaben des „Nachrichtenbriefs" den *„Ehrgeiz hatte, eine möglichst komplette Bibliographie der Sekundärliteratur einschließlich Zeitschriften- und gelegentlich auch Zeitungsbeiträgen vorzulegen, gleichermaßen auch Radio- und Fernsehproduktionen sowie Filme in größtmöglicher Vollständigkeit zu dokumentieren, daneben auch Kongresse, Ausstellungen und andere Veranstaltungen festzuhalten, über Personalia zu berichten und vieles andere mehr, ab 1988 gar Rezensionen aufzunehmen"*. Tatsächlich darf man ohne Übertreibung feststellen, daß, wer sich einen Eindruck von der Vielfalt der Erforschung des deutschsprachigen Exils im Jahrzehnt zwischen 1983 und 1992 verschaffen will, um das Studium des „Nachrichtenbriefs" nicht herumkommt. Die zahllosen, insbesondere bibliographischen Hinweise, aber auch die Hinweise auf Forschungsprojekte und Veranstaltungen vermitteln dabei nicht nur einen eindrucksvollen Einblick in die Forschungslandschaft, sondern einmal mehr auch einen Überblick über jenen nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten einsetzenden Exodus, der eine intellektuelle Provinzialisierung zur Folge hatte, deren Aus- und Nachwirkungen bis heute zu spüren sind.

Möglicherweise ist es die Tatsache, daß es hierzulande kaum Widerstand gegen die nationalsozialistische Herrschaft gegeben hat, die viele zu der Annahme verleitet hat, daß auch in anderen Ländern, insbesondere bei den Opfern selbst, der Widerstand allenfalls eine marginale Erscheinung gewesen sei. Über Jahre und Jahrzehnte hinweg ist z.B. der jüdische Widerstand in Polen und in der Sowjetunion - auch in der parteikommunistisch dominierten Geschichtsschreibung dieser Länder selbst - kaum thematisiert worden. Die historische Aufarbeitung des jüdischen Widerstandes hatte von daher mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, nicht nur mit der teilweise gewollten Verdrängung, sondern ganz besonders auch mit der banalen Tatsache, daß es vielfach ganz einfach an Überlieferungen mangelte, da viele Widerstandskämpfer schließlich doch noch von den Nationalsozialisten ermordet wurden und damit dem Vergessen anheimfielen. In den letzten Jahren aber sind auch hierzulande eine ganze Reihe von Arbeiten erschienen, die vom Widerstand der jüdischen Bevölkerung in den von den Nationalsozialisten errichteten Ghettos, als Partisanen in den Wäldern und auch in den Konzentrations- und Vernichtungslagern berichten. Von einem ganz besonderen Kapitel aus der Widerstandsgeschichte erzählt **Nechama Nec** in ihrem Buch **Bewaffneter Widerstand. Jüdische Partisanen im Zweiten Weltkrieg** (Gerlingen: Bleicher Verlag, 1996, 324 S.). Der Vormarsch der deutschen Wehrmacht durch Polen und später durch die Sowjetunion hatte die systematische Erfassung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung zur Folge. Nicht wenige Juden aber konnten aus den Ghettos entkommen, um sich Partisanen anzuschließen oder einfach zu versuchen, in der Illegalität zu überleben. Necs Buch dokumentiert die Geschichte einer solchen Gruppe von Überlebenden, die sich seit 1942 in den Wäldern Weißrußlands zusammenfand und schließlich eine regelrechte Waldgemeinde bildete; bekannt geworden ist die Gruppe - in Anknüpfung an den Namen ihres Kommandanten Tuvia Bielski - als Bielski-Partisanen. Anders als

man dies bei einer Partisanengruppe erwarten kann, bestand das Hauptanliegen der Gruppe jedoch nicht im Kampf gegen die deutschen Besatzer, sondern in der Errettung von Juden; der direkte Partisanenkampf spielte nur insofern eine Rolle, als er diesem Hauptanliegen dienlich war. Als die Gruppe im Zuge der Befreiung im Jahre 1944 aufgelöst wurde, hatten rund 1200 Juden - von Kindern bis zu alten Frauen und Männern, ein Querschnitt durch die Bevölkerung also - die Besatzungszeit überlebt. Bielski selbst emigrierte zuerst nach Palästina, später in die USA, wo er 1987 starb. Nechama Nec hat mit zahlreichen Überlebenden der Bielski-Partisanen gesprochen und die Geschichte dieser ungewöhnlichen Gruppe von ihrer Entstehung bis zur Befreiung unter Berücksichtigung der vielen Schwierigkeiten, mit denen man sich intern oder in der Beziehung zur Außenwelt auseinanderzusetzen hatte, einfühlsam nachgezeichnet. Mit diesem Buch liegt ein weiterer Mosaikstein vor, der den insbesondere deutschen Mythos Lügen straft, demzufolge die Opfer sich nicht gegen ihre Mörder gewehrt hätten.

Viele marxistische Versuche eine möglichst einheitliche Faschismustheorie zu entwikkeln und dabei von den Differenzen zwischen z.B. italienischem Faschismus, spanischem Frankismus und deutschem Nationalsozialismus zu abstrahieren, insbesondere jene, die parteilich und ideologisch gebunden waren, müssen insofern als gescheitert betrachtet werden, als sie von entscheidenden historisch bedingten strukturellen Eigenheiten der jeweiligen Systeme ablenken. Abgesehen davon, daß mancherlei faschismustheoretische Unternehmungen allenfalls zur Apologie der jeweils eigenen Politik - gegebenenfalls auch des politischen Versagens - taugten, ist es nicht zuletzt der vielfach dominante Ökonomismus, der manch einen blinden Fleck hinterlassen hat. Es ließe sich durchaus darüber spekulieren, ob die frühen Totalitarismustheorien auf der analytischen Ebene nicht eine logische Weiterentwicklung des marxistischen Ansatzes waren, allerdings unter Einbeziehung zum einen der politischen Herrschaftsmechanismen und zum anderen des sowjetischen Modells eines autoritären Staates. Es ist auf dem Hintergrund einer redundanten ökonomistischen Argumentation ohne Zweifel kein Zufall, daß es z.B. in der gesamten, in mancherlei Hinsicht durchaus verdienstvollen DDR-Geschichtsschreibung zum Nationalsozialismus keine einzige auch nur halbwegs erhellende Analyse des spezifischen deutschen Antisemitismus gegeben hat. Bei dem unterschiedlich ausgeprägten Antisemitismus und insbesondere den aus dem deutschen Rassenantisemitismus folgenden mörderischen Konsequenzen handelt es sich ohne Zweifel nur um eine, allerdings äußerst wichtige Differenz zwischen italienischem Faschismus und deutschem Nationalsozialismus. In den Beiträgen des von **Karl Dietrich Bracher** und **Leo Valiani** herausgegebenen Bandes **Faschismus und Nationalsozialismus** (Berlin: Duncker & Humblot 1991, 282 S.), die auf eine Studienwoche des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient zurückgehen und in Italien bereits 1986 veröffentlicht worden sind, wird der diesbezüglich erhellende Versuch unternommen, Unterschiede zwischen diesen beiden Organisationsformen autoritärer Herrschaft herauszuarbeiten und jeweilige Besonderheiten zu verdeutlichen. Auf die beiden einleitenden Beiträge der Herausgeber, die sich mit Interpretation zum Faschismus bzw. Nationalsozialismus befassen, folgt ein längerer Text von Dino Cofrancesco, der unter dem Titel „Faschismus: rechts oder links?" der Frage nachgeht, ob und wie sich die rechte *„Apologie der Verwurzelung"* und die linke *„Apologie der Emanzipation"* im faschistischen Aufbruch, der auch im Kontext der Niederlage der italienischen Linken im revolutionären Nachkriegsitalien gesehen werden muß, vermischen. Es folgen u.a. Beiträge über die ideologischen Vorläufer des Nationalsozialismus (Wolfgang Alt-

geld), über die jeweiligen Eigenheiten der Parteiform im Faschismus und Nationalsozialismus (Paolo Pombeni), über „Partei, Staat und Duce in der Mythologie und der Organisation des Faschismus" (Emilio Gentile) und über das deutsch-italienische Kulturabkommen vom 23. November 1938 (Jens Petersen), mit dem von deutscher Seite aus versucht wurde, die italienische Kulturpolitik in ihrem rassenideologischen Sinne zu beeinflussen , ein Versuch, dem unter italienischen Intellektuellen allerdings wenig Erfolg beschieden war. *„Man ist skeptisch gegenüber allem Neuen, skeptisch gegenüber dem Faschismus, skeptisch gegenüber dem Nationalsozialismus und überhaupt gegenüber der neuen, deutsch-freundlichen Haltung der italienischen Außenpolitik"*, schrieb ein deutscher Konsul im Jahre 1941 aus Florenz und im Bericht eines deutschen Kulturreferenten vom September 1941 hieß es zur Verankerung in der westlichen Kulturtradition: *„Ein geistiger Zustand, der so tief in der Vergangenheit verwurzelt ist,... kann sich bei der relativen Langsamkeit, die, im Vergleich mit den politischen Vorgängen, allen geistigen Bewegungen eignet, nicht in wenigen Monaten ändern."*

Das Verhältnis zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten war in Deutschland seit der Gründung der KPD von einem tiefen gegenseitigen Mißtrauen geprägt, das durch die Erfahrungen in den zwanziger und dreißiger Jahren noch verstärkt wurde. Als nach der Befreiung vom Faschismus in der sowjetisch besetzten Zone die Diskussionen über eine Vereinigung der beiden Arbeiterparteien in Gang kamen, war von vorneherein abzusehen, daß dieses Projekt, sollte es denn überhaupt gelingen, von der Sozialdemokratie in den Westzonen unter der Führung von Kurt Schumacher keinesfalls unterstützt werden würde. Die Vereinigung von KPD und SPD zur SED in der sowjetisch besetzten Zone hat demgemäß auch in der historischen Forschung ihre politisch vorgeprägten Spuren hinterlassen. Während dieses Thema in der DDR allenfalls unter ideologisch eindeutigen Prämissen thematisiert wurde, war in der westlichen, insbesondere der sozialdemokratisch dominierten Forschung durchgängig von einer Zwangsvereinigung die Rede. Tatsächlich aber wird man, wie nicht anders zu erwarten, nach Einsicht in die Quellen auch die Geschichte dieser Vereinigung etwas differenzierter betrachten müssen. **Andreas Malycha**, bereits zu DDR-Zeiten mit der Thematik befaßt, hat jetzt unter dem Titel **Auf dem Weg zur SED. Die Sozialdemokratie und die Bildung einer Einheitspartei in den Ländern der SBZ. Eine Quellenedition** (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 1995, 485 S.) eine Dokumentation zusammengestellt, die einen Einblick in die damaligen Diskussionen in der östlichen Sozialdemokratie gibt. *„Die Dokumente aus der Zeit des einjährigen Bestehens der SPD in den Ländern und Provinzen der sowjetischen Besatzungszone"*, so Malycha in seiner ausführlichen Einleitung, in der er über Forschungsstand und Quellenlage informiert und insbesondere die Haltung von Sozialdemokraten zur KPD und zur Bildung einer Einheitspartei und die Rolle der sowjetischen Besatzungsmacht thematisiert, *„machen in regionaler Differenzierung die Vorstellungen der Sozialdemokraten über die Möglichkeit der Bildung einer Einheitspartei mit den Kommunisten im Mai und Juni 1945, die Auseinandersetzungen zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten um die Formen der Zusammenarbeit im Frühjahr, Sommer und Herbst 1945 sowie die frühen Formen der Beeinflussung und Einmischung der jeweiligen Dienststellen der SMA* [Sowjetische Militäradministration] *in den unmittelbaren Verschmelzungsprozeß plastisch. Sie geben unabhängig davon, wie sie im einzelnen interpretiert werden, authentisch darüber Auskunft, wann die Auseinandersetzungen um die Verschmelzung begannen, in welchen Formen diese ausgetragen wurden und wann sowie aus welchen Motiven der Widerstand gegen die Ver-*

einigung gebrochen wurde." Der Band enthält insgesamt 178, zum Teil gekürzte Dokumente aus den Ländern Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen und wird abgeschlossen mit einem Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Personen- und Ortsregister.

Als Erhard Lucas 1970 den ersten Band seiner insgesamt dreibändigen Geschichte der Märzrevolution 1920 im Ruhrgebiet veröffentlichte, erwähnte er als wichtiges Quellenwerk das von dem Geologen und Ruhrgebietshistoriker **Hans Spethmann** in den Jahren 1928 bis 1931 im Auftrag des in Essen angesiedelten „Vereins für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund" veröffentlichte fünfbändige Werk „Zwölf Jahre Ruhrbergbau 1914-1925". Bereits in den Jahren zuvor, insbesondere aber in den Jahren bis zu seinem Tod im Jahre 1957 hat Spethmann zahlreiche Werke zur Geschichte des Ruhrgebiets, insbesondere zur Geschichte des Ruhrbergbaus vorgelegt. 1933, zum 75jährigen Bestehen des Bergbauvereins, erschienen die ersten beiden Bände seines Hauptwerks **Das Ruhrgebiet im Wechselspiel von Land und Leuten, Wirtschaft, Technik und Verkehr**, dem 1938 ein dritter Band folgte. Im Nachlaß Spethmanns befindet sich ein rund 1.000seitiges Manuskript der Bände 4 und 5, die in absehbarer Zeit, als Ergänzung zu dem jetzt von Gustav Ihde und Hans-Werner Wehling im Auftrag der „Geographischen Gesellschaft für das Ruhrgebiet" aus Anlaß ihres 75jährigen Bestehens herausgegebenen, eingeleiteten und mit einem Verzeichnis der Schriften Hans Spethmanns sowie einem Vorwort von Dieter Spethmann versehenen zweibändigen Nachdruck der drei in den dreißiger Jahren erschienenen Bände (Essen: Klartext Verlag, 19195, LXXIX, 1050 S.).
erscheinen sollen. Spethmanns mit zahlreichen Bildern, Illustrationen und Tabellen ausgestattetes Werk greift historisch und thematisch weit aus. Der erste Band beginnt mit dem *„Waldland am Rhein"* und erstreckt sich über die Römerzeit und das Mittelalter bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts, den ersten Anfängen der Industrialisierung. Der zweite, weit umfangreichere Band endet Mitte der zwanziger Jahre und schildert die explosive Entwicklung des Ruhrreviers zu einem der industriellen Zentren des Deutschen Reiches. Der dritte Band schließlich enthält einen kurzen Rückblick auf die Jahre 1918 bis 1938 und ist ansonsten speziell der Geschichte des Ruhrbergbaus gewidmet, wobei zwei Kapitel der *„Kohleveredelung und Energiewirtschaft"* und der *„geologische(n) Deutung des Ruhrkarbons"* gewidmet sind. Man wird bei dieser Gesamtdarstellung, an die sich heutzutage ein einzelner Historiker wohl nicht mehr heranwagen würde, zwischen der durch Auftraggeberinteressen geleiteten fachlichen Darstellung und mancherlei fragwürdigen ideologischen Interpretationen differenzieren müssen. Spethmann war ein Konservativer; viele Aspekte des Werkes, nicht nur die Referenz an die sogenannte nationale Revolution von 1933 im dritten Band, auch z.B. die Bemerkungen zu den *„rassefremden Zuwanderern"* - ohne Einwanderer hätte es schließlich das Ruhrrevier in der von Spethmann mit viel Emphase beschriebenen Weise überhaupt nicht gegeben - wirken heute höchst befremdlich. Auch wenn man das Werk in mancherlei Hinsicht gegen den Strich lesen muß - aber für welches historische Werk trifft dies nicht zu - darf man den Nachdruck dieser allenfalls noch in Fachkreisen bekannten Gesamtdarstellung der Ruhrgebietsgeschichte begrüßen und auf des erstmalige Erscheinen der Bände 4 und 5 hoffen.

Die Frage, was und wer deutsch sei, wird hierzulande immer noch nach biologistisch-rassistischen Kriterien des neunzehnten Jahrhunderts beantwortet. Das „Reichs- und

Staatsangehörigkeitsgesetz" aus dem Jahre 1913 ist in seinen wesentlichen Bestimmungen auch heute noch gültig, in frühen Jahren der Bundesrepublik ergänzt durch eine Bestimmung, derzufolge *„deutscher Volkszugehöriger"* derjenige ist, *„wer sich in seiner Heimat zum deutschen Volkstum bekannt hat, sofern dieses Bekenntnis durch bestimmte Merkmale wie Abstammung, Sprache, Erziehung, Kultur bestätigt wird"*. Diese Bestimmung aus dem Bundesvertriebenengesetz ist keineswegs als heute überholte Marotte zu betrachten, sondern entpuppt sich als ein geradezu haarsträubendes politisches Programm, wenn man in Betracht zieht, daß damit all jene ins Auge gefaßt sind, die in den ehemaligen *„deutschen Ostgebieten, Danzig, Estland, Lettland, Litauen, der Sowjetunion, Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, Albanien oder China"* leben. Während die verantwortlichen Politiker quer durch nahezu alle politischen Parteien bis heute standhaft leugnen, daß es sich bei der Bundesrepublik angesichts von nahezu sieben Millionen in ihren Grenzen lebenden und zum großen Teil zielbewußt angeworbenen Ausländern um eine Einwanderungsgesellschaft handelt, in der ein entsprechendes Instrumentarium zur Gestaltung der Einwanderungspolitik mehr als überfällig ist, hält man an einem obskuren, auf biologistisch-rassistischen Theorien aufbauenden deutschen Volkstum fest. Solcherlei Politik hat ihre organisierten und mit entsprechenden Mitteln bestens ausgerüsteten Interessensvertretungen; dazu gehört an zentraler Stelle der „Verein für das Deutschtum im Ausland", der mit seinen Vorläuferorganisationen auf eine mittlerweile mehr als hundertjährige Geschichte zurückblicken kann. Die Geschichte dieses Vereins, der von ihm im Kaiserreich, in der Weimarer Republik, unter den Nationalsozialisten und schließlich in der Bundesrepublik bis in die Gegenwart hinein vertretenen Politik kann jetzt in dem von **Walter von Goldendach** und **Hans-Rüdiger Minow** unter wissenschaftlicher Mitarbeit von **Volker Külow** verfaßten und mit einem kleinen Dokumentenanhang versehenen Buch **„Deutschtum erwache!" Aus dem Innenleben des staatlichen Pangermanismus** (Berlin: Dietz Verlag 1994, 543 S.) nachgelesen werden. Der „Verband für das Deutschtum im Ausland", der die in seinem Sinne erfolgreichsten Jahre ohne Zweifel unter den Nationalsozialisten hatte, steht, so kann man die Lektüre resümieren, in exemplarischer Weise für eine Politik, die mit ihren expansiven Bestrebungen in Richtung Mittel- und Osteuropa aufs Neue Anknüpfungen an alte Traditionen sucht.

Im Anschluß an ihre 1989 erschienene Dissertation über „Die kommunistische Presse und die Arbeiterkorrespondentenbewegung in der Weimarer Republik", die auch ein Titelverzeichnis der damaligen Tages- und Wochenpresse der KPD enthielt, hat **Christa Hempel-Küter** mit ihrer Arbeit **Die KPD-Presse in den Westzonen von 1945 bis 1956. Historische Einführung, Bibliographie und Standortverzeichnis** (Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang Verlag 1993, 466 S.) ein weiteres wichtiges Kapitel der Pressegeschichte der KPD bibliographisch erschlossen. In einem ersten Kapitel gibt Hempel-Küter einen detaillierten Überblick zur Geschichte der KPD-Presse bis zum Verbot der Partei im Jahre 1956, wobei im einzelnen auf die Herauskristallisierung des Pressespektrums der KPD nach 1945, auf den Presseapparat, die wirtschaftliche Organisation, auf Werbung und Vertrieb, auf behördliche Behinderungen, Verbote und Prozesse und schließlich auf die Volkskorrespondentenbewegung eingegangen wird. Im Anhang zum ersten Teil folgen auf die kurze Skizzierung einiger Stuttgarter Unternehmungen der KPD eine Zusammenstellung einer ganzen Reihe von kommunistischen Druckerei-, Verlags- und Zeitungsgesellschaften, eine Übersicht über die Entwicklung der Volkskorrespondentenbewegung sowie eine Liste der seit 1946 erlassenen Verbote. Den

Hauptteil der Arbeit - auch in quantitativer Hinsicht - macht das Titelverzeichnis der KPD-Presse aus, wobei diese unterteilt wird in „Theoretische Zeitschriften und Mitteilungen für besondere Zielgruppen", „Presse- und Informationsdienste", „Tages- und Wochenzeitungen" und „Organe der Grundeinheiten", bei denen neben Gemeinde-, Orts- und Stadtteilzeitungen alleine die Auflistung der Betriebszeitungen mehr als hundert Seiten beansprucht. Die - so weit dies insbesondere bei den Organen der Grundeinheiten aufgrund der Überlieferung überhaupt möglich ist - detaillierten bibliographischen Angaben werden, wo möglich, durch ein Standortverzeichnis ergänzt; erschlossen wird die Bibliographie durch ein Titelregister, einen Personenindex sowie zwei Ortsregister für Organe der Grundeinheiten und Tages- und Wochenzeitungen. Zu wünschen wäre natürlich, daß auf diese Weise auch die Phase der an das Verbot anschließenden Illegalität bibliographisch erschlossen würde.

Als ehemaliger Schüler Leo Koflers und jetziger Redakteur des DKP-Organs „Marxistische Blätter" macht es **Werner Seppmann** möglicherweise ganz besonderen Spaß, den theoretischen und ideologischen Nachholbedarf seiner durch den Zusammenbruch ihres bis zuletzt mit allen Mitteln gerechtfertigten und legitimierten Systems verunsicherten Genossen zu stillen (**Subjekt und System. Zur Kritik des Strukturmarxismus**, Lüneburg: Dietrich zu Klampen Verlag, 19193, 187 S.). Der erste Lernschritt besteht dabei darin, zu akzeptieren, daß der 1950 aus guten Gründen aus der DDR geflüchtete Kofler seinen stalinistischen Kritikern gegenüber schon immer Recht hatte. Wenn somit erst einmal geklärt ist, *„weshalb das Marxsche Theoriemodell zu einer korrumpierenden Herrschaftsideologie instrumentalisiert werden konnte"*, geht es in einem zweiten Schritt um die *„rekonstruktive Beschäftigung"* mit den *„Begründungsstrukturen"* der Marxschen Theorie. Solange sich Seppmann dabei mit dem mittlerweile fast schon wieder vergessenen Althusser und einigen seiner modebewußten Adepten beschäftigt, macht das, auch wenn der manchmal etwas allzu oberlehrerhafte Ton stört, durchaus Vergnügen. Angesichts einer von Seite zu Seite positiver werdenden Rekonstruktion aber blättert man irgendwann einmal zurück und nimmt dann erleichtert wahr, *„daß der Marxismus nicht auf alle existentiellen Fragen eine Antwort anzubieten hat"*.

In den sechziger Jahren gehörte Herbert Marcuse mit seiner Kritik am Sowjetmarxismus, seinem wichtigen Werk über die eindimensionale Gesellschaft, seiner Kritik der repressiven Toleranz und seiner geradezu existentiellen Bejahung der Revolte gegen jedwede autoritäre Strukturen nicht nur zu den Anregern, sondern auch zu den Sympathisanten der antiautoritären Bewegungen. Als die antiautoritären Bürgerkinder zuerst das Proletariat zu entdecken und sich rigide zu organisieren begannen, um schließlich, mit einer neuerlichen Wende, das stille Glück im alternativen Winkel zu suchen, geriet Marcuse überraschend schnell in Vergessenheit. Seit Ende der siebziger Jahre erschien, bereits lieblos gemacht und eher an eine Art Pflichtaufgabe erinnernd, eine unvollständige neunbändige Ausgabe seiner Schriften; bis heute existiert keine umfassende Bibliographie seiner Arbeiten und es darf bezweifelt werden, daß in absehbarer Zeit eine wissenschaftlich fundierte Ausgabe seines Werkes - wie dies z.B. für Adorno, Horkheimer oder Benjamin der Fall ist - erscheinen wird. Daß Marcuse in der durch Kritik fundierten Aufschwungphase der antiautoritären Bewegung rezipiert, in der durch positive Organisationsmodelle geprägten Auslaufphase allerdings kaum noch zur Kenntnis genommen wurde, hängt sicherlich ursächlich damit zusammen, daß seinem kriti-

schen Blick auf die eindimensionale Gesellschaft ein zutiefst pessimistischer Denkansatz zugrundeliegt. Dem Widerspruch zwischen einer zutiefst pessimistisch geprägten Analyse des Weltzustandes einerseits und der aktiven Teilhabe am Befreiungsunternehmen andererseits spürt **Zvi Tauber** in seiner Arbeit **Befreiung und das »Absurde«. Studien zur Emanzipation des Menschen bei Herbert Marcuse** (Gerlingen: Bleicher Verlag, 1994, 248 S.) nach: *„Das Problem der Befreiung des Menschen, der Verwirklichung der Freiheit als positive Verwirklichung des Menschen, ist das zentrale, wenn nicht gar ausschließliche Thema im Denken Herbert Marcuses."* Im Durchgang durch verschiedene Aspekte von Marcuses Werk (Begriff der Eindimensionalität, Begriff der Toleranz, Begriff der Freiheit, insbesondere im Rekurs auf Freuds Trieblehre) kommt Tauber zu dem Resultat, *„daß die widersprüchliche Einheit von 'Bewußtsein' und 'Auflehnung' (parallel zu beiden Teilen der '11. These', nämlich der Weltinterpretation und dem Aufruf zu ihrer Veränderung) bei Marcuse jenes 'absurde' Dasein verkörpert, das Camus in seinem Buch* (gemeint ist „Der Mythos von Sisyphos") *beschreibt. Marcuses Widerspruch erhält hier die klare Bedeutung dieses 'Absurden'; ja er läßt sich nahezu als authentische Verkörperung des 'Sisyphos' begreifen."* Das aber verweist darauf, daß Marcuses Denken gerade in einer Gesellschaft, die vom Zwang zum positiven Denken beherrscht ist, aktueller denn je ist.

Angesichts der Tatsache, daß der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) unzweifelhaft das intellektuelle Zentrum der außerparlamentarischen Oppositionsbewegungen der sechziger Jahre war, ist es verwunderlich, daß es bis heute keine umfassende Geschichte dieser Organisation gibt. Die von Tilman Fichter und Siegward Lönnendonker 1977 veröffentlichte „Kleine Geschichte des SDS" schloß zwar die sechziger Jahre ein, war aber eben nicht mehr als das, was der Titel versprach; die ein Jahr zuvor erschienene SDS-Geschichte von Jürgen Briem endete mit dem berüchtigten Unvereinbarkeitsbeschluß der SPD vom November 1961 und auch die 1988 veröffentlichte Arbeit von Tilman Fichter über „SDS und SPD" beschränkte sich auf die vierziger und fünfziger Jahre und endete mit einem allzu kurzen „Ausblick auf die Revolte". Jetzt hat, seinerzeit von Tilman Fichter - bezogen auf die Friedrich-Ebert-Stiftung - als *„stiftungsoffiziöse Geschichte des SDS"* angekündigt, **Willy Albrecht** unter dem Titel **Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS). Vom parteikonformen Studentenverband zum Repräsentanten der Neuen Linken** (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachfolger 1994, 540 S.) die dritte Variante einer sich auf die frühen Jahre beschränkenden SDS-Geschichte vorgelegt. In drei Kapiteln (Gründungsphase, von der Kooperation zur Konfrontation mit der SPD 1952 - 1958, Spaltung und Unvereinbarkeitsbeschluß 1958 - 1961) und einem kurzen Ausblick erfährt der SDS die bisher detaillierteste Darstellung seiner Frühgeschichte, wobei Albrecht sich darum bemüht, nicht nur die Politik des Bundesvorstandes darzustellen, sondern auch die föderale Struktur des SDS entsprechend zu berücksichtigen. Im Anhang finden sich für die Jahre bis 1961 Listen der Teilnehmer der Gründungskonferenz im Jahre 1946 sowie der folgenden Delegiertenkonferenzen, der Mitglieder des Bundesvorstandes und des Bundessekretariats sowie der Landesvorsitzenden.

Im April 1992 ließen die verbliebenen Kader der RAF in einer Erklärung verlauten, daß sie sich entschieden hatten, von sich aus *„die Eskalation zurück*(zu)*nehmen. Das heißt"*, so ging es im Text weiter, *„wir werden Angriffe auf führende Repräsentanten aus Wirtschaft und Staat für den jetzt notwendigen Prozeß einstellen."* Zweieinhalb

Jahre später, im Dezember 1994, stellte die nach dreiundzwanzigjähriger Haft entlassene Irmgard Möller fest: *„Die RAF, die ich meine, gibt es nicht mehr."* Solche Aussagen darf man wohl auch als Anzeichen dafür nehmen, daß eine Geschichte, auch wenn sie noch keineswegs als abgeschlossen betrachtet werden kann, akademischer Beschäftigung teilhaftig zu werden für würdig befunden werden darf. Von gleich zwei Dissertationen ist zu berichten, die sich mit der Geschichte und dem Scheitern der RAF beschäftigen. **Uta Demes** hinterfragt in ihrer Münsteraner Dissertation **Die Binnenstruktur der RAF** die - so der Untertitel - **Divergenz zwischen postulierter und tatsächlicher Gruppenrealität** (Münster/New York: Waxmann Verlag 1994, 271 S.). Man braucht wahrlich kein Prophet zu sein, um vorherzusehen, daß von dem in theoretischen Texten und politischen Erklärungen postuliertem Anspruch einer in der Gruppe gelebten Kollektivität in der Realität des Untergrundes nicht im geringsten die Rede sein konnte; die Kommunikation der am Untergrundkampf Beteiligten *„entsprach einer klaren Befehlsstruktur"* und alle anders lautenden Behauptungen *„blieben Phrasen"*. In klaren Worten: *„Die RAF war straff hierarchisch organisiert."* In gewisser Weise entpuppte sich die behauptete Kollektivität sogar insofern als kontraproduktiv, als Staatsanwaltschaft und Richter ihre Anklagen und Verurteilungen - da sie in vielen Fällen keine Beweise für individuelle Täterschaft vorweisen konnten - auf eben dieser Basis glaubten rechtfertigen zu können. *„Die RAF"*, so Demes, *„lieferte diese Möglichkeit der Verurteilung ihrer Mitglieder somit teilweise selbst."* Insgesamt liest sich die mit kritischer Intention geschriebene Arbeit, die den Leser in längeren Passagen immer wieder auch das Selbstverständnis der RAF nachvollziehen läßt und als Anhang neben einigen wenigen Dokumenten eine ausführliche Chronik der Ereignisse sowie eine Auflistung der Anschläge der „Revolutionären Zellen sowie der „Roten Zora" enthält, mit Gewinn. Das gilt, auch wenn es sich dabei ohne Zweifel um eine aus größerer akademischer Distanz geschriebene Arbeit handelt, ähnlich auch für die Züricher Dissertation von **Marisa Elena Rossi**, die sich unter dem Titel **Untergrund und Revolution. Der ungelöste Widerspruch für Brigate Rosse und Rote Armee Fraktion** (Zürich: Verlag der Fachvereine 1993, 184 S.) insbesondere mit dem Avantgardeanspruch der beiden Gruppierungen beschäftigt. In einer organisationssoziologischen Analyse kommt sie, nach einer Skizzierung der jeweiligen historischen Hintergründe und des ideologischen Selbstverständnisses der beiden Gruppierungen, zu dem Ergebnis, *„daß die bestimmenden Faktoren für die Entwicklung und den Untergang von Terrororganisationen endogener Natur sind, das heißt, daß sie von Anfang an vorhanden sind und einer Eigendynamik gehorchen"*. Diese zerstörerische Eigendynamik wiederum resultiert aus der Tatsache, daß es sich in beiden Fällen um selbsternannte Avantgardeorganisationen handelte, denen zu keinem Zeitpunkt ihrer Geschichte irgendwelche Massen zu folgen auch nur die geringste Neigung zeigten, wobei im Fall der „Brigate Rosse" - die Arbeit zeigt dies auf - allerdings zu beachten ist, daß diese Gruppierung zumindest in der Anfangsphase im Milieu der für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich radikal geführten Fabrikkämpfe in Norditalien aktiv war. Am Ende aber reduzierten sich die Aktivitäten entweder auf *„Rechtfertigungsversuche der durchgeführten Aktionen"* oder auf das Verfassen von Texten, deren *„Grad an Verschlüsselung deutlich signalisiert, daß die Rezipienten nur sie* (die Mitglieder der Gruppe) *selber sein können"*. Zumindest die Textproduktion ist nach der anfangs erwähnten RAF-Erklärung vom April 1992 nicht eingestellt worden. Der vom **ID-Archiv im IISG/Amsterdam** herausgegebene Band **„wir haben mehr fragen als antworten". RAF diskussionen 1992-1994** (Berlin: Edition ID-Archiv 1995, 401 S.) dokumentiert

in aller Ausführlichkeit die im Anschluß an die genannte Erklärung und die nach den Ereignissen von Bad Kleinen im Sommer 1993 innerhalb der RAF geführten Diskussionen, die innerhalb der Gruppe zu wohl nicht mehr zu kittenden Brüchen geführt haben. Im Anhang enthält die Dokumentation neben biographischen Angaben zu den Autorinnen und Autoren der Texte Auswahlbibliographien zu Texten der RAF insgesamt und speziell zur Diskussion seit April 1992 sowie eine kurze Chronologie zur Geschichte der RAF.
Neben der RAF hat in der Bundesrepublik insbesondere die als antiautoritäre Fraktion der Stadtguerilla bekannt gewordene „Bewegung 2. Juni" von sich reden gemacht. Einen recht guten Einblick in die Entstehungsgeschichte und die Motivationen der darin Involvierten vermittelt der von den ehemaligen Aktivisten **Ralf Reinders** und **Ronald Fritzsch** herausgegebene Band **Die Bewegung 2. Juni. Gespräche über Haschrebellen, Lorenzentführung, Knast** (Berlin: Edition ID-Archiv, 1995, 182 S.), der neben aktuellen, die Geschehnisse resümierenden Gesprächen auch ein im Sommer 1978 von „Stern"-Redakteuren mit damaligen Gefangenen der „Bewegung 2. Juni" schriftlich geführtes, auf Druck der Ermittlungsbehörden jedoch nicht veröffentlichtes Interview - das ein Jahr später allerdings als Broschüre verbreitet wurde - sowie einen Anhang „Chronologische Eckdaten" enthält.

In der Bundesrepublik hat sich seit einigen Jahren eine spezifische Variante von Extremismusforschung etabliert, der, ausgehend vom Konzept der streitbaren Demokratie, das sich, so Eckhard Jesse in seinem einleitenden Beitrag in dem von **Konrad Löw** herausgegebenen Band **Terror und Extremismus in Deutschland. Ursachen, Erscheinungsformen, Wege zur Überwindung** (Berlin: Duncker & Humblot 1994, 174 S.), *„durch den dreifachen Zusammenklang von Wertgebundenheit, Abwehrbereitschaft und Prävention auszeichnet"* und sich von den Demokratiekonzepten der *„anderen westlichen Demokratien wohl vor allem darin"* unterscheidet, daß dort *„die Bekämpfung von Extremisten in einer 'diskreteren', jedenfalls weniger auffälligen Form geschieht"*, alles, was sich rechts oder links dieses regierungsoffiziellen Demokratieverständnisses bewegt, ins Blickfeld gerät. Dementsprechend befassen sich die Beiträge des Bandes, die bis auf eine Ausnahme auf eine Tagung der Fachgruppe Politikwissenschaft der Gesellschaft für Deutschlandforschung vom November 1992 an der Universität Bayreuth zurückgehen und an der *„sowohl Praktiker des Verfassungsschutzes als auch Wissenschaftler"* teilgenommen haben, mit verschiedensten Erscheinungsformen des Extremismus; gleich ob PDS, Autonome, rechtsextreme Subkulturen oder ausländische Extremisten, allen wird die rote Karte des Verfassungsschutzes gezeigt. Dem Soziologen Erwin K. Scheuch gelingt es in angewandter Dialektik sogar, die Gegner der Fremdenfeindlichkeit der *„Deutschfeindlichkeit"* zu bezichtigen, deren eigentliches Ziel die *„Destabilisierung der Bundesrepublik durch ungesteuerte Einwanderung"* ist; aber einem Soziologen, der seine literarische Bildung mit einem verfälschten Ernst Jandl-Zitat unter Beweis stellen will, mag man solche Eskapaden nachsehen. Schlichtweg peinlich aber ist der Versuch des Herausgebers Konrad Löw, unter dem Titel „Marxismus und Terrorismus" mit aus dem Zusammenhang gerissenen und verfälschten Marx- und Engels-Zitaten offensichtlich ernsthaft nachweisen zu wollen, daß *„Mitglieder der RAF"* von Marx *„zu ihrem kriminellen Tun veranlaßt"* worden seien. Abgesehen von der abgrundtiefen Lächerlichkeit solcher Art von Beweisführung merkt Löw offensichtlich nicht einmal, daß er sich, methodisch gesehen, in nichts von jenen Marxisten unterscheidet, die unter Marxismus das gebetsmühlenhafte Rezitieren von

Marx-Zitaten verstehen; auf diese Art erweist sich Löw als Geistesverwandter der von ihm doch so sehr gescholtenen Stasi. Mit Marx hat das alles nichts zu tun, allenfalls zeugt es von einer intellektuellen Debilität, die sich ihrem Gegenstand in keiner Weise gewachsen zeigt.

Analog zur Bundesregierung, die im Frühjahr 1987 zur Untersuchung der *„Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt"* eine „Gewaltkommission" einberufen hatte, die ihre Untersuchungsergebnisse in vier Bänden im Jahr 1990 vorlegte, hatte der Bayerische Landtag im Herbst 1987 *„unter dem Eindruck des unerwarteten Widerstandes der Bevölkerung in der Oberpfalz gegen den Bau der Wiederaufbereitungsanlage in Wakkersdorf"* beschlossen, die *„zunehmende Gewaltbereitschaft in unserer Gesellschaft"* untersuchen zu lassen. Im Februar 1989 schließlich wurden Gutachter bestellt, *„um die Frage von unterschiedlichen Aspekten verschiedener Wissenschaften beantworten zu lassen"*. Die Ergebnisse, insgesamt neun Beiträge, liegen in dem von **Klaus Rolinski** und **Irenäus Eibl-Eibesfeldt** herausgegebenen Band **Gewalt in unserer Gesellschaft. Gutachten für das Bayerische Staatsministerium des Innern** (Berlin: Duncker & Humblot 1990, 219 S.) vor. In den beiden einleitenden Beiträgen von Klaus Rolinski und Horst Schüler-Springorum werden die politische Gewalt und die Gewalt in der Gesellschaft thematisiert, wobei Rolinski explizit feststellt, daß im Zuge der Herauskristallisierung einer Zwei-Drittel-Gesellschaft in der Bundesrepublik *„die strukturelle Gewalt größer geworden (ist)"*. *„Es ist sozusagen normal"*, schlußfolgert Rolinski, *„wenn ein Bürger zur Sicherung der Verwirklichung seiner Grundbedürfnisse auch gewalttätig handelt."* Demzufolge lautet seine Empfehlung an *„politische Entscheidungsträger"*, daß sie *„stärker als bisher die konkrete Sozialstruktur als bedeutsame Variablengruppe für das Auftreten von gewalttätigen Handlungen anerkennen"*. Weitere Beiträge des Bandes gehen auf einzelne Problemfelder ein, u.a. auf die Gewaltbereitschaft aus ethologischer Sicht (Eibl-Eibesfeldt), auf den Einfluß von Mediengewalt auf Aggressivität und Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen (Werner Glogauer) und auf Gewalt in der Schule aus der Sicht von Lehrern (Helmut Zöpfl). Die beiden letzten Beiträge von Heinrich Oberreuter und Walter Schmitt Glaeser schließlich befassen sich mit der Problematik des staatlichen Gewaltmonopols. Beide Autoren lassen keinen Zweifel daran aufkommen, daß an der Autorität des staatlichen Gewaltmonopols nicht gerüttelt werden darf. *„Sobald die rechtsstaatliche Ordnung zur strukturellen Gewalt erklärt wird"*, heißt es bei Oberreuter, *„fällt ihre Legitimität dahin."* Analog dazu stellt Schmitt Glaeser fest, daß *„die eigentliche Bedrohung der Freiheit im modernen staatlichen Gemeinwesen und konkret auch in der BR Deutschland nicht vom Staat, sondern von der Gesellschaft kommt"* und daß demzufolge jedweder gewalttätiger *„Sumpf trokken zu legen"* und die *„Erziehung zur Staatlichkeit"* voranzutreiben ist. Wenn man allerdings die Geschichte staatlicher Gewaltorgien in diesem Jahrhundert - seien es z.B. die des nationalsozialistischen oder die des stalinistischen Regimes oder auch diejenigen, die heutzutage noch tagtäglich in den Medien präsent sind - vor seinem geistigen Auge Revue passieren läßt, dann kann man sich angesichts solcher Empfehlungen eines leisen Erschreckens nicht erwehren.

Eine halbwegs aufgeklärte Sensibilität für die sozialen Realitäten der Gegenwart lassen manch einen, der es eigentlich gar nicht sein möchte, zum Apokalyptiker wider Willen werden. Einerseits betroffen von den von ihm skizzierten psycho-sozialen Problemen, insgeheim aber wohl auch fasziniert, bieten ihm die ausgebreiteten Schreckensbilder

doch zugleich die Folie, auf der sich seine Kritik um so deutlicher abzeichnen kann, versucht sich **Werner Seppmann (Dialektik der Entzivilisierung. Krise, Irrationalismus und Gewalt**, Köln: PapyRossa Verlag, 1995, 277 S.) an einer Art Bestandsaufnahme gegenwärtiger Krisensymptome. Das Vorgehen Seppmanns läßt sich dabei beispielhaft an seinem Verhältnis zum Stellenwert von Arbeit und Arbeits- und Leistungsmoral in dieser Gesellschaft aufzeigen. Die von Seppmann verachtete akademische Soziologie hat seit geraumer Zeit eine zunehmende Tendenz zur Auflösung der Werte der Arbeitsgesellschaft analysiert und diagnostiziert; dagegen hält Seppmann mit Marx-Zitaten an, denen zufolge Arbeit und Arbeitsmoral den entscheidenden Zusammenhalt in der Gesellschaft garantieren. Da es aber Arbeit für alle, zumindest in den bislang bekannten Formen, nicht mehr gibt und wohl auch nicht mehr geben wird, die vom Mangel an Arbeit Betroffenen aber an ihrer über lange Zeiträume hinweg tradierten und internalisierten Arbeitsmoral leiden und dieses Leiden gegebenenfalls in Rechtsextremismus seinen Ausdruck findet, wäre es doch wohl angebracht, statt, wie Seppmann dies tut, mit Marx-Zitaten Arbeit für alle einzufordern, sich der Realität der fehlenden Arbeit zu stellen und die in der Tat zu mannigfaltigsten Problemen führende Diskrepanz zwischen fehlender Arbeit einerseits und tradierter und aus herrschaftsideologischen Gründen auch weiterhin propagierter Arbeits- und Leistungsmoral andererseits zu thematisieren und zwar dergestalt, daß diese Arbeits- und Leistungsmoral auf den kritischen Prüfstand genommen und nicht jenes aus dem letzten Jahrhundert stammende Recht auf Arbeit beschworen wird, das ja Grundlage der Arbeitsmoral ist und somit, statt die Probleme zu entschärfen, sie noch weiter zuspitzt. Seppmann perpetuiert mit seinen Forderungen eben jene Zustände, die er ansonsten so wortreich beklagt. Wenn der Zivilisationsprozeß der kapitalistischen Moderne und die damit verbundenen *„pazifizierten Verhaltensstandards und die Sublimierung der Gewalt das Produkt einer Formierung der Triebstruktur nach den Maßstäben ökonomischer Funktionalität sind"*, diese ökonomische Funktionalität aber in einer Gesellschaft, der die Arbeit im traditionellen Sinne ausgeht, im wesentlichen nur noch auf einer ideologischen Ebene eingefordert wird, dann ist es die Aufgabe einer kritischen Sozialwissenschaft, diese zur bloßen Ideologie verkommene ökonomische Funktionalität nicht nur zu hinterfragen, sondern auch zu destabilisieren, um damit einen Beitrag zur Etablierung neuer Verhaltensstandards und einer nicht nach den Maßstäben ökonomischer Funktionalität organisierten Triebstruktur zu liefern. Seppmanns Intention läuft im Gegensatz dazu darauf hinaus, die Grundlagen jener von ihm doch beklagten *„Dialektik der Entzivilisierung"* wieder in Gang zu setzen, indem er die Arbeit, d.h. die Maßstäbe ökonomischer Funktionalität, wieder in ihr angestammtes Recht einsetzen will, womit die von ihm beschworene Dialektik ihren Kreislauf aufs Neue beginnen kann. Seppmann knüpft an jene Tradition an, die mit dem Stichwort „Recht auf Arbeit" umschrieben werden kann und die für jene Aporien, an denen er doch zu leiden scheint, in entscheidender Weise mitverantwortlich ist; ins Blickfeld zu bekommen aber wäre jene Traditionen, die mit den Stichworten „Recht auf Faulheit" und „Kampf der Arbeit" umschrieben sind.

Zuguterletzt erhält auch die verflossene DDR noch ein Art „Who's Who": Das von **Gabriele Baumgartner** und **Dieter Hebig** herausgegebene zweibändige **Biographische Handbuch der SBZ/DDR 1945 - 1990** (München/New Providence/London/Paris: K. G. Saur Verlag 1996, 499, 550 S.) enthält unterschiedlich ausführliche Angaben zu rund 4.500 Personen, die in Politik, Verwaltung, Kunst, Kultur, Wissenschaft, Forschung, Technik, Lehre und Sport der DDR eine Rolle gespielt haben, darunter auch

solche, die aus den verschiedensten Gründen die DDR irgendwann verlassen haben; erfaßt werden im wesentlich die üblichen Lebensdaten, Angaben zur beruflichen Tätigkeit und Werke. Die Herausgeber haben ihre Daten ausschließlich aus gedruckt vorliegenden Quellen entnommen und auf weitere archivalische Recherchen und persönliche Nachforschungen bei noch Lebenden verzichtet, so daß an manchen Stellen notgedrungen mit unvollständigen Angaben gerechnet werden muß. Einbezogen wurden auch die Vorgeschichte der DDR, die Phase der SBZ seit dem 8. Mai 1945, die nicht das gesamte Gebiet der späteren DDR umfaßte, sowie die Übergangsphase vom Herbst 1989 bis zum schon bald darauf absehbaren Anschluß an die BRD vom 3. Oktober 1990. Hinsichtlich der Bedeutung der erfaßten Personen ist zwischen vier Ebenen zu unterscheiden: Einmal die zentralen Gremien der Partei und die damit verflochtenen staatlichen Organe, zum zweiten die Bezirksebene, zum dritten die Kreisebene und zum vierten schließlich die Ebene der Städte und Gemeinden. Es versteht sich von selbst, daß die zur Verfügung stehenden Informationen entsprechend unterschiedlich sind und daß demzufolge auch die quantitativen Angaben zu den einzelnen Personen je nach ihrer Bedeutung differieren.

Fünf prominente Historiker und Publizisten (Peter Bender, Wolfgang Benz, Hans Mommsen, Fritz Stern, Heinrich August Winkler) haben sich in dem von **Johannes Willms** herausgegebenen Band **Der 9. November. Fünf Essays zur deutschen Geschichte** (München: Verlag C.H. Beck, 1994, 98 S.) mit diesem in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts fast mythische Bedeutung zukommenden Datum auseinandergesetzt; in gekürzter Fassung waren die Texte zuvor in der „Süddeutschen Zeitung" erschienen. An wenigen Daten in der neueren deutschen Geschichte lassen sich unselige Kontinuitäten einerseits und Brüche andererseits so deutlich aufzeigen, wie am 9. November. Am 9. November 1918 rief Philipp Scheidemann die „Deutsche Republik" aus, die von vielen Deutschen nicht begrüßt wurde. Von rechts wurde das Datum fünf Jahre später, mit dem gescheiterten „Hitler-Putsch" besetzt; fortan war der 9. November ein Gedenktag der Nationalsozialisten. Am 9. November 1938 wurden auf Weisung von Goebbels in ganz Deutschland Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung durchgeführt. Das vorläufig letzte bedeutende Ereignis der deutschen Geschichte am 9. November war schließlich der „denkwürdige" Fall der Mauer zwischen den beiden deutschen Staaten.

Wenn man es nicht besser wüßte, könnte man annehmen, daß es sich bei der Geschichte, die **Morris Beckman** in seinem Buch **The 43 Group. Antifaschistischer Kampf in Großbritannien 1946-1950** (Berlin: Harald Kater Verlag 1995, 206 S.) erzählt, um ein für Gegenwart und Zukunft nützliches Lehrstück handelt. Kaum hatten die Alliierten Europa von der nationalsozialistischen Terrorherrschaft befreit, als in England eine ganze Anzahl von faschistischen Gruppen und Grüppchen mit ihrem Führer Oswald Mosley im Zentrum in der Öffentlichkeit aktiv wurde und einem hemmungslosen Antisemitismus huldigte. *„Es ist"*, so Beckman, *„eine seltsame Tatsache, daß die einzigen faschistischen Strukturen in Europa, die am Ende des Krieges organisatorisch intakt geblieben waren, diejenigen in Spanien und England waren."* Auf die faschistischen Provokationen zu antworten gab es mehrere Möglichkeiten, wobei das jüdische Establishment, möglicherweise auch im Zusammenhang mit den zeitgleichen Auseinandersetzungen zwischen den englischen Besatzungstruppen und jüdischen Siedlern in Palästina, eher zögerlich reagierte und seine Aktivitäten auf Gegenaufklärung reduzier-

te. Für viele aber, insbesondere auch für jüdische Ex-Soldaten, die einige Monate zuvor noch in der britischen Armee gegen die Nationalsozialisten gekämpft hatten, gab es schließlich nur noch eine adäquate Antwort: *„Die Faschisten konnten und mußten angegriffen werden, aber auf organisierte und disziplinierte Weise."* Anfang März 1946 trafen sich 43 Personen, um entsprechende Aktivitäten zu diskutieren; man wurde sich darüber einig, eine Organisation zu gründen, *„um die Faschisten zu bekämpfen. Diese Organisation ist nicht politisch festgelegt. Alle, die Faschismus und Antisemitismus bekämpfen wollen, egal welcher politischen Anschauung, sind willkommen. Außerdem ist allen klar, daß die Mitglieder das Risiko eingehen, bei den möglicherweise gewalttätigen Konfrontationen verletzt, vielleicht sogar schwer verletzt, oder festgenommen zu werden."* Gut vier Jahre lang, bis zur Auflösung im April 1950, war die nach der Zahl der Gründungsmitglieder benannte „43 Group" im Kampf gegen die faschistischen Gruppierungen aktiv; man gab eine Monatszeitung („On Guard") heraus, leistete Aufklärungsarbeit, ärgerte sich über die ausbleibenden Aktivitäten der Labour-Regierung und störte - vorwiegend, aber nicht nur, in London - jahrelang gezielt und unter Einsatz aller Kräfte - auch der dazu notwendigen Körperkräfte - die zahllosen von faschistischen Gruppen organisierten Veranstaltungen. Am Ende, so kann Beckman resümieren, ist es der Gruppe gelungen, *„zwei ihrer drei anfänglichen Ziele zu erreichen. Sie entlarvte das wirkliche Gesicht des aufkommenden Faschismus, und als Ergebnis davon verurteilte die britische Presse einmütig Mosley und seine Nachkriegsbewegung. Sie zerstörte auch völlig den Kampfgeist ihrer Mitglieder und das Selbstbewußtsein der Unionsbewegung, und schützte dadurch die Einwohner vieler Viertel vor den faschistischen Überfällen. Es ist ihr jedoch nie gelungen, Atlees Labourregierung zu überzeugen, die Aufstachelung zum Rassenhaß (in jenen Tagen zum Judenhaß) unter Strafe zu stellen".* Vierzig Jahre nach der Auflösung der „43 Group" hat ihr Morris Beckman, im März 1946 Gründungsmitglied der Gruppe, mit seinem lebendig geschriebenen Bericht ein verdientes Denkmal gesetzt. Allerdings sollte man sich insbesondere hierzulande wohl davor hüten, die damaligen Erfahrungen umstandslos in die Gegenwart zu projizieren; abgesehen von den völlig unterschiedlichen historischen Konstellationen gehört es zur schlechten Angewohnheit des gemeinen deutschen Antifaschisten, erst einmal die rechte politische Linie zu diskutieren, danach Bündnisverhandlungen einzuleiten und schließlich gegebenenfalls den eigentlichen Gegner ins Blickfeld zu bekommen, wobei man sich angesichts der neuerlichen Begeisterung mancherlei Antifaschisten für nationalrevolutionäre Bewegungen in mehr oder weniger weit entfernten Ländern über die ein oder andere merkwürdig anmutende Konfusion nicht zu wundern braucht.

In den Heften 12 und 13 des ARCHIVs hatte **Václav Tomek** zwei Beiträge zur Geschichte des tschechischen Anarchismus um die Jahrhundertwende veröffentlicht. Unter dem Titel **Volk! Öffne Deine Augen! Studien zum tschechischen Anarchismus von den Anfängen bis 1925. Mit einem Nachwort zum Gegenwarts-Anarchismus in Tschechien** (Wien: Verlag Monte Verita, 1995, 64, 48 S.) liegt jetzt eine zweisprachige - deutsch und tschechisch - Publikation vor, die neben einer an die ARCHIV-Beiträge anknüpfenden Geschichte des frühen tschechischen Anarchismus auch einen kurzen Eindruck vom gegenwärtigen Anarchismus in der Tschechischen Republik vermittelt. In diesem Zusammenhang sei auf zwei weitere Publikationen hingewiesen. Zum einen auf die von **Václav Tomek** herausgegebene und mit einem rund neunzigseitigen Text eingeleitete voluminöse Anthologie **Český Anarchismus 1890 - 1925** (Praha: Filosofia, 1996, 744 S.), die neben zahlreichen Abbildungen insgesamt 127

Texte tschechischer Anarchisten (zum Teil aus Zeitungen und Zeitschriften, zum Teil Auszüge aus Broschüren) aus den Jahren 1890 bis 1925 enthält. Zum zweiten auf den von **Laslo Sekelj** und **Václav Tomek** herausgegebenen Sammelband **Anarchism. Community and Utopia** (Praha: Filosofický ústav AV ČR, 1993, 272 S.), der die Beiträge einer Tagung versammelt, die im Frühjahr 1989 in Dubrovnik stattfand. Der Band enhält neben der Einleitung insgesamt neun Texte, darunter einen Beitrag von Tomek zum tschechischen Anarchismus, einen Beitrag von Yaacov Oved über den spanischen „comunismo libertario" und die Kollektivierungen im Spanischen Bürgerkrieg sowie mehrere theoretische Beiträge, u.a. über Utopien („Utopian Dreams and Nightmares") von John Clark und zum Thema „Anarchism, Marxism and Direct Democracy" von Laslo Sekelj.

Das zu Ende gehende Jahrhundert ist nicht nur eines der mörderischen Vernichtungskriege gewesen, sondern, damit ursächlich zusammenhängend, auch eines der Flüchtlinge und Emigranten. In ihren Schicksalen kommt das Scheitern des naiv optimistischen Fortschrittsdenkens des neunzehnten Jahrhunderts vielleicht am prägnantesten zum Ausdruck. Ihre Geschicke und ihre Berichte zeugen aber zugleich von jenem Willen zu einem anderen Leben in einer anderen Gesellschaft, der dieses Jahrhundert allenfalls als Flaschenpost überleben wird. Der von **Herbert Thomas Mandl** unter dem Titel **Durst, Musik, Geheime Dienste** (München: Klaus Boer Verlag 1995, 574 S.) vorgelegte autobiographische Bericht erzählt von einem wohl exemplarischen Schicksal, einer unfreiwilligen Wanderung durch die dieses Jahrhundert bestimmenden politischen Systeme. 1926 in Bratislava geboren, lernt Mandl die Konzentrationslager von Theresienstadt, Auschwitz und Dachau-Kaufering kennen. Nach der Befreiung erhält er eine Professur am Konservatorium in Ostrau, ehe er 1960 als Tourist in Ägypten in die amerikanische Botschaft in Kairo flüchtet. Unter dem Verdacht, Ostagent zu sein, wird er - zuerst in Ägypten, dann in Griechenland und schließlich in der Bundesrepublik - interniert und zahllosen Verhören unterworfen; lange Zeit wird ihm die Anerkennung als politischer Flüchtling verweigert. Als er schließlich doch in die westliche Freiheit entlassen wird, schließt er Freundschaft mit Heinrich und Annemarie Böll, die in einem entsprechend präparierten Privatwagen seiner Frau zur Flucht aus der Tschechoslowakei verhelfen Mandls lesenswerter Bericht seiner nach Zwischenaufenthalten in den USA in der Bundesrepublik endenden Odyssee durch die Systeme und Ideologien des vergehenden Jahrhunderts gehört zu jenen Dokumenten, die vom Widerstand des Individuums gegen jegliche totalitären Vereinnahmungsversuche erzählen, es ist ein Bericht, der Täter kennt und benennt, ohne sich von diesen zu einem widerstandslosen Opfer herabwürdigen zu lassen.

Rund fünfzehn Jahre, nachdem das zuerst lokale und regionale, dann nationale Projekt „Geschichtswerkstätten" ins Leben gerufen wurde, ist von der ursprünglichen Euphorie kaum noch etwas übrig geblieben. In der Einleitung des von der **Berliner Geschichtswerkstatt** herausgegebenen Bandes **Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Alltagsgeschichte** (Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 1994, 355 S.) wird ein kurzes Resümee gezogen, dem eigentlich nichts hinzuzufügen ist: *„Der Anspruch eines demokratischen Umgangs mit Geschichte durch das Bemühen, den Gegensatz zwischen professionellen HistorikerInnen und historisch interessierten Laien tendenziell aufzuheben, scheint gescheitert. Offensichtlich ist der hohe theoretische und methodologische Anspruch der Wissenschaftlichkeit mit dem*

Bemühen um Verständlichkeit der Sprache für den Laienverstand nicht zu vereinbaren. Damit aber könnte sich Alltagsgeschichte im akademischen Elfenbeinturm isolieren." Vorherzusehen war die Spaltung zwischen akademischen und insbesondere an einer akademischen Karriere interessierten Fachhistorikern und den sogenannten Laien, zwischen tendenziell selbstreferentieller Wissenschaft und (linker) Heimatgeschichtsschreibung schon in der Entstehungsphase der Geschichtswerkstätten. Die Geschichtswerkstätten verstanden sich, so wird in der Einleitung zurecht festgehalten, als Teil der damaligen Neuen Sozialen Bewegungen. Nur in diesem politischen Kontext und damit im Kontext der damals scheiternden Neuen Linken und deren Transformierung in sogenannte Ein-Punkt-Bewegungen einerseits und das Parteiprojekt der Grünen andererseits wird die Geschichte der Geschichtswerkstätten verständlich; auch in ihnen tradierten sich die ungelösten Widersprüche der damaligen Linken. Bemerkenswerterweise geht Alfred Georg Frei, ein Aktivist der ersten Stunde, in seinem Beitrag über „Geschichtswerkstätten in der Krise" auf diesen Hintergrund überhaupt nicht ein und kann von daher die seit Jahren eher desolate Lage der Geschichtswerkstätten-Bewegung, von der die Spaltung in die akademische Fraktion um die Zeitschrift „Werkstatt Geschichte" und die an den alten basisorientierten Ansprüchen festhaltende Fraktion um die „Geschichtswerkstatt" nur ein Symptom ist, auch nur deskriptiv beschreiben; ein *„ernüchterndes Fazit"* zieht auch Axel Doßmann in seinem Beitrag über „Geschichtswerkstatt-Initiativen im Osten". Davon abgesehen versammelt der Band in drei Teilen („Grundlagen und Entwicklungslinien"; „Alltagsgeschichtliche Quellen und ihre Erschließung"; „Beispiele aus der Forschungspraxis") insgesamt 18 Beiträge zu unterschiedlichsten Themen, auf die im einzelnen einzugehen hier nicht der Platz ist; im Anhang finden sich eine Auswahlbibliographie sowie ein Adressenverzeichnis von Geschichtswerkstätten.

Wie jede politische, literarische oder künstlerische Bewegung, und sei sie von ihren Ansprüchen her noch so avantgardistisch gewesen, die Geschichte geworden ist, so ist auch der Dadaismus als ganzer oder in seinen speziellen lokalen Variationen zuerst in den Erinnerungen der seinerzeit beteiligten Aktivisten und dann in der wissenschaftlichen Aufarbeitung in spezifischer Weise kodifiziert worden. **Reinhard Nenzel** hat in der von ihm herausgegebenen **Dada - Mappe Berlin 1920/21** (Bonn: Reinhard Nenzel Verlag für Literatur und Wissenschaft, 1995) eine Reihe von Texten im Nachdruck vorgelegt, die, wie er anhand einiger Standardwerke zum Berliner Dadaismus nachweist, entweder überhaupt nicht, oder aber, im Fall Hardy Worm, zumindest nicht im Kontext des Dadaismus wahrgenommen werden. Bei den Nachdrucken handelt es sich um die zwei von Fried-Hardy Worm 1920 herausgegebenen Ausgaben von „HARAKIRI !?", einmal als „Zeitschrift der Grotesken", das anderemal als „eine groteske publication", um die ebenfalls von Fried-Hardy Worm herausgegebene Broschüre „Das Bordell. Eine groteske Publikation" (Berlin 1921), die u.a. die Erstfassung von Brechts Gedicht „Apfelboeck oder Die Lilie auf dem Felde" sowie Texte von Raoul Hausmann, Oskar Kanehl, und Max Hermann Neisse enthält, um Hardy Worms siebenseitiges Typoskript „Ein Familiendrama" (Berlin 1921), dann Walter Petrys „Die dadaistische Korruption. Klarstellung eines erledigten Philosophieversuches. Herausgegeben im Auftrage der Liga zur Bekämpfung des Dadaismus" (Berlin 1920) und schließlich um Alfred Sauermanns „dass gewebe reisst oder die mausefalle", eine „da da - tragödie" (Berlin 1920). In einer Begleitbroschüre („Walter Petry. Alfred Sauermann. Fried-Hardy Worm. Drei späte Stimmen des Berliner Dadaismus. Versuch einer

Lokalisierung") gibt Nenzel zum einen biographische Hinweise zu den drei Autoren, die allesamt *„nicht der 'offiziellen' Berliner Dada-Gruppe angehörten"* und auch erst aktiv wurden, als *„der Zenit des Dada-Spektakels"* bereits überschritten war, zum anderen detaillierte Anmerkungen zu den einzelnen Titeln sowie eine Bibliographie der literarischen Arbeiten Walter Petrys. Am ausführlichsten sind die biographischen Angaben zu Hardy Worm (1896-1973), der nach seinem kurzen dadaistischen Zwischenspiel eine journalistische Karriere einschlug und später unter dem Pseudonym Ferry Rocker auch Kriminalromane schrieb. Worm kehrte nach der Emigration in den fünfziger Jahren nach Berlin zurück, wo in den siebziger und achtziger Jahren einige Bände mit gesammelten Texten erschienen. Auch Walter Petry (1898-1932) arbeitete später als Journalist und betätigte sich als Herausgeber und Übersetzer. Nur wenige Informationen, nicht einmal Lebensdaten finden sich zu Alfred Sauermann, *„ein Mann ohne Biographie, ein Phänomen, das flüchtig durch die Register huscht, das keine Heimat und keine Geschichte hat..."* Die verdienstvolle und vorzügliche Edition dieser allesamt vergessenen Texte - Worms Typoskript „Ein Familiendrama" ist nur in Privatbesitz vorhanden - und der damit verbundene Hinweis auf die dadaistischen Aktivitäten ihrer Autoren bzw. Herausgeber darf man wohl ohne Übertreibung auch als Beitrag zur Entdeckung eines „anderen" Berliner Dadaismus verstehen.

Darüber, ob und insbesondere wie Kunst politisch sein kann oder sein soll, ist, insbesondere in diesem Jahrhundert, in dem die politische Einbindung von Kunst in Politik von beiden Seiten zum Teil mit Vehemenz gefordert wurde, viel diskutiert worden. Die Erfahrungen mit der Funktionalisierung von Kunst für Politik allerdings haben aus guten Gründen zu einer Distanz zwischen beiden Sphären geführt, die, insofern Kunst immer auch Reflexion gesellschaftlicher Wirklichkeit ist, allerdings auf neue Weise fruchtbar zu machen wäre. Eine entsprechende Perspektive ließe sich, in Anwendung einer alten Erkenntnis von Jean-Luc Godard, so formulieren, daß es nicht darum geht, politische Kunst zu machen, sondern Kunst politisch zu machen. Das wiederum könnte heißen, mehr oder weniger alltägliche Dinge nicht in ihrem akzeptierten Kontext zu belassen, sondern dergestalt zu präsentieren, daß sich plötzlich ganz neue Wahrnehmungsperspektiven auftun oder in Zusammenhänge zu stellen, in denen sie gemeinhin nicht betrachtet werden. Ein Ausstellung zum Thema Gummi z.B. kann dann zum Ausgangspunkt einer Exkursion in die Abgründe deutscher Geschichte werden, wie der von **Olaf Arndt**, **Rob Moonen** und **Niels Peters** zusammengestellte Materialienband **Buna 4. Fabrik für synthetischen Gummi der I.G. Auschwitz und Arbeitslager Monowitz/Auschwitz III** (1940-1945) (Hamburg: Edition Nautilus, 1995, 90 S.) zeigt. Vom Ansatz her ähnlich gelagert ist ein zweiter Materialienband von **Rob Moonen** und **Olaf Arndt** zum Thema **camera silens** (Hamburg: Edition Nautilus, 1995, 175 S.). Beide, der Alltagsgegenstand Gummi und die camera silens, in der Wissenschaft ein nützliches Instrument für Tontechniker, werden, über die museumsgebundenen Objekte bzw. Installationen hinaus, zum Anlaß für Text- und Materialsammlungen, die deutlich machen, daß auch die alltäglichsten und unschuldigsten Dinge politisch konnotiert sind. Auf der einen Seite führte der Versuch, durch die Herstellung von kriegswichtigem synthetischem Gummi vom Weltmarkt unabhängig zu werden, zur Errichtung eines gewissermaßen industrieigenen Konzentrationslagers, in dem abertausende Menschen zu Tode kamen, auf der anderen Seite erweist sich das scheinbar neutrale wissenschaftliche Interesse an Versuchsanordnungen, in denen die Auswirkungen eines totalen Sinnesentzuges auf die menschliche Psyche und Physis überprüft wird, als ein Experiment,

das die Basis für „weiße Folter" legt. Die in den beiden hervorragend gestalteten und mit zahlreichen Fotos und Abbildungen ausgestatteten Bänden gesammelten Materialien und Analysen lassen einmal mehr, wie es Fritz Sack in seinem Beitrag in dem „camera silens"-Band formuliert, deutlich werden, daß die Moderne sich, ineinander übergehend und untrennbar miteinander verbunden, durch *„die Gleichzeitigkeit technischer, kultureller und geistiger Ruhmestaten und die Untaten der Vernichtung und der Zerstörung"* auszeichnet.

Manifeste sind Texte, die im Zeichen des Scheiterns geschrieben sind - eben dies macht ihre eigentliche Faszination aus. Die Geschichte der Moderne ließe sich ohne weiteres als eine Geschichte der Manifeste schreiben. Manifeste haben ihre eigenen Zeiten; Zeiten ohne Manifeste sind Zeiten der Erstarrung. Manifeste sind im eigentlichen Sinne utopische Entwürfe; das gilt für politische Manifeste, aber erst recht für Manifeste der künstlerischen Avantgarde. Die politischen Manifeste der Moderne haben sich als funktionale Entwürfe erwiesen, die Manifeste der künstlerischen Avantgarde zielten auf Totalität, auf das, was im emphatischen Sinn Alltag ausmacht bzw. ausmachen sollte, auf die mehr oder minder unmittelbare Verbindung von banalster Tätigkeit und entrücktestem Traum. Die Moderne im Rückblick überschauend, stellt man fest, daß es Phasen gab, in denen Manifeste auf besondere Weise dominant waren. Eine dieser Phasen, dreißig Jahre umfassend, haben **Wolfgang Asholt** und **Walter Fähnders** in dem von ihnen herausgegebenen und eingeleiteten Band **Manifeste und Proklamationen der europäischen Avantgarde (1909 - 1938)** (Stuttgart/Weimar: Verlag J.B. Metzler 1995, 481 S.) dokumentiert. Der Band enthält rund 250, im Anhang in einem Länderverzeichnis noch einmal übersichtlich aufgelistete Manifeste aus nahezu zwanzig Ländern, ein großer Teil davon erstmals in deutscher Übersetzung; einige der bekannteren, in deutscher Sprache bereits vorliegenden Texte, z.B. André Bretons zwei surrealistische Manifeste, sind dabei gekürzt worden. Die Herausgeber haben ihre Sammlung chronologisch angelegt und in vier Kapitel unterteilt: „Der futuristische Aufbruch der Avantgarde (1909-1916)" - „Zwischen 'Dada' und 'Revolution' (1916-1920" - „Die Zeit der Ismen (1920-1924)" - „Im Zeichen des Surrealismus (1924-1938)". Möglicherweise, das wird bei der Lektüre der avantgardistischen Manifeste noch einmal deutlich, ist die künstlerische Avantgarde das einzig halbwegs internationalistisch im revolutionären Sinne funktionierende Unternehmen gewesen. Das gilt nicht nur für viele Individuen und Gruppierungen, die über Ländergrenzen hinweg Kontakte pflegten, sondern in verstärktem Maße z.B. für die Surrealisten aller Herren Länder, für die Paris über Jahre hinweg zu einer zweiten Heimstatt wurde. Jedenfalls sind die Avantgardisten immer auch politisch gewesen, dies - wenn nicht gar explizit - zumindest in dem Sinne, daß sie ihrem Anspruch zufolge nicht nur die ganze bisherige Kunst in Frage stellten, sondern implizit auch die Gesellschaft, die diese Kunst hervorgebracht hatte. Die politischen Auswirkungen und Orientierungen sind allerdings sehr unterschiedlich gewesen. In der Sowjetunion wurde die künstlerische Avantgarde nach der Machtergreifung der Bolschewiki von den neuen Machthabern, deren Vorstellungen von einer neuen Gesellschaft äußerst reduktionistisch auf politische und ökonomische Funktionalität ausgerichtet waren, schon bald mit Mißtrauen betrachtet und nach und nach verdrängt und verboten, in Deutschland spielte die Avantgarde in den revolutionären Zeiten vor und nach 1918 eine gewisse Rolle, in Frankreich entwickelten sich viele Surrealisten, nach zumeist gescheiterten Versuchen einer Zusammenarbeit mit der kommunistischen Partei, zu dezidierten Antistalinisten und in Italien schließlich wurde der

Futurismus unter dem faschistischen Regime zu einer Art Staatskunst erhoben. Nicht zu übersehen allerdings ist auch, daß vieles, was Avantgardisten gedacht, geschrieben, gemalt oder gefilmt haben, mittlerweile nicht nur in den Kanon des von ihnen so vehement bekämpften bürgerlichen Kulturbetriebes eingegangen ist, sondern unter Umständen sogar in der Werbeindustrie Anerkennung gefunden und damit auch jene erreicht hat, denen die Avantgarde ansonsten ein unerschlossenes Gefilde geblieben wäre. Das alles kann aber nicht davon abhalten, bei der Lektüre dieser Texte jene Lust an der hemmungslosen Provokation zu genießen, die über die hier dokumentierte Phase hinaus bis heute unverändert aktuell geblieben ist. Wenn Ezra Pound im Oktober 1936 in einem gegen *„die surrealistischen Feiglinge"* gerichteten Manifest schrieb, daß diesen *„eine Generation von Punks"* vorausging, dann konnte er nicht ahnen, daß die eigentliche Zeit der Punks erst kommen sollte und daß auch dies nicht mehr als ein Zwischenspiel in der unendlichen Folge der unerwartet auftauchenden und wieder verschwindenden und in Manifesten sich artikulierenden Avantgarden sein würde. Von allergrößtem Interesse wäre es, wenn die hier vorliegende Sammlung einmal eine Fortsetzung fände, in der die Jahre und Jahrzehnte nach 1945 dokumentiert würden.

1963 war in der DDR ein „Lexikon sozialistischer deutscher Literatur" erschienen, das den Zeiten entsprechend vielfach redundante Einschätzungen lieferte. Gut zwanzig Jahre später, 1987, wurde am Ostberliner Zentralinstitut für Literaturgeschichte mit der Arbeit an einem neuen Lexikon begonnen, das in kritischem Rückblick auf das insbesondere in ideologischer Hinsicht fragwürdige Werk aus dem Jahre 1963 und im Rekurs auf die nicht zuletzt durch die zwischenzeitlich erfolgten zahlreichen Neuentdekkungen vergessener Autoren bedingten inhaltlichen Neuanstöße einen erneuerten Überblick über die Vielfalt sozialistischer Literatur im Kontext der deutschen Arbeiterbewegung geben sollte. Dabei fanden zum einen österreichische und deutschsprachige tschechische Autoren Berücksichtigung und zum anderen auch Autoren bzw. Vereinigungen aus dem sozialdemokratischen, syndikalistischen und anarchistischen Umfeld. Ende Dezember 1989, als das Scheitern der DDR absehbar war, lagen vier Fünftel des Manuskriptes vor, danach dauerte es den Umständen entsprechend noch einmal einige Zeit, ehe das Projekt zu Ende geführt werden und unter dem Titel **Lexikon sozialistischer Literatur. Ihre Geschichte in Deutschland bis 1945.** Herausgegeben von Simone Barck, Silvia Schlenstedt, Tanja Bürgel, Volker Giel und Dieter Schiller unter Mitarbeit von Reinhard Hillich (Stuttgart/Weimar: Verlag J.B. Metzler 1994, 580 S.) erscheinen konnte. In rund 450 Stichwörtern werden vor allem Autor(inn)en, darunter auch Theoretiker(innen), aber auch Zeitschriften, Schriftstellervereinigungen, Buchgemeinschaften, Anthologien und literarische Reihen, Verlage sowie unter bestimmten Begriffen bekannt gewordene Debatten erfaßt. Zeitlich reicht das Spektrum von den frühen und den sogenannten „wahren" Sozialisten sowie ihren Organen bis zur Epoche des Nationalsozialismus, die für die Arbeiterkultur einen Bruch bezeichnet. Während in den frühen Jahren die Literatur im engeren Sinne - Belletristik, Theater und Lyrik - vielfach noch unmittelbar in die sozialistische Theorieentwicklung eingebunden war, kam es in späteren Jahren, im Kontext der Expansion der Arbeiterbewegung und der damit verbundenen Herauskristallisierung von unterschiedlichen Fach- und Interessenorganisationen, auch zu einer Art Arbeitsteilung zwischen den eigentlichen Politikern in Parteien und Gewerkschaften, Theoretikern und Schriftstellern, was sich in zahlreichen Debatten um den Stellenwert von Literatur im Klassenkampf niedergeschlagen hat. Über die Auswahl der Autor(inn)en, Zeitschriften etc. kann man sich - dies wird

bei einem solchen Werk nicht zu vermeiden sein - natürlich streiten; so hätten z.B. sicherlich Rudolf Rocker, Max Nettlau oder auch Karl Plättner eine Erwähnung verdient und bei dem Artikel zum „Gegner" fragt man sich, wieso die Anfang der dreißiger Jahre von Franz Jung initiierte Neuausgabe keine Erwähnung findet. Positiv zu verzeichnen ist auf jeden Fall, daß - neben den bekannteren Namen - in der Tat z.B. zahlreiche Autoren eine angemessene Berücksichtigung finden (u.a. Gregor Gog, Georg K. Glaser, Johannes Holzmann = Senna Hoy, Gustav Landauer, Johann Most, Erich Mühsam, Otto Rühle, Karl Schröder), die in der alten DDR entweder überhaupt nicht oder aber wahrscheinlich mit ideologisch verkürzter Interpretation zur Kenntnis genommen worden wären. Insgesamt kann man jedenfalls feststellen, daß es sich um ein Lexikon handelt, das über wichtige Autor(inn)en und Institutionen der im Kontext der deutschen Arbeiterbewegung relevanten literarischen Strömungen, Tendenzen und Diskussionen eine für den ersten Überblick durchweg brauchbare Auskunft gibt.

Bürgerliches Denken ist immer auch Denken über Gewalt gewesen, über die Ursachen und die Rechtfertigung von Gewalt, über den Legitimationsmangel von Gegengewalt und nicht zuletzt auch über die Unmöglichkeit von Gewaltlosigkeit. Die bürgerliche Gesellschaft ist eine auf Gewalt basierende Gesellschaft, deren konkrete Gestaltung in jeweils epochenspezifischer Manier im Kontext der Realgeschichte theoretisch reflektiert und begründet worden ist. Noch in ihrer in der marxistischen Geschichtsphilosophie im Proletariat sich verkörpernden Negation ist - die Realgeschichte hat es in den Fällen, in denen die sich als Marxisten definierenden Revolutionäre ihre entsprechenden theoretischen Vorgaben praktisch umzusetzen wußten - die Frage der Gewalt der eigentliche Leitfaden aller Reflexionen gewesen. Zugleich ist sowohl bürgerliches als auch antibürgerliches Denken immer mit der Frage konfrontiert, ob - und wenn ja wie - das Individuum mit in politischen und ökonomischen Macht- und Herrschaftsinstitutionen sich verkörpernder Gewalt auszusöhnen sei. Wenn man, wie **Werner W. Ernst** in seiner Arbeit **Legitimationswandel und Revolution. Studien zur neuzeitlichen Entwicklung und Rechtfertigung politischer Gewalt** (Berlin: Duncker & Humblot 1986, 354 S.) davon ausgeht, daß *„subjektives Leben und Denken sich mit den objektiv bestehenden Herrschaftsverhältnissen aber nicht 'versöhnen', 'vermitteln' (lassen)"*, dann wird man notwendigerweise auf jenen emphatischen Begriff von Theorie als Kritik rekurrieren, der *„von einer unwahren Affirmation... deshalb Abstand (nimmt), weil die gedankliche Verfügung über ein objektives 'Noch-Nicht' das Ausfüllen leerer, noch zukünftiger Realität mit dem Machtdenken der Gegenwart wäre"*. Die Geschichte des bürgerlichen Denkens ist in dem Maße, in dem es ein Denken über Gewalt war, immer auch ein Denken über eine mögliche Begrenzung, eine Hegung von Gewalt gewesen; im Denken der vom Anspruch her antibürgerlichen proletarischen Organisationen ist daraus gar das Versprechen einer gewaltlosen Gesellschaft geworden, ein Versprechen allerdings, das im Versuch der Umsetzung durchweg in sein Gegenteil umschlug. Ernsts Arbeit, eine *„sowohl ideengeschichtliche wie auch realgeschichtliche Befassung mit politischer Gewalt"*, bietet einen Durchgang durch die verschiedenen Epochen der bürgerlichen Gesellschaft, angefangen von der niederländischen und englischen Revolution über Thomas Hobbes, die frühen Liberalen Locke, Hume und Montesquieu, Rousseau, die französische Aufklärung und Revolution, Kant und Hegel, John Stuart Mill, das Konzept der sozialen Demokratie bis zu Lenin, Trotzki und der russischen Revolution, Georg Lukács, Rosa Luxemburg und schließlich Mao Tse-tung und der chinesischen Revolution. Das Resümee hat Ernst bereits in seiner Einleitung gezogen:

„In der Tat gab es - außer einigen gewaltlosen Pazifisten unter den Anarchisten - noch keine bedeutsame politische Bewegung, die 'Herrschaftsfreiheit' forderte und mit der Praxis eigener Herrschaftslosigkeit verband." Zu den Ausnahmen zählt er auch Rosa Luxemburg, die zu den *„wenigen revolutionären Persönlichkeiten"* gehört, *„die grundsätzlich für sich die Anwendung von Gewalt ausschließen"*, auch wenn sie deren Existenz anzuerkennen gezwungen sind. Die am Ende der Einleitung anklingende positive Bezugnahme auf das Prinzip der die alten identitätsstiftenden und aufs Allgemeine zielenden Bewegungen negierenden „Nicht-Identität" der sogenannten „neuen sozialen Bewegungen" allerdings dürfte zwischenzeitlich im Orkus der aus diesen Bewegungen hervorgegangenen neuen, vielleicht nicht direkt gewalttätigen, aber durchaus ausgeprägt machtbewußten Mittelstandsbewegung untergegangen sein.

Im Artikel 120 der französischen Verfassung vom 24. Juni 1793 wurde festgelegt, daß das französische Volk *„allen um der Freiheit willen aus ihrem Vaterlande vertriebenen Ausländern Asyl gewährt. Es verweigert es den Tyrannen"*. Nachdem hierzulande das im Anschluß an die Erfahrungen mit dem nationalsozialistischen Terrorregime ins Grundgesetz aufgenommene Recht auf Asyl vor einigen Jahren weitgehend abgeschafft worden ist, scheint es mehr als angebracht, das im Asylrecht sich artikulierende Spannungsverhältnis zwischen Nationalem und Universellem auf seine Entstehungsbedingungen und Geschichte hin zu befragen. Die Geschichte des modernen Asylrechts ist untrennbar verbunden mit der Geschichte des modernen Nationalstaats; nur da, wo sich ein Nationalstaat mit ihm zugehörigen Staatsbürgern konstituiert hat, kann sich die Frage stellen, wie dem Zuflucht suchenden Nicht-Staatsbürger, dem Ausländer zu begegnen sei, eine Frage wiederum, die auf das Problem der Menschenrechte verweist. In der politischen Realität ist das jeweilige Asylrecht nicht zuletzt Ausdruck von sich wandelnden und unterschiedlich ausgeprägten Gruppeninteressen, das geistige, sich auf Menschenrechte berufende Prinzip wird allzuoft zu einem sekundären Faktor. Wie sich Prinzipien und jeweilige tagespolitische Interessen auf die konkrete Gestaltung des Asylrechts auswirken, läßt sich in **Gérard Noiriel**s Arbeit **Die Tyrannei des Nationalen. Sozialgeschichte des Asylrechts in Europa** (Lüneburg: Dietrich zu Klampen Verlag 1994, 313 S.) nachlesen, wobei sich Noiriel im wesentlichen auf die französische Entwicklung in den beiden letzten Jahrhunderten konzentriert. Das Asylrecht, so resümiert er im Schlußkapitel, das die Frage eines neuen europäischen Nationalismus aufwirft, ist heute einmal mehr dermaßen gefährdet, daß man, ohne die jeweilige Existenz partieller Interessen zu verleugnen, *„zweifellos die Idee des Universellen verteidigen"* muß. Seine erste explizite Ausprägung fand das - im Gegensatz zum tradierten religiösen Asyl- im eigentlichen Sinne politische Asyl in der Zeit des Vormärz und im Kontext der revolutionären Bewegungen der Jahre 1848/49. **Herbert Reiter** hat die diesbezüglichen Entwicklungen in Europa und den Vereinigten Staaten in seiner Arbeit **Politisches Asyl im 19. Jahrhundert. Die deutschen politischen Flüchtlinge des Vormärz und der Revolution von 1848/49 in Europa und den USA** (Berlin: Duncker & Humblot 1992, 391 S.) im Detail nachverfolgt. Im allgemeinen, so kann er resümieren, wurde die auf entsprechenden Definitionen des politischen Delikts beruhende relativ liberale Handhabung des Asylrechts in den dreißiger Jahren in den späten vierziger und besonders in den fünfziger Jahren zunehmend restriktiver gehandhabt; dies gilt z. B. für Frankreich und Belgien, während die deutschen Staaten seit jeher Probleme mit einem liberalen Asylrecht hatten. Eine spezielle Entwicklung ist für England und insbesondere die Vereinigten Staaten zu verzeichnen, wo das Asylrecht

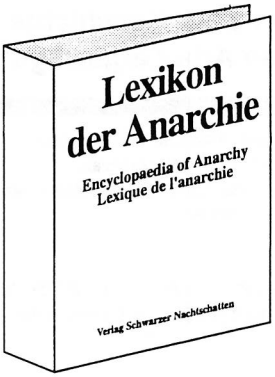
unmittelbar mit dem Einwanderungsrecht verbunden war. Insgesamt, so Reiter, wurden in den damaligen Debatten heute noch aktuelle Positionen vorweggenommen: *„Auf der einen Seite die Verteidigung der Flüchtlinge, die ein individuelles Recht auf Asylgewährung forderten, auf der anderen Seite die Regierungen, die die Asylgewährung als Privileg des Staates verteidigten."* Im Anschluß an die Befassung mit den rechtlichen Grundlagen des politischen Asyls gibt Reiter in vier Kapiteln eine detaillierte Darstellung des politischen Asyls im Vormärz, während der Revolutionsjahre 1848/49, in Kontinentaleuropa nach dem badisch-pfälzischen Aufstand und der Revolutionsflüchtlinge in England und den Vereinigten Staaten. *„Die Gewährung des politischen Asyls"*, so faßt er die damaligen Erfahrungen zusammen, *„war ihrer rechtlichen Basis nach nie mehr als ein humanitäres Zugeständnis, das jederzeit verweigert bzw. zurückgezogen werden konnte."* Als Ergänzung zu der Arbeit von Reiter läßt sich **Ulrich Klemkes** Dissertation **„Eine Anzahl überflüssiger Menschen". Die Exilierung politischer Straftäter nach Übersee: Vormärz und Revolution 1848/49** lesen (Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang 1994, 334 S.). Klemke präsentiert im Hauptteil seiner Arbeit eine Reihe von Fallstudien, die sich im wesentlichen auf die Stadt Frankfurt am Main, das Königreich Württemberg, das Großherzogtum Baden und Österreich beziehen, wobei in den konkreten Verfahren zwischen Verbannung, Deportation und Abschiebung zu differenzieren ist. In einem Ausblick thematisiert er die Aufnahme der Exilierten in den USA sowie die Situation der Rückkehrer nach Europa. Mit der Lage deutscher Emigranten in den USA befaßt sich auch **Marino Mania** in seiner Arbeit **Deutsches Herz und amerikanischer Verstand. Die nationale und kulturelle Identität der Achtundvierziger in den U.S.A.** (Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang 1993, 141 S.). Die Emigranten, so läßt sich Manias Arbeit in aller Kürze zusammenfassen, halten in ihrer neuen Heimat zum einen an spezifisch deutschen kulturellen Traditionen fest, die durchaus an das in Deutschland entwickelte Konzept der „Kulturnation" erinnern, sind auf der anderen Seite aber vor die Notwendigkeit gestellt, sich mit den Einwanderern aus anderen Ländern so zu arrangieren, daß eine neue Gesellschaft entstehen kann. *„Die Achtundvierziger"*, so Mania, beziehen sich auf das später so genannte Konzept des melting pot und *„konstruieren daraus eine bewußt doppelt angelegte deutschamerikanische Identität, die immer wieder darauf abzielt, die Bedeutung des Deutschtums für die amerikanische Nation zu betonen."* Daß daraus allerdings auch Probleme entstehen konnten, zeigte sich während des Ersten Weltkrieges, als die Deutschamerikaner sich plötzlich manifesten deutschfeindlichen Ressentiments konfrontiert sahen, eine Erfahrung, die während des Zweiten Weltkrieges erneut akut wurde. Zu diesem Komplex liegt eine von **Don Heinrich Tolzmann** unter dem Titel **German-Americans in the World Wars. A Documentary History** herausgegebene voluminöse Dokumentation vor (München/New Providence/London/Paris 1995, 5 Bände in 10 Teilen, 3.728 S.), die im ersten Band Zeitungsartikel und Dokumente aus der Zeit des Ersten Weltkrieges enthält, im zweiten Band die Protokolle der Anhörungen zum Deutsch-Amerikanischen Nationalbund vor dem amerikanischen Kongreß, im dritten Band eine Fallstudie zu den Deutsch-Amerikanern in Cincinnati, im vierten Band Dokumente zur Internierung von Deutsch-Amerikanern im Zweiten Weltkrieg und im fünften Band einen die gesamte Edition erschließenden Index.

In einer Zeit, in der wesentliche Informationen durch die alltägliche Bilderflut vermittelt werden, scheint es verwunderlich, daß, so **Brigitte Tolkemitt** in der Einleitung zu dem von ihr zusammen mit **Rainer Wohlfeil** herausgegebenen, die Beiträge eines

gleichnamigen Kolloquiums versammelnden Bandes **Historische Bildkunde. Probleme - Wege - Beispiele** (Berlin: Duncker & Humblot 1991, 261 S.), *„die Historische Bildkunde noch immer eine 'Stiefkind' der Geschichtswissenschaft (ist)"*. Wer den gerade auch in der Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung, zu sozialen Bewegungen im allgemeinen und zum Alltagsleben der unteren Schichten seit geraumer Zeit überhand nehmenden und mit Texten vielfach bestenfalls noch garnierten Bilderbüchern mit einigem Mißtrauen und dem Verdacht begegnet, daß die Lust am Bild oft genug die intellektuelle Anstrengung am Text vermissen läßt, wird in den Beiträgen dieses Sammelbandes, auch wenn sie sich nicht direkt mit den angesprochenen Themenbereichen befassen, gute Gründe für seine Vermutungen finden. Die Kunst Bilder zu lesen - für Kunstwissenschaftler und -historiker gehört dies zum alltäglichen Handwerk - bedarf einer expliziten methodischen Absicherung. Einen auf eine solche Grundlegung abzielenden Beitrag leistet Rainer Wohlfeil in seinen den Band einleitenden „Methodischen Reflexionen zur Historischen Bildkunde". Bilder, so der Ausgangspunkt von Wohlfeil, sind *„keine Wirklichkeitswiedergabe, d.h. objektive Abbilder einer historischen Realität"* und bedürfen daher gerade auch in der *„geschichtswissenschaftliche(n) Nutzung... einer leitenden Fragestellung"*. Wohlfeil rekurriert auf Erwin Panofskys ikonologische Interpretation der symbolischen Werte eines Werkes, hält es aber darüber hinausgehend für *„angebracht, von Panofsky abweichend die bildliche Quelle einer historischen Kritik zu unterziehen, sie in ihrem umfassenden gesellschaftlichen Kontext auszuwerten und sie auf ihren historischen Dokumentensinn zu befragen"*. Exemplifiziert wird dieses Vorgehen im Hauptteil des Bandes in insgesamt neun historischen Bildanalysen, jeweils drei zu den Themen Bildpublizistik (untersucht werden das Symbol des Glücksrades auf Illustrationen aus der Reformationszeit, reformatorische Bildpropaganda sowie illustrierte Flugblätter der frühen Neuzeit), Glaube (mit u.a. einem Beitrag zu lutherischen Bildepitaphien) und Friede (mit u.a. einem Beitrag zur weiblichen Figur als Friedenspersonifikation in der frühen Neuzeit). Es ist wohl, so mag man abschließend resümieren, nicht zu bezweifeln, daß die Historische Bildkunde, so Brigitte Tolkemitt, mit gutem Recht *„den Rang einer historischen Grundwissenschaft"* beansprucht; das aber dürfte auch bedeuten, daß man sich, gerade angesichts der oben angesprochenen Lust am Bild in der neueren Sozialgeschichtsschreibung, erst einmal von einer oberflächlichen Faszination und visuellen Überwältigung durch das Bild frei machen muß.

Vor einigen Jahren hat sich der Soziologe Wolf Lepenies in einem in der „ZEIT" veröffentlichten Text darüber mokiert, daß die *„Verbreitung von Festschriften epidemische Ausmaße an(nimmt)"* und diese Bemerkung mit dem Vorschlag verbunden, *„Festschriften* (zu) *verbieten"*. Während man darüber spekulieren darf, ob dieser Vorschlag tatsächlich ernst gemeint war oder ob es sich dabei bloß um eine neue Variante des Spiels mit der akademischen Eitelkeit handelte, gehen die Produzenten der Festschriften weiterhin ihrem im übertragenen Sinne sicherlich auch rentablen Geschäft nach. Auf einige dieser Sammelbände, bei denen man nie so recht weiß, ob die Beiträge sich tatsächlich dem jeweiligen Anlaß verdanken oder nicht doch irgendwelchen Schubladen - in die sie oft genug jedenfalls passen - entnommen worden sind, soll hier in aller Kürze hingewiesen werden. Bei der von **Jürgen Kocka, Hans-Jürgen Puhle und Klaus Tenfelde** unter dem durchaus programmatischen Titel **Von der Arbeiterbewegung zum modernen Sozialstaat** herausgegebenen **Festschrift für Gerhard A. Ritter zum 65. Geburtstag** (München/New Providence/London/Paris: K.G. Saur Verlag 1994, 866 S.) handelt es sich um ein überaus voluminöses Werk, das in drei von je

einem der Herausgeber eingeleiteten und die Hauptarbeitsgebiete Ritters thematisierenden Abschnitten - Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung, Geschichte der Parteien und des Parlamentarismus, Sozialpolitik, Sozialstaat und anderes - insgesamt 46 Beiträge umfaßt, auf die im einzelnen an dieser Stelle einzugehen zu weit führen würde. Im Anhang des Bandes finden sich eine Bibliographie der Publikationen Ritters sowie ein Verzeichnis der von ihm betreuten Dissertationen und Habilitationen. Auf eine solche informative Beigabe verzichtet der von **Karsten Rudolph** und **Christl Wickert** herausgegebene Band **Geschichte als Möglichkeit. Über die Chancen von Demokratie. Festschrift für Helga Grebing** (Essen: Klartext Verlag 1995, 516 S.). Im Anschluß an einen biographischen Beitrag von Stefanie Schüler-Springorum und Christl Wickert, der auch auf Gerhard A. Ritter, Fritz Klein und Jutta Seidel eingeht, enthält der Band unter den Stichworten „Das kurze Jahrhundert und die Demokratie", „Die Arbeiterbewegung im Prozeß der Modernisierung", „Reform und Gegenreform in Deutschland", „Die Bonner Demokratie", „Republik im Umbruch" und „Die Zukunft des demokratischen Sozialismus" und in einer Miszelle insgesamt 30 Beiträge. Auf fast so viele Beiträge - 28, wiederum unterteilt in verschiedene Abteilungen (Sozialistische Theorie und Sozialpolitik im Kaiserreich, Politik in der Weimarer Republik, Der internationale Sozialismus, Nationalsozialismus und Arbeiterbewegung, Biographische Skizzen, Rezeptionsmuster und Vermittlungsinstanzen) - bringt es die von **Inge Marßolek** und **Till Schelz-Brandenburg** unter dem Titel **Soziale Demokratie und sozialistische Theorie** herausgegebene **Festschrift für Hans-Josef Steinberg zum 60. Geburtstag** (Bremen: Edition Temmen 1995, 379 S.); dafür wird man allerdings in diesem Fall mit einem Schriftenverzeichnis Steinbergs und einem Verzeichnis der von ihm betreuten Dissertationen entschädigt. Das wissenschaftliche Werk der drei hier Gewürdigten steht, zum Teil auch im Kontext eines parteipolitischen Engagements, im Zeichen der Auseinandersetzung mit dem modernen Sozialstaat und der Konzepte eines demokratischen Sozialismus. Bemerkenswert ist, daß eine ganze Generation von Historiker(inne)n in dem Moment von der akademischen Bühne abtritt, in dem jenes sozialpolitische Modell des modernen Wohlfahrtsstaates, das historisch zu erforschen und zu begründen ihr ureigenes Anliegen war und dem sie sich konsequenterweise auch in der Politik verbunden fühlten, in einer neuen Variante des Klassenkampfes von oben zielbewußt zerstört wird, ohne daß seinen Verteidigern irgendwelche überzeugenden Gegenmodelle einfallen würden; eine Ironie der Geschichte, die man wohl auch als eine neue Herausforderung verstehen kann. Etwas anders darstellen dürfte sich das für Theodor Bergmann, dem die von **Wladislaw Hedeler**, **Mario Keßler** und **Gert Schäfer** unter dem Titel **Ausblicke auf das vergangene Jahrhundert. Die Politik der internationalen Arbeiterbewegung von 1900 bis 2000** (Hamburg: VSA-Verlag 1996, 401 S.) herausgegebene Festschrift zum 80. Geburtstag gewidmet ist. Der Band enthält neben einer von Mario Keßler verfaßten biographischen Skizze zu Bergmann, der vor 1933 in der Jugendorganisation der KPO und nach 1945 in der Gruppe Arbeiterpolitik aktiv war, ehe er eine wissenschaftliche Laufbahn einschlug und 1973 eine Professur für International vergleichende Agrarpolitik an der Universität Stuttgart-Hohenheim erhielt, insgesamt 21 Beiträge zu verschiedenen Themenbereichen (Aufstieg und Niedergang der Kommunistischen Internationale, Antistalinistischer Kommunismus in historischer Perspektive, Sozialismus und jüdische Frage, Wandlungen der Sozialdemokratie, Agrarreformen und nationale Befreiung, Intelligenz und Klasse) sowie eine Reihe von kurzen Würdigungen und eine Bibliographie der Schriften Bergmanns.



Lexikon der Anarchie

Hg. Hans Jürgen Degen

Das Lexikon der Anarchie
– will versuchen, für den deutschsprachigen Raum eine umfassende Darstellung aller Personen, Sachgebiete und Organisationen zu bieten, die in direktem oder indirektem Bezug zum Anarchismus standen oder stehen;
– soll zu einem Standardwerk anwachsen, das leicht aktualisierbar ist und verständlich abgefaßt sein wird;
– soll eine Quelle zum Nachforschen, Nachlesen und Informieren sein und als Arbeitsgrundlage über anarchistische Theorie und Praxis dienen.

Im Lexikon der Anarchie werden folgende Bereiche behandelt: Personen, Themen, Organisationen, Anhang mit Register, Bibliographie, Projekt- und Verlagsinformationen. Die einzelnen Stichpunkte sind alphabetisch geordnet und mit Seitenzahlen versehen. Halbjährliche Ergänzungslieferungen sollen das Lexikon nach und nach vervollständigen.

Bisher erschienen:
– „Lexikon der Anarchie", Grundwerk zur Fortsetzung, bestehend aus Ringbuchordner, alphabetischem Register, 154 Seiten Innenteil, DM 60,– zuzügl. Porto;
– 1. Ergänzungslieferung: 150 Seiten Innenteil, DM 28,25 zuzügl. Porto;
– 2. Ergänzungslieferung: 113 Seiten Innenteil, DM 18,75 zuzügl. Porto;
– 3. Ergänzungslieferung: 108 Seiten Innenteil, DM 18,00 zuzügl. Porto;
– 4. Ergänzungslieferung u. 2. Ringbuchordner erscheinen im August 1996.

Bei Bestellung der Grundausstattung werden die halbjährlichen Ergänzungslieferungen – je Seite DM 0,25 – mit abonniert und können wahlweise als Gesamtlieferung der bisher erschienenen Ausgaben oder getrennt als vierteljährliche Nachlieferungen bis zum aktuellen Stand bezogen werden.

VERLAG SCHWARZER NACHTSCHATTEN

Karlheinz Schreieck, Alte Salzstr. 1, D-24306 Bösdorf

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeitergewegung

Am Institut für Grundlagen der Politik des Fachbereichs Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Die IWK, seit 1965 eine Publikation der Historischen Kommission zu Berlin, wird ab Jahrgang 32 (1996) von der Freien Universität Berlin fortgeführt.

Aus dem Inhalt der letzten Hefte:

HANS-PETER KLAUSCH: Neue Forschungsergebnisse zum antifaschistischen Widerstand im Konzentrationslager Flossenbürg

JEAN-YVES PARAÏSO: Walter Dirks (1901–1991) – Christ und Linkssozialist

MAXIMILIEN RUBEL (†): Nach hundert Jahren: Plädoyer für Friedrich Engels

MICHAEL PITTWALD: Zur Entwicklung völkischen Denkens in der deutschen Arbeiterbewegung: der Nationalrevolutionär Ernst Niekisch

CHRISTOPHER HAUSMANN: August Winnig und die „Konservative Revolution"

HENRYK SKRZYPCZAK: Anspiel. Vorabdruck aus: Mission ohne Mandat. Der Fall Friedrich Stampfer

Preise: Einzelheft 20,– DM, für Studierende, andere Auszubildende und Erwerbslose 15,– DM, jeweils zuzügl. Versandkosten. Jahresabo 67,– DM, für Studierende, andere Auszubildende und Erwerbslose 40,– DM, jeweils zuzügl. Versandkosten (Inland 5,– DM, Ausland 12,– DM).

Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließl. H. 4/1992 beträgt 5,– DM pro Heft bzw. 20,– DM pro Jahrgang zuzügl. Versandkosten.

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Freie Universität Berlin
IWK-Redaktion
Malteserstraße 74–100, Haus K
D-12249 Berlin

Telefon: 030/7792-211 oder -412
Telefax: 030/7759685

BzG

Das international anerkannte Organ
zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Erscheint
vierteljährlich
Jahresabonnement DM 36,-
Bestellungen bei 3K-Verlag
Klosterstraße 5 • D-85092 Kösching

Heft 1

Jacques Rancière/ Patrice Vauday:
Auf dem Weg zur Weltausstellung: Der Arbeiter, seine Frau und die Maschinen
Alexander Brandenburg/Johannes Materna:
Zum Aufbruch in die Fabrikgesellschaft: Arbeitersiedlungen
Kajo Burkhard:
Erkundung der Lebenswirklichkeit der "arbeitenden Klassen" - Thomas Hodgskins "Travels in the North of Germany" (1820)
Alexander Brandenburg:
Zur Geschichte des Londoner Arbeiterbildungsvereins
Gareth Stedman Jones:
Die Grenzen einer proletarischen Theorie in England vor 1850
Gottfried Mergner:
Johannes Knief und seine Region. Teil I

ISBN 3-87956-131-1 120 S. DM 12,-

Heft 2/3

Kajo Burkhard:
Zwischen Autonomie und Philantropie. Zu den Anfängen der Arbeiterbildung in England
Gottfried Mergner:
Johannes Knief und seine Region. Teil II
Marcel van der Linden:
Der "wilde" Rotterdamer Hafenstreik 1979
Detlef Roßmann:
Statische Repräsentanz: Kommunistische Öffentlichkeit in einer Kleinstadt der Weimarer Republik

ISBN 3-87956-133-8 160 S. DM 16,-

Heft 4

Anneliese Bergmann:
Geburtenrückgang - Gebärstreik. Zur Gebärstreikdebatte 1913 in Berlin
Alexander Brandenburg/Wolfgang Braunschädel/ Jörg Hausmann/Johannes Materna:
Ruhr - Universität Bochum
Dominique Vanoli:
Die Seidenklöster
Gareth Stedman Jones:
Die Grenzen proletarischer Theoriebildung in England vor 1850

ISBN 3-87956-138-9 128 S. DM 12,-

Heft 5

Erhard Lucas-Busemann:
Hat Friedrich Ebert dem Mechterstädter Arbeitermord vom 25. März 1920
nachträglich eine legale Grundlage zu geben versucht?
James Wickham:
Sozialfaschismus und Spaltung der Arbeiterbewegung: Arbeiter und politische Parteien im Raum Frankfurt 1929/30
Joachim Bruhn:
Thesen zum nationalsozialistischen Arbeitsbegriff, seinem historischen Umfeld und seinen Konsequenzen
Martin Chalmers:
Notizen zur Nazi-Propaganda
Paul Avrich:
Die Pariser Kommune und ihr Erbe
Helga Grubitzsch:
Mutterschaft und Mutterideologie in der Geschichte der Frauenbewegung
Gottfried Mergner:
Anmerkungen zu Henry Jacoby, Von des Kaisers Schule zu Hitlers Zuchthaus
Ojars J. Rozitis:
Beobachtungen zu zwei Vorträgen: Richard Johnson und Jürgen Kuczynski

ISBN 3-87956-146-X 128 S. DM 12,-

Heft 6

Bernd Nitzschke:
Die nationalsozialistischen "medizinischen" Experimente oder
Die Vernunft empört sich über ihr Spiegelbild, in dem sie nicht sich, sondern das Andere erblickt
Jürgen Langenbach:
Die Dialektik der Arbeit und ihr Ende. Bemerkungen zum Maschinensturm
Angela McRobbie:
Die Furcht vor dem Faschismus: alte Geschichten neu erzählt
Ulrich Wyrwa:
Der Alkoholgenuß der Hamburgischen Unterschichten (1750 - 1850)
Manfred Liebel:
Die Arbeit kann uns gestohlen bleiben! Historische Skizzen zur Arbeitslust bei Jugendlichen
Bernd Klemm:
Gottfried Mergners "Anmerkungen zu Henry Jacoby" oder
Die Demontage einer politischen Vaterfigur
Wolf Raul:
Thesen zum intellektuellen Gebrauch
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-400-0 128 S. DM 14,-

Heft 7

Christoph Bartels:
Schieferdörfer im Linksrheingebiet: Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeit
in ländlichen Mittelgebirgsregionen seit dem Ende der Feudalzeit
Martin Chalmers:
Von Kirschen, Erdbeeren und einer Ente. Die blutigen Marktunruhen vom 2. Juli 1919. Ein Beitrag zur unruhigen Geschichte Dortmunds und der Dortmunder
Dieter Gündisch:
Arbeiterbewegung und Widerstand in Wetzlar 1933
Beate Fieseler:
'Dienst am Volk' oder revolutionäre Massenbewegung?
Intelligencija-Frauen
und Arbeiterinnen in städtischen Zirkeln Rußlands, 1870 - 1900
Vladimir Brovkin/Beate Fieseler:
Ein Streik in Sowjetrußland. Arbeiterprotest und bol'sevistische Reaktion:
Elemente von Kontinuität und Wandel im Zeitraum 1918 - 1920
Petra Weber:
Der Assoziationsgedanke der Anarchisten zwischen frühsozialistischem
Erbe und Praxis der Arbeiterbewegung
Wolfgang Dengel:
Stadtsanierung in Bochum: Das Heusnerviertel
Wolfgang Braunschädel/Alexander Brandenburg:
Anmerkungen zur Auferstehung alter Mythen in neuem Gewand
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-407-8 192 S. DM 22,-

Heft 8

Walther L. Bernecker:
"Reiner" oder "syndikalistischer" Anarchismus? Zum Spannungsverhältnis libertärer Organisationen in Spanien
Hans Schafranek/Werner Wögerbauer:
Anmerkungen zur Geschichte der "Amigos de Durruti"
Sabine Behn/Monika Mommertz:
Mujeres Libres - anarchistische Frauen in Revolution und Widerstand
Reinhold Görling:
Vorbemerkungen zu einem Zeitungsinterview mit Carl Einstein aus dem Jahre 1938
Sebastià Gasch:
Einige sensationelle Erklärungen von Carl Einstein
Ulrich Linse/Michael Rohrwasser:
Der Mann, der *nicht* B. Traven war. Zur Biographie Robert Bek-grans
Michael Buckmiller:
Anmerkungen zu Heinz Langerhans und seinem Bericht über das "Buch der Abschaffungen" von Karl Korsch
Heinz Langerhans:
Das Buch der Abschaffungen. Bericht über nachgelassene Aufzeichnungen von Karl Korsch
Andreas Müller:
Aufbruch in neue Zeiten. Anarchosyndikalisten und Nationalsozialisten in Mengede in der Frühphase der Weimarer Republik
Manfred Grieger:
Die Bochumer Bevölkerung und die ausländischen Arbeiter, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlinge 1939 - 1945
Willy Buschak:
Kellner im Widerstand
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-408-6 208 S. DM 22,-

Heft 9

Hans Schafranek:
Hakenkreuz und rote Fahne. Die verdrängte Kooperation von Nationalsozialisten und Linken im illegalen Kampf gegen die Diktatur des 'Austrofaschismus'
Ulrich Linse:
Die "Schwarzen Scharen" - eine antifaschistische Kampforganisation deutscher Anarchisten
Ute Daniel:
Frauen in der Kriegsgesellschaft 1914 - 1918: Staatliche Bewirtschaftungspolitik und die Überlebensstrategien der Arbeiterfrauen
Sabine Behn:
"...und die Mädels verbengeln und verwildern!" Mädchen in der Jugendbewegung - Tradierungen und Abgrenzungen von weiblichen Rollenzuweisungen
Michael Buckmiller:
Sozialer Mythos und Massenbewegung. Zur Problematik der Sorel-Rezeption in Deutschland
Martin Henkel:
Jürgen Kocka - ein Historiker der Nationalen Identitäts-Stiftung
Peter Kröger:
Die Zweite Reichsgründung zu Worms und ihr Sendbote Bahro
Ulrich Linse:
Robert Bek-gran - ein Nachtrag
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-409-4 168 S. DM 22,-

Heft 10

Reinhart Kößler:
Überstunden für die "Aurora". Betriebskomitees in der Petrograder Rüstungsindustrie 1917 zwischen Betriebsräson und Selbstbestimmung
Otto Langels:
Die Revolutionären Industrieverbände. Gewerkschaftspolitik in der Weimarer Republik zwischen Freien Gewerkschaften und KPD
Hans Schafranek:
"Unpersonen": Spanienkämpfer zwischen Verrat und Widerstand in Österreich 1938 - 1944
Willy Buschak:
Schwalben der Arbeit - ein Beitrag zur Geschichte der Bäckereiarbeiter und des Anarchismus in Argentinien
Gernot Volger:
Max Hoelz - Kämpfer, Rebell, Revolutionär
Joachim Bruhn:
Abschaffung des Staates. Thesen zum Verhältnis von anarchistischer und marxistischer Staatskritik
Bodo Schulze:
Autonomia - Vom Neoleninismus zur Lebensphilosophie. Über den Verfall einer Revolutionstheorie
Raniero Panzieri:
Sieben Thesen zur Frage der Arbeiterkontrolle
(mit einer Vorbemerkung von Bodo Schulze)
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-410-8 224 S. DM 22,-

Heft 11

Robert Laube:
"...der Zeitpunkt, wo die Ehre es nicht mehr zuläßt, das Bremsen weiter zu betreiben!"
Binnendifferenzierung und Konfliktrationalität in der Bochumer und Langendreerer Bergarbeiterschaft 1860 bis 1914
Siegbert Wolf:
"...bis die Bestie Kapitalismus niedergerungen und der Moloch Staat zertrümmert ist."
Der erste Prozeß des Volksgerichtshofs gegen die Freie Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) im Sommer 1936
Willy Buschak:
Das Leben des Emilio Lopez Arango
Rolf Wörsdörfer:
Trotzki und die nationale Frage auf der Balkanhalbinsel (1908 - 1914)
Aleksandr J. Watlin:
Die Geburt der Einheitsfronttaktik: Die russische Dimension
Jacques Wajnsztejn:
Gewalt und Revolution
Sozialismus als Realfiktion.
Frühe linkskommunistische Kritik am sowjetischen Staatskapitalismus. Eine Dokumentation (mit einer Vorbemerkung von Wolf Raul)
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-411-6 304 S. DM 26,-

Heft 12

Fritz Keller:
Von Lenin zu Stalin. Kontinuität und Bruch in der russischen Deutschlandpolitik
Dirk Heißerer:
Einsteins Verhaftung. Materialien zum Scheitern eines revolutionären Programms in Berlin und Bayern 1919
Marianne Kröger:
Carl Einstein im Spanischen Bürgerkrieg: Gratwanderungen zwischen Engagement und Desillusionierung. Die Jahre 1937 und 1938 anhand von Briefen und des Interviews in "La Vanguardia" vom 24. Mai 1938
Carl Einstein erläutert den Mehrfrontenkrieg und die Kriegspläne des Nazifaschismus
Václav Tomek:
Tschechischer Anarchismus um die Jahrhundertwende
Wolf Raul:
Vorschein und Nachwehen. Hugo Sonnenschein. Ein Dichter gerät in die Politik
Hugo Sonnenschein:
Närrisches Büchel
Jochen Schmück:
Der deutschsprachige Anarchismus und seine Presse. Ein Forschungsbericht
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-412-4 288 S. DM 26,-

Heft 13

Philippe Bourrinet:
Holländischer Rätekommunismus: Von den „Groepen van Internationale Communisten" zum „Spartacusbond"
Paul Mattick:
Karl Kautsky: Von Marx zu Hitler
Václav Tomek:
Anarchismus als eigenständige politische Partei oder als breite Gefühls- und Ideenströmung. Dokumente zu einer Diskussion über die Zukunft des tschechischen Anarchismus im Jahr 1914
Philippe Bourrinet:
Nationalistische Barbarei oder Weltrevolution?
Ante Ciliga (1898-1992): Lebensweg eines Kommunisten aus Kroatien
Arkadij Maslow:
A. Ciliga: „Au pays du grand mensonge". Mit einer Vorbemerkung von Georg Scheuer
Aleksandr J. Watlin:
Das anglo-russische Komitee und der innerparteiliche Kampf in der KPdSU (B)
Rolf Wörsdörfer:
Verschiebebahnhof der Revolution: Antonio Gramsci, der italienische Kommunismus und die Sowjetunion
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-413-2 288 S. DM 26,-

Spanien - Literatur

„Land and Freedom". Ken Loachs Film zum Spanischen Bürgerkrieg. Film, Diskussion, Geschichte, mit einem Interview mit Ken Loach, Beiträgen von Victor Alba, Andy Durgan, Ulrich Gregor, Arthur Lehning, Abel Paz, Georg Seeßlen, Christian Semler, Rainer Tosstorff, Rainer Wandler u.a. sowie zahlr. Fotos - 214 S., 29,80 DM

Norbert Rehrmann: „Ein sagenhafter Ort der Begegnung".
Lion Feuchtwangers Roman „Die Jüdin von Toledo" im Spiegel von Kulturgeschichte und Literaturwissenschaft - 107 S., 24,- DM

Richard Faber: Erinnern und Darstellen des Unauslöschlichen.
Über Jorge Semprúns KZ-Literatur - 135 S., 28,- DM

Vor 60 Jahren: Beginn des Spanischen Bürgerkriegs.
Themenschwerpunkt der Zeitschrift 'Tranvía. Revue der Iberischen Halbinsel' (u.a. Revolution und Stalinismus, republikanische Presse, Fotografie, Helden, Schwindler & Spione) - 68 S., 9,- DM

Hanns-Erich Kaminski: Barcelona, ein Tag und seine Folgen.
Reportagen eines deutschen Emigranten aus Bürgerkrieg und Revolution 1936. *„Von großem dokumentarischem Wert."* (Basler Zeitung) - 208 S., 29,80 DM

edition tranvía - Postfach 30 36 26 - D-10727 Berlin

Alles, was man in dieser Zeit für seinen Charakter thun kann, ist, zu documentiren, daß man nicht zur Zeit gehört.

Johann Gottfried Seume

DM 34,-